



*Jahrbuch für geschichte, sprache  
und literatur Elsasslothringens*

Strassburg (Germany) Historisch-litterarischer  
zweigverein des Vogesen-clubs

i.

*H. W. Schmitt  
Herausg.  
Strassburg*

Library of



Princeton University.





# JAHRBUCH

FÜR

GESCHICHTE, SPRACHE UND LITTERATUR

ELSASS-LOTHRINGENS

HERAUSGEGEBEN

VON DEM

HISTORISCH-LITTERARISCHEN ZWEIGVEREIN

DES

VOGESEN-CLUBS.

XVII. JAHRGANG.

---

STRASSBURG

J. H. ED. HEITZ (HEITZ & MÜNDEL).

1901.



# Inhalt.

---

	Seite.
<u>I. Gedichte: 1. Walpurgisnacht auf dem Bastberg von Fritz Lienhard; 2. Auf den Bergen, 3. Abendgruss von der Ferienreise, 4. Herbstbeginn von Christian Schmitt; 5. Der Fremdenlegionär von Eduard Baas; 6. An Weissenburg von Otto Stübel; 7. D'Strosturjer Zehnerglock von Eduard Baas; 8. Trutthüse von August Ziegel . . . . .</u>	<u>1</u>
<u>II. Geschichtliche Mitteilung über eine Zeichnung Dürers die Ortenburg und den Ramstein bei Schlettstadt darstellend von C. Winkler. Mit 2 Abbildungen . . . . .</u>	<u>12</u>
<u>III. Ein elsässischer Arzt der Humanistenzeit als deutscher Poet von Knepper, Bitsch . . . . .</u>	<u>17</u>
<u>IV. Ein ungedrucktes Gedicht von Moscheresch. Herausgegeben von Emil Ettliger, Karlsruhe. . . . .</u>	<u>25</u>
<u>V. Beiträge zu einer Lebensbeschreibung von Franz Michael Leuchsenring von M. Bollert . . . . .</u>	<u>33</u>
<u>VI. Die letzten Jahre des Colmarer Barfüsserklosters und Jakob Einfalt aus Geberschweier, dessen letzter Guardian von A. Hertzog, Colmar . . . . .</u>	<u>113</u>
<u>VII. Züricher Flüchtlinge im Elsass zur Zeit der Revolution und Restauration von Manfred Eimer . . . . .</u>	<u>150</u>
<u>VIII. Autobiographische Aufzeichnungen von Ludwig Spach. Herausgegeben von F. X. Kraus. (Fortsetzung). . . . .</u>	<u>182</u>
<u>IX. Karl August Barack. Lebensumriss von Ernst Martin. Mit einer Abbildung. . . . .</u>	<u>225</u>
<u>X. Die Kunkelstube. (3. Fortsetzung und Schluss.) Von Hans Lienhart. . . . .</u>	<u>233</u>
<u>XI. Bemerkungen zu V. Henry's Arbeit über die Kolmerer Mundart von J. Spieser . . . . .</u>	<u>241</u>
<u>XII. Friedrich Bresch. Nachruf von J. Spieser . . . . .</u>	<u>249</u>
<u>XIII. Das Strassburger Standbild des jungen Goethe. III. Bericht von Ernst Martin . . . . .</u>	<u>252</u>
<u>XIV. Die Pfarrscheune in Sesenheim . . . . .</u>	<u>268</u>
<u>XV. Chronik für 1900 . . . . .</u>	<u>269</u>
<u>XVI. Sitzungsberichte. . . . .</u>	<u>270</u>

---

3-10<sup>5</sup>  
495

v.17-20

(1901-1904)

I.

## Gedichte.

### 1. Walpurgisnacht auf dem Bastberg.

Von

Fritz Lienhard.

**A**m Druidenkreis im Felsen der Michaelskapelle bei Zabern pflegen sich die Hexen zu sammeln und von dort, nach zauberhaften Vorbereitungen, auf den gegenüberliegenden einsamen Bastberg, den Blocksberg des Unter-Elsasses, hinüberzuffliegen, an ihrer Spitze Frau Itta, ehemals Gräfin von Lützelburg.

Walpurgis-Spuk und Hexentanz!  
Bist Du's, die in der Mondnacht Glanz  
Aus Zauberflammen blendend nackt  
Emporschießt, Itta, höllisch Weib?!  
Ich wag's, ich fasse den blühenden Leib  
Und halt' ihn in blühender Nacht gepackt;  
Auf! Tragt mich empor mit Fledermausflügel,  
Eulenumschwirrt, über Dorf und Hügel,  
Flatternd in dieser Dämonenbande,  
Mit Kettengerassel und Luftgeschrei,  
Als ob ich der Hexen König sei!  
Auf! Hexenritt über Menschenlande!

Seht ihr des Bastbergs Sprühvulkan?!  
Der Bastberg hebt ein Knattern an  
Und trägt als Haube und funkelnden Kranz  
Walpurgisfeuer und Hexentanz!  
Und in des Berges Kegelrund  
Zackt sich der Weg zum Höllenschlund,  
Der speit in all den Saus und Braus  
Ein Schock verruchter Teufel aus:  
Die fassen fest, die stampfen gut  
Mit Pferdefuss um rote Glut!

Dem Walde zu: «Vergiss, was war!  
Die Stunde kommt, da übers Jahr  
Bei plauderfrohem Wiedersehn  
Wir neu beisammen sind!» —

## 5. Der Fremdenlegionär.

Von  
Eduard Baas.

Fern liess er Heimat, Eltern, gute Freunde,  
Vom Hass verführt im Jugendübermut,  
Bot sich zum Fremdendienst mit kaltem Blut,  
Obgleich beim Abschied er doch leise weinte.

Er kämpfte brav, wenn auch für fremde Ehre,  
Bis ihn des Feindes Kugel traf ins Herz;  
Nach seiner Heimat rief er noch im wilden Schmerz —  
Jedoch umsonst, ihn trennten weite Meere.

Im Schatten einer stolzen Sykomore,  
Da ruht er jetzt im heissen Wüstensand.  
Sein letzter Wunsch galt doch dem deutschen Land,  
Den Abschiedsgruss weht Frankreichs Tricolore.

## 6. An Weissenburg.<sup>1</sup>

Von  
Otto Stübel.

Poesie, leih mir die Flügel!  
Dass ich sing das Lob der Stadt,  
Die im Kranz der Rebenhügel  
Mir mein Herz gefangen hat;  
Hat das Schicksal auch getrieben  
Längst mich über Berg und Land,  
Blieb dein Bild mir eingeschrieben  
Weissenburg am Lauterstrand!

Deine Türme seh ich ragen  
Und des Klosters Bogengang,  
Wo in grauer Vorzeit Tagen  
Otfrieds fromme Harfe klang;  
Rings die Dächer, halb verstecket  
Hinter Wall und Mauerzier,  
Dran sich friedlich jetzo recket  
Rebenlaub und Obstspalier.

<sup>1</sup> Für den Festkommers anlässlich des 50jährigen Dienstjubiläums des Gymnasialdirektors Dr. Kromayer in Weissenburg gedichtet nach der Melodie: Strömt herbei, ihr Völkerscharen.



Gleichwie auf grüsamtem Kissen  
Prangt ein fürstlich Krongeschmeid,  
Liegst du da, zu deinen Füßen  
Fluren segenüberstreut;  
Keiner mag mehr zu erschauen.  
Nur der Denkstein kündet's noch,  
Dass durch diese blüh'nden Auen  
Einst des Krieges Fackel zog.

Waldeshöhen sanft umsäumen  
Diesen schönen Erdenraum,  
Wo's so wonnig war zu träumen  
Froher Jugend goldnen Traum.  
Kehr ich heut zur Stätte wieder,  
Bleibt mein Fuss wie festgebannt,  
Schwärmrisch grüssen meine Lieder  
Weissenburg am Lauterstrand.

## In der Mundart.

### 7. D' Strosburjer Zehnerglock.

Von

Eduard Baas.

«Was hör' ich jetz fuer Glockedön?  
Stört denn des d'Ruj nit vun de Lit?»  
«'s isch Zehnerglock, min liewer Frind,  
So lit sie schun sit alter Zit.

Es isch nur noch e schöner Brüch;  
Wert het's jo kenne, offe g'sat.  
Denn d'Müschterühr duet grad genue.  
Wenn sie am Owes zehne schlat.

Doch früjer, vorm Kriej isch's g'sin,  
Do het m'r d'Stadtthor zuegemacht  
Juscht noch de Zehn, wer später kummt,  
Het drüsse mien campiere d'Nacht.

Un d'Zehnerglock het angezait:  
Ihr Lit, wer rin will, dummel sich!  
Verschtesch jetz, worum's zehne lit?»  
«Ganz recht, ja jetz verschteh ich dich.»

«Un wenn sie au kenn Wert meh het,  
Sie singt uns noch iis alter Zit:  
D' Welt blicet, nur d'Mensche ändre sich,  
's git gueti, schlechti, grad wie hit.»



## 8. Trutthüse.

Von

August Ziegel.

Wenn d' golde Morjesunn dhuet schyne,  
Luej ich zue de Vogese hin,  
Dort glänze d' alte Burgrüine,  
Wie Edelstein im Tannegrün.

Ich suech sie alli ze-n erkenne.  
Vom Ower Rhin in's Unterland.  
No dhue i still die Name nenne  
Von dene Ritter, wohlbekannt.

Un wenn de Schlösser no, de viele,  
Ich g'schickt hab mine Morjegruess,  
Dhue biem e Durn ich gern verwyle,  
Dort am Odilieberrifuess.

Er luejt so ernsthaft eim ergeje,  
In sinem dunkle Tannekleid,  
Un frisch. grüni Matte leje  
Wie Teppie vor'm üsgebreit'.

Viel liewi Ort dhuen ne umgewe:  
Landsberg, Uedilli, Männelstein!  
Un vorne dran, die schöne Rewe  
Vom Barrer Bann un Heljestein.

Kein Ritter het m'r dort sehn hüse,  
M'r het kein Fallbruck gsehn am Door,  
'S isch 's alti Kloster Trutthüse,  
Mit sinem Kirchdurn, sinem Chor.

Es het's e-n edli Frau geböie:  
Herrad von Landsberg, d' Aebtissin.  
Still von d'r Welt zeruckgezöie,  
Sin frommi Mönch dort üs e-n in.

Un wenn sie sin verbei geritte,  
Die ys're Männer, hoch ze Pferd,  
Hän d' Klosterbrüder schön gelitte,  
Un Chorg'säng het m'r drinne g'hört.

Jetzt steht nur noch d'r Durn un d' Müre.  
Nim viel vom Kloster sieht m'r hyt.  
Doch sehn m'r Alli gern noch d'Spüre  
Von längst verklung'ner Ritterszyt.

'S wurd Alles was noch steht vom Alte  
Un was d' Johrhundert han verschont,  
Vom Herr von Türkheim guet erhalte,  
Der dort in sinem Landguet wohnt.

Die Müre derfe nit verfalle.  
Sie wäre b'schützt un wäre gehrt;  
Denn Truttehüse blied uns Alle  
Im Elsassländel lieb un werth.

Drum wenn de Schlösser als, de viele.  
Ich g'schickt hab mine Morjegruess,  
Dhue ich am liebste noch verwyle  
Biem Klosterdurn, am Wasgau fuess!

## II.

# Geschichtliche Mitteilung über eine Zeichnung Dürers die Ortenburg und den Ramstein bei Schlettstadt darstellend.

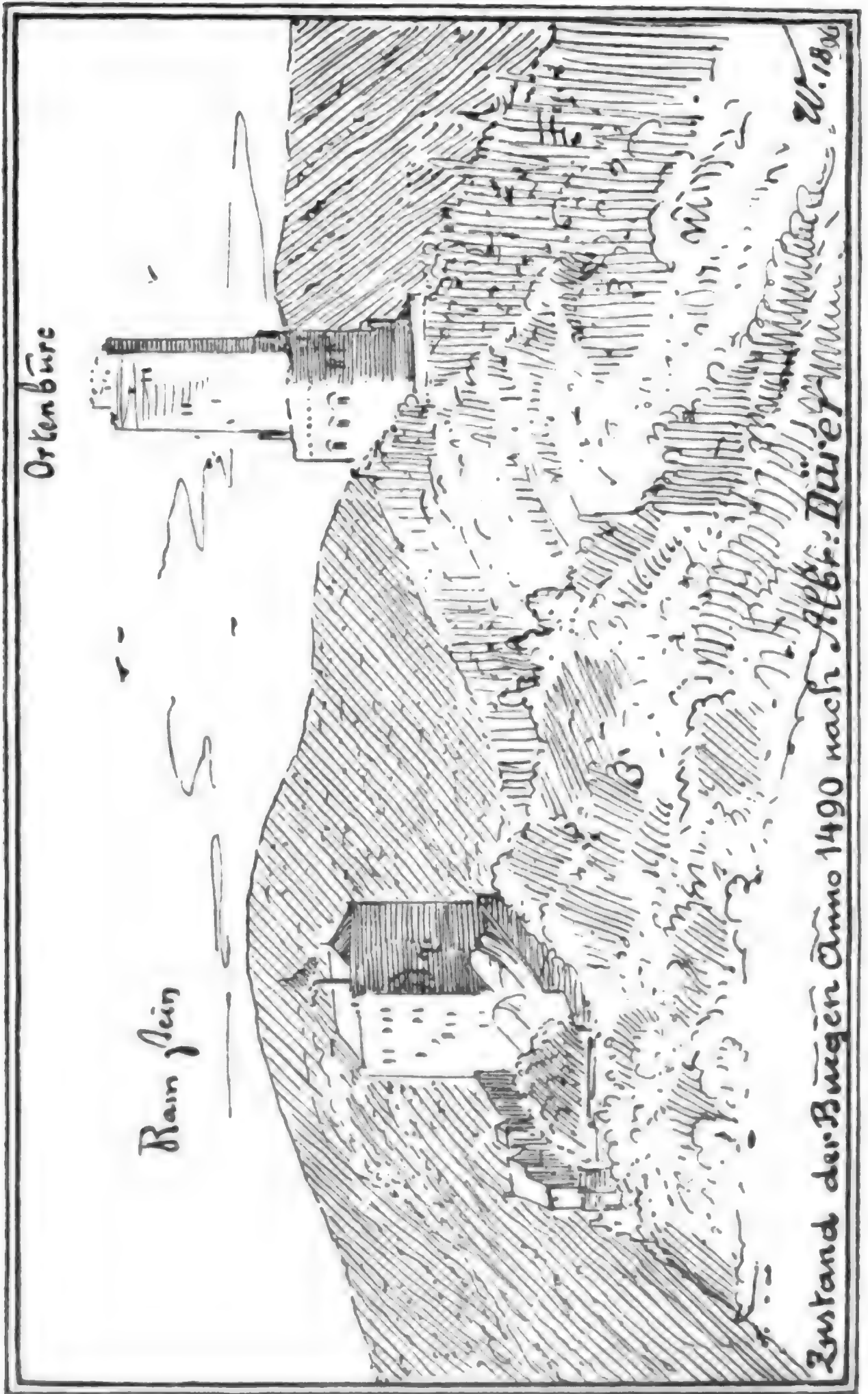
Von

**C. Winkler.**

Im Albrecht Dürer-Hause in Nürnberg sind im oberen Stockwerke durch den dortigen «Albrecht Dürer - Verein» viele Werke des grossen Künstlers, sei es im Originale, sei es in photographischer Wiedergabe der Originale, aufgestellt. Hierunter befindet sich auch eine Bleistiftskizze, auf welcher der Ramstein und die Ortenburg, welche am Eingange des Weilerthales bei Schlettstadt stehen, abgebildet sind. Das Original dieser Zeichnung, die hier nur aus einer photographischen Wiedergabe des Originals besteht, soll sich in der Berliner Kupferstichsammlung befinden. Wenn schon an und für sich aus der Silhouette der Zeichnung ersichtlich ist, dass dieselbe die beiden Schlösser, hier Scherweiler Schlösser genannt, darstellt, so ist dies um so sicherer der Fall, da Dürer eigenhändig auf seiner Skizze dieselben mit «Ramstein und Ortenburc» bezeichnet. Auf der Zeichnung lautet ein neuerer Vermerk dahin, dass Dürer dieselbe auf seiner Reise durch Schwaben und das Elsass in den Jahren 1514–1515 anfertigte. Ich glaube jedoch die Richtigkeit dieser Daten in Zweifel setzen zu können, denn nach — von Rettberg «Nürnberg's Kunstgeschichte» Stuttgart 1854 pag. 112 — ging Dürer bereits 1490 nach Ostern auf Reisen, namentlich wie es heisst, auch nach Colmar im Elsass, um hier Martin Schongauer, den, gelegentlich gesagt, die Colmarer mit Obstination zum Schöngauer machen, zu besuchen, jedoch ohne ihn zu Hause zu treffen. Es liegt die Vermutung

nahe, dass Dürer schon 1490 seine Reiseskizze fertigte, um so mehr, als er 1514 viele Arbeiten ausführte, wie z. B. die heilige Familie mit der Maria an der Mauer, dann seinen berühmten Hieronimus in der Zelle (die Zelle ist eines seiner eigenen Zimmer, das heute noch existiert); ferner 1515 das Bildnis seines Lehrers Wolgemut und die Federzeichnungen zum Gebetbuche des Kaisers Max ausführte. Mit der Ausführung dieser Arbeiten ist aber sein Verbleib in Nürnberg während der Jahre 1514 und 1515 so ziemlich sicher dokumentiert.

Als ich im Jahre 1896 diese Dürer'sche Skizze sah, habe ich, soweit dies anging, da dieselbe sich unter Glas und Rahmen befand, versucht, eine Copie von derselben zu nehmen. Hierbei hatte ich in erster Linie die architektonischen Formen im Auge, um dann nach Hause zurückgekehrt, den früheren Zustand der Gebäude mit dem jetzt bestehenden vergleichen zu können, dann aber die Stelle aufzusuchen, die Dürer bei seiner Aufnahme betreten, und so denkwürdig gemacht hatte. Dieser Aufgabe nachgehend, bin ich heute zur festen Ueberzeugung gekommen, dass Dürer auf dem alten Wege der von Schlettstadt nach St. Pilt und Rappoltsweiler führt und ganz nahe bei Schlettstadt, etwa da, wo früher das Leprosenhaus St. Leonhard stand und jetzt die Gärtnerei Geny sich befindet, gestanden haben muss, um von hier aus seine Skizze zu fertigen. Von dieser Stelle aus sehen wir heute noch die Burgruinen in der gleichen landschaftlichen Lage, wie sie Dürer giebt. Vielleicht mag ihn hier der Gedanke an seine Vaterstadt Nürnberg, wo ebenfalls vor dem Spittlerthore damals ein Siechenhaus bei St. Leonhard stand, gefesselt und ihn zur Anfertigung seiner Skizze veranlasst haben. Wenn Dürer damals von Schlettstadt nach Colmar ging, musste er auch diesen Weg einschlagen. Es liegt auch nahe, dass er damals Rappoltsweiler besuchte, wo die kunstsinnigen Herren von Rappoltsweiler sich aufhielten. Als Dürer hier zeichnete, muss recht klares Wetter gewesen sein, denn seine Aufnahme ist ziemlich detailliert, d. h. so genau gegeben, wie man die Gegenstände auf ca.  $5\frac{1}{2}$  Kilometer Entfernung gesehen, nicht oft antrifft. Doch kommt dies öfters hierzulande, namentlich des Morgens vor Eintritt eines Regenwetters vor. Ein Vergleich von Dürer's Aufnahme mit dem heutigen Zustande der Burgen ergibt nun, dass die Ortenburg sich seither nicht wesentlich geändert hat und auch, dass sie damals schon Ruine war. Dagegen sehen wir, dass der Ramstein zu jener Zeit noch bewohnbar war, denn er hat noch seine Bedachungen. Hieraus ist zu schliessen, dass dieses Haus, nachdem es bereits anno 1420 durch die Strassburger verbrannt worden war, (vide Kraus) aufs Neue wieder baulich hergestellt wurde und wohl erst später

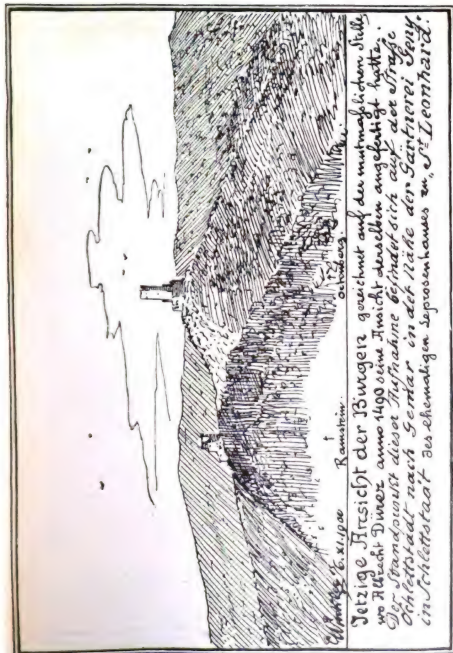


Orten büre

Rhein sein

W. 1800

Zustand der Bürgen Anno 1490 nach Abb: Düwelfmann



Wien, den 6. XI. 1900  
Ramstein.  
Ochsenberg.  
Die heutige Ansicht der Bürgerz gerechnet auf den mutmaßlichen Stelle  
wo Recht Dürez anno 1490 seine Ansicht derselben angefertigt hatte.  
Der Standpunkt dieser Aufnahme befindet sich auf der Straße  
Ochsenstadt nach Gernar in der Nähe der Gärtnerei Spitz  
in Schlettstadt des ehemaligen Leprosenhause zu, St. Leonhard.

1525 im Bauernkriege oder vielleicht erst im 30jährigen Kriege zu Grunde ging. Es sei hier noch erwähnt, dass der Ramstein keine eigentliche Burg war — er besass keinen Wartturm — sondern eher als ein «festes Haus» wie man sich damals hiefür ausdrückte, zu betrachten sein dürfte. Was dann die Ortenburg betrifft, so sagt Kraus in «Kunst und Altertum», dass sie durch die Strassburger 1474 wieder für die Müllenheim, welche sie bereits 1314 besassen, zurückerobert wurde. Von diesen Herren kam sie dann im XVI. Jahrhundert an das Haus Oesterreich. Da sie zu Dürer's Zeiten, also anno 1490 schon als Ruine stand, später aber wieder als Eigentum der Bollweiler und der Fugger angetroffen ward, dann wieder im 30jährigen Kriege für den König von Schweden genommen wird, endlich von Louis XIV. ein «Zurlauben» sie zu Lehen erhielt, so muss man annehmen, dass diese Burg auch nach der Zeit, als sie Dürer sah, wieder in einen wohnbaren Zustand versetzt worden ist.

---



### III.

## Ein elsässischer Arzt der Humanistenzeit als deutscher Poet.

Ein Beitrag zur Kenntnis der schriftstellerischen Tätigkeit der elsässischen Humanisten.

Von

**Knepper-Bitsch.**

**U**nter der stattlichen Zahl der elsässischen Humanisten, welche um die Wende des 15. Jahrhunderts die geistige Wiedergeburt unseres Volkes am Oberrhein inaugurierten, finden wir eine ebenso lebenswürdige wie eigentümliche Gestalt: es ist der Mediziner Johann Adelphus Muling, Mitschüler des Beatus Rhenanus, später «Physikus und Stattartzet» — wie er sich selbst nennt — in Schaffhausen. Ueber sein Leben und seine Werke hat Charles Schmidt in seiner hervorragenden Litteraturgeschichte eine gründliche und ausführliche Abhandlung veröffentlicht, auf die hier verwiesen wird.<sup>1</sup> Von besonderem Interesse ist die Vorliebe für deutsche Darstellung, die wir bei Adelphus finden. Sowohl sein Barbarossa<sup>2</sup>

---

<sup>1</sup> Histoire littéraire de l'Alsace à la fin du XVe et au commencement du XVIe siècle, Paris 1879, II, 183 ff., s. auch Goedeke, Grundriss I.<sup>2</sup> 440.

<sup>2</sup> Barbarossa, Eine schöne Und Warhaffte beschreibung des Lebens unnd der geschichten Keyser Friderichs des ersten . . . durch Johannem Adelphum . . . erstmals in latin versamlet auss allen glaubwürdigen Geschriften . . . und aber yetzund in Teütsche sprach verdolmetscht . . . Am Ende: Getruckt inn der loblichen



wie seine türkische Chronik<sup>1</sup> — um von anderem zu schweigen — sind deutsch geschrieben, im wesentlichen allerdings bloss Uebersetzungen bzw. Umarbeitungen von Quellen mit grösserem oder geringerem Anschluss an seine Vorlage; merkwürdig ist nun, dass sich Adelphus auch als Dichter versucht hat. Es war damals nichts Seltenes, geschichtliche Vorgänge, namentlich solche, die für ein weiteres Publikum bekannt werden sollten, in epischen Versen zu besingen; ich erinnere an die Gedichte Wimpfelings über den Brautraub Karls VIII., die der Altmeister der Schlettstadter Schule in seiner Erregung damals in die Welt schleuderte — zunächst in lateinischer, dann auch in deutscher Fassung. Poetischen Schwung, Glätte und Geschmeidigkeit dürfen wir in all diesen Versuchen aus jener Zeit allerdings nicht erwarten; aber immerhin müssen wir diesen Männern dafür dankbar sein, dass sie es wenigstens nicht ganz verschmähten, sich für ihre dichterischen Ergüsse ihrer Muttersprache, die auch unsern Humanisten durchweg noch als «barbarisch» galt, zu bedienen. Von diesem Gesichtspunkte aus dürften auch die poetischen Einlagen, die wir in den beiden oben genannten Schriften des Adelphus finden,<sup>2</sup> nicht ohne Interesse sein. Das sich nach seiner eigenen Angabe unmittelbar an Ligurinus anschliessende Gedicht über den Adel und die Tugenden Barbarossas steht in der angezogenen Schrift fol. B<sub>2</sub>, die Spottverse der Einwohner von Crema ibid. fol. E<sub>2</sub>, die Heldenthat der Johanniter in seiner türkischen Chronik fol. F<sub>4</sub>.

Aber was gaben des gemüts und glücks er von Gott gehept hatt nach der glaubhafften historienschreiber gschrifften, mag man wol erkennen von dem Poeten Ligurino, dann also schreibet er von jm :

Mitt adel ist er wol begabt  
Von hohem blut hat er gehabt.  
Die Künig und die fürsten reich  
Zu elteren und uranen gleich.  
Mit susem gspräch und schöner gstalt.  
Weisem gemüt und stetten gewalt.

---

statt Strassburg durch Bartholomeum Grüninger . . . 1535. (Strassburg. Universitätsbibliothek; culturgeschichtlich interessant ist die Ausgabe durch ihre kriegstechnischen Abbildungen — Wurfmaschinen u. s. w.)

<sup>1</sup> Die Türckisch Chronica, Von irem ursprung, anefang und regiment biss uff dise zeit . . . Erbärmlich zu lesen . . . Am Ende: Getruckt zu Strassburg durch . . . Martin flach . . . 1513. Ebenfalls mit Holzschnitten. (Strassb. Univers.-Bibl.)

<sup>2</sup> Ueber anderes vielleicht später.

Unträger handt mit klugem rat  
Im krieg ein helt mit aller that.

Im Friden mässig und tugenthafft,  
Also was er mit aller kraft.

Von jaren jung, im hertzen alt,  
Fürsichtig, weiss, wie es gefalt.

Rechte lieb und starcker glaub,  
Steiffheit des gemüts on allen raub

In bösem unbeweglich gar,  
Nit zu erheben von der schar.

So es im schon glücklich ergieng,  
Nichts böses er da anfieng.

Des lobs was er begirig vast,  
Die reichthumb teilt er auss on rast.

Den bösen was er grausam gnug,  
Den frummen milt und gantze rug.

Den hochfertigen schwer und ungezemt  
Zu vergeben leicht gar unbehempt.

Den gerechten gut, den schelcken gram,  
Gar starck im zufal gegen scham.

Das künfftigen weiss und wolbedocht,  
Das vergangnen indenck, wie er möcht.<sup>1</sup>

Der guten gesell, der bösen feind  
In allen Dingen gar geschwind.

Und hiebei magst du wol mercken  
Was er für ein mensch sey gewesen  
Als auch hienach weiter von jm würt geschriben.

---

Von einem gespött deren von Crema wider den Keyser gesungen . . . . und die weiber machten dantz auf den offengassen und sungen diss gesang :

Wie vor zeyten ist geschehen  
Keyser Lotharis, also muss ich yehen  
Diser Keyser Friderich,  
Dann auch er da muss weichen glich  
Und mit schanden ziehen ab,  
Darumb trab für bass, lieber knab!

---

<sup>1</sup> Unreine Reime kommen auffällig häufig vor, wie es für die damalige Zeit nicht überraschen kann.

«Neuw Mercklich that wider die unglaubigen.

Wie von dem Hochwürdigen Fürsten Herren Emerich Damboyse grossmeister zu Rhodis sant Johans ordens die Ritterbrüder da selbst wider die ungleubigen zu streitten abgefertiget seind und mit sonder gnad gottes treffenlich ere yngelegt haben und gesiget.

Wer hören wöll gross merklich that  
So neuwlich yetz begangen hat,  
Mit hilff o gott herr Jesu christ  
Der würdig sant Johans baptist  
Durch seine diener uff dem mör  
Fürwar mit gar einer kleinen wer,  
Ja gegen seiner widerpart,  
Die all da waren Machmets art.  
Der hör von hertzen diss gedicht,  
Zu lob dem schöpfer zugericht  
Und allem hymelischen chör,  
Es ist zwar auch ein sollich eer  
Der christenheit uff dieser erden,  
Das billich dardurch globt sol werden  
Der ewig got im höchsten thron  
Darumb ich nit hab mögen lon,  
Ich thät dann sollichs wyter kundt,  
Wie ichs hab gehört uss waren munt  
Und auch in brieffen selbs gelesen  
Von teutschen, die darbey seind gwesen,  
So sie irn fründen heim hond geschriben  
Und mir uss gunst auch zu geschriben,  
Das hat mit namen die gestalt,  
Nach christ geburt gleich da man zalt  
Fünffhundert tausent zehen iar  
Im Augusten geschehen, das ist war;  
Die sant Johanser hond erblickt,  
Wie daz der Soldan uss hat geschickt  
Mit neuntzehen segel ein armadt  
Von Alexandria gerradt,  
In einen golffen, ist genant  
Der golff von Jasson, wol bekant,  
Da wolt der Soldan sich besachen  
Mit holtz und daruss schiffung machen  
Zu widerstandt der christenheit  
Und sterckung seiner Machmetikeit.  
Als das der meister lobessan,  
Von Rhodis gar ein frummer mann,  
Sampt seinen brüdern gleich vernommen,  
Hat er den anschlag bald fürkommen  
Und hat die grossen uaff armiert,  
Desgleichen sunst, wie sich gebürt,

Die barcken und die drey gallee,  
Darzu auch ander rüstung mee,  
Und seind die gallee etlich tag  
Vorhin gefaren, wie ich sag,  
Und do sie kamen fast hinuss  
Schier zu eim schloss, heisst kastellruss,  
Do funden sie zwo parcken ston  
In bonatz,<sup>1</sup> hört on allen won,  
Das ist in stillem windt gesein,  
Uff die hond sie gedrunge hin  
Und sie rechtfertigt an dem ort,  
Do gobendt sie so zymlich wort  
Und darzu ein sollichen bescheid,  
Das under ynen kein türck noch heid  
Auch das sie franckreich gehören zu,  
Do liess man sie mit fryd und ru.  
Da von seind sie noch wyter gefaren,  
Die warheit will ich offenbaren,  
Sie haben fleisslich umb sich gesehen  
Und noch drey parcken dort erspehen  
Die ein wass uss Sicilia,  
Und auch die zwo uss Francia,  
Nun als sie zu in gfare seindt,  
Do abermals in stillem windt  
Hond sie yn kecklich zugesprochen,  
Do warends all die so gar verdrochen,  
Das keiner antwort geben wolt,  
Wie er das dannocht billich solt,  
Das nam die brüder zuverdruss  
Und thetten zu in mangel schuss  
Des gleichen sie auch gegen yn,  
Es möcht zuletzt nit anders gesein,  
Denn das die sant Johanser hand  
Die ein parck droffen in ein wand,  
Das gleich die selbig wolt versincken,  
Darynn auch leut und gut ertrincken.  
Do das die ander zwo ersahen,  
Von stunden an sie thetten gahen.  
Mit ihren seglen, die sie ab  
Bald liessen, yeder sich ergab  
Und begerten all in nöten gnad  
Durch ernstlich bit in höchstem grad.  
Do nam ein end der selbig streit  
Und eylten schnell uff beidersyt  
Zuhilff der dritten parck zu stund,  
Ee das sie gar zerfiel in grund.

---

<sup>1</sup> Bonatza (mittellateinisch) = tranquillitas maris, vgl. das im Text Folgende.

Es waren darynn neuntzig moren  
Mit kauffmanschatz recht usserkoren,  
Und als der brieff auch melden thut,  
So het die selb ein mergklich gut  
Und furen also mit yn hin,  
In freuden brachten sie den gwinn  
Gön Rhodis ia mit grosser gnad  
Und funden da noch ir armad,  
Die dannocht nit was ussgefahren,  
Doch wolt mans lenger nit me sparen,  
Dann morgens was der eilffte tag  
Des monats Augst, wie ich eüch sag,  
Do furen sie all samentlich,  
Ir feind zu suchen dapfferlich;  
Und als sie in den golffen komen  
Von Satellea, sie vernommen  
Uff dem mör zu gripen dort,  
Do hand sich ir galeen embört  
Und hand dieselben in dem halt  
Als kriegsleut bracht in iren gewalt,  
Darynn ob achtzig türcken funden  
Die sie gleich zur selben stunden  
Uss den gripen haben zogen,  
Was ich hie sag, ist nit erlogen.  
Sie stiessen darnach feür daryn  
Und furen also fürbass hin,  
So lang biss sie ir feind betratten,  
Darnach sie gross verlangen hatten,  
Am ein und zweintzigisten tag  
Im Augsten nach der brieffen sage,  
Und auch als dann an morgen früe  
Mit grosser mannheit hören zu,  
Die ritterbrüder satzten zamen  
Und griffen an in gottes namen  
Mit guter ordnung uff die feind  
Gantz unverzagt, keck und geschwind  
Mit schiessen zwar uff beiden seiten,  
Kein theil wolt uff den andern beiten,  
Sie schüssend also hefftiklich  
Und würffen feür als grausamlich.  
Was yeder thun mocht hin und her,  
Das als zuschreiben vyl zu schwer,  
Ist doch als ich es hab gelesen  
Da selbs gesyn kein ander genesen,  
Dann wer bass mag, der saum sich nit,  
Wann da ist kein vergeben zeit,  
Das hat die feind so hoch verdrossen  
Und ward uffs ordens schiff geschossen  
So oft und dick, das wunder ist,  
Noch halffen sie mit all ir lyst,

Die stein die giengen neben ab  
Und wolten nyndert halten hab  
Ins ordens schiffung, wie ir hört,  
Die feind ia waren all zerstört  
Und durch die sant Johanser do  
Gedrenckt das sie nit wüssten, wo  
Sie fliehen solten uff dem mör,  
Das land was ynen vyl zu fer  
Und was den brüdern also gach,  
Das sie in hengten nach und nach,  
Und haben gschossen solcher massen,  
Das sie ir schiff hond müessen lassen,  
Dann deren sant Johanser geschoss  
Die gaben ynen solchen stoss  
Und drungen durch ihr schiff und gut,  
Darvor sie Machmet nit behut.  
Dann ein gallee gar in den grant  
Zerschossen wart, thun ich uch kundt,  
Desshalb darunder vyl ertruncken,  
Die seind auch yamerlich versuncken,  
Und was doch ihr ein merklich zal,  
Die allsandt müsten lyden qual;  
Es waren auch verleugnet cristen  
Dar bey gar vyl zur selben fristen,  
Mit namen uff vierhundert wicht,  
Zu den man Mamalucken spricht,  
Den selben ist auch damals gelungen,  
Noch dem sie auch bissär hant gerungen,  
Und als ihr hauptmann ward erschlagen,  
Do thetten sie gleich all verzagen.  
Also seindt die Johanser hin  
Gefaren mit siglichem gewin  
Und hond die sachen also bedacht,  
Das sie gon Rhodis haben bracht  
Merck zehen schiff nach ir monir,  
Uff yedem boum ein keffin<sup>1</sup> geschir,  
Des gleichen auch ein gut galler,  
Darzu nach syben fusten<sup>2</sup> me.  
Das alles kompt von oben här,  
Da von ooch vyl zuschriben wer,  
Doch mag ein yeder wol verston  
Darbey wer uff dem grund will gon,  
Wie das der ungleubig got  
Machmet so gar ist worden zu spot.  
Darumb, o got herr iesu christ,  
Wir loben dich zu aller frist

<sup>1</sup> Ob Druckfehler? Sollte an das ital. Gaffia = Mastkorb zu denken sein? Adelphus liebte Fremdwörter.

<sup>2</sup> Fuste = kleiner Segler für den Kundschafter-Dienst.

Darzu auch deinen teuffer schon  
Sant Johans im hymels thron  
Und rüffen uff gon hymelreich  
Das du uns behütest ewigklich,  
Damit als bald gemeret werd  
Dein heiliger glaub uff diser erd.  
Und gyb damit der schrift ein end  
Got alle ding zum besten wend. Amen.

IV.  
Ein  
ungedrucktes Gedicht von Moscherosch.

Herausgegeben von

**Emil Ettliger-Karlsruhe.**

Das im Folgenden abgedruckte Gedicht befindet sich auf der grossh. Hof- und Landesbibliothek zu Karlsruhe als Handschrift unbestimmter Herkunft Nr. 36, die, wie ich bereits im Centralblatt für Bibliothekswesen XVI, S. 468 f. dargelegt habe, aus Ettenheim-Münster stammen dürfte. Sie umfasst auf 6 Seiten gross 8<sup>o</sup> weiter nichts als das Gedicht oder vielmehr die beiden Gedichte und zwar in einer Abschrift von einer Hand, die aus dem Schlusse des 17. Jahrhunderts herrühren dürfte.<sup>1</sup>

Das erste Gedicht ist «Melandor von Schwarzwald» unterschrieben. Darunter ist nach Pariser<sup>2</sup> ein Strassburger Freund Moscheroschs, Melchior Erhardt, zu verstehen.

Ich glaube jedoch annehmen zu dürfen, dass dieser nicht selbst der Verfasser ist, sondern dass ihm das Gedicht nur von Moscherosch in den Mund gelegt wird. Beide Gedichte sind nämlich so sehr aus einem Gusse und so eng zusammengehörig, dass ich beide auch nur einem Verfasser zuschreiben möchte.

---

<sup>1</sup> Dass wir es nicht mit Moscheroschs eigener Hand zu thun haben ergiebt ein Vergleich mit dessen Unterschrift in Könnecks Bilderatlas, 2. Aufl. S. 187.

<sup>2</sup> Beiträge zu einer Biographie Moscheroschs, München 1891. S. 6, Anm. 2.



Ueber die Persönlichkeiten, denen das Gedicht gewidmet ist, etwas zu ermitteln, war mir leider nicht möglich.

Für einige Winke zu den Anmerkungen bin ich Herrn Prof. Strauch in Halle zu Dank verpflichtet, ferner Herrn Hofbibliothekar Dr. Holder in Karlsruhe, der mir eine von ihm angefertigte Abschrift des Gedichtes zur Vergleichung mit der meinigen in der liebenswürdigsten Weise überliess.

Stätt vndt Felder Lob

1r.

Vff

Hrn Hanß Jörg Meyers vndt Jungfraw  
Margarethe Heydelin Hochzeit, gehalten  
den 7<sup>ten</sup> May 1649. beehret Durch Melander  
vndt philander beede freunde, in  
Straßburg. ./.

Vortrag ane Philander von Sittewald  
Zu lob der Meyerey

1.

Komb, Philander, laß Vnß wetten,  
Waß doch wol das beste sey,  
Daß man wohne in den Stätten,  
Oder kauff ein Meyerey,  
Undt ernehr sich auff dem Landt,  
Ich halts mitt dem Meyerstandt.

2

Wem es gefällt, der pleib in Stätten,  
Laß sich imer sperren ein,  
Ich will in die freyheit tretten,  
Auf dem Lande frölich sein.  
Will mir bei dem Schwartzwald frey  
Kauffen eine Meyerei.

3

3

1v.

Dann so leb Ich nach meim Willen,  
Binn nicht eines Jeden Knecht,  
Muß nicht Jedes will erfüllen,  
Vndt mach es doch wol keinem recht.  
Draußen auf der Meyerey,  
Binn Ich vieler Sachen frey.

4

Darff nicht nach der Glocken schlafen,  
Stehe auff wans mir gefällt,  
Hab nichts auff der Pfaltz zu schaffen  
Vndt behalt dasßelbig gelt,  
Ruhe wohl die gantze nacht  
Darff auch auf kein Jörgen <sup>1</sup> wacht.

5

Ich darff für kein esßen sorgen  
Vndt darff auch für meinen tisch,  
Keinen batzen gelt auffborgen,  
Dan fleisch, Vögel, kraut und Fisch,  
Bätter, käß, obst, Eyr dabey,  
Hab Ich bey der Meyerey.

6

Darff ich dan kein schulden machen,  
Kompt mir auch kein Bott zu hauß,  
Kan d(er) Vnderhändler lachen,  
Die in Stätten manchen grauß

aufferw.

Auferwecken, darff auch nicht  
Kömen für das Stattgericht.

2r.

7

Ich acht keine pracht im Kleyden,  
Auch kein Alamoderey,  
Brauch kein samat o(der) seyden,  
Mir genügt ein Häresey, <sup>2</sup>  
Ich pleib fein bej meinem Standt,  
Komb kein Kauffman in die handt

8

Will Ich dan ein freude haben,  
Hab Ich frewde überall,  
Auf dem feld kan mich erlaben,  
D' lieblich Lerch Vnd Nachtigall,  
Thue auch noch wohl einen sprung,  
Vnd geb keine besßerung.

9

Hab Ich drauß gleich kein Fiohlen,  
Lauten, geygen, Instrument.

<sup>1</sup> Was unter Jörg zu verstehen sei, ist unklar; vielleicht ist es an dieser Stelle gleichbedeutend mit Scherge, was dann Aufpasser bedeuten würde. Vgl. Grimm: Deutsches Wörterbuch VIII, 2584 ff.

<sup>2</sup> Häresey = kersei, kerschei, eine Art Flannelstoff. Vgl. Grimm a. a. O. V, 850.

Spar Ich die Ducat-Pistolen,  
Die man drauff in Stätten wendt,  
Die Sackpfeiffer Vndt Schallmeyen  
Seindt auch gut auf d(en) Meyereyen.

10

10

2v.

Ich laß mir kein blumen bringen,  
Auß dem welsch Vndt Niderlandt,  
Waß mach Ich mit solchen Dingen,  
Sechtzehn thaler in der handt,  
Ist fürwahr ein großes gelt,  
Blumen wachsen mir im feldt.

11

Ich will Jetz nicht davon sagen,  
Daß in Stätten alles theur,  
Daß man da nichts hört alß klagen  
Vber Schatzung, frohn vnd Steur,  
Dieser Sachen binn ich frey,  
Bey der werthen Meyerey.

12

Drumb hat Maro so erhaben,  
Das frey leben auff dem feldt,  
Cicero hat desßen gaben,  
Vorgezogen gutt vnd gelt,  
Vndt Opitz bekennet frey,  
Daß nichts sey vber Meyerey.

13

Doch Philander hält mit Stätten,  
Dan Er ist von Sittewaldt,

Aber Ich

Aber Ich will nochmals wetten,  
Gwinn Ichs nicht, so ists bezahlt  
Nun es gilt ein dutzet Ayer  
D' Jungfraw Braut hält mit dem Meyer.

3r.

14

Nun ich wünsche glückh Vnd segen  
Zu der Newen Meyerey,  
Bräutigam Vndt Brautt zugegen,  
Daß der Mayer fruchtbar sey,  
Dass die Heydelbeer Ihm schmeckh,  
Vnd er Ihr ein Meyer steckh.

Melanther Von Schwartzwald.

Philanders Antwort zu Lob d(er) Stätte.

Melander, werther freundt, Du hast fürwar geschosßen,  
 Vom Ziel so weit nicht ab, wan nur die alte welt,  
 Da man ohn krieg, ohn angst, lag frej im feld zu feldt,  
 Mit aller teutscher trew, käm wider hergeflosßen,  
 Vndt dz man trawen dörrft, vndt köndte sicher wohnen,  
 In seinem hoffe gut, auff seiner Meyerey.  
 Wie zu der Vätter Zeit, da Mauß- und Plackerey,  
 Noch war gantz Vnbekandt, vndt da man sah belohnen  
 Die tugendt, kunst vndt dienst, da man nichts wust vom kriegen.  
 Von kriegen ohne gelt, vom reutten auff die beutt,

3v.

Noch von partheyen gehn, Vom lauffen auß dem Streitt,  
 Von rauben, brennen, mord, von schänd(en) presßen, triegen,  
 Da man noch sicher durfft auf weitem felde schlaffen,  
 Ohn sorgen, noth, gefahr, in gärten, wiesen, Thal,  
 Auff offner freyer Straß, in wälden überal,  
 Mit pferdn auf der weyd, mit Ochsn kühn, schafen,  
 Wan aber, liebster Freundt, bej Vnß ist eingetretten,  
 Vntrew der böse gast, Vndt daß man auf dem landt  
 Sein leben, ehr vndt gutt, muß mit bewehrter handt  
 Auß Noth, gefahr, Verlust nicht ohn gefahr eretten,  
 So ist es besßer ja, in sichern Stätten Leben,  
 Alß auf dem armen Landt, da Vmb dz schnöde gelt  
 Ein kahler Hundt, ein Schurck dir nach dem Leb(en) stellt,  
 Vndt nimpt dir was du hast, Vndt schwört, du hasts Im geben.  
 Mein freundt, mein dencke doch, was nutzt das d(en) Meyer  
 Wan Er all seine mühn, sein arbeit frühe vndt spat  
 Sein fort durch dick vndt dünn, durch reg(en) wind vnd kath.  
 Sein hünere, enten, gänß, sein milch, käß, butter, ayer,  
 Sein kälber, kühe vndt pferd, sein speck, vorrath vnd schuncken,  
 Sein weytzen, korn vndt gerst, sein alles auf vndt ahn,  
 Vndt was Er an seim mundt Ihm selbst abrechen kahn,  
 Muß geben einem Dieb, eim Mörder, eim Hallunckhen,  
 Waß hilfft dem Mey(er) dan sein rod(en), reutten, rühren,  
 Sein pflantzen, säen an, sein hacken hie vndt dort,

Sein

Sein brachen, brechen vmb, sein misten, ackern fort,  
 Sein Jetten, schneiden korn, sein binden, lad(en), führen.  
 Sein wäsßern, mähen graß, hew mach(en), rech(en), graben,  
 Sein bawen, stümlen bäum, sein Zäume hefften auff,  
 Sein stall vndt scheursorg, sein tröschen, rauff vnd lauff  
 Sein wachen, frühe aufstehn, sein kargen, sein vorhaben,  
 Was nutzt alles diß Ihn oder seine kinder,  
 Oder die, so er liebt, sein braune Meyerin  
 Wan alle Arbeit sein, sein Vorrath vndt gewinnen  
 Kompt endlich doch Zutheil dem Herren baurenschind(er)

4r.

Drumb ist es besßer je, in Stätten ohne sorgen  
Sicher in seinem betth schlaffen ohn angst vnd grauß.  
Biß daß pferd, kühe vndt Viehe, Zum Metzgerthor<sup>1</sup> hinauß,  
Oder die große glock dich wecke nach dem morgen.  
Wan aber du mir wilt diß sagen, daß in Stätten,  
Mehr sünden gehn im Schwang, vndt dz die newe tracht,  
Die Alamoderey Viel noth vndt Vnheil macht,  
Da manche gäcken böß verstelltet einher tretten,  
Gehn zum gespött herumb mit weibischen gelächel,  
Mitt ihrem tütschen maul, mit Ihrem welsch(en) haar,  
Mit Ihrem silbern g'säß, mit Ihrem gantz undt gar,  
Vnd spreutzen sich darinn, wie ein krott auf der hächel<sup>2</sup>

In ein

In eim tüchin kürasß prangen,  
Wie dz lastbar thier von wangen,  
Tragen hüt mit vielen banden,  
Weit auß Engel-Indier landen,  
Vnd mit mancherlei favoren,<sup>3</sup>  
Vmb behangt wie die thoren,  
Lange Haar alß wie die kautzen,  
Blutt<sup>4</sup> vnd bloß doch vmb die schnautz(en),  
Falsche haar, gepüfft Perucken,  
Drauß Sie wie die Eulen gucken,  
Lange wämbser, breytte rucken,  
Kurtze schoß von viertzig stucken,  
Lodelhosen ohne falten,  
Drin so muß Er sich fortschalten,<sup>5</sup>  
Oben steckt in Zweyen säcken,  
Wie olim die nasße gäcken  
Hembder, Ermel wie ein küßben,  
Aufgeblaßen ohn gewisßen,  
Hundert nestell vmb den latzen,  
Wie ein nest voll Junger katzen,  
Dreyfach nestel vnden v̄mer,  
Machen Sie vmb desto thūmer,  
Hundert dutzet knöpff von sey(en)  
Kan ein solcher knopff anleiden,

4v.

In d(en) lang(en)

<sup>1</sup> Die Erwähnung des Metzgerthores weist auf Strassburg.

<sup>2</sup> Vgl. hierzu die Redensart: sie blehen sich in ihrer herrlichkeit wie ein frosch auf der hechel. Grimm a. a. O., IV, 2, 736.

<sup>3</sup> zu favoren vgl. die «Gesichte Philanders» in der Ausgabe v. Bobertag, [Kürschners Nationalliteratur, Bd. 82], S. 19, Z. 8. Originalausgabe von 1650. I, 23.

<sup>4</sup> Blut ist gleichbedeutend mit blos. Vgl. Ch. Schmidt: Wörterb. der Strassb. Mundart, S. 19.

<sup>5</sup> fortschalten bedeutet fortstossen. Vgl. Ch. Schmidt a. a. O., S. 89, s. v. Schalde.

5r.

In den langen schmalen schuhen,  
 Wie die pferd in eisßen ruhen,  
 Vndt darinn getheylet stehn,  
 Ob sie in zwey hörnern gehn.<sup>1</sup>  
 Oder wie die Adlersklawen,  
 Die also sindt anzuschawen,  
 Daß Sie in den alten tagen,  
 Werden Hörner müssen tragen,  
 Hohe Stieffel angezogen,  
 Breyter alß ein fidelbogen,  
 Deren kappen nied(er)knappen,  
 Wie der Lappen narrenkappen,  
 Strümpffe Halb gleich den Carthonen,  
 Darumb man sie heist Canonen,  
 Vndt waß mehr von disem wesen  
 sonst ist, oder ist gewesen,  
 Da der Eltern plage tragen  
 Sie so vppig durch hin Jagen:  
 So sag Ich dieses Dir, Melander, vndt betheur.  
 Geht schon dergleichen für, so ist doch offenbahr,  
 Je plumper ist d(er) Mann, Je ringer ist die wahr,  
 Je ringer ist das korn, Je größer sind die sprew,  
 Dan wer nach redlichkeit, nach kunst vndt tugend trachtet,  
 (Wiewol ein weiser man sich nach dem lande richt.)  
 Der vbet solch geschnarch vndt fackeleyen nicht.

Vndt

Vnd billich wird Er drumb bej andern hochgeachtet.  
 Auß diesem kanstu nun, Melander, wol ermesß(en),  
 Ob in den Stätten Viel Unrechtes ist zu sehen,  
 Vndt wie Jetz Junge leut so gar verstelltet gehen,  
 So ist doch Jederman solch Sünd nit zu zumesßen.  
 Herr Bräutigam d(er) hat den rechten weg erwöhlet,  
 Sein thun ist ohne pracht, Er lebet in der Statt,  
 Vnd doch auß alamodo gar kein gedancken hatt.  
 Von horres morres Er am wenigsten sich quälet.  
 Darumb so ist Er auch glücklich heut zu schätzen,  
 Daß Ihm ein solches kindt, ein so beliebte Braut,  
 In seiner meyeroy zur Mayerin wird Vertraut,  
 Die Er, so oft er will vndt khan, darf bej sich setzen,  
 Vnd mit Ihr ohn gefahr den Meyen Ihrer Jahren,  
 Die angenehme Zeit, in frewden bringen zu,  
 Diß khan sein ohn Verlust, es kost kein kalb noch kuh,  
 verlieret auch kein pferdt, wan Er will Z'acker fahren,  
 Die Heydelbeer sind reiff, kein Mauser darff sie brechen,  
 Dan Er d(e)r Meyer selbst, Vndt Sie die Meyerin,  
 Vnd Er d(er) Meyer khan an seiner Meysterin.  
 Jetzt eines weibes todt, mit dreyfach leben rechen.

5v.

<sup>1</sup> horn = huf. Vgl. Grimm a. a. O.. IV, 2, 1819.

Daß Melander du den Stätten,  
Wie du schreibst, abgesagt.  
Doch will mit dir wetten,  
Nur zur schalkheit angewagt,

Mir gilt

Mir gilt es ein dutzet bohnen,  
Du wirst doch zu Straßburg wohnen,  
Gott woll vnserm Meyer geben  
Fried vndt ruhe zur Meyerey,  
Volle garben, schwancke reben,  
Eyer, milch, wein, korn dabey,  
Auff daß nach drey Viertel Jahren,  
Wir zur Erndganß mögen fahren.

6r.

Philander Von Sittewald.

V.

Beiträge zu einer Lebensbeschreibung  
von Franz Michael Leuchsenring.

Von

**M. Bollert.**

Vorbemerkung.

Die Absicht, eine vollständige Lebensgeschichte Leuchsenrings zu liefern, musste ich aufgeben, weil eine Fülle handschriftlichen Materials in den Händen eines Berliner Gelehrten sich befindet, der mit ihrer Herausgabe beschäftigt ist.

**1. Elternhaus und Erziehung.**

Im 17. und 18. Jahrhundert war die Apotheke in Neustadt an der Haardt vier Generationen hindurch im Besitze der Familie Leuchsenring. Dem letzten Apotheker in Neustadt wurde am 9. April 1700 ein Sohn geboren; der erhielt den Namen Philipp Nikolaus Hermann und verlegte später seine Apotheke nach Kandel, damals zum Elsass, heute zur bayrischen Rheinpfalz gehörig. Dort verheiratete er sich mit Maria Katharina Jung, am 12. Januar 1723.

Hier im Elsass, auf der Grenze zwischen deutscher und französischer Bildung, wurde ihnen am 13. April 1746 ein Sohn geboren, der als Mann in den beiden Hauptstädten deutscher und französischer Bildung von sich reden machen sollte. Er wurde zwei Tage später Franz Michael getauft.<sup>1</sup> Er war der

---

<sup>1</sup> Diese Thatsachen entnehme ich aus Papieren der Familie Leuchsenring, die mir freundlichst zur Verfügung gestellt worden sind. Sie erhalten durch das Taufbuch der Gemeinde Kandel ihre Bestätigung. Damit erledigt sich Georg Zimmermanns (Merck, 1871, S. 33) Meinung, Leuchsenrings Geburtsort sei Bergzabern.



jüngste und hatte zwei Schwestern und zwei Brüder, von denen der ältere, Johann Ludwig, als Hofrat und Medikus bei dem Markgräflichen Hof zu Baden-Durlach bekannter geworden ist. — Ohne Zweifel gewährte der Apothekenbesitz der Familie einen behaglichen Wohlstand. Wenigstens urteilt Herders Braut (an Herder 16. Dezember 1771), der Dr. Leuchsenring werde 6000 fl. Schulden, die er gemacht habe, einmal von seines Vaters Gelde bezahlen können.

So wird denn wohl Varnhagen Recht haben, wenn er sagt, Franz Michael habe eine sorgfältige Erziehung genossen. Ob er auf einer Universität studiert hat, habe ich nicht feststellen können. In Strassburg jedenfalls, wie Varnhagen meint, nicht; und in Utrecht, wie so viele seiner pfälzischen Landsleute damals, auch nicht. Das ergeben die Matrikeln dieser Universitäten. Beachtet man, dass Leuchsenring zu Mercks Gattin, die aus Morges gebürtig war, und zu ihrem Elternhause nahe Beziehungen hatte (s. u. S. 35), so erscheint die Vermutung nicht grundlos, er habe seine Ausbildung in der französischen Schweiz empfangen. Jedenfalls wird er in seinen Lehrjahren zu jener litterarischen und philosophischen Bildung den Grund gelegt haben, die ihn zu einem beachteten Mitgliede des Kreises machte, der sich zu Darmstadt im Hause des Geheimrats Hesse oder bei Merck versammelte; einer Bildung, die ihn der Sophie La Roche als «gelehrten Mann» erscheinen liess (Mein Schreibeisch II, 274 f.); die bewirkte, dass Goethe ihm «schöne Kenntnisse in der neueren Litteratur» (Dichtung und Wahrheit, 13) zusprach; die ihn später zur Herausgabe einer litterarisch-philosophischen Zeitschrift befähigte; einer Bildung ferner, die Nicolai zu dem so schmeichelhaften Urtheile veranlasste, er habe in ihm einen Mann von grosser Gelehrsamkeit, von sehr mannichfachen Kenntnissen gefunden, der gewiss für einen grösseren Gelehrten gelten könne, in der edelsten Bedeutung der Wortes, als so viele, welche Bücher schreiben (Reise durch Deutschland u. s. w. VIII, S. 189); einer Bildung endlich, die ihn nach dem Urtheil von Carl Mathei, dem Sekretäre der Frau von Branconi zu einem der interessantesten Menschen machte, voll Kenntnissen, voll Philosophie und Menschendurchsicht, so dass dem Mathei ausser Lessing keiner mehr so vorgekommen ist (Mathei an Jakob Sarasin 1. Febr. 1787, bei Langmesser, Jakob Sarasin, Zürich 1899, S. 152 ff.). Zu seiner Gelehrsamkeit hatte er einen klaren Verstand, mit dem die kluge Julie Bondely «sehr zufrieden» war, ein Herz, das — wie Lavater sagte — mit Enthusiasmus erfüllt war für jede jungfräuliche naiv oder witzig ausgedrückte Empfindung, Umgangsformen, die Goethe angenehm und einschmeichelnd nennt, Respekt vor dem Ernst,

Verständnis für den Scherz — mit einem Worte: Lebensart. — Der Körper des Jünglings war zart und leicht empfänglich für Krankheiten, aber er hatte eine wohlklingende Stimme, und die Hand, die Lavater einer Frauenhand verglich, lässt auf einen anmutigen schlanken Wuchs schliessen. Ein Bild von ihm, das sich in der Familie erhalten hat, zeigt eine hohe Stirne, eine etwas langgestreckte Nase, einen wohlgeformten Mund mit vollen Lippen. Die grauen Augen waren kurzsichtig, aber sie bestimmten den freundlichen, milden Ausdruck des Gesichtes. Der karriierende Kotzebue nennt sie wässerig (Doktor Bahrdt mit der eisernen Stirne 1791).

**2. Leuchsenring als hessen-darmstädtischer Hofmeister. Herbst 1769 bis Januar 1771. Merck. Die grosse Landgräfin. Fritz Jacobi. Herder.**

So haben wir uns etwa den 23 jährigen Jüngling vorzustellen, der in das Licht der Geschichte zum ersten Male im Jahre 1769 eintritt, und zwar durch einen Brief, den er an Frau Merck geschrieben hat (W. III, Nr. 10). Er befindet sich am 21. Oktober 1769 in Darmstadt und steht im Begriffe es zu verlassen, um nach nicht zu langer Zeit wiederzukehren. Aus dem Briefe geht hervor, dass Leuchsenring schon einige Zeit in Darmstadt gelebt hat; denn er verlässt dort Personen, die er liebt, der Abschied wird ihm nicht leicht. Besonders deshalb nicht, weil er seinen Freund Merck allein lassen muss. In Mercks Hause hat er gleich von Anfang an intim verkehrt; er betrachtet sich als Glied der Familie. Und zwar hat die Frau des Hauses ihm Gelegenheit zur Anknüpfung gegeben. Leuchsenring scheint nämlich ihren Eltern wohlbekannt gewesen zu sein; wenigstens schreibt er an Frau Merck, die bei den Eltern in Morges sich aufhält: *j'ose vous prier d'embrasser vos chers parents de ma part, je me regarde comme l'enfant de la famille.* Der Brief bezeugt, dass Leuchsenring der Gattin Mercks sehr innig zugethan war. Er hat Sehnsucht nach ihr und wünscht sich den Mantel Fausts, um nach Morges fliegen zu können. Und auch sie ist ihm gewiss wohlgesinnt gewesen: man muss mit einer Frau doch schon recht intim stehen, um von ihrem Manne zu sagen: «unser» Freund. Dieser Freund selber spielt in Leuchsenrings Beziehungen zu der Familie ersichtlich erst die zweite Rolle — wenn er sie nicht gar ein wenig hemmt, was man aus der Versicherung heraushören könnte: *je jouirai avec vous; vous aurez fait mon bonheur en faisant le votre;* er glaubt der Frau aussprechen zu müssen, dass ihn ihr gutes Verhältnis zu ihrem Manne nicht mit Neid erfülle, dass

der Mann ihn nicht in seinen freundschaftlichen Empfindungen hindere. So kommt es denn, dass die Korrespondenz mit Merck von Leyden aus sehr dürftig ist. Merck seinerseits hat Leuchsenrings Neigung zu seiner Frau wohl bemerkt und er hat sich den Scherz gemacht, ihn in grosse Verlegenheit zu setzen dadurch, dass er in einem Briefe einmal den Zustand seines Herzens berührte. Persönlich mochte dem männlichen Merck Leuchsenrings Auftreten zu zart, zu zimperlich sein: ihm ist sein Bruder, der Dr. Leuchsenring, sympathischer, denn er besitzt *plus de vivacité et d'agrémens dans la société* (Merck an s. Gattin 6. Januar 1770, W. III, Nr. 12).

Wir wissen, dass es sich bei dem Aufbruch von Darmstadt, den Leuchsenring seiner Freundin meldet, um die Reise handelt, die er mit dem Erbprinzen Ludwig von Hessen-Darmstadt nach Leyden machte. Der Erbprinz sollte dort studieren, und Leuchsenring ihm als Hofmeister zur Seite sein. Des Prinzen Gouverneur Pelissary war der zweite Begleiter. Wahrscheinlich ist Leuchsenring für diese Stellung ausersehen worden durch Vermittlung seines älteren Bruders, der damals (nach Ausweis des Taufregisters der reformierten Gemeinde in Bergzabern) Leibarzt bei der verwitweten Herzogin von Pfalz-Zweibrücken war. Diese war nämlich die Mutter der Landgräfin Karoline von Hessen-Darmstadt, die man die «grosse Landgräfin» nannte. Was diese edle Fürstin, die — beiläufig bemerkt — zu Strassburg im Rappoltsteiner Hofe geboren ist, ihrer Zeit gewesen ist, ersieht man am besten aus der begeisterten Schilderung, die Wieland von ihr entwirft (An Sophie. 12. Juni 71. Neue Briefe Nr. 87); alle schätzenswerten Eigenschaften des Geistes und des Herzens waren in ihr vereint, die Majestät einer Königin und die schöne Einfachheit einer Schäferin, die Vornehmheit der grossen Welt und die soliden Tugenden der einfachen Frau, alle Grazien ihres Geschlechtes und alle Vorzüge des männlichen. Nicht minder war Leuchsenring von ihr entzückt, von «dieser Erhabenen, Einzigen» (Ungedr. Brief an Gleim vom 9. Aug. 71). Und die Landgräfin ihrerseits schätzte Leuchsenring sehr und war mit seiner Einwirkung auf ihren Sohn ausserordentlich zufrieden. Ihm, dem 23jährigen, wurde der Hofratstitel verliehen; auch schrieb ihm die Fürstin über seine Erzieherthätigkeit am 2. Januar 1771 einen sehr schmeichelhaften Brief (abgedr. von Sybel, S. 715). «Mein lieber Leuchsenring», redet sie ihn an, sie «billigt vollkommen», was er dem Prinzen gesagt habe, sie «verspricht sich alles von dieser Unterhaltung», sie bittet ihn, einen Teil seiner Sensibilité dem Geiste ihres Sohnes einzuflössen, sie ergreift für ihn Partei in einem Zwiste mit Pelissary. *Vous ne pouvés trouver mauvais*

que je sente de la peine de Vous voir éloigné de mon fils; cependant dans les termes ou Vous en êtes avec P. Vous ne pouvés plus avoir d'agrément La ou Vous êtes; mes Sentimens pour mon cher Leuchsenring mon estime et mon amitié sincère sont invariables soyés en persuadé Votre très affectionnée amie Caroline d'Hessen et Deuxponts. Wie der Mutter, so hatte er auch des Sohnes Herz gewonnen. Der Prinz liebte ihn und Leuchsenrings Achtung war ihm wertvoll (ibid.).

In Leyden machte Leuchsenring zwei bedeutende Bekanntschaften. Er trat zu Friedrich Heinrich Jacobi und zu Herder in ein vertrautes Verhältnis, eine Vertrautheit, die schon durch den Eifer bezeugt wird, mit dem sie von beiden Männern später abgeleugnet wird. Sie wurde von ihnen bestritten, weil sie, älter und ernster geworden, sich der Stimmung schämten, die diese Innigkeit hervorgerufen hatte, eine Stimmung, die damals ein jedes jugendliche, für Ideale der Schönheit und des Guten und des Wahren offene Gemüt leicht ergriff: der Empfindsamkeit. Für Herder und Jacobi war sie nur ein vorübergehendes Moment der Entwicklung, grosse Gedanken und Ziele drängten sie zurück oder verklärten sie zu edler Humanität. Länger dauerte es, ehe Leuchsenring sie überwand; zu lange war ihre Pflege ihm ausschliesslicher Lebenszweck; zu kurze Zeit jenen Männern, um Grundlage einer dauernden Freundschaft werden zu können. Aber damals strömten ihre Herzen ineinander im Strome der Empfindsamkeit; und die Berichte, die Jacobi und Herder später gaben, sind nicht ganz objektiv. «Eben diesen Leuchsenring», schreibt Jacobi am 27. April 1786 an Garve (Briefwechsel Nr. 145), «lernte ich vor ungefähr 18 Jahren kennen, da er sich als Unterhofmeister mit dem Erbprinzen von Darmstadt in Leyden aufhielt. Er ist ein Mann von sehr vielem Geiste, aber beständig mit einer oder der andern Grille bis zur Schwärmerei behaftet. Damals wollte er selbst einen geheimen Orden — der Empfindsamkeit — stiften, lebte und webte in Korrespondenzen, und war immer mit Brieffaschen bepackt, aus denen er vorlas. Ich war ihm viel zu mutwillig, und er brach ein paarmal mit mir, weil ich ihm Unkraut unter seinen Weizen säete, und vornehmlich mit Weibern lieber scherzte, als phantasierte. Dennoch hat er sich länger mit mir als mit irgend einem andern von seinen Freunden vertragen». Wie empfänglich Jacobi selber für rührende Empfindungen damals gewesen ist, zeigt deutlich seine Stimmung, in die ihn Wielands Begegnung mit Sophie La Roche in Ehrenbreitstein versetzte: «keiner der Umstehenden konnte sich der Thränen enthalten: mir strömten sie die Wangen herunter, ich schluchzte, ich war



ausser mir» (Briefw. Nr. 11). Und die Innigkeit seines Verhältnisses mit Leuchsenring bezeugen so viele Stellen aus Herders Briefen an seine Braut, in denen Herder eben darüber spottet. — Um über Herders erste Gesinnungen klar zu werden, darf man nicht die Urtheile zu Grunde legen, die der verstimmte Bräutigam von Bückeberg schreibt. Aus Strassburg, vor dem Zusammensein in Darmstadt, lauten sie noch anders. «Ich kanns nicht bergen, dass ich ihn noch gerne, gerne sehen wollte, da er nur sehr halbe Ideen von mir, die 3 Tage alt sind, haben kann.» Es muss ihm doch an dem Urteil des Mannes mit den «feinen, Empfindung hauchenden Poren» gelegen haben (an Merck, W. II, Nr. 6).

Varnhagen berichtet, dass Leuchsenring den Prinzen auch nach Paris und der Schweiz begleitet habe. Diese Nachricht habe ich in ihrem ersten Teile nicht kontrollieren können; in ihrem zweiten ist sie nicht aufrecht zu halten, denn das geht aus Leuchsenrings Briefen an Iselin (Keller Nr. 9) hervor, dass er mit dem Erbprinzen zum ersten Male im Jahre 1772 in der Schweiz gewesen ist.<sup>1</sup>

### 3. Leuchsenring und Herder in Darmstadt. April 1771.

Der schon erwähnte Brief der Landgräfin an Leuchsenring deutet an, dass er in den ersten Tagen des Januar 1771 seine Stellung beim Erbprinzen aufgegeben habe. Er ist nach Darmstadt, wo die Landgräfin ihm in dem fürstlichen Jägerhause eine Wohnung anwies (Wieland, Briefe III, 53), zurückgekehrt und hat von dort aus eine Reise zu den Brüdern Jacobi nach Düsseldorf gemacht, von der weiter nichts überliefert wird, als Herders Satz: er reisete bei die Jacobis (an Karoline 1. Mai 71). — Der Kreis der Freunde in Darmstadt hatte inzwischen durch Herders Verlobung mit Karoline Flachsland eine Veränderung erfahren. Leuchsenring hatte mit Karoline eine zärtliche Seelenfreundschaft geschlossen. Die Ueberschwänglichkeit seiner Empfindungen imponierte ohne Zweifel den Frauen sehr. Sie mögen bewundernd zu ihm aufgeschaut haben bei Kunststücken, die Männern Nervenreissen verursachten, oder wenn er sentimentalische Totensprünge machte (Jacobis Briefw. Nr. 14). Ich

<sup>1</sup> Vielleicht ist Varnhagens Behauptung von der Schweizer Reise mitveranlasst durch das falsche Datum, das in Wielands Ausgewählten Briefen der Brief III Nr. 26 trägt. Der Brief ist nicht 1771, sondern 72 geschrieben; denn die «Frankfurter Anzeigen», von denen darin die Rede ist, sind erst 72 erschienen. Demnach bezieht sich auch die Notiz über Leuchsenrings Rückkehr aus der Schweiz auf seine Reise vom September 71 bis Februar 72.

weiss nicht, ob nicht der Pfau, der vor seinen Hennen ein Rad schlägt, den anderen Pfauhähnen Nervenreissen verursacht — den Hennen gefällt er jedenfalls. Auch muss Leuchsenring es trefflich verstanden haben, über die Fähigkeiten und die Bedeutung seiner Person ein vorteilhaftes Licht zu verbreiten. Er besass die Kunst, sich interessant zu machen. Mit Briefen und Bändern zog er umher; und seine Verehrerinnen sahen staunend, mit was für berühmten Persönlichkeiten er in Korrespondenz stand, wie viele schöne und empfindsame Frauen ihm Andenken geschenkt hatten. Ein weiches Frauenherz mag in Bewunderung und Mitleid zerschmolzen sein, wenn er so geheimnisvolle Andeutungen machte, wie später gegenüber der Fürstin Galizyn, er liefte die grösste Gefahr, vergiftet zu werden, nachdem es ausgekommen, dass er es sei, der die Absichten der geheimen Gesellschaften an den Tag gebracht habe (Jacobis Briefw. Nr. 145). Dazu kam bei ihm eine einschmeichelnde Beredtsamkeit, gefällige Formen, eine feine Kenntniss des weiblichen Herzens — kurz, der Erfolg war damals in Darmstadt derselbe wie später bei den Freundinnen der Julie und bei der Frau von Branconi: «die Weiber machen erschrecklich viel aus ihm» (Karl Mathei an Jakob Sarasin, d. 25. Dez. 86 bei Langmesser, Jak. Sarasin, S. 152). Leuchsenring war Herrscher im Kreise der Darmstädter Damen; er hatte alle die empfindsamen Seelen auf seinen Ton gestimmt. — Im April 1771 kommt Herder aus Strassburg in diesen Kreis. Ihn umweht eine Luft kräftigerer Ziele, männlicherer Ideale. Leuchsenring, der in ihm ein gleichgesinntes Gemüt mit überzärtlicher Empfindung erwarten zu dürfen geglaubt hat, findet sich unangenehm getäuscht. Er fühlt in Herders ersten Umarmungen nicht die Wärme, die er gehofft, und in Leyden so sehr an Herder gesehen, ja er glaubt — wie Karoline schreibt —, dass sie auf einem gewissen Punkt niemals zusammenkämen, der natürlich Leuchsenrings Lebensnerv, die Empfindsamkeit, ist. Und auch Herders Verhalten gegen Karoline gefällt ihm nicht: Herder lebt ihm zu sehr in seiner Gelehrsamkeit, zu wenig in seiner Empfindung (Karoline an Herder, Ende April 1771). So zieht sich denn Leuchsenring zurück, herzlich verstimmt, dass der Eindringling mit rauher Hand die schöne Harmonie seines Kreises gestört hat. Aber nur so weit, um nicht fördernden Anteil an dem Glücke zu nehmen, auf das Herder sich in Strassburg so sehr gefreut hatte; und nicht so vollständig, dass er nicht durch deutliche Zeichen seines Misbehagens die ganze Gesellschaft in eine peinliche Misstimmung gebracht, dass er nicht durch drückendes Stillschweigen alles um sich niedergeschlagen, dass er nicht Herdern den Genuss der «romantischen Zeit»

vollständig verdorben hätte. — Herder ist nach seiner Abreise voller Erbitterung. Man wird, wenn man seine Briefe aus Bückeburg zu Leuchsenrings Charakteristik verwerten will, diese Erbitterung in Berechnung ziehen müssen. So viel aber ist sicher, dass hier bei Leuchsenring die Ueberempfindsamkeit unempfindlich, das Zartgefühl unzart, die Weichheit Starrsinn, das Gefühl Orthodoxie geworden war. Dem Herder, «dem das Auge überläuft mit Bitterkeit und Wehmut», erscheint nun auch die Leydener Zusammenkunft in ärgerlichstem Lichte. Er habe schon damals alle die kränkliche Empfindsamkeit bei Leuchsenring gemerkt, die ihn jetzt zu solchem Phantom der Menschheit mache; nur Leuchsenrings Bedrückung, Einsamkeit und Mangel an Sympathie in Holland habe gemacht, dass er an ihm Sympathie fand. Damals hätte er noch nichts weniger als die unleidliche, intolerante Denkart gehabt, die jetzt jeden, der nicht mit Jacobi schnäbelt, verachte und ebenso viel Menschenhass haben könne, als der erbärmlichste Verfolgungsgeist. Nun sei alles vorbei, «und ich lass ihn empfinden, wie er will, ihn von mir denken, wie er will, ihn Briefe sammeln und schöne Abenteuer suchen, wie er will» (Herder an Karoline 1. Mai 71). — Karoline wird in ihrer Verehrung für den Freund nicht wankend gemacht. Sie beruhigt sich bei Leuchsenrings Erklärung, dass seine Aufführung aus allzu grosser Freundschaft gegen sie so gewesen sei. Thatsächlich wird man ja wohl auch anerkennen müssen, dass, so unsympathisch auch Leuchsenrings Verhalten objektiv erscheinen mag, er doch in guter Absicht zu handeln glaubte. Empfindsamkeit war ihm Religion, und für die trat er mit Fanatismus ein. Freilich ist es Herdern nicht zu verdenken, dass noch länger in ihm der Groll nachzitterte gegen «alle Milch- und Käse-seelen von St. Jacobi an bis an seinen schleimartigsten Verehrer» (25. Mai 71).

#### 4. Kongresse in Ehrenbreitstein und Darmstadt. Mai 1771. Wieland. Gleim.

Bald nach Herders Abreise aus Darmstadt hat auch Leuchsenring die Stadt wieder verlassen. Am 10. Mai meldet Karoline an Herder seine Abwesenheit. Er war nämlich durch Wieland, den er schon im April nach Darmstadt eingeladen hatte (Neue Briefe Wielands Nr. 86), und durch Fr. H. Jacobi benachrichtigt worden, dass Mitte Mai in Ehrenbreitstein bei Sophie La Roche ein Kongress stattfinden solle. Am 13. Mai war er dort eingetroffen, und es ist seinem Herzen gewiss ein Labsal gewesen, jenem Zusammentreffen Wielands mit seiner ehemals innig geliebten Sophie beizuwohnen, das so rührend war, dass einem

Jacobi, als er es gesehen, sein ganzes voriges Leben Tand schien (Jacobis Briefw. Nr. 11). Sophie scheint Leuchsenring erst bei dieser Gelegenheit kennen gelernt zu haben, «und er war ganz begeistert von dieser Frau, von ihrem Verstande und Herzen» (Karoline an Herder, Ende Juni 71). Bei diesem Zusammensein wird er ihr wohl — wie er immer und überall Briefe vorlas — auch Briefe von Merck gezeigt haben, die in Sophie eine freundschaftliche Gesinnung gegen Merck hervorriefen (Sophie an Merck, 15. Mai 72. W. I, Nr. 10).

Von Ehrenbreitstein aus hat er Wieland mit nach Darmstadt genommen, um ihn der Landgräfin vorzustellen. Sie sind Ende Mai dort angekommen. Wielands Urteil über die Fürstin haben wir schon gehört. — Inzwischen war Gleim von Halberstadt unterwegs, um mit Wieland eine Zusammenkunft zu halten. Wieland setzt am 31. Mai von Darmstadt aus den hessischen Ort Dieburg als Treffpunkt fest. Er hat mit einem Umwege in den ersten Junitagen dorthin kommen wollen. Sollte Gleim aber eher dort ankommen — «so bittet Sie mein und unserer Brüder Jacobi Freund, der Rath Leuchsenring zu Darmstadt, Ihm die Freundschaft zu erweisen, und indessen zu ihm nach Darmstadt zu kommen, wo alles, was Seele hat, begierig ist, meinen Gleim zu sehen. Leuchsenring, den Sie durch diese Erscheinung glücklich machen werden, wird Sie sodann, sobald er durch mich avisirt seyn wird, nach Dieburg zu Ihrem Wieland führen» (Ausg. Briefe III, 53 f.). Aber es kam anders. Noch an demselben Tage, an dem Wieland dies schrieb, spätestens am folgenden, ist Gleim schon zu Darmstadt in seines Wielands Armen gewesen. Das geht aus einem Briefe hervor, den die Landgräfin am 1. Juni an ihren Gemahl richtete (Briefwechsel der «Grossen Landgräfin». Wien 1877, II, S. 96): Wieland, auteur de plusieurs poésies et livres allemands, est venu, avec le jeune Leuchsenring, de Coblenz et Höchst, passer deux jours ici; Gleim, canonicus de Halberstadt et poète, a cherché partout Wieland, pour le voir, et le hasard le lui a fait trouver ici. Leuchsenring hatte die Freude, dass ihm der Genius der Freundschaft einen neuen Freund in die Arme führte, während er den alten noch genoss. Bei diesem Zusammensein mit Gleim ist eine durch lange Jahre dauernde Freundschaft gegründet worden, die auch, als der Rausch der Empfindsamkeit verflogen war, durch die grosse Verschiedenheit der beiden Männer in ihren politischen Auffassungen nicht gestört worden ist. Ein Bild von dieser Zusammenkunft in Darmstadt giebt ein (ungedr.) Brief Gleims, den er am 17. Juni von Marburg aus an Leuchsenring schreibt.

Ich kan Ihnen nicht schreiben, lieber Leuchsenring, und



allen meinen lieben Darmstädtern nicht, denn seit dem gewaltsamen Abschiede von Ihnen hatt ich bis itzt die heftigsten Kopfschmerzen, alle Kraft zu denken ist mir genommen, aber ohne meinen liebsten Darmstädtern zu sagen, dass mein Herz von Ihnen noch immer so voll ist, wie es war, als ich aus ihrer Umarmung gewaltsam mich loss riss, kan ich Marburg nicht verlassen.

Welch eine schöne Menschenwelt, mein lieber Leuchsenring, lehrten Sie mich kennen, und, Welch eine Fürstin.

Solch ein Geist, wie meines Friedrichs Geist.

Und solch ein Herz, wie das von meinem Kleist.

Wär ich Wieland, diese Fürstin würde meine Muse; zur Freude, zur Tugend, zur Weisheit würde diese Muse mich begeistern, wie noch keine Muse die Sterblichen begeistert hat, aber ich bin nicht Wieland, und wär ichs, so wär ich doch itzt keiner Begeisterung fähig!

Jene Darmstädtische Menschenwelt lernt' ich kennen, und fast zugleich erfahr' ich — — — o mein theurer, ich lieg' an Ihrem Busen und weine, sagen kan ichs nicht, ich erfahre, dass es mit aller Weisheit und Tugend der Menschen schlecht bestellt ist, wenn selbst die Spaldings durch einen (unleserl. Wort) Bischofsstab zu Narren werden, und die Tugend und Weisheit ihres vierzigjährigen Alters zehn Jahre später für Schwachheit erklären, und ihre Freundschaft für läppische Tändelei.<sup>1</sup>

Von ihrem Gleim, der in seinem Herzen Leuchsenring und seine Freunde für die edelsten der Menschen, seine Freundinnen für Engel erklärte, Wieland für einen göttlichen Mann, und Ihre Fürstin für eine Göttin, von diesem ihrem Gleim hörten Sie die Klagen eines entschlossenen Menschenfeindes, wenn er mehr davon erwähnen müsste.

Von Alexis und Elise<sup>2</sup> sehn sie hier ein Exemplar für ihre Fürstin. Wär sie nur Fürstin, so würden diese guten Leute, zu deren Schilderung der Dichter nah an einem Königsthron seine Muster fand, sie würden vor ihren Augen sich verbergen, und auch itzt noch, mein Freund, da sie mehr als Fürstin ist, würden ohne meinen Leuchsenring sie vor ihren Augen nicht erscheinen. Gewisse nicht genug verschönerte Stellen werden nur durch ihre Vorlesung erträglich werden.

Diesen Mittag trat ich meine Zurückreise von hier, über Cassel und Göttingen nach Halberstadt an. Den 26<sup>ten</sup> bin ich

<sup>1</sup> Spalding, der 1714 geboren war, stand bis 1763 mit Gleim in lebhaftem Briefwechsel.

<sup>2</sup> Ein idyllisches Gedicht, veranlasst durch die Hochzeitsfeier der jüngsten Nichte Gleims 1771.

zu Hause, wenn die Götter gnädig sind, und dann seh ich einem Schreiben meines Leuchsenrings entgegen, oder meines Merks, denn auch Er und seine Merkin sind meine, Die zärtlichsten verbindlichsten Empfehlungen den Hessischen und Merkschen Häusern verstehen sich, und ich bin, selbst in diesem entsetzlichen Getümmel um mich herum mit gesammelten Gedanken an meine geliebtesten Darmstädter Ihr ganz Eigener  
Gleim.

Nicht minder befriedigt von jenem Aufenthalte in Darmstadt und seinen durch Freundschaft und Gedankenaustausch schönen Zusammenkünften bei Hesse und Merck oder auch am Hofe, spricht sich Wieland aus. Er nennt unter den Personen, die seine Reise so herrlich gemacht haben, auch le singulier mais honnête et sensible Leuchsenring et toute la petite société de ses amis et amies de Darmstadt (an Sophie, Neue Briefe Nr. 87). — Bei dieser immerhin vorsichtigen Freundschaftserklärung für Leuchsenring fällt es auf, dass Haller Leuchsenring einen wandernden Wielandianer nennt (22. März 72; Hirzel, Hallers Gedichte CDLXX). Ich erkläre es aus Leuchsenrings noch öfter zu beobachtender renommistischer Neigung, seine Beziehungen zu berühmten Männern als enger hinzustellen, als sie wirklich sind, ein kleinlicher Zug von Eitelkeit, der am stärksten hervortritt, als Karoline naïv ihrem Herder mitteilt (1. Jan. 73): Die Leute in der Schweiz glauben, Sie und Leuchsenring wären die intimsten Freunde, und wenn einer von euch genannt würde, so würde der andere auch genannt.

### 5. Aufenthalt in Bergzabern. Anfangs Juni bis Anfangs September 1771.

Lange hat es den Unruhigen nicht in Darmstadt gelitten. Er ist schon in den ersten Tagen des Juni nach Bergzabern gegangen. Bergzabern war seit 1744 der Witwensitz der Herzogin Karolina von Zweibrücken. Für das Städtchen wurde durch die edle Thätigkeit der geist- und gemütvollen Frau eine schöne und gesegnete Zeit geschaffen (Molitor, Geschichte von Zweibrücken, 1885, S. 426). Leuchsenring wohnte bei seinem Bruder, dem Arzte der Herzogin. Dort hat er einige der glücklichsten Monate seines Lebens zugebracht. Sein körperliches Befinden war erträglich, er schwamm in den Wonnen der Freundschaft und zärtlicher Empfindung. Unter den Damen, die hier sich um ihn zur Seelenverschwesterung scharten, standen ihm zwei besonders nahe: Henriette von Rosillon (Urania) und Luise von Ziegler (Lila), welche nach dem Urteil von Karoline Flachsland das empfindungsvollste, edelste, schönste Herz war, das erste, das

Karoline so mit ganzer Seele umfasste; das «süsse schwärmerische Mädchen hat ihr Grab in ihrem Garten gebaut, einen Thron in ihrem Garten, ihre Lauben und Rosen, wenn es Sommer ist, und ihr Schäfchen, das mit ihr isst und trinkt». Das ironische Bild, das Jacobi von Leuchsenrings Leben in Bergzabern entwirft, wird gewiss sehr treffend sein. «Wahrscheinlicher Weise geht unser Lieber jetzt zu Bergzabern an einem rosafarbenen seidenen Bande, hinter der Elysischen Zieglerin, und weidet, von ihrem Lämmchen angelächelt, neben ihm Charmillen und Rosenblätter» (An Sophie. Briefw. Nr. 12). Im Genusse dieses Zusammenseins wird er ein säumiger Briefschreiber. In vier Wochen hat er sogar Herders Braut nur einmal geschrieben; Merck und sie wundern sich sehr über sein Stillschweigen; «er sitzt aber bei seinen Liebhaberinnen in der Clause fest» (Karoline an Herder, Mitte Juli 71). — Von der glücklichen Stimmung, die Leuchsenrings Seele damals erfüllte, legt auch ein (ungedr.) Brief an Gleim Zeugnis ab, die Antwort auf Gleims Schreiben aus Marburg.

Bergzabern d. 9<sup>ten</sup> Aug. 71.

Sie kennen Ihren Leuchsenring schon zu gut, mein liebster Gleim, als dass Sie über mein bisheriges Stillschweigen, das freylich ein wenig lang, einen nachtheilichen Commentar machen könnten. Und sollte ja der böse Feind Ihre Zwirbeldrüse so modificiert haben, dass einige finstere Gedanken darinn zu Schaden und Verdruss des guten L. erzeugt wurden, so wird, wie ich zuversichtlich hoffe, dieser Brief als ein wahres Specificum, die Werke des Teufels zerstören, und alles Schwarze bis auf die letzte Spur aus eben genannter Zwirbeldrüse so wegweisen, als ob Sie Ihr Gehirn mit Lethewasser ausgewaschen hätten.

Dass mir Ihr Schreiben Vergnügen gemacht habe u. s. w. soll ich Ihnen dieses sagen? Als ein Mann, der seine Logik nicht völlig vergessen hat, mache ich folgendes Dilemma (so heisst doch?) Entweder wissen, fühlen Sie das von selbst, oder nicht. In diesem Falle wäre es überflüssig davon zu reden: im ersten Fall — wäre es ebenfalls überflüssig. Also u. s. w. W. Z. E. W.

So bündig nun dieser Beweiss ist, so kan ich mich doch nicht enthalten mit einigen Worten der Freude zu gedenken, die Sie in dem Herzen Ihres L. durch das verbreitet haben, was Sie von seinen Freunden — u. besonders durch das, was Sie von seiner Fürstin sagen. Und doch, mein Liebster — Sie kennen diese Erhabene, Einzige noch nicht ganz.

Ihr Brief traf mich nicht mehr in D. u. ich konnte also nicht das Vergnügen geniessen Ihr Gedicht der, die mehr als

Fürstin ist, zu übergeben oder gar vorzulesen. Merck that es an meiner Statt. Aber ich konnte mir es nicht versagen in einem Briefe an Caroline von Hessen das abzuschreiben, was mein Gleim von Ihr sagt. Sie antwortete mir: quant à Md<sup>e</sup> de la Roche, Wieland et Gleim, c'est au Portrait que Vous avez fait de moi que je dois tout ce qu'ils Vous ont dit sur mon compte.

Bedauern Sie mich, mein Bester. Ich möchte so recht nach Herzenslust mit Ihnen schwatzen, und schon muss ich zum Schlusse eilen. Ich soll mich ankleiden, um zu unserer Fürstin zu gehen, die seit gestern hier ist, um ihre, vortreffliche Mutter zu besuchen. Aber lieber will ich Ihnen flüchtig einen Zettel schreiben, als diesen Posttag wieder ungenutzt vorüber lassen.

Ich sage Ihnen also nichts, mein empfindsamer Gleim, von den seligen Stunden die ich, seit dem ich hier mich befinde, mit Urania und Lila durchlebt habe — weil ich Ihnen nicht recht viel davon sagen kan. Nichts von meinen übrigen Freuden, mein Gleim, könnte ich sie doch alle mit Ihnen theilen! Aber Sie wissen, dass ich glücklich bin, unaussprechlich glücklich u. — gewiss fühlen Sie sich nun auch glücklicher.

Sie haben mir Psychen und andere Kupfer versprochen. — Ferner — was mir noch mehr anliegt — die Charaktere der übrigen Philosophen.

Haben Sie Sternheim gelesen? — Ihr Urtheil!

Ihre Gesundheit hoffe ich wird nun erträglicher seyn. Mit der meinigen bin ich so ziemlich zufrieden.

Bald werde ich nach der Schweiz abreisen, wo ich alle die kennen lernen muss die Vater Gleimen lieb und werth sind.

Ihre Briefe, mein Lieber, schliessen Sie unserm Merck ein, oder adressieren dieselben gerade zu an Uranien (a M<sup>lle</sup> la Baronne de Rossillon, Dame d'honneur de S. A. S. Md<sup>e</sup> la Duchesse douairiere de Deuxponts — a Bergzabern — par Francfort et Mannheim). Machen Sie ja, sobald als möglich, Gebrauch von dieser Adresse.

Gleiminden<sup>1</sup> sagen Sie viel Schönes von Ihrem Leuchsenring. Auch Sie muss ich noch einmahl von Angesicht zu Angesicht sehen.

Mit freudiger Sehnsucht seh' ich der seligen Stunde entgegen, da der Genius der Freundschaft mich wieder in Ihre, Sie in

---

<sup>1</sup> Sophie Dorothea Gleim, die Tochter von Gleims älterem Bruder, des Einnehmers zu Aschersleben, war seit 1753 Gleims liebevolle, sorgsame, treue Pflögerin. (Körte, Gleims Leben 1811. S. 73 f.)

meine Arme führen wird. Ich umarme Sie, mein liebster Gleim mit einem Herzen voll Wahrheit und brüderlicher Zärtlichkeit.

Fr. Leuchsenring.

Der Schreiber dieses Briefes mag durch sein Verhalten damals bei fast allen ernsteren Männern Kopfschütteln erregt und sich den Namen «wunderbarer Freund» zugezogen haben. Selbst Jacobi hält es für gut, den Freunden und Freundinnen einmal seinen Standpunkt gegenüber der wahren und falschen Empfindsamkeit festzustellen und damit energisch von Leuchsenring abzurücken. Er schreibt an Sophie und ähnlich an Wieland: er fühle eine unüberwindliche Abneigung gegen alle Arten von körperlichen und geistigen Verrenkungen; man müsse mit der Natur gehen und die simplen und reinen Empfindungen, die sie gebe, mit so viel Feuer und Stärke aufnehmen, als sie einem das Herz dazu gegeben habe, aber keine neuen erfinden wollen. Leuchsenring möge doch nicht alles in Kunststücken thun, nicht mit einem Springstocke über einen Graben setzen, über den man hinwegschreiten kann. Yorick und the common sense, der gesunde Menschenverstand — von denen solle man seine brüderlichen Empfindungen regulieren lassen. — Ohne Zweifel beherzigenswerte Ratschläge für Leuchsenring, deren Befolgung seiner aus englischer Sentimentalität und der Gefühlsinnerlichkeit von Sturm und Drang zusammengesetzter Empfindsamkeit jenen Charakter der nichtigen Empfindelei und haltlosen Selbstverhätschelung genommen hätte.

**6. Die erste Schweizerreise. September 1771 bis Ende Januar 1772. Iselin. Lavater. Haller. Julie von Bondely.**

Leuchsenring hatte jetzt den Wunsch, das Glück, in dem er schwelgte, sich zu vervielfältigen, indem er den Kreis der Geliebten aus beiden Geschlechtern erweiterte. Schon im Frühjahr wollte er «in alle Welt» (Karoline an Herder 10. Mai 71). Seine Eltern aber, von denen er doch jetzt wieder pekuniär abhängig war, hätten wohl lieber gesehen, wenn er sein Wanderleben aufgab und in die Pfade eines festen Berufes einlenkte; jedenfalls schreibt Karoline am 26. Juli 71: Leuchsenring wird nicht sobald verreisen; seine Eltern wollen ihm kein Geld dazu geben. Aber schon am 16. Juli hat er aus Bergzabern an den Baseler Ratsschreiber Isaak Iselin einen Brief gerichtet, in dem er Ziel und Absichten seiner Reise genau angiebt (Keller Nr. 1). Ziel ist die Schweiz und die Absicht: Menschen zu sehen und seine Brüder immer mehr lieben zu lernen; «es ist vorzüglich eine Reise des Herzens. Nirgends möcht' ich vorbegehen, wo



Nahrung für dieses anzutreffen ist. Ich denke zwey Monat in der Schweiz zuzubringen, und in diesen zwey Monaten wünscht' ich alle die kennen zu lernen, die von irgend einer Seite mit mir sympathisieren — als meine natürlichen Brüder und Schwestern.» Er bittet Iselin, ihm mit seinem Räte behilflich zu sein. «Mehr sollen Sie itzt nicht von mir wissen. Mit Entzücken sehe ich dem schönen Augenblick entgegen, dass wir einander von Angesicht zu Angesicht sehen — und mehr noch lieben werden als itzt. Ich bin schon einer der glücklichsten Menschen: ich habe ein Herz und Freunde. Aber meine Glückseligkeit wird einen grossen Zuwachs erhalten, wenn ich mir sagen kann: Iselin liebet mich.»

Um den 10. September hat er diese Reise angetreten.<sup>1</sup> Vorher aber hat er noch einmal Sophie von La Roche besucht, mit der er seit seinem Besuche im Mai in Korrespondenz geblieben war (Jacobis Briefwechsel Nr. 12). Er hat sie bei dieser Gelegenheit um Briefe an ihre Berner Freunde, erhielt auch u. a. ein Schreiben an einen gewissen Kirchberger, der Gesandtschaftsrat in Sachsen gewesen war und jetzt in Vevey lebte (Keller S. 150 f.) und einen Brief an Julie von Bondely, die, besonders als Freundin Rousseaus, eine grosse Verehrung genoss (Sophie la Roche, Mein Schreibetisch II, 276).<sup>2</sup> Dem Gatten Sophies, dem klugen und nüchternen Mann, der über alles scherzte was ausser dem Lebens- und Thätigkeitskreise lag, scheint Leuchsenring damals wenig behagt zu haben: Leuchsenring a très mal fini la dernière fois qu'il était à Coblenz; il a choqué Mr. de la R. et Dumeiz, schreibt Merck an seine Frau. Zugleich hören wir durch diesen Besuch wieder mal etwas von Leuchsenrings Verhältnis zu Merck. Gleims Brief aus Marburg liess annehmen, dass die beiden auf gutem Fusse standen; und im Juli nennt sich J. G. Jacobi in einem Briefe an Merck: «der Freund Ihres Leuchsenring» (W. II, Nr. 8). Jetzt beklagt sich Merck in dem eben erwähnten Briefe an seine Frau, dass Leuchsenring einen Mansch zwischen Frau la Roche und ihm gemacht habe in aller Form, dass es ärgerlicher Auseinandersetzungen in aller Form bedurft habe, dass Leuchsenring ihr — weiss Gott aus welchem Grunde — gesagt habe, ihr Gatte misfiere Mercken. Leuchsenring will das zwar später nicht wahr haben. Merck sei ein «méchant», schreibt er den 7. Jan. 72 seiner Gattin, und er seinein so guter Junge, der keinem Menschen Aerger machen wolle. Aber bedenkt man,

<sup>1</sup> Er ist am 13. in Mittelhausbergen bei Strassburg.

<sup>2</sup> Sophie bezieht hier irrtümlich diesen Vorgang auf Leuchsenrings zweite Schweizerreise, die er mit dem Erbprinzen machte.

dass er auch Herdern bei seiner Braut ein wenig angeschwärzt zu haben scheint,<sup>1</sup> so wird man doch wohl annehmen dürfen, dass Merck sich den Vorwurf nicht aus den Fingern gesogen hat. Aehnliche Beschuldigungen werden auch sonst gegen Leuchsenring erhoben; in Basel soll er Historietten vom Landgrafen erzählt haben (Keller Nr. 9), und später, während seines Zwistes mit Lavater, giebt man ihm des öfteren den Namen eines Anekdotenhaschers. Ein solcher Zug ist ja im Bilde Leuchsenrings auch ganz wohl erklärlich: sein Streben, sich wichtig zu machen, vereinigte sich hier mit der Vorliebe jedes Beschäftigungslosen für Klatsch.

Leuchsenring reiste über Strassburg und kam etwa am 20. September in Basel an.<sup>2</sup>

Leuchsenring war in grosser Erwartung betreffs Iselin; sein Herz sagte ihm, dass er den Augenblick ihrer Bekanntschaft zu den besten seines Lebens rechnen werde (Keller Nr. 2). In der That machte Iselin den günstigsten Eindruck auf ihn, er rechnet ihn unter die Geschenke der Vorsehung im Jahre 71 (Keller Nr. 6) und bittet ihn: «sich selber sagen Sie, so oft Sie an mich denken, dass Leuchsenring Sie mit redlichem Herzen liebet.» Das Wohlgefallen war gegenseitig: «Mir hat derselbe sehr wohl gefallen, obgleich er in einigen Stücken wohl ein Enthusiast sein könnte», schreibt Iselin am 15. Oktober an Hirzel nach Zürich: «Es ist für mich allemal ein grosses Vergnügen, wenn ein Fremder von Verstand und Einsichten sich zu mir verirret.» Weniger begeistert ist Iselins Freund Joh. Rud. Frey gewesen. Er hat in Leuchsenring mehr das Bemühen geistreich zu sein gesehen, als wirklich Geist. In diesem Sinne urteilt er später über den Prospekt Leuchsenrings zu seinem Journal (s. u.). — Von Basel ging es nach Zürich, wo er ungefähr bis zum 8. Oktober blieb, länger als er vielleicht geplant hatte, aber er fand dort so viel Nahrung für Geist und Herz (Keller Nr. 4). Bodmer, Hirzel, Heidegger, Schinz, Gessner, Füessli nennt er seinem Freunde Iselin (Keller Nr. 5). Hirzel hat allerdings an dem Umgang mit ihm kein Vergnügen gefunden, wohl auch eine gewisse Diskrepanz zwischen Sein und Geltenwollen bemerkt (Keller Nr. 4, Anm. 3). Aber er war

---

<sup>1</sup> Karoline schreibt am 10. Mai 71: O Gott, ich fühls, was Sie sind, und was ich bin, Leuchsenring mag schwätzen, was er will, wie weit Sie in allem über mir sind.

<sup>2</sup> Der Brief, den Keller unter Nr. 3 abdruckt, steht wohl nicht am richtigen Platze. Nach den Urteilen, die Leuchsenring und Iselin über einander abgeben, haben sie sich ziemlich gründlich kennen gelernt; und von «unserem Füessli» konnte Leuchsenring doch erst sprechen, als er in Zürich gewesen war und Füessli kennen gelernt hatte.

doch in Zürich sehr vergnügt, hat viele Bekanntschaften gemacht, und viele gute Menschen gefunden; sie haben ihn dort verheurathen wollen, aber der empfindsame Schmetterling floh weg.» (Karoline an Herder, 6. Dez. 71). Die wichtigste Bekanntschaft dort war vielleicht Lavater, mit dem er später einmal so scharf zusammengeraten sollte. Lavater war ein Feind der Aufklärung. Er wollte eine glaubensarme Zeit mit lebendigem Christusglauben erfüllen, neigte aber zu schwärmerischer Mystik und kindischem Wunderglauben. Es ist interessant, Leuchsenrings, des Schwärmers, Urteil über diesen Enthusiasten zu hören: «ich fühlte mich fast wider willen gegen ihn gezogen und habe mich ihm mehr geöffnet als einem in Zürich. Desto mehr habe ich es aber auch bedauert, dass er sein Genie so misbraucht und dass eine so schöne Seele in Gefahr stehe zu verderben. Ich habe ihm mit cynischer Freimütigkeit den Ekel bezeugt, den ich an einigen seiner Lieblingsbemühungen habe. Es schmerzte mich, dass wir nicht ganz Freunde seyn konnten. . . . L. liebt mich mehr als ich es vermuthen konnte und Sie zweifeln wohl nicht, dass ich seine Liebe als einen schätzbaren Zuwachs meiner Glückseligkeit ansehe» (Keller Nr. 5). Lavaters Lieblingsbemühung war sein Bekehrungseifer. Leuchsenring hat später der Julie von Bondely erzählt, dass es ihm gar nicht schwer geworden sei, sich sicher zu stellen gegen Lavaters Bemühungen um sein Seelenheil, indem er, wenn jener sein Lieblingsthema berührt und angefangen hätte sich zu erhitzen — ohne ein Wort zu sagen, seinen Hut genommen hätte; worauf dann Lavater gerufen habe: gehen Sie nicht, ich werde schweigen! Ganz entsprechend ist Lavaters Urteil über Leuchsenring: «er hat mir von Seiten des Genies und des Herzens unaussprechlich gefallen. . . ., wenn ich gleich im Punkte des Christentums ungleich denke» (an Iselin, 20. Okt. 71. Keller Nr. 5, Anm. 1). — Auch mit Leonhard Usteri trifft Leuchsenring in Zürich zusammen. Usteri ist einer der hauptsächlichsten Träger der universellen Kulturbestrebungen, deren intensive Pflege den Ruhm Zürichs in jener Zeit ausmacht (ADB, Usteri). Er pflegte eifrige Korrespondenz mit Julie Bondely; seine Meinung, die er ihr gegenüber von Leuchsenring aussprach, war so vorsichtig, ja zweideutig, dass Julie ihn nennt: *mechant ou malin par tous les embarras combinés de curiosité, dans lesquels vous me mettez avec Mr. Leuchsenring*. Er hatte auf Usteri Eindruck gemacht, hatte ihn in Erstaunen gesetzt, aber welcher Art dieser Eindruck, dieses Staunen war, konnte Julie nicht ahnen (Bodemann, Julie v. B. S. 352 f.).

Der Weg führte Leuchsenring weiter über Königsfelden,



wo er bei «rechtschaffenen Leuten» wohnte. Keller vermutet: bei Emanuel Gruber. Von da nach Bern, das er nach einem Aufenthalte von einer Woche am 25. Oktober etwa wieder verliess. Karolinens Notiz an Herder, er habe in Bern viele Frauenzimmer gefunden, die ihn interessierten (Anfangs Februar 72), wird durch den Bericht Juliens von Bondely bestätigt, deren Freundin in Bern nicht nur mit Lob, sondern sogar mit Feuer von Leuchsenring spricht. Diese Dame verteidigt ihn gegen den Vorwurf der Enthusiasterei, man müsse unterscheiden *la chaleur de l'âme d'avec la fièvre de l'imagination*. Bei der Frau von Watteville ist es seiner Unterhaltungskunst gelungen, die schwärzeste Hypochondrie zu vertreiben (Julie an Usteri 21. Okt. 1771). Auch hier also seine nie versagende Wirkung auf die Frauen! Auch Niklaus Anton Kirchberger gewann er mit seiner interessanten und geistvollen Unterhaltung; der erklärt ihn für einen geborenen Philosophen, wenn auch seine metaphysischen Gesichtspunkte manchmal etwas aussergewöhnlich wären — er kenne wenig Menschen, mit denen es so viel zu denken gebe; Kirchberger fand sein Genie besonders geeignet, neue Bahnen in der «Moral» einzuschlagen: seine Ideen schienen ihm teilweise so neu, glänzend und fruchtbar zu sein, dass er sie aufzeichnete (Kirchberger an Iselin 9. Nov. und 18. Dez. 71 bei Keller). Leuchsenring schrieb am 23. Dezember an Iselin: Ich liebe Kirchbergern und mir ahndet, dass ich ihn noch mehr lieben werde (bei Keller, Nr. 5). — Im übrigen aber hat er sich in Bern «ziemlich über Herrn von Haller geärgert» (Karoline an Herder 6. Dez. 71). «H. hält mich in einer ehrfurchtsvollen Entfernung, worin ich fast wie ein Hofsklave in der Antichambre aussehe», schreibt er selbst an Iselin am 23. Dez. 71 (Keller, Nr. 5) und fügt spottend hinzu, dass Haller es als einen Schandfleck des Königs von England ansieht, dass er als Christ Rousseauen eine Pension geben wolle. Er deutet damit den Punkt an, in dem beide so besonders verschieden dachten: die Religion. Leuchsenring hatte erklärt, er hielte die orthodoxen «Briefe» Hallers «über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung nicht für die rechte Methode in jetziger Zeit (Julie an Usteri 7. Jan. 73). Die in solchen Reden sich äussernden aufklärerischen Anschauungen waren Hallern peinlich unsympathisch, und so wurde es der ganze Mensch. Er «quälte» Haller «mit unerwünschten Besuchen» und wollte ihn «zwingen, von Wielanden zu urtheilen». «Er gereichte mir», schrieb Haller an Heyne nach Göttingen, «zu solchem Widerwillen, zumal wegen seiner Predigten für den Unglauben, dass ich mein Misfallen nicht gänzlich bergen konnte» (Hirzel, Hallers Gedichte CDLXX). Wenn Haller Leuchsenring als ausgesprochenen Feind der Re-

ligion hinstellt, so ist dies eben so einseitig, als wenn er der von Wieland und seinen Jüngern gepflegten halb sentimental, halb pikanten Dichtweise eine scharf antireligiöse Absicht beilegt: «sie greifen durch reizende und schlüpfrige Bilder mit Fleiss das Herz an, um es zuzubereiten, dass es die Religion hassen möge» (a. a. O. CDLXX). Ein weiteres Motiv für Hallers Groll, die Meinung nämlich, Leuchsenring habe Hallers «Usonng» in Nicolais A. d. B. abfällig besprochen, entbehrt ebenfalls der Unterlage (vgl. Keller Nr. 5, Anm. 3).

Leuchsenring eilte von Bern aus dem Höhepunkte seiner Reise zu: Neuenburg mit Julie von Bondely. Er hat sich etwa von Ende Oktober bis Anfang Dezember dort aufgehalten. (Das Folgende nach Juliens Briefe an Usteri bei Bodemann, Julie v. B., und Sophie la Roche, Mein Schreibetisch II, 274 ff.) Julie war auf sein persönliches Erscheinen infolge der zweideutigen Charakteristik Usteris und des feurigen Lobpreises der Berner Bekannten ausserordentlich gespannt. Nicht minder erwartungsvoll war Leuchsenring gestimmt: Sophie hatte ihm eine Idee von ihrer geistvollen Freundin zu geben gesucht. Dieses Bild wirkte so viel, dass er ihr schrieb: «Ich werde Ihre Freundin mit verdoppelter Aufmerksamkeit beobachten, denn ihre Verdienste müssen ausserordentlich sein, wie Ihre Bewunderung und Liebe für Julie es ist. Ich sehe mich also zwischen zwei Phänomenen der weiblichen Welt» (Mein Schreibetisch II, 276 f.). Juliens Erwartung war nicht ganz frei von einer gewissen Parteilichkeit, insofern sie Leuchsenring von vorn herein für einen Schwärmer hielt, und ihre Abneigung gegen Schwärmerei gross war. Sie gab sich also bei der ersten Begegnung nicht frei und offen, sondern hielt sich eine Maske vor, unter der sie als ein Nur-Verstandesmensch erschien. So begann sie ein eingehendes Examen mit Leuchsenrings intellektuellen Fähigkeiten, und das Resultat war: *j'en fus étonnée, au pied de la lettre étonnée*. In den ersten Tagen blieb man bei dieser Art der reinen Verstandesunterhaltung; und wäre Leuchsenring nach 8 Tagen abgereist, so hätte Julie nur tausend Gutes von ihm zu sagen gehabt. Leuchsenring dagegen war enttäuscht. Er durchschaute nicht die Maske. Das geht aus folgendem hervor. Julie hatte sich den Scherz gemacht, nach dem ersten Zusammentreffen mit Leuchsenring in dessen Namen und mit verstellter Handschrift einen Brief an Sophie zu schicken, in dem sie eine Charakteristik von sich so entwarf, wie sie glaubte, Leuchsenring würde es gethan haben. Der Brief schilderte eine «*sèche raisonneuse, enbichée de l'esprit analytique*» und tadelte Sophiens Enthusiasmus für die Freundin. Als Julie Leuchsenringen Mitteilung von ihrem Scherze machte und den Brief ihm vorlas,

nannte er sie «méchante» in einem Tone, der erkennen liess, dass sie keine schlechte Interpretin seines Urteils gewesen war. — Die Gegensätze mussten schärfer werden, als man Leuchsenrings eigentliches Gebiet, die Regionen des Gefühls, der Empfindung betrat. Je mehr Julie argumentierte, demonstrierte, räsionierte, um so weniger verstanden sie sich. Julie wurde ganz niedergeschlagen, und Leuchsenring erklärte: wir werden niemals zusammenkommen. «Warum», fragte Julie. «Weil Sie zu viel analysieren und die Empfindung nicht analysiert werden darf!» — Endlich aber verständigten sie sich. Eine Unterhaltung über Sophie la Roche brachte sie zusammen. Leuchsenring machte Julien den Vorwurf, jede Empfindung nähme sie für enthusiastische und lärmend aufdringliche Empfindsamkeit, «pour trompettes héroïques et sentimentales». «Keineswegs», erwiderte sie, «Sophie hätte für mich keine Trompeten, deren Ton mich erschreckte», und zeigte so, dass sie trotz ihres sezierenden Verstandes für Zartgefühl und Feinempfindung Sinn habe. Nun war der Bann gebrochen, Leuchsenring war nicht mehr unenthoustaste formidable, und sie nicht mehr une sèche raisonneuse. — Das Gesamt-Urteil, das Julie über Leuchsenring abgibt, ist vielleicht das Glänzendste, das man je über ihn gefällt hat, und beweist von neuem, welche bedeutende Macht ihm über Frauenherzen gegeben war. Leuchsenring, sagte sie zu Usteri, wird falsch beurteilt werden, wenn man ihn nicht in all seinen verschiedenen Lebensäusserungen beobachten kann. *Cette harmonie des rapports je ne l'ai en ma vie trouvé établie d'une manière aussi égale, aussi uniforme, que dans tous ce qui constitue l'être de Leuchsenring.* Man wird bei dieser Beurteilung zu bedenken haben einmal, dass Leuchsenring sich bei Julie sicherlich anders gegeben hat wie bei Lila in Bergzabern; und dann, dass auch Julie im längeren Zusammensein mit ihm die festen Grenzen ihres Wesens ein wenig verlassen und sich seiner Denkart angepasst hat, wenn auch nur auf ein Weilchen, wie aus jenem Satze hervorgeht: *L. est parti, et il était tème, car il allait remonter ma tête sur un ton déplacé pour le lieu que j'habite.* Bekanntere Züge zeigt ein Zusatz Juliens zu ihrem Urteile, in dem sie sagt, Leuchsenring geht nicht im selben Schritte mit seinem Jahrhundert. Das ist die schon beobachtete Art der Empfindsamkeit, die zur egoistischen Selbstverwöhnung wird, die sich verstimmt zurückzieht, wenn ein Barbar seine Zirkel stört, die — wie es Goethe später formulierte — die Schweine zu Lämmern rektifizieren will. — Leuchsenring seinerseits hat an dem Umgange mit der neu gewonnenen Freundin die grösste Freude gehabt. Aus den geplanten 10 Tagen in Neuenburg wurden 5 Wochen, und seine

alten Darmstädter liess er vergeblich auf Nachrichten warten, so dass man schon glaubte, er liege in einem Schweizerthale begraben (Karoline an Herder 6. Dez. 71). Freilich kennt Karoline ihren Freund zu gut, um nicht hinzuzufügen: «Ich weiss nicht, ob die berühmte Mlle. Bondelli in oder um Bern wohnt, die er aufsuchte; er sitzt vielleicht zu ihren Füssen und kann nicht schreiben». — Leuchsenring ist mit Julie in brieflichem Gedankenaustausch geblieben. Ihre Briefe waren die Prunkstücke seiner Brieffaschen; und es lässt sich denken, wie er dafür gesorgt haben wird, dass man seine Freundschaft mit ihr — «die eine der grössten weiblichen Köpfe und mit Rousseau in Briefwechsel ist» (Karoline an Herder, Anf. Febr. 72) — geziemend bewunderte. Der gute Gleim dichtete sogar ein Lied «der Freundin Leuchsenrings». <sup>1</sup> Später scheint eine Entfremdung eingetreten zu sein; darauf deutet Sophies ärgerliche Aeusserung Merck gegenüber (12. Febr. 76. W. I, Nr. 34): «Doch wer eine Julie Bondeli versäumen kann, versäumt noch mehr».

Von Neuenburg führte unseren Reisenden sein Weg nach Bern zurück. Hier war ein Professor Wilhelmi sein Wirt. Er wartete in Bern auf Nachrichten von dem Erbprinzen, die entscheiden sollten, ob er seine Reise nach Genf fortsetzen oder nach Deutschland zurückgehen sollte. So schrieb er am 7. Januar 72 an Iselin. <sup>2</sup> Am 8. Januar ist er auf dem Wege nach Hause (Julie an Usteri, 7. Jan. 73). In Basel scheint er Iselin nicht sprechen gekonnt zu haben. In Kolmar hat er mit dem blinden Gottlieb Konrad Pfeffel eine schöne und glückliche Stunde verlebt (Keller Nr. 7. 8.). Ende Januar ist er wieder in Darmstadt (Karoline an Herder, Anfangs Februar 72) — wie Karoline richtig vermutet: dem Erbprinzen zu Gefallen, mit dem er nun wohl Pläne für eine gemeinsame Reise entworfen haben wird.

Leuchsenring blickte mit grosser Befriedigung auf seine Reise zurück. Schon bei seinem letzten Aufenthalte in Bern schrieb er: «Immer mehret sich meine Glückseligkeit. Immer verschönert sich mir die Welt, in der ich lebe, u. das soll trotz

---

<sup>1</sup> In Privatbesitz, harrt der Veröffentlichung.

<sup>2</sup> Unter demselben Datum hat er einen Brief an Frau Merck begonnen (W. III, Nr. 18), hat ihn aber 34 Meilen von dem Orte wo er ihn angefangen, beendet. Er schreibt da von seinem Aufenthaltsort: je ne le sais pas moi-même. Je puis vous assurer cependant que c'est dans le monde, dans un village au pied d'une montagne, dans un village où se trouve une cheminée et deux assez jolies filles de 14 à 17 ans. Da diese Beschreibung auf Bern nicht passt, so ist er schon unterwegs und macht sich den Scherz, die Empfängerin seinen Aufenthaltsort raten zu lassen.



der Bise<sup>1</sup> und meiner Kopfschmerzen und meinem Brustdrücken, und meinem überladenen Magen, trotz allen Narren und Schurken so fortgehen, biss an mein seliges Ende. Amen». In der That hatte er den Zweck seiner «Reise des Herzens» erreicht und viele Freunde gewonnen; und auch mit dem Eindrucke seiner Persönlichkeit konnte er sehr zufrieden sein. Der innerliche Erfolg, dass er durch diese Reise etwa an Solidität, an Männlichkeit bedeutend gewonnen hätte, war nicht in solchem Masse vorhanden. Herder urteilt am 21. März: der gute Mann ändert sich mit jeder neuen Person, die ihn anläuft . . . wir können nicht alle Apostel Leuchsenring sein, ausgesandt in alle Welt, zu predigen das Evangelium, jetzt der Jacobis, jetzt der Bondellis und wessen weiss ich mehr.

**7. Leuchsenring wieder zu Hause.  
Bis Ende März 1772. Lavaters Brief. Zerwürfnis  
mit Merck. Goethe.**

Zu Hause wartete des Heimgekehrten eine eigenartige Ueberraschung. Lavater hatte sich an einem stillen Sonntage — am 12. Januar 72 —, als er einer kleinen Unpässlichkeit wegen sich ganz allein zu Hause befand, Sorgen gemacht um das Seelenheil seines Freundes Leuchsenring. Er hatte, da er sich ja persönlich nie recht hatte aussprechen können, zur Feder gegriffen und einen ehrlichen, begeisterten, etwas fanatischen Brief an ihn geschrieben, in dem er bat, von seiner Abneigung gegen das positive Christentum abzulassen. «Um Ihres edlen Menschenfreundlichen Herzens, um der Wahrheit und Tugend willen, die Sie allenthalben aufsuchen, und mit Freuden (wiewohl nicht unpartheyisch genug) umfassen — Bitte ich Sie das Projectt welches Ihre Seele beseelet — dass Ihres Herzens so unwürdige Projectt vor dem Gott der Menschen, Ihrem und meinem Gott zu prüfen, und von neuem abzuwägen. Was für ein Projectt? Das in meinen Augen einfältige unsinnige Projectt — dass eigentliche Christentum aus der Welt auszurotten, die Autorität und die allbelebende Helfers-Krafft Christi weg zu — raisonieren oder durch eine neu gerüstete Art von Sentimens weg zu — empfinden». Er werde zu Schanden werden — mit Wieland, Jacobi, Semler, Franz Leuchsenring nehme es der Zimmermann von Nazareth immer noch auf. «Sie kennen den grössten Menschenfreund weder wenig noch viel, wenn Sie Ihn, seine gottesvolle Person von seiner Lehr trennen — wenn Sie jede jungfräuliche Empfindung die mit Nativität oder Wiz

<sup>1</sup> Nordwind.

ausgedrückt ist, mit Enthusiasmus herumpredigen — und Tage und Wochen — bey seinen Freunden . . . Jesu nicht gedenken können!» Er kenne den Christus nicht — kein Wunder, dass er ihn verfolge. «Sie mögen meiner Schwachheit und Einfalt lachen — aber der im Himmel wohnt iachtet Ihrer und ich lache mit ihm; denn diess mögen Sie allen Mitaposteln einer Christusleeren Religion, allen Jüngern derselben auf der Kirchen und Schul-Kanzel, allen Jüngerinnen in Sommer-Lauben, auf dem Sopha, und bey den Caminen, aus diesem meinem vor Gott geschriebenen Briefe vorlesen, denn, ich, Johann Caspar Lavater von Zürich werde über alle diese meine Anstalten, Verabredungen Schriften Briefe Journale mit der Kraft des Geistes Jesu Christi, samt meinen Mitfreunden Jesu auf eine Weise triumphieren, die zeigen wird, auf welcher Seite Gott und die besste Wahrheit sey. Ich umarme Sie herzlich und wünsche Sie zu sehen». (Keller unter Nr. 12). — Dieser Brief war vor Leuchsenring in Darmstadt angekommen, sein Bruder, der Arzt, hatte die Adresse auf sich bezogen, den Brief erbrochen und gelesen, hatte sich gewundert und in seinem Aerger ihn all und jedem gezeigt. Es lässt sich denken, dass Leuchsenring, als er selbst nach Hause kam, wenig erbaut von diesem qui-pro-quo gewesen ist. Doch soll er Lavater, so gut es ging, entschuldigt haben (Julie an Usteri 7. Januar 73). Immerhin war ihm für die nächste Zeit die Lust, an Lavater zu schreiben, vergangen.

In Darmstadt waren die Freunde über seine unerwartete Ankunft vergnügt (Karoline an Herder). Er aber war mit ihnen allen nicht zufrieden, wie Merck am 16. März 72 an Sophie schreibt. Es hatte wohl nicht ausbleiben können, dass ihm während seiner langen Abwesenheit die Zügel ein wenig aus der Hand geglitten waren, wozu Merck, der sich über ihn hatte ärgern müssen, gewiss mitgeholfen haben mochte. Man hatte entweder neue Verbindungen geknüpft oder ältere fester gezogen, so dass er seine ganze Wirtschaft verstellt fand. Er fängt an aufzuräumen, und nimmt dazu den grossen Borstwisch des Raisonnements bei samntenen Weiberseelen, die man wirklich nicht à contrepoil traktieren darf (Merck a. a. O. bei v. Loeper, Briefe Goethes an Sophie, Berlin 1874. S. 198). Er arbeitete also mit dem schweren Geschütze seiner philosophischen Deduktionen, mit den Paradoxen, mit den frappierenden und glänzenden Ideen, durch die er einem Kirchberger imponiert hatte, um seine Herrschaft wieder herzustellen. Er wird den gewünschten Erfolg in seiner Gemeinde wohl auch erreicht haben, wenn er dabei auch Karoline und ihre Schwester so abgespannt hat, dass sie nicht einmal den Tom Jones lesen

konnten (Karoline an Herder, Ende März 72). War vielleicht in seiner Abwesenheit der Geist Herders unvermerkt, durch Karolinens Vermittlung, in seiner Bruder- und Schwesterschaft wieder erstarkt, der ihm vor Jahresfrist schon einmal so lästig gewesen war? Merck deutet das an: «seine grosse Arbeit war, Herdern in der Seele der Mädchen auszuthun, und er hatte nichts an die Stelle zu setzen». Und auch Herders Briefe sind während Leuchsenrings Aufenthalt in Darmstadt wieder etwas nervös. Bei Leuchsenrings Bitte, Herder möchte ihm erlauben, einige Lieder Herders in die Schweiz an die neuen Freunde zu schicken, lässt Herder durchblicken, dass er den Zweck dieses Thuns durchschaut: nämlich sich mit Herders Freundschaft wichtig zu thun. Und sehr deutlich wird er — vielleicht auf eine Warnung Mercks — am 21. März: «Leuchsenring scheint (bei alle seinem Vortrefflichen) durch seine Reisen und Veränderungen der Scenen immer mehr verrückt zu werden». Karoline solle sich etwas vor ihm in Acht nehmen, sich ja nicht einmal von irgend einem noch so Frappanten auch nur einen Augenblick aus sich selbst setzen lassen. Es wäre am besten gewesen, nie über ihn mit Leuchsenring sich einzulassen.

Leuchsenrings Aufräumungsarbeiten richteten sich aber auch gegen Merck. Merck, der einzig Nüchterne in einer be rauschten Zeit — wie Schröder ihn nennt (Einl. zu «Pater Brey» in Kürschners Nationallitteratur) — ist dem Enthusiasten immer störend gewesen. Wie vor einem Jahre Herders Benehmen gegen seine Braut, so tadelte «der Heidenbekehrer» jetzt Merck's Verhalten gegen seine Gattin. Und zwar in einem Briefe, den er ihm in der zweiten Hälfte des März schrieb. Er nannte ihn darin einen Mann ohne Charakter, sprach ihm die Fähigkeit zu echter Empfindung ab und misbilligte die Aufführung mit seiner Frau; und das im Interesse der Freundschaft und Wahrheit. (Karoline an Herder, Ende März 72). Merck hat ihm den Brief zurück geschickt und dazu gelacht. Dieses Lachen sollte Leuchsenring später ziemlich teuer zu stehen kommen. Denn durch Mercks Augen hat Goethe Leuchsenring gesehen, hat auch gelacht, und mit Goethe haben schon viele über ihn gelacht und werden noch viele lachen. — Karoline war von dem Brief im ganzen entzückt, wenn sie auch der Beschuldigung der Charakterlosigkeit nicht beistimmte. Sie nahm sich eine Abschrift davon und schickte diese im April 1773 an Herder. Der aber fand den Brief nicht nach seinem Sinne. Ihn dünkte, die recht reine Wahrheit, Lauterkeit und Eifersucht für die alleinige Tugend, mit Aufopferung alles dessen, was wir sind, spreche doch nicht so. (Aus Herders Nachlass III, Nr. 129. 130.) In den Beziehungen Leuchsenrings und Mercks war der Brief

der Anfang vom Ende. Karoline wälzt alle Schuld des allmählich sich bildenden Misverhältnisses auf Merck: der habe überall gegen Leuchsenring gesprochen und ihn bei allen Freunden lächerlich machen wollen. Wie dem auch sei — im Frühjahr 73 ist Merck übler Laune, wenn er Leuchsenring sieht, und Leuchsenring kann Merck fast nicht mehr ausstehen (Herders Nachl. III, 129). Zu offenem Bruche ist es indessen nicht gekommen; im Mai 73 noch bittet Leuchsenring Iselin, sich der durch Basel reisenden Frau Merck anzunehmen: er habe zwar nötig gefunden, von dem Manne sich zurückzuziehen, aber das könne ihn nicht hindern, sich zu bestreben, Frau und Kindern nützlich zu sein. — Den Grund des Zerwürfnisses findet Varnhagen mit Recht in dem Zweifachen: einmal, dass die beiden Naturen so entgegengesetzt waren — der eine weich, geschmeidig, sentimental und in aller Thätigkeit müssig, der andere kalt, streng, schroff und in aller Musse immerfort thätig; und dann darin, dass sie so ähnlich waren, immer in unruhiger Thätigkeit, überall eingreifend, vermittelnd, ohne eine Stellung, in der ihre Kenntnisse und Gaben ihre gesammelte Kraft auf ein namhaftes Ziel hätten richten können.

Sophie la Roche wird mit Spannung Leuchsenrings Bericht über ihre Julie erwartet haben. So macht sich denn dieser auch am 5. Februar auf nach Koblenz (Karoline an Herder, 6. Febr. 72). Am 16. Februar ist er in Frankfurt gewesen, Merck ist dort mit ihm zusammengetroffen<sup>1</sup> (es war noch vor dem «Fehdebriefe») und hat ihm zwei neue wichtige Bekanntschaften vermittelt: Schlosser und Goethe. Schlosser fand an ihm einen ausserordentlichen Mann und wünschte ihm, dass er die Glückseligkeit, sich selbst zu leben, besser als er selber geniessen möge (Schlosser an Lavater 16. Febr. 72; bei Keller Nr. 9). Leuchsenring schreibt über seine Begegnung mit diesen beiden sehr kurz und nichtssagend an Iselin: Herrn Schlosser habe ich kennen lernen und noch einen merkwürdigen Mann, Namens Goethe (18. März 72; Keller Nr. 9). Er ahnte wohl nicht, dass er durch diesen merkwürdigen Mann unsterblich werden sollte — wenn auch unfreiwillig. Goethe hat von Leuchsenring ein Bild gezeichnet am Anfang des 13. Buches von Dichtung und Wahrheit, das an Wert dadurch nichts verliert, dass der Rahmen, in den er es gebracht hat, nicht passt. Goethe spricht dort von dem artistisch-empfindsamen Kongresse, der von den Familien La Roche, Merck und von ihm zu Ehrenbreitstein im Herbst des Jahres 1772 gehalten wurde. «Zu diesem Kongress war auch Leuchsenring beschieden,

<sup>1</sup> Wielands ausg. Briefe III, 26.



der von Düsseldorf heraufkam.» Da Leuchsenring aber zu dieser Zeit in der Schweiz war (s. u.), so gilt es, für sein Zusammensein mit Goethe in Ehrenbreitstein eine andere Zeit zu finden. Es könnte dafür nach den Daten über Leuchsenrings Leben in Betracht kommen der Februar 1772 oder der Sommer 1773. Gegen die erste Zeit spricht die Thatsache, dass Goethe erst im Herbste 1772 mit der Familie la Roche bekannt geworden ist, somit bleibt nur der Sommer 1773, in dem Leuchsenring auch, wie wir sehen werden, eine Reise nach Düsseldorf zu Jacobis gemacht hat. Zu einer näheren Datierung fehlen allerdings die Belege. Goethe hat also in seiner Darstellung zwei seiner Aufenthalte in Ehrenbreitstein vermischt.<sup>1</sup> Erkennt man diese Thatsache an, so wird auch das zugegeben werden können, dass Goethe sich noch in einem anderen Punkte geirrt hat: nämlich dass er erst bei dem in D. u. W. geschilderten Kongresse Mercks Urtheil über Leuchsenring kennen gelernt und sich angeeignet habe; die Annahme dieses Irrthums ist unausweichlich, da Goethe schon im März 73 den von Merck inspirierten «Jahrmarkt» nach Darmstadt geschickt hat (Karoline an Herder, Anf. April 73). Davon bleibt aber unberührt die Wahrheit der Schilderung von Leuchsenrings Auftreten. Leuchsenring erscheint hier mit angenehmem und einschmeichelndem Wesen als der grosse Briefsteller, als den wir ihn schon durch Jacobi und Herder kennen gelernt haben. Er führte mehrere Schatullen bei sich, welche den vertrauten Briefwechsel mit einigen Freunden enthielten, und aus denen er auszugsweise vorlas. An solche Vorlesungen schloss sich naturgemäss eine Unterhaltung über sittliche und litterarische Dinge, und so ward man mit der Breite der moralischen Welt ziemlich bekannt. Als wertvollste Schätze dieser Schatulle sind Goethe noch die Briefe einer Julie Bondely in der Erinnerung. Herr von la Roche, der heitere Welt- und Geschäftsmann, entzog sich der Gesellschaft, wenn die Schatulle geöffnet wurde. Goethe dagegen hörte gerne zu. Nach der Darstellung in Dichtung und Wahrheit wurde das anders durch die Ankunft Mercks mit seiner Familie. Merck konnte es sich nicht versagen, Goethe darauf aufmerksam zu machen, dass in Leuchsenring trotz der glänzenden Schale eigentlich kein gediegener Kern stecke, dass er ohne sonderliche Talente sei und nur durch die Bekanntschaft mit vielen aus sich selbst etwas zu bilden suchte, wobei ihm, dem Umherreisenden, zu einem günstigen Eindruck die Gunst der Neuheit zu Gute käme. Auf Goethe machten diese der Wahrheit

---

<sup>1</sup> Es erklärt sich hieraus das Auffallende, dass bei der Darstellung der Heimreise von Leuchsenring gar nicht mehr die Rede ist.

durchaus entsprechenden Argumente Mercks so viel Eindruck, dass er sich von Leuchsenring etwas zurückzog und — wenn auch nicht bloss aus diesem Grunde — sich den Töchtern des Hauses widmete. — Man mag über die historische Glaubwürdigkeit von Goethes Bericht denken wie man will — so viel geht bei jeder Auffassung daraus hervor, dass Leuchsenrings Gabe der interessanten Unterhaltung, und seine liebenswürdigen Formen zunächst ihres Eindrucks auf Goethe nicht verfehlt haben, dass aber später Mercks Einfluss sein Urteil umgebildet hat.

Ueber Leuchsenrings Aufenthalt in den letzten Tagen des Februar fehlen mir die Nachrichten. Anfangs März ist er durch Darmstadt gereist (Karoline an Herder 9. März), wie Keller vermutet: zur Landgräfin nach Buchweiler, um mit ihr Pläne zur Reise mit dem Erbprinzen zu machen, der sich Leuchsenring als Begleiter offenbar sehr gewünscht hatte (vgl. Sybel, S. 716).

### 8. Die zweite Schweizerreise. Ende März bis Mitte Dezember 1772. Auseinandersetzung mit Lavater.

Nachdem die landgräfl. Familie zu dieser Reise des Prinzen mannigfache Pläne entworfen hatte — man sprach von einer Reise nach Italien mit Grimm aus Paris (Keller Nr. 6), Leuchsenring glaubte eine Zeit lang, es solle nach Paris und Brüssel gehen (Keller Nr. 6, Herders Nachlass III, Nr. 43) — entschied sie sich, gewiss unter Leuchsenrings Einflusse, für die Schweiz. Der Prinz sollte Menschen kennen lernen und seinen Gesichtskreis erweitern: es war eine Bildungsreise. Leuchsenring sollte ursprünglich, nach der Fürstin Plane, seinem ehemaligen Zöglinge nur wie von ungefähr hie und da begegnen und aus dessen Erzählungen Bemerkungen ziehen, wie weit die Absicht der Reise erreicht werden könnte (Mein Schreibetisch II, 274 ff.). Diesen Plan hat man wieder fallen gelassen. Leuchsenring ist nach den Berichten immer an des Prinzen Seite gewesen, aber er begleitete ihn als Freund (Keller Nr. 9). Der zweite Begleiter war ein Herr von Rathsamhausen. — Ende März wird die Reise angetreten, am 3. April ist man in Strassburg, bald darauf in Basel, wo der Prinz unter dem Namen eines Grafen von Lichtenberg den Häuptern der Republik Besuche macht. Von grösseren Festlichkeiten sieht man der Fastenzeit wegen ab. Um den 20. April sind die Reisenden nach Bern weiter gegangen. Hier hat Leuchsenring von neuem Hallers Grimm erregt, der dieselbe Beschuldigung der Religionsfeindschaft gegen den «Anbeter Wielands» erhebt (Hirzel, Hallers Gedichte

CDLXXI). In Schinznach waren der Erbprinz, der «Baron von Ratzenhausen» und Leuchsenring bei der Jahresversammlung der Gäste anwesend (Verhandlungen der Helvet. Gesellschaft in Schinznach. In den Jahren 1771, 1772 u. 1773. S. 12). Alle drei wurden damals Mitglieder der Gesellschaft (vgl. Keller Nr. 12). — Im Mai war Leuchsenring bei Lavater in Zürich. Der gute Lavater hatte sich über des Freundes langem Schweigen sorgende Gedanken gemacht und hatte ihm schon nach Bern einen Brief geschickt, in dem er sich über sein Stillschweigen beklagt wegen eines Briefes, der in so guter Absicht geschrieben sei. Nun kam es in Zürich zur Aussprache. Leuchsenring erzählt ihm von der Verwechslung und wie der schlechte Eindruck auf den Urheber zurückgefallen wäre, dass aber ein solcher Brief in einem Orte, wo man Leuchsenring nicht gekannt hätte, für ihn von den schädlichsten Folgen hätte sein können. Lavater er bietet sich zu öffentlicher Entschuldigung. Leuchsenring lehnt das ab; man beschränkt sich darauf, dass Lavater an Leuchsenrings Bruder einen Brief schreiben soll, von dem Julie sagt, er sei durch Inhalt und Freimut das seltsamste Stück, das sie jemals gesehen. Der (ungedr.) Brief lautet:

Hochzuverehrender Herr! Der Unruhe und der Beklemmung, welche seit dem Augenblick, da mir Ihr Herr Bruder Hofrath sagte, dass der an Ihn gerichtete Brief vom 12. Jenner 1772 von Ihnen, wegen eines adresse fehlers erbrochen und gelesen worden, weiss ich auf keine andere Weise mich zu entreissen, als wenn ich mich hinsetze, an Sie zu schreiben, was Pflicht und mein Herz mich schreiben heissen.

Sie sind ein Bruder des bessten Menschen, den ich kenne — Sie können mich schwach und fehlervoll — aber nicht klein und unedel finden, wenn ich einen kränkenden Misverstand, den dieser Brief veranlassen könnte, mit aller Einfach und Aufrichtigkeit zu heben trachte.

Dieser Brief ist gerade für Niemand in der Welt geschrieben worden — als für den Herrn Hofrath. Niemand in der Welt kann ihn recht verstehen und erträglich finden als Er, und zwar nur dann, wenn er sich genau in die Umstände und in den Augenblick hereinversetzt, in welchen ich ihn schrieb — und es zugleich nicht vergisst, dass ich eben das, was ich geschrieben, dem wesentlichen nach, wiewol allgemeiner — ihm mit der zärtlichsten Miene mündlich gesagt habe. Meine Hochachtung für Ihren Herrn Bruder konnte unmöglich grösser seyn als sie war und noch ist. Von keinem Menschen hab' ich so viel Nutzen gehabt, der nur wenige Tage um mich war; von keinem hab' ich so viel Gutes zu erzählen gewusst, und erzählt und ge-

schrieben als von ihm. In einem Hauptpunkte trafen wir (so viel ich einsehen konnte; ich kann und will mich aber gern geirrt haben) nicht zusammen. «Christus, die unmittelbare Person Christi, schien mir zur Wiederherstellung und Seeligkeit des Menschen viel unentbehrlicher, wesentlich nothwendiger als Er, so viel ich urtheilen könnte, ihn dauchte. Ich fand ihn zu wenig für die unmittelbare Person, von deren ich glaube, dass sie im eigentlichen Sinn der einzige Quell unserer Unsterblichkeit sey — eingenommen — und wenigstens schien er es vis à vis von mir, vielleicht und wie ich mir die Sache selbst zu erklären suchte — aus einer freundschaftlichen Klugheit, die es nöthig erachtete, einen vermeintlichen Enthusiasmus für diese mir so verehrungswürdige Person, der ihm vielleicht der guten Sache des Christentums nachtheilig zu seyn scheinen konnte, zu mildern und mich — herabzustimmen.» Diese mir wichtige Verschiedenheit unserer Denkart — die Disharmonie, und Disproportion, die ich zwischen seinem Gefühle für jede auch kleine moralische Schönheit — und für das Urbild aller moralischen Schönheit (und für das hielt ihn doch Ihr Herr Bruder mit vieler Ueberzeugung) wahr zu nehmen glaubte — machte mir, je mehr ich für die grossen Talente, das fürtreffliche Herz und die eindringende Beredsamkeit des Herrn Hofraths eingenommen seyn musste — nicht wenig bange — das war meinen Grundsätzen und meiner Denkungsart gemäss. So schwach, so lächerlich sogar diese Denkungsart einem Dritten immer vorkommen mögte, vor Gott ist sie nun einmal diejenige, die ich nach meinem Gewissen für die beste halten muss. — Unterdess setzte ich meine Beobachtungen auf den Gang des Christentums und der Gottesgelehrsamkeit in der gegenwärtigen deutschen Welt fort. — Ein Gegenstand, auf den ich lange schon meine ganze Aufmerksamkeit richtete — Bücher, die herauskamen oder angekündigt wurden — Nachrichten von zuverlässigen Correspondenten, und einige andere vorher gefasste Vermuthungen — alles zusammen bestätigte mir den Gedanken: Man gehe darauf um, dasjenige, was ich nach meiner nicht ganz unüberlegten Einsicht, für wahres Christentum halte, (welches wahrlich von demjenigen, das in den Kirchen- und Schulbüchern gelehrt wird, so verschieden ist, als mir die Bibel von den meisten derselben zu seyn scheint —) zu verdrängen und ein Christentum einzuführen, welches mir darum fürchterlich seyn und als ein Antichristentum vorkommen müsste, weil es den eigentlichen Grund desselben — Jesum Christum entbehrlich macht.

Historische und Thatsachen waren einige Dinge, die mir diese Besorgnis unwiderstehlich gegründet machten. Erinner-



ungen an gewisse Schriften, Personen — Grundsätze, die von Herrn Hofrath selbst mit meiner Zustimmung — jedoch mit einer ihm ungewöhnlichen Wärme empfohlen worden — und die, wie ich gewiss theils erfuhr, theils sahe, zur Beförderung der oben angeführten Anschläge oder Absichten, wirksam waren, kamen hinzu — warm von diesen Vorstellungen an einem stillen Sonntage — wo ich, wegen einer kleinen Unpässlichkeit — von allen Freunden verlassen — zu Hause war — entschloss ich mich dem Herrn Hofrath — mein Herz auszuleeren; so wie es gerade in diesem Augenblick war — (Ach! Gott! hätte ich denken sollen, dass eine Seele diesen Brief sehen würde, als wenn er ihn selbst zeigen würde) — und nun — wie beschämt und beklommen ist mein Herz — ist dieser Brief ausser seinem einzigen wahren Gesichtspunkt — in fremde Hände gekommen. Ich will das nicht achten, wie ich dadurch misskennt werden kann. Nur das: ich bezeuge Ihm auf mein Gewissen, dass ich nicht Schuld bin, wenn ein Mensch von diesem Briefe, den ich übrigens vor Gott schrieb, und für den ich vor Gott auch keine Entschuldigungen brauche — eine Abschrift hat, oder unrichtig von der Religion des Herrn Hofraths urtheilte. Ich bezeuge Ihnen auch, dass ich nunmehr gänzlich überzeugt bin, dass dieser sanfte ruhige gemeinnützige Menschenfreund an denen Anstalten, deren ich in dem Briefe Erwähnung thue — nicht den mindesten Antheil hat — wiewol ich ebenfalls völlig überzeugt bin, dass jeder andere, der sich zu der Zeit, da ich den Brief schrieb, in meinem Gesichtspunkt befunden hätte, auf diesen Verdacht hätte fallen müssen. Es thut mir unendlich leid, dass ich mich hierinn betrogen habe. Ich traue es aber der göttlichen Fürsorge zu, dass sie auch aus diesem Vorfalle für mich und alle, die davon wissen, etwas augenscheinlich Gutes herauszubringen wissen werde. Unendlich würd' es mich freuen, wann ich mich auch in Ansehung der ersten Differenz geirrt hätte.

Gott sey mit Ihnen.

Zürich d. 19. Mai 1772. J. C. Lavater.

Mit dieser Erklärung, die Lavaters Wahrheitsliebe und Freimute ein ebenso glänzendes Zeugnis ablegt, als sie für die Kenntniss von Leuchsenrings religiösen Anschauungen von Bedeutung ist, konnte Leuchsenring wohl zufrieden sein. Aber da sie nicht allen zu Augen kam, die von dem eigentümlichen Bekehrungsversuche gehört hatten, so blieb es nicht aus, dass sich an die ganze Angelegenheit einige für Leuchsenring ärgerliche Misverständnisse knüpften. Man setzte nämlich Lavaters Schreiben in unmittelbare Verbindung mit Hallers Beschuldigungen des Atheismus. Man wusste auch, dass Haller die Frankfurter Anzeigen,

die seit 72 erschienen, für das Organ der deutschen Religionsfeinde hielt, deren Missionar Leuchsenring sei (Haller an Gemmingen, 22. März 72, bei Hirzel, a. a. O.) man hatte vielleicht auch gehört, dass Lavater von den Anzeigen nicht sehr eingenommen war. So tritt denn schon im Januar 73 in dem Berichte, den Julie von dem ganzen Vorfall giebt, folgende legendenhafte Gestalt von Lavaters erstem Briefe vom 12. Januar 72 zu Tage: Die Frankfurter Journalisten seien Anhänger des Antichrists, Leuchsenring sei einer der Journalisten, obwohl ers nicht wahr haben wolle, er sei ausdrücklich nach der Schweiz gekommen, um an diesem grossen Werke der Widerrechtlichkeit zu arbeiten, habe sich dort spitzbübisch und heuchlerisch benommen, indem er vorgab, er wolle eine schlichte und reine Moral begründen u. s. w. (vgl. Bodemann, Julie von B. Nr. 104). Derartige Versionen mussten auch Leuchsenring zu Ohren kommen. Er verhehlt nicht seinen Aerger in einem Briefe an Lavater vom 22. Februar 73, dessen wichtigster Teil von Keller schon abgedruckt ist (Nr. 12): «Noch wollte ich Ihnen etwas von dem wunderbaren Geschwätze sagen, das sich hie und da in der Schweiz verbreitet hatte. Man sahe mich als einen verdächtigen Mann, als einen Feind der Religion an und citirte Lavater und Haller. Einen Feind der Religion? — mich? — Ich wünschte, mein lieber Lavater, was Sie daraus merkten, wie gefährlich eine gewisse Aktivität werden kan, wie unmoralisch. Was würde ein anderer an meiner Stelle gethan haben? Aber ich kan missbilligen und Sie doch lieb haben.» Durch solchen Tadel ist Lavater wiederum schmerzlich betroffen. Noch einmal sucht er sich brieflich in den Augen des vorher so sehr verehrten Freundes zu rechtfertigen, giebt auch zugleich sein Urteil über die Frankfurter Anzeigen ab.

Zürich, den 1. März 1773.

(Ungedr.)

Mein lieber Herr Hofrath!

Mit keinem Menschen ist es mir noch gegangen wie mit Ihnen. Keinen habe ich so sehr geachtet, geliebt, bewundert, von keinem so viel gelernt — und dennoch bin ich von keinem so sehr missverstanden, falschgesehen worden, wie von Ihnen. Ich bin aber ruhig dabey, kenne mein Herz und mag wol warten. Ach! Sie sind mir entgangen . . . Noch immer hoffe ich, Sie einmal zu sehen, und meine ganze Seele vor Ihnen darzulegen, und Ihnen mit aller Freymüthigkeit zu sagen, was mir Rätsel an Ihnen ist. Nun — die Fürscheidung wollte es nicht; will, dass ich Ihnen verdächtig bliebe; will, dass man Ihnen eine Anekdote um die andere zutrage, die mich Ihnen rätselhaft macht — nun — ich weiss nichts zu sagen, mein Lieber, als: ich mag wol warten: Ich bin mir sehr gewohnt,

missverstanden und nicht gekannt zu werden, und so sehr gewohnt, dass die Fürsorge mir alle mal Gerechtigkeit widerfahren lässt, dass ich auch gegen Sie auf das Jahr 1776. 78. oder 1780 spätestens appelliren will, und nur dies einzige . . . wer mein Urtheil über Sie zu Hallers stellt — der muss gerade zu r a s e n ; denn i c h widerlege Hallers Urtheil gegen Sie — mit einer Wehmut und Zärtlichkeit für Sie, die . . . ich sage es Ihnen mit einer Thräne im Auge . . . Ihr Herz zerschmelzen würde.

Es ist eine fürchterliche Sache um die Anecdotenträger, die mir alle meine Gedanken stählen und zu Markte tragen, und Gedanken, die nicht in meine Seele kommen können, als die meinige debitiren! Nun, es sey so — Leuchsenring — behalten Sie diess Blat — und Sie werden sehen, dass ich die Himmelsluft athme, die Ihr edles Herz schlagen macht.<sup>1</sup>

Weil Freude machen meine einzige Freude ist, so hab' ich Herdern, und der Jungfr: M: Ihr Bildniss geschenkt.<sup>2</sup> Das, so die letztere hat, ist nicht so kenntlich. — um d e s w i l l e n darf ich es nicht nach Neufchatel senden. Ihr Bild ist tiefer und wahrer in meinem Herzen, als wenn ich tausend, auch bessere Zeichnungen als die meinigen sind, um mich her sehe. Was mir Herder über meine Aussichten schrieb?<sup>3</sup> Viel Unvergleichliches! Sehr viel — was wegfällt, wenn er mich verstanden hätte — überhaupt, dass ich das, was die innersten Nerven der Menschheit, die künftigen Engel in uns trift, nicht, bey weitem nicht genug bearbeitet habe, wenig gehorcht, mehr mich meiner Maulwurfswerkmeisterey, meiner eigenen Arbeit gefreut habe — u. s. w.

Herder ist der e i n z i g e (eine Seele, die Gott meinen geheimsten Wünschen dargebracht hat) der e i n z i g e Herder, dessen Verstand, dessen Kenntniss, dessen Herz, dessen Grösse, dessen Demuth meinem Ideal von einem Menschen, mit dem ich ganz Eins seyn möchte, entspricht — nur Eins hält mich noch zurück, oder vielmehr sollte mich zurückhalten, dass — ich so unaussprechlich viel weniger bin als Er. O Leuchsenring, dessen Seele meine Seele nach weynet — warum können Sie mir die

---

<sup>1</sup> D. h. die Zukunft wird den Beweis erbringen, dass er als treuer Freund sich benommen hat.

<sup>2</sup> Leuchsenring hatte in dem vorigen Briefe (vom 22. Februar 75) angefragt, warum Lavater Herdern sein Bild geschickt habe. Auch habe er gehört, dass Mdlle de Muralt ein Bildnis von ihm habe. Er meine aber, Frauenzimmer dürfen sein Bild nur durch ihn erhalten, und bitte, es zurückzuziehen und an Julie Bondely zu schicken. — Lavaters Ausflucht ist etwas kühn.

<sup>3</sup> «Ich wünschte zu wissen, was Ihnen Herder über Ihre Aussichten geschrieben». (Leuchsenring an Lavater 22. 2. 78.)

Wunde schlagen, mich zu fragen: «Was würde ein anderer an meiner Stelle thun? Ich beschwöre Sie, meiner nicht zu schonen; thun Sie, was Sie mit Recht thun können. Ich will, mein Theurer, keine Gnade, Gerechtigkeit will ich nur. Ja Unrecht leiden will ich lieber als denken: Leuchsenring glaubt, Lavater hab' ihn verläumdet. Wann Sie mir bald sagen, was Sie immer wider mich denken, was Sie an mir rätselhaft finden — so wollen Sie mir eine Gefälligkeit thun, die ich Ihnen nicht genug werde verdanken können — und ich verspreche Ihnen, wenn Sie es wollen, «mich mit keinem Worte zu erklären oder zu verantworten» — auch wenn ich vor Gott finden sollte, dass Sie mir Unrecht thun.

Und nun noch ein Wörtchen von den Ffr: Anzeigen. Gegen alle fremde und (unleserl. Wort) greife ich diese critische Schrift mit dem besten Gewissen als eine der lichtvollsten und lehrreichsten an, die ich kenne. Aber Ihnen muss ich es doch — machen Sie, weil Sie, wie ich fast vermuthe, die meisten Verfasser besser kennen, als ich, einen Gebrauch davon, wie Sie wollen — Ihnen muss ich es sagen, — dass der zu witzige zu leichte, oft profane Ton, — den sie sich so sehr angewöhnt haben, dass das unbrüderliche, malitiöse Ihrer Urtheile, und insonderheit der häufige unverzeihliche Fehler, dass sie sich so selten die Mühe geben, sich in der Verfasser Gesichtspunkt zu setzen; dass Sie das Wahre und Gute mancher Schrift gerade zu verdecken und ignoriren, — und immer nur ihrem Ideal nachhaschen, und einseitige zwar vortreffliche Ideen hervordringen lassen, sie oft auch die weisesten, redlichsten, unpartheyischen Lesern — beynahe ekelhaft und unerträglich machen. Leben Sie wol mein Theurer — und lieben Sie mich wenigstens, wann Sie nicht mein Freund seyn können.

Lavater.

Ein Bekehrungsversuch Lavaters an Leuchsenring brachte eine erste Trübung in ihr Verhältnis; ein Bekehrungsversuch Leuchsenrings an Lavater sollte im Jahre 1786 zum Bruche führen.

Die Nachrichten über den weiteren Verlauf der Reise Leuchsenrings mit seinem Prinzen sind überaus spärlich. Im Juni hat er Julie in Morges gesprochen (Bodemann, Julie v. B., Nr. 104). Am 2. August ist er in Bern, ebenso am 23. September, wo Kirchberger meldet, dass Leuchsenring bald abreisen werde, wie er glaubt, nach Italien. Ich weiss nicht, ob es zu dieser Reise gekommen ist. Am 7. Dezember ist er wieder in Bern, am 11. in Basel auf der Rückreise begriffen. Der Prinz sollte am 15. in Pirmasenz sein (Keller, Nr. 12. 13. 14).

Karoline verzeichnet am 5. Dezember betreffs Leuchsenring



das Gerücht, er solle sehr melancholisch sein. Damit will das Urteil nicht stimmen, das er selbst über seine Reise abgiebt in einem (ungedr.) Briefe an Gleim vom 26. März 73: «Ich habe unter andern Vergnügen meiner zweiten Schweizer Reise vorzüglich das genossen, zu sehen wie sich der junge Fürst den ich begleitete so vortheilhaft zeigte und entwickelte, wie er so aufrichtig die Einwohner dieses freyen Landes liebte, von ihnen geliebt wurde, wie er so lebhaft wünschte, wieder in dieses Land zurückzukehren u. s. w.»

### 9. Wieder daheim. Herders letztes Urteil über Leuchsenring.

Spärlich fliessen auch die Quellen über Leuchsenrings ä u s s e r e s Leben nach seiner Rückkehr, also im Winter 1772 auf 73. Nur die etwas befremdende Nachricht, dass er mit Merck am 5. Februar in Frankfurt eingetroffen ist (Goethes Briefe, Weim. Ausg. IV, 2, 57); und Karolinens Meldung vom Anfang April: «Leuchsenring ist fast den ganzen Nachmittag bei uns, und liest uns in Voltaire, Wieland oder unserm Freund Yorik und «Tristram Shaudy» vor. Er lebt und webt um uns».

Von seinen inneren Erlebnissen tritt das Verhältnis zu Herder in den Vordergrund des Interesses. Herders Aeusserungen in den Briefen an seine Braut waren in der Zeit, wo Leuchsenring auf seiner zweiten Reise war, immer kühl, oft verächtlich gewesen. Und selbst Karoline behauptet im Juni 72: Franz Leuchsenring ist lange vergessen. Aber als er heimgekehrt und einige Tage bei ihr gewesen ist, muss sie bekennen: Ich habe Leuchsenring noch nie so geliebt wie jetzt (8. Jan. 73). Sie hatte Herder mitgeteilt, dass Leuchsenring jetzt die Ereignisse des Frühjahrs 71 anders beurteile. Der aber kann sich nicht recht für diese Nachricht interessieren: «Hat er Böses von mir gedacht, so hat er sichs gedacht, nicht mir: denn mit mir bin ich ohne alle Demonstration längst einig, dass in alle dem, was ein Leuchsenring so angafft und anfeindet und anstrauchelt, mehr Tugend der Seele und Edelmut des Herzens und Treue des innersten Bewusstseins liegen konnte, als in allen süssen moralischen Reim Gebetlein, aus dem Munde schöner Seelen gelernt» (9. Jan. 73). Aber Leuchsenring giebt seine Bemühungen, sich Herdern wieder zu nähern, nicht auf. Anfangs Februar schickt er ihm einen Brief, auf den hin Herder ihm ungeschminkt die Wahrheit sagt. Darauf hat Leuchsenring geantwortet in einem Briefe, der Herdern innigst erfreut und Leuchsenring ganz Herders Seele wiedergegeben hat. «Dass du mir Leuchsenring wiedergegeben, ist ein wahres Geschenk; sein Brief ist so gut und ehrlich», schreibt

er Mitte März. Aber lange hält bei Herder diese Stimmung nicht vor. Karoline hatte ihm Anfangs April den schon erwähnten «Fehdebrief» an Merck geschickt, und der gefiel ihm wieder gar nicht. Eins seiner letzten Worte über Leuchsenring im Briefwechsel mit Karoline ist: «Leuchsenring ist doch auch nur ein Buttervogel mit schönen Flügeln».

Ich glaube nicht mit Scherer (Goethe-Jahrb. I, 106) annehmen zu dürfen, dass nach Herders Ankunft in Darmstadt zur Hochzeit ein Bruch zwischen den beiden Männern stattgefunden hat. Das scheint doch der Tenor von Herders Brief an Raspe (s. u. Nr. 11) zu verbieten, in dem er dem Casseler Bibliothekar das von Leuchsenring geplante Journal empfiehlt. Und auch die Thatsache spricht dagegen, dass, als Herders 1784 nach Klosterberga übersiedeln wollten, Karoline überlegte, ob nicht Leuchsenring, der damals Erzieher in Potsdam war, für ihr Projekt in Bewegung gesetzt werden könne (Haym, Herder II, 375). — In seinem Gesammturteil freilich hat Herder, auch als er im festen glücklichen Besitze seiner Karoline war, nichts geändert und hat es noch einmal im Oktober 73 Lavater gegenüber mit Schärfe zusammengefasst (Aus Herders Nachlass II, 62 ff.): er habe ihn als einen guten, aber selbsterzogenen und alle Welt sich selbst erziehen wollenden Menschen gefunden. Eitelkeit und Toleranz (soll doch wohl heissen: Intoleranz!) fliehend, und im Grunde selbst so eitel und intolerant, als er je einen gekannt — dem Anscheine nach ohne Güte, wo sie Selbstüberwindung; viel Berlocke des Sentiments und Philosophie des femmes. — Dass Karoline später, als sie ihre «Erinnerungen aus dem Leben Herders» schrieb, in der Auffassung der Vorgänge des Frühjahrs 71 in Darmstadt sich dem Urteile ihres Mannes angeschlossen hatte, darf nicht Wunder nehmen bei einer so lange verheirateten Frau, bei der noch dazu Selbständigkeit des Urteils nie eine Haupttugend gewesen ist.

### 10. Leuchsenring in Goethes Satire.

Den Beziehungen zu Herder hat Leuchsenring es zu verdanken, dass sein Name in einer Galerie Goethescher Personen einen bedeutenden Platz ansprechen darf. Diese Beziehungen sind es gewesen, die zweimal dem Witze und der Laune des jungen Goethe Veranlassung gewesen sind, ein Bild zu entwerfen, bei dem Herder, Karoline und Leuchsenring Modell standen und Merck die Farben mischte.

Zuerst im «Jahrmarktsfest zu Plundersweiler n». Karoline schreibt Anfangs April 73, Merck habe auch Goethen gegen Leuchsenring gestimmt, und der habe neulich einen Jahrmarkt in Versen geschickt, um Herrn Merck die Cour zu machen und

Leuchsenring darin aufzuführen.<sup>1</sup> Aus Mardochai nämlich — wie er im ersten Drucke sich zeigt — guckt Leuchsenring deutlich genug hervor. Goethe geißelt hier Leuchsenrings Sucht, alle Welt auf den einen Ton seiner Empfindsamkeit stimmen zu wollen, verbunden mit seiner Unduldsamkeit gegen anders Denkende und Fühlende — welches beides Herder hatte empfinden müssen:

«Möcht' all sie gern modifizieren,  
«Die Schwein zu Lämmern rektifizieren».

In der vertraulichen Stellung Mardochais zur Königin wird man zunächst allgemein das Streben sehen können, sich durch Vermittelung der Weiber Einfluss in den Familien zu verschaffen. Wenn er aber dann zu Esther sagt:

«Da ist es nun an dir, o Frau,  
«Dich zu machen an die Königssau,  
«Und seiner Borsten harten Straus  
«Zu kehren in Lämmleins Wolle kraus» —

so ist wohl darin nicht zu verkennen, wie Leuchsenring Karoline bearbeitet hat, sie solle auf Herders Bekehrung hinwirken. Dass Karoline solche Versuche gemacht hat, geht klar genug aus Antworten von Herder hervor, wie die vom 21. März 72: «das kann, dünkt mich, und will nicht jeder. Wir können nicht alle Apostel Leuchsenring sein» u. s. w. — Leuchsenrings Absichten bei seiner ersten Schweizer Reise, wie er sie in dem Briefe an Iselin vom 16. Juli 71 kennzeichnet, sind ein Commentar zu der Stelle:

«Ich geh aber im Land auf und nieder,  
«Caper immer neue Schwestern und Brüder,  
«Und gläubige sie alle zusammen  
«Mit Hämmleins Lämmlein Liebesflammen».

Leuchsenring sagt dort: Vor einigen Monaten kam mir der Einfall zu reisen, um Menschen zu sehen und meine Brüder immer mehr lieben zu lernen . . . . in diesen zwey Monaten wünscht' ich alle die kennen zu lernen, die von irgend einer Seite mit mir sympathisiren — als meine natürlichen Brüdern und Schwestern». — Wenn man für die Verse

«Geh dann davon in stiller Nacht,  
«Als hätt ich in das Bett gemacht»:

auch keinen Vorfall konkreter Art mehr anführen kann, so sieht man darin doch Leuchsenrings Vorliebe für Geheimniskrämerei, für dunkle Andeutungen, für Anekdoten, die man in die Ohren flüstert, gezeichnet. — Karoline tritt als Milchmädchen auf, wegen

<sup>1</sup> Vgl. dazu W. Wilmanns, Preuss. Jahrb. 42, 42-74, dessen scharfsinnige Ausführungen aber vielfach wankend werden durch die schon bemerkte Thatsache, dass Leuchsenring im Sommer 72 nicht mit Goethe in Ehrenbreitstein gewesen ist.

ihrer Vorliebe für Leuchsenring, die «Milch- und Käseseele», der wegen seines kranken Magens nur Milchspeisen vertragen konnte.

Das hat denn auch dem andern Goetheschen Stücke, in dem Leuchsenring der Titelheld ist, den Namen gegeben: «Ein Fastnachtsspiel, auch wohl zu tragieren nach Ostern, von Pater Brey, dem falschen Propheten».

Die Deutung aller Personen des Stückes auf die Glieder des Darmstädter Kreises, zu dem Herder aus der Ferne gehörte, ist nur von Düntzer bestritten worden (Gothestudien S. 35). Ich führe nur einige Stellen zum Belege an, deren Aehnlichkeit mit brieflichen Aeusserungen aus jenen Tagen hervorsteicht. Man vergleiche zu dem Worte des Würzkrämers:

«Sagt, wir wären unordentlich,

«An Sinn und Rumor den Studenten gleich»

den Briet Mercks an Sophie (16. 3. 73), in dem er von Leuchsenrings Ausräumungsarbeiten in Darmstadt spricht (vgl. Nr. 7).

Die Beziehung der Worte

«Da macht er sich an meine Frauen,

«Die auch ein bisschen umzuschauen»

ist deutlich genug. Weniger, dass Sibilla, die Nachbarin, Karolinens verheiratete Schwester, Frau Geheimrat Hesse, bedeutet. Und doch glaube ich, dass es so ist. Zu dem Zerwürfnis des Krämers mit der Frau Nachbarin, das der Pfaff veranlasst haben soll, vergleiche man den Satz aus Karolinens Brief vom Anfang April 73: Merck kommt fast gar nicht mehr zu uns, und wenn ich ihn sehe, und Leuchsenring ist bei uns, ist er übler Laune.

Die Charakterskizze, die sich aus dem Fastnachtsspiele von der Hauptperson entwerfen liesse, hätte etwa folgende Gestalt. Brey ist scheinbar ein Mensch von viel Verstand, in Wirklichkeit nur ein Besserwisser und Bessermacher. Das beruht auf seiner Unfähigkeit, bestehende Verhältnisse und Leistungen anderer zu verstehen und anzuerkennen. Daher ist seine Thätigkeit mehr negativ und destruktiv; vor positiven Aufgaben kann er nichts als prahlen und schwätzen. Scheinbar auch nur ist bei ihm ein freies, liebevolles Gemüt zu finden, in Wirklichkeit besitzt er nur einschmeichelnde Aufdringlichkeit. Hat er sich eingenistet, so säet er Unfrieden, weil das Ziel aller seiner Thätigkeit die Eitelkeit ist, s i c h überall zur Geltung zu bringen. Bei den Weibern gelingt ihm dies auch. Er schliesst mit ihnen Seelenfreundschaften, die nicht frei sind von einer gewissen, nicht gerade männlich-kraftigen Sinnlichkeit.

Jacobi urteilt (Briefw. Nr. 145), dass Leuchsenring im «Pater Brey» zwar in einer etwas unsauberer Manier, aber



doch nach dem Leben auf das treueste gezeichnet sei. Besonders bezeichnend findet er die Stelle:

Er will überall Berg und Thal vergleichen  
Alles Rauhe mit Gips und Kalk verstreichen,  
Um dann zu malen auf das Weiss  
Sein Gesicht oder seinen Steiss.

Ohne Zweifel — wird man sagen müssen -- erkennt man in jeder guten Karrikatur die Züge des Vorbildes wieder; dadurch hört sie aber nicht auf, eben nur Karrikatur zu sein. Goethe selbst würde zur Ergänzung seines Urteils auf das andere hingewiesen haben, das er in «Dichtung und Wahrheit» giebt. —

### 11. Der erste Plan eines Journal de lecture.

Fragt man, wie es kam, dass ein so reichbegabter, interessanter Mann wie Leuchsenring doch den Besten seiner Zeit so wenig genug gethan hatte, so wird eine Antwort auch die sein: es fehlte seinem Leben und seiner Persönlichkeit der heitere Ernst einer strengen Berufsarbeit. Eine solche hätte — schon dadurch, dass sie ihm den Rückhalt einer gesicherten Stellung verschaffte — seinem Auftreten mehr Nachdruck, vielleicht auch mehr Würde gegeben. Er wäre dadurch heiterer, sieghafter, imponierender geworden. Ohne diese Arbeit ist seine Thätigkeit nicht wertvoll genug erschienen, um ein Mannesleben auszufüllen. Der Kampf um das tägliche Brot, den er in seinen späteren Jahren hat führen müssen, hat sein Leben entschieden geadelt.

Nach seiner Rückkehr von der zweiten Schweizer Reise taucht bei ihm zuerst die Absicht auf, sich einer Arbeit zu widmen. Karoline schreibt am 6. Februar 73 ihrem Herder: Leuchsenring habe die Absicht, die besten Piecen aus Romanen u. s. w. zusammen zu suchen und abzdrukken. Merck sei völlig mit seinem Projekt unzufrieden: es werde schief gehen; das Publikum werde das Unternehmen als ein Raub ansehen, es könne nicht zustande kommen! — Näheres über Leuchsenrings Absichten ergiebt ein ungedruckter Brief von ihm an Gleim vom 26. 3. 73; er schreibt da: «Vielleicht hat Ihnen Fritz Jacobi schon etwas von meinem französischen Recueil gesprochen, das ich noch dieses Jahr beginnen werde. Es giebt in Form eines Journal gedruckt, alle Monat ein Bändchen sauber und schön, enthält ausgewählte kleine Lektüre, als da sind Romänchen, Contes, kleine Verse, interessante Fragmente, Geschichten u. s. w. — le bon ton sous le masque des ris. Nichts das mehr als höchstens eine Stunde zu lesen erforderte. Das ganze Feld französischer Litteratur soll mir Gewächse zu meinem Lustgarten geben, der, was seine innere Einrichtung betrifft,

wohl a l'anglaise seyn könnte. Das Ding wird auf Subscription gedruckt, damit es schön und wohlfeil seyn möge. Nächstens erscheint der Prospectus. Ich hoffe, Sie werden auch ein wenig die Sache empfehlen helfen. Es wird sogar eine deutsche commercien Sache, weil dadurch manche französische Receuils, Compilationen oeuvres Sammlungen u. dgl. ziemlich entbehrlich, wo nicht ganz unnütz werden dürften. Herrlich, wenn man zugleich für Herz, Kopf und . . . Beutel sorgen kan». — Einen Monat später ist der erwähnte Prospectus erschienen, Leuchsenring hat ihn seinen Freunden zugeschickt mit der Bitte um Weiterverbreitung. Herder sendet am 26. 4. 73 dem Bibliothekar Rud. Erich Raspe in Kassel ein Exemplar mit der Bitte: «thun Sie dabei liebster Freund, was und wieviel Sie können: das französische Uebel, was nach Ihrem Ausdruck hier herrscht, ist in solchem Betracht Gutes und bei meinem Freunde ist dies nur der erste Schritt zu andern weitaussehenden Planen der Bildung des Publikums, den ich äusserst gern gelingen sähe als ich weiss die folgenden vortrefflichen Effekt auf ein solches machen müsten» (Weimarisches Jb. 1855, S. 48, 49). Herder hat sich auch sonst in gefälliger Weise für das Journal bemüht; denn es hindert wohl nichts, mit Haym (a. a. O., S. 530) den Schlusssatz des ungedruckten Briefes an Hartknoch vom August 1773 hierauf zu beziehen: «hier ist ein Avertissement, wovon schon mehr in Petersburg sind». Auch F. Jacobi und Sophie la Roche hatten ihre Unterstützung bei dem Werke versprechen müssen (Jacobis auserl. Briefw. Nr. 63). Aus dem Billet, mit dem Leuchsenring die Uebersendung des Avertissements an Gleim begleitet, geht hervor, dass er sich in diesem Prospekte auch auf Gleims heitere Muse bezogen hat: «Nehmen Sie nicht übel», heisst es, «dass ich Sie in beyliegendem Avertissement genannt habe, u. lassen Sie sich mein Bibliothekchen bestens empfohlen seyn» (Ungedr. Brief vom 5. Mai 1773, aus dem Goethe u. Schiller-Archiv in Weimar). — Auch die Schweizer Freunde wurden für Leuchsenrings Plan mobil gemacht. Am 9. Mai 73 ergeht an Iselin die Bitte, das Avertissement ein wenig zu verbreiten; die Absicht dabei sei wichtiger als es scheine oder scheinen solle (Jak. Keller, a. a. O. Nr. 15). Leuchsenring wünscht ausdrücklich, dass der Legationsrat Georg Ludw. Schmidt in Aarau und der Verfasser der Ephemerides in Paris (Pierre Samuel Dupont), bei dem das Avertissement auch vielleicht eingerückt werden könne, ein Exemplar erhielten. Iselin schickt denn auch am 22. Mai den Prospekt an Hirzel; und am 30. geht ihm schon von Frey eine scharfe Kritik darüber zu: er gleiche dem Leuchsenring wie ein Wassertropfen dem andern, und wenn die Sammlung dem Prospekte gliche,



so würde sie wahrhaftig nicht viel taugen. Von seiten eines Deutschen hätten Ton und Stil dieses Prospekts für den ersten Augenblick etwas Verführerisches, aber beim zweiten Lesen fände man einen falschen, erborgten Ton; «un homme qui court après l'esprit, sans l'atteindre». Er habe nichts dagegen, dass Heiterkeit und Scherz in der Sammlung herrschten, und er glaube mit dem Verfasser, dass nichts besser sei, das Leben zu erhalten und zu verlängern, als ein heiterer und vergnügter Sinn. Aber er glaube nicht, dass Heiterkeit und Scherz Kinder des philosophischen Geistes seien. Kurz und gut, er zweifle, dass diese Sammlung Glück haben werde, und wenn Freund Leuchsenring das seine auf ihren Erfolg gründe, so habe er ein Luftschloss gebaut. Und dann — was sei denn ein Journal de lecture? Was seien Kleinigkeiten, berechnet für den Horizont der Toiletten, der Vorzimmer, auf die er mehrfach zurückkomme? Das sei also eine Sammlung für die Dienstboten. Frey fasst schliesslich sein Urteil dahin zusammen: das ganze sei ein totgeborenes Kind. Auch Iselins Meinung war dem Avertissement nicht günstig, ihm missfiel vor allem an dem Stil ce ton plus que précieux, in dem auch die Herausgeber der Frankfurter Anzeigen schrieben. — Man wird, wenn man von diesen Urteilen Kenntnis nimmt, nicht vergessen dürfen, dass Leuchsenring in dem Briefe an Iselin selber von dem Prospekt sagt: «er ist sehr eifertig geschrieben und abgedruckt worden, zu beydem hatte ich nur wenige Stunden».

## 12. Reisen im Sommer 1773. Der zweite, veränderte Plan für das Journal.

Das Bedauern, dieses Avertissement nicht mehr mit den Urteilen darüber vergleichen zu können, wird dadurch erheblich gemildert, dass der spätere Plan und die Ausführung des Journals von diesem ersten bedeutend abweicht, der weiter nichts als Scherz und Heiteres und leichteste Leseware verspricht.

Leuchsenring begab sich im Frühjahr 1773 wieder auf Reisen. Gern hätte er es gesehen, wenn für ihn bei der Reise des Darmstädter Hofes nach Berlin im April 1773 ein Platz gewesen wäre.<sup>1</sup> So plant er zunächst eine Reise nach Paris.<sup>2</sup> Diesen Plan erweitert er aber, wenn er am 9. Mai 73 an Iselin schreibt: «Uebermorgen geh ich von Darmstadt ab . . . Wenn

<sup>1</sup> Ungedr. Brief an Gleim 5. Mai 73: Wie sehr bedaure ichs mein lieber Gleim, dass mir die Umstände nicht erlaubt haben, von dieser Reise zu seyn!

<sup>2</sup> Ungedr. Brief an Gleim 26. März 73.

ich noch etwa 14 Tage bey meinen Freunden herumgezogen bin, wende ich mich nach Holland und von da über Brüssel nach Frankreich, wo ich in der Mitte des künftigen Monats seyn werde. Gegen den Herbst hoffe ich wieder in meiner lieben Schweiz zu seyn». <sup>1</sup> Ob er dieses Programm genau so ausgeführt hat, ist nicht mehr festzustellen. Bei Jacobi in Düsseldorf aber ist er gewesen; denn der schreibt am 9. Oktober 73 an Sophie La Roche, er habe mit ihm über Helvetius' Sensibilität gesprochen.

Sei es nun, dass Urteile, wie die oben angeführten dem Verfasser des Avertissements zu Ohren gekommen waren; sei es, dass die Freunde, die er besuchte, ihm wohlmeinende Warnungen zuteil werden liessen; sei es, dass in Paris Männer wie Diderot, dessen Bekanntschaft er sich erfreute, <sup>2</sup> neue Pläne in ihm erwachen liessen: die nächste Nachricht, die wir über das Journal haben, lässt wesentlich veränderte Absichten erkennen. Ein Brief Leuchsenrings an Lavater vom 17. März 73<sup>3</sup> ergibt nämlich folgendes: Leuchsenring hat seinen Plan mehr auf Frankreich kalkuliert. Ursprünglich also hat er wohl von Darmstadt aus für einen überwiegend deutschen Leser- und Leserinnenkreis sein «Recueil» zusammenstellen wollen. Er berichtet ferner, er habe seinem Plane eine weitere Ausdehnung gegeben und ihn gemeinnütziger gemacht. Eine besondere Pflege wird der Geschichte der Welt-Litteratur zugedacht, Geschichten der Griechischen, Römischen, Italienischen, Spanischen, Französischen, Englischen, Deutschen Litteratur sollen sich finden. Mit guten Uebersetzungen, sonderlich aus dem Deutschen, will er Belege dazu liefern. Aber auch dem aktuellen Bedürfnisse des Litteraturfreundes soll genügt werden durch jährliche Anzeigen des Besten aus dem im vorigen Jahre erschienenen, wobei die Litteratur-Nachrichten jedes Landes in dem Lande selbst ausgearbeitet werden; den Wünschen des Freundes der Geschichtsforschung entsprechen die Notices des vies des plus grands hommes und Nachrichten über die letzten politischen Begebenheiten; schliesslich verspricht er Anekdoten zur Ehre der Menschheit — kurz alles was eines populären Vortrags fähig ist. Er hofft, es werde vielleicht ein Tempel aus dem werden, was anfangs eine Hütte zu werden schien; als Ideal schwebt ihm eine Encyclopédie élémentaire des connaissances les plus utiles vor. — Der Unterschied in der Höhenlage der Absichten ist deutlich. Mit dem Journal ist aber auch der Preis

<sup>1</sup> Keller Nr. 15.

<sup>2</sup> Ungedr. Brief an Lavater, Endo Dez. 75.

<sup>3</sup> Die Stelle ist bei Keller abgedruckt.

dafür gestiegen. Sollte von dem Receuil, wie es zu Anfang des Jahres 73 in Darmstadt geplant war, der Bogen nicht unter 3 Sols abgegeben werden,<sup>1</sup> so wird jetzt der Preis des Jahrgangs auf 24 livres für Paris, 30 für die Provinz festgesetzt, das heisst, da der Jahrgang einen Umfang von 24 Heften zu je 5 Bogen haben soll<sup>2</sup>: der Bogen kostet annähernd 5 Sols.

### 13. Leuchsenrings Leben in Paris. Bis 1779. Zerwürfnis mit Jacobi.

Bevor ich auf den Inhalt des Journal de lecture eingehe, will ich die Nachrichten über Leuchsenrings Leben in Paris sammeln.

Die erste Kunde bringt der teilweise schon von Keller veröffentlichte Brief an Lavater vom 17. März 74. Dieser Brief zeigt, dass Leuchsenring schon einige Zeit in Paris sich aufhält; denn er ist offenbar die Antwort auf ein Schreiben Lavaters, in dem dieser die Bitte ausgesprochen hat, ihm für seine «Physiognomischen Fragmente» einen guten französischen Uebersetzer in Paris zu verschaffen. Leuchsenring antwortet in einem Schreiben, das zugleich einen kleinen Einblick in seine Sorgen und Arbeiten als Redakteur gewährt:

«Um einige Erläuterungen muss ich Sie noch bitten, mein liebster Lavater. Soll die französische Uebersetzung in Paris oder in Zürich gedruckt werden? Wo werden die Kupfer gestochen?»

Wenn das Werk nicht hier gedruckt wird, wärs doch rathsam, es hier durch die Censur passieren zu lassen um eine permission tacite zu erhalten pour le faire entrer en France. Dann wollte ich vor den Debit alles thun, was in meinem Vermögen steht. So auch in Holland, England u. s. w.

Die Uebersetzungen sind hier ganz schlecht oder sehr theuer. Ich bezahle wenigstens 18 g für den gedruckten Bogen von meinem Journal, und muss doch noch übersehen lassen. Herr Cacault ist — unter uns gesagt — ein sehr mittelmässiger Uebersetzer, der die Feinheiten seiner eigenen Sprache fast gar nicht kennt. Sie können sicher seyn, dass wenn ich mich Ihres Werkes annehme, ich alles thun werde, als wärs mein eigenes. Aber zuvor muss ich einige Bogen sehen, und erwarte sie mit Sehnsucht.

Wärs nicht besser wenn Sie von jemand in Zürich, der des Französischen jam besten mächtig, eine gute litteralische

<sup>1</sup> Karoline an Herder 6. 2. 78.

<sup>2</sup> Leuchsenring 17. 3. 74.

Uebersetzung unter Ihren Augen machen und dann hier diese Uebersetzung in besser Französisch umarbeiten liessen? Wer sind Ihre Verleger?

Nach vielen Hindernissen, mein Journal in Frankreich einzuführen, habe ich endlich mehr erhalten als ich anfangs gehofft, ein Privilegium und die schmeichelhafteste Aufmunterung.»

Den Schluss des wichtigen Briefes, der über das Journal die zum Teil schon oben dargestellte Auskunft giebt, findet man bei Keller. Ich füge noch die ungedr. Stelle hinzu, in der Leuchsenring den Züricher Physiognomisten zum Mitarbeiter zu gewinnen sucht. «Wie wenn Sie einen Aufsatz machten etwa in Form eines Briefes, worin Sie den Plan und die Absicht Ihres Werkes populär erzählten und auf eine Art, die sich an die gemeine Denkart ein wenig anschliesse — den ich dann ins Französische übersetzen liesse und meinem recueil einverleibte? So wenig Metaphysik als möglich. Man hat hier einen entsetzlichen Abscheu davor.» Das Programm, das Leuchsenring in diesem Briefe entwirft bezüglich der Erscheinungszeit seines Werkes, hat sich nicht annähernd innehalten lassen. 24 Hefte nämlich sollten im Jahre erscheinen, je 3 Hefte sollten einen Band bilden. Um nun die 2 $\frac{1}{2}$  schon verflossenen Monate des Jahres 74 einzubringen, gedachte er im April die ersten 3 Stücke erscheinen zu lassen, «dann sofort alle Monat 3 Stüke, biss die 3 erste Monat eingeholt. Dann 2 Stüke monatlich, dass im ganzen 24 St. herauskommen.» Aber erst am 28. Oktober 74 meldet Jacobi an Sophie la Roche: «Siehe da! endlich Leuchsenrings Journal. Ich habe fünfhundert Exemplare davon in Commission, und erwarte daher ihre Aufträge, falls Sie welche davon angebracht haben oder noch anbringen können» — und der zweite Jahrgang, der eigentlich mit dem Jahre 1775 beginnen sollte, sendet sein erstes Heft — das 25. der ganzen Reihe — erst im Oktober 1778 in die Welt, wie aus einer Notiz im Journal selbst hervorgeht!

Der Grund dieser auffallenden Verzögerung wird in dem zu suchen sein, was vielleicht so vielen weitreichenden Plänen in Leuchsenrings Leben die Ausführung abgeschnitten hat, was sein Leben reicher an grossen Entwürfen als an Thaten sein lässt: Geldmangel und Kränklichkeit. Das Ende jenes Briefes und der weitere Briefwechsel mit Lavater scheinen das anzudeuten.

In jenem Briefe nämlich schreibt er, es würde ihm in diesem Augenblicke, da er 3 schon gedruckte Stücke neu drucken lasse, und monatlich über 500 Thaler Druckauslagen habe, ohne den beträchtlichen Aufwand zu rechnen, den ihn



Uebersetzungen und Originalmanuskript täglich kosteten, sehr angenehm sein, wenn er in Paris einen Kredit von 10—12000 Livres wenigstens bis zum Ende des August offen hätte, wo seine Subskriptionsgelder einliefen. Ob Lavater ihm nicht dazu verhelfen könne? Lavater scheint ihm nach einiger Zeit die ersten Fragmente seiner Physiognomik zugeschickt zu haben, ohne freilich den Wunsch bezüglich des Kredits haben erfüllen zu können. Wenigstens befindet Leuchsenring sich noch am Ende des Jahres 75 in peinlichen Verlegenheiten. Dies geht aus der Antwort Leuchsenrings hervor, die, obwohl undatiert, mit Sicherheit erst in diese Zeit zu setzen ist. Der Brief ist auch durch eine Bemerkung wertvoll, die Leuchsenring als einen feinen Kenner des weiblichen Herzens erkennen lässt.

Ungedruckt.

«Nein länger sollen Sie nicht in der Ungewissheit bleiben kan ich gleich nur einige Zeilen Ihnen vor itzt schreiben. Schändlich war mein Stillschweigen und kan nicht ganz entschuldigt werden. Nur um den Standpunkt ein wenig zu berichtigen bitt' ich Sie zu bedenken, was Krankheit, überhäufte Geschäfte, Seelenleiden, äusserl. Bande und Verwicklungen, Verdruss über kostbaren Zeitverlust, Ungerechtigkeit, Undankbarkeit u. drgl. wirken können — am meisten aber Leiden derer die ich liebe — doch genug davon . . . und zur Sache, wenn ich Ihnen noch erst gesagt habe, dass ich bey alle dem nie das Ufer aus dem Gesicht und also nie den Muth verlohren habe, alles ist mir Prüfung, Vorbereitung, Verwesen zu einer schöneren Auferstehung und zur[unleserliches Wort]. Nun von Ihrer Physiognomik. Was ich über das Werk selbst denke, ein andermal, mir ists sehr erwünscht und hoff' ich grossen Nutzen daraus und neuen Gesichtspunkt. Bringts Gährung desto besser. Ohne die wird nichts Neues und wenig Gutes. Vielleicht ist mirs nur lieber wenn Schlacken mit unter sind, Gelegenheit zu prüfen, sich an dem Gegenstande zu üben, Mittel die Eigenliebe der Untersucher zu bestechen. Es ist damit wie mit den Weibern. Hat man sie dahin gebracht, dass sie Fehler an uns finden und zu corrigieren anfangen, so ist der Sieg über ihr Herz halb erfochten.

Nun von [der] Uebersetzung. Sie wollen dass sie gut seyn soll und Ihr Werk ist schwer zu übersetzen, auch hab' ich schon viel Geld vertändelt um Uebersetzungen für mich und muss selbst Hand anlegen wenn ichs nach meinem Sinne haben will. Wünschte auch das Ding so zu drehen, dass es nicht zu sehr gegen französischer Leser Denkart liefe. Zu arg darf mans doch nicht machen, wenigstens anfangs. Also wäre wohl z. E. die schöne Stelle Herders am Anfang an Franz. Bücher gewöhnten

Lesern ein Talisman, der sie auf immer von dem Buche entfernt hielte.<sup>1</sup> Muss man nicht allen alles werden? Also wäre mein Wunsch folgender: Sie verkündigen, dass die französische Uebersetzung der deutschen nachfolgen solle. Sie können aber Kupfer u. s. w. ziehen lassen. Da hat man Zeit das Ding zu besorgen, und dann verspreche ich Ihnen mich darauf einzurichten, dass ich Ihnen einen Teil meiner Zeit geben kann und sage frey was mir scheint. Diderot dem ich von Ihrem Projekte gesagt ist so ziemlich eben der Meinung und den bringe ich vielleicht dahin, dass er das Mspt mit mir durchliesst eh' wir's dem Druck übergeben. Sie begreifen, dass dies dem Werke nichts schaden würde. Nun guten Morgen. Schreiben Sie mir nächstens 2 Zeilen Antwort hierüber, lieben Sie mich immer ein wenig, grüssen Sie [unles. Wort] u. s. w.

Leuchsenring.

Meine Adresse chez Monsieur Dandiran Banquier rue Michel le Comte.

Lavaters Antwort auf diesen Vorschlag mochte Leuchsenring überraschend sein. Lavater hatte nämlich in der langen Zeit des Wartens anderweitig für eine Uebersetzung seines Werkes gesorgt und fordert nun kurz die eingesandten Stücke der Physiognomik zurück.

d. 7. Jenn. 76.

Lieber Leuchsenring!

Ich will Ihnen Ihr Stillschweigen, das mich freylich in die äusserste Verlegenheit setzte, herzlich gern vergeben — wenn Sie mir nur itzt sogleich, ohne Anstand, und sicherst, das zurücksenden, was Sie von mir erhalten. Das muss ich nun haben sogleich schlechterdings. Ich habe nun meine Massregeln genommen. Versprechen muss gehalten werden.

Ich bitte Sie also, sogleich nach Empfang dieses — die Papiere zu suchen, einzumachen, abzusenden, und mir anzuzeigen, wenn ich alle Auslagen für Briefpost etc. zu bezahlen habe. Vielleicht ersuche ich Sie beym folgenden Theil um Ihre gütige Hülfe.

Ich kenne Ihre Umstände nicht, lieber Leuchsenring, aber ich kann mir viel von Ihrem Leiden vorstellen. Ich habe Leiden

---

<sup>1</sup> Als Einleitung zu den Physiognomischen Fragmenten druckt Lavater unter der Ueberschrift «Würde der menschlichen Natur» die Ausführungen ab, die Herder in der «Aeltesten Urkunde» gemacht hat über die Stelle: lasset uns Menschen machen, unser Bild, Gestalt der Aehnlichkeit, die uns gleiche — Ausführungen, die in der That vielleicht trotz ihres tiefen Gedankengehaltes einem französischen «aufgeklärten» Publikum wegen ihres pathetisch-mystischen Tones nicht zugesagt hätten.



gelernt, und kann mit dem Leidenden leiden. Glückliche, wer still leiden kann; überstanden. Das Triumphwort kommt auch im besten Augenblicke.

Ich bin itzt mit dem II. Theil der Physiognomik sehr beschäftigt. Wieland und Goethe sind brüderlich verbunden, und der dritte — ist

Lavater.

Leuchsenrings drückende Lage, die, verbunden mit körperlichen Leiden, die Herausgabe seines Journals immer mehr verlangsamte, veranlasste ihn — vielleicht durch die Vermittlung seines Bruders — die Hilfe der Markgräfin Karoline Luise von Baden, einer geborenen hessen-darinstädtischen Prinzessin, nachzusuchen. «Die gelehrte Markgräfin» versprach, für ihn gut zu sagen, wenn er irgendwo eine Anleihe von 12 000 Livres aufnehmen wolle und könne. Leuchsenring hat sich nun zuerst an seine Freundinnen gewandt, und zwar an Sophie von La Roche. «Er brauchts in Paris», schreibt sie am 15. Jan. 76 an Merck, «wo er krank und bekümmert ist. Ich bin misvergnügt, dass dieser Mann seine Talente nicht besser und nützlicher brauchte, aber das Geld, wie soll ichs ihm schaffen?» (W. I, Nr. 31). Thatsächlich ist es der Freundin nicht gelungen, die Summe zu beschaffen. Denn im Spätherbst des Jahres 76 macht Leuchsenring sich selbst von Paris auf, offenbar in der Absicht, irgend einen Freund für sich zu interessieren. An welchen Thüren er überall angeklopft hat, wissen wir nicht. Aber nach einem Briefe, den er am 19. Dezember an Iselin schreibt (Keller Nr. 16), befindet er sich auf der Rückreise in Strassburg und muss, da er sich überall länger aufgehalten hatte, als er vermutet, den erquickenden Gedanken aufgeben, über die Schweiz nach Paris zu gehen. So richtet er denn unter Berufung auf das Kreditschreiben der Frau Erbprinzess von Baden schriftlich die Bitte an Iselin, ihm durch Besorgung von 12 000 Livres, oder wenigstens der Hälfte, aus einer entsetzlichen Verwirrung zu erretten. Im Falle Iselin in Basel keine Hilfe sähe, so solle er diesen Brief an Lavater schicken, «den», wie er schreibt, «ich immer liebe, ob ich gleich nicht in allen Stücken mit ihm zufrieden bin». Aber weder Iselin findet sich in der Lage zu helfen noch Lavater, der an Iselin am 22. Dezember schreibt: «Ich wollte selber zu Basel einige Tausend Gulden entlehnen, könnt' ich's — so wollt' ich sie Leuchsenringen abtreten, weil ich für mich einige Hoffnungen in Zürich sehe. Grüßen Sie mir Leuchsenring.»

In dieser äussersten Not half Fritz Jacobi, indem er dem «wunderbaren Freunde» 5000 fl. vorstreckte (Zöpplitz, Aus Jacobis Nachlass, Leipzig 1869, I, Nr. 42). Diese Anleihe scheint aber

daran Schuld gewesen zu sein, dass das freundschaftliche Verhältnis der beiden in Stücke ging. Denn offenbar in dieser Angelegenheit hat Jacobi einen Brief an Lavater geschrieben, in dem er sich voller Entrüstung über Leuchsenrings Verhalten ausspricht; und Jacobis Brief an Garve vom 27. April 1786 (Jacobis Ausg. Briefw. Nr. 145 und Zöppritz Nr. 42) lässt als Zeit des Bruches etwa das Jahr 1777 oder 78 erschliessen. Aber noch nicht in dieser Zeit hat Jacobi öffentlich das eintretende Misverhältnis zu erkennen gegeben. Erst als später die «Leuchsenringsche Hypothese» zu Tage trat, nahm er gegen Leuchsenring Stellung. Besonders in dem erwähnten Briefe an Garve. Er könne — schreibt er hier — seine Geschichte mit Leuchsenring schlechterdings auf keine Art erzählen, die Leuchsenring nicht zum Schurken mache. Aber er nimmt schliesslich mehr einen hohen Grad von Narrheit, als entschlossener Niederträchtigkeit an. — Jedenfalls rettete Leuchsenringen Jacobis Hilfsbereitschaft aus der dringendsten Not; auch hatte er Gelegenheit, im Spätsommer 1777 den Landgrafen von Homburg als Führer durch Paris zu geleiten, der diesen Dienst nicht ungelohnt gelassen haben wird, so dass Merck im Herbst 77 (W. II, Nr. 44) schreiben konnte: «Leuchsenring ist noch in Paris und lebt dort auf einem sehr guten Fuss, wie Jedermann sagt».

Leuchsenrings Lebensweise mochte nicht darnach angehan sein, mit bescheidenen Mitteln Haus zu halten. Glaucht er doch selbst während seiner grossen Geldnot i. J. 1775 nicht ohne einen Privatsekretär auskommen können (W. II, Nr. 19). Und überdies durfte er als Herausgeber des Journals nicht in Zurückgezogenheit leben, musste sich an dem eleganten Leben und Treiben in den litterarischen Salons beteiligen, wenn er «die besten Köpfe erster Classe» zu Beiträgen und Ratserteilung und die der zweiten Klasse als regelmässige Mitarbeiter gewinnen wollte. (Keller Nr. 16.)

So hat denn der erfreulichere Zustand seiner Kasse nicht allzu lange angehalten. Die Briefe, die er in den letzten Jahren aus Paris an Lavater geschrieben hat, legen auch davon Zeugnis ab. Diese Briefe können ein allgemeines Interesse nicht beanspruchen, da sie zum Hauptgegenstande die geschäftliche Notlage seines Wirtes, des Banquiers Dandiran haben, für die Leuchsenring Lavaters Vermittlung bei mehreren Züricher Bankhäusern anruft. Immerhin stellen die fünf Briefe bez. Zettel, die in der Zeit vom November 78 bis September 79 geschrieben sind, der freundschaftlichen Hilfsbereitschaft Leuchsenrings ein ehrenvolles Zeugnis aus; auch ist die hier zu beobachtende Thatsache, dass Lavater trotz mehrfacher Bitten nicht über den Rahmen der geschäftlichen Angelegenheiten hinausgeht, von Bedeutung:

sie spricht für eine allmählich keimende Entfremdung; schliesslich werfen die Briefe auf Leuchsenrings Vermögensumstände das schon angedeutete Licht, wenn er am 16. Dezember 78 schreibt: er würde einige Auszüge aus Lavaters «Physiogn. Fragm.» in sein Journal eingerückt haben, wenn er reich genug gewesen wäre, das Werk zu kaufen.

Sein Journal war nicht das einzige, auf dem sein Geldmangel lähmend lastete. Als er Paris betrat, war sein Kopf voll mit grossen Plänen noch anderer Art. Salzmann weiss am 12. April 75 davon, dass «Herr Dr. Leussenring zu Paris» an einer Uebersetzung des «Werther» arbeitet (Düntzer, zur deutschen Lit. u. Gesch. I, 30). Leuchsenring wäre vielleicht kein schlechter Uebersetzer des «Werther» geworden. Denn ein Buch wie dieses musste in vielen Betracht ihm aus der Seele geschrieben sein. Bei seinem Aufgehen in der Handlungsweise des Gefühls, in allem, was Empfindung und Phantasie angeht, bei seiner Verzärtelung des eigenen Herzens war er selber eine Art Werther. — Noch andere Pläne bewegten ihn. Er war dazu autorisiert worden, eine «neue korrekte und beträchtlich vermehrte Ausgabe Rousseauischer Werke zu veranstalten», (Keller Nr. 16). Den Nutzen, der daraus entspränge, wollte er zum Teil dazu bestimmen, Rousseauen in seinem Alter Bequemlichkeiten zu verschaffen, die er nicht mit seiner Freiheit erkaufen dürfte. Der andere Teil sollte dem zweiten grossen Entwurfe dienen, der seine Seele damals beschäftigte: er sollte seine Erziehungsprojekte ohne fremde Geldschulden in Wirklichkeit setzen helfen. Dieses Projekt taucht noch einmal in dem Schreiben an Iselin auf, in dem er jenen Anleiheversuch macht. Die Hilfe, schreibt er dort, sei ihm jetzt um so wichtiger, als sie ihn auch in den Stand setze, ein Unternehmen zu beginnen, das Iselin und allen wahren Menschenfreunden gewiss nicht gleichgültig wäre; er habe glänzende Aussicht von äusserlichen Glücksumständen und von einer ausgebreiteten recht gemeinnützigen Thätigkeit und müsse auf alles dieses verzichten, müsse versinken, wenn er nicht eine unterstützende Hand fände. In demselben Briefe erfahren wir, dass seine Gedanken sich viel mit Erziehung und Philantropinen beschäftigen. Und Sophie la Roche berichtet am 15. Januar 76 (W. I, Nr. 31), dass er die Absicht gehabt habe, eine Stellung am Erziehungsinstitute in Neuwied anzunehmen. Welcher Art nun des Näheren seine grossen Pläne gewesen sind, darüber kann vielleicht — wenn es erlaubt ist, dem Gange der Abhandlung vorauszuweichen — das Journal einige Auskunft geben. Denn nicht nur, dass der breite Raum, den darin Fragen der Erziehung des Geistes und Herzens einnehmen, des Herausgeber

Interesse für dieses wichtige Gebiet des Menschenlebens überhaupt verrät — das Journal zeigt auch, dass Leuchsenring mit ganz besonderer Aufmerksamkeit die pädagogischen und philanthropischen Institute verfolgte, die damals unter Katharinas II. Gunst in Russland schnell emporblühten. Von den «Plans et Statuts des différens Etablissemens ordonnés par sa Majesté Imperiale Cathérine II, pour l'Education de la Jeunesse, et l'utilité générale de son Empire» giebt er an mehreren Stellen seines Werkes umfangreiche Auszüge, in denen nicht nur die allgemeinen pädagogischen Grundsätze zur Erörterung gelangen, sondern auch eingehend die Organisation jener Anstalten entwickelt wird. Leicht möglich, dass er die Absicht hatte, durch einen Aufruf an seine für Erziehungsfragen so leicht zu begeisternden Zeitgenossen in Paris ähnliche Anstalten wie in Moskau und Petersburg ins Leben zu rufen.

#### 14. Das Journal de lecture.

##### a) Angabe des Inhalts.

Nähere Kunde, als die dürftigen Briefnotizen, giebt über Leuchsenrings geistiges Leben während seines Pariser Aufenthaltes sein Journal. Ich bemerke, bevor ich in eine Besprechung dieses Journals eintrete, dass sich daraus für die Geschichte der deutschen Litteratur un mittelbar kein Nutzen ziehen lässt, weil einerseits die von Leuchsenring in Aussicht gestellten Anzeigen des Neuerschienenen in der Litteratur der Zeit sich nicht finden, andererseits der Herausgeber keine Originalbeiträge geliefert hat; mittelbar aber wird sich doch manches zur Charakteristik des Herausgebers gewinnen lassen. Auf diesen Gewinn wird die Besprechung ihren Hauptnachdruck legen.

Die 25 Hefte, die sich von dem Journal in den Bibliotheken zu Göttingen, Karlsruhe und Darmstadt erhalten haben, habe ich durchgeprüft.<sup>1</sup>

«Druck und Papier sind sehr sauber», schreibt Leuchsenring an Lavater. Man wird ihm darin Recht geben können. Auch die Kupfer, die jedes der Duodez-Bändchen (zu 5 Heften) zieren, sind geschmackvoll. Sie stellen immer eine Szene aus der ersten Geschichte des Bandes dar. Hie und da wieder finden sich kleine Holzschnitte als Zierleisten oder am Schlusse eines Abschnittes.

---

<sup>1</sup> In der Universitäts-Bibliothek zu Göttingen befinden sich die Hefte 1—6. 10—12, in der Herzogl. Bibl. zu Gotha 19—21, in der Grossherzogl. Hofbibliothek zu Darmstadt 7—9. 13. 15. 16—18. 22. 23. 25. 26. 28.



Das Titelblatt hat folgende Aufschrift :  
Journal de lecture ou choix périodique de littérature et de morale.  
Simul et jucunda et idonea dicere vitae. Hor.

Tome Premier.

A Paris. M. DCC. LXXV.

Avec Approbation et Privilege du Roi.

Es folgt aus Montesquieus Lettres Persanes der Satz: Je ne demande point de protection pour ce Livre: on le lira, s'il est bon, et, s'il est mauvais, je ne me soucie pas qu'on le lise.

An Stelle einer Vorrede giebt Leuchsenring Fragmens qui peuvent servir de Préface: eine Zusammenstellung von Blüten aus dem reichen Gebiete seiner Belesenheit. Sie dienen zur Einführung in Stoff und Geist seines Werkes und handeln über Autoren, Leser, Bücher, heitere und ernste Lektüre, über die rechte Art zu lesen, wie ein Autor schreiben soll, und ähnliches.

Ich gebe einige Proben. Voltaire erhält zuerst das Wort:

Nous croyons que l'Auteur d'un bon ouvrage doit se garder de trois choses; du Titre, de l'Épître dédicatoire et de la Préface. Les autres doivent se garder d'une quatrième, c'est d'écrire.

La multitude étonnante de Livres ne doit point épouvanter. Paris contient sept cens mille hommes, on ne peut vivre avec tous, et on choisit trois ou quatre amis. Il ne faut pas plus se plaindre de la multitude des Livres, que de celle des Citoyens.

Montaigne: Je n'aime pour moi, que des Livres ou plaisans et faciles, qui me chatouillent; ou ceux qui me consolent, et conseillent à régler ma vie et ma mort.

Bacon: La morale ne semble pas faite pour recevoir la loi de la méthode . . . ainsi il arrivera que des maximes de morale, éparses et sans suite, feront toujours plus d'effet sur le coeur.

On apprend tout dans les Livres, excepté la manière de s'en servir; c'est l'ouvrage de la réflexion.

Bayle: J'ai étudié la nature et les attributs des compilations: si elles plaisent partout aux mêmes gens, elles ne sont pas bonnes; ceux qui n'en connaissent pas le caractère, n'y voudraient trouver, que ce qui est de leur goût.

Plinius der Jüngere: Si nous avons à craindre, que ce qui peut plaire à l'un ne plaise pas à l'autre, la variété de l'Ouvrage nous fait espérer, que le total n'en sera point désagréable . . .

Dans les études comme dans la vie, rien de mieux, rien de plus convenable à l'esprit de l'homme, que de mêler l'enjouement au sérieux; de peur que l'un ne produise l'ennui, et l'autre ne dégénère en frivolité.

Young: Quelquefois une pensée grave et sérieuse, que le

Lecteur rencontre isolée dans l'étendue d'un Ouvrage qui ne semblait destiné qu'à l'amuser, et qu'il parcourait négligemment et sans dessein, l'étonne, l'arrête et le frappe d'une impression plus vive et plus profonde. . .

Le Tasse : La vérité parée des grâces de la Poésie, entraîne et subjugué les plus rebelles. Ainsi nous présentons, à un enfant malade, les bords d'un vase abreuvé d'une douce liqueur : heureusement trompé, il boit des sucres amers, et doit la vie à son erreur.

Diderot : C'est toujours la vertu et les gens vertueux qu'il faut avoir en vue quand on écrit. . . .

Ein Vers von Rousseau beschliesst diese Fragmente : Apollon fordert den Dichter auf, zwischen der Göttin des Scherzes und der Göttin der Weisheit zu wählen ; «weiser Apollon», antwortet der Dichter, «lass mir beide — die eine für mich, die andere für meine Schriften».

Weit ist das Gebiet, das von dem Journale umspannt wird, und mannigfaltig sind seine Gegenstände. Weit — sofern seine zeitlichen Grenzen bis zur Antike hinaufreichen, sofern es dem Raume nach die ganze gebildete Erde umspannt ; mannigfach, weil kaum eins der vielen Gebiete menschlichen Wissens und Könnens unbeachtet geblieben ist. — Auf die Frage, welche Kreise dieses grossen Gebietes sich der sorgsamsten Pflege erfreuen, giebt der Verfasser selber eine Antwort.

Die erste Seite des Textes ist oben mit einem Stiche geschmückt: eine Frauengestalt in weitem antiken Gewande, einen Helm auf dem Haupt, sitzt vor der Marmorstatue eines unbedeckten Amors und thut die letzten Meisselschläge am Fusse der im übrigen fertigen Bildsäule. Um den Sockel schlingt sich ein Rosengewinde, ein Zweig vom Lorbeerbaum liegt daneben. Im Hintergrunde steht auf einer Staffelei das Bild der Grazien. An den Sessel der Frauengestalt ist ein Schild mit einem Gorgonenhaupt gelehnt. — Athene, Eros, die Charitinnen — Weisheit, Anmut, Liebe verspricht das Bild ; und zwar die strenge Weisheit, gemildert durch die Liebe, und die Liebe, gebildet von der keuschen Weisheit. Das Bild ist in Uebereinstimmung mit dem Titel *choix de littérature et de morale*: Lebensweisheit in dem ästhetisch-schönen Gewande der Litteratur und die Auswahl der schönen Litteratur bestimmt durch Rücksicht auf ethische Interessen.

Diese Andeutungen bestätigen sich bei näherer Prüfung. In den Proben von lyrischer Poesie, die das Journal giebt, fehlen die Liebeslieder zwar nicht ganz, aber sie



nehmen einen verhältnismässig geringen Raum ein. Bernard, de la Harpe, der Marquis de Pezai u. a. singen in ihrer galanten Art von den Reizen ihrer Schönen und von den Qualen und Freuden der Liebe; besonders gern belauscht man die Gefühle der Schäfer und Schäferinnen; in der Weise von Wielands komischen Erzählungen wird das «Urteil des Paris» besungen; aus Bernards berühmter Art d'aimer kann Leser und Leserin die beste Methode Herzen zu gewinnen lernen. — Gewöhnlich aber zeigt sich die lyrische Muse ernster; sie soll nicht nur ergötzen sondern auch belehren. So bringt sie Satiren des Lucilius, Elegien Tibulls, aus dem 14. Buche von Ovids Metam. etwa den sinnigen Vergleich der Lebensalter mit den Jahreszeiten, oder auch horazische Oden voller Lebensweisheit; Voltaire belehrt in einem Gedichte, das Thelème et Macare betitelt ist, darüber, wo das Glück zu finden sei; eine Dame entwirft den Franzosen ihr Charakterbild:

Si la raison était de mode,  
Vous auriez tous de la raison;

ein anderer singt einen Hymnus auf die Kultur; die bewegliche Klage des von dem Geliebten verlassenen Weibes mochte manchem zu Herzen gehen. Sehr beliebt ist die Form der Episteln: hier nimmt sich Voltaire der freien Philosophie an gegenüber päpstlicher Unterdrückung; Dorat untersucht, was wohl die glücklichste Form des Lebens sei; einer freut sich, als Freund der Musen über die Armut erhaben zu sein.

Auch das Drama findet seine Pflege. Ein Dichter Imbert mit Namen, schreibt eine Komödie: le Gâteau des Rois. Er veröffentlicht in dem Journal den Prolog dazu; dieser hat die Gestalt einer kleinen Szene, in der die Schauspieler sich über den Charakter des Stückes und seine dichterischen Intentionen unterhalten. Ein anderer, der Abbé Le Monnier hat zu Ehren einer Prinzessin Gessners Idylle Menalkas und Alexis dramatisiert, und wird gewiss mit dem plumpen und rührseligen Machwerke seine Zeit entzückt haben. Aber auch die Gewaltigen der tragischen Kunst sind zu Worte gekommen. Ein ganzes Heft ist dem Euripides gewidmet. Im Mittelpunkte steht die Uebersetzung des «Orest», der wie der Uebersetzer mittheilt, in P. Brumoy's Théâtre des Grecs sich nicht findet. Auch ein wenig Shakespeare hat Leuchsenring seinen Lesern zu schmecken gegeben, bevor es in Frankreich eine Uebersetzung der Werke des grossen Britten gab: die Totengräberszene aus dem Hamlet und die Szene aus «Macbeth», in der Rosse dem Macduff die Nachricht bringt, Macbeth habe sein Weib und seine Kinder ermordet.

Welcher Beliebtheit sich im Gebiete des Epik die Idyllendichtung Gessners erfreute, davon giebt auch unser Journal

einen Beweis durch die Fülle, in der es diese Dichtungen — gewöhnlich in Meisters Uebersetzungen — bringt. Mit Wielands «Nachlass des Diogenes», der 1769 erschienen war, macht der Herausgeber zum grossen Teil seine Leser bekannt. Auch beginnt das Journal mit der Uebersetzung von Sternes grossem Roman Tristram Shandy.

Gross ist die Schar der kleinen Geschichtchen, die Leuchsenring «Anekdoten zur Ehre der Menschheit» nannte, und die da handeln von Kindesliebe, von seltener Dankbarkeit, von fein erwiesener Wohlthat, von echt königlichen Handlungen, von Tapferkeit, von Edelmut, und die kluge und geistvolle Worte verbreiten. Hin und wieder wird auch so eine Geschichte weiter ausgesponnen zur eindringlicheren Einschärfung der Moral. — Ein Auszug aus dem 12. Briefe von Rousseaus Nouvelle Heloise erörtert die Frage, wie man recht lesen und studieren soll. Solche Abschnitte und die Briefe belehrenden und ermahnenden Inhalts, wie sie etwa der Lord Chesterfield an seinen Sohn richtete, oder wie sie Ganganelli, der spätere Clemens XIV., an seine Freunde schrieb, bilden den Uebergang zu dem zweiten grossen Gebiete, dessen Bearbeitung das Journal sich zur Aufgabe gemacht hatte, in einem Umfange, der das erste bedeutend übertrifft: die Popularphilosophie und die populäre Wissenschaft — ein unmerklicher Uebergang, wie ja denn überhaupt eine scharfe Scheidung von Poesie und Philosophie die sich als philosophische Gedichte und als poetische Philosophie so innig berühren, sich nicht wird durchführen lassen.

An der Philosophie interessiert den Dilettanten am meisten die praktische Seite. So auch hier. Die erkenntnistheoretische Frage nach dem Werte von Erfahrung und Hypothese wird einmal in einer Allegorie zu gunsten des Empirismus entschieden; und Roussel giebt eine etwas skeptische Betrachtung darüber, wie wirs in der Erkenntnis so herrlich weit gebracht haben. Das überwiegende Interesse aber ruht auf den ethischen Fragen. Ueber das Wesen und die Aufgabe der praktischen Philosophie überhaupt lässt sich Montaigne vernehmen. Fontenelle führt uns in einem Gespräche zwischen Anakreon und Aristoteles den Gegensatz zwischen Lebens-Weisheit und streng wissenschaftlicher Philosophie vor Augen, das Idealbild des wahren Philosophen wird von mehreren gezeichnet. Gereimtes und Ungereimtes hört man über die wichtige Grundfrage: was ist Glück? Bei der anderen Frage, was die Lust für eine Rolle im ethischen System zu spielen habe, erhält Young das Wort zu einer Apologie du Plaisir in echt epikuräischem Sinne. Enger, aber nicht minder interessant und am häufigsten behandelt, ist das Kapitel Reichtum: ein Anonymus

lässt den Hedoniker Aristipp im Gespräche mit Krates den Reichtum als etwas Köstliches verteidigen; Wielands Diogenes und Marivaux' l'indigent Philosophen predigen mit eindringlichem Humor Bedürfnislosigkeit; Young entwirft das Bild eines wohl angewandten Reichtums. — Nicht minder gern richtet der Philosoph von Welt seine denkende Betrachtung auf Charakter und Seelenleben des Weibes. Den Artikel *Femme* aus der *Encyclopédie*, den Desmahis geliefert hat, lässt Leuchsenring u. a. hier abdrucken — eine Reihe feiner Bemerkungen in graziöser Form. Die Frage des Cölibats, von Young behandelt, und ein Preis der *Félicité domestique* schliessen sich an. — Typische Charaktere, wie den *Honnête*, den *Fat* zeichnen einige der *Encyclopédie* entnommene Artikel. Und bis in die besondernsten Einzelfragen des Lebens steigt die Betrachtung hinab, wenn etwa untersucht wird, worauf der klug Beobachtende beim Reisen zu achten habe, oder wenn Chesterfield den Frauen entzückend feinsinnige Anweisungen über die Kunst sich zu kleiden giebt. Auch was Liebenswürdigkeit ist und wie man in Gesellschaft gefällt, erörtert eine Dame. — Nicht selten finden sich auch Zusammenstellungen von Moral-Vorschriften und Weisheitsperlen, so aus der *Imitatio Christi* des Thomas a Kempis, aus dem Testament des berühmten Rechtslehrers und Humanisten Pierre Pithon, aus Plinius des Jüngeren Panegyrikus auf Trajan. Hierher, zur Moralphilosophie, möchte ich den Auszug stellen, den Leuchsenring aus H. C. Hirzels «Wirtschaft eines philosophischen Bauers» giebt, die 1774 in zweiter vermehrter Auflage erschienen war und grosses Aufsehen erregt hatte. In diesem Auszuge sind grosse Stücke weggelassen, die sich mit rein landwirtschaftl. Fragen beschäftigen. Ausgewählt sind die Teile, die Kleinjoggs, des philosophischen Bauern, nationalökonomische Anschauungen, seine Grundsätze als Familienvater im Verhältnis zu den Knechten, bei der Kindererziehung u. s. w., behandeln.

Gegenüber dieser reichen Auswahl an moralischphilosophischen Darbietungen verschwinden fast ein auf transcendentmetaphysischem Boden stehender Aufsatz über den Ursprung des Glaubens an die Unsterblichkeit der Seele, eine psychologische Betrachtung über Sinnesempfindungen und sympathische Gefühle und ein Beitrag aus d'Alemberts *Mélanges de littérature zur Geschichte der Philosophie* des 18. Jahrhunderts.

In litterarisch so angeregten Kreisen, wie sie die Pariser Gesellschaft der Aufklärungszeit darstellte, blühte auch das Nachdenken über das Wesen des dichterisch Schönen, die *aesthetische* Reflexion. An seinem Teile ist auch unser Journal ein Beweis dafür. Es hilft die Grundsätze der litterarischen Kritik

bekannt machen, die d'Alembert in den Reflexions sur l'usage et sur l'abus de la Philosophie dans les matières du goût gegeben hat; es zeigt Montesquieus feine Beobachtungen über Grazie, es giebt Buffons berühmte Akademierede über den Stil, wir finden ferner hier eine ganze Reihe der kunstphilosophischen Aufsätze, die Marmontel in dem Supplément de l'Encyclopédie gegeben hat, z. B. über Convenances (wie man in einem Kunstwerke allgemein-menschliche und lokale, nationale, individuelle Züge abzuwägen habe) oder über Déclamation (deklamatorische Rhetorik im Gegensatze zur wirklichen Beredtsamkeit). Von einzelnen Dichtungsarten wird die Lyrik besprochen in einem von der Akademie gekrönten Werke: Conseils à un jeune poète, dem modernen Drama wird mehr als einmal mit freimütiger Kritik das antike zum Muster vorgestellt, Voltaires bewunderndes Urteil über Shakespeare wird eingerückt, für die volkstümliche Romanze tritt der geschätzte Jugendschriftsteller Berquin ein mit dem Wunsche: möchte sie doch wieder Volks-, Familien-, Kindergesang werden! Ein Unbekannter preist den Roman als Seelennahrung des wahrhaft Empfindsamen. Von der bildenden Kunst zu sprechen giebt der Modemaler jener Zeit, Boucher, Gelegenheit, auch der italienische Maler-Dichter Salvator Rosa.

Das Interesse der musikalischen Welt wird damals beherrscht durch den Kampf um die Oper, den Rameau, die Italiener und Gluck führten. Das Journal giebt mehrere, teils launige, teils ernste Darstellungen dieses Streites.

Notices des vies des plus grands hommes hatte Leuchsenring in jenem Briefe an Lavater verheissen. Wir finden dieses Versprechen gehalten, wenn wir nunmehr bei unserer Wanderung durch das Journal de lecture den Boden der Geschichtswissenschaft betreten. Dichter, Historiker, Philosophen, Feldherren, Fürsten haben hier ihre Lebensbeschreibung bekommen, oder wo nicht das, so doch eine Darstellung charakteristischer Momente in ihrem Leben und an ihrem Wirken. De la Harpe begründet den Zauber von Fenecons Schriften mit seiner exquisite sensibilité du coeur et des organes, Montaignes Essays erhalten eine feine litterarische Analyse, über Pirons des Lustspieldichters und Satirikers Leben und seinen Witz wird eingehend berichtet, an eine Erzählung von der ersten Aufführung von Voltaires Irene schliesst sich eine begeisterte Erhebung dieses Mannes. Aus Dantes Leben wird die Geschichte seiner Beziehungen zu Beatrix gegeben, die für das Verständnis seiner Dichtung so wichtig ist. Unter den Feldherren wird Turenne gemäss seinem Charakter und Verdienst ausgezeichnet. Die Akademie hatte für das Jahr 1775



als Preisaufgabe eine «Eloge» über den 1712 gestorbenen Marschall von Catinat gestellt. Leuchsenring giebt von den mit einem Preise ausgezeichneten Arbeiten Auszüge. Von den Fürsten feiert Voltaire den Herzog Leopold von Lothringen, weil er seinem Volke Ruhe, Bildung, Reichthum verschafft habe. Die Geschichtschreiber sind durch zwei Männer des Altertums vertreten: Plutarch und Xenophon, die des grössten Lobes gewürdigt werden.

Auch grössere zusammenhängende Geschichtsdarstellungen bringt unser Journal. So umfassende Auszüge aus der Philosophie de l'histoire, die Voltaire 1765 pseudonym hatte erscheinen lassen und die vom Papste verboten worden war. De la Harpe giebt eine von Begeisterung für Philosophie und wissenschaftliche Aufklärung getragene Darstellung davon, wie sehr der Genius der grossen Schriftsteller auf den Geist ihres Jahrhunderts einwirke. Ein Ungenannter entwirft mit geistreicher Kritik die Skizze einer Kultur- und Sittengeschichte der antiken Völker. In den Rahmen kulturgeschichtlicher Arbeiten gehört auch eine Untersuchung über den Ursprung der Menschenopfer, die sich an Cäsars Bemerkungen über Menschenopfer bei der Galliern anschliesst; die einem alten Manuskripte entnommenen Aufzeichnungen eines lothringischen Edelmannes über seine häuslichen Erlebnisse; und eine Arbeit von Court de Gebelin über Ursprung und Bedeutung der eleusinischen Mysterien, sowie ein Aufsatz von Voltaire, der bewundernd von dem tiefen Gehalte der antiken Mythen und Sagen spricht. Von grösseren Geschichtswerken ist in einem längeren Auszuge des Quintus Curtius Geschichte Alexanders des Grossen vertreten. Auch darf sich Leuchsenring rühmen, einer der ersten gewesen zu sein, welche die Franzosen mit Robertsons Geschichte von Amerika bekannt gemacht haben, indem er für sein Journal übersetzen liess das Inhaltsverzeichnis, Robertsons Vorrede und den Anfang des ersten Kapitels, das sich mit den Anfängen der Schiffahrt beschäftigt.

Kam er so den aktuellen Bedürfnissen eines Freundes der geschichtlichen Wissenschaft entgegen, so verschloss sich sein Werk auch nicht ganz vor den Tagesfragen der Politik und der Volkswirtschaft. Es giebt den Brief eines hochgestellten Mannes wieder, in dem es den neuen Kriegsminister charakterisiert, es tritt ein für den freien Getreideverkauf in der Provinz, der bis dahin auf die Hauptstadt beschränkt war, es ergreift Partei für die Lehre der Oekonomen, die den Satz verfochten, dass Grund und Boden die alleinige und ausschliessliche Quelle des Reichthums seien.

Eng verbunden mit der Staatswissenschaft ist die Juris-

prudenz. Ihren Fragen, soweit sie ein allgemeineres Interesse erregen können, hat das Journal ein ganzes Heft gewidmet. In einer rechtsphilosophischen Abhandlung wird untersucht, in welcher Epoche ihrer Entwicklung die Gesellschaft am geeignetsten ist, eine gute Gesetzgebung zu erhalten. Jemand eifert gegen den grausamen Unfug der Gottesurteile; ein anderer berichtet über ein Gesetzbuch der Brahmanen, das der Gouverneur der englischen Niederlassungen in Indien nach England im Jahre 1775 gesandt hatte. In Bern hatte ein Freund der Humanität der Société économique einen Preis von 50 Louisdor überwiesen zu Gunsten derjenigen Arbeit, die von der Gesellschaft für die beste gehalten würde, über folgende Aufgabe: einen Plan aufzustellen für eine Strafgesetzgebung, bei der Verbrechen und Strafen in gleichem Verhältnisse stehen. Von der Bearbeitung der Aufgabe durch Voltaire giebt Leuchsenring grosse Bruchstücke.

Die Besprechung jenes Gesetzbuches der Indier ragt schon hinein in das Gebiet der Völkerkunde, die auch sonst durch Berichte über den Volkscharakter der Schweizer, über Sitten und Gebräuche eines nordamerikanischen Indianerstammes und über die Dichtkunst und die Freundestreue der Araber vertreten ist.

Eine anthropologische Abhandlung aus Voltaires Questions sur l'Encyclopédie über den Einfluss des Klimas auf den Volkscharakter leitet über zu den exakten Wissenschaften, die ziemlich zahlreich behandelt sind. Ein Verfasser, der sich nicht nennt, bezeichnet Skeptizismus und Empirie als die Methode des Naturforschers. Die Astronomie ist würdig vertreten durch einen Auszug aus der 1775 erschienenen Geschichte der alten Astronomie von Bailly; in der Geologie untersucht jemand den Einfluss des Wassers auf die Gestaltung der Erde; zur Naturbeschreibung gehört eine Arbeit über das Getreide und einige kleine Beobachtungen von Franklin und Buffon. Eine medizinische Plauderei über Kranke und Krankheiten und Aerzte und eine Darstellung des Einflusses, den die Luft auf den menschlichen Organismus ausübt, konnte jeden, der krank war oder gewesen war, interessieren.

#### b) Biographische Verwertung.

Zu dieser reichen Fülle der Darbietungen hat Leuchsenring — wie schon erwähnt — nichts einzelnes beigetragen, aber das Ganze ist doch sein Werk. Es ist doch sein Geist, sein Charakter, der sich in der Auswahl der Stoffe, in der Anordnung und — nicht zuletzt — in den Streichungen bekundet. Wie sehr er selbst das Journal durch diese Thätigkeit als sein eigenes



Werk betrachtet hat, geht aus jenem Briefe an Lavater hervor (17. 3. 74), in dem er sagt: «Sie sehen, dass ich den Sokrates im Kleinen mache — Hebamme und Bildhauer — entwickeln was da ist — das überflüssige wegmeisseln, dass Apollo in dem Block Marmor sichtbar werde.» Es wird erlaubt sein, den leisen Spuren Leuchsenringscher Weltanschauung, die sich der Beobachtung hier bieten, mit Vorsicht nachzugeben.

Von einem litterarischen Werke aus wird man zunächst auf die ästhetische Urteilsfähigkeit des Autors einen Schluss machen dürfen. In diesem Punkte wird niemand Leuchsenring die Anerkennung eines feinen Geschmacks versagen dürfen, wenn er bei Wielands «Diogenes» hin und wieder etwas schwatzhafte Stellen weglässt, oder wenn er im «Tristram Shandy» einmal nach dem Worte Voltaires in der Vorrede zum Journal verfährt: *toute plaisanterie doit être courte*; glücklich ist auch die Auswahl aus Hirzels «Kleinjogg» zu nennen; sehr geschickt sind aus Baillys Geschichte der Astronomie die allgemein interessierenden Stellen herausgesucht, zusammengestellt, verschmolzen. Es wird nicht zufällig sein, dass der Litteratur der Alten ein so weiter Raum gewährt wird und dass alle Urtheile über die Antike voll Anerkennung und Bewunderung sind. Ueber Shakespeare giebt Leuchsenring das Urtheil des von ihm so verehrten Voltaire wieder: *Les monstres brillants de Shakespeare plaisent mille fois plus que la sagesse moderne*. Und er selbst äussert sich, als er die Totengräberscene bringt, in einer Weise, die zeigt, dass er Shakespeare hochschätzt, wenn er auch nicht in allem mit ihm einverstanden ist: *le lecteur est prié de ne pas juger Shakespeare sur cette Scene, que les Détracteurs de ce Poëte ont toujours cité comme le comble de l'ineptie. Je n'en ai fait l'extrait que parce qu'elle a du rapport avec le Chapitre suivant de Tristram Shandy* (in diesem Kapitel wurde Yoricks rührendes Sterben erzählt).

Abgesehen von rein ästhetisch-litterarischen Gesichtspunkten hat bei der Auswahl des Stoffes eine von Leuchsenrings hervorstechendsten Eigenschaften mitgewirkt: die *Empfindsamkeit*. Es mag den Ansichten des Herausgebers entsprochen haben, wenn von einem Mitarbeiter die «Sensibilité» gepriesen wird als die Quelle des Geschmacks, der schönen Künste, der schönen Wissenschaften, ja der Religion und der Gesetze. Besonders unter den «Anekdoten zur Ehre der Menschheit» feiert diese Stimmung Orgien. Oft ist der Edelmut, der hier dargestellt wird, so rührend, dass selbst kleine Kinder, die Zeuge davon sind, in Thränen ausbrechen. Die Gessnerschen Idyllen, die zum Abdrucke gebracht werden, sind alle der Art. Wenn

man sieht, wie sehr hier die englische Litteratur bevorzugt wird: durch häufige Beiträge aus Youngs Nachtgedanken, durch die Uebersetzung von «Tristram Shandy», von Henry Mackenzies «Man of feeling», von Goldsmith' «deserted Village» — so glaubt man in dem Einflusse der englischen Litteratur einen Faktor der Bildung von Leuchsenrings innerstem Wesen zu erkennen.

Wird der Empfindsamkeit das Weibisch-Kindische abgestreift, so erscheint sie als Feinempfindung für das Schöne, Wahre, Gute, für edle Menschlichkeit; so wird sie Humanität. Dass in Leuchsenring dieser edlere Kern gewesen ist, geht schon aus seinem oben bewährten Interesse für Erziehungsfragen hervor: es ist doch ein Stück Humanität, werdende Menschen zu möglichst vollkommenem Menschheitssein führen zu wollen. In der Pflege des Strafrechtes mag er sich mit Voltaire für den Gedanken erwärmt haben: die Strafen müssen milder und so gewählt werden, dass durch sie der Schuldige gebessert, der Geschädigte entschädigt wird. Er giebt mehrfach poetischen und prosaischen entrüsteten Protesten gegen die Sklaverei Raum, zweimal auch Aufsätzen, die sich gegen den Krieg aussprechen.

Mit einer gewissen Sicherheit lassen sich aus dem Journal de lecture Leuchsenrings Gesamtauffassung vom Leben, seine philosophischen Grundsätze deduzieren. Denn die Beiträge philosophischer Art sind nicht nur sehr zahlreich, sondern die ausgewählten Stücke sind auch in ihrer Grundauffassung sehr einstimmig. Die grosse Menge der philosophischen Arbeiten schon lässt eine Vorliebe des Herausgebers für philosophische Fragen überhaupt erkennen, die schlecht passen will zu dem, was er an Lavater schrieb: «so wenig Metaphysik als möglich!» Aber was ihn zu diesem Worte veranlasst hat, war eben nicht Furcht vor Philosophie überhaupt, sondern nur vor Lavaters christlichen Wunder-Spekulationen. Nein, Leuchsenrings Meinung von der Philosophie und philosophischer Arbeit wird der Begeisterung sehr ähnlich gewesen sein, mit der de la Harpe im Journal von dem Einflusse der grossen Schriftsteller auf den Geist ihres Jahrhunderts spricht. Die erwähnte Einstimmigkeit der Beiträge philosophischer Art, die sich für eine Charakterisierung der Leuchsenringschen Lebensanschauungen verwerten lässt, ist näher zu bezeichnen als die Auffassung der damals herrschenden englischen Moralphilosophie, die in Wiederaufnahme aristotelischer und epikuräischer Gedanken den Handlungen des Willens als höchstes zu erstrebendes Gut vorhält entweder das Gefühl wohlverstandener Lust oder die möglichst mannigfaltige Bethätigung aller Kräfte und Fähigkeiten, voran der spezifisch menschlichen. Das ist

nicht die Ethik des kategorischen Imperativs, der die Welt mit ihren Werten schlechthin gleichgiltig ist, sondern die des Weltmannes, der auf das Leben zu wirken und seine Freuden fein zu geniessen gedenkt. Es ist als wollte Leuchsenring seinen Lesern eine Art philosophischen Glaubensbekenntnisses ablegen, wenn er gleich im ersten Hefte an vier der grössten seiner «Mitarbeiter» das Wort erteilt zu ethischen Betrachtungen. Das Antlitz der Philosophie zeigt eine beständige Heiterkeit, sagt Montaigne. Was ist das Vergnügen? Young antwortet: Es ist die Tugend unter einem heiteren Namen; aber nicht jedes ist das echte Vergnügen. Voltaire stimmt bei: die Grundlage des Lebensgenusses, der feinen Lebenskunst, ist die Tugend. Von den Freuden des Lebens heisst es: *usez, n'abusez point!* Die Freuden sind Blüten, die mit leiser Hand gepflückt sein wollen, sonst streift man leicht ihre flüchtige Schönheit ab. Nicht anders Fenelon im *Télémaque*: *La sagesse, c'est elle qui donne des vrais plaisirs, elle prépare le plaisir par le travail, et elle délasse du travail par le plaisir.* Diese Philosophie ist auch nicht die des einsam grübelnden Gelehrten. Das Idealbild des Philosophen, das zweimal gezeichnet wird, ist folgendes: Der Philosoph beschränkt sich nicht auf die Meditation, er gewinnt seine Grundsätze aus der Beobachtung der mannigfaltigen Wirklichkeit; praktisch bethätigt er seine Ansichten im Sinne des «*Homo sum, nihil humani a me alienum esse puto*», was der Herausgeber einer so mannigfache Interessenkreise berührenden Zeitschrift mit Recht auch von sich sagen konnte — und an anderer Stelle: der vollendetste Charakter liegt auf der Mittellinie zwischen dem Nur-Philosophen und dem Ignoranten; ein solcher wird bedenken, dass der Mensch nicht bloss vernünftiges, sondern auch soziales und thätiges Wesen ist, und er wird seine Philosophie immer in Beziehung zur Thätigkeit und zur Gesellschaft setzen: *soyez philosophe; mais au milieu de votre philosophie, soyez homme!* Auch in Fontenelles Dialog zwischen Aristoteles und Anakreon kommt der «Philosoph» schlecht weg gegen den «Weisen». — Das volle Ausleben im Strome der Welt, das als Ideal hier aufgestellt wird, schliesst aber nicht aus, dass der denkende Lebenskünstler gelegentlich feine und reine Freuden in der Zurückgezogenheit, vielleicht in ländlicher Stille, wo möglich mit gleichgesinnten Freunden, geniesst. Auch dieser in Rousseaus Zeitalter so natürliche Gedanke findet hie und da seinen Ausdruck.

Eine Seite der Lebensweisheit wird bei Leuchsenring, dem Liebling der Frauen, besonders interessieren: seine *A n s c h a u u n g* vom weiblichen Geschlechte. Er, der am rosen-

farbenen seidenen **Bande** hinter der elysischen Zieglerin hergegangen war, mochte den Versen zustimmen, die ihm eine Dame für das Journal geschickt hatte und die darin gipfelten: ihr Männer seid zwar sehr gelehrt, aber wir — nous enchainons cet Univers. Er, der Freund der Frau Merck, der Julie, der Sophie, der **Karoline**, der Urania, druckte gern einen Aufsatz ab, der gegen Montaigne die Fähigkeit der Weiber zur Freundschaft verteidigte. Praktisch scheint er ebenfalls eine hohe Auffassung vom Weibe gezeigt zu haben. Die Auswahl seines Stoffes ist keusch, die Weglassungen, die er in einigen Beiträgen getroffen hat, fast prüde. Ein einziges Gedicht habe ich gefunden, das ein wenig leichtfertig erotisch ist; es stellt eine Didoszene der Schäferwelt dar. Und wenn er Bernards Art d'aimer aufnimmt, so hat er vorher durch sorgfältiges Ausmerzen der schlüpfrigen Stellen sein Gemüt beruhigt. Auch Wielands «Diogenes» muss sich eine eingehende Durchprüfung in dieser Richtung gefallen lassen. Ich führe nur wenige Beispiele an: Wenn Diogenes seiner Bewunderung für die Keuschheit von Chereas Gattin den Ausdruck giebt: ich hätte sie gleich dafür umarmen mögen — so verletzt dieser Satz Leuchsenrings Zartgefühl, er wird gestrichen. Auch das Wort des Diogenes, dass der Beifall der Frauen durch gewisse Verdienste leichter als durch Weisheit zu erwerben sei, hat er beanstandet. Bei der Episode des Diogenes mit der Glycerion ist nach Möglichkeit das Pikante der Situation zu gunsten des Empfindsamen zurückgedrängt. — Selbst bei ernsteren Abhandlungen über das Weib, wie bei der des Desmahis in der Encyclopédie sind Stellen unterdrückt, die zu misgünstig von dem Charakter der Frau zu urteilen scheinen — wobei allerdings vielleicht auch ein wenig die Rücksicht des Redakteurs auf ein Damenpublikum wirksam gewesen sein mag.

Indem wir beobachten, wie das Journal mit Voltaire gegen päpstlichen Glaubenszwang für freie philosophische Forschung Stellung nimmt, betreten wir das Gebiet der religiösen Fragen. Ueber Leuchsenrings Standpunkt auch hierin kann vielleicht sein Journal einige Andeutungen geben. Die Skizze zeigt nicht wesentlich andere Züge, als wir sie von seinem Verkehre mit Lavater und Haller her kennen. Für positives Christentum hat er kein Organ. Er giebt zwar Wahrheitsprüche aus der Imitatio Christi, aber mit sorgfältiger Vermeidung des rein Religiösen. Ein Brief Montesquieus setzt die Offenbarungsreligion in Nachteil gegen die natürliche. Ein anderer Beitrag nimmt warm Bayle und eine Vernunftreligion gegen den orthodoxen Louis Racine in Schutz. Die Toleranz des echten Freisinnes, deren Grundsatz einer der Mitarbeiter



formuliert: über Religion und Konfession steht das gute Herz — diese Toleranz übt Leuchsenring selbst, wenn er beim Abdrucke einiger Artikel Voltaires Ausfälle dieses grimmen Christenhassers fortlässt.

Fragen wir, was das Journal über Leuchsenrings politische Ueberzeugungen bekundet, so ist die Antwort: ohne Zweifel hat er einem politischen Liberalismus gehuldigt. Dass er einer bestimmten Staatsform mit Energie vor allen anderen den Vorzug gegeben habe, lässt sich hier nicht nachweisen. Zwar scheint er die Form der Monarchie für bedenklich gehalten zu haben in dem doppelten Sinne, dass sie einmal die Inhaber der höchsten Gewalt leicht mit Vorurteilen erfülle und des klaren Blickes in die Wirklichkeit der Dinge und Stimmungen beraube — daher des öfteren die Warnung: traut keinem Schmeichler, und: ihr werdet dereinst nicht von euren Höflingen, sondern vor dem Richtstuhl der Geschichte beurteilt werden; und sodann für bedenklich auch deshalb, weil sie leicht freie Männer zu Fürstenknechten macht — daher in Wort und Lied die Mahnung, lebende Fürsten nicht zu loben und vor dem Throne nicht den Nacken zu beugen. Andererseits schliesst er den Lobpreis einer weisen Königsherrschaft, «die durch Vernunft und Philosophie geleitet» wird, nicht aus, erfreut sich an Anekdoten über echt königliche Thaten und Worte und bringt auch einen Hymnus Voltaires auf Katharina II, für deren humanisierende Bestrebungen er ein grosses Interesse gehabt zu haben scheint. Die Thatsache freilich, dass er einem nicht anders als byzantinisch zu nennenden Berichte Marmontels über die Krönung Ludwigs XVI. die Spalten seiner Zeitschrift geöffnet hat, bleibt auffallend.

Immerhin scheinen sowohl Leuchsenrings späteres Verhalten während der französischen Revolution, wie es zuletzt Sybel gezeichnet hat, als auch einige Briefe, deren Veröffentlichung ich hier für geeignet halte, die oben gegebene Darstellung zu bestätigen. Der erste ist kurz nach Friedrichs des Grossen Tode an Gleim geschrieben; Jacobi könnte ihn einen «Erz-Leuchsenring» nennen.

Zürich d. 31. Aug. 86.

«Sie, mein lieber Gleim, sind der Erste, dem ich über den Tod des grossen Friedrichs schreibe. Mit Ihnen, der Friedrichs Werth so ganz und warm fühlte, hätte ich Friedrichs Tod beweinen mögen. Ich bin kein Preusse; ich hätte nicht geglaubt, dass mir der Tod eines Königs so nahe gehen könnte; Sie wissen dass es mir wäre zu verzeihen gewesen, wenn ich etwas unzufrieden über den grossen Mann gewesen wäre; schon lang hatte ich die Hofnung verloren dass er wiederhergestellt werden



würde — und **doch** machte die Nachricht von seinem Tode einen so tiefen **Eindruck** auf mich. Lang flossen meine Thränen über den grossen **und** guten Mann. Ein Kind von fünf Jahren, welches mir sehr **lieb** ist und mich wiederliebet,<sup>1</sup> wurde ganz bestürzt, als es **Thränen** in meinen Augen erblickte; seine Augen wurden **nass**; es **sagte** zu seiner Mutter, ich mögte alle diese Thränen haben, die er weint, küsste mir die Hände, bat mich nicht zu weinen, fragte mich warum ich weinte, ob denn der König von Preussen ein so guter Mann gewesen sey, was er mir denn Gutes gethan u. s. w. Endlich rief sie ihrem kleinen Bruder, einem Knaben von 2 Jahren. Komme **sagte** sie, bitte L. dass er nicht weine. Es würde mir schwer seyn, die Empfindung zu beschreiben, die ich in diesem Augenblicke hatte. Der Entschluss Friedrichs Leben zu schreiben wurde fester. Was hätte ich nicht darum gegeben, nun an Gleims Seite eine Stunde hinbringen zu können. Ich erinnerte mich kaum in diesen Augenblicken, dass Gleim mich so lang nach einer Antwort seufzen lässt, dass sogar einigemal der Zweifel bey mir aufgestiegen, ob Gleim mich noch liebe, ob nicht auch er obgleich gewarnt sich durch eine mächtige Cabale habe gegen mich einnehmen lassen. — Itzt sind mir Ihre Nachrichten nöthiger als jemahls. Wenn Sie mich noch lieb haben, so schreiben Sie mir so bald als möglich, sollten es auch nur zwey Zeilen seyn nach Zürich und empfehlen Sie den Brief an Herrn Zunftmeister Bürkli. Der Anfang der Regierung des neuen Königs gefällt mir und sonderlich dass er den patriotischen Herzberg nach Verdiensten zu schätzen scheint. Wenn Sie etwas Gutes von Berlin erfahren, so lassen Sie ja es mich so bald als möglich wissen. Es wird sehr viel von dem ersten Jahr der neuen Regierung abhängen. Wie freudig würde ich sterben, wenn ich meine Wünsche in Ansehung Preussens erfüllt sähe. Das Wohl von ganz Deutschland, von ganz Europa hängt davon ab. Gott entferne alle die in Schafskleidern einhergehen. Meine Empfehlung an Gleminden und Ihre andere Nichte, und an alle die, welche sich meiner erinnern. Wenn Sie mir nicht bald schreiben, so unterstehe ich mich nicht, Sie künftiges Frühjahr wieder zu besuchen. Ich umarme Sie mit warmem Herzen.

Leuchsenring.

Welcher Art etwa die erwähnten politischen Wünsche gewesen sind, zeigt ein ungedr. Brief an Gleim (aus der Handschriftensammlung der Königl. Bibliothek in Berlin) vom 21. Januar 1791, in dem die Nationalversammlung als ein Ideal

<sup>1</sup> Die Tochter seines Wirtes Bürkli vgl. den Brief vom 14. Jenner 1786.

erscheint: «Nun hoffe ich», schreibt er dort, «Vater Gleim werde noch lange Jahre leben, sich zum Glauben an die Nationalversammlung bekehren, und mit mir ausrufen: Herr nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, aber dann viele Jahre noch in der besseren Welt verweilen, und den Leopolden und Friedrich Wilhelmen zurufen, mit seiner kräftigen Bardenstimme zurufen: das Reich Gottes ist nahe herbey kommen».

Ein Brief Gleims an Leuchsenring vom 3. August 1791 ist erhalten, in dem Vater Gleim sich entsetzt gegen Leuchsenrings politische Anschauungen verwahrt und dabei manches von diesen verrät. Er bestätigt, was das vorige Schreiben andeutet: dass Leuchsenring Rousseausche Ansichten von der Souveränität des Volkes gehabt hat.

Halberstadt, den 3<sup>ten</sup> August 1791.

Bewahre mich mein Gott, meiner! Ein jeder hat den Seinen, dass ich zu unsern Freyheitstollen nicht auch einmahl übergehe!

Nein! nein! mein Bester! Ihre lieben Franken sing' ich nicht, mit ihren zwölfhundert Regenten bin ich bey weitem noch nicht zufrieden; ihr Volk ist noch in Wuth, ihre Gesetze werden noch mit Füßen getreten, Ihre zwölfhundert Gesetzgeber sind noch in Gefahr an ihren Laternenpfahl gehängt zu werden, der ein und zwanzigste Juni 1791 dünkt mich der Schandtag Ihrer lieben Franken zu seyn. Ihr König bediente sich des *Moderaminis inculpatae tutelae*, floh vor ihren bedrohenden Mordgewehren, man sing wie Wildpret ihn ein, den Unverletzlichen verletzte man, nahm ihm das Edelste des gemeinen Manns, die Freyheit, Man hält ihn gefangen, eins fehlt noch, dass man, wie der König Struensee den guten Ludwig in Ketten legte, den Bart ihm wachsen liesse, dem Volk ihn zeige, mache dass es ins Antlitz ihm speie, dass es sage: dis ist er, der König der Franken! Nein! Nein! mein Bester! von Ihrer Meinung:

dass man die Könige wie Wildpret einfangen müsse, wenn sie, nach unserm Eigensinne, nicht sich bequemen wollen, von dieser Ihrer Meinung bin ich nicht, bin aber von ganzem Herzen der andern,

dass es gut sey, wenn weise Leute die Wahrheit, dass Könige keines Menschen Sklaven und keines Menschen Tyrannen seyn sollen, predigen auf Canzeln, anzuhören geben an Königs Tafeln, singen in Liedern, und laut erschallen lassen in Hoffgesprächen.

Ohne Laternenpfahl glaub' ich, sind die Könige zu guten Königen, und ihre Diener zu guten Dienern zu machen. Man kläre das ganze Volk auf, damit, wenn Lehrer der Prinzen, oder

Diener der Könige zu wählen sind, keine Fehlgriffe, keine falsche Wahl so leicht wie itzt geschehn könne, dann mein Liebster! Wird kein Königssohn von einem Unerzogenen erzogen, ein schlechter oder böser König seyn, die Diener der Könige werden ihrer Macht Misbraucher nicht werden — welche neueste Greuel! in Paris fūr, in Birmingham wider die Freyheit! Die vielköpfige Bestie, das gemeine Volk ist sich überall gleich, ist allenthalben ohne Sinn und Verstand und die sogenannten philosophischen Jesuiten oder Freymaurer, die sich dieser Bestie gleich einer Maschine bedienen, der Menschheit nach ihrer Meinung, die Fesseln abzunehmen, diese Menschheitsfreunde, dünkt mich, handeln, wie die ärgsten Menschheitsfeinde; der Schmidt braucht seine Zangen, seine Zangen aber sind so glühend nicht, wie seine Kolen.

Nein! Nein! Ich gehe zu ihrer Meinung nicht über! Also wenn sie mein Bester, über Halberstadt noch gehen, ich bitte darum, und erbiere mich zur Vergütung des Umweges von ein Paar Meilen, so rath ich an meiner Bekehrung wie ein ächter Freymaurer nur nicht zu arbeiten, ich bin nicht bekehrbar, bin der ich bin †

Ihr

Ihnen ganz treuer Gleim.

### c) Urtheil der Zeitgenossen und Ausgang des Journals.

Nach dieser Abschweifung, die bestätigen sollte, was das Journal de lecture von Leuchsenrings politischen Ueberzeugungen verriet, kehre ich zu dem Journal selbst zurück und berichte über die Beurtheilung, die es bei den Zeitgenossen gefunden hat. Ich beginne mit einer Zuschrift, die einer der Mitarbeiter, dessen Name nicht genannt wird, an den Herausgeber gerichtet hat. Rien n'est plus digne de l'attention de ceux qui s'intéressent au progrès des Lettres que l'objet de votre Journal, so schrieb er. Durch die Auszüge aus den besten Werken schaffe er — Leuchsenring — eine erlesene Bibliothek, in der man den Geist der verschiedenen alten und neuen Autoren, befreit von heterogenen Dingen beisammen habe. Beim Uebersetzen ausgewählter Stücke antiker und fremder Schriftsteller, setze er sich in Einklang mit dem Prinzip eines der grössten Schriftsteller und Philosophen — d'Alemberts — der wünscht, dass man von diesen Autoren nur das in die französische Sprache übergehen lasse, was sie bereichert, ohne sie zu belasten. Der Gedanke, Stücke aus ungeheuren Kompilationen, an die der Leser sich sonst nicht heranwagt, der Vergessenheit zu entreissen, sichere ihm den Dank der Oeffentlichkeit. Endlich wurde das Journal ganz besonders

kostbar durch seine Bemühungen, unbekannte Produktionen zu veröffentlichen, die sonst durch Nachlässigkeit oder Bescheidenheit der Verfasser zum Tode in der Briefftasche bestimmt gewesen wären. — Objektiver als dieses etwas pro domo abgefasste Urteil ist Freys anerkennende Bemerkung, das Journal sei d'un très bon choix, et je le trouve calculé sur un horizon bien plus élevé que celui de toilettes. Iselin fand 1779, das Journal habe weniger geleistet, als er gewünscht, doch sei es «fort utile» (siehe Keller Nr. 15). Dr. Förster (Neuere und neueste preussische Geschichte, Berlin 1851. Band I, S. 454) weiss zu berichten, dass Leuchsenring Friedrich dem Grossen durch sein Journal bekannt geworden wäre, und Denina (la Prusse littéraire sous Frédéric II, Berlin 1790 403 ff.) meldet: das Journal fait connaître au public ses talens et ses connaissances.

Uebrigens blieb, als Leuchsenring im Jahre 1779 mit der Herausgabe seines Werkes aufhörte, die Idee eines «Journal de lecture» noch am Leben. In Gotha übernahm der Buchhändler Reichard die Redaktion eines J. d. l., das unter diesem Titel bis 1783 existierte und dann den Namen «Cahiers de lecture» annahm. Es war ähnlich organisiert wie Leuchsenrings Werk. — Dies ist der Ausgang von Leuchsenrings Journal de lecture.

### 15. Der Bruch mit Lavater 1786.

Nachdem Leuchsenring Paris verlassen hatte, nachdem er die Beziehungen zum Berliner Hofe hatte lösen müssen, stand er im Anfange der 80er Jahre wieder müssig am Markte.

Damals bewegte die Gemüter der Deutschen, und nicht bloss der protestantischen, die Furcht, die des Landes verwiesenen Jesuiten wären heimlich eifrig thätig für die Ausbreitung des römischen Glaubens. Der Geheim-Bund der Rosenkreuzer stand in dem wahrscheinlich nicht unberechtigten Verdachte, für die jesuitische Propaganda thätig zu sein (Findel, Geschichte der Freimaurerei, Leipzig 1861, S. 288), auch glaubte man, dass an den deutschen Fürstenhöfen mit besonderem Eifer gewählt werde, so dass selbst auf katholischer Seite sich die freiheitlich gesinnten Elemente zur Abwehr jesuitischen Einflusses in dem Illuminatenorden zusammenschlossen. Die Furcht liess auch hier Gespenster sehen. Johannes von Müller, hiess es, habe in Rom die katholische Konfession angenommen; selbst Goethe sollte katholisch geworden sein (Jacobis ausg. Briefw. No. 155). Es konnte nicht ausbleiben, dass sich auch gegen einen Mann der Verdacht richtete, der wegen seines Wunderglaubens Rationalisten und Aufklärern ein Greuel war, den die Wunderkuren des Priesters Joh. Jos. Gassner lange beschäf-



tigten, der für Cagliostro und Messmer das grösste Interesse bezeugte, den mit dem Katholiken Sailer eine herzliche Freundschaft verband — es konnte nicht ausbleiben, dass sich gegen Lavater der Verdacht eines heimlichen Katholizismus, ja Jesuitismus erhob. Die Zentrale der antijesuitischen Arbeit war Berlin, das Hauptorgan die «Berlinische Monatsschrift» von Gedicke und Biester.

Leuchsenring interessierten diese Fragen aufs lebhafteste. Einmal wegen seiner Vorliebe für Geheimnisse überhaupt und weil er sowohl in seinem unter französischer Herrschaft stehenden Vaterlande, als auch in Paris den zersetzenden und vergiftenden Einfluss des jesuitischen Geistes auf das Volkstum wahrnehmen und verabscheuen gelernt hatte. Sodann aber machte ihn wohl noch etwas anderes zu dem erbitterten Feinde der Jesuiten. Wenn man das satirische Märchen liest, in dem er im «Deutschen Museum» (1787, Nr. 8. S. 61 ff.) die für die Jesuiten charakteristischen Eigenschaften geisselt: dass sie alle Arten der Schwärmerei begünstigen, Empfindelei für hohe Frömmigkeit ausgeben, von Schönheit Liebe und Herzenergiessungen predigen, glänzende Antithesen machen, viel von Wundern und geheimen Wissenschaften erzählen, den Leidenschaften schmeicheln, die Einbildungskraft verwirren, sich von schönen Frauen und Töchtern die Hände küssen lassen — wenn man das liest, meine ich, kommt man auf den Gedanken, Leuchsenring war auch deshalb so hinter den Jesuiten her, weil er manche Aehnlichkeit mit ihnen hatte und manche Eigenschaften des eigenen Selbst in ihnen gewissermassen karriert und prostituiert sah.

Ohne näher auf die Gesamt-Thätigkeit einzugehen, die Leuchsenring als «Jesuitenriecher» entfaltete, stelle ich hier nur an der Hand einiger ungedr. Briefe aus der Züricher Stadtbibliothek dar, wie sich sein Verhältnis zu Lavater gestaltete.

Leuchsenring hatte sich im November 85 nach Zürich begeben; ich weiss nicht, ob nur zu dem Zwecke, um Lavater zu beobachten.

Die Auseinandersetzungen der beiden Männer erfordern Interesse nicht bloss, weil ihre Persönlichkeiten darin zu Tage treten, sondern auch weil sie gewissermassen typisch das Aufeinanderprallen zweier Weltanschauungen darstellen: der Aufklärung, die ein bibelstrenges Christentum nicht nur für überflüssig, sondern sogar für schädlich ansieht, mit einer eifernden Christenfrömmigkeit, die leidenschaftlich überzeugt ist von der Nichtigkeit, ja Verderblichkeit aller ausserchristlichen Interessen. — Die Auseinandersetzungen vollziehen sich in vier Absätzen. Man begrüsst sich zunächst im Tone der alten Freundschaft.



Leuchsenring schreibt am 16. November 85 sein Anmeldebrieffchen :

Sie werden seit vielen Jahren von einer grossen Anzahl Menschen besucht, die Lavater bloss bewundern und anstaunen. Haben Sie Lust, einen Mann zu sehen, der Wahrheit und Tugend aufrichtig liebt, der aber in vielen Dingen gar nicht Ihrer Meinung ist und der glaubt, dass Sie oft geschadet haben und noch schaden, so bitte ich Sie mir eine Stunde zu bestimmen, wo ich Ihnen nicht beschwerlich falle.

Zürich Donnerstags Morgen.

Leuchsenring.

Lavater schickte eine vorsichtige und gewappnete Antwort :  
Zürich 17. Nov. 1785.

Ich freue mich recht sehr, Sie wieder zu sehen, lieber unvergesslicher Leuchsenring — und von Ihren menschenfreundlichen Belehrungen Nutzen zu schöpfen. Ich werde horchen wie ein Kind und prüfen wie ein Mann! ἀληθευειν ἐν ἀγαπη ist mein Motto. Kommen Sie diesen Nachmittag zwischen 1 und 3, wann Sie wollen — um 3 uhr muss ich ausgehen. Ich hoffe unsere Zusammenkunft wird nicht umsonst seyn — vielleicht auch für Sie nicht — obgleich ich mich vor nichts mehr hüten werde, als irgend ein mitirrendes, Wahrheitsfrohes Wesen — zu richten. Der Genius der Kindereinfalt sei mit uns !

J. Caspar Lavater.

Das folgende Stadium der Auseinandersetzung führt zu einem ersten Zusammenstoss. Leuchsenrings Briefe haben etwas von dem überlegenen Tone des Inquisitors. Lavater, der im Zustande der Verteidigung sich befindet, ist naturgemäss gereizter.

Nach der Unterredung vom 17. November hat Lavater an Leuchsenring Papiere zu seiner Rechtfertigung ausgehändigt. Leuchsenring schickt sie zurück mit folgendem Schreiben :

Ich sende Ihnen hier die mir anvertrauten Briefe wieder zurück. Nur den Brief an Kampe und K . . . s Nachschrift behalte ich, biss ich Sie selbst sehe, gern hätte ich einiges aus Ihren Briefen von meinem vertrauten Copisten abschreiben lassen, wenn ich die Erlaubnis dazu gehabt hätte — nicht immer wegen der Einstimmung, öfter wegen der Verschiedenheit unserer Denkungsart. Ich sage es ohne Zurückhaltung und glaube Sie dadurch zu ehren; noch bin ich im Zweifel, es brenne bey Ihnen ein fremdes Feuer auf dem Altar. Es ist sogar mehr als Zweifel. Sollten Sie dieses selbst einzusehen anfangen, so flehe ich Sie — nicht als Freund — denn das bin ich nicht — sondern als Mensch — so sehr ich flehen kan : thu es von Dir. Um Ihrer eigenen dauerhaften Ruhe und Glück-

seligkeit, um des Guten willen das Sie stiften, um des Bösen willen, dem Sie — vielleicht Sie am kräftigsten steuern können, flehe ich Sie. Egoismus, er mag sich noch so künstlich verstecken und verhüllen, ist Selbstvergötterung und der gefährlichste Atheismus, gefährlich auch für andere wenn Genie oder Zufall uns einen grossen Wirkungskreis verschafft haben. Kindersinn ist auch mein Symbol, meine Religion.

d. 20. 9<sup>br</sup> 85.

Leuchsenring.

Darauf schreibt Lavater :

Wer will sagen: Rein ist mein Herz? Wer unter euch ohne Egoismus ist, der werfe den ersten Stein auf mich!

Ich richte nicht, damit ich nicht gerichtet werde.

Alles was mir gesagt wird, sey mir als vom Herrn gesagt, der weiss, wie oft ich Ihn suche — und wie gern ich um Seinetwillen leide? — und wie sehr mich der Rest meines Egoismus quält.

Nur bewahre mich die ewige Liebe vor der Scharfrichterey, die mir Ja und Nein — sich zum Kindersinn vorhält.

Zürich, d. 20. Nov. 1785.

J. C. Lavater.

Leuchsenrings Antwort bewahrt eine anerkennenswerte Ruhe.

Sonntags Abends.

Ich will meinen Brief von diesem Morgen fortsetzen, als wenn ich Ihr Billet nicht erhalten hätte. Es scheint mir dass Sie nicht sanft genug von denen urtheilen, welche Ihre Art zu denken und zu handeln nicht billigen. Sie urtheilen zum Beisp. meines Erachtens, viel zu streng von Nikolai. Glauben Sie nicht, dass ich für diesen Mann eingenommen bin. Er hat mich beleidiget, wie er vielleicht nie einen Menschen beleidiget hat, und mir eine der schmerzhaftesten Wunden schlagen helfen. Aber wenn ein Mensch aus Vorurtheil, Eigennutz, Schwachheit, Laune, Sektengeist gegen mich handelt, ist er deswegen geradezu ein Teufel? Auch Ihr Urtheil über Kampe scheint mir übertrieben. Ich begreife recht wohl, wie K. der Meynung sein kan, Sie suchten Proselyten zu machen. Ihre vile Bücher und Ihre ausgebreitete Correspondenz kann leicht dieses Urtheil veranlassen, und wenn sie mir vor einigen Tagen sagten: Sie wollten sich lieber eines Mordes schuldig wissen, war doch gewiss bei dieser Aeusserung etwas Leidenschaft. K.'s Ton scheint diese Art von Erbitterung nicht zu verdienen, wenn er auch Nebenabsichten haben sollte. Ich schreibe Ihnen meine Meynung, die freylich auch irrig sein kan. Aus den Briefen, welche ich Ihnen diesen Morgen zurückgeschickt habe, erlaubte ich mir folgende Stellen auszuzeichnen:

Bleiben Sie ruhig und einfach, so bleiben Sie glücklich. . . . Wo Einfalt fehlt, fehlt Ruhe und Freude, und wo Nebenabsichten die Seele vorgeblicher Hauptabsicht sind, da fehlt Einfalt. . . . Unter tausend Vielschreibern ist nicht einer, der sich nicht entweder verdorben oder verwickelt hat. . . . Der leichtgläubigste in Sachen des wunderbaren, ist der schwergläubigste an die Vernunft.

Noch ehe Leuchsenring diese Antwort abschickt, bekommt er einen Brief.

Lavater ist sich noch immer nicht recht über Leuchsenrings letzte Absichten klar. Leuchsenring scheint auch mündlich seine Beschuldigungen nicht deutlicher gefasst zu haben, als etwa: dass ein fremdes Feuer bei Lavater brenne, dass er sich vor Egoismus hüten solle. Nun mochte Lavatern die Rolle des offenen «Freundes der Wahrheit und Tugend», die Leuchsenring mit subjektiv ehrlicher Ueberzeugung durchführen wollte, doch keine genügende Gewähr gegen schiefe Beurteilung bieten. Um daher aus der Unsicherheit seiner Stellung herauszukommen, fordert er, dass Leuchsenring seinen Standpunkt genau präzisiere.

Sonntag abend nach 6 Uhr.

20. Nov. 1785.

Wenn es Ihnen morgen von 4–7 Uhr, beym Schwert oder bey mir, gelegen ist, so will ich mich gern von Ihnen, worüber Sie wollen belehren lassen, ohne dass es mir einfallen soll Sie etwas lehren zu wollen. Ich werde, wie gesagt, hören wie ein Kind, und prüfen wie ein Mann. Aber ich hoffe und erwarte, dass Sie entweder als ein Freund, oder, als ein Christ, oder in irgend einem constanten Verhältnisse, oder gar nicht mit mir reden. allemahl werd' ich ἀληθευειν ἐν ἀγάπῃ.

Leuchsenring antwortet:

Montags.

So weit schrieb ich gestern eh' ich Ihr letztes Billet erhielt. Der Ton auch dieses Billets — ich spreche gerade und aufrichtig — missfällt mir, es ist nicht, scheint mir wenigstens nicht von einem Manne geschrieben der sich gern belehren lässt. Wie lieb wäre es mir, wenn ich mich in diesem Stücke geirrt hätte. Ich nenne mich nicht Ihren Freund, weil ich in dem hohen Sinne, den ich diesem Worte gern erhalten möchte, es nicht bin. Aber ich handle in diesem Augenblicke mit eben der Offenheit und Geradheit gegen Sie, wie ich wünsche dass meine Freunde gegen mich handeln. Es wäre mir angenehm gewesen, wenn das was von Herzen geht, auch wieder zu Herzen gegangen wäre. Ich will itzt nicht untersuchen, ob und in wie weit auch bey mir fremdes Feuer brenne, und welche

Reste des Egoismus ich noch zu bekämpfen habe. Aber ich bin mir meiner überwiegend guten und edlen Absicht bewusst. Ich will Sie nicht lehren, sondern — doch ich habe Ihnen ja meine Absicht deutlich genug gesagt. Die Hofnung eines erwünschten Erfolgs — ich gestehe es Ihnen aufrichtig, ist sehr gering bey mir und hat sich seit vorgestern merklich vermindert; dagegen wird die Furcht immer grösser bey Ihnen widrige Gesinnungen gegen mich durch das was Ihnen Undelicatesse, Zudringlichkeit, Naseweisheit scheinen kan, zu veranlassen. Hätten Sie meine freymüthige Aeusserungen mit dem Geiste angenommen, mit dem ich sie gewagt hatte, so hatten wir eine feste Grundlage. Sie wollen, dass ich unter irgend einem constanten Verhältnisse mit Ihnen rede. Mir scheint das Verhältniß das ich Ihnen in einem ersten Billet angegeben weit bestimmter und fester als das eines Christen, da Sie's selbst so gut wissen, so oft gesagt haben, wie vieldeutig dieses Wort sey, und wie wenige Christen es in dem Sinne gebe, den Sie diesem Wort beylegen. Ist Ihnen jenes Verhältniß constant genug, so komme ich um die bestimmte Stunde. Sollte dieses der Fall nicht seyn, so bitte ich Sie mir es zu melden.

Leuchsenring.

Darauf schreibt Lavater:

Montags, d. 21. Nov. 85.

Wenn ich von meinem Daseyn gewiss bin, lieber Leuchsenring, so bin ich davon gewiss dass ich jeder Belehrung offen bin; davon gewiss, dass Sie mir Unrecht thun. Vertheidigen aber kann ich mich nun nicht mehr; aber mit Lernensbegierde Sie abends 4 Uhr erwarten.

Vielleicht hat sich Leuchsenring in dieser Unterredung dazu bequemt, seine Verdachtsgründe klarer zu formulieren, und ist mit der Beschuldigung des heimlichen Jesuitismus herausgerückt. Lavaters Haltung ist in dieser dritten Phase der Auseinandersetzung ruhiger; er fühlt sich in seiner Unschuld sicher. Ohne feindselig zu sein, bleibt der Ton der Briefe kühl. Es besteht eine Art litterarischen Verkehrs.

Am 1. Dezember schreibt Leuchsenring, er sei krank an Schnupfen und Husten, und bittet Lavater, zu ihm zur Unterredung zu kommen. «Es versteht sich, dass hier nicht im geringsten von Complimenten unter uns die Rede seyn kan.» Am 2. Dezember (?) bittet er Lavater, ihm Jacobis Schrift über Spinoza<sup>1</sup> zu schicken. «Man sagt», fährt er fort, «Leute, mit denen Sie viel Umgang haben und die ich nicht kenne, naunten

---

<sup>1</sup> F. H. Jacobi, Ueber die Lehre des Spinoza in Briefen an den Herrn Moses Mendelssohn. Breslau 1785.



mich einen Atheisten und gefährlichen Mann. Es sollte mir Leid thun, wenn Sie Gelegenheit zu dieser Meinung gegeben hätten. Es scheint mir beynahe unmöglich, dass ein Mensch, der mir nur einmal in das Gesicht gesehn, so etwas von mir vermuthen könne.» Lavater hat in einem Billet den Verdacht von sich abgewälzt, als habe er den Vorwurf des Atheismus gegen Leuchsenring aufgebracht. Dieses Schreiben giebt zu einem neuen Misverständnisse Anlass. Leuchsenring schreibt:

[Anfangs Januar 86.]

Das Billet, welches Sie mir gestern geschickt haben, hat mich befremdet, doch will ich nicht urtheilen, ohne Sie zuvor zu ersuchen, sich näher zu erklären was die Worte bedeuten sollen: «Aber Sie selbst müssen sich über manches freyer, als man es bey mir thun darf dort geäußert haben.»

«Auffallend [war Ihr langes Hierbleiben vielen — man fragte oft und genau nach.» Das wundert mich. Dem sey aber wie ihm wolle, so begreife ich nicht, wie mein verlängerter Aufenthalt mit der verhassten Beschuldigung des Atheismus zusammenhänge. —

Lavater giebt am 4. Januar 86 folgende Erklärung:

Lieber Leuchsenring! So missverstehsam hätte ich Sie nie gehalten, dass Sie über die Worte meines Billets eine Erläuterung fordern könnten — und dies ist mir ein neuer Beweis — dass es schwer ist mit Menschen zu sprechen, die einmal einen schiefen Gesichtspunkt haben. Die Worte «Aber Sie selbst müssen sich über manches freyer, als man es bey mir thun darf — geäußert haben» bedeuten ganz klar das — «bey mir hatte es k. Gefahr von gewissen Dingen zu sprechen — Ich bin kein Kind und so schwach alles zu misverstehen. Aber [(nachdem ich über Sie urtheilen hörte, von Menschen mit denen ich nie von Ihnen sprach, die es also von Ihnen oder anderen her haben müssen) bey andern müssen Sie sich so geäußert haben, dass man ihre Gedanken für gefährlich halten — und dass Ihr langes Hierbleiben, bei solchen Aeusserungen auffallend werden musste.» —

Von mir wie gesagt ist keine Sylbe verlohren worden die je den Verdacht dass Sie dem Atheismus geneigt wären, den entferntesten Anlass hätte geben können. Ich hab auch dies von k. Menschen gehört — aber sicher bin ich, dass Sie mit Menschen umgehen deren Character Sie durchaus nicht kennen müssen, weil das — möglich war, von Ihnen<sup>1</sup> gesagt zu werden. Denn noch einmal von mir kann es nicht kommen, ich habe mich zu stark in Acht genohmen, was ich über Sie

<sup>1</sup> den Menschen.



sage — Mein guter Genius, ich sage es mit Nachdruck hat mich im Umgange mit Ihnen und Urtheil über Sie nicht verlassen — gegen keinen Menschen war ich offener und mittheilsamer und in der Beurtheilung keines behutsamer.

Ist Ihnen dies alles nicht genug, so bin ich zu allen möglichen Beruhigungen Ihrer und Untersuchung meiner ganz furchtlos bereit.

J. C. L.

In einem kurzen Schreiben vom Januar bittet Leuchsenring noch einmal um Jacobis Schrift über Spinoza. Im Anfange der zwanziger Tage des Februar schreibt er: «Ich weiss nichts Zuverlässiges von Blaarers<sup>1</sup> Schicksale. Man hat hier etwa vor 14 Tagen gesagt, er sey von kayserlicher Seite als ein Lands Verräther gefangen genommen und nach Costanz geführt worden. Ich zweifle noch an dieser Nachricht, hat man ihn gefangen genommen, so ist es wahrscheinlich nur Pfaffen Intrigue. Grüssen Sie Reichardten<sup>2</sup> in meinem Nahmen. Jakobis Buch sende ich Ihnen nächster Tage zurück.»

Am 27. Februar schreibt Leuchsenring:

Hier erhalten Sie Jakobi über Spinoza<sup>3</sup> wieder zurück. Es ist darinn manches Gute, aber auch viel Missverstand. Die Stelle Epiktets S. 184 und was Jakobi S. 206 sagt, gehören zu meinem Glaubensbekenntnisse. Auch S. 214 und 215 behagt mir, ist mir aus der Seele geschrieben, sonderlich die 3 letzten Zeilen von S. 214. — Sie haben vermuthlich Mendelssohn an Lessings Freunde gelesen? Wenn Sie Mendelssohns Morgenstunden haben, So bitte ich mir dieselben auf einige Tage zu leihen.

Leuchsenring.

---

<sup>1</sup> Vielleicht der Landvogt von Wädenswyl, der Sohn von Hans Blaarer, auf den Wieland eine Ode gedichtet und dessen Leben Hirzel beschrieben hat.

<sup>2</sup> Wohl der Buchhändler R. in Gotha, der Fortsetzer des Journals.

<sup>3</sup> S. 184. «Warum, sagt Epictet, haben Euch die Idioten in ihrer Gewalt, und führen Euch herum wie sie wollen; warum sind sie stärker als Ihr? Weil sie, so elend und nichtswürdig ihr Geschwätz ist, doch immer nach ihren wirklichen Begriffen und Grundsätzen reden; euch hingegen die schönen Sachen, die ihr vorbringt, bloß von den Lippen gehen: Darum haben eure Reden weder Kraft noch Leben. und es ist zum Hochjähnen, wenn man eure Vermahnung hört, und die armselige Tugend, davon ihr in die Länge und in die Quer immer schwatzt. Daher kommt, dass die Idioten euer meister werden. Denn was von Herzen geht, und was man als einen Grundsatz hegt, das hat allemal eine Stärke, die unüberwindlich ist . . . Was ihr etwa in der Schule aufzeichnet, wird wie Wachs an der Sonne täglich wieder zerschmelzen».

S. 206. «Scheine überall was du bist, und sey überall was

Trotz der verstimmenden Vorwürfe und der ärgerlichen Verteidigungen hat doch ein äusserlich gutes Verhältnis zwischen den beiden bestanden. Im Frühjahr und Sommer des Jahres 1786 sind der Angriffe auf Lavater immer mehr geworden, Leuchsenring hat offenbar von Zürich aus Stoff für Beschuldigungen und Anfeindungen geliefert. Da entschliesst sich Lavater zu der ersten öffentlichen Entgegnung und verfasst unter dem Datum des 16. Augusts ein «Schreiben an Herrn Professor Meiners in Göttingen über Jesuitismus und Katholizismus». Er ist ehrlich und tapfer genug, eine Abschrift davon an Leuchsenring zu schicken. Der Abschrift war ausser einem kurzen Zettel ein verschlossener Brief beigefügt, den Leuchsenring erst nach dem Lesen des Aufsatzes öffnen sollte, und der scheinbar einen noch einmal wiederholten Versuch Lavaters zu gütlicher Verständigung erhielt. Aber damit war es zu spät. Mit dem Aufsatz leitet er vielmehr thatsächlich den letzten Waffengang ein, bei dem die Freundschaft der beiden ehrlichen, aber verbohrtten Männer den Todesstoss erhielt.

Hier — der nicht furchtsame Aufsatz, wie er heut an Meiners abgegangen.

Ich fasse alle meine Liebe zusammen, um die Inquisitions-mässige Zudringlichkeit — blos als Effekt von Krankheit anzusehen! ach! Leuchsenring! Wie scheinen Sie mir gesunken! Verzeihen Sie mir nicht!

19. 8. 86. Lavater.

Leuchsenrings Antwort:

Hier sende ich Ihnen Ihren Aufsatz wieder zurück. Ihren Brief habe ich noch nicht erbrochen, wie Sie es befohlen haben. Ehe ich diesen wichtigen Schritt thue, erlauben Sie mir nur eine Anmerkung zu machen. Da mein Name a l l e i n neben der Namen von Nicolai, Biester, Gedicke steht, welche gegen Sie geschrieben haben, so fragt es sich, ob Sie — offener

---

du scheinst. Aber hüte dich, dass keine Tücke unterlaufe, denn dein Gott sieht das Inwendige; das ist sein Wesen, seine Kraft.»

S. 214 f. Jacobi schliesst sein Buch mit folgenden Worten Lavaters: «Wer nie v o r reifer, ruhiger, leidenschaftsloser Ueberlegung urteilt; auch wenn er geurteilt hat, für alle Zurechtweisungen ein offenes hörendes Ohr, ein lenksames Herz hat — wer sich der Wahrheit freut, wo und wann und wie und bey wem, und durch wen er sie immer finden mag — sich nicht berühren lässt vom Irrthum im Munde des Herzensfreundes — Die Wahrheit mit offenen Armen von den Lippen des Todfeindes heraushebt und an sein Herz drückt — wer allenthalben Ueberzeugung hoch hält, nie wieder, nie ohne Ueberzeugung handelt, urteilt, spricht — der ist der redliche rechtschaffene Mann; eine Ehre der Menschheit. — Er ist aus der Wahrheit. Christus würd' ihn einen Sohn der Wahrheit nennen.»

planloser Mann — die löbliche Absicht haben, dass Ihre Leser alle die schändlichen Beynahmen und infamen Maximen, deren Sie Ihre nicht schreibenden Gegner schuldig finden,<sup>1</sup> auf meine Rechnung setzen, und dass alle redlichen und unredlichen Katholiken, und alle redliche und unredliche Anhänger Lavaters mit Dummköpfen und Schurken in ein Bündniss treten und mich vernichten sollen — oder ob die Beysetzung meines Namens und gewisse Anspielungen, die durch Ihre mündliche Aeusserungen schon im voraus commentiert worden, bloss leichtsinnige Uebereilungen seyen. In dem ersteren Falle sind Sie ein Mann (ich bediene mich Ihrer eigenen Ausdrücke), dessen unedle Verfahrungsweise ich, so lange ein Tropfen edles Blut in meinen Adern wallt, mit furchtloser Verachtung ansehen werde.<sup>2</sup> Ist aber das letztere, — wie ich es gerne glaubte — so sehe ich nicht, wie ein Mann, der sich so übereilen konnte, es wagen mag von Leidenschaftslosigkeit und Ruhe zu sprechen, und sich zu rühmen, er habe in seinem Leben nie ein Wort gesagt, das irgend jemand hätte schaden können.

Ich glaube berechtigt zu seyn zu fordern, dass, im Fall Sie meinen Nahmen und gedachte Anspielungen nicht auszustreichen belieben, Sie dieses Billet mit Ihrem Aufsätze circulieren und demselben beidrucken lassen.

Uebrigens wiederhole ich Ihnen das Versprechen sobald Sie es verlangen mit meines Namens Unterschrift öffentlich zu sagen, was ich von Ihnen und Ihren Schriften denke.

Zürich d. 22. Aug. 1786.

Leuchsenring.

Tags darauf schickt Leuchsenring einen zweiten Brief.

Nun hab' ich auch Ihr versiegeltes Blatt gelesen, welches so anfängt: «Nach Lesung dieses Aufsatzes denkt Leuchsenring besser von Lavater und schlimmer von Leuchsenring». Ich kan Sie aufrichtig versichern, dass Leuchsenring nach Lesung Ihres Aufsatzes

---

<sup>1</sup> Lavater sprach von Donquixoterien, Elendigkeiten u. s. w. «Zu diesen unwürdigen, niedrigen und in der gesitteten ehrlichen Welt unduldbaren — Streichen rechne ich . . . Allervörderst das geflissentliche Ausstellen von Spionen, das Herauslocken von Privatbriefen, aus den Händen derer, für die sie allein geschrieben sind, und die Frechheit, nicht nur in Privatgesprächen, sondern öffentlich sich auf diese erlauerten, erschlichenen oder anvertrauten Privatbriefe berufen zu dürfen». — An anderer Stelle spricht er von einem «solchen spionenhaften Anekdotenverbreiter in meiner eigenen Vaterstadt».

<sup>2</sup> Lavater hatte geschrieben: «So lang noch ein Tropfen edles Blut in meinen Adern wallt — werd' ich diese unedle, bald mit jedem Monate dominantere, Verfahrungsweise mit furchtloser Verachtung ansehen».

schlimmer von Lavater denkt, und dass es ihm von Herzen leid ist, dass er so denken muss. Hier sind einige Stellen aus meinem Tagebuche vom vorigen Sonntage. . . . . «wenn ich nichts wieder den Charakter von L. gehabt hätte, so würde mich diese Schrift aufmerksam gemacht haben. Es sind darinn Dinge, die, verglichen mit dem was zwischen ihm und mir vorgefallen und was ich sonst von ihm weiss, mein moralisches Gefühl aufs äusserste beleidigt haben. — — Ich fange an alle Hofnung zu verlieren, dass dieser Mann je von seinem . . . . . Wesen welches er sich vielleicht selbst verheelt werde geheilt werden . . . . . Nichts ist mir mehr zuwider als dieser . . . . . Ton, und diese . . . . . Manier anderen mit einer frommen Mine zu schaden . . . . . der ganze Aufsatz ist sehr geschickt gegen mich angelegt. Ich werde aber fortfahren offen und gerade zu Werke zu gehen . . . . . bey allen diesen Empfindungen ist es mir doch unangenehm zu denken, dass L. sich in eine höchst missliche Lage setzt . . . . . Es kränkt mich, dass ich die Hofnung ganz aufgeben soll, zu sehen, dass dieser Mann . . . . . seine Wirksamkeit auf einen edleren Zweck richte. Der Mann ist mir ein trauriges Exempel, wie weit . . . . . Eitelkeit und Stolz einen Menschen nach und nach führen können.»

Ich wünsche, dass Sie, wenn es Ihnen Ihr Gewissen erlaubt, meinen Nahmen und die Anspielungen stehen zu lassen, alle Briefe und Zettel, die ich Ihnen seit meiner Ankunft in Zürich geschrieben nebst Ihren Briefen und Zetteln an mich Ihrem Aufsätze in Abschrift beyfügen und beydrucken zu lassen. Wenn Sie das Licht nicht scheuen, wie Sie so oft versichern, so können Sie keinen Anstand nehmen, diesen Wunsch in Erfüllung zu bringen.

Zürich d. 23. Aug. 1786.

Leuchsenring

Lavater hatte zunächst die Absicht, Leuchsenrings Namen stehen zu lassen und seinen Brief vom 22. August mit abzu- drucken. In seinem Nachlass findet sich noch das Schreiben vom 24. August, in dem er dem Gegner diesen Entschluss kund that. Er ist dann aber anderer Meinung geworden, hat jenes Schreiben nicht abgeschickt, dafür aber am 25. August abgefasst eine

Letzte Antwort an Herrn Leuchsenring.

Ich sandte Ihnen mein Manuscript über Katholicismus und Jesuitismus, wie Sie wissen in der Absicht, um Sie selbst zum Richter zu machen: ob ich mich unzweydeutig und furchtlos genug gegen der Berliner und Ihren Argwohn erklärt? Sie scheinen meine Absicht bey dieser Mittheilung gänzlich vergessen, Scheinen nichts von meiner Unschuld und d. mannigfaltigen



Ungerechtigkeit, die man sich gegen mir erlaubt, gefühlt — und nichts als den dastehenden Namen *Leuchsenring* — nichts, als die Anspielungen auf sich gesehen zu haben.

Das muss ich hingehen lassen — mit dem Geständniss, dass ich thöricht gehandelt habe Ihnen diesen Aufsatz in der Handschrift mitgetheilt und Ihrer Beurtheilung unterworfen zu haben. Da ich mir Ihre Unbelehrbarkeit über gewisse Punkte hätte vermuthen sollen — mich hätte erinnern sollen des Rathes meines grossen Freundes «*Mich nie mit keinem argwöhnischen, keinem Schiefsehenden, und keinem Krankmüthigen Menschen einzulassen*»; gegen Argwohn, Schiefsinn und Galle kann keine Wahrheit, und keine Unschuld sich je vertheidigen. Ich verdiene also, für meine Thorheit zu büssen — auch Thorheit war es, für die ich zu büssen verdiene, dass ich Sie noch einer ernstern Warnung, an Ihr ehemals fein empfindendes obgleich lange schon verstimmtes Herz, fähig und würdig hielt.

Aber behaupten darf ich kek, weder Thorheit noch Leichtsinne noch Bosheit ist's, dass ich in meinem Aufsätze, welcher der Prüfung und Beurtheilung, verschiedener ganz unpartheyischer Freunde, bestimmt war, neben die Namen *Nikolai, Gedike* und *Biester* — diese drey öffentlichen furchtlosen Vertheidiger der Jesuitischen Grille — auch Ihren Namen setzte, da nicht nur Zürich, sondern ganz Deutschland weiss, welch ein ganz positiver Verbreiter derselben, und welch ein scharfer nicht schonender Verkleinerer und Richter aller deren Sie sind — die diese Grille noch grillicht zu heissen sich berechtigt glauben. Mir schiens und scheint, eine intollerable Prätension von Ihnen, dass Sie immer andere nennen, und: sich nie nennen lassen wollen. Seh' ich indess eine Möglichkeit vor, Sie auf eine andere Weise künftig abzuhalten, falsche und nachtheilige Anekdoten, wieder Männer die in einem öffentlichen Amte, und Wirkungskreis stehen, aufzuhaschen, in die Ohren zu flüstern, und zu verbreiten, so will ich aus christlicher Gutmüthigkeit, Ihrer Blödigkeit die sich vor ihrem eigenen Namen wie vor einer Todtsünde zu entsetzen scheint, diessmahl noch schonen — und die ganze Stelle mit den vier Namen weglassen<sup>1</sup> — mit dem ganz ausdrücklichen Beding jedoch, dass ich mir Genugthuung zu verschaffen wissen werde, wenn Sie irgend eine Anekdote wieder mich wiederholen, die ich mündlich oder Schriftlich für unwahrheit erklärte. Hab' ich unrecht geredet, so beweise dass es unrecht sey, hab' ich aber recht geredet, was schlägst Du mich dann?

In Ansehung des Aufsatzes selbst den der Hauptsache nach

<sup>1</sup> Die Stelle ist wirklich weggelassen.



bis auf wenige Ausdrücke, die ich ändern werde Schlosser, und alle die ihn lasen billigten, werd' ich der Entscheidung Meiners, und des Landgrafen v. Homburg überlassen.

Befehlen lass ich mir nicht, Ihre oder meine Briefe drucken zu lassen, aber erlauben kann ich, u: will ich Ihnen — wann Sie's gut finden — Ihren letzten u: vorletzten Brief, u: alle Briefe u. Billets die Sie mir je schrieben, und alle und jede Briefe u: Billets die ich Ihnen je geschrieben zu publizieren. Ich glaube, nicht das mindeste dabey verlieren zu können — Noch mehr, auch die geheimen Briefe von mir mit denen Sie Leuchsenring (quem amavi, numquam non amabo) mir drohten — — — mögen Sie bekannt machen, Hier meine Handschrift dafür. Ich will aber nichts davon wissen.

Ich habe andere und bessere Geschäfte, als mich weiter mit einem Mann einzulassen, der nach meiner Ueberzeugung, in der tiefsten, und Schiefsten Illusion steckt, die ich mir freylich durch sein Lage, sein Schiksaal, und: verzeihen Sie mir, durch das armselige Stekenpferd einer vieljährigen Anekdotenjägerey bey guten Absichten, und einem beruflosen Leben, Leidlich genug erklären, und entschuldigen kann — Ich breche mit dem heutigen 25. August 1786 schlechterdings mit Ihnen ab; beantworte Ihr letztes Billet in welchem Sie sich zum Richter meines Herzens aufwerfen mit keiner Sylbe — werde keines mehr beantworten, keines mehr annehmen, bis unser Schiksaal, das bisher zu wollen scheint, dass wir einander hinieden nicht kennen und geniessen sollen, sich ganz geändert hat — bis Sie mir durch einen dritten unpartheyschen Mann ein non putaram sagen lassen — Reden schreiben thun Sie was Sie wollen — Ich werde reden, schreiben, u: thun was ich recht finde. Ich habe nicht Ursache mich zu fürchten, so lange mir die Gnade gegeben ist w a r t e n z u k ö n n e n. Nicht Ihnen sondern Gott, nicht einem Partikular Inquisitor sondern dem Publikum vor dem ich falsch angeklagt bin, bin ich Rechenschaft schuldig, das Publikum hat zwey Ohren, und Gott im Himmel Eine gerechte Waage für Leuchsenring und Lavater —

Ich verzichte hier darauf darzustellen, wie in der Folgezeit dieser persönliche Zwist weitere Kreise in die Oeffentlichkeit des gebildeten Deutschlands zog. Bemerken will ich nur, dass Lavater von nun an Leuchsenring, seinen zweiten Mirabeau,<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> Mirabeau hatte Lavater heftig angegriffen in der Schrift: Lettre du comte de Mirabeau à . . . sur M. M. de Cagliostro et Lavater, Berlin 1786.

herzlich hasste trotz seiner Versicherung *quem amavi numquam non amabo*, und dass er es in seinen Briefen nicht an Hieben auf ihn fehlen liess (vgl. Euphorion II, 637: Lavater an Matthaei 13. Januar 87 und Zöppritz, a. a. O. I, Nr. 42); bei Leuchsenring dagegen muss anerkannt werden, dass er bei seinen Unterhaltungen mit der Gräfin von Branconi «die Discretion hatte, nie Lavater zu nennen, und wenn von ungefähr das Gespräch auf ihn kam, mit gleicher Mine weder vor noch wider die Sache auszusehen» (Matthaei an Sarasin 1. Februar 1787). «Also bedauere ich», schreibt der liebenswürdige Matthaei, «mehr das Schicksal, das gewollt hat, diese zwei Leute sollten sich vor die Stirne stossen, bedauere dass 2 Menschen, die just durch das Verschiedene ihrer Eigentümlichkeiten und doch zugleich beide auf Realitäten abzielend, anstatt einer dem andern etwas zu werden und sich fortzuhelfen, einer dem andern zu Falle sich werden musste».

### Litteratur.

- K. A. Varnhagen von Ense, *Denkwürdigkeiten und Vermischte Schriften*, Lpzg. 1843. Bd. 4. S. 494—532.
- Franz Muncker, *Leuchsenring*. Allg. deutsche Biographie, Bd. 18, S. 473 ff.
- Briefwechsel der «Grossen Landgräfin», Wien 1877.
- Preuss. Jahrb., Bd. 42, Berlin 1878. S. 42—74.
- Goethe-Jahrb. I, 81—118.
- Wieland, *Ausgewählte Briefe*, Zürich 1815. III, 26, 51, 53 f.
- Neue Briefe Chr. M. Wielands*, hrsg. Hassenkamp, Stuttg. 1894. Nr. 86, 87, 90.
- Georg Zimmermann, *Joh. Heinrich Merck*. Frankfurt a. Main 1871. S. 33 f. S. 42, 176.
- Briefe an J. H. Merck von Goethe, Herder, Wieland u. a.* Hrsg. v. Karl Wagner, Darmstadt 1835 (W. 1). Nr. 10, 81, 84.
- Briefe an und von J. H. Merck*. Hrsg. von Karl Wagner, Darmstadt 1838 (W. 2). Nr. 6, 8, 19, 44. S. 286.
- Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner u. Merck*. Hrsg. von Dr. Karl Wagner. Leipzig 1867, (W. 3). Nr. 10, 12, 18. S. 107.
- Fr. H. Jacobis *auserl. Briefw.*, Leipzig 1825. Nr. 11, 12, 14, 48, 58, 63, 67, 145, 150, 155, 163, 164, 166.
- Aus Fr. H. Jacobis *Nachlass*, Hrsg. Rud. Zöppritz. Leipzig 1869. I, Nr. 23, 42.
- Zur Kenntnis F. M. Leuchsenrings. Mitgeteilt von Jakob Keller. *Archiv für Litteraturg.* 1886, 14, S. 143-171.
- Ed. Bodemann, *Julie von Bondeli*. Hannover 1874. S. 157 ff. 352 ff.
- Ludmilla Assing, *Sophie von La Roche*, Berlin 1859. S. 125 f. 369 f.
- Sophie de la Roche*, *Mein Schreibeisch*, Leipzig 1799. II, S. 100 f. S. 274 ff.

L. Hirzel, Albrecht von Hallers Gedichte, Frauenfeld 1882. S. CDXLVIII. CDL. CDLXX sq.

Euphorion II, 637.

Deutsches Museum, Januar 1787. S. 2—23. Juli 1787. S. 61—66.

August Langmesser, Jakob Sarasin. Abhandlungen hrsg. von der Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich Nr. V. Zürich 1899. S. 55, 137, 152.

H. Funk, Die Wanderjahre von Frau von Branconi. Westermanns Monatshefte, Bd. 79. Braunschweig 1896. S. 181.

Aus Herders Nachlass, hrsg. Düntzer. Frankfurt, a. Main 1856. II. S. 29, 62 ff. 69 ff. III, Nr. 2—6, 10, 11, 18, 17, 18, 29, 84, 36, 37, 41—43, 46—49, 51, 56—59, 65, 68, 98, 105, 108, 109, 112, 113, 116—123, 125—131, 133.

Erinnerungen aus dem Leben J. G.s von Herder. Werke, zur Philos. und Gesch. Teil 16. Tübingen 1820. S. 235.

von Loeper, Briefe Goethes an Sophie von la Roche. Berlin 1879. S. 198.

Weimarisches Jahrbuch 1855, S. 48 f.

R. Haym, Herder. Berlin 1880. I, 356 f, 455 ff, 521, 529 f. II, 875.

Düntzer, Zur deutschen Literatur und Geschichte. Nürnberg 1858. I, S. 30.

Sybel, Zwei Lehrer Friedrich Wilhelm III. in der Philosophie. Monatsb. der Königl. pr. Ak. d. W. zu Berlin. 1879. S. 707—726.

Fr. Förster, Neuere und neueste Preussische Geschichte. Berlin 1851. I, S. 454 f.

Fr. Nicolai, Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz. Berlin 1787. Band 8. S. 189 ff.

Denina, la Prusse littéraire sous Frédéric II, Berlin 1790. II, 408 ff.

---

Riemer, Briefw. zwischen Goethe und Zelter. Berlin 1834 (24. April 1828 an Goethe).

Fr. Schlichtegroll, Supplementband des Nekrologs für die Jahre 1790—98. Gotha 1798. I, 376 ff.

Prozess über den Verdacht des heimlichen Katholicismus zwischen D. Stark und den Herausgebern der Berlinischen Monatsschrift. Berlin 1786.

J. G. Zimmermann, Ueber Friedrich den Grossen, Leipzig 1788. S. 87 ff.

J. G. Zimmermann, Fragmente über Friedrich den Grossen, Leipzig 1790. III, 117, 292 f, 318, 317—327.

Doktor Bahrdt mit der eisernen Stirn. 1790.

W. Gronau, C. V. v. Dohm, Lemgo 1824. S. 125, 211, 450.

Schillers Briefwechsel mit Körner. Hrsg. Karl Goedeke<sup>2</sup> 1874. I, 224, 456 f.

J. G. Forsters Briefw., Leipzig 1829. II, 476.

Briefwechsel zwischen Karoline von Humboldt, Rahel und Varnhagen. Hrsg. Albert Leitzmann. Weimar 1896. Nr. 16, 17.

Ueber Leuchsenrings letzten Pariser Aufenthalt finden sich einige ziemlich wertlose Briefe seiner Frau in der Handschriftenabteilung der Königl. Bibl. zu Berlin und im Breslauer Staatsarchiv. (Schlabendorfscher Nachlass.)

L. Achim von Arnim, Armuth, Reichthum, Schuld und Busse der Gräfin Dolores. S. 158 ff.

Le Courier français. 1827. 9. Février.

## VI.

# Die letzten Jahre des Colmarer Barfüsserklosters und Jakob Einfalt aus Geberschweier, dessen letzter Guardian.

Von

**Dr. A. Hertzog-Colmar.**

Im Archiv des Bürgerspitals von Colmar, das bekanntlich im früheren Barfüsserkloster untergebracht ist, befindet sich im sogenannten *Fonds des Franciscains* eine Anzahl sehr interessanter Briefe, bezüglich der Verwaltung des Minoritenklosters in den letzten Jahren seines Bestehens, hauptsächlich aber die Person des letzten Guardians, *Jakob Einfalt*, betreffend, welche das Verhältnis der damals souveränen Reichsstadt Colmar, sowie auch die eigentümliche Stellung des genannten Guardians, der zugleich Stiftsprediger zu Würzburg war, ganz sonderbarlich beleuchten. Diese Briefe sollen hier zum Abdruck gelangen; sie dürften einen nicht uninteressanten Beitrag liefern zur Darstellung der Vorgänge, welche sich kurz vor der Einführung der Reformation zu Colmar abgewickelt haben.

Zum besseren Verständnis der erwähnten Briefe, seien zuvor einige geschichtliche Notizen über das Colmarer Barfüsserkloster mitgeteilt.

Kein zweiter religiöser Orden erfreute sich so grosser Beliebtheit beim Volke, wie der Franziskanerorden. Noch bei Leb-

zeiten des Gründers des Heiligen Franziscus Assisi fand er in allen Reichen Europa's Eingang, sowohl das Volk als auch die Grossen waren ihm sehr gewogen, und überall wurden die Minoritenbrüder, wie sie sich selber nannten, mit der grössten Begeisterung aufgenommen. Meist dem gemeinen Volke entstammend, redeten sie dessen Sprache, und zeigten auch mehr Verständnis als die alten reichen Klosterstiftungen für das Streben des niederen Volkes nach vermehrter Freiheit und ganz besonders nach dem damals überall so sehr bedrohten Frieden. Der laute Ruf des Volkes nach Gerechtigkeit und Friede ward von keinem Orden so gut verstanden, als von dem Franziskanerorden. Mit dem zahlreichen dritten Orden, als ihrem weltlichen Zweige, waren die Franziskaner eine wahrhaftige Organisation des minderen Volkes, hauptsächlich der Städte, und zur Herstellung des so sehr begehrten Friedens.

Die Annalen der Franziskaner, Tom. I, *C h r o n i c a a n o n y m a*, S. 284, berichten dass bereits im Jahr 1223 die elsässische *C u s t o d i e* errichtet wurde. Somit bestanden damals schon Barfüsserniederlassungen in unserm Lande; von Strassburg ist dies für 1222 dargethan; auch die Gründung des Hagenauer Klosters wird in dieses Jahr verlegt, wenn wir den Angaben *B e r a r d M ü l l e r s* in seiner Provinzial-Chronik vertrauen können.

Nach einer handschriftlichen Notiz aus der Sammlung *Chauffour*, auf der Stadtbibliothek von Colmar (Manuskript 82—1), existierte zu Ende des vorigen Jahrhunderts noch eine ungedruckte Baarfüsser-Chronik von Colmar, welche schon mit dem Jahr 1227 begann und mit 1454 endigte. Es dürfte daraus wohl der Schluss erlaubt sein, dass die Niederlassung in diesem Jahre zu Colmar gegründet wurde. Für 1246 ist das Bestehn eines Minoritenklosters zu Colmar durch eine Urkunde belegt, in welcher ein Provinzial R. einen von dieser Stadt datierten Revers an Graf Conrad von Urach, Herrn von Freiburg, erteilt, welcher den Freiburger Minoriten die dortige Martinskapelle mit vier Hofraiten geschenkt hatte. (Ausgestellt 25. Mai 1246.) Dieses wäre wahrscheinlich nicht geschehen, wenn der Provinzial nur auf der Durchreise und nicht in einem Hause seines Ordens gewesen wäre. Im Jahr 1279 ist nach Angabe der Colmarer Dominikaner-Chronik, welche manches von den Minoriten berichtet, denselben vom Pabste gestattet worden, in ihrer Kirche in seidenen Messgewändern Messe zu lesen.<sup>1</sup> Am 23. Mai 1282 und unterm 5. März 1284 erteilte der Bischof Heinrich von

<sup>1</sup> Nach dem erwähnten Manuskript 82—1 der Colmarer Stadtbibliothek, Sammlung *Chauffour*.



Basel, selbst ein früherer Barfüssermönch Weihen<sup>1</sup> in der Ordenskirche seiner Mitbrüder zu Colmar. Nach denselben Quellen hielten die Barfüsser zu Colmar ein grosses Kapitel im Jahre 1290 ab, wobei die Landesherren ihnen viele Dienstgefälligkeiten erwiesen. Der Lektor des Baseler Convents liess bei dieser Gelegenheit zwei Beginen und zwei Begharden als Ketzer gefangen nehmen. Demnach fällt die Gründung der Niederlassung der Barfüsser in Colmar vor das Jahr 1290, welches Berard Müller in seiner Provinzchronik (noch Handschrift, nach Angabe des P. Konrad Eubel, l. c.) als Gründungsjahr angibt.

Als die Minderbrüder in Colmar ankamen, erbauten sie dicht an der alten Stadtmauer ihr Klostergebäude, wahrscheinlich aus milden Stiftungen und Geschenken der Bürger der Stadt, auf der Allmende, welche ausserhalb der Mauer sich damals befand; denn erst im Jahre 1304 verkauft ihnen die Stadt ein weiteres Stück Allmende, das hinter dem Kloster, zwischen der Ringmauer und der Lauch gelegen war, um zwanzig Mark Silber, unter der Bedingung, dass die Barfüsser die weiter hinaus zu rückende neue Stadtmauer auf ihre eigenen Kosten aufbauen müssten. Von diesem Stück Allmende sagt der Kaufbrief<sup>2</sup> ausdrücklich, dass die Minoriten dasselbe begriffen hatten; sie hatten somit das Bifangrecht an derselben ausgeübt. Nun war aber damals das Bifangrecht schon lange nicht mehr unentgeltlich, deshalb musste darüber ein förmlicher Kauf abgeschlossen werden, was auch am Dienstag nach der ausgehenden Pfingstwoche des Jahres 1304 geschehen ist. Ja einzelne Klosterbaulichkeiten wurden sogar erst durch einen Akt von 1335, wie daraus hervorgeht auf speziellen Befehl des Kaisers,<sup>3</sup> aus der Stadtallmende ausgeschieden, also lange nach deren Erbauung. Begründet ist dies Verfahren durch der Stadt Nothdurft; speziell wurde damals von der Allmende ausgeschieden was zwischen Schörpelins Thor (jetziges Haus Walz-Würklin) und dem Hause zum «rothen Salmen» (am südlichen Ende des jetzigen Neubaus der Arkaden) gelegen war, also die westliche Seite des grossen Klosteranwesens, die hauptsächlich den Kirchhof desselben bildete: der Kirchengiebel «miten-ander irre kilchen ze frone Dür,» demnach mit dem Hauptportal und die Mauer mit «dem Bucke» (Einbuchtung) von der Kirche bis zum

---

<sup>1</sup> Cf. P. Konrad Eubel, Geschichte der Strassburger Minoriten-Provinz. I. Thl. S. 10 u. II. Thl. S. 203, Note 72.

<sup>2</sup> Kaufbrief im Spitalarchiv. Fonds II, B. 2.

<sup>3</sup> Diplom Kaiser Ludwigs von 1333. Stadtarchiv. Ser. A. Lad. 1, Nr. 6 des Hüffelschen Inventars.

Hause zum «rothen Salmen» auf der Stadt freie Strasse stossend gegenüber denen von Päriss, das alles der Stadt Allmende war. Dieser grosse Platz wurde den Barfüssern um fünfzig Pfund basler Pfennige verkauft, «ze habende unn ze niessende, ze der vorgenannten irre kilchen un kilchofe für lidig eigen, nach ir willen». Dabei gibt die Stadt noch die ausdrückliche Versicherung ab, dass sie damals innerhalb des Klosterumfanges nichts mehr vorgefunden habe, das noch zur Stadtallmende gehörte, dass also der ganze Umfang des Klosters der Barfüsser nun freies und lediges Eigentum sei, worin sie die Stadt auch zu schützen und nie zustören verspricht.<sup>1</sup>

Dass die Minderbrüder sich auf der Allmende niedergelassen hatten, geht daraus hervor, dass um 1296, am Mittwoch nach St. Valentin, Cuno von Loubegassen, seine Frau Anna, deren Söhne Nibelunc und Hesse, denselben ihre Rechtsansprüche an der Allmende, zwischen der Ringmauer und der Lauch, dem jetzigen Gartenlande des Bürgerspitals, um 12 Mark Silbers abtreten.<sup>2</sup> Es ist dasselbe Terrain, welches ihnen dann die Stadt im Jahre 1304 zu Eigentum verkauft hat. Wenn ich nun diese wichtigen Urkunden hier näher besprochen habe, so geschah dies lediglich in der Absicht, den langjährigen aber sehr wichtigen Vorgang der Klostergründung eingehender zu schildern.

Dabei dürfte es allerdings auffallen, dass die Stadt so lange wartete, ehe sie Entschädigung von den Minderbrüdern für das von ihnen ausgeübte Bifangsrecht oder ihren stattgehabten «Begriff» verlangte, wie sich die erwähnten Urkunden hiefür ausdrücken. Es ist wohl zu vermuten, dass die Stadt zunächst das in Besitz genommene Terrain einfach schenken wollte, dass nachher aber die Finanzlage der Stadt derart zwingend worden war, dass sie ihr Eigentumsrecht wieder geltend machen wollte. Als öffentliches Gut konnte das Eigentum nicht durch Ersitzung daran erworben werden; und zudem erfahren wir ja, dass in einem der zwei Fälle der nachträgliche Verkauf (1335) der schon längst in Besitz genommenen Allmende — bekanntlich wird die Minoritenkirche schon im Jahr 1279 erwähnt — durch ausdrückliches Gebot des Kaisers Ludwig von Bayern begründet wurde.

Das Kloster entwickelte sich daraufhin sehr schnell; im Jahre 1297 zählte dasselbe 40 Mönche, die eine Lateinschule hielten. Gelegentlich widmeten sie sich auch dem Krankendienste, so in den Pestjahren von 1315 und ganz besonders von 1541, in

---

<sup>1</sup> Ausscheide-Urkunde im Spitalarchiv. Fonds II des Récollets, B. 2.

<sup>2</sup> Urkunde, im Spitalarch. Fonds II des Récollets, B. 2.

welchem Jahre alle im Kloster anwesenden Mönche an der Pest gestorben sind. Allein der Guardian, Pater Jakob Einfalt, von dem in folgenden Zeilen noch die Rede sein wird, blieb verschont; denn er weilte damals nicht in Colmar, sondern zu Würzburg. In einem der von mir noch mitzuteilenden Briefe Einfalts (Nr. 13) schreibt derselbe von einem Spitale, das sich im Kloster befinde. Nicht nur pflegten die Barfüsser Kranke, sie hatten auch noch in ihrem Spitale eine Pfründe für ältere, schwächlichere Leute, welche sich in ein ruhiges Leben bei ihnen zurückziehen wollten. Solche Pfründverträge finden sich etliche im Franziskanerarchiv.

Als sich die Minderbrüder ansiedelten, wurde aber mit solcher Hast gebaut, dass die Kirche und die Klostergebäude bald baufällig waren, sodass gegen Ende des XV. Jahrhunderts grosse Reparaturarbeiten daran vorgenommen werden mussten. Zu diesem Zwecke erhielten die Barfüsser einen Ablassbrief von mehreren Cardinälen zu Gunsten des Kloster- und Kirchenbaues, in welchem allen denjenigen hundert Tage Ablass gewährt wurden, welche in ihrer Kirche, worin eine ansehnliche Bruderschaft des H. Franziskus errichtet war, jeden Sonntag nach Fronfasten der feierlichen Messe für die Abgestorbenen beiwohnen und zur Ausbesserung der Gebäude, desgleichen zur Anschaffung von Büchern, Kelchen, Leuchtern und Kirchenornamenten, hilfreiche Hand bieten würden.

Diese Notiz, welche der erwähnten Franziskanerchronik von Colmar entstammen soll, uns jedoch durch eine von einem evangelischen Pfarrer überlieferte Abschrift erhalten wurde, spricht hier entschieden von dem dritten Orden als von einer ansehnlichen Bruderschaft des heiligen Franziskus und scheint dazu noch den Inhalt des Ablassbriefes insofern unkorrekt wiederzugeben, als sie von einer feierlichen Messe für die Abgestorbenen spricht, welche jeden Sonntag nach Fronfasten abgehalten werden sollte. Für Abgestorbene können aber an Sonntagen keine Messen gelesen werden; wahrscheinlich hiess es im Briefe, dass der Ablass denen zukommen solle, welche an diesen Sonntagen einer feierlichen Messe beiwohnen und dann für die Toten beten würden. Aus dieser interessanten Angabe entnehmen wir, dass zu jener Zeit, zu Colmar wie auch anderwärts, der dritte Orden des heiligen Franziskus in hoher Blüte stand und sich der Gunst des Volkes in reichem Masse erfreute. Der dritte Orden war aber, wie schon gesagt, die organisierte städtische Demokratie des Mittelalters; er entfaltete damals eine erstaunliche sozialpolitische Thätigkeit. Er grupperte die kleinen Leute jener Zeit zu einer festen Genossenschaft, bei welcher man auch materielle, neben geistlicher und religiöser

Hilfe, finden konnte. Dadurch erklärt sich die ganz besondere Gunst, in der der Franziskanerorden damals allenthalben stand.

Das Colmarer Kloster hatte in jenen Tagen seinen höchsten Stand bereits hinter sich, stand aber immer noch in der Gunst der Bürger; zahlreich sind im XV. Jahrhundert noch immer die freigiebigen Zuwendungen an das Kloster. Doch es teilte das Los alles menschlichen und irdischen. Der Geist, der dasselbe beseelte, hielt sich nicht mehr lange auf dieser Höhe.

Wenn in der Zeit vor Einführung der Reformation in Colmar grosse Klagen laut werden gegen das sittenlose Leben vieler Mönche, so kommt es doch nie vor, dass in den Beschwerde- und Anklageschriften des Colmarer Magistrats ähnliche Anklagen gegen irgend ein Mitglied des Minoritenklosters erhoben wurden, und im Kampfe der Stadt mit den Klöstern wegen der Zuständigkeit derselben zum städtischen Gerichte in Strafsachen, war der Widerstand der Franziskaner bei weitem nie so heftig, als derjenige der anderen Klöster. Dem sogenannten Klostersetze von 1538, welches der Magistrat erliess, um den Exzessen Einhalt zu gebieten, welche in gewissen Häusern eingerissen waren, haben sich die Franziskaner am 19. Juli 1538 ohne Protest unterworfen.

Bei näherer Betrachtung dieser Vorschriften muss man allerdings anerkennen, dass der Geist, welcher diese Verordnung trägt, schon stark von den Prinzipien der Reformation durchsetzt ist; rein materielle Absichten, auf die allmähliche Einziehung aller Klosteranwesen und Klostersgüter gerichtet, mögen auch beim Magistrat mitgewirkt haben, als diese berühmten Klostersetze erlassen wurden. Diese Tendenz geht am deutlichsten daraus hervor, dass die Aufnahme von Novizen an die Genehmigung des Rates gebunden wurde. Dadurch, dass der Rat solche Aufnahmen dauernd verbot, wie dies z. B. gerade für das Minoritenkloster der Fall war (denn wie wir noch sehen werden, hat sich der Rat beständig gegen irgend welche Neuansiedelung fremder Ordensmitglieder gewehrt, als das Haus 1541 ausgestorben war), dadurch, sagen wir, konnte er nach Belieben ein Ordenshaus auf den Aussterbeetat stellen. Gerade in jener Zeit standen dem Minoritenkloster zu Colmar ganz hervorragende Männer vor, so der Guardian Dr. Johannes Mentzer oder Mentzeler, von 1494—1518, der sogar 1498 als Kustos von Elsass Provinzvikar gewesen ist und als solcher das Wahlkapitel dieses Jahres, nach dem Tode des Provinzials Sumner, nach Strassburg ausschrieb und ihm präsierte; von ihm heisst es in einer zeitgenössischen Nachricht über dieses Wahlkapitel, dass er ein Mann, «utique prudens et circumspectus» gewesen sei. Die Urkunden, welche ziemlich zahlreich im Spitalarchive



von diesem Manne herrührend, vorhanden sind, beweisen es zur Genüge. So hat er z. B., um den baulichen Zustand des Klosters und der Kirche zu sichern, einen Brief über eine jährliche Rente von 200 Gulden an die Stadt übergeben, aus deren Ertrag, unter Leitung einer städtischen Baukommission, die nötigen Reparaturen gemacht werden sollten.<sup>1</sup>

Eine weitere Urkunde, die auch unter seiner Verwaltung ausgestellt wurde, von 1510, ist dadurch bezeichnend, dass sie schon für diese frühe Zeit das Bestreben des Magistrats darthut, sich in Verwaltungssachen des Klosters zu mischen. Durch diese Urkunde, die aber vielleicht nicht zur Ausführung gelangte, oder doch nach 1538, dem Jahre des berühmten Klostersgesetzes, ohne Zweck mehr war (da wir dieselbe als Buchumschlag um ein Baurechnungsbuch vorfinden, das im Jahre 1522 beginnt und bis 1539 reicht), durch diese Urkunde werden auf gemeinschaftliches Einverständnis mit dem Guardian und dem Convente mit Wissen und Willen des damaligen Provinzials, Georg Hoffmann, dem Kloster der Minoriten durch den Rat zwei Pfleger bestellt, nämlich Junker Ulrich Wurmlin und Meister Georg Ringlin, Stettmeister zu Colmar. Ja, es heisst sogar in derselben am Eingange, dass dies auf des Convents «fleissige Bitte» geschehen sei. Es ist dies auch leicht zu begreifen; der kluge Dr. Mentzer, Guardian, hatte wohl eingesehen, dass Klosterleute sich nicht gut mit weltlicher Güterverwaltung abgeben können, dass sie dadurch zu viel von ihrem göttlichen Berufe abgewendet würden, und so ein erspriessliches gottgefälliges Klosterleben nicht möglich war. Dadurch erhielt aber der Magistrat in der Person der bestellten Pfleger volle Einsicht in den Vermögensstand, die Jahreseinkünfte und Rechnungen des Klosters, welche diesen Pflegern vorgelegt werden mussten. Damit die Mönche gar nichts damit zu thun hätten, so verpflichtete sich das Convent sogar, einen weltlichen Schaffner fürderhin zu bestellen, um die Güterverwaltung zu besorgen.<sup>2</sup>

Wiewohl der Guardian und der Convent in dieser Urkunde erklären, indem sie von sich selbst reden, «dass wir umb unsern und unsers vorgenannten Closters besten nutzes und notturft willen unns diser hienochgeschriben stücke gewilliges friges muttes ungetrungen und unbezwungen vereinbart und verbunden habent,» so möchten wir doch hinter allem diesem ein wenig Druck auf Seiten der Stadtverwaltung vermuten; man findet eben zu jener Zeit dies Streben, sich aktiv bei der Verwaltung der Ordenshäuser

<sup>1</sup> Siehe Urkunde. Spitalarchiv, Fonds des Franciscains II, B. 1.

<sup>2</sup> Urkunde, Spitalarchiv, II, B. 5. Bauregister, Umschlag in Pergament.



zu beteiligen, auch noch in anderen Reichsstädten. Es waren dann zumeist Finanzrücksichten, andere als religiöse Motive, welche die Stadtverwaltungen zu diesem Verfahren bestimmten, weil nur so das oft grosse Klostervermögen wirksam besteuert werden konnte. Die Besteuerungsfrage der Klöster war damals eine brennende und gab am meisten Anlass zu den heftigen Reibereien zwischen der Stadtverwaltung und den beteiligten Klöstern. Es war ein altüberliefertes Privileg der Geistlichen und Ordensleute, dass sie keine Steuern und keine Militärdienste zu leisten brauchten. Nun gerieten die Städte allmählich in Geldnot, und kamen samt und sonders, Colmar nicht allein, auf den Gedanken, auch die Geistlichen zu jenen städtischen Lasten heranzuziehen. Man würde heutzutage natürlich nichts mehr dagegen einzuwenden finden, damals lagen die Dinge aber ganz anders, die Sache war neu und unerhört, ging sogar gegen bestehende Rechte und Privilegien und wurde deshalb als eine Plackerei durch die darunter leidenden Geistlichen und Ordenshäuser angesehen. In manchen Fällen dürfte dies auch zugetroffen sein; wenn einmal ein Streit ausgebrochen ist, dann wird eine Massregel nach der anderen ergriffen, durch welche sich der Zwist immer mehr zuspitzt, bis endlich die Gewalt der Regierenden die anderen zum Nachgeben zwingt. So war es auch hier. Wenn schon der Rat in Colmar immer vorgab, dass er durch die erwähnten Massregeln nichts gegen den noch bestehenden Katholizismus vorzunehmen beabsichtigte, so ist doch nicht zu leugnen, dass die ausführenden Herren, ein Hieronimus Boner, ein Conrad Wickram, damals schon stark zur Reformation hinneigten.

Zu derselben Zeit, wahrscheinlich zwischen 1515 und 1518, war der berühmte Volksschriftsteller und Prediger Johannes Pauli als Lektor im Minoritenkloster zu Colmar. Wer Pauli's Schrift «Schimpf und Ernst» gelesen hat, wird sicher mit grossem Vergnügen bemerkt haben, wie scharf dieser Mann, selber ein Mönch, ein Geistlicher, die Laster, das oft zügellose Leben so vieler Priester aus jener Zeit beurteilt und auch verurteilt. Es ist wohl anzunehmen, dass in einem Kloster, wo solch ein Mann wohnte, wie der strenge Sittenrichter Pauli, keine der Unsittlichkeiten vorkamen, wie diese z. B. beim Colmarer Augustinerkloster hauptsächlich gerügt wurden. Die Bereitwilligkeit, mit welcher die Minoriten dieselben Einrichtungen in ihrem Hause einführten, welche später das Klostersgesetz von 1538 überall obligatorisch auferlegte, scheint mir der beste Beweis dafür, dass in ihnen der spezifisch demütige, unterwürfige Geist des heiligen Franziskus von Assisi noch recht lebendig war. Hier sei auch noch daran erinnert, dass das

Colmarer Minoritenhaus lange vor der Abfassung dieser Urkunde von 1510, während des Mittelalters schon weltliche Schaffner hatte. Aus eigenem Antriebe hatten sich die Minderbrüder von Colmar der weltlichen Güterverwaltung schon längst begeben.

Nun finden wir in den privatrechtlichen Urkunden des Hauses die Guardiane Johannes v. Stauffen (1520), Wilhelm Streyb (1522), Jakob Frygg (1523), von welchen die Geschichte uns nichts überliefert hat. Es mögen dies vielleicht Hausobere gewesen sein, so schlecht und recht, aber ohne die erforderliche Energie, um sich dem Eindringen des reformatorischen Geistes in die Klostermauern zu widersetzen; möglich auch, dass sie anfänglich die Reformation nicht einmal ungerne sahen, wie wohl viele andere Geistlichen damals in demselben Falle gewesen sein dürften. Erst die blutigen Wirren des Bauernkrieges haben diese, anfangs der Reformation nicht abholden Männer wieder in der Treue zur alten Kirche befestigt.

In Streyb's Verwaltungsjahr 1522 fällt folgendes, wohl durch Matern Berler in seiner Chronik überliefertes Ereignis: acht Tage nach Petri und Pauli führte man einen zu Kienzheim gefangenen Barfüsserherrn aus dem Convent zu Colmar, auf einem Pferd gebunden gen Basel, weil er zu Colmar eine Ehefrau genommen haben sollte. Dies nach dem Zeugnis einer freiherrlich Waldnerischen Chronik. Diese Chronik war aber nichts anderes als die Chronik von Matern Berler, welche zur Zeit der Niederschrift der bereits erwähnten Notizen über das Franziskanerkloster (Manuskript 82—1 der Sammlung Chauffour, Stadtbibliothek von Colmar) noch im Besitze der genannten Familie sich befand, von wo sie in Schöpflin's Hände gelangte, um bei ihm auf immer zu verbleiben.

Es erscheint nun als Guardian der berühmte Kanzelredner Jakob Einfalt, 1524—1535. Ob Einfalt ununterbrochen während dieser Zeit Guardian gewesen ist, kann nicht mit Sicherheit festgestellt werden; es ist jedoch zweifelhaft, da es nicht Sitte in den Klöstern war, auf so lange Jahre Hausobere an der Regierung zu belassen. Einen andern Guardian fand ich für diese Zeit in den Quellen nicht. Auf ihn folgte der berühmte und strenge Blasius Kern, wahrscheinlich Colmarer von Geburt. Er war während des Bauernkrieges Guardian zu Würzburg, wo er mit seinem Mitbruder P. Georg Reylein unter der kleinen, aber auserlesenen Schar sich befand, die den von den Bauern belagerten Frauenberg verteidigte.<sup>1</sup> Seinem heftigen und glaubenseifrigen Charakter nach zu schliessen, darf man

<sup>1</sup> Siehe Konr. Eubel, Provinzgeschichte I, S. 101.

wohl annehmen, dass unter seiner Verwaltung Unsittlichkeiten und Reformationsgedanken nicht aufzukommen vermochten. Nach einer Notiz aus einem Ausgabenregister des Klosters scheint Blasius Kern Colmar im Jahr 1538 verlassen zu haben: «Item dem Blasius dem gardian gelihen 5 Sch., in der Wuchen Johannes im 38 jar.» («hat mir si geschickt und bezahlt») wurde nachträglich beigefügt; der Guardian Blasius Kern hatte also damals Colmar verlassen, um nach Ueberlingen überzusiedeln.

Darauf übernahm Jakob Einfalt abermals das Guardianat, wiewohl er nicht mehr im Kloster, sondern zu Würzburg weilte, allwo er seit 1536 Prediger des hohen Stifts war. An seiner statt amtierte der Vize-Guardian Antonius Feist. Es sind dies für das Kloster Jahre schnellen Niedergangs. Nachwuchs gab es keinen mehr. Die Einkünfte gingen schlecht oder gar nicht ein, und die Almosen trugen nichts mehr ein. Der Geist des Volkes war den Klöstern nicht mehr hold.

Und doch bot sich den an Zahl geschwundenen Minoriten von Colmar noch eine schöne Gelegenheit, den Beweis zu erbringen, dass der werkhätige Geist und der lebenswürdige Sinn ihres grossen Stifters sie nicht verlassen hatte. Im Jahr 1541 brach die Pest in Colmar, wie auch im übrigen Lande, sehr verheerend aus. Bei dieser Gelegenheit haben sich die wenigen Franziskaner rühmlichst hervorgethan, indem sie in der Stadt und in ihrem eigenen Kloster, wo sie ein Pestspital eingerichtet hatten, Kranke pflegten. Die letzten Klosterväter, ein Pater Jakob, Pater Hans Müller, ein Beflissener der edlen Kunst der Musik, da er noch in demselben Jahre, nach Angabe eines Rechenblattes der Klosterschaffners, ein «Klaflencordium» gekauft hatte, ein Pater «Herr Hans Gware» und der Vize-guardian Antonius Feisth, sie alle starben an der Seuche. Auf denselben Rechenblättern, die uns die Namen dieser würdigen und tapferen Männer überliefern, lesen wir untern Jahr 1541: «Item für Hr. Hans (scil. Müller) und für den sitzgardian zu fergraben geben 10 ß Cunrat schefflen dem dotdengreber.» (Donnerstags nach Adelphi.) Unter selbem Datum ist eine kleine Ausgabe für Käse eingetragen «für Herrn Jacob Selig». Dieser Pater hiess nach Angabe eines Mobilier-Inventars des Klosters, im Gegensatze wohl zum viel älteren Herrn Jakob Einfalt, «der junge Herr Jacob». <sup>1</sup> So waren sie denn alle gestorben, gestorben in der Ausübung der schönsten Christenpflichten und in unerschrockener Bethätigung der heiligen Lehren ihres hehren Stifters. Auch die anderen Klosterbewohner müssen damals gestorben

<sup>1</sup> Spitalarchiv, Fonds des Récollets, Rechenbuch und Einlagen II, A. 6.

gewesen sein, wie dies einem der Briefe an Jakob Einfalt in Würzburg zu entnehmen ist, welche wir im Anhang mittheilen.

Das war des Colmarer Minoritenklosters gewiss rühmliches Ende; denn der wohllobliche Magistrat und die wohlweisen Herren Pfleger des Klosters wiesen von jetzt ab jeden Vorschlag zur Neubesetzung desselben durch etliche zwei oder mehrere fremde Mönche, angeblich aus Furcht vor den Kosten und der Schmälerung des Klostersvermögens, grundsätzlich ab; sie führten eben deshalb eine langwierige Korrespondenz mit dem Provinziale Bartholomaeus Herrmann, dem Stiftsprediger, und dem beurlaubten Guardiane des Hauses, Jakob Einfalt, um den letzteren unablässig jedesmal aufzufordern, er möchte doch zur Versehung seines verwaisten Klosters zurückkehren.

Diese Briefe sind in mancher Hinsicht sehr interessant; besonders charakteristisch sind sie in Bezug auf das Verhältnis des Klosters zu der Stadtverwaltung und zu den Pflegern, hinsichtlich auch des Gebahrens der zwei meist dabei beteiligten Männer des Ordens, des Provinzials Bartholomaeus Herrmann und des Guardians Jakob Einfalt.

Gerne möchten wir über Jakob Einfalt's Wirken in Würzburg als Stiftsprediger, über den Geist, der seine Predigten beseele, Näheres mittheilen, doch wir müssen darauf verzichten, weil wir nur ganz wenig darüber vernehmen; von Wert ist eine kleine Notiz über die Predigerthätigkeit des Colmarer Barfüßerpredigers aus einem alten Notizbuch über das Franziskanerkloster von Würzburg, allwo P. Jakob Einfalt zu gleicher Zeit auch aktiver Guardian gewesen ist. Dort steht, nach einer gefälligen Mitteilung des Hochwürdigen P. Benvenut Stengele, des Bibliothekars des Würzburger Klosters, für welche wir ihm an dieser Stelle unsern wärmsten Dank aussprechen, zu lesen: «P. Jakob Einfalt aus dem Kloster von Colmar starb hier (Würzburg) am 19. Juli. Ward 1536 gegen einen Gehalt von 80 Gulden und mit Vorbehalt einer vierteljährigen Aufkündigung, dann unter der ausdrücklichen Bedingung angenommen, in causis haereticis weder zu disputieren, noch zu schreiben. Er ward bald sehr beliebt und wollte dessen ungeachte im Jahre 1539 wegen allzu geringer Besoldung in sein Kloster nach Colmar zurückgehen, blieb aber, da dieselbe erhöht worden, noch kurze Zeit hier.» Er blieb, wie wir ja bereits wissen, bis 1543, seinem Todesjahre. Diese Notiz ist insofern nicht ganz genau, als Einfalt nicht, wie es darin heisst, wegen allzu geringer Besoldung in sein Kloster nach Colmar zurückkehren wollte, sondern durch Rat und Pfleger des Klosters, wie dies aus Brief Nr. 1 hervorgeht, nach Colmar zurückberufen wurde. Er war unterdessen nach Blasius Kern's Abgang, Johanni 1538,



nach Ueberlingen, zum Guardian ernannt und als solcher zurückberufen worden. Er war auch gekommen, hatte aber gleich nach Abnahme der Guardiansrechnung weiteren Urlaub begehrt, welcher ihm nach dem unter Nr. 1 abgedruckten Urlaubsbriefe, aber unter der Bedingung einer sofortigen Rückkehr bei erster Anforderung von Seiten des Rates, der Pfleger oder des Provinzials, gewährt wurde. Aus den im königl. Kreis-Archive zu Würzburg aufbewahrten Domkapitels-Protokollen de 1536—1543 geht hervor, dass Einfalt zuerst jedesmal, seit 1536—1539, alljährlich gegen vierteljährige Aufkündigung angestellt worden war. Bis zu diesem Jahre hatte er auch keinen Urlaub nötig, anders als vom Provinzial, aber von 1539 an ward dies anders. Da beginnt auch die noch mitzuteilende bereits erwähnte interessante Korrespondenz.

In diesem Jahre heisst es in den erwähnten Protokollen, Samstag nach Dorothea: «Der Prediger soll in sein Kloster nach Colmar abberufen werden,» — was auch wirklich geschehen ist, — «bleibt aber gern da, wenn ihm für seine Mühe der Lohn gebessert wird, allenthalben auf 150 fl.», und unterm Freitag nach Invocavit 1539: «derselbe soll auf 5 Jahre bestellt werden». Unterdessen war Jakob Einfalt zur Guardiansrechnung in Colmar erschienen und hatte da vom Rat und den Pflegern den obenerwähnten Urlaub erwirkt (Freitag nach Cantate 1539). Wie wir hörten, sollte er aber auf erste Mahnung zurückkommen, andererseits jedoch hatte er sich beim Hohen Stift Würzburg auf fünf Jahre verpflichtet. Dies sollte ihn auch in wirkliche Verlegenheit bringen, wie es die wegen seiner geführten Korrespondenz zeigen wird.

Am Samstag nach Invocavit, ward ihm noch Unterstützung im Falle der Erkrankung zuerkannt, und zugleich ein Urlaub auf vier bis fünf Wochen erteilt, den er dazu benutzte, nach Colmar zu gehen. Im März 1541 schreiben dann die Klosterpfleger an Jakob Einfalt, um ihm zu melden, dass es mit dem Kloster während seiner Abwesenheit immer schlimmer und schlimmer geworden, und nun seine Anwesenheit hoch nötig sei, er möge doch kommen und durch seine Ankunft beweisen, dass er seiner Pflichten als Guardian nicht vergesse, sein Kloster ihm wirklich am Herzen liege. Auf ein erstes Schreiben, das nicht mehr vorliegt, hatte er nämlich langwieriges Krankenlager als Entschuldigung seines Fernbleibens angegeben; die Pfleger hoffen aber jetzt, dass er der dringenden Einladung Folge leisten werde. (Brief Nr. 3, de dato 29. März 1541.)

Dessen ungeachtet kam Einfalt nicht zurück. Wohl seiner Krankheit halber konnte er die Reise nicht unternehmen; denn



wir erfahren, dass er im Laufe des Sommers ein Mineralbad besuchen musste zur Wiederherstellung seiner Gesundheit, wozu ihm vom Stift Würzburg eine Subvention von 10 fl. wegen seiner Armut bewilligt wurde. (Urlaub dazu vom Samstag nach Ascensionis domini 1541 und Subventionsbewilligung, Samstag nach Pfingsten 1541; Stiftsprotokolle, Würzburger Kreisarchiv.) Inzwischen hatten sich Meister und Rat von Colmar an den Provinzial gewandt zur Ernennung eines geeigneten Hausvorstehers und dazu den Pater Johann Dhannhäuser vorgeschlagen, der auch durch den Provinzialvikar Bruder Hieronymus Schyerstein vom Wormser Kloster zum «Prior» bezeichnet und bestätigt ward. (Brief Nr. 4, 13. April 1541.)

Im Laufe des Sommers 1541 hat sodann die Pest mit den Hausinsassen ganz aufgeräumt, und es sah sich der Rat abermals veranlasst, an Jakob Einfalt zu schreiben, um seine Rückkehr zu erwirken. (Brief Nr. 5, vom Samstag nach Othmari 1541.)

Darauf antwortet Einfalt, dass er wegen seines Vertrages mit dem Domstifte noch nicht kommen könne, sich aber bei demselben verwenden werde, um Auflösung des Vertrags zu erwirken. (Brief Nr. 6, Würzburg altera sancti Nicolai 1741.)

Unterdessen hatte Einfalt, wie es scheint, die Herren von Colmar auf seine um Ostern 1542 mögliche Ankunft vertröstet, die aber nicht erfolgte, so dass bereits am Montag nach Quasimodo, Meister und Rat abermals an den Würzburger Stiftsprediger schreiben müssen, um demselben seine Pflichten gegen sein verlassenes Ordenshaus in Erinnerung zu bringen, und ihn zu bitten, ihnen Bescheid zu geben, wessen sie mit ihm gewärtig sein könnten, was sie thun sollten, falls er nicht kommen könnte. (Brief Nr. 7.) Einfalt sah sich diesmal wiederum gezwungen, sich seines Fernbleibens zu entschuldigen; denn obwohl er zu dreien Malen den Versuch gemacht hätte, der Predikatur entbunden zu werden, so hätten ihn die Herren des Stiftes nicht wollen ziehen lassen; sie könnten jetzt schwer einen anderen Prediger bekommen, seine Zeit sei nicht mehr allzulang, er solle seinem Vertrage nur nachkommen, wenn seine Jahre aus seien, da könne er dann ziehen. (Brief Nr. 8.) Dies ward auch dem Meister und Rat durch ein Schreiben Melchior Zobell's des Dekans des Würzburger Domkapitels bestätigt. (Brief Nr. 9, 3. Mai 1542.)

Inzwischen wandten sich der Rat und die Pfleger des Klosters, in einem nicht überlieferten Briefe, an den Provinzial Bartholomaeus Herrmann in Hagenau, um ihm kund zu thun, dass sie Einfalt zurückgerufen hätten, mit der Zusage, ihn

ferner davon zu benachrichtigen, wie die Antwort Einfalt's lauten würde. Der Provinzial schrieb unterm 21. Juni 1542 an Herrn Conrad Wickram, Obristmeister der Stadt, und die Pfleger des Barfüsserklosters zu Colmar: «Aber die Zytt verlaufft und ist das closter unversehen und stat leer, des ich tyll böser wort mues heren von geistlicher unn weltlicher Herrschaft. Legen mir zu ich hab das closter verkaufft. Darum kan ich nit lenger verziehen ich mues das closter versehen, wo er nit in 14 tagen komt.» Er bittet also diese Herren, ihm Näheres über dessen Antwort oder zu erwartende Rückkehr zukommen zu lassen. (Brief Nr. 10.)

Mit dem Wiederbesetzungsvorschlage kam aber der Provinzial bei den Colmarer Herren nicht gut an; denn auf seinen Vorschlag und auf denjenigen des Herrn Guardians von Thann, das Kloster mit zwei Priestern, natürlich Ordenspriestern, aufs neue zu besetzen, antworten Meister und Rat, wie wenn dies eine blosser Anfrage an die Herren der Stadt und die Pfleger des Klosters gewesen wäre, ob eigentlich der Vermögensstand des Hauses hinreichte, um zwei Insassen zu ernähren, und sie geben darum die verfängliche Antwort, dass eine Neubesetzung des Klosters durch Fremde diesem nicht förderlich sein würde. Wenn heimische Insassen, Konventskinder den Niedergang des Hauses nicht hindern konnten, wie sollten da fremde Mönche dies zu thun im stande sein? Dabei beteuern aber die Herren immer, wie sehr ihnen das Wohl des Klosters am Herzen liege, und dennoch wollten sie von keiner Wiederbesiedelung desselben etwas wissen. In dieser Handlungsweise kommen die Absichten der Einziehung des Klostersvermögens zu Gunsten der Stadt klar an den Tag, und wenn dies jetzt noch nicht geschah, so war es einzig und allein dem Umstand zu verdanken, dass Colmar als katholische Stadt es noch nicht thun konnte und zu thun getraute. Sicher hätten die Colmarer Herren es ganz gerne gethan. Man machte damals in seinem eigenen Orden, dem Bartholomaeus Herrmann den Vorwurf, viele Ordenshäuser verkauft zu haben, ja sogar lässt man dabei durchblicken, dass er nicht immer nur des Ordens Interessen im Auge hatte; wenn er aber überall, so z. B. auch in Schlettstadt, dieselben Verhältnisse vorfand wie hier, was blieb ihm anders übrig, als auch das Colmarer Kloster zu verkaufen? Ein Glück noch, möchte man sagen, dass er es 1543, nach Einfalt's Tod, verkaufen konnte; denn bei Einführung der Reformation in Colmar wäre es doch und am Ende noch ohne jegliche Entschädigung dem Orden verloren gegangen.

In dieser Antwort (Brief Nr. 11, vom 24. Juni 1542) bitten die Herren demnach den Herrn Provinzial vorderhand noch

davon abzustehen, und um einen Entschluss hierüber zu fassen, noch zu warten, bis sie «was des closters halben zum nützlichsten» geraten und beschlossen hätten.

Am 15. August 1542 schreiben Meister und Rat abermals an Pater Einfalt, um denselben zur Rückkehr zu bewegen; diesem Briefe kann man entnehmen, dass der Stiftsprediger von Würzburg seinen vor Jahresfrist erlangten Badeurlaub dazu benutzt hat, um seiner Vaterstadt und dem Kloster einen Besuch abzustatten. (Brief Nr. 12.)

In zwei Briefen, dem einen an Meister und Rat von Colmar, dem andern an den Herrn J o h a n n H u m m e l, Stadtschreiber, den Einfalt seinen Gevatter nennt, entschuldigt er sich seines Fernbleibens durch eigene Krankheit, durch die grassierende Pest und die Abwesenheit von Würzburg seines Fürsten des Bischofes, sowie der Herren des Hohen Stiftes, und bittet die Herren ganz dringlich, sie möchten ihm sein Ausbleiben nicht nachtragen, sobald er übrigens könne und Urlaub bekomme, werde er nach Colmar zurückkehren. Im Briefe an den Gevatter Herrn Stadtschreiber Hummel, plaudert er sogar ein wenig von den Ereignissen der damaligen Weltgeschichte, von Türkenlärm und von Franzosengeschrei, dabei vergisst er auch das Wetter und den kommenden Herbst nicht zur Erwähnung zu bringen, und teilt dem Freund die fränkischen Weinpreise mit. (Briefe Nr. 13 und 14, beide Würzburg, Sonntag nach Bartholomaei.)

Eigentümlich berührt dann im folgenden Briefe (Nr. 15) des Provinzials Herrmann an Meister und Rat der Stadt Colmar, die Mitteilung, dass er in Gemässheit seiner letzten mündlichen Unterhandlung mit ihnen sofort «Herrn Jacoben mitt geschriftlichen mandaten ersucht gon Kolmar zu kommen». Welches war aber dessen Antwort? Herrmann teilt sie mit und sie ist entschieden nicht der Art, beim Schreiber einen Obedienzgeist darzuthun, wie man doch denselben bei einem Mönche, seinem Oberen gegenüber, vermutete. «Jetzt — sagt Bartholomaeus Herrmann — so forder ich inen, aber forhin nit. Hab ich geholfen ihn in's elent jagen», das sei Einfalt's Erwiderung gewesen auf seine Rückberufung. Uebrigens wolle Pater Jacob zurückkommen, sobald er Urlaub erlangen könne. Der Provinzial bittet um wohlgemeinten Rat, was jetzt anzufangen sei; gerne wäre er wieder selber nach Colmar gekommen, doch es sei ihm das Wetter zu kalt und es dauere ihn «der Kosten» für das Kloster. Dieser Brief ist vom 31. Oktober 1542.

Am 9. November antworten dann die Klosterpfleger dem Provinzial, dass sie von seiner Offerte, selber zu kommen, Kenntnis genommen hätten, sowie von Einfalt's Antwort und

Zusage, sobald zu kommen wie er Urlaub erhalte. Was des Provinzials Kommen beträfe, wollten sie es dabei bewenden lassen und fündere Nachrichten von Pater Einfalt abwarten. (Brief Nr. 16.)

In unserem Briefwechsel scheint jetzt eine grosse Lücke zu klaffen. Einfalt ist aber nicht gekommen; seine letzte Krankheit und vorhergehende Schwäche werden denselben wohl daran verhindert haben. Im Stiftsprotokollbuche findet sich nach gefälliger Mitteilung des Kreisarchivars von Würzburg, Herrn Goehl, dem wir hier unsern wärmsten Dank dafür aussprechen, folgender Eintrag unterm Donnerstag nach Pfingsten 1543: «Der Prediger Einfalt, der sehr schwach ist und nicht mehr predigen kann, hat aufgesagt. Soll nach einem anderen Prediger getrachtet werden.»

Kurz darauf, am 19. Juli 1543, war Pater Einfalt todt.

Der merkwürdige Brief Bartholomaeus Herrmanns an Meister und Rat von Colmar, über die Angelegenheiten des Klosters, von Hagenau «die Margarete Anno 1543», erwähnt bereits den Hingang des Dompredigers von Würzburg. Demnach muss sich aber Herrmann offenbar im Datum geirrt haben; denn der Todestag Herrmanns fällt genau auf den Margarethentag. (Brief Nr. 17.) Bartholomaeus teilt darin mit, dass er behufs Beratung der Klosterangelegenheiten mehrere Mitväter des Ordens nach Speyer laden möchte; nur sollen die Pfleger ihm und seinen Mitvätern die Reisekosten zuschicken. Eigentümlich klingt hierin die Mahnung Herrmanns wegen der päpstlichen Legaten: «Den ich stand in Sorgen Es wert sich etwas erhaben und sich etlich in ryssen, so dy bepstlicher Hylikeit legaten mit keyserlicher Mayestät kumen werden. Dy legaten (als ir wyst) sind dem gelt geferd.» Hatte denn Bartholomaeus Herrmann wirklich Angst vor den Legaten, sei es wegen des zu übersendenden Geldes, — «geferd sein», ist ein elsässischer Ausdruck, der heute noch im selben Sinne gebraucht wird, und bedeutet hier z. B. dem Gelde gefährlich sein, weil man es selber gerne hätte, — oder wegen des Vorhabens mit dem Kloster, das vielleicht den Legaten verraten werden könnte?

Anfangs November 1543 war dann der Provinzial in Colmar, um das Kloster zu versehen: der beste Weg aber dazu war der Verkauf. Am 7. November wurde der Verkaufsvertrag abgeschlossen, wodurch das Kloster dem Spitale verkauft und die Kirche der Stadt unentgeltlich zurückgegeben ward.

Dieser Verkauf wird wie folgt begründet: «Demnach uss ursachen der lang gewerten geverlichen Secten und Zeitungen der Standt der Geistlichkeit und Religion dahingerathen, dass



mit allein niemand oder gar wenig in denselben sich zu begeben begierig, sondern auch etlich so geistliche orden angenommen und gelobt freventlicher weiss, und ohne Gottesforcht ihre vota und pflichten übergeend, und mit unverschamter Entschüttung ihres habitus widerumb zu der Welt keren, darus dann leider letzlich ervolgt, dass mehrtheils Gottsheusser und Clöster an personen eröset, wie dann neulicher Zeit unsers ordens Closter in des heiligen Reichs Stadt Colmar gelegen, nach langgewertem Abnemen, gantzlich und gründlich usgestorben und erlärt worden, dardurch dasselbig Closter zu vorderst an Versehung vielerhand erlicher Lüt Styffungen, so jerlich zuversehen verschriben, nunmehr ein güte Zit, durch mangel der personen, wider die verpflichtung desselben Verstorbenen Convents, neben anderen schuldigen Kirchen Emptern, predigen und derglichen unerstattet angestanden, auch mit anderer Administration unversehen pliben, dorum augenscheinlich ruination und zergeeung durch den unbuw an demselben unserm Closter erwachsen, welches Alles uns zu würcklichen Wesen widerumb zu bringen unmöglich.»

Wie der sehr interessanten Verkaufsurkunde zu entnehmen ist, wurde die Handlung durch Bartholomaeus Herrmann und die Delegierten des Ordens, nicht als ein eigentlicher Kauf angesehen, sondern geradezu als eine Schenkung aufgefasst. Das Geld, das der Spital dafür zahlen musste, 2400 Gulden, sollte nach Aussage der Minoriten nur eine billige Recompens für die cedierten Rechte sein, damit der Orden nicht benachteiligt oder «enormiter ledirt werde». Nach Herrn Hanauers «Guide monétaire» machen die bezahlten 2700 Gulden (die obigen 2400 und 300 Gl. für Mobilien) in heutigem Gelde umgerechnet die Summe von 47 520 Mk. aus, wobei die Kaufkraft des Geldes mit in Betracht gezogen ist.

Merkwürdig ist die Bestimmung, worin erklärt wird, dass die Fahrendhab des Klosters dem Bartholomaeus Herrmann persönlich, in seiner Eigenschaft als Provinzial kraft seiner Amtsgerechtigkeit, zuständig sei, die er dann für sich und in seinem Namen dem Spital um weitere 300 Gulden und vier Fuder Wein überlässt. Berücksichtigt man, dass Herrmann viele Klöster so verkauft hat, so möchte dies doch für ihn eine erkleckliche Summe Geldes ausgemacht haben und man braucht sich jetzt eigentlich nicht mehr zu verwundern, dass so leicht der Vorwurf laut werden konnte, dass er hierbei auch für seine persönlichen Interessen zu sorgen wusste.

Wenn die Barfüsserherren, welche das Colmarer Kloster der Stadt übergeben, vielleicht die Hoffnung hegten, später etwa das Haus von der Stadt wieder zurückzufordern, so haben



sie sich darin arg getäuscht, haben sie doch dem Vertrage eine Fassung geben müssen, welche diese Rückforderung auf immer unmöglich machen musste. Die schlaunen Städter haben sich darin wohlweislich gegen jede Rechtsausnahme oder Privilegien ausdrücklich Garantie erteilen lassen, und wenn in diesem Vertrag die Rückgabeklausel nicht steht, wie in jenem von Schlettstadt, so ist anzunehmen, dass die Väter dieselbe gerne hätten darin aufnehmen lassen, wenn es die Herren der Stadtverwaltung für genehm gehalten hätten; diese haben wohl nicht verfehlt, einen nicht allzugelinden Druck auf Bartholomaeus Herrmann auszuüben, damit der Cessionsvertrag nicht nach seinem, sondern einzig und allein nach ihrem Willen verfasst worden sei. Eine Notiz über diesen Gegenstand aus der Thanner Franziskaner Chronik, welche beiläufig gesagt, dem Provinziale gar nicht hold ist, scheint die Richtigkeit dieser Vermutung zu bestätigen. Im Vertrag steht nämlich, anlässlich der Uebergabe der Klosterkirche, geschrieben, als sei die Ansicht im Orden, dass die Kirchen nicht den Klöstern, sondern den Stadtgemeinden gehörten, weil dieselben der Sage nach, durch Schenkungen der Bürger erbaut worden seien; darum cediere der Orden die Kirche des Colmarer Hauses der Stadt, als ihr gehörig, ohne jegliche Entschädigung; dagegen sagt der Verfasser der Thanner Chronik, es sei dies im Gegenteil die Meinung der Stadt und nicht der Franziskaner gewesen. So wird sicher der Einfluss der Stadtherren durchgehend die Abfassung des Vertrages bedingt haben. Dann hat sich auch der Magistrat klugerweise die Abtretung des Minoritenklosters und dessen Benutzung als Bürgerspital, sowohl durch den Kaiser als auch durch den Kardinal Rainutius (1549) und durch den päpstlichen Nuntius in Deutschland (1554) bestätigen lassen, so dass ein späterer Versuch des Barfüsserprovinzials (1549 und wohl auch 1559) zur Wiedererlangung des Klosters scheiterte, natürlich auch scheitern musste. Die Vertragsklauseln und Sicherungen für die Stadt waren viel zu stramm und eng aufgestellt worden.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Ueber diesen Verkauf und die späteren Restitutionsbegehren befanden sich im Spitalarchive folgende interessanten Urkunden, die jetzt nicht mehr darin gefunden werden.

1. Original Confirmation wegen Translation des Spitals in das Barfüsserkloster von Cardinal Rainutius. Rom den 13 Xbris 1549.

2. Consilium über den Kauf, Herrn Doctor Pabsten von Freyburg, rechtliches Bedenken über dieses Gotteshauses Translation an den Spital de anno 1549.

3. Original Confirmation von Sebastiano Episcopo apostolico in Germania de ao. 1554.

4. Kayserliche Eventualconfirmation über bittliches ersuchen.

Welches war nun Pater Einfalt's Wirken als Stiftsprediger zu Würzburg? Gerne möchten wir über seinen Charakter und über seine Würzburger Thätigkeit etwas mitteilen, doch mit Ausnahme der oben bereits citierten Notiz, aus dem Würzburger Franziskanerkloster stammend, lassen uns die zeitgenössischen Geschichtsquellen ganz im Stich; weder aus dem kgl. Kreisarchive von Würzburg noch vom dortigen Franziskanerkloster konnten wir mehr über Jakob Einfalt erfahren. Aus den Bedingungen seines Anstellungsvertrages, dass er in controversiis weder disputieren, predigen noch schreiben solle, können wir nur den Schluss ziehen, dass man ihn als einen klugen, nicht allzuheftigen Mann ansah, und ihn deshalb auch an diese schwierige Stelle gerufen hat. Der heftige und eifrige Colmarer Kollege Einfalt's, Blasius Kern, wäre jedenfalls für diese Stelle unter diesen Bedingungen nicht geeignet gewesen. Eines steht dennoch fest, es hat Einfalt nicht zur Reformation hingeneigt, sonst hätte er in seinem Würzburger Kloster, allwo er ebenfalls das Guardianat versah, kein so gutes Andenken hinterlassen. Dies glauben wir aus der bereits erwähnten Notiz, dass Einfalt zu Würzburg recht beliebt ward, schliessen zu dürfen. Wäre es erlaubt, ein Wortspiel auf seinen Namen zu machen, so möchten wir behaupten, er habe im Sinne der heiligen Schrift seinem Namen Ehre gemacht: «einfältig wie die Taube, klug, schlau wie die Schlange». Ich verweise auf das in der Bemerkung zu Brief Nr. 6 mitgeteilte Wappen Einfalt's. Jakob Einfalt war zu Geberschweier geboren, seine Eltern und die Zeit seiner Geburt konnten wir jedoch nicht mehr ausfindig machen; er spricht aber selber oft von seinem hohen Alter; falls er an seinem Tode gegen 70 Jahre alt gewesen, so fiel seine Geburt so etwa in die beginnenden 70er Jahre des fünfzehnten Jahrhunderts; somit fällt seine Jugend gerade in die schöne Zeit des blühenden elsässischen Humanismus. Matern Berler war ihm befreundet und war auch einer der Vollstrecker seines Testamentes; denn nach der Vollstreckungsurkunde

Bestätigung der Translation des Closters im Falle dass sie vom Papste auch bestätigt werden sollte. 1545 vom 17. Juni.

5. Verhandlungen mit H. Provincial (Ulrich Ludescher 1557—1565), ordinis Si. Francisci und Bericht der Stadt Colmar an die Regierung zu Ensisheim, auf dero Begehren abgestattet, wie das Kloster an das Spital gekommen ist. de 1559.

6. Allerhand gewechselte Schreiben den Kauf des Franciscaner Klosters betreffend, in deren letzteren de ao. 1549 der Provincial (Heinrich Stolleysen 1545—1556) die Restitution des Closters begehret. (Daraufhin dann die Stadt den Dr. Pabst in Freyburg i. Br. konsultiert hat, siehe oben sub. nr. 2.)

Cf. Steinheil'sches Repertorium. Spitalarchiv, D. 4.

dieses interessanten Testamentes Pater Einfalt's, hat derselbe kein unbedeutendes persönliches Vermögen hinterlassen.

Der Eintrag in das Seel-Register von Geberschweier, von der eigenen Hand Berlers, spricht von ihm als einem berühmten Prediger und macht ihn zu einem Prior des Convents von Strassburg und endlich desjenigen von Augsburg. Wir citieren diesen Eintrag nicht nach eigenem Augenschein, sondern nach einem handschriftlichen Auszuge aus demselben, des verstorbenen Herrn Pfarrers Froehlich von Geberschweier. Einfalt hat sein hinterlassenes Vermögen zwischen seinen Verwandten, seinem Colmarer Kloster und den Armen verteilt; der Kirche von Geberschweier, seines Geburtsdorfes, hat er seinen silbervergoldeten Kelch mit Patene, 35 Lot wiegend, und dazu noch 20 Gulden vermacht, behufs Stiftung eines ewigen Seelgerätes. Den Klosterpflegern seines Convents hat er zu gleicher Zeit 200 Gulden zugewandt, um sich ebenfalls auf ewige Zeiten eine gestiftete Jahreszeit zu sichern. Zu Geberschweier ist die Jahreszeit bis zur grossen Revolution getreulich jedes Jahr gehalten worden; diejenige von Colmar konnte aber wegen Aussterbens und baldiger Aneignung der Kirche des Klosters durch die Stadt, zur Einrichtung des reformierten Gottesdienstes, nicht mehr gehalten werden. Jakob Einfalt hat bei Gründung dieses Seelgerätes demnach nicht geglaubt, dass lange nach seinem Tode Colmar noch reformieren würde (1575) und dass schon nach wenigen Wochen von seinem Hingange das Kloster bereits verkauft werden sollte; war doch sein steter Wunsch, es möchte wieder mit zwei oder mehr frommen Priestern des Ordens besetzt werden. Sein gesamtes Vermögen betrug 803 Gulden 11 Schillg. und 7 Pfg., was in heutigem Gelde umgerechnet die beträchtliche Summe von 14149,15 Mk. ergibt. Da der Provinzial nach Einfalt's Tod an seine Hinterlassenschaft keine Ansprüche stellte, so muss angenommen werden, dass dies ein rein persönliches Vermögen des Stiftspredigers von Würzburg gewesen ist, das er getreulich an seine Familie und Verwandten von Geberschweier zurückgehen liess, allerdings nicht ohne der Armen gedacht zu haben. Auf Rat und Einwilligung der Testamentsvollstrecker wurde aber die Summe, die er im Testamente nicht vergab, sowie auch die, welche er für die Armen bestimmt hatte, ganz seinen drei noch jungen Bruderskindern als seinen nächsten Blutsverwandten übergeben.

Im Laufe dieser Abhandlung haben wir nun die Vorgänge kennen gelernt, welche das Minoritenkloster von Colmar seiner Auflösung und Aufgabe an die Stadt resp. das Bürgerspital herbeigeführt haben; wir haben die Klosterpolitik der Stadtverwaltung, deren Ausflüchte zur Behinderung einer Neubesiedelung

desselben kennen gelernt; nicht ohne ein gewisses Befremden haben wir in der hier mitzuteilenden Correspondenz das merkwürdige Verhalten des Paters Jakob Einfalt in dieser Sache wahrgenommen, sowohl dem Magistrate und den Pflegern gegenüber, vor welchen er sich doch verpflichtet hatte, auf erstes Erfordern zurückzukehren, als auch seinem Oberen, dem Provinzial gegenüber, dem er rundweg die Obedienz verweigert, gestützt allerdings auf den Vertrag und den Eid, der ihn an das Hohe Stift Würzburg band. Es ist wohl schwierig, jetzt nach so langer Zeit und auf das Zeugnis so dürftiger Urkunden hin, das Thun und Lassen dieser Männer zu beurteilen, und wir wollen ihnen gerne zugeben, dass sie schwerlich anders handeln konnten, und dass sie mindestens dabei bona fide gehandelt haben, indem sich Bartholomaeus Herrmann und seine Mitväter entschlossen, das Kloster zu veräußern. Von den letzten muss man dies ganz bestimmt annehmen, wie verhält es sich aber mit dem Provinzial Bartholomaeus Herrmann? Dieser musste die Sache ganz genau kennen. Wäre es aber dennoch nicht möglich gewesen, das Haus dem Orden zu erhalten? Ein anderer als der genannte Provinzial, sein Nachfolger Stolleysen, das kann man für sicher halten, hätte das Kloster nicht verkauft.

Wie stand es denn in Wirklichkeit mit den Verkaufsgründen? Wahr allerdings ist es, dass der Nachwuchs für die Klöster damals selten war, dass die Einkünfte aus dem Terminieren stark abgenommen hatten und dass die Zinsen der Kapitalien und Güter ebenfalls schwer eingingen. Wenig begründet scheint uns aber der Grund der Baufälligkeit des Klosters und der Unmöglichkeit, dasselbe wieder auf den früheren Stand zu bringen.

Für den baulichen Unterhalt desselben war schon lange vorher gesorgt worden. Durch Urkunde von 1507, am Feste des heiligen Papstes Sixtus ausgestellt, hat der damalige Guardian des Hauses Johannes Mentzer der Stadt ein Kapital von 2000 Gulden geschenkt, um aus den Zinsen desselben die Klosterkirche im Baue zu erhalten; einige Jahre darauf, 1512, am Tage vor Bartholomaei, 23. August, hat derselbe Guardian der Stadt abermals ein Kapital von 600 Gulden übergeben, damit aus den Zinsen beider Summen nun auch noch die anderen Klosterbaulichkeiten mit der Kirche baulich unterhalten werden möchten.<sup>1</sup> Aus diesem Grunde wäre es somit nicht dringlich gewesen, das Kloster zu verkaufen; die noch vorhandenen Baurechnungen von 1524 bis 1543 thun dar, dass in dieser Be-

---

<sup>1</sup> Diese zwei Urkunden im Spitalarchiv: Fonds des Récollets II, B. 2.



ziehung nichts unterlassen wurde, dass es mit der Baufälligkeit des Klosters nicht so gefährlich aussah.<sup>1</sup>

Wie es in den Jahren 1524, 1525 und 1526 mit den Einkünften des Klosters aussah, das ersehen wir aus den Jahresrechnungen dieser Jahrgänge, welche jetzt noch einer kurzen Durchsicht unterzogen werden sollen. Dies soll uns dann einigermaßen einen Masstab abgeben, um die vorgeschätzte Notwendigkeit des Verkaufes an die Stadt richtiger würdigen zu können.<sup>2</sup>

Die Jahreseinnahmen betragen nach Abzug der Ablösungen von Gülten und Zinsen

1524	280	ſ	16	ß	1	ſ	=	ℳ	12 916,99	ſ
1525	400	»	17	»	3	»	=	»	18 439,67	»
1526	350	»	18	»	—	»	=	»	11 088,44	»

An Naturaleinnahmen finden wir 1524:

Wein	10 Fuder	13 Ohmen	à	12 hl	=	126 hl	50 l.
Frucht	261 Viertel		à	120 l	=	313 »	20 »

für 1525:

Wein	13 Fuder	1 Ohmen	à	12 hl	=	156 hl	50 l.
Frucht	177 Viertel		à	120 l	=	212 »	40 »

Beim Kassensturz wurde dies Jahr vorgefunden an Baargeld 183 Gld. 7 ß 3 ſ = ℳ 5510,01.

für 1526:

Wein	18 Fuder	8 Ohmen	à	12 hl	=	220 hl	00 l.
Frucht	135 Viertel		à	120 l	=	162 »	00 »

Beim Kassensturz bei der Rechnung von 1526 war vorhanden an Bargeld 153 Gld. 7 ß 2 ſ = ℳ 3'41,24.

Die Ausgaben betragen in den betreffenden Jahrgängen:

1524	In Geld	187	ſ	6	ß	1	ſ	=	ℳ	8 615,99	ſ	
1525	»	»	204	»	4	»	5	»	=	»	9 394,15	»
1526	»	»	211	»	16	»	4	»	=	»	6 693,40	»

An Naturalien:

1524	Wein	10 Fuder	13 Ohmen	à	12 hl	=	126 hl	50 l.
	Frucht	119 Viertel	2 Sester	à	120 l	=	142 »	80 »
1525	Wein	13 Fuder	1 Ohmen	à	12 hl	=	156 »	50 »
	Frucht	80 Viertel	4 Sester	à	120 l	=	96 »	00 »
1526	Wein	7 Fuder	8 Ohmen	à	12 hl	=	86 »	00 »
	Frucht	66 Viertel	4 Sester	à	120 l	=	79 »	00 » <sup>3</sup>

<sup>1</sup> Diese Baurechnungen im Spitalarchiv: Fonds des Récollets II. E. 1.

<sup>2</sup> Jahresrechnungen. Ebendasselbst: Fonds des Récollets II, E. 1, als lose Einlagen des Baurechnungsregisters.

<sup>3</sup> Die Umrechnung der Münzwerthe nach Hanauer, Guide monétaire; Colmarer Währung.



Aus diesen Jahresrechnungen, welche doch in schlimme Zeiten fallen, die Jahre des Bauernkrieges, geht nicht heraus, dass das Kloster damals schon schlimm stand; bedenkt man, dass diese Einkünfte meist fundiertes Einkommen darstellen, so konnte im Jahre 1543 die Lage immerhin noch nicht so schlimm gewesen sein, als es im Verkaufsakte angegeben ist. Das Kloster und der Orden befanden sich eben, infolge der Weigerung auf Seite der Stadtverwaltung, dasselbe neubesiedeln zu lassen, in einer wahren Zwangslage, und konnten eben nicht anders thun. Dass man dann nach triftigen Gründen, die im Akte Aufnahme fanden, suchen musste, das liegt auf der Hand. Ob Bartholomaeus Herrmann als Provinzial die Vorwürfe dabei verdiente, die ihm von Seiten seiner eigenen Ordensgenossen nicht erspart wurden, das dürfte schwer fallen bestimmt zu bejahen. Eines jedoch steht fest, dass er ein schwacher Oberer gewesen ist, der dem Verfall machtlos gegenüberstand. Hat er wirklich der Reformation freundlich gegenübergestanden, wie es von ihm unter Anderen auch die Ensisheimer Regierung einmal behauptete,<sup>1</sup> das möchten wir nicht als unumstösslich feststehend halten; charakteristisch für denselben in dieser Beziehung dürfte aber doch dessen Aeusserung sein, über die päpstlichen Legaten. (Brief Nr. 17.) Zuzugeben ist jedenfalls, dass dieser Verdacht gestattet ward.

Auffallend ist bei der geschilderten Entwicklung der Vorgänge, welche die Auflösung des Colmarer Minoritenklosters herbeigeführt haben, dass die Barfüsser die alleinigen Conventualen von Colmar gewesen sind, welche die Krisis der Reformationszeit nicht überwinden konnten, während doch die Dominikaner und die Augustiner, sowie die Frauenklöster der Stadt, Unterlinden und das Katharinenkloster, diese Kämpfe überstanden haben, und ihre Existenz bis zum Ausbruche der französischen Revolution verlängern konnten. Es muss dies mit der Eigenschaft sowohl der Klostervorsteher als auch des Provinzials jener Zeit, des Bartholomaeus Herrmann, im Zusammenhang gestanden haben. Wie ist es zu erklären, dass die anderen Klöster immer genügend Nachwuchs fanden, während die Franziskaner denselben nicht mehr fanden? Dies dürfte damit zusammenhängen, dass die Barfüsser sich weit mehr aus den tieferen Volksschichten heraus rekrutierten, und dass dieselben dann viel mehr vom Klosterleben durch die soziale und religiöse Gährung im Volke abwendig gemacht wurden, als die sozialen Schichten, in welchen die Dominikaner und Augustiner, sowie

<sup>1</sup> Cf. P. Konrad Eubel, Provinzgeschichte, Theil II, Pag. 300 f., Note 517.

auch die Klosterfrauen der zwei Dominikanerinnenklöster der Stadt, ihren Nachwuchs erhielten.

Dass der Geist der Reformation auch ziemlich stark in den Barfüsserklöstern Eingang gefunden hatte, das ist schon aus der Provinzgeschichte ersichtlich; die Verluste der Strassburger Minoritenprovinz, gerade unter dem Provinzialate des Bartholomaeus Herrmann, sind sehr starke Verluste, die nur dadurch zu erklären sind, dass der genannte Obere die Kraft nicht hatte, dem Geiste der Zersetzung und den Annexionsgelüsten der meisten Stadtverwaltungen einen wirksamen Widerstand entgegen zu halten.

Unsere Darstellung hat dies speziell für die Reichsstadt Colmar und für das dortige Minoritenkloster dargethan, und dürfte somit einen weiteren Beitrag liefern zur Geschichte derjenigen Vorgänge, welche in Colmar die Einführung der Reformation begünstigt haben. Es geht auch daraus hervor, dass im Geheimen der Funken der Reformation schon lange in der Stadt geblüht hatte, als im Jahre 1575 die Zulassung der protestantischen Konfession öffentlich gestattet wurde.

---

Correspondenz wegen des Guardians Jakob Einfalt  
aus Geberschweier,  
Domprediger zu Würzburg.

Von 1539 bis 1543.

Aus den Archiven des Bürgerspitals, Fonds des Franciscains.

Correspondenz zwischen Meister und Rat der Stadt Colmar und dem Provinzial der Strassburgischen Minoritenprovinz, dem Colmarer Barfüsser-Guardian Jakob Einfalt, Prediger des Hohenstifts zu Würzburg, und dem Hohenstifte zu Würzburg, wegen der Rückkehr des genant. Guardians in sein Mutterkloster.

**1. Brief von Meister und Rat der Stadt Colmar, enthaltend «Herrn Jacob Einfalt Lessmeisters zu Wirtzburg Urkundt und Abschied». (Dorsalnotiz).**

Wir der Meister und der Rhadt zu Colmar Bekennen hiemit disem Brieff, dass demnach der Erwürdig Andechtig Herr Jacob Einfalt Lessmeister, und thumprediger der Hohenstift Wirtzburg, von sinem Obern dem Provincial und uns alher Inn sin closter zukeren, und desselben mengel und Abgang zu widerpringen erfordert. er daruff als gehorsam erschinen, und des Guardians Rechnung und was die notturfft des Closters erheischt hatt sampt dem Conuent

und geordneten pflegern, gehört, Er noch Aller Handlung zuerston gebenn Wie das er sich uff der Hoch und Erwürdigen Durchleuchtigen Hochgeboren fürsten ouch Edlen und Hochgelerten Herren Thumbprobst Thumbdechant und Capitell, hochgemelter stift gnedigst Ansynnen vermöge, sich noch ein zitlang zu Irer predicatur verpunden zelossen, des er sich uff sonder vertrauwen so er zu sinem geistlichen Obern dem Provincial und uns. gehapt underthenigst zu volziehen begeben, und uns haruff demütig gebetten, Ime solichs unersseits zuuergünstigen.

Nun wiewol unsers Closters sachen, sein Herr Jacobs Als dis mols gesetztem Guardians bestendigs Anwesen mercklich erfordern, sint wir doch Inn erwegung derselb by bescheehner des Closters Rechnung selbst persönlich gwesen, Und wie denn furgelnen mengeln zubegegnen seinem verordneten Statthalter bericht gethon dohin bewegt, Dwil solicher stand dorin er sich begeben seinem Orden und Im selbst zu Ehren Nutz und wolfart Reichen wir Ime daran unverhindert haben sonder Ime unsern geneigten Willen, unnd erlaupnuss bis uff withern seins Obern und unser abmanen und erfordern, hierynnen ouch mitgeteilt und Ime das zñ urkundt disen schin mit der Statt Colmar mindern Secret versiglet geben haben. Frytags noch dem Sonntag Cantate Anno D. 1589. (Concept von der Hand des Stadtschreibers Johannes Hummel.)

*(Doppelt vorhanden in einer Reinschrift durch einen städt. Kanzleibeamten und im Concept.)*

## 2. An den Provinzial, von Meister und Rat.

Unser fruntlich willig Dienst syent uch benor, Erwürdiger Hochgelerter Andechtiger gunstiger Herr und fründt, wir fugent uch zuwissen, als der Erwürdig Herr Jacob Einfalt, Lessmeister und thumprediger zu Wirtzburg. Uff Ewer und des closters pflegern schriben by uns erschienen, und die Rechnungen durch Herrn Blasium Kernen altguardian zubesehen, und was withers des getzhuses noturfft erfordert In bywesen des Conuents und bemelter pfleger gethon, das er zum bschluss derselben anzeigt, wie er sich uff thumbropsts thumdechant und Capittels zu Wirtzburg seiner gnedigen Herren ernstlichs Anhalten, auch Ewer und unser gut Vertrauwen Inen noch etlich Jar Jorlang zñ dienen Ingelossen, deshalb Ime diser Zitt by sinem closter zupliben nit gelegen, sondegebetten haben wolte Ime solichs bis uff withers zugestatten, und des closters sachen einem Andern zu beuelhen. So nun solichs, besonder durch die pfleger an uns gelangt, und bedocht, wo das closter nit mit einem bestimpten guardian versehen, dem selben noch grossern schad entston möcht, und deshalb gedochten Herren Jacoben bis uff uither vermöge sich des Ampts zubeladen dasselb tragen, und in seinem Abwesen solichs durch den vice guardian als sinen Stathalter versehen lossen welle. Dwil dan Ewer Erwürden wol wissen das der Conuent mangel an personen, zudem auch nit bald zu Rathen denselben mit unbekanten lüten zuersehen, und des closters Regiment zubefelhen Langt An uch unser fruntlich pitt

In Herrn Jacoben als guardian, und Herrn Anthonium feisth als desselben statthalter bewilligen bestettigen, und besonder dem Statthalter beuelhen und gebietten, das er des closters sachen zum pesten und nützlichsten, sinem verstand noch versehen und In zufelligen sachen Ewer, des guardians und der pfleger, sampt und sonderlichen berichts und bescheids erwarte domit Herrn Jacobs begeren so unsers erachtens Ime und gemeynem orden zu Eren nutz und gute Recht erstattet, und von uch und uns wilfarung erlangt haben . . . . und möge, als uns nit zwifelt, Ir In erwegung gstatsam allersachen gleich uns zuthun geneigt sein werdet, das umb Ewer Erwird und Andacht zubefehlen wollent wir allzit willig und unverdrossen funden werden, Datum frytags post Cantate. Anno 1539.

Colmar.

Dem Erwirdigen Hochgelerten Andechtigen, Herrn Bartholomaeo Herman, der Heiligen geschriff Doctor, und Provincial, Barfüsserordens, In oberen tutschen Landen, unsern gruss, etc.

*(Concept von der Hand desselben Stadtschreibers.)*

### 3. Meister und Rat an Herrn Jacob Einfalt.

Unser früntlich willig Dienst syent uch alzit beuor, Erwürdiger Andechtiger günstiger Herr und fründt, uns zwifelt nit Ir habent der handlung, und Abschid, so fritags noch dem Sonntag Cantate des nechstuerschinen 39 Jors bj uns gethon, noch In güter gedechnus, byleüffig aber und Somarie diser gestalten, das demnoch und sich Ewers Closters sachen von der zit an Eüwers abwesens nit hoch gepessert, sonder von tag zu tag In abgang und unordnung komen, Ir domolen, by des abgestandenen guardians Rechnung sampt dem Conuent, und uns als pflegern gewesen, Angezeigten mangel selbst gesehen, zu wideruffrichtung desselben, durch Euwern Prouintial den Conuent und uns pflegern zum guardianat Ampt verordnet, und uns gentzlich versehen, uch domit souil ursach geben, Ir uch von Eüwerm Jetzigen stand absoluiren, und also pliplichen fliss zu Euwerm vatterland, und verweisten closter gesetzt, und wider uffgerichtet hetten, Noch dem wir aber das widerspil vermerkht, In dem Ir zuuerston gaben, wie Ir von Eüwern gnedigen Herren, dem thumprobst thumdechant und Capitäl by uch, Inen ein Zittlang zu dienen, angesucht, welichs nun nit In Euwerm, sonder Ewers oberen, und unserm gwalt stünde, wir dan Ewerm orden und uch zu Eren, solichs bewilligen, und nochgeben wolten, Welichs wir, und Namlich mit disen fürworten, vermög Ewers bewilligungsbrieff, gethon, das sich dieselbe nit wither, dann uff Ewers obern und unser abmanen und erfordern streckhen sollte. Dwil Ir dann wol abzenemen, ob Ir gleichwol einen Stathalter hinder uch verlossen, (welcher dan souil an Im ist, nichtzit underlosst) Ewerm closter fürstendiger, In dasselb eigner person besessen, und desselben mengel (wie Ir von Ampts wegen zuthun schuldig) widerprechten, Das dann wir als liebhaber und pfleger Ewers befolhnen und vertrauweten gotzhuses, uch Ewers Ampts vermant, und gebetten haben, Ir uch us oberzelten, und ouch den ursachen, Dwil Ir mir Cönrat Wickgram



In kurtzen tagen geschriben, und dorinnen Eüwern langwirigen Leger und Kranckheit, und sovil wither zu verston geben, wie Ir geen einen vertruweten potten, mit dem Ir Euwere geschriff (unnd zu melden) usrichten mechten, haben, Nit wither, wie Ir wisst, versprochen, sonder uffs fründlichst, als Jetzo noch ersten, zu uns verfügt, uns gestaltsam Euwers stands und fürnemens bericht, unser gemiet und meynung hierüber von uns entpfangen, und In alwegen was zu erhaltung Euwers closters, vaterlands libs und lebens reichen und dienen, gehandelt, und also an stat begerten potens unser und Euwrer sachen selbst ussgericht hetten, das wolten wir uch us liebe und pflicht, domit wir uch und Euwer closter meynen nit verhalten, dan uch Er lieb und fruntschafft zu beweisen wir sonders wol geneigt, Datum den 29 Marcy Anno 41.

Fridrich von Hatstat  
Cünrat Wickgram obrist,  
und hans Stromeyer stetmeister  
pflere.

Dem Erwürdigen und Andechtigen Herrn Jacobo Einfalt  
lessmeister und thumprediger, der hohen stift Wirtzburg und guardian zu den Parfussen zu Colmar unserm lieben Herrn und sondersgüthen fründt.

*(Von der Hand Johannes Hummels.)*

**4. Brief des Provincialvikars, des Bruders Hieronymus Schyrstein an Meister und Rat, mit der Bestetigung eines Priors für den Convent der Minderbrüder von Colmar.**

Erenhafttenn fürsichtigenn Weyßen E. F. W. seyen meyn andechtiges gegen gott gepett sampt allen willigen Diensten mit vleiss zubeuor. Günstigen Fürsichtigen lieben Herrenn, Ich hab auss dem schreibenn verruckter tag an mich gethan, genügsam vermergkt, den geneigten Willen so E. F. W. zu unserm gotzhause tragen. Dessen Främen und nutze In alle wegk, sunnderlich In versehung eyns ghetten nutzen Haupts und vorstenders sächen. Derohalben wie wol ich vormals genigt dem vatter Johann Dhanheuser seyne bitte abzuschlagen, Unnd Ine ja ouch uber seynen willen, zu confirmierenn unnd bestettigenn. So wurd ich doch, der Zeit mher verursacht unnd darzu beweggt, so E. F. W. so freuntlich schreibtt unnd pittet Den zu confirmieren. Hab also E. F. W. pittten wollen wilfarung unnd entliche volstreckung gethan und vilgemelttenn vatter bestettigt und confirmiert zu eynem Prior des Conuents. Pett also demütiglich, wölt euch bemelthen Prior, unnd Conuent als günstige Herrenn, unnd Beschürmer lassen befolhen seyn. Wil ich in aller Demutigkeytt In allen willigen Diensten zu verdhienen, jederzeit gefhissenn erfundten werden. Datum zu Wormbs In unserm Conuent Im Jar 1641 den 13 Aprilis.

E. F. W. Untertheniger  
Fr. Hieronymus  
Schyrstein unwirdiger Vicarius  
Deutscher Provintz.



Dem Ernhaftenn Fürsichtigen Weysenn Herren, dem oberstenn Maister, unnd Radt der loblichenn stadt C o l m a r meynem günstigen lieben Herren. (Dorsaladresse).

*(Eigenhändig.)*

**5. Brief von Rat und Meister der Stadt Colmar an Herrn Domprediger Jacob Einfalt.**

Die Stadt Colmar ersucht Hrn. Einfalt in ansehung dessen Closter völlig aussgestorben, wieder anhero zu kommen. 1541.<sup>1</sup>

Unser früntlich willig dienst syent uch alzit beuor, Erwürdiger Andechtiger günstiger Herr und fründt, uns zwifelt nit, Ir habendt der Handlung, wir mit uch fritags noch Cantate des nechstuerschinen 39 Jores, sonderlich von uch begerten, und von uns bewilligten erstrackung halben, In deren, In unsern und Euern gnedigen Herren thumprobst thumdechant und Capittul der Hohen stift wirtzburg bis uff unser abmanen und erfordern zu willen werden möchten, Sodann des gesprechs wir verrückter tagen unsers und Euwers closters by uns gehapter Kirchwihung zu euerm abschied mit uch gepflogen. noch in gutem wissen und Nemlich, unangesehen, das anligen, und die unvermidlich noturfft unsers closters derzit erfordert, Ir uch desselben genchert, eigener person besessen, und die mengel, so durch und In Euerm abwesen, und fürnemlich das absterben euwers statthalters vice guardians entstanden, gepessert und widerprocht hetten, möcht doch solichs von uch (In bedocht euwer Nuwen zusage obgemelten unsern gnedigen Herren usserhalb unsers wissens bescheen) nit erhalten, sondern dohin gericht, das unser closter und desselben Rent Zins gült, und was dem Anhangt, sampt der dorinn wesenden personen underhaltung ein Jor lang durch ein weltlichen schaffnern, verwaltet und noch dem solichs ussgericht, der arbeit noch belont worden, Wann sich aber die sachen dermossen zutragen, dass alle die Jhenen so jung und alt, noch Euerm abschied dorin verpliben, gestorben, und keiner mer Inn leben, desshalben dann aller gotzdienst nidergelegt, die Husshaltung geschmelert, und als ein verlossen gotzhus stehen thut, welichs alles neben uns, niemands pilliger, denn uch, als des closters eintzigen kind und güardian zü bedencken kumpt, So ist an uch unser früntlich pitt, und ernstlichs erfordern, das Ir uch uffs fürderlichst mit verzihung Euwerer Dienst und empter zu uns erheben, das closter seinem Herkomen noch In weßen erhalten, und dermoss bewisen, wie Ir das Euwer profession und Ampts halben zu thun schuldig, und wir uch getrüwen, Ir solichs neben obgeherten ursachen, us liebe und anmut, Ir bissher gegen dem gotzhus erzeugt nit weigren, sonder bedencken, wo solichs durch uch underlossen, was uns des closters halben fürzenemen gebüren, welten wir Euwer Erwirden, als die Jhenen, so des closters wesen und erhaltung gar vil liber, dann desselben zerstrewung sehen, nit pergen, dann uch er lieb und früntschafft zubewisen wir sonders

<sup>1</sup> Vermerk eines Archivars auf der Rückseite des Briefes, unterhalb der Adresse: «An Einfalt».

wol geneigt, verschribner antwürt Euwers willens und gemüts by disem unserm dorumm gesanten potten erwartende Dat. Sambstags noch othmarj Anno 41.

Meister und Rhadt  
zû Colmar.

Dem Erwürdigen hochgelerten und Andechtigen Herren Jacobo Einfalt, lessmeister und thumprediger der hohen stift Wirtzburg und guardian des Parfusser closters zû Colmar unserm lieben Herrn und sonders gutem fründt.

*(Von der Hand des Stadtschreibers Hummel.)*

#### 6. Brief von Jacob Einfalt an Meister und Rat der Stadt Colmar.

Meyn arms gebet zuvor. Fürsichtig. Ersam weyß In sunders günstig lieb Herrn. uwre schriften an mich Noch Othmari 41 aussgangen Hab ich frytag vor Nicolai empfangen. Nit on Drauren gelesen got der Almechtig well sy und alle gloubigen seelen trösten. Unsers gotzhauß so yetz mit gotzdienst verlosen, drag ich nit ein kleine beschwerd. ist ouch nit on. Ich nim mirss uß viel ursachen Hoch zu bedencken. Dwil aber ich mich noch gelegenheit an der frembde hab mießen erhalten (hoff mit got und Eeren) und yetz mit eydtpflichten noch ein kleine Zeit verfangen Eerenhalb nit so leichtlich weichen kan. Ouch mein gnedig Herren des capitels nit anheimsch ym grund nicht on ir gnoden gehandelt mag werden. Zu erlangung eins gnedigen urlobs, will ich doch zu gelegner Zeit so Ire gnoden zusammen kumen mich nit sparen : Bit Harumb um gotzwillen, wellen das closter In allen Druwen lossen befohlen sin domit eß nit In frembde Hend Sunder by unserer ordelicher oberkeit bleyb. und mit gotzdienst Hilff des Erwürdigen vatter provintialß versehen werd. will ich zu seyner Zeit, um ewer Ersam weyßheit verdienen got den Almechtigen um lang leben cristelicliche Regierung bitten. Datum Wirtzburg altera sancti Nicolai des Xli.

Euwer Ersam weyßheit  
Demietiger Jacob Einfalt

Der Helgen geschriff lessmeister Thumprediger zu  
Wirtzburg guardian zu Colmar Barfuser.

Den fürsichtigen Ersamen weysen Herren Meister und radt der loblichen stat Colmar zu Handen.

*(Eigenhändig.)*

Bemerkung: Jakob Einfalt's Briefe sind alle mit einer kleinen Wappenpetschaft versiegelt; ein kleines viereckiges Stückchen Papier ist mit der Petschaft auf grünes Siegellack aufgedruckt. Im Wappen zeigt Jakob Einfalt eine um einen Stab zweimal links, und einmal rechts herumgewundene Schlange.

#### 7. Meister und Rat zu Colmar an Herrn Jacob Einfalt.

Unser fruntlich willig Dienst syent uch beuor, Erwirdiger Andechtiger günstiger Herr und fründt, Uns zwifelt nit Ir habent das

schreibens wir uch ungeferlich by eim viertel Jors, mit meldung, wie es der almechtig mit Hynnemung aller personen unsers closters gefügt, derwegen das closter beslossen, und aller gotzdienst versessen, und das Ir solchen mangel uffs furderlichst selbst eigner person, mit ermanung Euwers Ampts und ordens profess, ersetzen, und mit was Antwort Ir uns besonder, solich unser schriben . . . . hievon, so erst die volkomenlich byeinander erschinen, anzeigen, und In Hoffnung sein, uch so baldist als uff ostern alher zuuerfügen, und verhelffen, domit das closter bey wesen, und dem seinen, erhalten begegnet, noch zu güttem bedenckhen, Wann wir aber von der Zit an Euwer gegebenen Antwort genugig gewesen, vnd bisher nichtzit fürgenomen, sonder Euwers furderlichen Ankhomens erwartet, und als die Jhenen so desselben kein sicherheit wissen mögen, wir zu erfahrung gegenwirtigen potten abgefertigt, uch nochmals Euwers vertraueten Ampts, und der gelüpten ordens halb gethon, zu erinnern, und erkundigen, ob Ir uch vermög desselben, auch zu jüngst gethonem Euwerm schriben, zu uwerm closter verfügen und das sampt dem prouintial und uns des notturfft noch helffen versehen, oder ob Ir alles däs von uns ermant, zu Rückh stellen, und zusehen, was uns vergemelten closters halben zu thun gebüren mag, desshalben, und welcher weg uch under den beiden angemem gelegen, uns des by disem unserm dorum gesanten potten In schrift Zuwerstendigen uns wo noch haben zugerichten, dan uch und dem closter Hilff und Handhab (souil an uns sein mag) Zubewisen, wir willig und geneigt. Dat. Montages noch dem Sontag quasimodo. Anno Xlii<sup>o</sup>.

M. und R. zu Colmar.

An Herrn Jacoben Einfalt, guardian zu Colmar und thumpredigern der hohen stift Wurtzburg.

Dem Erwürdigen und Andechtigen Herren Jacobo Einfalt, guardian zu Colmar, und thumprediger der hohen Stift Wurtzburg. unserm lieben Herren und sonders guten frundt.

*(Von Hemmeis Hand.)*

### 8. Jacob Einfalt an Meister und Rat.

Antwort auf den vorigen Brief.

Myn arms gebet befor und was ich Eeren und gutz vermag sigent uch alzit. Ersam fursichtig In sunder gunstig wiß liebe Herrn. Die schrifften Mondags noch quasimodo ii von v. w. an mich ussgangen Hab ich entpfangen, verlesen und verstanden, nit on kleine beschwerde, fuge uwer Ersam wisheit haruff zu wissen dz ich allen Miglichen fleiß nit gespart, Sunder sampt und sunders nun zum dritten mol, umb ein gnedigs urlob angesucht, und aller hand mittel an die Handt genummen so myner Kranckheit, so mins closters halben, etc. Hab uff das aller flissigest gebeten sy sollen mich Myns Jurementz Iren guaden der predicatur halb gedon, ledig lossen. Hab neben dem ich undanck verdient ein antwort entpfangen, ess sig noch um ein kurtze Zeit zu dun so sigen Mine Jor uff. Sol

der verschreibung noch kumen. Dess wellen sich Meine gnedigen Herren gegen mir versehen, ess sig eben ynen zu disser Zit keins weg gelegen mich zu urloben und Miner eidspflichten ledig zu lossen. Haramb Ersam fursichtig gunstige Herren, Min gantz demietig bit an v. w. wellent mich und Min closter des nit lossen entgelten. Ich hoff lot mich got leben, flicht Eh zu kumen dan yemantz vermeint. Will mich mit uch allen mineu Herren noch aller gebür gantz früntlichen halten und In frundlichen Diensten nit sumen. Dz sollten Mine Herren mit worheit erfahren. Ich wolt gern kumen wiss got. So kan ich nit noch zur Zeit uß obgedachten ursachen, Dwil ich Hör dz unser Closter zugeschlossen und der gotzdienst nidergelegt, das mir worlich dz aller schwerst ist. Mag ich wol liden (und bit dorum) sodurch uch und provintial dz Closter mit frummen briedern ij oder iij wider mag erholt werden. Dz. dz geschee Biß ess besser mag werden. Ich sorg aber den gemeinen Mangel, Ich will gern vom guardianat wichen um closters nutz willen, will ouch mittler Zit miglichen fliss ankeren, mich gen Colmar zu richten: Hie mit ist aber min gantz flisig demietig bitt, wellen mich des verzugs halben nichts lossen entgelten. Ich begers zu verschulden. Der almechtig Barmhertzig Ewig got woll uwer Ersam wisheit In langwiriger gesundheit erhalten Krafft und Machtwol zu regieren, den cristelichen ungezwiffelten glauben handzuhaben geben. Amen.

Jacob Einfalt Barfuser Ordens  
Thumprediger zu Wirtzburg E. w.  
alzit gewilliger Capplan.

Den fursichtigen Ersamen weysen Meister und radt der löblichen stat Colmar seinen alzit gebietenden Herren zu handen. (Dorsaladresse).

*(Eigekändig.)*

### 9. Melchior Zobell Dechant und das Capitel, gemeiniglich, des Thumbstiffts zu Würzburg.

Unsern gunstigen grues zuuor, Ersame liebe besonders, Hievor, und itzt abermale, sind wir durch den wirdigen geistlichen unsern thumprediger, Lieben andechtigen unnd getreuwen Jacoben einfalt, ewrs schribens, wie er durch euch, sich gein Colmar, In das parfüsser Closter zuthun und das selbig personlich zu beziehen, ernstlich erfordert, berichtet worden, hat auch der gedacht unser thumprediger, daruff uns Ime solichs zuthun, unnd anheim gein Colmar In sein closter zuziehen, zu vergünstigen unnd zuerlauben, gantz unterthenig unnd mit vleis ersucht unnd gebetten. Dieweil er aber von unns, unsere predicatur zu verwahren unnd auszurichten bestellt, er auch solche unsere predicatur, auff etliche Jare unnd Zeit angenommen, welche Zeit noch nit verschienen, Er auch derhalben, unns verpflichtet und verschriben, bestimbter Zeytt auszuwarten und unser predicatur aufzurichten, Wiewol wir Ime, sonsten mit gnedigem gunstigen willen geneigt sind, so haben wir doch, aus vielerlei ursachen, Ime uff gethan, sein anpringen und anzeigen, seiner bitt, umb gebetten vrlaub nit stat geben, noch der selbigen bewilligen können noch mögen, den unns diser Zeyt, damit die predicatur



bestellt sey und pleibe, zum höchsten gelegen, unnd wissten solche mit einem anderen Prediger nit zu bestellen, so er sich diser Zeytt, davon thun, und zu euch ziehn würde, Darumb wir genantem unserem Thumbprediger ernstlich angesagt, unnd an Ine begeret haben (mit erinnerung seiner unns derhalben gethanen pflichten und ubergebnen verschreibung) hie auff unser predicatur zu pleiben, die, wie bishero bestimbte Zeyt aus, zuversehen, unnd darauff sein gebetten urlaub abgeschlagen, Wollen uns auch solchem also, seinen pflichten nach, nachzukommen, zß Ime gantzlich verlassen und versehen. Und als wir dannoch auch verstanden, das Ime an dem Closter bei euch, auch etwas mercklichs gelegen, unnd wir ungerne wolten, das Ime nachteyligs, so wir anders darvor sein möchsen, zustunde und abbruch geschee, haben wir euch derhalben, wie die sache unser predicatur halb, zwischen unns und Ime gestellt sei, hiemit Zuzuschreiben nit unterlassen wollen, gunstiglich begerende, Ir wollen Inen Herrn Jacoben unsern Thumbpredigern, gunstiglich bedencken, und mit Ime ein Zeit langk noch mitleiden und gedult tragen, wie wir uns dan, Ir on das fur euch Ime fruntlich geneigt sein sollt, gantzlich versehen, wolten wir euch, denen wir mit gnedigem gunstigem fruntlichem willen geneigt sein, hiemit anzeigen und nit verhalten. Geben zu Wurtzburg, an des heiligen creutz erfindung tag Anno xliij. (3 Mai.)

Den Ersamen unsern lieben besondern  
Burgermeistern unnd Rathe der Statt  
Colmar.

*(Original.)*

**10. Der Provincial Bartholomeus Herrmann an Herrn Conrad Wickram Obristmeister und die Pfleger des Barfüsserklosters zu Colmar.**

Myn gutwilliger und underteniger Dienst sige uch alzytt beuorweysen fiersichtigen Lieben Herren zu vergangner Zytt hand ir mir zu geschryben von Her Jacoben wegen das ir haben Ein Botschafft zu im geschickt Ernstlich begert das er un verzug gon Colmar kom das gardionat zu versehen, und den conuent, und was er uch zu antwurt schick welt ir mich lassen wysen mit ugerem botten. Aber die Zytt verlaufft und ist das closter unversehen und stat leer, des ich fyll böser wort mues heren von geystlicher unn weltlicher Herschafft. Legen mir zu ich hab das closter verkaufft. Darum kan ich nit lenger verziehen, ich mues das closter versehen, wo er nit in 14 tagen komt. Darum pitt ich uch land mich Ein antwurt wysen wie oben stat got beuar uch vor leyd Datum zu Hagnau Anno 1542 die mensis Junij 21.

Fr. bartholomeus Hermann provincial uger williger Caplan.

*(Nicht eigenhändig; durch einen Sekretär geschrieben.)*

Dem wysen fiersichtigen Herren Herr Conrardt Wyckram Oberster burgermayster zu Colmar mit synen mit Herren pflegern des barfuser closters mynen Lieben und gynstigen Herren. (Dorsaladresse).

*(Schrift des Schreibers des Provincials Hermann.)*



**11. Meister und Rat von Colmar an den Provincial Bartholomeus Herrmann.**

Antwort auf voriges Schreiben desselben.

Unser früntlich willig dienst sigent uch beuor, Erwürdiger hochgelerter Andechtiger günstiger Herr und fründt, uber das wir hievor von der besetzung des closters by uns gegen einander geschriben, Ir uns Zu letst by Herren guardian von Thann zuerbotten, wie Ir vermelt closter mit zweyen priestern zu besetzen willens sigen, welichs wir dermossen verstanden, ob solichs des closters gelegenheit erleiden oder nit, uch das wissen thun, uff solichs wir uns noch erkundigung des closters sachen beraten, dwil die by leben der Conuent Kinder, so vor andern desselben nutz und fromen zu bedencken schuldig gewesen, nit am besten, sonder zum teil dergestalten ussgericht, das closter nit allein In mercklichen abgang khomen, sonder ouch die Exstantzen so die erfordert, gantz unrichtig, den meren theil glouplich entricht sein, sampt einer grossen unbezalten somma schulden funden, also das mergedacht closter einichen costen zu leiden kein Ansehen hatt, Dwil dann alle Conuent Kinder bis an Herr Jacoben den guardian (welcher uwer getruwer Vermanung, sich sinem closter zu nehern, und den abgang helfen zu ersetzen erfordert, und unwillig erschint) got ergeben, können wir nit erkennen, was frueht und uffgang durch die frembden gefurdert, sonder wir vermüet werden, was den heimischen (wiewol wenig) uberpliben, durch die frembden gar verschwendet werd, si nun offtgemelts closters abfal und verderben, niemanden bas dan uns bewüst, mag durch uns nit geraten werden, das closter lüt Euwers begerens besetzen ze lossen, Desshalb an Euwer Erwid und Andacht unser fruntlich pit, dis unser anzeig us gehorten ursachen für unbeswerlich uffnemen, sonder Euwers Vorhaben, diser Zitt, und so lang von abston, wir uns zukunfftigen tagen, als In kurtzem, was des closters halben zum nutzlichsten geroten und besliessen, miteinander ussprechen mogen, das wollen wir uch uff hievor geübte und Euwer Jetz gethon schriben uns in diser stund Am datum den 21 Junii zukomen, In Antwurts wis nit verhalten. Dann uch Er lieb und fründtschafft zu bewisen wir sonders wol geneigt, Dat. den 24 Junij Anno 42.

Meister und Rhat  
zu Colmar.

*(Concept von der Hand Hummels niedergeschrieben.)*

Dem Erwidigen und hochgelerten Hn. Bartholomeo Herman, der heiligen geschriff Doctor, und Prouintial Barfusser ordens, unserm lieben Herrn und sonders guten fründt.

**12. Meister und Rat der Stadt Colmar an Herrn Jacob Einfalt.**

Unser fruntlich willig Dienst sigent uch alzit bevor Erwurdiger Andechtiger lieber Herr und fründt, uns zwifelt nit Ir habent das, sovil sich ungeuerlich In Jors frist Ir alhie by uns gewesen, und

noch Euwerm abschied, mit absterben unsers closters alten und Jungen personen, ouch verlossung alles gotz diensts Zutragen, uch ouch do zwischen wie allem mangel zubegegnen ettlich mol geschriben und das Ir uch zu uns verfügen und den selben wider uffrichten und ersetzen solten, noch alles In gutem wüssen, Wann sich aber durch Euwer ußpliben ouch gegenwertiger sweren unerhorten Zitt und Louff die sachen dermossen erzeugten, das hoch von nötten, Ir uch uffs furderlichst zu uns erhept, und vernomen hetten, was uns so Euwer person so des closters sachen halben, welches zu und uffnemen wir gern gefürdert, und vor gantzem abfal verhuetet sehen, mit uch zu reden angelegen, das sich uber feld zuschriben und handlen nit ansehen lesst, das desshalben an uch unser fruntlich und Ernstlich pit, dis unsers erfordern halben unbeswert sein, zu uns zu komen, unser furnemen zu horen und so gutwillig beweisen, wir uch getruwen, des wellent wir uns mit stellung Euwer selbst person, oder dem schriftlichen Antwort versehen, und neben dem es pillich beschicht um uch willig und gern verdienen. Datum den xv August Anno xlii.

Colmar.

An Herrn Jacoben Einfalt.

*(Concept Johannes Hummels.)*

**13. Herr Jacob Einfalt an Meister und Rat der Stadt Colmar.**

Myn arms gebet. Fursichtig Ersam wyß In sunder gunstig Herren. uff uwer Ersam wisheit schriben. den xv augusti an mich ußgangen. Hab ich entpfangen. gelesen. fueg haruff uwer Ersam wißheit zu wissen: wie vormols. Ich mein ursache anzeigt. mynes ußblibents. nochmols anzeig: dan leider ich schwachheit halben meins lybs. Sterbens halb, Meins gnedigen fursten, aller Myner gnedigen herren des Kapitels abwesen halb nit kumen kan: Derhalben ich mich mit aller demietigkeit flisig bedanck. u. w. Zuschriben, guter hoffnung, mit der Zit solliches Zuverdienen. Was dz Closter und minen Spital ouch myn person antrifft, und ichs gegen got und der Oberkeit verantworten kann, Solle Ir myn gnedigen Herren mich alzit willig finden. Dann ich ye nun . . . . . ouch der ruwen beger: und des fridens, will mich ouch ob gott will, In aller gebur gegen Mynen herren, und Euwer Ersamen rot halten. Bit abermolss uff das aller demietigest, mit mir gedult zu haben guter hoffnung, ess werd sich nitz verwilen. Dan nicks vor der Zit. Hie mit befilh ich uwer Ersamen wißheit dem almechtigen, der well unss allen In unsrer trubsal gnedig und Barmhertzig sin.

Datum Wurtzburg. Sunndag noch Bartholomei 42.

fr. Jacobus Einfalt

theo. lector thumprediger zu wurtzburg.

Den fursichtigen Ersamen wysen Herren Meyster und radt der loblichen stat Colmar.

*(Eigenhändiges Original.)*

**14. Herr Jacob Einfalt an den Herrn Johann Hummel, Stadtschreiber zu Colmar.**

Myn arms gebet befor. Ersamer wyser Herr und gevatter uwer schriften hab ich entpfangen. einsdeyls frelich einsdeyls draurighlichen verlesen. ursach dz myn lieber pfetter hans urich uß dissem Jomertal (hoff wolabgescheiden) Soll dorum unser gewatterschafft nit Zertrent sin. Hilfft mir got wider zu uch, will ich mich ob got will gegen uwer wisheit und den uvern frundlich halten. Deshalben mein fruntlich bitt wellent ein guter Mittler sin In meinen sachen: Dan wie ich nit sogar schwach wer, und der sterbend nit by unss: mein gnediger furst und Herren das Erwardig thumcapitel by unss abgewichen, wolt ich gern kumen. Summa sobald ich abkumen kan, will ich gehorsamlich erscheinen. uff diss mal, und vor minem termin kan ich nit wichen, will aber meinen gnedigen Herren, In denen dingen so ich gegen got und der obrikeit verantworten kan, gerne willfaren. Bit abermolss wellet mir gegen meynen Herren ein gunstiger patron sein. Ich wils verdienen. — Nuwer Zeitung weiss ich nichts dan dz der Landgroff von Hessen, dem herzogen von brunzweig, sin land und die festen yngenumen, gantz vertriben, was weiters daruss werden will weist got: Vom Durken ouch zu diesser Zit ist nit sichres dan dz er mit gantzem gewalt, In eigner person doher zieh Summa ubique tumultuorum, in fides rep: und ist by unss des frantzosen halb ein gross geschrei got wend es zum besten. So strofft uns got Oben herab. Dz Erdrich ist uns ungnedig wir sorgen eins spoten und gantz sauren herbst. Der win diss Jor gewachsen. gilt xv. xvi gld. Der vernig xxv gld ouch xxx gld. Der Alt xiiii gld. Hie mit got befolen griesen mir mein liebe fraw gevatter. Herrn Iheron boner, alle gute Herren. Ouch mein gnedigen Junckher fridrichen von Hatstat.

Datum Wirtzburg. Sunnendag post Bartholomei: In grosser yl.

Jacob Einfalt Thumprediger.

Dem fursichtigen Ersamen wysen Herrn Johann Humel Stadtschreiber zu Colmar seinem alzit gunstigen Herrn und gevattern.

*(Eigenhändiges Original.)*

**15. Der Provincial Bartholomeus Hermann an Meister und Rat der Stadt Colmar.**

Fiersichtigen wysen gynstigen Lieben Herren myn gut wylliger fryntlicher Dienst sy uch allzytt beuor. Noch myner letsten Abreed mit uch, hab ich Her iacoben mitt geschriftlichen mandaten ersucht gon Kolmar zu komen dem gotzs Hus als ein gardian und guetz kynd for zu syn in den letsten netten und ist uf myn forderung dyss syn antwort spat gegeben: iez so forder ich inen aber for hin nit Hab ich geholfen ins elent iagen und un uger wyssen und wyllen so lang iar darin gelegen und nie berieft wider. Ir Herren erkenet und wyssent wie sich die sach verlaufen hatt un us was ursachen und auch das ich for einem gantzen ersamen rath erscheinen und

fur in gebetten hab. doch schrybt er mir wytter, er hab dem bischoff glauben zu gesagt und well im glauben halten bitzs das er von syner fyrstlichen gnaden gnad erlang heim zu ziehen in seyn vatter land anderst zym im in keynerley weg zu wychen und da ab zu ziehen. Dan so well er komen und well heren und well thon was man wyll dis ist syn antwurt Daruf so weys ich nit was ich handlen soll und bitt uch ir wellet mir zu schryben uger fryntlichen rath wels wir uns mit einander hallten wellen ich mit uch und ir mitt mir das wyr zu beyden theyllen un nachred blyben ich wolt selbs personlich komen syn so ist mir das wetter zu kalt und durt mich der kosten des closters. Da mitt befilh ich mich und das closter in uger fryntlichen vetterlichen schirm. Datum zu Haganâ Anno 42 in vigilia ôim sanctorum. (31 Oktober.)

fr. bartholomeus Herrmann  
provincial barfusser ordens in oberen theutschen landen.

Denn wysen fiersichtigen Herren Conradt wickgram oberster meyster der statt Kolmar mitt anderen mitt Herren pflegern des barfusser Closters mynen besonderen gynstigen Herren. (Dorsaladresse).

*(Handschrift des bereits erwâhnten Schreibers des Provincials.)*

#### **16. Magistrat und Pfleger des Barfûsser Closters zu Colmar an den Provincial Bartholomeus Hermann.**

Unser fruntlich willig Dienst beuor, Erwirdiger Hochgelerter gunstiger Her und fründt, wir habent Euern schriben, uns by disen Jûngen (sic) zukomen, entpfangen, verlesen, und dorin befunden, das Ir vermög jungsten abscheids, Herr Jacoben Einfalt geschriben, und seinem closter und guardianat Ampt vorzesein ermant, der doruff In schrift geantwurt, solichs on gnedig des bischoffs erloupnus nit ze thun. Dwil sich dann E. Erwird, uff dis Herr Jacobs Antwurt, nit wo noch zu haltenweisst, sonder unsers Rats derwider begeren, uff solichs wir Euwer Erwird fûgent zu wissen, das wir noch wol Ingedenckh. des gesprechs und Abschids, wir mehren mols mit einander disser sachen halb gehabt und verlossen, fûrnemlich aber, so er Herr Jacob durch uch erfordert, und nit komen, wie sich dan es berûrt seiner Antwurt erscheint, er on gnedig erloupnus, die er swerlich erlangen, nit wichen, sonder sein Zusagen leisten werde, Ir uch uffs furderlichst zu uns erheben, und fûrther Euwerm fruntlichen erbieten noch handlen wolten, by dem wir es ouch pliben lossen, Soverr und aber bemelts Herr Jacobs schriben eins mereren Inhalts, desshalb Ir withern bedochts notûrfftig, Alsdann uch desselben entschliessen, und uns den zu Euwer gelegenheit eroffnen, wolten wir Euwer Erwird uff Euwer deren bescheen schriben zu Antwurt nit bergen, dan uch Lieb und frûntschafft zu bewisen, wir jeder Zit willig und geneigt. Datum den 9 Novembris Anno 42.

Magistrat und pfleger des Barfusser Closters zu Colmar.  
An Herrn Prouintial.

*(Concept von Joh. Hummel.)*



**17. Eigenhändiger Brief des Provincials Bartholomaeus Herrmann, an Meister und Rat von Colmar, die Angelegenheiten des Klosters dieser Stadt betreffend.**

Min gutwilligen Dienst mit aller erenenbitung syge uch beor wysen fursichtigen Herren Es ist mir zukommen uyer sriben von strosburg durch den wysen Herren H. boner und stattsriber bin ich nit an Heims gesin sunder zu Keyzers luterer. Dorum hab ich nitz wider gesriben. Ouch hab ich Ein botten uss gesant zu minen mit vetteren fer ordneten mir zu in schweren anliegenden sachen, unser closter betreffen sy beriefft, zu mir zu kumen, gon spier, uff frittag yber acht tag, mich zu heren uud min furtragen und mir ylick zu raten, Haben si mir ir Antwort geschickt mit minem botten die ich gewart hab, und mein sriben fertzogen ist Dys miner Vetter Antwort Sy wellen mit flyss illick kumen und heren fernemen und noch yrem guten einfaltigen ferstand raten Aber sy beclagen sich des kosten, es ist dier und sind sy alt, megen nit zu fuss kumen Hab uch ynnen zu gesagt von den closteren dy dy sach antrifft ynnen zu geben yeden iii kronen und hab ynnen keins closter benent uff das dy sach in der geheimen bliben. Dozu ist ynnen ein cleyner lon dan sy kumen von witem. Als ich mit uch gerett hab, so schicken mir deren Costen zu so werden wyr bitz frittag yber achttag bynander sind Der Vetter sind vi und ich der sybet yedem try kronen Aber miner kost yst fiel gresser ich trug mit x gl uff und ab nit kumen Dan ich muss ein pferd haben und rossknecht und ii gulden hab Ich dem botten geben der minen brieff denen Vettern umb tragen hatt Dys hab ich uch also kurtzlich wellen an zeygen mecht ir unss dys gelt zu schicken mit dissem minem botten oder mit ugerem Eygenen Diener und botte. Es ist nim lang zu fieren Dy wyl Herr Jacob von dissem ellend beriefft Dan ich stand in sorgen Es wert sich etwas erhoben und sich etlich in zu ryssen so dy bepstlicher Heylichkeyt legaten mit keyserlicher May<sup>t</sup> kumen werden Dy legaten (als ir wyst) sind dem gelt geferd frogen sich ouch semliche secl etc. Datum zu Hagenau Die margarete Anno 1543.

fr. bartholomus Hermann  
provinc. barfusser ord. in oberen Dten landen  
uger giustiger

Dem wyessen fiersichtigen Herren Herren Conrat Wyckgram mit  
samt anderen Herren pflegereu und ferordneten yber das barfusser  
closter zu colmar yez zu mol mienen bevor giustigen lieben Herren.

Ueberschrift: Fier bewilligen dass Capitel zu suchen.



## VII.

# Züricher Flüchtlinge im Elsass zur Zeit der Revolution und Restauration.

Von

**Manfred Eimer.**

I. 1795—1798.

**D**er Besucher der Plattform des Strassburger Münsters erinnert sich der zahllosen in den Stein des Turm-Innern gemeisselten Namensinschriften und er gedenkt besonders derjenigen Inschrift, die Goethe und seine Genossen, vor allem Herder, Lavater, die beiden Grafen Stolberg und Schlosser daselbst verewigt hat, und die aus dem Jahre 1775 stammt. Neben diesen ist auch der dem Goetheforscher wohlbekannte Name Pfenninger daselbst zu lesen. Vollständig würde er lauten: Johann Konrad Pfenninger. Der Träger dieses Namens war ein Züricher Theologe. Er gehörte einer weitverbreiteten Familie an, deren Mitglieder sich in zwei Gruppen teilten: in die städtische und in die ländliche, die hauptsächlich in dem Züricher Seeort Stäfa sesshaft war. Der städtische Zweig hat ausser dem durch seine Kanzelreden bekannten Prediger, Goethe's Freund, noch mehrere Sprossen zu verzeichnen, die in der Kunstwelt des vorigen Jahrhunderts einen guten Klang besaßen. So namentlich die s. Z. berühmte Miniaturmalerin Elisabeth Pfenninger. Der Maler und Kupferstecher Joh. Pfenninger, der Lavater durch Porträtzeichnungen bei seinem berühmten Werk, den «Physiognomischen Fragmenten», unterstützte, war dagegen der Sohn eines Färbers in Stäfa. Die in der Seegemeinde verbliebenen Pfenningers waren meist

überhaupt bis in jene Zeit, wie man heute sagen würde, kleine Leute, die man in summa zu den sog. Seebauern am Zürichsee rechnen kann. Doch finden wir neben einem Uhrmacher, einem Gerber, einem Sonnenwirt, einigen Färbern u. dgl. auch einen Ammann, Landschreiber, Kirchenpfleger und mehrere Untervögte, ein Zeichen, dass die Familie zu den gebildetsten zu rechnen war, ebenso wie sie zu den begütertsten gehörte.

Das Band zwischen der Landgemeinde und der Hauptstadt des Freistaats aber sollte so recht eigentlich ein Vetter des Predigers, der 1760 geborene **J o h a n n C a s p a r P f e n n i n g e r** herstellen.

Wie der Prediger Pfenninger mehr im Abglanz Goethe's, als aus eigener Bedeutung für Strassburg, ein äusserliches Denkmal in jener Inschrift auf dem Münster gefunden hat, so ist dem Chirurgus nebst einigen seiner Zeitgenossen vor einigen Jahren in seiner Heimat gelegentlich einer Zentenarfeier ein solches in ehrendem Gedächtnis von der Gemeinde gesetzt worden. Dass diesen Mann, neben mehreren anderen seiner Landsleute und Gesinnungsgenossen, mehr als flüchtige Erinnerungen an eine fröhliche Rheinfahrt in genialer Gesellschaft mit dem Elsass verknüpften, dürfte nur wenigen unserer Leser bekannt geworden sein.

Schön ist die Ehrung bedeutender Mitbürger seitens ihrer Gemeinde. Neben einem begreiflichen Stolz entspringt dies Bedürfnis einem Gefühl der Dankbarkeit für das, was die Gefeierten geleistet haben. Aber die Feiernden haben damit meist herzlich wenig zu thun, denn der Held ward gross durch sich selbst. Aber fast schöner, wenn auch bescheidener und meist vergänglicher, ist das Bewusstsein, einem Verkannten das Fortkommen durch gewährte Gastfreundschaft ermöglicht zu haben, doppelt schön, wenn diese Gastfreundschaft sich darin belohnt sieht, dass das Leben des Fremdlings, das sie beschützte und fristete, seinen Nebenmenschen später noch von Nutzen war.

Sei es daher gestattet, in die Erinnerung zurückzurufen, wie das Elsass, damals noch zum «Lande der Freiheit» gehörig, dieses Bewusstsein im Hinblick auf den Chirurgus Pfenninger und andere Bürger des Züricher Freistaats zu Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts nähren darf.

Zum grössten Teil entnehmen wir das zunächst Folgende Pfenningers eigener Lebensbeschreibung, einer der wichtigsten Quellen für die Geschichte des Kantons Zürich um die Wende des 18. Jahrhunderts.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Ausserdem wurden namentlich benutzt: Leuthy, Geschichte des Cantons Zürich, und Derselbe, Geschichte des Bockenkriegs;

Pfenninger war von seinem Vater zum Studium der Medizin bestimmt worden. Zunächst hatte er in Zürich studiert und sich auch an den medizinischen Werken Albrechts von Haller herangebildet. 1781 reiste er mit seinem Freunde und Kollegen Dr. Andreas Staub aus Thalweil (geb. 1759) nach Strassburg, wo sie den Winter über medizinische Vorlesungen, u. a. bei dem bekannten Professor Spielmann, hörten. Ihr Wechsel war gering und in der durch Goethe bekannt gewordenen Weise speisten auch sie «des Mittags in Gesellschaft anderer Studenten» und begnügten sich Abends mit Brot und Bier oder auch Wasser. Pfenninger bestand dann in Zürich sein Examen und nahm bald als «Chirurgus» eine geachtete Stellung in seiner Heimat ein. Sein Leben floss, in glücklicher Ehe, ruhig dahin, bis die allgemeine Erregung des Revolutionszeitalters auch die Seegemeinden ergriff.

Wie bei Beginn der Revolution in Frankreich fast überall in den mit Patriziat und Zünften gesegneten Städten Deutschlands, und z. B. auch in Strassburg, die Unzufriedenheit gegen die Vorherrschaft einzelner angesehenen Familien in Amt und Würden losbrach, so auch in der Folge in Zürich. Die Landgemeinden des Freistaats fühlten sich aufs bitterste durch die Stadtherren benachteiligt, die es thatsächlich darauf anlegten, alle Gewalt und alle Vorteile an sich zu reissen und Handel und Gewerbe durch Monopole zu beherrschen, selbst wenn die Landbürger verbrieft Ansprüche auf Anteil hatten. In den jährlichen Wahlversammlungen sollten die alten Rechte und Freiheiten verlesen werden. Dies aber unterliessen die leitenden Beamten oft völlig. Als nun in Frankreich das Volk sich gegen die Aristokratie erhoben hatte, wollten die Züricher Landleute sich die Missachtung ihrer Rechte nicht mehr gefallen lassen und indem man darüber sprach, begann es von alten, vergessenen Urkunden zu munkeln, die noch mehr an Gleichberechtigung und Vorteilen der Landbürger gegenüber den Städtern enthalten sollten, als die bisher verlesenen. Im Jahre 1794, als die Guillotine in Frankreich raste und nacheinander Danton und Robespierre in dem von ihnen aufgerührten Strudel untergingen, kam es, wahrlich bescheiden genug, soweit es sich um eine «Ansteckung» durch die

---

d'Eynard, Vie de Madame de Krudener, und Mühlenbeck, Etude sur les origines de la Sainte-Alliance. Für Zusendung des letzteren Werkes sowie wertvoller schriftlicher Mitteilungen spreche ich Herrn Pfarrer Bieler in Markirch meinen verbindlichsten Dank aus; ebenso dem Herrn Sekundarlehrer Bodmer in Stäfa für die Ueberlassung der Schriften Nehracher's, und ferner den Herren Direktor Lienhart in Markirch und Pfarrer Meyer in Beblenheim für ihre bereitwillige Auskunft, die meine Zusammenstellung wesentlich gefördert hat.

Ereignisse in Frankreich handelt, dazu, dass aus dem Schosse einer zur Abfassung lehrreicher politischer Schriften gegründeten Lesegesellschaft ein «M e m o r i a l» hervorging, worin die Ratsberren in Zürich auf die Gewährung der alten Rechte sowie einer Verfassung hingewiesen wurden. Die Anregung hiezu hatte Pfenninger gegeben. Ins Werk gesetzt wurde es von dem jungen Hans Heinrich Nehracher von Oetikon, dem Sohn eines Hafners.

Auch dieser Bearbeiter des Memorials hatte jenes einfache Handwerk ergriffen. Mit so viel Erfolg und Geschick er diesem aber auch oblag, so war doch eine andere Natur in ihm, als die einzig auf den täglichen Unterhalt gerichtete Handwerksebenmässigkeit. Wir dürfen wohl etwas ausführlicher bei ihm verweilen, da an ihm, als ihrem Lehrer, später junge Elsässer emporsahen, und da er sein Grab in elsässischer Erde gefunden hat. Der sorgfältige Unterricht, den er zuerst von seiner Schwester, dann vom Lehrer im väterlichen Hause erhielt, mag seine Neigung zu hoher Bildung geweckt haben. So kam es, dass er sich bald in jedem freien Augenblick mit dem Lesen von allerhand gediegenen Büchern beschäftigte, die er sich in besseren Familien, wohin er in Ausübung seines Handwerks kam, entlieh, und die in ihm ungewöhnliche Kenntnisse, wissenschaftliche Anschauung und demgemäss von seiner Lebenssphäre abseits führende Bestrebungen erweckten. Seine einzige Bildungszeit war die Nacht, und er ward gescholten, dass er zu viel Oel verbrenne. Von seiner Umgebung ward er als hochmütiger Sonderling verspottet, aber er fand seine Befriedigung im stillen Genuss der Natur und in deren tieferer Betrachtung, ohne doch menschenscheu oder unumgänglicher zu werden. Es machte sich an ihm nur geltend, was er auf Grund solcher Erfahrung niederschrieb: «Mehr zu wissen und weniger zu glauben als sein Nachbar, ist die Ursache, bei ihm verhasst zu werden.» Einen Gleichgesinnten fand er neben dem Landschreiber Billeter und dem Chirurgus Pfenninger namentlich in dem Sohn des Stäfener Schullehrers, in Heinrich Ryffel. Mit diesem richtete er ein förmliches Lesekabinet ein, wo sie sich gegenseitig belehrten. Eine Bibliothek zu besitzen, das war seine ganze Sehnsucht. Sie überfiel ihn einmal mächtig, als er in dem Hause eines bankrotten Kaufmanns drei Tage lang zu thun hatte und in dessen Büchern lesen durfte. «Mit süsser Wollust», schreibt er, «stand ich oft vor dem Schranke und zählte die Bücher wie Harpax seine Dukaten, oder schmachtete nach einem klassischen Werke der Zeit, wie der Verliebte nach einem reizenden Mädchen . . . . Hätte ich Schätze aus den Kisten meiner Väter geerbt, dacht' ich . . . ., dann fände sich



in meiner Zelle ein litterarisches Magazin, welches das Auge des Kenners auf sich zöge. Obenan ständen die Weisen und die Sänger des Alterthums, und ihnen nach folgten ihre Schüler, die Genies der jüngeren Zeit. Den ersten Platz erhielt die Geschichte der Natur und der Völker, den zweiten die Moral, den dritten die Poesie, den vierten die Lebensgeschichte der Weisen, Helden und Künstler. Aber nie darf ich hoffen, nur das Wenige zu sammeln, was an vielen Orten unnütz im Staube steht.»

Ausser seinem Tagebuche sind gedankenreiche Aufzeichnungen von ihm erhalten, die einen fein empfindenden, gründlich und ernst denkenden Sinn verraten, und ihm die Anerkennung der Nachwelt als eines geistreichen jungen Mannes gewonnen haben, der zu schönen Hoffnungen voll berechtigte. Wäre ihm ein längeres Leben und ein ruhiges Ausbauen seiner Ideen vergönnt gewesen, so wäre er, mindestens im Kreise seiner ländlichen Schweizergemeinden, ein Prophet hoher Lebensmoral und trefflicher, gesunder Naturweisheit geworden. Der eiserne Fleiss, der ihn mit den Schriften Hallers, Youngs, Kleists, Herders, Gessners und neben noch vielen anderen, namentlich auch mit Gellert, dem «Lieblingsdichter des deutschen Vaterlandes», bekannt und innig vertraut gemacht hatte, würde seinem Wissen in reiferem Alter einen sehr bedeutenden Umfang gewährleistet haben. Und dies wäre für ihn insofern vielleicht der Anfang zu grösserem gewesen, als neben dichterischer Veranlagung ein hervorstechender Zug seines Wesens die Fähigkeit war, das Gelernte zu verwerten und in einer eigentümlichen Mittlerrolle zwischen dem Boden, dem er selbst entstammte, d. h. der ländlichen Unbildung, und demjenigen, an dem sein ganzes Herz sich emporrankte, dem Felde der Geisteswissenschaften und der Naturphilosophie, praktisch auszudrücken. Abhold war er dem Drama: er sah darin eine Schule der Verweichlichung, der Entkräftung des moralischen Bewusstseins und der Verleitung zum Aufgeben des inneren zweckmässigen Widerstandes der Persönlichkeit. Ebenso galten ihm die Freigeister, Rousseau und Voltaire, als gefährlich in den Händen eines unphilosophischen Lesers; denn sie untergruben die Religion, und damit die Ruhe des Herzens.

Die besten Bildungsmittel zu gesundem Menschentum sind ihm Moral und Naturlehre. Und zwar steht ihm diese an erster Stelle, da in der Betrachtung der Natur der Mensch zum Besinnen auf sich selbst kommt. Oft finden wir die Spur edler Arbeit an sich selbst in dieser Richtung, ein Abweisen menschlicher schwacher Gedanken und Einkehr bei zufriedennem Zweckverstehen, in seinen Schriften. Und wie lauter sind seine Lehren



geschöpft aus dem **Ganzen** der Natur: dass man durch ihre Betrachtung zur Erkenntnis komme, nichts sei verächtlich oder unbrauchbar, was sie geschaffen; nichts könne verloren gehen, was vorhanden. So erinnert er daran, wie «sich seit der Schöpfung weder ein Wassertropfen, noch ein Sonnenstäubchen verloren hat, obgleich Stürme und Feuerschlünde noch so schreckliche Verwüstungen angerichtet haben». «Vom Sandkorn bis zu demjenigen Menschen, dessen Verstand Welten umfasst, ist alles eine ins Unendliche fortlaufende Kette, daran kein einziges Glied fehlt.»

Und wie er selbst, voll Bewunderung über die Zweckmässigkeit der schönen Natur, in Andacht versinkt und in Dankbarkeit und Bescheidenheit vor ihrer Grösse anbetet, so will er auch die Unwissenden und dennoch Selbstgefälligen auf demselben Wege zu Wissenden und Demütigen machen. Wie seine Naturbetrachtung in der Gewissheit gipfelt, es werde der, der die Vollkommenheit und Harmonie der Schöpfung begriffen habe, «keine Aussichten in die Zukunft wagen, noch dem Geheimnis den verhüllenden Vorhang wegziehen wollen, welcher zwischen uns und der Zukunft gezogen ist», — so will er mit Verbreitung seiner eigenen Kenntnisse auch bei den anderen das Bewusstsein der Unzulänglichkeit unserer Kräfte und der Abhängigkeit von natürlichen Ursachen, die ausserhalb unseres Gestaltungsvermögens liegen, erwecken, um ihre Eigenliebe zu ertöten, und so will er, im Hinweis darauf, dass wir keinen Anteil an dem haben, was wir besitzen und was anderen fehlt, dass vielmehr die Verschiedenheit aller mit zum allgemeinen Glück der Sterblichen gehöre, Stolz und Eitelkeit zum Weichen bringen. Aber in dieser Abhängigkeit sollen wir nicht auf Abwege kommen. Wir sollen in der Ungewissheit, die unserem Leben eigentümlich ist, den Plan der Schöpfung, glückliche Menschen zu schaffen, erkennen. «Der Plan unserer Schicksale ruht im Verborgenen und Heil uns! dass wir ihn nicht voraussehen können! Welche Unordnung würde daraus entstehen!» Trotz dieser Planmässigkeit aber, die er geschickt an Beispielen erläutert, sollen wir durchaus nicht alles, was geschieht, der Vorsehung zuschieben, denn: Unmöglich kann alles, was geschieht, Gottes Wille, sondern es muss meistens eine Folge unseres eigenen freien Willens sein. Ohne diesen wären die Vernunft und das Gewissen überflüssig, und Engel und Menschen wären nicht mehr als Werkzeuge, die weder Lob noch Tadel verdienten. Alle Menschen wären dann ja so gut und so böse, als sie eben sein sollten.

Hier hat besonders Young auf Nehracher eingewirkt. Der edle Volksschriftsteller verbirgt es durchaus nicht, dass er in

vielmehr sehr abhängig ist von den Lehren Anderer. Aber er geht wiederum überall einen bedeutsamen Schritt hinaus über die Schranken, die dem Denken und der Betrachtung «kleiner Leute», zu denen er von Geburt gehörte, und auch dem Anderer häufig gezogen zu sein pflegen. Ja, er war so weit gekommen, bescheiden, aber bestimmt, Zweifel an der Stichhaltigkeit der Theorien weltberühmter Männer, wie z. B. Herder's, selbständig zu äussern. Und bis zu gewissem Grade selbständig erscheint er vor allem in der Naturbetrachtung und der Einheit des Alls. Dies zeigen seine Gedanken bei der Beobachtung eines Ameisenhaufens, der ihn, den Vorkämpfer demokratischer Ideen, ganz besonders ansprach; dies zeigen seine Aufsätze über «das Landleben», über «das Papier», über «die herrschenden Sorgen» u. a. Selbständig vor allem ist sein Gedanke, den er aus dem Grunde eigenster Erfahrung schöpfte, und der seine Hauptforderung an seine Mitwelt darstellt: Verbesserung der Jugenderziehung. An sich selbst hat er diese Grundsätze wahr gemacht und sie dann für die Allgemeinheit verlangt.

Was seine Schriften noch besonders auszeichnet, das ist der Mangel alles Phantastischen und aller süßlich-sentimentalen Phraseologie, wie sie z. B. in den Briefen seines Zeitgenossen Lavater sich findet. Und ferner bemerken wir nicht Ueberschwang im Sturm und Drang, sondern die grosse und klare Ruhe einer in sich festen und zielbewussten Persönlichkeit, voll Gediegenheit des Strebens und voll Sicherheit der Ueberzeugung. Vor allem aber war mit seiner idealen Anschauungsweise ein entsprechender Charakter gepart, voll Bescheidenheit, Milde und Zuversicht. Kein Wunder, dass er sich langsam und sicher aus seinem Alltagsgeschäft emporarbeitete zu einem geschätzten Freunde manchen Mitglieds höherstehender Kreise, und dass er überall, wo ihn sein Handwerk hinführte, von den bedeutendsten Männern beachtet und als ungewöhnliche Erscheinung gewürdigt wurde. Auch in Zeitungen hatte er sich bereits einen Platz als Mitarbeiter errungen, wobei ihm seine auf Geschäftsreisen in den verschiedenen Kantonen gesammelten Erfahrungen unterstützten; denn es war ihm gegeben, stets das Fine treffend mit dem Anderen zu vergleichen und so seine Beobachtungen zu verwerten.

Das aber führte ihn dazu, seine heimischen Zustände, das drückende Regiment der Stadt über die Landgemeinde, immer mehr als unwürdig und nachtheilig zu empfinden.

Und so war er denn auch bereit, zur Abhilfe der Misstände thätig mitzuwirken und übernahm die Zusammenstellung des Memorials. Seine glühende Liebe zur Freiheit veranlasste ihn dazu, aber auch eine Kenntniss mag ihn zu diesem Schritt er-

mutigt haben, die er von dem später durch den Kampf bei Schindellegi gegen die Franzosen u. a. bekannt gewordenen Alois Reding von Schwyz bei einem Aufenthalt daselbst erhalten und zuerst am See verbreitet haben soll: von dem Vorhandensein jener alten Briefe, die den Landgemeinden Rechte gegenüber der Stadt Zürich verbürgten und gänzlich in Vergessenheit geraten waren. So wird denn, aus diesen zwei Ursachen, Heinrich Nehracher der erste Begründer der Rechtsgleichheit im Kanton Zürich genannt, während Pfenninger, der im Grunde dasselbe Verdienst besitzt, späterhin an der Sicherung des schwer Errungenen in erster Linie Anteil hatte.

Nehracher legte dem Memorial die Aufsätze der Lesegesellschaft zu Grunde; Verfasser waren ausser ihm und Pfenninger: Heinrich Ryffel und der Landrichter Heinrich Stapfer von Horgen. Es war ein Entwurf — über diesen kam es nicht hinaus —, betitelt: «Ein Wort zur Beherzigung an unsre theuersten Landesväter.» Im Juni 1794 wurde es im Kreise der Vertrauten gelesen. Doch veranlasste das Ruchbarwerden des Geschehenen die Ansagung einer allgemeineren, wenn auch geheimen Versammlung im November. Die Regierung aber hatte davon erfahren und ward auf Pfenninger und den Bäcker Heinrich Ryffel als die zunächst Beteiligten hingewiesen. Dies geschah durch den Kanzleiverwalter Caspar Billeter von Horgen, der direkt nichts mit der Lesegesellschaft zu thun hatte. Sie wurden nach Zürich zitiert und dort verhört. Pfenninger bekannte sich als teilweisen Verfasser, verschwieg aber Nehrachers Beteiligung. Die Vorgehenden wurden in der Stadt zurückgehalten, und, nachdem das Memorial in die Hände des Rats gekommen war, in den Staatsarrest verbracht.

Trotzdem wurde das Memorial in Abschriften weit verbreitet, und auch dies wurde den Gefangenen zur Last gelegt. Neben Anderen wurden nun auch Nehracher und Pfenningers Freund, Dr. Andreas Staub, verhaftet. Derselbe hatte zuerst in Zürich, dann in verschiedenen Seeorten praktiziert und war nun in Prättikon ansässig.<sup>1</sup> Bei einem zweiten Verhör stellte es sich heraus, dass der geschichtliche, auf die Verdienste der Landleute um die Stadt hinweisende Teil der als «unbescheiden und revolutionär» bezeichneten Schrift von Ryffel stammte. Dass das Memorial nur erst Entwurf gewesen, fand keine Gnade vor den sehr herrisch und grob vorgehenden Richtern. Pfenninger sollte schliesslich um Verzeihung bitten, weigerte sich aber, da er sich keiner Uebertretung noch Be-

<sup>1</sup> Mühlenbeck's Angaben über seine Ratsmitgliedschaft u. s. f. (S. 9) sind irrig.

leidigung bewusst sei. Der «ruchlose Mensch» wurde nun in das Stadtgefängnis, den Oetenbachturm, abgeführt. Während er dort schmachtete, entdeckte er, dass Nehracher, dessen Verfasserschaft bis dahin den Richtern verschwiegen worden war, sowie Staub inzwischen auch verhaftet und ebendort eingekerkert worden waren. Mit rohester Gewalt war der Erstere in den Turm geschleppt worden und musste dort volle neun Wochen ausharren. Durch Gewinnung des Wächters konnten sie sich nun aber gegenseitig Nachricht zukommen lassen. Traurige Weihnachten verlebte Pfenninger, im Gedanken an die während seiner Gefangenschaft Mutter gewordene Gattin, an seine sechs kleinen Kinder und an seine greise Mutter, Nehracher im Gedanken an seinen Vater und an seine Braut. Dann kam, Mitte Januar 1795, der Tag des Urteils für alle. Denn Nehracher hatte sich nun auch als Verfasser bekannt. Ihn traf der Richtspruch am bittersten: auf sechs Jahre wurde er aus gesamter Eidgenossenschaft verwiesen, während Pfenninger und Staub je vier Jahre den vaterländischen Boden zu meiden hatten. Die Ausstellung eines Heimatscheines wurde ihnen zugestanden, dagegen ihre Personalbeschreibung in der ganzen Schweiz verbreitet. Viele nahmen an ihrem Schicksal warmen Anteil, so Pfenningers Lehrer. Dem Rat desselben, nach Amerika auszuwandern, folgten die Verbannten jedoch nicht. Sie beschlossen, gemeinsam das liebe Schweizerland zu verlassen und sich gegenseitig zu unterstützen.

Heinrich Ryffel wurde nur durch seine schlechte pekuniäre Lage vor der Verbannung bewahrt. Er verlor alle Rechte auf vier Jahre. Stapfer, der «zu einer sogenannten Verbesserung» des Memorials geraten und anderes Böse im Sinne der Unzufriedenen unternommen hatte — seine Mitarbeiterschaft scheint dem Rat nicht bekannt geworden zu sein — wurde zu einer Busse von 400 Mark Silber, sowie zur Suspension vom Amt auf vier Jahre verurteilt. An Billeter rächte sich einstweilen sein wenig freundschaftliches Verhalten am mildesten: er kam, wie man sagen könnte, «mit einer Nase davon», da «ihm vorzüglich mancherlei Ungebührliches» zur Last falle.

Sonst wurde gegen alle übrigen, die nur irgendwie an dem Handel beteiligt gewesen, unverhältnismässig streng verfahren. Wer das Memorial nur einmal gesehen, wurde bestraft!

Dies zeigt zur Genüge, dass die Züricher Patrizier Grund haben mussten, die Forderungen der Landgemeinden zu fürchten und dieselben daher mit aller Schärfe zum Schweigen zu bringen.

Die drei Verbannten wurden nach Frauenfeld transportiert, unterwegs der Teilnahme der Gesinnungsgenossen thränenden



Auges versichert. **Staub** nahm in Oberwinterthur schmerzlichen Abschied von seiner **Familie**, und dann zogen sie in trübster Stimmung zu **Fuss nach Konstanz** weiter.

«Ausgestossen aus dem Vaterlande! Welches Schicksal sollte uns in einem fremden Lande zu teil werden?» Doch waren sie nicht ganz verlassen. Pfenninger hatte eine verheiratete Schwester in Stein a. Rh. In dem nahegelegenen, damals bischöflich Konstanz'schen Steigen nahmen er und seine Gefährten nun dauernden Aufenthalt. Sie besuchten oft seine Verwandten heimlich des Abends und hatten so nicht alles zu entbehren.

Nehracher verbrachte die Zeit damit, seine früher begonnenen Aufsätze, sowie sein Tagebuch zu vervollständigen. Staub und Pfenninger «suchten das merkwürdigste aus ihrer Praxis zusammenzustellen» und zu einem Compendium zu verarbeiten. Pfenninger fühlte sich, soweit möglich, wohl in der Nähe der treubesorgten Schwester. Seine Freunde hielt es jedoch nicht länger in Steigen, trotz der Nähe der Schweiz. Sie wollten sich ein neues Gebiet der Thätigkeit suchen. Die Verbannten hatten sich aber gegenseitig das Versprechen gegeben, sich nicht zu trennen. Daher musste Pfenninger sich den beiden anderen fügen. Sie erhielten Pässe von Zürich aus und wandten sich an die französisch-schweizerische Grenze bei Basel. Durch Schilderungen von dem im «Lande der Freiheit» herrschenden allgemeinen Elend wurden sie in ihrem Entschluss, nach Frankreich zu gehen, nicht wankend gemacht. Die Grundsätze, für die die Anfänge der Revolution sie begeistert hatten, waren die Triebfeder ihrer Zukunftswünsche. Sie überschritten die Grenze. In Mülhausen, das damals (Sommer 1795) noch zur Eidgenossenschaft gehörte, erhielten sie von dem «durch Humanität ausgezeichneten» Dr. Köchlin Empfehlungen nach Colmar, eilten aber weiter nach Strassburg, wo sie einen Landsmann aus Stäfa Namens Mettler trafen und die Beziehungen zu Pfenninger's und Staub's früherem Lehrer, Professor Spielmann, erneuerten, indem sie seinen Rat wegen ihrer Niederlassung im Elsass erbat. Nehracher wollte sich in Strassburg ansiedeln, um französisch zu lernen, Staub im oberrheinischen Departement. Mit ihm ging Pfenninger rheinaufwärts, und der Zufall wollte es, dass Staub in Jébsheim bei Colmar den Ort einer erspriesslichen Thätigkeit fand. Pfenninger war wegen seines Verbleibs noch unentschieden. Die Sehnsucht nach der Heimat und den Seinen war in ihm am mächtigsten. Er ging daher nach Steigen bei Stein zurück, was auch in pekuniären Rücksichten vorteilhaft war. Er beabsichtigte, seine medizinischen Aufzeichnungen dort druckreif zu machen. Er vollbrachte es auch und gab das Werk, nach



einer stürmischen Fahrt über den Bodensee, wobei das Schiff bei Buchhorn (Friedrichshafen) dem Untergang nahe war, in Bregenz einem Verleger. Heimlich, obwohl erst kürzlich aus Stein ausdrücklich verwiesen, begab er sich dann nach Stäfa zu den Seinen. Dort war alles in Bewegung. Die gesuchten Urkunden, welche die mancherlei Rechte der Landgemeinden gegenüber der Stadt festsetzten, waren aus alten Truhen und Laden hier und dort wirklich wieder ans Tageslicht gefördert und gegen den Befehl der Obrigkeit verlesen, die Anerkennung der alten Rechte und Freiheiten war in erregten Versammlungen gefordert worden. Ueber die Gemeinde Stäfa wurde daraufhin von Zürich aus eine förmliche Sperre verhängt, u. a. wurde die Zufuhr selbst der nötigsten Lebensmittel nach Stäfa streng verboten. Ja, es ward mobil gemacht und der Plan gefasst, mit dem Kriegsschiff nach Stäfa zu fahren. Pfenninger, bereits auf dem Rückweg zur Grenze begriffen, wartete noch eine Nacht auf die neuesten Botschaften und erlebte es nun gerade, dass (5. Juli 1795) 2000 Mann Züricher Truppen in Stäfa einrückten. Unter diesem Eindruck nahm er Abschied von seiner angsterfüllten Frau und flüchtete, mit deren Kleidern angethan, in einem Boot über den See; hinter ihm drein unvermutet sein Bruder, der in einer Versammlung gegen die Regierung gestimmt hatte und später, gefangen, zu 20 Jahren Zuchthaus verurteilt wurde, kaum entging er der Todesstrafe. L a v a t e r hatte an der Verhinderung des Aeussersten durch energische Kanzelreden hervorragenden Anteil.

Aber auch andere, denen wir bald wieder im Elsass begegnen werden, hatten vor der drohenden Verhaftung und beim Herannahen der Truppen das Weite gesucht. So die Stäfener Caspar Billeter und Heinrich Wädenschweiler, «deren boshafte Hinterlist und verwegene Betriebsamkeit mit der Zunge und der Feder, actenmässig, sehr vieles zu allem entstandenen Unglück beigetragen haben», wie es im Urteil heisst. Namentlich Wädenschweiler scheint der Züricher Regierung für gemeingefährlich gegolten zu haben. Eine Zeitung schrieb später anlässlich der bevorstehenden Amnestie: «Wird Wädenschweiler aufhören, Freiheit und Gleichheit zu predigen? Wird er aufhören, die Jugend an sich zu locken und derselben unter dem süssen Tranke der Moral die verderblichsten Grundsätze beizubringen, die keine andere Früchte hervorbringen können als Verachtung gegen ihre Obrigkeit?» — Die Beiden flohen, als die städtische Kriegsmacht gegen Stäfa heranzog, nach Graubünden. Bei Chur wurden sie verhaftet und Zürich verlangte ihre Auslieferung. Das ganze Bündnervolk aber interessierte sich für diese Verteidiger alter Rechte des Land-

volks und trug als Antwort seine Vermittelung an. Zürich verwarf dies, und so wurden die Flüchtlinge nicht weiter belästigt.

Billeters Frau besuchte ihn während seiner Gefangenschaft. Dies wurde ihr, sowie ihrem und Billeter's Vater zum wahren Verbrechen von den Züricher Ratsherren gestempelt. Dieselben verlangten, sie solle — Ehescheidung beantragen. Als sie dies abwies, erlitt sie die heftigsten Angriffe und wurde unter obrigkeitliche Aufsicht gestellt. Zum Vollzuge eines sinnbildlichen Todesurteils über den greisen «Vater» Bodmer von Stäfa war es bereits gekommen. Ohne Lavater's Reden wäre wohl auch für diesen Mann das Aeusserste nicht ausgeblieben.

Aber ehe jener Fürsprech auftrat, hatten die Hauptgegner der Züricher Oligarchie alle Ursache, sich vor deren Rache zu fürchten. So namentlich auch der Landrichter Stapfer von Horgen, der als «ein Haupt-Triebrad aller ungehorsamen und pflichtwidrigen Schritte» bezeichnet wurde. Nächst Stäfa war in Horgen die Lebhaftigkeit der Bewegung am grössten gewesen, und die Gemeinde hatte sich als besonders gefährlich in den Augen der Patrizier dadurch gekennzeichnet, dass ihre Bürger beschlossen hatten, Einer für Alle und Alle für Einen zu stehen. Stapfer erfuhr, dass die Regierung namentlich gegen ihn von Zorn erfüllt sei, und dass es sein Leben gelte. Er entfloh seinen Verfolgern und büsste sofort seinen ganzen Besitz, namentlich eine ansehnliche Fabrik ein. Alles wurde eingezogen und verkauft, mehrere Wochen bevor er überhaupt amtlich zitiert wurde.

Als die Urteile ergingen, war auch die ganze Familie des Schullehrers R y f f e l von Stäfa schon geflüchtet. Er selbst wurde auf sechs Jahre aus der Eidgenossenschaft verbannt, da der Ausschuss von Stäfa sich, bei den Versammlungen über die Urkunden, in seinem Schulhause versammelt hatte.

Indessen war der Chirurgus P f e n n i n g e r über Wesen, Feldkirch, Lindau und Konstanz wieder nach Steigen gelangt. Hier aber wurde er von ungarischen Husaren verhaftet, die ihn für einen Spion hielten. Seine Auslieferung nach Zürich drohte. Sie erfolgte zwar nicht, doch wurde er aus dem Vorderösterreichischen in die Schweiz (!) gewiesen, falls er nicht im Bistum Konstanz einen Freistatt finde.

Hier angekommen, ward er sofort abermals verhaftet. Aber es gelang ihm, zu entweichen, und zwar wieder nach Stein. Dort, schon der Verzweiflung nahe, erfuhr er von dem Schicksal seines Bruders, von dem tollen Treiben der einquartierten Truppen in Stäfa und der hohen Summe, die der Gemeinde auferlegt worden.

Nochmals wagte er sich nach Stäfa. Es würde zu weit

führen, seine Abenteuer und seine Qualen bei der Wanderung (infolge einer Entzündung des Kniegelenkes) hier wieder zu geben. Genug, er war des Lebens im Verborgenen müde und entschlossen, sich nun ebenfalls im E l s a s s niederzulassen. Ueber Aarau gelangte er nach Basel. Bei Bourglivre (St. Ludwig) überschritt er die Grenze, wurde aber sofort angehalten und wieder auf Schweizer Boden verbracht. Er versuchte es nun bei Burgfelden. Er geriet wiederum einem Posten in die Hände, der ihn nach dem eben verlassenen St. Ludwig bringen wollte. Mit Mühe gelang es Pfenninger, ihn zu bestechen, so dass der Posten ihn entliess. Sofort stiess er auf einen zweiten, der ihm den Pass abverlangte. In der Verzweiflung widersetzte sich Pfenninger. Nun kam ihm der Bruder Soldat, dem die Thaler noch in der Tasche klangen, edelmütig zu Hilfe, — man weiss nicht, ob aus Dankbarkeit, oder um mit seinem Nachbarposten das Erhaltene nicht teilen zu müssen, indem er diesem auch etwas verschaffte. Der Handel ging denn auch glatt von statten. Voll Besorgnis, an der Grenze von Mülhausen Aehnlichem ausgesetzt zu sein, wollte Pfenninger dennoch den weiten Umweg um das Gebiet der Stadt nicht machen und verliess sich auf die Teilnahme der Menschen. Dabei kam ihm sein Aeusseres zu statten. Man hielt den Flüchtling mit dem bartlosen Gesicht für einen der umherirrenden eidweigernden Priester, die viel Sympathieen hier und dort genossen; daher erfuhr er leicht die Stunde des Abgangs der Post von H a b s h e i m nach Colmar. Unterwegs traf er ferner einen Schweizer, mit dem er aus Basel gewandert war. Diesem kaufte er dessen Pass ab, da sie einander nicht unähnlich waren. So fuhr er die Nacht hindurch mit der Post nach Colmar. Er begab sich zu dem Mitglied des Departements-Rats Metzger, der ihm Unterstützung versprach. Doch besuchte er zunächst Dr. Staub in Jepsheim. Derselbe hatte seine Familie bei sich, und auch N e h r a c h e r hatte sich dorthin begeben.

Der Friedhof zu Jepsheim barg bereits einen der Züricher Verbannten von 1795, den Schullehrer Jakob Ryffel, der, kurz nachdem er sich in Jepsheim niedergelassen, dort gestorben war. Sein Sohn Heinrich, Nehrachers Freund, hatte sich nach Sachsen geflüchtet.

Pfenninger wurde zur Ausübung einer Praxis von den Freunden auf B e b l e n h e i m bei Rappoltsweiler hingewiesen und folgte diesem Rat. Er schreibt dazu: «Die Gegend gefiel mir wohl; sie gehörte zu der schönsten und fruchtbarsten am Weingebirge. Die Einwohner erhalten von dem fruchtbaren Boden Alles, was sie zum Lebensunterhalt bedürfen; in den Zeiten gesegneter Ruhe und eines harmlosen Friedens müssen

sie zu den glücklichsten Menschen gehören, da auch der langwierige Krieg ihren Wohlstand nicht ganz erschöpfen konnte. Sehr liebevoll wurde ich von den Vorstehern der Gemeinde empfangen, worauf ich mich daselbst niederliess und meine Praxis eröffnete . . . . Kost und Logis nahm ich im Pfarrhause. Täglich vermehrten sich meine Geschäfte.»

Noch anderes trug dazu bei, ihm die Fremde heimlicher zu gestalten. Er liess seine zwei ältesten Knaben zu sich kommen und übergab sie «dem vortrefflichen Institute des Herrn Ortlieb». Ferner wurde diese Gegend der Versammlungsort noch anderer Lieben: Billeter's und Wädenschweiler's, die von Graubünden nach Paris geflohen waren, und zuletzt Stäpfer's, des Leidensgefährten von 1794, mit seiner Frau. Dieser, sowie Billeter, siedelten sich in Jepsheim, Wädenschweiler in Maria kirch (Markirch) an, und dorthin zog auch Nebracher, um daselbst als Schullehrer zu wirken.

Doch hatte seine schwache Gesundheit allzusehr unter all den Strapazen und der Trübsal der Trennung von den Lieben gelitten. Nach einem Jahre, im Herbst 1796, gab er daher seine Thätigkeit auf und zog zu Pfenninger nach Beblenheim. Er wurde immer kränker, war aber nicht dazu zu bewegen, in Zürich um Erlaubnis zur Rückkehr zu bitten, was er nur unter Verleugnung seiner Ueberzeugung hätte thun können. Im Alter von noch nicht 33 Jahren starb er (27. Nivose = 16. Januar 1797) und ward auf dem Friedhof in Beblenheim bestattet. Sein Grab, das ein einfacher Stein schmückte, ist nicht mehr vorhanden. Auf der Stelle des ehemaligen Friedhofs steht heute die katholische Kirche.

Nebrachers Verlust schmerzte die treuen Gefährten tief. Aber auch Freude ward ihnen zu teil, indem die daheim gebliebenen Gattinnen ihre Eheherren nun in der Ferne besuchten und auch andere Freunde zahlreich eintrafen, so dass in Jepsheim und Beblenheim manch freudiges Wiedersehen gefeiert wurde. Billeter's Gattin, mit ihrem Kinde, hatte die Reise nur unter der Bedingung antreten dürfen, dass sie den Schweizerboden nie wieder betreten wolle. Die Aristokraten in Zürich waren gelehrige Schüler der französischen Republikaner geworden!

Inzwischen veränderten sich aber die Verhältnisse in der Schweiz. Von Oesterreich im Osten, von Frankreich im Westen durch Kriegsheere bedroht, befand sich die Eidgenossenschaft in misslicher Lage, abgesehen davon, dass die Parteiungen im Innern des Landes keineswegs nachliessen und durch den drohenden Abfall des Waadtlandes von Bern, sowie durch die Annexionen Napoleons für die cisalpinische Republik und für



Frankreich, stets neue Gärung entstand. Den Züricher Patriziern ward es unter solch unsicheren Verhältnissen schwül, und sie versprachen im Januar 1798, die nicht mehr zum Schweigen gekommenen Wünsche der Landgemeinden zu berücksichtigen. Unter diesen Beschwerden, die bei besonderen Ausschüssen niedergelegt werden sollten, stand aber, neben der Untersuchung der gefundenen Urkunden auf ihre Gültigkeit, in erster Linie das Verlangen nach Befreiung der Gefangenen und Amnestie für die Verbannten.

Die Franzosen rückten in die Schweiz ein und in vielen Orten wurden Freiheitsbäume errichtet. Auf diese Nachrichten hin reiste Pfenninger sofort nach Basel. Dort vernahm er die Vorbereitung einer auf französischen Grundsätzen aufgebauten Verfassung für die unteilbare und einige helvetische Republik. Sie war von dem Präsidenten Peter Ochs in Basel, dem Schwager des ersten Strassburger Maires, Friedrichs von Dietrich, vorgeschlagen worden, und ihre Einführung wurde von jenem eifrig betrieben.

Wie unendlich es Pfenninger nach seiner Heimat zog, haben wir schon mehrfach gesehen. Auch jetzt wartete er das Ende des Umschwungs nicht ab, sondern reiste unverzüglich an den heimatlichen See. Das Waadtland hatte sich für unabhängig erklärt, auch an den Grenzen Zürichs errichtete man Freiheitsbäume; da gaben die Ratsherren an der Limmath nach. Am 29. Januar 1798 verkündete der Rat die Amnestie. Zahllose Freudenfeuer leuchteten an den Ufern des Sees durch die Nacht und mit unbeschreiblichem Jubel wurden die Gefangenen befreit. Pfenninger suchte unbemerkt nach Stäfa zu gelangen, aber man erfuhr sein Nahen. Mit militärischen Ehrenbezeugungen wurde er zu Schiff eingeholt, die Kirchenglocken läuteten über den See, Festjungfrauen begrüßten ihn mit Freiheitsliedern. Viele Nachen fuhren ihm entgegen, Tausende erwarteten ihn am Ufer. Seine achtzigjährige Mutter umarmte ihn auf ihrem letzten Lager. Vierzehn Tage später beschloss sie ihr Leben.

Pfenninger hat als Regierungsstatthalter, Ratsherr und schliesslich als Mitglied der obersten vollziehenden Behörde, des Regierungsrats, welcher auf eine von seinem Sohne angelegte Verfassungsänderung hin im Jahre 1830 gegründet wurde, noch vier Jahrzehnte hindurch eine hochangesehene und oft wichtige Rolle im Kanton Zürich gespielt. Er war ein ganzer Mann, einseitig vielleicht in seinen Bestrebungen, aber, als einer der Urheber solch bedeutsamer Bewegungen, mit diesem Anflug von konsequentem Radikalismus, vom Schicksal zur guten Stunde an den rechten Platz gestellt. An Anfeindungen fehlte



es ihm natürlich nicht, und so ward er in dem Hin- und Herwogen der Parteiherrschaften später nochmals mit schwerem Kerker belegt, aber durch das Eingreifen des Generals Rapp erlöst.

Anfang und Ende eines Briefs, den er damals an den Statthalter Suter, der ihn verhaftet hatte, aus dem Gefängnis schrieb, verdienen hier erwähnt zu werden, denn sie zeigen, wie unerschrocken dieser «edle Eidgenosse» war: die Anrede lautet einfach «Mann!» und der Schlusssatz: «Erwürgt mich und sauft mein Blut!!!» — Begeistert für die französischen Ideen, stand er mit den ersten Führern der Truppen der Nachbarrepublik in bestem Einvernehmen und war auch einer jener Deputierten, die in Paris über die endgültige Regelung der Schweizer Verfassung mit Bonaparte verhandelten.

Mag hier auch daran erinnert werden, dass er es war, der auf höheren Befehl Lavater in Baden bei Zürich verhaften liess und Nachts dessen Schriften in seiner Züricher Wohnung konfiszierte. Es sei aber auch hervorgehoben, wie ungern er es that, und wie er dem berühmten Pfarrer denn auch bei dessen baldiger Rückkehr aufs freundschaftlichste behülflich war und mit ihm im besten Einverständnis blieb. Und mag auch hier erwähnt sein, dass Goethe's «schöne Müllerin» von Stäfa, Magdalena Schulthess, geb. Pfenninger († 1861), eine Nichte des Chirurgus und Regierungsrats Pfenninger war, und, in dessen Familie die «Mühlenbas» genannt, durch den tiefen Eindruck, den Goethe bei seinem Aufenthalt (1797) auf sie gemacht hatte, und der in einer, leider verloren gegangenen, gegenseitigen Korrespondenz seinen Ausdruck fand, auch den deutschen Dichter zu einer nicht nur durch seine Werke populären Gestalt in der Familie machte. Johann Caspar Pfenninger ist im Jahre 1838 gestorben.

Das Memorial, zu dem er den Anstoss gegeben, ist nicht nur der Beginn einer der wichtigsten Epochen der Züricher Geschichte, sondern auch ein Eckstein geworden in der Entwicklung der Schweiz zu dem, was sie heute ist. Es war daher eine Handlung falschen Familienstolzes, als einer seiner Enkel alle Exemplare der für den Historiker so wichtigen Lebensbeschreibung dieses Freiheitskämpfers, deren er habhaft werden konnte, vernichtete. Die Zahl der noch vorhandenen scheint aber, begreiflicherweise bei einem gedruckten Werk, ansehnlich genug zu sein, und die Schrift kann dem freundlichen Leser nur empfohlen werden. Stellenweise gleicht die Schilderung einem vollendeten Roman. Doch davon konnten hier nur Andeutungen gegeben werden. — Pfenninger's sowie Nehracher's Bild findet man in der «Chronik der Gemeinde Stäfa» von G. Bodmer (1894).

Von den übrigen Züricher Verbannten aus jener Zeit, die ins Elsass gingen, lässt sich weniger berichten; mit Ausnahme von Staub, der uns noch näher beschäftigen wird. Billeter, der vielleicht mehr durch den Einfluss seines sehr thätigen Vaters als aus eigenem Antrieb gegen die Regierung gehandelt, hatte derselben gegenüber bereits in Briefen seine Reue ausgesprochen. Er kehrte, als die Amnestie erlassen wurde, ebenfalls zurück. Nicht minder Wädenschweiler und Stapfer, der während seiner Verbannung vom Volk «der Grossmütige» beige nannt worden war. Auch sie wurden mit grösster Freude empfangen.

Ausser Stapfer scheinen sie keine Rolle mehr im öffentlichen Leben gespielt zu haben. Der ehemalige Landrichter dagegen wurde, als an die Stelle der durch Ochs eingerichteten helvetischen Regierung im Jahre 1801 ein Senat trat, Mitglied dieser Behörde. Sie wurde aber schon ein halbes Jahr später aufgelöst.

Dr. Staub hatte zunächst Jepsheim mit Gemar vertauscht, und war dann nach Markirch übersiedelt. Dort lebte (nach Mühlenbeck) ausser andern reformierten Schweizern, ein Vetter von ihm als Tierarzt. Staub that sich namentlich in der Geburtshülfe und in der Behandlung des Typhus hervor. Ueber beides hat er Schriften veröffentlicht.

Er war im Elsass während der drei Jahre, die er dort wohnhaft und thätig gewesen, allem nach so heimisch geworden, dass er zunächst daselbst verblieb. Doch war sein Name unvergessen, und sein Haus, wie das Elsass überhaupt, wurde, wie für die Verbannten von 1795, so auch für andere Flüchtlinge vom Zürichsee Ziel und Zufluchtstätte, nämlich für mehrere der Männer, die an den Unruhen beteiligt waren, die den Namen des Bockenkriegs vom Jahre 1804 erhalten haben.

## II. 1804—1831.

Der Regierungswirrwarr zu Bern liess die Parteien nicht zur Ruhe kommen, und als bei der Einrichtung der von Bonaparte der Schweiz gegebenen Verfassung in Zürich nicht nur meist Gegner der Landgemeinden in den Rat gewählt, sondern von diesem auch Gesetze erlassen wurden, welche die Bewegungsfreiheit der Gemeinden erheblich beschränkten, so kam es anlässlich des verlangten Eides zu bedeutenden Spaltungen und Unruhen auf dem Lande. Besonders in den Orten Wädenschweil und Horgen flammte es auf, während Stäfa sich diesmal zurückhaltend verhielt.

Der Rat von Zürich wandte sich an den Landammann der Schweiz, und dieser unterstützte ungesäumt die Stadt mit erheblichen Truppenkontingenten aus verschiedenen Kantonen. Auch Zürich machte mobil und wandte sich gegen die Führer der Unzufriedenen. Der erste Arrestant lag bereits im Oetenbachturm, als der Chirurgus J o s u a T r ü b aus Horgen mit anderen Bewaffneten des Nachts in dem Orte Schönenberg erschien, mit der Nachricht, der Rat werde die Huldigung demnächst durch Truppengewalt erzwingen. Nun machte die Gemeinde ihrerseits mobil und die Truppe rückte nach Richtersweil, wo Trüb in einer von ihm befohlenen Versammlung das Wort führte und zum Anschluss aufforderte.

Zum Kommandanten wurde gewählt der Schuhmacher Willi, der durch seine kühne Flucht aus englischer Gefangenschaft in Gibraltar — er liess sich auf einem Brett von den Meereswogen nach Algeciras treiben — und als Krieger Napoleons Berühmtheit erlangt hatte.

An diesen wandte sich in der gleichen Nacht der ehemalige Gerichtsschreiber H a n s K a s p a r S y z, der, aus Knonau gebürtig, in Affoltern wohnte, mit der Bitte, hierher Bewaffnete zu senden. Diesem wurde entsprochen, und Willi's Sekretär, der 30jährige C o n r a d H a u s e r aus Wädenschweil, erliess ein Schreiben an die Stäfener, um sie zum Beitritt zu bewegen. Doch blieb es, wie gesagt, erfolglos.

Ueber T r ü b's Leben wissen wir nichts weiteres. Wohl aber sind wir über Syz und Hauser unterrichtet. Der Historiker Leuthy von Stäfa, der die Freiheitsmänner meist persönlich kannte, hat ihre Lebensgeschichten aufgezeichnet, bezw. von ihnen selbst aufzeichnen lassen.

Syz war 1755 geboren als der Sohn eines armen Gärtners und späteren Schullehrers. Dessen Unterricht leitete den talentvollen Knaben an, und dieser ward selbst Schulverweser. 1784 aber musste er, infolge einer missdeuteten freimütigen Aeusserung über Hölle und Teufel in der Schule, zum väterlichen Grabscheit greifen. Doch ward er bald in der Kanzlei zu Knonau angestellt und während des Stäfener Memorialhandels veranlasst, eine Abschrift des sehnlich gesuchten alten Freiamtsbriefes an die Landgemeinden auszuliefern. Zudem verfasste er ein Gedicht, in dem er die Vorrechte der Stadt geisselte. Er musste nach Graubünden flüchten und erhielt ein Lehramt in Chur. Bei der Besetzung des Landes durch die Franzosen kehrte Syz, jubelnd begrüsst, in die Heimat zurück (1795). Als Pfeningener Regierungsstatthalter geworden (1798), wählte dieser Syz zum Schreiber des Distriktsgerichts Mettmenstetten. 1802 musste er, von den «Aristokraten» verfolgt, abermals flüchten und ge-

langte bis H ü n i n g e n. Im Anschluss an General Rapp kehrte er über Lausanne und Bern in die Heimat zurück und bekleidete seine Schreiberstelle wieder, bis 1803 die napoleonische Mediationsverfassung eingeführt wurde. Abermals verdächtigt, musste er vier Monate im Züricher Gefängnis liegen, wurde dann aber abgeurteilt und mit Verlust des aktiven Bürgerrechts entlassen. Nun zog er nach Affoltern, und kurz danach griff er in oben erwähnter Weise in die entstehenden Wirren ein. Ausserdem hatte er schon selbständig in der Umgegend die Mannen zu seiner Fahne gerufen, einem Regierungsboten die Depeschen abgenommen u. a.

H a u s e r besuchte die Schule seiner Heimat und zeichnete sich besonders schon in früher Jugend durch Uebung im Geigenspiel aus. Als er älter geworden, ersetzte er den kargen Unterricht durch eifriges Selbststudium. Wegen einer Herzensangelegenheit ward er von den Verwandten aus dem Heimatsdorf entfernt und in die welsche Schweiz gebracht. Er wurde dort nach seinen Kenntnissen geprüft, verstand aber nur wenig französisch. Er wurde deswegen belächelt, lachte aber selbst den Examinator wegen dessen Verwechslung der deutschen Artikel aus. Er lernte indess fleissig die fremde Sprache und arbeitete daneben als Landwirt. Ein in Aubonne (Waadt) begüterter Herr übertrug ihm eine Aufseherstelle, doch vertauschte er diese, da er «das reizende Aubonne» nicht verlassen wollte und in Cassonai stationiert werden sollte, bald mit einer sorglosen landwirtschaftlichen Beschäftigung bei «einem blinden Musikfreunde». Doch bald trieb es ihn, der selbst betont, dass er einen «Hang nach einem freien Leben» habe, in die Heimat zurück. 1799 stand er als Jäger u. a. im Gefecht bei Frauenfeld. Die Oesterreicher plünderten sein väterliches Haus, aber im Jahre 1800 ward er von seiner Gemeinde zum Sekretär gewählt. Er schloss sich immer mehr an die «Patrioten-Partei» an und stellte seine Fähigkeiten, wie wir sahen, in die Dienste des Kommandanten Willi. Er, sowie Trüb, trugen mit am meisten dazu bei, dass auch in Wädenschweil eine Versammlung abgehalten wurde, wonach sich etwa 200 Mann an Willi anschlossen. In Affoltern betrieb Syz die Aushebung. So vergrösserte sich Willi's Truppe in einem Tage mit Schnelligkeit, und es gelang ihm noch an demselben 28. März (1804) mit seiner Schar bei «der Bocken», einem Wirtschaftscomplex über dem Züricher See, die eidgenössischen Truppen zum Rückzug zu bringen, nachdem er und sein Hauptmann Johann Jakob G u g o l z aus Horgen, der die Jäger führte, bereits einmal zurückgewichen waren. Willi erliess nun eine Menge, auch von Hauser unterzeichneter Ausschreiben an alle nahe ge-



legenen Gemeinden. Syz zog am nächsten Tage mit einer Schar von «Aemtlern» auf den Albis, und auch aus Knonau kam Zuzug, wobei Hans Ulrich Grob, seines Zeichens Tierarzt, die Freiheitsfahne trug.

Er war 1761 in Knonau geboren, mit sieben Jahren Waise geworden und zum Bauern erzogen. Doch ging er zu einem Tierarzt in die Lehre und erlernte rasch dies Handwerk, wie man es vom Standpunkt der damaligen Zeit wohl noch bezeichnen darf, namentlich, wenn man hinzufügt, dass er, nachdem er sich in seiner Heimat niedergelassen und verhehelicht hatte, einen Schweinehandel, dann einen allgemeinen Vieh- und schliesslich dazu einen Branntweinhandel begann. Der ursprüngliche Beruf wurde dabei so nebensächlich, dass er ihn aufgab. Handelsreisen führten ihn viel umher, und dadurch ward sein Interesse für die Politik rege. Syz war sein Schwager, und so nahm auch Grob, unter dessen Einfluss, teil an den Unruhen von 1795. Er brachte es unter der ersten der verschiedenen neuen Regierungen zum Gemeindepräsidenten, wurde aber von den ihr eigenes Interesse in den Vordergrund stellenden Oligarchen «gehasst, denn er handelte unparteiisch». Schon 1802 hatte er fliehen müssen und war daher den Züricher Herren nicht eben «grün». So schloss er sich den eidweigernden «Patrioten» an. Auf diese «Tells» und «Winkelrieds» war aber leider kein Verlass; die vielen Widerwärtigkeiten der Truppenzüge, des Kriegs und der nimmer enden wollende Hader hatte allem nach eine tiefgehende Erschlaffung eintreten lassen und das Aufgebot des Landammanns war denn doch allzu überwältigend. Ueberdies thaten die bewährtesten Patrioten von 1795 nicht mit. So kam es, dass Willi schliesslich nur noch ein Häuflein von 45 Mann um sich hatte, und diese wurden durch widrigen Wind an das nördliche Seeufer, wo sie Propaganda zu machen versucht hatten, bei der Flucht vor dem Feinde zurückgetrieben.

Nun galt es, sich zu retten. Dass jeder, der dem Rat in die Hände falle, ein Kind des Todes sei, galt als zweifellos. Willi, Syz, Grob, Hauser, Trüb und andere versteckten sich teils, teils flohen sie. Doch machte sich, wie überhaupt in dieser Epoche, ein Denuntiantenwesen bemerkbar, und so wurde zunächst Willi verraten, gefangen gesetzt und dann hingerichtet.

Auch Grob wurde in Zug verhaftet und zu ewiger Gefangenschaft begnadigt, da er keiner der Anführer gewesen sei und die Rebellen zu guter Zeit verlassen habe. Trüb wurde zu 16 Jahren verurteilt und ein Steckbrief gegen ihn erlassen. Er war wie ein gehetztes Wild umhergeirrt und schliesslich insgeheim nach Hause zurückgekehrt. Am 29. Mai bereits



wurde er dort entdeckt und nach Zürich eingeliefert. Er wusste im Verhör «sich so herauszubeissen», dass seine Strafe auf 12 Jahre herabgesetzt wurde. Hauser wurde bei Einsiedeln entdeckt und ausgeliefert. Er ward in die schauderhaftesten Löcher gesperrt, deren eines, der Läusturm, durch seinen Namen alles besagt. Jede Hoffnung wurde ihm unter boshaft grausamen Hinweisen auf Willi's Schicksal benommen. Wie einst Nehracher, ward auch er vom Hauch erlösender Poesie in diesen schweren Stunden gestreift, und schmiedete Verse, worin er Gott um Beistand anflehte. Seinen irdischen Richtern gegenüber verfuhr er mit List. Er suchte seine Handlungsweise dadurch in ein milderes Licht zu setzen, dass er vorgab, nur das Werkzeug Anderer gewesen zu sein und nichts geschrieben zu haben, als was ihm diktiert worden sei. Aber als Sekretär und ständiger Begleiter Willi's wurde er als ein besonders thätiges Werkzeug der Rebellen angesehen und die ihm zur Last fallende Ausbreitung des Aufruhrs als ein Kapital-Verbrechen bezeichnet. Als er alles für verloren hielt, bat er um Schonung.

Es dürfte nicht zu viel gesagt sein, wenn man die Behandlung, die ihm zu teil wurde, als ungeheuerliche Rohheit bezeichnet. Der Pfarrer, der ihn mehrmals besuchte, nahm ihm mit harten Reden jede Hoffnung und spielte dabei insgeheim den Spitzel der Richter. Man liess ihn von Mutter und Schwager im Kerker auf ewig Abschied nehmen. Man setzte ihm die symbolische Henkersmahlzeit vor: Suppe mit einer durchschnittenen Kalbsgurgel darin, ein Brötchen «ohne Kopf», und roten Wein.

Die Schilderung, die er von seinen und der anderen Gefangenen Qualen und seinen schaurigen Empfindungen in der Angst vor dem Urteil macht, sind lesenswert. Schliesslich wurde er mit einem Genossen, dessen Tod unweigerlich beschlossen war (was Hauser wusste), wieder vor die Richter geführt und musste sich auf einen schwarzen Stuhl setzen. Der Ankläger selbst trug aber nur auf lebenslängliches Gefängnis an. Das Gericht, das vor allzuvielen Hinrichtungen doch Bedenken haben mochte, und nach der ersten Erregung wohl auch milder dachte, setzte sogar eine noch geringere Strafe fest: Hauser wurde zu 15 Jahren Kerker verurteilt.

Er wurde nun ins Zuchthaus verbracht und war teilweise mit Trüb und Grob dort zusammen. Schliesslich trug man ihnen die Auswanderung nach Amerika an. Sie lehnten es für jetzt ab, wurden dann aber in das Schloss des (einer Thurgauer Familie angehörigen) Grafen Franz Ludwig Schenk von Castel in Oberdisingen, zwischen Ehingen a. D. und Ulm,

verbracht, dessen Besitzer eine Zuchtanstalt für Verbrecher in seinen Mauern hielt.

Syz ward in seiner Abwesenheit zu lebenslänglichem Verhaft verurteilt, nachdem er und die anderen Flüchtigen zugleich zum ersten, zweiten und dritten Mal auf den 1. Mai vor das Kriegsgericht befohlen worden waren, unter Androhung, dass ihre Güter und Habseligkeiten der Regierung anheimfallen würden, falls sie sich nicht einfänden. Schon vor Ablauf des Termins wurde das Urteil gefällt.

Wir können übrigens angesichts dieser Urteile, und der anno 1794 und 1795 vom Züricher Rat beliebten Strenge — die doch hätte zur Warnung dienen können — namentlich auch, da diesmal voller Aufruhr und förmlicher Krieg entstanden war, nicht mit Leuthy übereinstimmen, wenn er die zuerkannten Strafen über alle Begriffe exemplarisch nennt.

Ueberdies, und das ist hier die Hauptsache, wussten sich alle der genannten Eingekerkerten ihrer Haft durch die Flucht zu entziehen, und sie alle fanden Ruhe und Thätigkeit auf elsässischem Boden.

Vor ihnen aber langte Syz dort an. Er hatte im Aargau eine Zufluchtsstätte bei einem Pfarrer gefunden. Als diese verraten wurde, verschaffte er sich in Aarau einen Pass als Messerschmiedegeselle und erhielt zugleich Empfehlungen an einen Apotheker in Markirch, sowie an Dr. Staub. Im Oktober 1805 langte er dort an und fand seinen Unglücksgefährten G u g o l z und einen weiteren Flüchtling, Jakob Weiss, bereits daselbst vor.

Ersterer, mit unter die Hauptanführer gerechnet, da er nach der Sprengung des Willi'schen Corps ein neues zu organisieren versuchte und überhaupt sehr rege gewesen war, hatte sich der ihm aufgelegten 12jährigen Kerkerhaft rechtzeitig entzogen. Er ist bald verschollen. Weiss von Augst, der den Titel eines Majors führte, war zu 8 Jahren Kerker und 20jährigem Verlust seines aktiven Bürgerrechts verurteilt worden. Auch er war den Häschern entgangen und nach Markirch gelangt.

Für Syz wussten die Freunde bald eine, wenn auch kärgliche Stelle als Lehrer bei Wiedertäufern auf dem Sommerhof bei Merzweiler zu erwirken. In der Nähe fristete auch Weiss mit derselben Beschäftigung seine Tage. Syz erhielt bald eine bessere Anstellung bei einem Förster, wo er bis Ostern 1806 blieb. Der Sommer, der dem Unterricht ein Ende machte, sah ihn als Gärtner in St. Blasien. Er scheint aller Mittel entblösst gewesen zu sein, denn es wird ausdrücklich bemerkt, dass er wieder ins Elsass zurückkehrte, «nachdem er aus seinem Verdienst einige Kleidungsstücke angeschafft und wenige Barschaft

erübrigt hatte». Er trat wieder sein Amt auf dem Sommerhofe an.

Lassen wir ihn dort einen Augenblick in der Einsamkeit und sehen wir uns nach den Gefangenen, Hauser, Trüb und Grob um.

Vielversprechend, oder wenig Gutes verheissend, wie man will, war den Gefangenen die Gegend von Oberdisingen bei ihrer Ankunft erschienen. Denn ihr entsetztes Auge bemerkte auf den Höhen ringsum nicht weniger als drei Galgen und ein Schaffot. Wider Erwarten gestaltete sich ihr Aufenthalt bei dem Grafen aber zu einem menschenwürdigen Dasein. Der «riesenmässige Gebieter» des Schlosses war ein Gemütsmensch, der mit ihnen kneipte, ihnen Zeitungen und Karten reichen, die schauerlichen Gefängnisse der Anderen und die eigentliche Zuchtanstalt zeigen liess, und ihnen gestattete, Briefe zu schreiben. Trüb erhielt die Verwaltung einer kleinen Apotheke. Grob durfte aus Ulmer Seide Geld- und Tabaksbeutel anfertigen, und Hauser erhielt vom Grafen eine Geige, «um sich damit zu unterhalten». Mehr konnte jeder für seine Neigungen wahrlich nicht verlangen. Dennoch vergassen sie nicht, dass sie Gefangene waren, und als, nach der Einnahme von Ulm — sie hatten den Kanonendonner gut vernehmen können — Oberdisingen von Franzosen besetzt wurde, erwachte ihre Hoffnung auf Befreiung lebhafter. Die vom Grafen in Aussicht gestellte, durch eine Reueschrift an den Züricher Rat binnen zwei Monaten zu erlangende Freiheit wiesen sie angesichts solcher Bedingung ab. Sie verschafften sich dieselbe, in ihrem Sinne, auf ehrlichere Weise, indem sie in einer hellen Winternacht auf abenteuerliche Weise entrannten.

Wie gnädig der Graf gegen sie gesinnt war, trotzdem «Ihro Exzellenz Vorliebe für das Hängen hatten», zeigt die Bemerkung Hausers, dass, falls es ihnen nicht gelänge, zu entkommen, «jeder auf das gnädigste 50 Stockprügel zu erwarten hätte; darob grausete es mir gewaltig, weil damals meine Knochen gar zu sparsam mit Fleisch umwickelt waren». Der dicke Grob, dessen Schwernisse, aus der in die Mauer gebrochenen Oeffnung zu entkommen, man (wie auch anderes) in Hausers Beschreibung des Abenteuers selbst nachlesen mag, hätte wohl weniger darunter gelitten.

Mit einem Vermögen, das in neun Reichsgulden, zwei Uhren und Grob's Fabrikaten bestand, und das sie unterwegs verbrauchten und versetzten, schlugen sie sich über Reutlingen, Hechingen, Villingen nach Krotzingen durch, wo der Branntweinhändler Grob seinerzeit eine Niederlage gehabt hatte. Seine früheren Beziehungen erwirkten den Freunden auch einen Vorschuss an

barem Geld. Hauser gab sich als französischer Armeelieferant aus, und Grob ergriff ernsthaft wieder das Gewerbe des Kirsch- und Zwetschgenwasserhändlers. Dabei wurde er aber in Basel erkannt und verhaftet; die Anderen flohen, als sie hörten, dass die Züricher Regierung ihren Aufenthalt kenne und auf sie fahnde. Sie eilten nach Breisach und, als es ihnen dort nicht gelang, einen Pass ins Elsass zu erhalten, zu Bekannten nach Lahr. Diese schickten einen Boten an Staub, und am Neujahrstage 1806 erhielten sie Antwort von diesem ihrem Retter. Von dem Sohn eines Wirts am Rhein, bei dem sie diese Nachrichten erwartet hatten, wurden sie an das französische Ufer hinübergefahren, und dort trafen sie einen ihnen von Staub entgegengesandten Führer.

Ueber Benfeld reisten sie sofort nach St. Peter. Am folgenden Tage überraschten sie auf dem Sommerhof Syz, der, höchst erstaunt, sofort nach seinem Schwager Grob fragte. Sie gaben vor, er mache Geschäfte im Markgräflerland. Syz vermutete mit recht, es werde ihm wohl schon etwas dabei zugestossen sein.

Auch Weiss kam, um Syz zu besuchen, und gross war die Freude des Erkennens. Sie feierten das Wiedersehen bis in die tiefe Nacht in einem Forsthaus, welches zugleich Weinschenke war (Ferme Morel?) und Trüb und Hauser verbrachten eben dort ihr siebzehntes Nachtquartier seit der Flucht. Morgens stiegen sie ins Weilerthal hinab, «von da ging es über die mit Schnee bedeckten vogesischen Gebirge in das Leberthal», und noch am Abend desselben Tages trafen sie bei Staub in Markirch ein. Der hilfbereite Arzt nahm Trüb, den ehemaligen Chirurgus, zu sich als Barbier, aber Hauser, der bei seinem «Hang zum freien Leben» keinen festen Beruf hinter sich hatte, musste einige Zeit mit Sorgen auf einen günstigen Zufall warten. Doch verschafften ihm Syz und Weiss bald eine Lehrerstelle in einer Wiedertäuferfamilie. Wo diese ansässig war, erfahren wir nicht.

Den Zug entschlossener Unerschrockenheit, welcher Hausers Charakter kennzeichnet, verleugnete er auch jetzt nicht. Ohne weiteres verfasste er ein Memorial an den damals Allgewaltigen, «Kaiser der Franzosen und Vermittler der Schweiz», worin er um «sichere Aufnahme in seinen Staaten bis zu einer gelegenen, unparteiischen Untersuchung bat». Als seine Winterschule geschlossen war, begab er sich damit nach Strassburg zu General Andermatt, einem Schweizer. Wie begreiflich, hatte dieser in formeller Hinsicht allerhand auszusetzen, versprach aber das veränderte Gesuch durch den Präfekten «an die Adresse zu befördern».



Inzwischen erhielt Hauser «die Besorgung der beiden Schulen in Vortelbach und St. Blaise», welche «von siebenerlei Kindern, deutsch und französisch, reformierten, lutherischen, katholischen und wiedertäuferischen», besucht wurden. Kein Teil betete das Vaterunser wie der andere. Der neugebackene Herr Lehrer aber wusste Rat. Er verfasste ein, auch im Druck erschienenenes, «allgemeines Schulgebet», dessen erste Strophe lautete :

Jehovah, unsrer Väter Gott,  
Den wir auch Vater nennen,  
Wir sind gekommen, Dein Gebot  
Und Dich recht zu erkennen.  
Gieb, dass, was heut der Lehrer lehrt,  
In unsre Herzen dringe,  
Mit Ernst von uns werd angehört,  
Und reiche Früchte bringe.

Hauser begab sich mit seinem neuen Gesuch an Napoleon — auch für seine Freunde hat er um Aufnahme — abermals zu Andermatt; dieser aber, im Begriff nach der Schweiz abzugehen, wies den Ueberbringer an den Präfekten in Colmar. Staub wollte diesen Gang übernehmen, erfuhr aber, dass der Präfekt von der Züricher Regierung um die Auslieferung sämtlicher ins Elsass entflohenen Unterthanen angegangen worden war.<sup>1</sup> Trotzdem wurde das Gesuch dem Präfekten übergeben. Er erklärte, er könne sich nicht damit befassen, da die Patrioten nicht französische Bürger seien, doch wolle er es durch die Post nach Paris abgehen und den Flüchtlingen bei tadelloser Aufführung Schutz angedeihen lassen, bis er Antwort erhalte.

Hauser war mit dem Auskommen, das er als Lehrer fand, unzufrieden, entschloss sich, «die Wollentuchermacher-Profession zu erlernen», und fühlte sich bald wohl dabei.

Ein Uebelstand war allerdings für die Lehrer die Unterbrechung der Thätigkeit im Sommer. Aber Syz wusste sich zu helfen. Einige medizinische Kuren verschafften ihm weitere Patienten, und so verbesserte er seinen Wohlstand, indem er im Winter schulmeisterte, im Sommer «arznete». 1807 konnte er seine Frau zu sich kommen lassen, und siedelte bald darauf nach H o h w a l d über, wo er bis 1810 als Lehrer blieb.

In Beblenheim scheinen die Freunde öfters zusammengekommen zu sein. So geschah es auch am 26. Dezember 1810, fünf Jahre nachdem das Oberdischinger Kleeblatt aus dem Grafenschloss entwichen war, an dem Tage, den sie zur Erin-

---

<sup>1</sup> Leider ist diese Correspondenz nicht zugänglich.



nerung als das «Conrads- und Entweichungsfest» alljährlich freudig feierten. Sie gestalteten ihr Jubiläum diesmal zu einem Dankesfest für ihren Wohlthäter Staub. Conrad Hauser, der flotte Gesell, machte unterwegs «einige Verse» — sechs Sechszeler, worin Zeile 3 und 6 je auf ieren durchgereimt sind —, die der Wirt «zur Sonne» Staub unter den Teller legte. Als er sie sah, fingen die Anderen nach einer bekannten Weise zu singen an, und mussten die Verse «auf Begehren wohl zwanzig Mal singen».<sup>1</sup> Ueberhaupt scheint sich damals in Hauser etwas vom Poeten geregt zu haben; die Liebe zu einem schönen Markircher Mädchen, Louisa Kellermann, that das ihrige dazu. Aber wie es in dem Entweichungsfestlied — an der schlechtesten, sehr schlechten Stelle — hiess:

«Des Schicksals widriges Geschick  
Lehrt öfters uns, bei eitlen Glück  
Auch Moral exerzieren», —

so handelte Hauser. Er erkannte, dass namentlich aus politischen Gründen eine Heirat unratsam sei, entschloss sich, «seinem Herzen Gewalt anzuthun», und reiste Neujahr 1812 in die Heimat. Mit Jubel begrüsst — die Schilderung ist dramatischer als manches Drama — blieb er dennoch kurz und insgeheim, hinkte mit geschwollenem Fuss bis nach Möhlin (bei Rheinfelden), «und hatte von dort weg die Ehre, auf einem Bauernschlitten, neben Schweinen . . . nach Basel und dann weiter hinkend nach Bardenen (Bartenheim) zum Uebernachten zu gelangen». Er war im Besitz von französischen Papieren, und diesem Umstand hatte er es wohl zu danken, dass er nicht ähnliche Schwierigkeiten an der Basler Grenze hatte, wie einst Pfenninger an derselben Stelle.

Sechs Tage brauchte er bis Colmar und langte dort bei einem Schweizer Freunde Namens H e r d e n e r an, ohne Geld und mit zerrissenen Schuhen. Herdener verschaffte ihm unverzüglich Arbeit und auch Staub's Sohn Henri, der dasselbe Handwerk betrieb, fand sich in Colmar ein.

Als Hauser einst am Logelbach arbeitete, stand plötzlich G r o b vor seinem Webstuhl.

Nach seiner Gefangennahme in Lörrach war derselbe nach Zürich transportiert worden. Dort blieb er dreizehn Wochen, ohne verhört zu werden, im Gefängnis, und wurde danach wieder nach Oberdisingen geschafft. Welchen Empfang der Graf ihm bereitete, erfahren wir leider nicht. — Oberdisingen war 1809 württembergisch geworden, und nun war Grob wieder

<sup>1</sup> Leuthy, Bockenkrieg, S. 288-9.

ins Züricher Gefängnis gewandert, wo er bis 1812 festgehalten wurde. Auf ein Gesuch seiner drei Söhne ward am 1. April dieses Jahres seine lebenslängliche Gefangenschaft in lebenslängliche Verbannung aus der Schweiz umgewandelt. Er musste Urfehde schwören und begab sich dann nach dem Elsass. Er hielt sich namentlich in Mülhausen und Bollweiler auf. In dieser Zeit führte er den erwähnten Besuch bei Hauser aus und lebte nun zehn Jahre im Oberelsass. Da lief sein Heimatschein ab und die Gemeinde Bollweiler verlangte Erneuerung desselben, oder Grob's Abreise. Einen neuen Schein erhielt er nicht, da die Knonauer meinten, er sei kein Schweizer Bürger mehr. Aber schliesslich, im Oktober 1822, wurde er, unter Rücksicht auf sein Alter und seine schwache Gesundheit, in der Heimat wieder zugelassen, allerdings unter der Beschränkung, dass er das Haus und Besitztum seiner Söhne nicht verlasse. Er hatte sich jedoch, da ein halbes Jahr zwischen dem Ablauf des Heimatscheines und dieser Entscheidung verflossen war, bereits aus Bollweiler entfernt und kehrte erst 1830 leidend nach Knonau zurück. Wo er indessen gewesen, erfahren wir nicht. Er starb am 17. Juli 1837.

Hauser war schon Ende 1812 in Begleitung des jungen Staub wieder aus Colmar gewandert und fand in Michelfeld (bei Heidelberg) Anstellung. Wegen Arbeitsmangel kehrte er aber nach zwei Jahren wieder nach Markkirch zurück und begab sich dann nach Mülhausen. Es war zu der Zeit, als der Wiener Kongress tagte. Hauser erzählt: «Hier (in Mülhausen) wieder in Arbeit, vernahm ich eines Abends im Kosthause, die Bürger ständen so wunderlich beisammen und lispelten sich etwas in die Ohren, jedoch wolle niemand mit der Sprache heraus. Den folgenden Morgen löste sich aber das Rätsel. Eine königliche Proklamation, an dem bekannten Eselseck<sup>1</sup> angeschlagen und schon mit Kot beworfen, besagte, dass Napoleon, ab der Insel Elba, in Frankreich gelandet und als Hochverräter erklärt sei. Eine ungemaine Freude der Einwohner liess sich hierbei spüren . . . Am hohen Donnerstag erscholl die Kunde, Napoleon sei in Paris eingezogen. Die ganze Nacht ward unsinnig gelärmt, und man hörte in drei Tagen noch ganz heiser gewordene Knaben «vive l'Empereur» schreien. Nicht lange hernach folgte eine Kriegserklärung der anderen. Die Mehrheit des Volkes, ausser der geschwächten Armee, erschrak, des Krieges müde, denn der Nationalwille vermochte keine Gesamtkraft zu gebären. Die Schweizer waren ihres Neutralitätsbruchs wegen verhasst . . . Nun trat auch für mich bald

---

<sup>1</sup> Heute Tuchladen During.

Mangel an Arbeit ein.» Inzwischen hatte er gelesen, dass der Kongress für alle schweizer politischen Verbrecher Amnestie habe ergehen lassen. Im Vertrauen darauf machte er sich sogleich auf die Heimreise. Aber kaum in seiner Heimat Schönenberg bei Wädenschweil angelangt, ward er arretiert und wieder in den Oetenbach geworfen. Er durfte eine Rechtfertigung an den Rat aufsetzen und bat darin dringendst, man möge ihn in der Heimat sein Gewerbe ausüben lassen. Nach sechs Wochen wurde er dann verhört und dazu verurteilt, noch sechs Monate im Zuchthause zu bleiben, dann aber, auf zehn Jahre ohne Aktivbürgerrecht u. a., in seiner Gemeinde eingegrenzt zu leben.

So geschah es. Er versuchte in seinem Heimatsort eine Tuchfabrik anzulegen, hatte aber kein Glück damit, da die Erfindung von Maschinen die Handspinnerei zu erdrücken begann. Er lebte daher im Sommer als Landwirt und sass nur im Winter am Webstuhl; ausserdem verdiente er durch sein Geigenspiel nicht unbedeutend. Beim Tode seines Vaters konnte er dessen Anwesen kaufen, und, fast ein Wunder, «blieb bei seinem übernommenen Pfade».

Der Tag von Uster (22. November 1830), wo das freie Verfassungswerk im Kanton Zürich durch Nehracher, Vater Bodmer und Pfenninger 1794 begonnen, auf eine Anregung eines Sohnes des letzteren hin, in allbefriedigender Weise vollendet wurde, war ein Glanzpunkt in seinem Leben. «Als die Glocken zu der feierlichen Versammlung riefen, fuhr ein Schauer durch mein Herz und meine Thränen benetzten die Erde.»

Conrad Hauser starb den 16. August 1858, 84 Jahre alt, in Schönenberg, wo die Lesegesellschaft ihm auf dem Friedhof einen Denkstein setzte.

Wenige Monate nach dem Tag von Uster, im März 1831, erliess der neue Rat von Zürich eine allgemeine Amnestie für die politisch Verfolgten. Von den uns weiter Bekannten nützte sie nur Syz; von Trüb, Gugolz u. s. w. hören wir nichts mehr. Desto besser sind wir über Syz unterrichtet.

Er war zunächst nur kurz in Hohwald geblieben und schon im Sommer 1810 durch Staub's Vermittelung Lehrer in Eckkirch geworden. Der Krieg mit seinen Einquartierungen aber machte sein scheinbar gegründetes Glück wieder zunichte. Voll Unmut kehrte er daher 1815 «wieder zu seinen Hochwäldern» zurück, bis er sich 1818, auf Wunsch, wieder nach Eckkirch wandte. Dafür, dass er die reformierten Kinder der Gemeinde der französischen Schule überliess, die neu gegründet worden, erhielt er «von einem reichen Herrn jährlich einen fixen Gehalt von 100 Franken». So war er geborgen, bis im April 1830 Karl X.

statt des deutschen den französischen Unterricht gebot. Bezeichnend für die Verhältnisse im Wasgau noch vor zwei Menschenaltern, oder besser gesagt, 180 Jahre nach der **Annexion** des Landes durch Frankreich: Syz musste, nachdem er 25 Jahre lang Lehrer im Elsass gewesen, diese Stelle nun aufgeben, da er nicht französisch konnte. Er fand Aufnahme bei einem Freunde in Heilig-Kreuz bei Markirch, bis 1831 die Amnestie erfolgte. Der Siebzigjährige und seine Gattin eilten nach Affoltern zurück. Ihr Haus war verkauft. «Der Frau war freilich der Winkel im Haus anbedungen; der alte unglückliche Syz aber wurde herausgestossen», und fristete sein Dasein noch sechs Jahre lang. 1837 starb auch er.

Eine ganz unerwartete Wendung nahm **S t a u b**'s Schicksal.

Als ein Bekannter des wundergläubigen Lavater, war er nach seiner Uebersiedelung nach Markirch bald der Mittelpunkt der dortigen reformierten Gemeinde und seine Wohnung ein Versammlungsort für ihre Mitglieder geworden. Namentlich im Jahre 1805 nahm Staub eine leitende Stellung unter seinen Glaubensbrüdern ein, als sie ohne Geistlichen waren, und sich kein Bewerber um die verwaiste Stelle fand. Staub setzte sich mit auswärts in Verbindung, und schliesslich fand sich ein neuer Seelenhirte in der Person des in der Pfalz thätigen Pfarrers Jean-Frédéric Fontaine. Dieser Mann, dessen Persönlichkeit ein gewisses Dunkel umgibt, gelangte bald in den Ruf eines wunderthätigen Gotteskindes, so dass die bekannte Baronin von **K r ü d e n e r**, als sie von Jung-Stilling im Jahre 1808 zu Oberlin ins Steinthal gereist war, ihm einen Besuch abstattete (5. Juni 1808). Fontaine's Ruf war namentlich auch durch seine Uebereinstimmung mit der seit kurzer Zeit in Markirch wohnenden schwäbischen Prophetin Maria Kummer gesteigert worden. Durch letztere wurde Frau von Krüdener derart gefesselt, dass sie nun ebenfalls in Markirch blieb. Dass Staub in dieser Zeit im regsten Verkehr mit den Schwärmern stand, ist als Thatsache anzunehmen, wenn auch nur wenige Einzelheiten darüber bekannt sind. Der einstige Anhänger von Freiheit und Gleichheit wurde ein Jünger der «Herrgöttin», und zwar einer ihrer begeistertsten Anhänger. Andererseits dürfte aber auch der Arzt von erheblicher Bedeutung für den Einfluss gewesen sein, den die Kummer auf Frau von Krüdener in der Folge ausübte. Denn er glaubte an die Wahrhaftigkeit ihrer Zustände und bezeichnete sie als: «Somnambulisme! magnétisme animal! . . . mesmerisme! . . .»<sup>1</sup> Wenn Staub so seine akademische Bildung dem

<sup>1</sup> Leider kam mir das Buch von Mühlenbeck, wo S. 101 obige Worte zitiert sind, zu spät zu Gesicht, als dass ich mich beim Verf.



Mystizismus zum Opfer brachte, so leistete er andererseits mit seiner praktischen Erfahrung der Marquise von Ochando, einer Stieftochter der Frau von Krüdener, einen sehr realen Dienst, indem er ihr die Pflichten des Arztes bei der Geburt eines Knaben leistete (15. August 1808). Ihr Gatte war damals Gefangener in Lützelstein, und sie war ihrer Mutter in dieser schweren Zeit nach Markkirch gefolgt.<sup>1</sup> Sie nannte sich in Markkirch «Isabella» und figuriert auch unter diesem Namen im Geburtsakt. Derselbe ist von Staub mit unterzeichnet. Die Verbindung mit der Kummer führte Frau von Krüdener und ihre Anhänger alsbald auf den Weg der praktischen Verwirklichung ihrer Ideen von der christlichen Idealgemeinde, und schon damals machte sich neben anderem besonders der Gedanke geltend, die Türken zu bekehren, der bekanntlich in den Bestrebungen der «Sonnenfrau» eine grosse Rolle spielte. Staub war es, der ihn vor allem aufnahm, und durch die That zu vollenden beabsichtigte. Vorderhand aber steigerte man sich gegenseitig in den schwärmerischen Ideen. Auch diese politisch so harmlosen, im Vogesenthal auf den persönlichen Verkehr mit Gott und auf den Weltuntergang harrenden Fremdlinge entgingen dem Schicksal nicht, von den ausserhalb stehenden für Spione gehalten zu werden! Auf das Weltende deutete u. a. auch eine ausserordentliche Kälte, der auch Staub's Reben zum Opfer fielen (Januar 1809). So wollten die Gläubigen wenigstens in einem vollchristlichen Leben die Erfüllung erwarten, und ersahen zu diesem Zweck das Schloss von Bönningheim in Württemberg sowie die nahe dabei gelegene Besitzung Catharinenplaisir. Am 12. Februar 1809 verliessen sie Markkirch. Auch Staub folgte ihnen alsbald, kehrte indess nach kurzer Zeit wieder ins Leberthal zurück.

Für das Folgende sind wir auf Vermutungen angewiesen. Es ist aber sehr wahrscheinlich, dass Staub an den Versammlungen, die in Basel und auf dem Landgut der Frau von Berckheim, einer anderen Tochter der Baronin v. Krüdener, in Grenzach-Horn bei Basel längere Zeit hindurch abgehalten wurden (1815 und 1816), ehe die Krüdener ihren Missionszug durch die Schweiz unternahm, teilgenommen hat;<sup>2</sup> ja, es ist

---

nach der Quelle, der er dies und anderes entnahm, hätte erkundigen können.

<sup>1</sup> Warum Mühlenbeck (S. 109) durchaus bestreitet, dass das Paar damals schon verheiratet war, ist mir nicht überzeugend klar geworden. Die erfolgreichen Bemühungen der Frau v. Krüdener, die Befreiung des Offiziers zu erlangen, deuten auf das Gegenteil. Damit wäre Fontaine von einer Täuschung der Behörde entlastet. (Mühlenbeck S. 109.) Vgl. auch S. 111, Anm.

<sup>2</sup> Nach Erkundigung des Herrn Pfr. Bieler war er nur bis 1815 in Markkirch.



nicht ausgeschlossen, dass er sich bei diesem Zuge in ihrem Gefolge befand. Jedenfalls unterstützte er im Jahre 1817 ihre Bestrebungen, und erliess ein Circular, anscheinend um Begeisterung für die Auswanderung nach Russland zu wecken, wo Alexander I. in der Nähe von Odessa den in Deutschland und der Schweiz gar nicht oder nur ungern geduldeten Mitgliedern des heiligen Bundes Niederlassungen zugestanden hatte. Auch hatte sich Frau v. Krüdener in der Zwischenzeit noch einmal im Steinthal aufgehalten (1814).

Staub ist der Energie, womit er für die Verwirklichung der längst gefassten Ideen eintrat, zum Opfer gefallen. Er sammelte beim Eintritt einer Teuerung thatsächlich eine Schar Auswanderer um sich, die all ihr Hab und Gut verkauften, und mit ihm gen Osten zogen (August 1817). Er mochte sich dabei aber zu sehr auf die Weckung mildthätiger Begeisterung in den Gegenden verlassen haben, welche sie berühren würden, und wahrscheinlich war der Erlös für den verkauften Besitz in die Kasse der Propaganda des heiligen Bundes, d. h. der Frau v. Krüdener geflossen, und von dieser in der Schweiz an Arme verteilt worden. Auch waren nicht alle mit den nötigen Papieren versehen. So kam es, das schon in Ulm einige Missvergnügte sich von ihm trennten. Weiter hören wir nichts von diesem Zuge, der augenscheinlich nach Südrussland gerichtet war. Staub erreichte das Ziel anscheinend nicht: er starb in Bukarest. Ob er sich hier niedergelassen, ist zweifelhaft. Doch deutet darauf die Thatsache, dass eine seiner Töchter einen dortigen Apotheker heiratete.

Der Beruf des Arztes erbte sich in Staub's Familie bis auf den heutigen Tag, durch fünf Generationen, ununterbrochen fort. Sein Sohn war Arzt in Rappoltsweiler; dessen Sohn Arzt in Colmar, und dessen Sohn, also Staub's Urenkel, ist von einer gewissen Bedeutung für Rappoltsweiler geworden, indem er das Carolabad daselbst gründete. Ein Sohn dieses Urenkels von Staub ist noch heute als Arzt im Elsass thätig, und auch sonst sind Nachkommen des ehemaligen Schweizer Arztes und Verbannten im Elsass nachzuweisen. Staub's Bibliothek, die viele theologische Werke enthält, ist noch in Markkirch vorhanden. —

Aber noch ein weiteres und wohl wichtigeres Andenken an Staub besitzt die Gemeinde Markkirch: seinen Weinberg, den Anfang des Weinbaus in jener Gegend. Er verdankt seine Entstehung der religiösen Schwärmerei, indem ein württembergischer Pietist Namens Schneidhuber sich in Markkirch niederliess und Staub auf den Gedanken brachte, Reben zu pflanzen. Dies Grundstück gehört noch heute Nachkommen des

Arztes; dass man dem Begründer des Rebbaues Dank für seine Unternehmungslust wusste, geht wohl aus folgender traditioneller Antwort hervor, die ein Markircher dem anderen zu geben pflegt, der da nach dem Erfolg der Herbstlese in einem geringen Jahre fragt: «Het's viel gereicht?» — «Nein», antwortet der Gefragte; «es hätt' nit emol de Staub nass gemacht.» —

Für den Freund des Elsasses und elsässischer Geschichte dürfte das Bewusstsein einen gewissen Reiz haben, dass die freundlich gelegenen Dörfer an den sonnigen Rebhügeln, dass das gewerbreiche Leberthal und die prächtigen Wälder der umgebenden Berge in den wirrsten Zeiten einer grossen historischen, schreckensreichen und blutgetränkten Epoche das ersehnte, mit erleichtertem Aufatmen begrüsstte Asyl so vieler wackerer Männer gewesen ist, deren politischen Bestrebungen die Entwicklung der Geschichte Recht gegeben hat.

Erscheinen uns die Flüchtlinge des Jahres 1795 wohl als die reiferen, besonnener handelnden, so wird man unwillkürlich auch den so schwer verfolgten, oft etwas mehr abenteuerlichen Männern von 1804 die Teilnahme nicht versagen.

Die Energie und der Wagemut, die Kraft und die Ausdauer, womit sie sich allen Hindernissen zum Trotz, durchschlugen, sind dazu angethan, sie uns menschlich ebenso nahe zu bringen, wie ihr Hang zur Freiheit, ihre Sehnsucht nach dem Vaterland und ihre romanhaften Erlebnisse, die wir hier nicht erschöpfend darbieten konnten, unsere Aufmerksamkeit auf sie zu lenken geeignet sind.

Aber auch der Kulturhistoriker findet in den begleitenden Umständen manches, was das Bild jener Zeiten vervollständigen dürfte. Die scharfe Grenzbewachung, die Zustände in den Gefängnissen noch zur Zeit unserer Urgrosseltern, schliesslich die Leichtigkeit, mit der es den Freunden gelang, sich in einer ihrer Vergangenheit entsprechenden Weise zu bethätigen und so den Unterhalt zu verdienen, sind Züge, die bei der Betrachtung dieser Patriotenschicksale besonders hervortreten.

Schon die gegebene Schilderung bietet einen Ueberblick in dieser Richtung. Viel reicher aber ist die Quelle, die dem Leser der betreffenden Biographien selbst entgegenströmt.

## VIII.

# Autobiographische Aufzeichnungen.

Von

**Ludwig Spach.**

Herausgegeben von **F. X. Kraus.**

(Fortsetzung).

**E**R zog ab unverrichteter Sache, doch es hatte dabei nicht sein Bewenden. Wieder nach einem sehr kurzen Intervalle kam er in Breitenbach angefahren, stürzte in mein Zimmer. «General Foy ist auf seinem Elsässer Triumphzug in Münster angekommen, wohnt bei den Hartmann. Man will ihn ausserordentlich fetieren. Du sollst eine Ode zum Willkommen dichten. Ich soll dich nicht verlassen, bis du die wenigen Verse improvisirt; ich führe dich mit mir nach Münster.»

Deutsche Verse zum Lob eines französischen Generals und Deputirten? —

«General Foy versteht deutsch — ich bitte dich, keinen Einwurf.» Ich warf die verlangten Strophen aufs Papier und eilte mit Lebert und meiner Improvisation nach Münster. Im Salon trafen wir bereits die drei bis vier Damen des Hauses, die ältere Gattin des Herrn Fritz Hartmann, neben ihr die prachtvoll üppige Gemahlin Herrn Henri Hartmanns, eine jugendliche blendende Pfarrerstochter, die zweite Frau Herrn Jakob Hartmanns und ihre blühende rosenwangige Stieftochter, beide letzteren fast in gleichen Jahren. Eine ausnehmend wohlwollende Aufnahme wartete meiner; ich theilte dem Hausherrn zu vorläufiger Lektüre in einer Salonbrüstung den Willkommensvers mit

und mischte mich **dann** unter die geladenen Gäste. Es war ein feierlicher Augenblick, als General Foy hereintrat, eine ernsthafte Physiognomie, von den Kriegsstrapazen und den Erschütterungen der Tribüne schon vor dem höheren Alter angegriffene Züge. Selbstverständlich waren alle Blicke auf ihn gerichtet, mit männlicher Grazie, in erhabenem Verhalten bot er der ältesten Dame des Hauses den Arm, an der zahlreichen Tafel herrschte die in der besten Gesellschaft angenommene Sitte des geräuschlosen Gespräches, nur zuweilen unterbrochen durch eine Oberländerintonation des Gründers der Baumwollenfabrik, des Altvaters der drei Brüder Hartmann, der sich vom «Färber» zu einem der ersten Industriellen des Elsass emporgeschwungen. Über das günstige oder unbedeutende Resultat meiner «Ode» war ich nicht ganz ohne Verlegenheit, liess mich indess vom Genuss der fürstlichen Tafel nicht abschrecken. Beim Dessert erhob sich Herr Fritz Hartmann, und gegen den gefeierten Gast gewendet, las er mit volltönender Stimme und mit richtigem Ausdruck das etwas emphatische Lobgedicht. Ein donnerndes Vivat erscholl, der Hausherr nahm mich, den schüchtern erröthenden konfusen Jungen bei dem Arme, führte mich zu dem General, der mir ebenfalls durch einen herzlichen Händedruck und in bündigen Worten seinen Dank ausdrückte. Entfallen ist mir jede Rückerinnerung an diesen Augenblick; nur so viel weiss ich, dass ich betäubt und stotternd dastand und mich wieder nach aufgehobener Tafel unter den Gästen verlor. Da aber war für mich das Beste aufgehoben. Ich sah einen würdigen Greis auf mich zukommen, den Herrn Metzger, den Schwiegervater des Hausherrn. Es hatte derselbe in den letzten dritthalb Dezennien eine nicht unwichtige politische Rolle im Elsass gespielt, die Ceremonie der Einverleibung Mülhausens in die französische Republik als delegirter Regierungskommissar vollzogen; er hatte im Rathe der Fünfhundert gesessen und in der protestantischen Kirche eine Stellung eingenommen. Um die Zeit der Durchreise General Foys war er Mitglied des Direktoriums. Herr Metzger nahm mich als einen der nächsten Verwandten seines Hauses in Anspruch, erklärte mir den Grad der Angehörigkeit meines Vaters zu den patrizischen Häusern von Colmar und versprach mir zum Belege seiner Angaben einen speziellen Stammbaum zu verfertigen, worin er denn auch treulich Wort hielt. Diesem Theil seiner Anrede hörte ich nur unaufmerksam zu, fand mich aber in meiner Poetennatur nicht wenig geschmeichelt, als er mir panegyrisch den Inhalt meiner Verse wiederholte und bei alledem meine Hand nicht aus der seinen liess. Es war einer der schönsten Abende meines wie oft getrübtten Lebens. Lebert war zehnmal mehr beglückt als ich;

er nahm die Komplimente der Umstehenden für sich in Anspruch, er hatte mich ja eingeführt, ihm war ja die Idee zu diesem Gipfelpunkt der Festscene zu danken, und als er mich an den Wagen begleitete, der mich in später Nacht zu Spenles stiller Wohnung zurückbringen sollte, rief er mich an seinen Busen drückend aus: «Wie reich bist du durch zwei Worte!»

Nun muss ich aber zu meiner Beschämung bekennen, wie wenig zuvörderst ich es verstanden, diese erste Gunst des Augenblicks auf eine ganz legitime Weise zu benützen! Der folgende Tag war zu einem glänzenden Landfeste in dem Bauernhause bestimmt. Illumination der Alleen des Waldparks und Feuerwerk sollte dem ersten improvisirten Empfang des Generals und Volksvertreters die Krone aufsetzen. Mit einiger Befriedigung konnte ich der Strophen gedenken, die ich von dort aus an Frau Hartmann gerichtet, hatten sie doch zu einer weitem Einführung in die Familie Gelegenheiten geboten; es waren die «Schwarzenburg» und die «Schweizerhütte» für mich eine poetische Errungenschaft. Nun, statt zur Festlichkeit mich einzufinden, zog ich vor, mit einer Bande jugendlicher Genossen an demselben Mittag eine Bergtour zu unternehmen; war doch in dieser «bürgerlichen» Gesellschaft das schöne Geschlecht von Münster reichlich vertreten; glaubte ich doch den vielfach erwiesenen Freundlichkeiten gegenüber diesen Tribut der Anhänglichkeit zu schulden. Genug! ich drehte der von Lebert geplanten und herrlich ausgeführten Opernscenerie im Waldraum den Rücken. Beim Eintritt der Nacht sahen wir indess von einem Höhepunkt aus durch das schmale Thal von der Schwarzenburg getrennt die farbigen chinesischen Lampen durch das Dunkel herüberschimmern, Raketen und Leuchtkugeln emporsteigen, mit den Gestirnen des Nachthimmels auf Momente sich verbinden und Feuerräder die Waldbäume mit glühenden juwelenartigen Funken bestreuen. Bis zu uns herüber tönten die Blasinstrumente des ländlichen Orchesters. Wie der Freund sich meines Sängersonnettes gefreut, konnte ich mir auf der Stelle denken, wie die Anordnung dieser feenhaften Scene ihm Lob und Ehrenbegrüßung eintragen müsse; mit doppelter Befriedigung kehrte ich in meine entfernte Thalklause und zwar in der vollsten Ueberzeugung, dass auch nicht eine Seele, den nähern Freund ausgenommen, des linkischen Fremden gedacht oder gar ihn vermisst hätte.

Noch einmal traf ich den General bei dem damaligen Maire von Münster, einem Freund und Verwandten der Hartmann, und wechselte einige Worte mit dem Gefeierten. Im Namen einer immensen Mehrzahl meiner Mitstudirenden der Rechtsfacultät glaubte ich zur Aeusserung verpflichtet zu sein, dass die



patriotischen liberalen Reden des Deputirten in der Brust der Strassburger und Elsässer Jugend einen einstimmigen Widerhall fanden. Es war der Wahrheit gemäss, allein auch eine royalistisch-katholische Jugend war im Hörsaal des Herrn Thieriet de Luytan vertreten; darüber glitt ich hinweg. Der nebenan-stehende Herr Metzger bekräftigte meine Worte. So jung ich war, konnte ich doch sehr leicht durchsehen, wie um den Volks-tribunen nur in der industriellen Atmosphäre sich ein Hoflager bildete.

Von diesen für mich verheissungsvollen genussreichen Tagen ab war ich ein gern gesehener Gast im Hause von Fritz Hartmann und fand in der «Schöpferin» des Schlosswaldes eine von Kränklichkeit etwas gedrückte, aber liebevolle Dame, die mich in meiner naiven Erscheinung nicht ungerne sah und mich für künftige Ferien ermunternd einlud. In der letzten Hälfte des Septembers komponirte ich im Verlauf einer kurzen Woche ein erzählendes Gedicht: das «Reh von Schwarzenburg», eine nicht ganz missglückte Nachahmung Byronischer Poesien; die herrliche Lokalität bot die Unterlage, Lyrisches und Beschreibendes war etwas vorherrschend, ich erlaubte mir eine kecke mit üppigen Farben gedrängte traumartige Metamorphose mit dem Rehe vorzunehmen. In Münster wurde das unreife Gedicht sehr nachsichtig aufgenommen, selbstverständlich von Lebert und den Näherstehenden hochgepriesen, in die Wolken erhoben. Als ich aber in Strassburg damit hervortreten mich unterfing und es einer vor wenig Jahren verheiratheten Professorin unbefangen zu unterbreiten wagte, erfuhr ich herben Tadel von beiden Ehegatten, die mich bis dorthin in grosser Intimität aufgenommen und schon meinen vorjährigen Versuchen mehr als billig Beifall gespendet. So hatte ich dieser herzhaften Familie ein didaktisch beschreibendes Gedicht, «Hippodrom» betitelt, vor meiner Abreise nach Lausanne mitgetheilt. Der Form nach war es eine Reminiszenz des Liedes von der Glocke; einiges schwunghaft und nicht übel gerathen, das ganze ungleiche Schüler- und Dilettantenarbeit. Diesmal wurden wie bei dem Reh von Schwarzenburg die Wielandschen Anklänge tüchtig blamirt, und der Hausherr sagte mir gerade heraus, wie seine Frau sich sofort missbilligend gegen mich ausgesprochen und er mir anrathete, nur den keuschen Musen zu opfern.

Ich wurde etwas, doch nicht ganz eingeschüchtert und fing in petto an, mich gegen den Puritanismus meiner Mitbürger aufzulehnen. Noch jetzt hege ich die Ueberzeugung, dass in dem Gedicht Erfindung sich mit glühendem Kolorit verband und nur die Beschneidung allzu üppiger Sprösslinge vonnöthen war, dem Ganzen vor bald sechzig Jahren eine nicht ungünstige

Aufnahme zu erringen. «Die ungerungen Klänge auf den Saiten einer Guitarre reichen nicht hin, den Dilettanten zum Musiker zu stempeln», sagte mir später Edouard Verny, als ich ihm ein andres ebenfalls längeres halb erzählendes, halb lyrisches Gedicht (Byrons Tod zu Missolonghi) mittheilte.

Verny's für mich unvergesslicher Name trifft zuvörderst mit meinem Aufenthalt in Breitenbach zusammen. Die frühere Begegnung bei Hepp war nur oberflächlich, er besuchte mich auf einige Tage im Tusculum des Münsterthals und kettete mich durch seinen lebhaften ächt französischen Esprit und seine deutsche Herzlichkeit für alle Zeiten an sich. Ich wusste es ihm zu Dank, dass er sich als unnachgiebiger Aristarch benahm, und durch die Einführung in sein Familienheiligthum, bei den vielseitig gebildeten Eltern, verlehte ich ebenfalls zu Colmar bei den einigemal sich wiederholenden Durchreisen segenspendende Stunden. Gedanken und Resultat gegenseitiger Lektüre wurden ausgetauscht, wobei schwer zu sagen, wer der Gebende, wer der Empfangende. Verny hatte vieles vor mir heraus; der frühe Umgang des kaum dem Knabenalter entwachsenen herrlichen Jünglings mit den politischen Freunden seines Vaters gab ihm über mich, den um 3 Jahre Aeltern, ein Uebergewicht; meine Kenntniss der deutschen Literatur dagegen war gründlicher als die seine und ich ebenso unnachgiebig als er, im Disputiren stählten sich die Klingen unsrer Dialektik. Meine eigenen Uebungen kamen dabei nicht in Betracht; wenn er etwas in petto gut hiess, hielt er es an sich, er war ein guter Mentor.

Meine lyrischen Produkte, die von diesem ersten Aufenthalt im Münsterthal herrühren, waren meist elegischer, bisweilen ironisch-humoristischer Natur. Einiges hat sich in meinem erst im Jahr 1839 bei Heitz ausgegebenen Bändchen «Gedichte von Ludwig Lavater» erhalten.

Der Abschied von Breitenbach fiel mir schwer; ich hätte den Schmerz nicht so leicht überwunden, wäre mir nicht ein späterer Herbstbesuch in Ittenweiler noch übrig geblieben. Lebert geleitete mich nach Colmar, im Gasthof zu den drei Königen brachten wir noch einen Tag in wirklich elegischer Stimmung zu; ich schied von ihm, schriftliche und musikalische Andenken mit mir nehmend. Von Schlettstadt aus nahm ich ein einfaches offenes Wägelchen nach St. Peter und zog mit Sack und Pack Mittags auf dem Landsitz der Familie Coehorn ein. Dort wohnte ich zuvörderst wieder einer Abschiedsscene bei. Hobe Berliner Verwandte waren im Begriff abzureisen; ich war froh, nicht früher unangekündigt gekommen zu sein. So fügte es sich leidlich. Meine Ankunft war selbstverständlich kein Ersatz

für die fortziehende Tante, doch war es keine unerwünschte Zerstreuung. Eugen, der älteste Sohn, war herzlich, hatte mir manches mitzuthemen, den andern Mitgliedern des Hauses brachte ich einen Theil meiner poetischen Improvisationen aus dem Münsterthale mit; die Verse an General Foy fanden vollen Beifall, obgleich man eben nicht liberal im landläufigen Sinne des Wortes gestimmt war. Bald darauf traf der nachmalige Deputirte und Maire von Strassburg Herr Fritz von Türkheim mit seiner Gemahlin (eine geborene von Degenfeld) ein, ich musste meine patriotische Anrede wiederholen; diesmal fiel sie auf ungemein günstigen Boden, und ich gewann durch den ungetheilten Beifall, der von dem Herrn und der Dame mir gespendet wurde, mit einem Schlag 100 Procent in der Meinung der gastlichen Familie. Meine Lage war in diesem Zirkel nicht mehr ganz dieselbe wie vor etwa vier Jahren. Man mochte mich, den damals kaum Siebzehnjährigen, beinahe wie einen Knaben gleich den Söhnen des Hauses behandeln, das liess sich jetzt nicht mehr thun. Ernsthaft suchte ich die Schuld der Gastfreundschaft durch etwas, das einem Sprachunterricht gleichkam, abzutragen; es konnte nicht als Aequivalent angenommen werden, bezeugte aber den besten Willen des «Präzeptors»; dann wollte ich in der überaus pittoresken Lokalität ein halb legendenartiges, halb historisches Denkmal stiften. Die Komposition des Rehs von Schwarzenburg hatte mich auch meine improvisirende Arbeitskraft kennen gelehrt, ich nahm als Unterlage eine Tradition, welche einem Ritter des Deutsch-Ordens die Gründung des Klosters Ittenweiler zuschrieb, und baute darauf ein erzählendes Gedicht, das ich in weniger als einem halben Monat zu Stande brachte. Die tägliche Arbeit las ich Abends vor. Es war mir durch die weiblichen Bestandtheile der Familie das selbstverständliche Gebot auferlegt, hier nicht in die Regionen des Rehs von Schwarzenburg überzuschweifen, streng sittlich und doch nicht langweilig zu sein. In der Zu-eignung konnte ich mich gewissenhaft also äussern:

Wenn ich von Kindesliebe hier gestammelt,  
Von Freundschaft und Natur und Pflichtgefühl,  
Was vor mir lag, ich hab es nur gesammelt,  
Und nur zum Nachklang wird mein Saitenspiel.  
Der Abendkreis am freundlichen Kamine,  
Der Saiten Klang und des Gesanges Chor,  
Der nahen Berge zauberhafte Bühne,  
Sie riefen leicht dies flücht'ge Lied hervor  
O nehmt sie gütig auf des Sängers Zeilen! etc.

Das übrige entfällt mir in diesem Augenblick. — Genug, «das Weiler» fand zuerst in engern, dann in weitem befreun-

deten Kreisen gefällige Aufnahme. Professor Arnold, dem ich im Coehorn'schen Hause meine Komposition vorlas, zeigte sich nach einiger Detailkritik befriedigt, war aber im Ganzen nicht gerade ermuthigend für meine deutschen Versuche, indem er meine Carrière in Frankreich berechnend, die germanisch-poetische Tendenz eher als störend ansah. Hätte ich ihn mit seinen eignen Waffen zu schlagen gesucht, ihm den glücklichen Ausgang seines «Pfingstmontags» vor Augen gehalten, da hätte er mir mit gerechtem Selbststolze geantwortet: non omnia possumus omnes und den Umstand betont, dass ein Lustspiel in Strassburger Mundart unter dem Patronat von Goethe und bei dem Wohlthätigkeitszweck, zur Beisteuer für die im Krieg von 1815 verbrannten Dörfer beizutragen, mit ganz besondern Glückchancen in die Oeffentlichkeit trat. Was boten dagegen lyrische deutsche Verse eines unbekanntes Studiosus?

In Ittenweiler hatte ich im Laufe des Oktober eine Anzahl von lyrischen und humoristischen Ergüssen in mein Portefeuille niedergelegt und fuhr später, die Abmahnung Arnolds nicht beachtend, in demselben nicht befruchtenden Fahrwasser fort. Anspielungen auf meine Verhältnisse mit der gastfreundlichen Familie erlaubte ich mir nicht, oder wenn ich es ausnahmsweise that, so geschah es in dermassen mysteriösen Ausdrücken, dass auch der strengste Puritaner keinen Stoff zu Tadel oder zu näherem Verständniss gefunden hätte. Durch den Aufenthalt und das Leiden in Dettweiler war ich gefeit, fürchtete mich über die Massen vor dem, was die Franzosen mit unübertrefflichem Ausdruck als «ridicule» bezeichnen, und sah die ausgezeichneten jungfräulichen und weiblichen Wesen des Hauses aus unerreichbarer Ferne, mir eher fremd als irgend welche Zuneigung verheissend gegenüberstehn. Auch in spätern analogen Verhältnissen hat mich ein derartiges Gefühl begleitet und mir über Verlegenheiten hinweggeholfen, die ich dem einfachen Naturinstinkte folgend nicht so leicht überwunden hätte. An einem andern Wendepunkt meines Lebens, etwa ein Dezenium später, gelang es mir nicht mehr so leicht, und ich hatte es bitterlich zu bereuen, meinen Grundprinzipien untreu geworden zu sein.

Ein ungezwungener Ton herrschte übrigens auf dem Land-sitze, die temporäre Gegenwart oder der Besuch einiger adligen Nachbarn that demselben keinen Eintrag. So verkehrte fast allabendlich während der Herbstferien ein westphälischer Edelmann, Baron von Vrinz, in Ittenweiler. Er war der Inhaber eines hübschen Schlosses mit Garten im nahen Sankt Peter und als Spielkonsorte in der Familie Coehorn sehr geschätzt. Dem Maltheser-Orden hatte er einige Dienste geleistet, war mit



dem Ritterkreuze geschmückt und mochte in Westphalen über ein ziemlich bedeutendes Vermögen schalten. Wollte man die älteste Tochter des Coehornschen Zirkels etwas necken, so wurde auf mögliche Verbindung der jugendlich blühenden mit dem bereits dem höheren Alter sich nähernden Baron angepielt. Nun, es werden in allen Kreisen der Gesellschaft Heirathen gestiftet, nicht unsinniger als die vorliegende sich erwiesen hätte; jedoch machte solcher Nörgelei immer ein gegenseitiges Lachen ein schnelles Ende.

Zu Mystifikationen war man in muntern Kreise auch nicht ungerne aufgelegt, und da ich eine gute Dosis naiven Zutrauens in die Glaubwürdigkeit und Wahrhaftigkeit der andern mit mir herumtrug, wurde ich einigemal die Zielscheibe oder Mittelpunkt solcher possenartiger Streiche. Wir hatten uns, Eugen von Coehorn und ich, einmal auf dem Heimwege von Barr oder Mittelbergheim erlaubt, an dem äussern Rebwege einige reife oder unreife Beeren abzustreifen; man wollte mich an nächstfolgenden Tagen überreden, es sei von den Maires besagter Kommunen eine Vorladung eingekommen zum Kostenersatz. Einen kurzen Augenblick ging ich in die Falle, aber dieser Moment und meine verlegenen Züge waren hinreichend, eine homerische Lachexplosion hervorzurufen. Mein treuer Freund und Begleiter hatte sich selbstverständlich dem Komplote des häuslichen Kreises angeschlossen.

Für ein anderes Schelmenstück war eine komplizirtere Inszenirung benöthigt. Man erwartete eine vornehme holländische Familie; der Vater ein retraitsirter höherer Beamter von Batavia, und zwei erwachsene Töchter. Eines Nachmittags stürzte einer der muthwilligen Gebrüder in mein Zimmer: Komm schnell hinunter, die X... sind verfrüht angekommen; unsere Schwestern machen in Stotzheim Besuche, bis sie herbeigeholt, lässt Mama in den Salon bitten, du trägst zur Unterhaltung bei. Nichts Schlimmes ahnend, stürme ich mit Eduard hinab, bleibe indess betroffen an der Thüre stehen, als ich zwei seltsam gekleidete Frauenzimmer mit dem Rücken gegen mich gekehrt am Kamine bei der Dame des Hauses und eifrig sprechend, sitzend erblickte und vom niederländischen Vater keine Spur. Auch diese gut angelegte Mystifikation war von kurzer Dauer, die zwei barockverkleideten Fräuleins konnten sich nicht beherrschen, drehten sich herum, und ihre Schadenfreude über die gelungene Fastnachtsscene röthete mehr als das Kaminfeuer ihre Wangen. Ich ergab mich ohne allzuvielen Kummer in meine Rolle und lachte mit; was mich aber einigermaßen ärgerte, das war nach der reellen Ankunft der Niederländer das Auffrischen der Posse à mes dépens. Ich behaupte nicht, dass solche gesell-



schaftlichen Scherze streng zu verpönen seien, in einsamem Landleben lassen sich dafür gültige Entschuldigungen anführen, nur glaube ich nicht, dass öftere Wiederholung mit wirklich generösen Gesinnungen auf die Länge bestehen könne. Die älteste Tochter, das liebevollste Glied der Familie, gestand mir in spätern Jahren, als sie temporär aus ihrer zweiten Heimath Livland die Vatererde wieder betrat, dass «ich doch allzu gut und zu wenig nachtragend gewesen sei» und dadurch den erfindungsreichen Boshaften allzusehr die Hand geboten habe. So viel ist gewiss, dass ich durch jetzige Erfahrungen gewitzigt und gepanzert schwerlich das Gleiche wieder hinnehmen würde.

Anfangs November kehrten wir nach Strassburg zurück. Von den entblätterten Wäldern nahm ich einen wehmüthigen Abschied. Im Vaterhaus traf ich Spenle und lebte mit ihm die schönen Ferientage noch einmal durch. Er ist mir ein treuer Freund geblieben und trug dieselbe Zuneigung auf Verny und Stahl hinüber. Mit Letzterem unternahm er im Mai und April 1822 einen wahrhaft aventurösen Ausflug auf den Belchen. Es ist jammerschade, dass häusliche gestörte Verhältnisse ihn zu industrieller Carrière trieben, worin er im Grund verkümmerte und, da ihm das raube Klima des Münsterthals nicht zusagte, mit verfrühtem Tode abging (1837).

Im Laufe des Winters 1821/22 ging ich je mehr und mehr in der aristokratischen halb deutschen halb französischen Gesellschaft auf, wurde von der vorsorglichen Frau von Coehorn dem Präfekten Baron von Malouet vorgestellt und musste, obgleich diese Ceremonie keine praktischen Resultate mit sich brachte, darin die ernsthafte Voraussicht einer mütterlichen Freundin erkennen, die mir aus meiner prekären Lage herauszuhelfen bemüht war.

Der verdienstvolle liberale Präfekt war der wohlgelittene Verehrer der polnischen Gräfin von Levetzow, die sich mehrere Monate vor ihrer Abreise nach Karlsbad in Strassburg aufhielt und die ausgezeichnetste Gesellschaft um sich versammelte. In ihrem Salon ward meine Wenigkeit dem Baron Malouet vorgeführt. Bei einer andern Gelegenheit habe ich ausführlich die verschiedenen intellektuellen, sozialen und jugendlichen Bestandtheile der Eingeladenen in einer derartigen Soirée zu schildern gesucht und an die blendende Erscheinung der Fräulein Ulrike von Levetzow erinnert, die bald nachher im Böhmischen die Augen und das Herz des greisen deutschen Dichterkönigs fesselte. Frau von Coehorn hatte einen Augenblick den Gedanken gehegt, mich der polnischen Familie für ihre jüngere Tochter als philologischen Begleiter mitzugeben; die Idee kam nicht zur Ausführung, vielleicht hätte ein derartiger Ausflug,

wenn auch nur vorübergehend, einen Aufenthalt in Karlsbad in nächster Nähe Goethes für mich kaum berechenbare Folgen nach sich gezogen; aber vielleicht auch nicht, es stand ganz anders in den Sternen geschrieben. Eine Rolle, wie diejenige des getreuen Eckermann, war mir nicht beschieden, und wie mehrmals in meinem Leben, lief ich wohl Gefahr, in die Sonnennähe gebracht, statt mich zu wärmen, unbenutzt und ungesehen wie ein Atom zu verbrennen.

Die Verbindungen mit dem Oberelsass blieben zu Bestand. Im Februar 1822 feierte man in der Hartmannschen Familie eine doppelte goldne Hochzeit. Lebert, als Mercurius' Vermittler, beehrte von mir ein Carmen und schickte eine Einladung zum Hochzeitsmahl in Colmar. Die Einladung schlug ich aus, dem ersten Wunsche war mir leicht, Genüge zu leisten, und ich hatte den einsiedlerischen Genuss, meine, wie soll ich es nennen, Panegyrik des greisen Hartmann und seines Schwagers auf Velinpapier mit grotesken gothischen Lettern gedruckt zu lesen. Die Glückwünsche der beteiligten Abkömmlinge blieben nicht aus.

In der Rechtsfakultät war ich nicht müssig und machte die vorgeschriebenen Examina leidlich durch, nur konnte ich mich mit dem Code de procédure nicht auf guten Fuss stellen. Da mir die praktische Uebung in einem Anwaltsbureau abging und ich solchen Beschäftigungen widerstrebte, waren meine Fortschritte leider sehr mässig, und es sollte mir in der Jurisprudenz wie in der Theologie ergehen; mein ästhetischer Trieb überwucherte, mir selber unbewusst, das Brodstudium. Meinem poetischen Widerwillen gab ich in einigen lyrischen Produkten freien Lauf und gab dadurch meinem unklaren Streben zum Voraus eine innere Bevollmächtigung. Es war im Grunde wieder ein frevelhaftes Beginnen, so unsinnig wie meine Reise und mein Aufenthalt in Lausanne vor bereits drei Jahren. Meine immer etwas schwankende Gesundheit musste vorhalten. Ich arbeitete gewissenhaft und im Grunde doch zwecklos.

Als die Vakanzen herbeikamen, war ich zum Voraus entschlossen, die Gastfreundschaft im Münsterthal in Anspruch zu nehmen. Mein Onkel in Lausanne hatte mich mit zärtlichem Drange zu sich eingeladen, und ich hätte wohl besser gethan, die einfache Schlafkammer im Winzerhause mitten in der Geist und Gemüth erhebenden Gegend wieder zu besuchen, allein die Zauberbilder des vorigen Herbsts umgaukelten mich, zogen mich an wie eine Fata Morgana, und mit Verny bestieg ich in den letzten Tagen des August die wohlbekanntere Diligence. Bei nahe ohne vorläufige Ankündigung meines Besuchs und felsenfest auf die frühere Anerbietung zählend, kam ich nach Münster,

quartirte mich zuvörderst in den Gasthof ein und erfuhr dort durch Lebert und Spenle, welch Letzterer das väterliche Haus verlassen und ebenfalls in einer Dependenz der Hartmannschen Gebäulichkeiten sich angesiedelt, dass Mad. Fritz Hartmann erkrankt und die Hausordnung etwas gestört sei.

Retrospektiv müsste ich mir den Vorwurf machen, nicht alsobald meine Kompassnadel gegen Süden gedreht zu haben. Allein wie gesagt, ich war im Halbtraum des verflossenen Jahres befangen und nahm, ich will nicht sagen unbesonnen, doch etwas voreilig die alsbald erfolgte Einladung in das gastfreie Haus an.

«Ich unterwerfe Sie nur einer Regel,» sagte die edelmüthige Hausfrau; «wir essen mit unsern Beamten um 2 Uhr zu Mittag, erscheinen Sie richtig zu jener Stunde.» Ich liess mir das nicht zweimal sagen, aber das Programm der zarten mütterlichen Freundin dehnte sich sogleich auf die übrigen intimeren Abendthees aus, welchen sehr oft die Damen der andern Zweige beiwohnten, und bei denen ich meine Bereitwilligkeit, den Cirkel in die Erzeugnisse der neuern französischen Literatur einzuführen, kundgab. Lamartine war der gefeierte Tagesdichter, Casimir Delavigne und Béranger schon zum Theil bekannt, auch fanden hin und wieder meine deutschen Versuche bereitwilliges Gehör.

Im Grunde sollte man, wenn eine Ferienreise oder ein Aufenthalt in schöner Umgebung und sympathischer Gesellschaft gut abgelaufen, denselben Versuch nicht wiederholen und den ersten Eindruck in seiner unangetasteten Reinheit bewahren. Selten erweist sich der zweite ebenso günstig. Wenn ich die wunderliebliche Herbstzeit von 1822 überdenke, kommt mir ein leiser Anflug von Zweifel, ob meine Gegenwart zu Münster ebenso gerne gesehen war als im vergangenen Jahre. Lebert war in jeder Beziehung derselbe geblieben, jede Stunde, die er nur einbringen konnte, widmete er mir. Mit gewohnter Geschicklichkeit befliss er sich, mein Portrait mit Bleistift abzukonterfeien. Verny las mir dabei Racine's Athalie vor. Die Ausflüge auf nahegelegene Berge oder in kleine Seitenthäler machte ich meist allein. Nach Sulzbach, einem damals ganz verwahrlosten Bade, begleitete er mich mit einem jungen Beamten der Fabrik, Herrn Billing, dessen Bruder, in der französischen Diplomatie angestellt, eine nicht unbedeutende Rolle spielte. Sie waren die Enkel des bekannten alsatischen Topographen, dessen Werk lange massgebend blieb. In Sulzbach zeichnete Lebert auf dem Friedhof das alte Beinhaus, und mich in dieser Umgebung dominirten die Byronischen Anflüge; es floss dabei einige Affektation mit unter.

Naturwüchsig waren aber die heitern und kecken Winzerfeste. Im gesegneten Jahre 1822 herbstete man sogar im hochgelegenen Münsterthal bereits Mitte September bei südlicher Temperatur. Die jüngeren Damen der Hartmannschen Familie prangten mit improvisirten Rebenkränzen als Haarschmuck; einige Strophen der gesammelten Gedichte von Ludwig Lavater stammen aus jenen glücklichen Tagen. Die «herrliche Lina» war eine geborne und ausgebildete Virtuosin, ich sollte sie aber nicht in diesem brillanten Wirkungskreise sehn; dieses Glück war später meinem Freunde François Génin vorbehalten; er ermangelte nicht, in anmuthigen französischen Versen das bedeutende Talent zu feiern. Der vergötterten Tochter eines steinreichen Vaters (Jaques Hartmann) schien das schönste Erdenloos vorbehalten; die Arme starb in kaum entwickelter Jugend an einer Brustkrankheit. Ihrer Tante, Madame Henri Hartmann, wurde fast zur selben Zeit dasselbe Loos zutheil. Hatte wohl das rauhe Winterklima des Bergthals an diesen Blüten genagt?

Ich entfernte mich, den Eingriff des rauhen Geschicks in diesem Frauenkreis nicht ahnend, am Anfang Oktober und betrat wieder das stillere Ittenweiler, wo ich diesmal nicht die Berliner Verwandten traf, aber einer Hochzeitsfeier in der Dienerschaft zu allem Anfange beiwohnte. Diego, der spanische Kastellan, heirathete eine ehemalige Kammerfrau der Baronin; Eugen hatte den Brautwerber abzugeben, ob gerade zum Glück der Angeworbenen, lasse ich dahingestellt. Diego, mit den Eigenschaften eines treuen ergebenen Verwalters, verband die unzerstörbare Natur eines Südländers; feuriges Blut rollte in seinen Adern, er war in hohem Grade jähzornig und mag der sanfteren Genossin manche harte Stunde bereitet haben. Auf konfessionellem Boden war es eine Mischheirath; der katholische Aktus ging in der Kirche von Sankt Peter vor sich; querfeld-ein, über Wiesen und Rebhügel zogen wir zu Fusse nach Mittelbergheim, wo der evangelische Pfarrer recht hübsche Worte der gegenseitigen Toleranz sprach, die Eugen nach dem einfachen ergreifenden Gottesdienst dem Herrn Bräutigam verdeutschte. Auch hier zweifle ich sehr, dass er den guten Rath befolgte. Es hallen noch in meinen Ohren die klaren Stimmen der Kinderchöre; ich war tief ergriffen und theilte meinem Freunde nicht mit, dass die Vorahnung eines vereinzelt Lebens mich unwiderstehlich ergriff.

Vor Ende des Monats trat Eugen als surnuméraire in die Präfekturverwaltung, ich beneidete ihn um die regelmässige Laufbahn, die sich ihm öffnete und gewiss mit Erfolg, hätte er sich dem Joch gefügt; aber nach kurzem Zwischenraum



schrieb er mir bereits nach Ittenweiler, er gleiche einem Vogel, dem die Flügel beschnitten und der im Käfig verkümmere. Ich konnte es leicht voraussehen, dass er die Probe nicht bestehen würde. Bei all' ihren unbestreitbaren trefflichen Eigenschaften hatte Frau von Coehorn die Natur ihres Sohnes nicht richtig aufgefasst; er war zum Militär geboren und hätte als solcher eine Carrière wie sein zu Leipzig verstorbener Vater gemacht. Aber die Mutter hatte all' das Bittere und Herbe des Soldatenlebens durchgekostet; in ewiger Unruhe und mit feindlichem Gemüthe folgten ihr die Erinnerungen an die Schlachtenscenen des Kaiserreichs auch in die friedliche Restaurationsepoche nach; sie und alle von ihr aufgestifteten Freunde bekämpften die leidenschaftliche Neigung des ältesten Sohns; er wurde im eigentlichsten Sinne umgarnt, abwendig gemacht und bezahlte mit einem unregelmässig hin und her geworfenem Leben oder abgerissenem planlosen Treiben den Irrthum einer allzu zärtlichen oder sorgsamem Mutter.

Auch ich kehrte pflichtgetreu, doch mit einigem Widerstreben zu meinem Rechtskursus zurück. Zu meinem grossen Leidwesen war Verny nach Paris abgegangen; dort sollte er sein drittes juristisches Studienjahr zubringen. Auch Mader hatte eine Präzeptoratsstelle bei einem protestantischen Pariser Pfarrer, Herrn Boissard, erhalten. Ich vermisste sie beide; Charles Cuvier, der seit einem Jahr als Professor der Geschichte am Lyceum funktionirte, war mit Arbeit überhäuft. Wir sahen uns indess regelmässig am Sonntag und lasen zusammen Camoens. Mit Byrons Werken wurde ich je mehr und mehr vertraut und förmlich für ihn eingenommen. Er verdrängte eine Zeitlang die Heroen der deutschen Dichtkunst.

Im Laufe November oder Dezember hatte Lebert eine hübsche vermögende Colmarer Braut heimgeführt, seine kurze Hochzeitsreise brachte ihn nach Strassburg. Rosette zeigte sich dem Freunde ihres Mannes gegenüber recht liebenswürdig. Wir besuchten zusammen das Theater. Die eheliche Verbindung Leberts that dem im Münsterthal geschlossenen Bunde keinen Abbruch. Von Herzen wünschte ich den beiden Neuvermählten alles mögliche häusliche Glück. Ihn zu beneiden fiel mir nicht ein. Als die beiden Brautleute wieder abgezogen, drückte mich meine bis dahin fast aussichtslose Lage fast zu Boden. In der Familie Coehorn bemerkte man meine Verstimmung und Traurigkeit. Die ältere der Töchter des Hauses errieth gar wohl die geheime Ursache und geruhte mir einige Trostworte hinzuwerfen, die ich nicht undankbar, aber doch nach deren reellen Werthe und wahrer Bedeutung abschätzte und aufnahm.

Unter den Fremden, die in jener Zeit den Coehornschen



und Bussierreschen Gesellschaftskreis bildeten, nahm ein junger Engländer, Robert Hume, eine hervorragende Stelle ein. Nur oberflächlich dem Bankhause Frank & Bussierre empfohlen, hatte er sich durch seine persönlichen Eigenschaften und seine Qualität als Engländer in Kurzem sehr beliebt gemacht; an mich schloss er sich ebenfalls an, mein ungeheuchelter Enthusiasmus für englische Literatur und meine Naivetät hatten sein Herz gewonnen; für die Kenntniss der französischen Sprache, deren Studium er hier eifrig betrieb, konnte ich ihm Dienste leisten, die Methode verbürgen: wir sahen uns täglich und unsre Verbindung zog sich über Strassburg hinaus nach Rom und Paris; es war eine aus Aristokratismus und Liberalismus zusammengesetzte Natur. So gewann er sich Freunde nach beiden Richtungen hin. Graf von Rechberg, ein Sohn des bayerischen Ministers, bewegte sich in demselben Zirkel, sehr wohlwollend für mich, doch keineswegs sich hingebend wie Robert Hume; mochte er doch fürchten, ich könne eines Tags seinen Kredit, wäre es auch nur auf literarischem Boden, in Anspruch nehmen. Eine mir durchaus antipathische Persönlichkeit that sich im Kurländischen Kreise hervor, das war Herr von Drachenfels, der sich nach einem Duell in Heidelberg, wo sein Gegner von seiner Hand fiel, nach Strassburg geflüchtet hatte. Weit entfernt, seine Unthat zu bereuen — denn er hatte den Widersacher leichtsinnig herausgefordert und sich auf dem Terrain wie ein rechter Freigeist und Fanfaron betragen —, rühmte er sich des Vorfalles und zeigte sich im Damenkreise wie ein kecker Byronscher «Korsar». Der Ausdruck seiner regelmässigen schönen Physiognomie war für mich in hohem Grade widerwärtig; er verkörperte vor meinen Augen, wenn ich ihn neben einem der noblen Fräuleins in dem Contredanse figuriren sah, einen satanischen Emissär. Um seinen ehrenwerten Oheim, Herrn von Gansau, gruppirteten sich noch andere Jünglinge aus den russisch-deutschen Ostseeprovinzen; ihre Namen und Physiognomien haben keine weitere Spur in meinem Gedächtniss hinterlassen. Unter die widrigen Figuren klassire ich einen andren Norddeutschen, Herrn von Mengden, der in der Skandalgeschichte jener Zeit sich einen hässlichen Ruf erworben, aber dennoch in den höhern Kreisen gute Aufnahme fand; war er doch Baron und reich. Derartigen anrühigen Subjekten gegenüber regte sich mein Unmuth und das Gelächter meiner Freunde, wenn ich, ein wahrer Don Quixote, meine Gedanken offen darlegte.

Im Vorfrühling bei höchst ungünstigem Wetter besuchten wir, Eugen und ich, auf wenige Tage das für uns beide paradiesische Landhaus. Die Expedition der französischen Südmarmee

nach Spanien stand bevor; Eugen liess sich mit aller angewandten Mühe kaum beschäftigen; da er keine Militärschule besucht hatte, war der Eintritt in einen höhern Rang, etwa als Adjutant eines der Generale, die seinen Vater geschätzt, mit so vielen Schwierigkeiten verbunden, dass die Pflichttreue gegen seine Mutter die Oberhand gewann; er ging bald darauf in die etwas freiere Forstverwaltung über, aber auch dort war sein Verbleiben nicht auf die Dauer.

Der kurze Winteraufenthalt in Ittenweiler bei tosendem Nordwinde liess mir von der aristokratischen Nachbarschaft keine angenehme Erinnerung zurück. Eine alte invalide Baroness in Stotzheim hatte sich so leidenschaftlich für die Befreiung der spanischen Bourbonen durch die französischen Waffen erklärt, dass ich, obgleich von Hause aus in politischen Ansichten sehr moderirt, mich nicht enthalten konnte, höflich zu widersprechen und sogar das alte Regime vor 1789 der Restauration vorzuziehen, was mich einer unliebsamen Massregelung aussetzte. «Sie sagen, mein Herr,» erwiderte belfernd die alte Marquise von ihrem Lehnstuhl hinab, «Sie sagen, dass man vor 1789 wenigstens Spottlieder singen durfte. Nun, wenn die Radikalen das jetzt nicht können, so mögen sie stillschweigen.» Das war auf Französisch viel lakonischer ausgedrückt: «Ils ne peuvent pas chanter, dites-vous; eh bien qu'ils se taisent.» Ich verbiss meinen Ingrim.

Zu Hause traf ich meine arme Mutter bedeutend erkrankt, von jener Zeit ab ging es schon schneller mit ihr abwärts. Ich war diesmal umso bekümmert, da sich unsre Neuwieder Verwandten, von einer italienischen Reise heimkehrend, aus der Schweiz ankündigten. Das Wiedersehn ihres ältern Bruders (aus erster Ehe) war für die Kranke indess belebend, sie hielt die ermüdenden Probetage gut aus. In meinem engen Dasein machte die Bekanntschaft mit der ausgezeichneten gebildeten Herrnhuterfamilie wahrhaft Epoche. Der Kontrast zwischen meiner gewöhnlichen verwandtschaftlichen Umgebung und diesem trefflichen Elternpaar, dem mit mir in gleichem Alter stehenden Sohn Karl und der etwas ältern Tochter Sophie war, wie soll ich sagen, so schneidend, so handgreiflich, dass mir Hören und Sehen verging. Die Tochter war eher elegant als puritanisch gekleidet und ihre aufgeweckte liebliche Physiognomie stimmte mit ihrer halb weltlichen Erscheinung zusammen; ich konnte mich nicht enthalten, dem bezaubernden Wesen, das mir viel von Italien erzählte, meine Huldigung darzubringen. Spuren dieser kurzen dreitägigen Begegnung sind in meinen gesammelten Gedichten übrig geblieben, doch behielt ich mein Herz von jeder leidenschaftlichen Anhänglichkeit frei. Die Tante,

eine ernste engelländische Frauengestalt, imponirte mir und zog mich an; ich nahm meine fünf Sinne zusammen, einer Einladung nach Neuwied zu widerstehn, ich hätte mir dort auch bei temporärem Verweilen die Kenntniss des Englischen gut angeeignet, aber dabei vielleicht meine Ruhe eingesetzt. Welche Aussicht konnte ich meiner reizenden Cousine wohl eröffnen? Sie vermählte sich zu Herrnhut mit einem Vorsteher der Brüdergemeinde, zog als Missionarin zum zweitenmal nach Westindien und schloss ihr segenreiches Wirken vor nicht sehr geraumer Zeit. Mein jüngerer Bruder hat sie noch in Herrnhut besucht.

Im Hochsommer 1823 wurde ich auf dem Punkte, eines der Lizentiaten-Examen zu bestehen, von einem tückischen langwierigen Halsübel befallen, das nur energischen Mitteln wich. In diesem unseligen Zustand, ausgehungert und abgemagert, traf mich Verny, der aus Paris in die Heimath zurückkehrte und mich durch seinen Zuspruch über die Misère des krankhaften Zustandes hinüberhob. Mit eindringlicher Uebersetzung bekämpfte er meinen waghalsigen Gedanken eines aventurösen Aufenthalts in Paris, er und Cuvier schilderten mir die prekäre Lage eines «Sprachlehrers» mit grellen Farben. Bei all' meinem phantastischen Gelüste behielt ich immer den Gebrauch eines gesunden Menschenverstandes, mein Körper konnte den Entbehrungen nicht Trotz bieten: ich entschloss mich umso eher, zu warten, da Lebert durch interlineäre Uebersetzung einiger meiner poetischen Versuche schon Ozaneaux und Casimir Delavigne für mich eingenommen und früher oder später sich eine Thür öffnen mochte. Ich war durchaus nicht unerschwer zu befriedigen, zu jeder Dienstleistung im Gebiete des Privatunterrichts aufgelegt. Mader zog gerade von hier aus nach Schweden, Schnitzler in derselben Qualität nach Russland. Das Loos des Erstern fand ich sogar beneidenswerth. So gestimmt und resignirt, zeigte ich im Herbst mein verhärmttes Gesicht in Ittenweiler; man erschrak, übte indess Samariterpflichten an mir aus, und nach wenig Tagen zeigte sich, ich darf es sagen, providentiell ein Ausweg, der mich zunächst nach Paris und zwar mit günstiger Versorgung führte.

Drei bis vier Stunden südlich von Ittenweiler liegt auf einem reizenden Vorhügel der Vogesen das pittoreske Landgut Kinzheim, damals der Familie des ehemaligen Intendanten Mathieu de Faviers zugehörig, unstreitig eine der schönsten elsässischen Besitzungen, an der Grenze des Ober- und Unter-Elsass. Natur und Kunst hatten ihr Bestes geleistet bei dieser anmuthigen Schöpfung. Zwei anspruchslose, seitdem in einen stattlichen Herrensitz umgewandelte Häuser lehnten sich an

Rasenteppiche, Baumgruppen und einen einträglichen Rebhügel, welchen die pittoreske Schlossruine Kinzheim mit allem Zauber der mittelalterlichen Vorzeit krönte. Von dort ab bildet ein Bergeinschnitt einen natürlichen engen Thalgrund, von beiden Seiten mit lieblichen parkähnlichen Waldparthien bekleidet; höher hinauf schliessen sich naturwüchsige Waldungen an und führen immer aufwärts steigend, oft von Lichtungen unterbrochen, zur riesenhaften Hohkönigsburg. Neu angelegte breite Pfade und Fahrstrassen haben seitdem das prächtige Hohenstaufenschloss dem Verkehr der Touristen näher gebracht. Vielleicht war es in seiner schwerer zugänglichen Höhe für Bergsteiger ein besserer Zielpunkt. Genug, Kinzheim, der moderne Wohnsitz mit seinem Blick auf die weite fruchtbare Ebene, auf die Wälle und Kirchen von Schlettstadt und die blaue Bergkette des Schwarzwalds, dann mit dem Rückblick auf die gleichnamige Schlossruine und den vielversprechenden Waldgrund, bot sich dem Landkundigen und dem Fremden als ein Juwel moderner Gartenkunst und ein mittelalterliches geschichtliches Wahrzeichen. Von dort kamen an einem schönen Septembertage zwei Damen und ein älterer Chaperon oder Begleiter. Die eine der Damen in voller Jugendfülle prangend, mit feinen Gesichtszügen, war eine Tochter des ehemaligen Generalintendanten und nunmehrige Gräfin de Jaucourt-Montigny, d. h. sie hatte vor kurzem einen Adoptivsohn des Marquis de Jaucourt geheirathet; ihr Schwiegervater mochte in den letzten Dezennien des 18. Jahrhunderts zu den galantesten, geistreichsten Kavalieren der hohen Aristokratie zählen; am Hofe wohlgesehen, neigte er indess beim Ausbruch der Revolution zu der liberalen konstitutionellen Partei, zählte unter dem Direktorium zu den treuesten Talleyrand-Freunden und bekleidete bei der zweiten Restauration, im kritischen Spätsommer von 1815, eine Stelle im Ministerium. Unter den wenigen protestantischen Familien von hohem französischen Adel war sein Haus eines der ersten, wo nicht das erste. Nach einer passionirten Jugendzeit widmete er im höheren Mannesalter seinen Pariser Glaubensgenossen die besten Kräfte und stand hochgeehrt durch Geist, Abkunft, Vermögen und theilweise politischen Einfluss auch unter den katholischen streng royalistischen Pairs von Frankreich. Fräulein Mathieu de Faviers, durch ihre Verbindung mit Graf Montigny-Jaucourt und durch die natürliche Grazie ihrer ganzen Erscheinung, ging einer glänzenden Zukunft in Paris entgegen. Bei ihrem nachbarlichen Besuche in Ittenweiler zeigte sie sich so anspruchslos wie ein aus der Pension entlassenes Mädchen.

Beseeligend war ihre Nähe,  
Und alle Herzen wurden weit.



Die andre Dame, **eine** etwas ältere Begleiterin und frühere Gespielin, war noch **unverheirathet**, keineswegs schön, ihr Gesicht hatten Narben der **Blattern** etwas entstellt, ein gutmüthiger Ausdruck ruhte über den Zügen. Es war die Cousine der Gräfin, eine Demoiselle Mathieu, die Tochter eines Appellhofraths von Colmar. Bei Tische kam ich hart neben ihr zu sitzen und fand mich wohl in der Nachbarschaft. Ein voll und schön gebauter Körper, eine elegante Haltung stellte das Unbefriedigende der Gesichtszüge in Schatten — wenigstens für mich —, ich war nicht verwöhnt und fand mich unwiderstehlich angezogen durch die Leutseligkeit des Fräuleins oder der Dame, wie man sie auch bezeichnen mag. Ihre Stellung war augenscheinlich eine etwas untergeordnete; bei mancher andern hätte etwas davon auf dem Gesicht sich verrathen. Das war nicht der Fall bei Hortense Mathieu, wenigstens nicht in diesem letzten Stadium ihrer zwanziger Jahre. Es entspann sich zwischen ihr und mir ein kaum unterbrochenes Gespräch; mit den herangewachsenen und anwachsenden Gliedern der Ittenweilerschen Familie und andern gegenwärtigen Verwandten überstieg die Zahl gar sehr die Zahl der Musen, welche sonst bei einem intimen Zirkel nicht überschritten werden soll. Ich entdeckte in meiner Nachbarin so viel natürlichen Witz, eine für eine Bewohnerin der Provinz so ungewöhnliche Bildung und für meine Person eine so liebenswürdige Zuvorkommenheit, dass ich mich gefesselt fühlte und gerne fesseln liess. Auch ohne Fatuität konnte ich fühlen, dass mein Benehmen nicht missfiel; ich gab mich dem günstigen Augenblicke ganz hin, und da doch alles ohne Berechnung, ohne Zudringlichkeit, kam die Partnerin auch mir auf halbem Weg entgegen. Es ging von der fast üppigen Gestalt eine sympathische Nervenströmung aus, die mich, wäre ich nicht an Selbstbeherrschung von jeher gewöhnt gewesen, leicht berauschen konnte. Noch an demselben Abend, schon bei hereinsinkender Nacht, zogen beide verführerische Wesen wieder ab mit ihrem männlichen Begleiter, dessen Name mir total entfallen ist. Ich durfte mir schmeicheln und unwillkürlich gestehen, dass ich an diesem mit rothem Striche für mich im Kalender zu bezeichnenden Tage eine neue Freundin gewonnen. Meine Vorempfindung sollte sich bestätigen und zwar in kürzester Frist.

Ich wusste, dass Marquis von Jaucourt sich ebenfalls mit seiner Schwiegertochter in Kinzheim aufhalte. Er selber kam auf kurzen Besuch, ganz vorübergehend, nach Ittenweiler. Eine stattliche Erscheinung! Bereits an der Grenze des höhern Mannesalter stehend, war der Urenkel Mornay's noch schlank und feingliedert wie ein angehender Dreissiger, eine noble



Physiognomie und das Behaben eines Kavaliers vom besten Schlage. Seine Gegenwart löste sich in einer Unterhaltung am Kamine sotto voce mit dem General von Coehorn auf; ich glaube nicht, dass ich dem Hofmann und Exminister von Ludwig XVIII. bei dieser Gelegenheit vorgestellt wurde. Bald darauf erhielten die Söhne des Hauses eine Einladung mit mir auf eintägigen Besuch nach Kinzheim. «Wenn Sie mit Herrn von Jaucourt sprechen,» belehrte mich Frau von Coehorn, «so geben Sie ihm nur am Anfang den Titel ‚Monsieur le marquis‘.» Eine für die Dame und für die Zeit nicht unwichtige Bemerkung; sie ist ein Zeugniß für den Takt und den im Grunde humanen und ächt liberalen Sinn der Besitzerin von Ittenweiler. Zugleich erhielt ich einen Wink, dass man für mich auf eine Gouverneur- oder Präzeptorstelle bei dem jüngern Sohne (Felix) Mathieu Faviers bedacht sei; der bisherige Präzeptor sei auf dem Punkte, auszutreten. Ich glaubte deutlich die Hand von Hortense Mathieu zu erkennen.

Wir fuhren, Eugen und ich, im Laufe des Morgens an bezeichnetem Tage ab. Zu ungewohnter Stunde langten wir an, es wurde uns ein Frühstück aufgetragen. Die Pariser Besuche waren in alle vier Winde zerstreut, zu Hause trafen wir nur die ältere, indess noch Spuren ausgezeichneter vergangener Schönheit bewahrende Dame des Hauses, die Baronesse Mathieu de Faviers, geborne de Franck von Strassburg. Eugen stellte mich unbefangen als einen Schulkameraden vor. Man wollte mich beobachten, das lag zu Tage, bevor irgend eine Resolution gefasst wurde. Herr von Jaucourt hatte sich auf einen Spaziergang oder Ausflug begeben, er sagte sich bei dem bekannten Charakter der Hausfrau von jeder Verantwortlichkeit los. Ich wusste in der That nicht, welchen Eindruck ich hinterliess; die imposante Gestalt und Haltung der Baronin verschüchterte mich, der Vater war abwesend. Felix machte uns die Honneurs der Gärten, der Parkanlagen, der Schlossruine auf eine für ihn sprechende natürliche Weise. Ich fühlte, er wollte mir eine günstige Idee geben von seiner Lebensart und seinem Charakter. In der alten Schlossruine stiegen wir in eine ovale Fensterbrüstung, die keine Schutzwehr bot. Zum guten Glück war ich schwindelfrei und konnte dem siebzehnjährigen kecken Jungen auch dreist in die Augen sehn. Er trug mir seine in Schweighäuser's Werk gesammelte lokale Baukenntniss vor. Damals hätte der künftige Schüler den Meister recht sehr in diesem Fache beschämen können. Es ist unglaublich, wie wir damals verwahrlost in der elementaren Architektur zu Strassburg aufwuchsen.

Mit den reifen Oberländer Trauben von Kinzheim machte

ich zum erstenmal Bekanntschaft. Zum Voraus gewann ich den eventuellen Aufenthalt lieb. Wir schieden in dieser späten Jahreszeit gezwungen vor dem Diner und kamen durch Nacht und Nebel nach Hause. Ich gestehe, dass ich doch etwas froh war, dem stummen Examen entronnen zu sein. «Ich bin überzeugt, Sie haben sich nicht blamirt,» sagte mir beruhigend die mütterliche Freundin. «Erlauben Sie mir, bis auf weitem Verlauf zu zweifeln,» erwiderte ich.

Die Entscheidung sollte nicht lange anstehn. Herr Mathieu de Faviers war zu Strassburg im Frank-Bussierre'schen Hause angelangt. Dorthin wurde ich berufen. Ich fand mich einem abgemessenen, aber ausnehmend höflichen Weltmann gegenüber. Unsere Verhandlung war kurz. «Sie wünschen sich in Paris temporär aufzuhalten; wir können Ihnen die Gelegenheit dazu bieten. Sie sind hier von wohlwollenden Freunden umringt; wir verlassen uns auf das Zeugniß, das man ihrem Charakter ausstellt. Morgen reise ich nach Kinzheim, ich stelle Ihnen frei, mich sogleich zu begleiten.» Es war der Abschluss dieser gegenseitig leicht geführten Unterhandlung.

Bevor ich in das Innere des Hauses Mathieu-Faviers aufgenommen wurde, hatte ich, eigentlich schon seit längerer Zeit, die Unfälle, die demselben zugestossen, durch Verwandte und Befreundete desselben und zum Theil durch die Oeffentlichkeit erfahren. Eine blühende Tochter, die ältere Schwester der Gräfin Jaucourt, war nach kurzer ehelicher Verbindung im Wochenbette gestorben; für die Eltern ein furchtbarer Schlag, den beide nie verschmerzten. Der älteste Sohn, Eduard, war aus nie bekannten, nur von der Mutter beargwohnten Ursachen einem, wie es schien, unheilbaren Trübsinn verfallen. Man schrieb das Unheil zuerst einem übertriebenen Studium der Philosophie unter Professor Bautains Anleitung zu. Die Behauptung war unsinnig, doch wurde sie lange Zeit als unbezweifeltes Faktum aufgestellt und verursachte dem hochgefeierten, vielbewunderten Lehrer manche trübe Tage. Ich sollte nun mit diesem Unglücklichen näher bekannt werden; er hatte sehr viel lichte Augenblicke, Tage und Wochen, nur kehrte sein irrsinniges Benehmen krisenartig und launenhaft wieder und war für die Näherstehenden beklemmend. Man dachte, glaube ich, damals schon, den früher gutmüthigen Jüngling einer milden väterlichen Aufsicht in der Anstalt von Avenches zu übergeben, vorläufig war er noch im elterlichen Hause, und als ich mit dem Baron in Kinzheim anlangte, bat mich gleich bei der ersten Unterredung die bekümmerte Mutter, mich des ältern Bruders sympathisch anzunehmen. «Er wird sich leicht und dankbar an Sie anschliessen,» fuhr sie fort, «vor neuen

Bekanntschaften, die ihn nicht in seinen ersten Anfällen gesehen, scheut er nicht zurück, er fühlt sich unbefangen.» Ich versprach mein Bestes, nur fühlte ich mich zu allem Anfang beklommen; eine Behandlung derartiger Kranken oder Zöglinge war mir durchaus fremd, und ich hatte schon allzu viel durch die Bussierre und Coehorn über diese Geisteskrankheit ihres Veters und Freundes erfahren, zuviel von den angewandten Mitteln, der Zerstreuungsreise nach England u. s. f. gehört, dass mich nicht eine Anwandlung von Beklommenheit überfallen musste. Doch war ich schon allzu viel vorgeschritten, zurück zu treten hätte ich als Feigheit angesehen, und die Eltern flossten mir Zutrauen ein, da ich beinahe wie ein schon eingewohnter Freund empfangen worden.

Die Mutter behandelte mich von allem Anfang an als einen engern Kompatrioten, als einen Elsässer, und führte mich mit wahrer Feinfühligkeit in die intimeren Beziehungen ihres Hauswesens und die Charaktere der Umgebung ein. Dem kaum dreiundzwanzigjährigen Novizen schien dieses Aufrollen des Vorhangs ungemein schmeichelnd. Man hatte mir die Dame als eine herrschsüchtige Frau geschildert, nun fand ich das Gegentheil: ein liebevolles Entgegenkommen, für die zukünftigen Verhältnisse nur Gutes und Schönes verheissend. Auch muss ich jetzt, nachdem die verehrte Frau bereits seit mehr als vierzig Jahren nach langwieriger Frauenkrankheit mit Tode abgegangen, mir eingestehn, dass in später eingegangenen Verpflichtungen ähnlicher Art ich wohl hervorragende Eigenschaften getroffen, aber nie mehr dasselbe mütterliche Wohlwollen, wozu freilich der bedeutende Altersunterschied, die physischen und moralischen Leiden der Baronin und die inneren Verwicklungen des Hauses das Ihre beitrugen.

Auf eine harte Probe sollte ich gesetzt werden und zwar gleich zu allem Anfang. Seinem jüngern Bruder war der Kranke unhold; ich hatte kaum angefangen, mich mit meinem Zögling durch einige lateinische Lektüre zu beschäftigen, als die Eltern durch gewisse Symptome zu bemerken glaubten, es sei besser, die beiden prophylaktisch zu trennen. Felix siedelte zu benachbarten Schlettstadter Freunden über, und ich fing damit an, einen täglichen Spaziergang auf das eine halbe Stunde entfernte Landhaus zu richten; kein unerwünschtes Ziel, denn es fanden sich dort anspruchslose, einfache Mädchen, die mich wie die Bewohner von Kinzheim zuvorkommend aufnahmen. Doch kaum war dieser modus vivendi im Gange, da fiel bei Tische zu Kinzheim ein Ereigniss vor, welches mir gegenüber die Stimmung des Kranken als etwas Unheimliches aufdeckte. Ich weiss nicht mehr, auf welche missliebige tadelnde Bemerkung

Herrn von Faviers', machte der Sohn eine Bewegung mit dem Messer, welche den beklommenen Vater bewog, sich nach heftigem Ausbruch des Unwillens zu entfernen. Ich sass verblüfft, auch die Mutter winkte mir nach und überliess den Sohn einem vertrauten Bedienten.

Da ich einige Male Eduard Mathieu in den einsamen Wäldern am Fusse der Hohkönigsburg auf die Jagd begleitet, er mit einer Flinte versehen, ich unbewaffnet, und er sich an meiner Verlegenheit zu weiden schien, so wurde mir doch etwas unwohl zu Muthe, und ich sah nicht ungern meine Abreise mit Felix nach Paris herannahen. Die ersten Novembertage waren vor der Thür; er sollte in das Collège Bourbon zurück, wir hatten in Strassburg Abschied zu nehmen. Ich entfernte mich, das muss ich eingestehn, aus meiner Vaterstadt mit kaum verhaltener Freude. War doch all' mein Sinnen seit Jahr und Tag gen Paris gewendet, war doch mein sehnlichster Wunsch, die Eltern zu entlasten, nun erfüllt. Goldne Berge versprach ich mir in der Hauptstadt nicht, aber ich wusste, dass für mich dort die Pfade schon geebnet waren, ich wusste, dass ich Freunde treffen und jedenfalls in der neuen Umgebung Stoff zu «deutscher» Komposition und zu französischer Fortentwicklung finden würde. Mit Briefen von mehreren Seiten versehen, setzten wir uns in die landesübliche Diligence.

Im Jahre 1823 zog, besonders in Winterszeit, eine Reise nach Paris mancherlei Beschwerden nach sich, Zeitverlust war nicht die geringste; dieselbe Route, die jetzt per Eisenbahn in 11—12 Stunden abgemacht wird, forderte damals 72—80 Stunden, drei Nächte und vier Tage. Es war eine Höllenqual, in einem solchen Kasten mit 18—20 Passagieren zusammengepackt zu sitzen und mehr oder weniger zu verkehren. Mein junger Reisebegleiter, durch vorherige Angewöhnung und Erfahrung belehrt, zog vor, in die äusseren, wenn auch kaum geschützten Räume zu siedeln; ich kam in das Innere neben eine ältliche Dame, die zu ihrem Herrn Gemahl, einem Intendanten, nach Cadix reiste und sich als eine nicht sehr angenehme Nachbarin erwies. Mir gegenüber kokettirte eine von Dresden zurückkehrende französische Gouvernante, niedlich, aber etwas keck, dabei religiösen Eifer affektirend, jedes Kruzifix am Wege begrüßend und über die gottlosen Kerls schimpfend, die den «bon dieu» verläugneten und sich über die Französin aufhielten, wenn sie auf den regelmässigen Besuch der Messe bestand. Das wäre nun sehr schön und gut gewesen, wenn nicht hinter diesem Fanatismus das «Weibliche» ein kaum verhehltes Spiel getrieben. Die gestrenge Dame neben mir, vielleicht eine verkappte Protestantin, warf strafende Blicke auf die schöne



Kokette hinüber, die ohne Scheu vor der Reisegesellschaft ihre langen Rabenhaare auflöste und mit dem Kamm in Ordnung brachte. Ein andres Symptom fiel mir auf, ich hatte in meiner bisherigen elsässischen Umgebung mir eingebildet, der Liberalismus sei ein Gemeingut der französischen Mittelklassen und keine Spur von Ergebenheit an die Bourbonen-Herrschaft. Nun sollte ich gerade das Gegentheil erfahren. Die französische Intervention hatte einen glücklichen Erfolg gehabt, Spanien war für den König Ferdinand VII. zurückgewonnen, die Cortes zerstört. In der öffentlichen Meinung folgte ein theilweiser Rückschlag, der sich auch bei den Deputirtenwahlen im Winter 1824 kund gab. Die Reisegesellschaft um mich her war bourbonistisch gesinnt, es konnte kaum die Furcht vor Aufpassern diese Aeusserungen hervorrufen. Auf den Grad war unter einer verschrieenen Regierung die Polizei nicht allgegenwärtig.

In Zabern stiegen zwei elegant gekleidete Passagiere ein, der eine schien mir der Präzeptor eines jüngeren und seine Gesicht-Physiognomie nicht unbekannt. Sie hatten von Strassburg aus auf die ersten Plätze Anrecht, ich gab den meinen ohne Widerrede her und fragte den Herrn, ob ich nicht die Ehre gehabt, ihn bei Prof. Hepp zu treffen. Er verneinte es kategorisch, nicht unhöflich, aber so, dass jede Annäherung abgeschnitten wurde. Ich glaubte ihn 4 oder 5 Jahre später in einem ministeriellen Salon als Herrn Lerminier, den bekannten juristischen und belletristischen Schriftsteller, zu erkennen. Er blieb verschlossen, die gemeinsame Unterredung verstummte. Ich kam neben die hübsche Dresdnerin zu sitzen. Die Nacht brach langsam herein, während wir die Zaberner Steige hinauffuhren; seltsam-peinliche, retrospektive Erinnerungen durchzuckten mich in der bekannten äusseren Umgebung und nun, in so verschiedener Lage, unter wildfremden verummten Gestalten. In Pfalzburg wurde ein frugales Nachtessen eingenommen, und hier überfiel mich der ganze volle Schmerz der Trennung von der Heimat; wäre es nicht unsinnig und im Grunde unschicklich gewesen, ich wäre abgestiegen und umgekehrt an diesem Scheidepunkt vom Elsass. Während der Nachtruhe neigte meine Nachbarin ihr niedliches Köpfchen auf meine Schulter, nachdem sie mit unvergleichlicher Naivität sich die Erlaubniss zu dieser «Freiheit» eingeholt. Ich trug nicht unwillig die sanfte Bürde.

Es herrschte ein unfreundliches Regenwetter, nichtsdestoweniger drang mein Zögling in mich, als wir am nächsten Morgen Nancy erreicht, mit der nun einmal begonnenen Fahrt auszudauern und nicht, wie es vorher bestimmt, in Bar-le-Duc einen Tag lang der Ruhe zu pflegen. Es war dies nämlich eine Uebereinkunft mit der Baronesse, die sich meiner sorglich angenommen



und glaube, ich würde kaum von meinem Halsübel geheilt die drei- bis viertägigen Strapazen nicht ungestraft überstehen. Ich hatte diesen Verzug in unserm Reiseplan dankbar angenommen und wollte auf den Vorschlag des voraussichtigen Felix nicht eingehn. Er hatte sich, behauptete er, mit dem Conducteur besprochen und erfahren, dass alle Diligencen, die uns in Bar-le-Duc eine geraume Zeit lang nachfolgen würden, zum Voraus belegt, und unser beider Fortkommen beeinträchtigen könnten. Ich sah in den geäußerten Wünschen nur die brennende Begierde eines jüngern doch gewandten Begleiters, schneller an Ort und Stelle zu sein. Wie sehr seine Voraussicht bestätigt und ich beschämt wurde, habe ich gleich zu melden.

In Bar-le-Duc kommen wir in der Mitte der zweiten Nacht an. Es war schon eine nicht unbedeutende Verspätung. Mit genauer Noth verschafften wir uns Aufnahme im Gasthof. Den folgenden Tag verträdelten wir unthätig in den kothigen Strassen der kleinen Stadt, vergebens hoffend, die nächstfolgende Landkutsche werde früher eintreffen. Unsere Mahlzeiten hatten wir mit einigen witzigen Lokalbeamten eingenommen; sie machten uns auf die verbindlichste Weise die Honneurs des Tisches, das half aber nur über zwei Stunden hinaus. Die Ungeduld bemächtigte sich unser, als eine rabenschwarze Novembernacht hereinrückte, keine Diligence sich sehen liess und die Glocke zwölf schlug. Felix war auf der Lauer, unsere Koffer zum Aufladen gerüstet; er stürzt herein: Nun, da haben wir's, kein Platz in dem Innern, auch nicht im Kabriolet, wir müssen uns auf die offene Imperiale bequemen. Der Conducteur nimmt uns par grâce auf! Ich hatte nichts zu erwidern und nahm stillschweigend Platz auf einer allen Elementen ausgesetzten Holzbank.

Die Lage war untröstlich, der Regen rieselte herab und drohte mit stärkerem Gusse. — So werden Sie's nicht ausdauern, sagte mir versorglich Felix; ich mache das leichter als Sie — Was wollen Sie, erwiderte ich kleinlaut, ich bin Schuld an der Ungelegenheit und bin verpflichtet, mit und bei Ihnen zu bleiben. Ich wüsste nicht, wesshalb, sagte der verwegene Junge, ich werde nicht unterwegs zu Grunde gehn. Einen Vorschlag! — Nun, der wäre? Sie bleiben in St. Dizier, wo wir jetzt anlangen; ich bin im Gasthof bekannt, Ihren Koffer nehme ich mit, Sie steigen ab mit ihrem Handgepäck. Sie kommen mit den lokalen geschlossenen Pataschen langsam aber sicher nach. Schneller Entschluss ist da nöthig. Der innere Kampf, den ich bestand, war kurz, aber heftig. Seien Sie ganz ruhig, bester Herr, begann der Junge wieder; der Conducteur ist ein braver Mann, kennt meine Eltern, wird mich schon in die Diligence

hineinzuschwärzen wissen, käme ich auch auf die Knie einiger Passagiere zu sitzen. Den letzten Theil der Rede ausgenommen, konnte ich in die lakonischen aufrichtigen Worte des Sohnes von Herrn Mathieu de Faviers Zutrauen fassen, er trug einen auf dieser Route allbekanntesten Namen. Von ihm geleitet stieg ich in den menschenleeren Strassen von St. Dizier herunter von dem halsbrecherischen Sitze, wir gelangen an den Gasthof, stöbern durch heftiges Klopfen den Gastwirth heraus, Felix entfernt sich in strengem Trabe. Ich werde in ein Zimmer geführt, in dessen einem Winkel ein Fremder hingelagert, aus seinem Schlummer geweckt und mir ihm gegenüber ein anderes Bett angewiesen wurde.

Der Fremde verlangte nach Licht, musterte mich und fragte mit ausgezeichnete Höflichkeit, ob er mir nicht schon irgendwo begegnet. — Ich musste es verneinen, wie mir andert-halb Tag zuvor in Zabern von dem vermeintlichen Lerminier widerfahren, doch meine Antwort, mein Gesicht, mein ganzes Benehmen musste dem fremden Gaste ungefährlich scheinen; er fragte mich aus über die Umstände meines nächtlichen Besuchs, die gab ich nun mit der mir angeborenen Offenheit. «Nun, da reissen wir zusammen, sagte er; die Patache geht morgen mit Tagesanbruch nach Vitry, dort treffen wir eine nach Châlons-sur-Marne.» Diese Worte klangen mir wie eine frohe Botschaft in die Ohren, ich warf mich halb auf oder in mein Bette, der andere löschte sein Licht, und ich schlief unbesorgt den Schlaf des Gerechten.

Jetzt wäre ich eines solchen Zutrauens, einer solchen Sorglosigkeit durchaus unfähig und möchte auch niemand rathen, mein Experiment vom November 1823 als ein bewährtes anzusehn.

Mit Tagesanbruch fuhren wir von St. Dizier ab. Der Regen der vergangenen Nacht war einem plötzlich eingetretenen Froste gewichen; durch die Ritze und Risse der übelgeschlossenen Patache war die Kälte sehr fühlbar. Mein Gefährte, der sich als ein commis voyageur auswies und mich immer musterte, fragte mich mit kaum verhaltenem Spotte, ob man in Strassburg Pelzmützen wie ich trage? Ich hatte in der That einen etwas verjährten Winterkopfsputz auf meinem noch schlaftrunkenen Haupte. Ich erwiderte kurzweg, dass mir dieses veraltete Kleidungsstück gegenwärtig gute Dienste leiste. In derselben primitiven Landkutsche sass eine respectable Frau mit ihrem Sohne. Die Einnahme von Cadix bildete den Gegenstand des allgemeinen Gesprächs und ich konnte meine frühere Beobachtung bestätigen: Die Gesellschaft war bourbonistisch gesinnt; die ehrenwerthe Mutter gab die Erklärung ab, ihr gegen-

wärtiger Sohn brenne vor Begierde, in eine militärische Vorschule zu treten und der weissen Fahne zu dienen.

Es war eine mehr als langwierige, beschwerliche Reise. Erst am späten Abend kamen wir über Vitry le français in Châlons an, hatten somit zu einer Strecke, kaum soweit wie von Strassburg nach Colmar, einen ganzen Tag verbraucht. In Châlons erfuhr ich, dass der Patachendienst sich nur bis Epernay ausdehne, eine direkte Diligence nach Paris erst von Château-Thierry abgehe. — Ich wurde somit von einer Ungelegenheit in die andere hinüberggeführt. In dem weltberühmten Epernay landete ich am folgenden Mittag in einer sehr primitiven Strassenherberge, fast entschlossen, nur den einen Tag dort noch auszudauern und dann, wenn kein Noth-Rettungsplatz in herbeieilenden Elsässer oder Lothringer Diligencen sich ausweise, ein Wägelchen zu miethen und nach Château-Thierry überzusetzen. Von Kälte und Ungeduld aufgerieben, auch nicht sehr erbaut von dem Gespräche der Stammgäste am windzügigen Küchenkamin, legte ich mich mit anbrechender Nacht in ein ungemüthliches Bette; da liess sich gegen 10 Uhr die Rettungstimme der gefälligen Wirthin vernehmen, es stünde ein Platz frei im offenen Kabriolet einer Diligence. Ich liess mich nicht zweimal rufen, dankte für die erwiesene Gastfreundschaft und kam in der Frostnacht zwischen den Conducteur und eine dreifach eingemummte weibliche Person zu sitzen, die sich bei Tagesgrauen als eine Müllerin aus Etampes zu erkennen gab, mich über meine Qualität befragte, Zutrauen und unverdiente Neigung fasste, mich mit kalter Küche zum Leben brachte. Wir waren beide starr vor Kälte, eingefrorene Strassengräben, dichter Reif auf Pappeln und Ulmen am Wege berechtigten wenigstens meine schmerzliche Stimmung und das ungeduldige Verlangen, endlich unter Dach und Fach zu sein.

Der Müllerin musste ich einen Besuch versprechen, sollte mich je mein Weg nach oder durch Etampes führen. Des Samariterdiensts, den sie mir in früher Morgenstunde dieses Frosttags geliefert, blieb ich wohl dankbar eingedenk, kam auch mehreremal, doch als eigner Herr und Meister, durch das niedliche Etampes und entsagte gezwungen, der braven Frau meine nicht verjäherte Erkenntlichkeit auszusprechen. Und dann, hätte sie sich meiner wohl erinnert? Meist fallen die Versuche, so flüchtige Reisebekanntschaften wieder anzuknüpfen, unglücklich und frostig aus.

Von der Hauptstadt hatte ich beim Einfahren nichts gesehen als schlechtbeleuchtete Faubourgstrassen, sodann die Räume eines dichtbesetzten Restaurants im Absteighof der Diligence. Mich trieb die Unruhe selbstverständlich nach dem Hôtel Faviers

in der weitabgelegenen Rue Pépinière, ich warf mich in einen Fiacre, hoffte meinen Zögling zu Hause zu treffen, aber weg war er, ausgeflogen, wie mir der Concierge zu verstehen gab, mit einem befreundeten Mömpelgarter Preceptor und dessen Schüler, Sohn von Herrn von Jahune. Ich beruhigte mich und hatte, als er mich in geeigneter Morgenstunde aufweckte, Kälte, Müdigkeit, Reiseabenteuer reinweg vergessen, verschlafen, musste aber dagegen seine Erlebnisse vernehmen und mich und ihn speziell als einen Schützling höherer Mächte ansehen, dass nach unserer Trennung ein bedrohlicher Unfall nicht eingetreten war, ein Unfall, der meiner kaum angetretenen Laufbahn ein schnelles Ende bereitet und auf meine schmalen Schultern eine nicht geringfügige Verantwortlichkeit gehäuft hätte. Es war nämlich zwischen St. Dizier und Vitry der Nachtfrost eingetreten und hatte sich Glatteis gebildet, welches die Diligence einen Augenblick mit Umsturz bedrohte; der Conducteur und mein gewandter Freund hatten sich von der luftigen, ungeschützten Imperialebank an dem Haltseile von dem schwankenden Wagen herabgelassen und gerettet: das hergestellte Gleichgewicht kam den im Innern Reisenden zu Gute und verschaffte dem auswärts sitzenden «Herrenknaben» die Gunst, theilweise des Tags seinen Platz umzutauschen und sich in der Atmosphäre der grösseren Gesellschaft gütlich zu thun. Jugend erträgt alles; in dem zunächst liegenden Hôtel Jaucourt gaben unsre bestandenen Gefahren nur Anlass zu etwas muthwilligen Scherzen. Weniger leicht nahmen die zwei Monate später eintreffenden Eltern das ganze Reiseerlebniss; den Beweis, wie sehr man mich liebte und schätzte, trug ich in dem totalen Vergessen dieser Episode davon. Jetzt, nach mehr als einem halben Jahrhundert, bin ich wohl mehr davon ergriffen als ich es in dem ersten Augenblick war. Ein erhebliches Resultat, eine unauslöschliche Erfahrung trug ich indess davon; ich verfiel während meiner spätern Laufbahn als Erzieher beinah in das entgegengesetzte Extrem von Aengstlichkeit und Responsibility und plagte damit viel weniger die mir anvertrauten Pflöglinge als mich selber in melancholischen Stunden.

Berauschend, überwältigend waren für mich die ersten Tage und Wochen in Paris, überwältigend der erste malerische Eindruck des Lebens und Treibens in den Strassen und auf den Plätzen, vor den monumentalen öffentlichen Gebäuden. Der gutwillige Felix führte mich zu allem Anfang durch die grandiose Rue de la Paix nach den Tuileries und dem Louvre. Des Abends wohnten wir leider auf einer der obersten Galerien des Théâtre français der Darstellung der Tragödie Sylla von Jones bei, Talma in der Titelrolle. Obgleich mir der Vollgenuss



der politisch anrühigen Tragödie durch die grosse Entfernung der Szene in etwas verschmälert und vergällt wurde, konnte ich mich doch dem Eindruck dieses einfach grossartigen Spiels des ersten Tragöden damaliger Zeit ungestört hingeben und mich zum Voraus auf die Winternächte freuen, die mir derartige Vollgenüsse gewähren sollten. In der That, wenn ich die Namen Talma oder Mars auf den Theaterzetteln las und es sich einigermassen thun liess, entsagte ich willig dem Mittagessen, machte in der kalten Galerie des französischen Theaters geduldig stundenlange queue, mir ein wohlfeiles, meinem Einkommen angemessenes Parterre-Billet zu erobern, und nahm in der eilften Stunde vorüberlaufend in einem Café oder einer Pastetenbude mein verspätetes einfaches «Gastmahl». Dieser Angewöhnung und diesem Theaterenthusiasmus blieb ich Jahre lang treu, bis mich später die Verpflichtung, Zöglinge in das Schauspiel zu geleiten, verstimmte, sodann allmählig der Ueberdruß an solcher halb erzwungenen Zerstreung sich einstellte.

Mein erster Besuch in Paris galt Professor Ozaneaux. Er wohnte Quai St. Paul, darauf in der Ile St. Louis, ein stundenlanger Weg von der Rue Pépinière, den ich fast immer zu Fuss absolvirte. Ozaneaux war mir in der Hauptstadt ein providentieller Freund und Mentor, die Aufnahme in seiner einfachen, gastfreien Haushaltung eine herzliche. Dieses seltene Glück verdankte ich Verny und Lebert, nicht meiner Wenigkeit. Fast jeden Sonntag brachte ich in der liebevollen Familie zu. Ozaneaux gab sich dazu her, die historisch merkwürdigen Punkte mit mir zu besuchen; er zuerst führte mich an der finstern Abbaye vorbei; die Hauptmonumente des linken Seine-Ufers sah ich zuerst mit seinen Augen.

Es fiel die Zeit unserer ersten Bekanntschaft in die Rückkehr des Herzogs von Angoulême aus Spanien. Dem Einzug des königlichen Prinzen an der Spitze seines Etat-Major durch den Arc de l'Etoile wohnte ich an Ort und Stelle bei, hierauf dem offiziellen Empfang des «Triumphators» von seinem Onkel dem König auf dem Mittelbalkon (pavillon de l'horloge) der Tuilleries. Ich will nur eingestehn, dass ich von der Szene einigermassen ergriffen war. Die ungeheure Menschenmasse in den Gartenräumen bis auf die Schlossterrasse heran, das zum Theil obligate, zum Theil freiwillige Vivat und Jubelgeschrei, und hoch über der Menge die offiziell-kordiale Familienscene auf dem Altan, wo sich zu linker Hand des invaliden sitzenden Monarchen der Monsieur Graf von Artois und der Tagesheld stehend, auf der rechten Seite die Herzogin von Angoulême und die Herzogin von Berry in Fauteuils, wie ein historisches Bild



abhoben. Wiederholt drückte Ludwig der XVIII. seinem Neffen die Hand; der Herzogin von Berry, die Neapolitanerin, schien obgleich in Pelze gehüllt, die rauhe Dezemberluft nicht zu behagen, ihre Blutverwandte, die Herzogin von Angoulême, blieb theilnahmlos.

Ich theilte Ozaneaux meinen naiven Eindruck mit. «Sie kommen aus der Provinz», erwiderte er, «und haben die Feste der Kaiser-Epoche nicht gesehen. Die da oben stehn, haben leider, nach dem bekannten Ausdruck, nichts gelernt und nichts vergessen.» Ich hatte nichts darauf zu erwidern.

Das eigentliche Siegesfest wurde erst einige Tage darauf gegeben; Vorbereitungen und Inscenirung besuchte ich mit meinem Eleven. Wir kamen dabei, ich will nicht behaupten in volle Lebensgefahr, doch in eine Ungelegenheit, die ohne des braven Jungen Geistesgegenwart in höchst Gefährliches umschlagen konnte. Beim Hinausdrängen aus dem Tuilleriesgarten durch das Gitter, dem Pont Royal gegenüber, wurden wir beide dermassen gegen die eisernen Barren gestossen und gequetscht, dass irgend eine Verletzung ohnfehlbar erfolgen musste. Felix de Faviers ergriff resolut mit beiden Händen das Gitter, stemmte sich mit Rücken und übrigem Körper gekrümmt gegen die rücksichtslose Masse, dass er für sich und seinen ältern Freund freien Raum eroberte, selbstverständlich viele Flüche und Schimpfworte einerntete, doch seinen Zweck erreichte. Dieses instinktive Gebahren, durch beiderseitige Briefe an Eltern und junge Freunde nach Strassburg berichtet, zog ihm einen anerkennungsvollen Spitznamen zu, den ich aber hier nicht näher zu bezeichnen wage.

Es widerfuhr mir noch einigemal später, sei es allein, sei es mit anderer Begleitung, mich bei Illuminationen oder Feuerwerk an fürstlichen Namensfesten in Pariser Massen zu verlieren; ich würde solche Wagestücke niemand anrathen oder zugeben, dass mir Angehörige in solchen tauben, unerbittlichen Menschenhaufen sich umherwerfen liessen. Für Frauen oder Mädchen schiene es mir jetzt ein Unmass rücksichtsloser Unsitte.

Ganz in dieselbe Zeit fiel ein bekannter Giftmischerprozess und das Todesurtheil gegen den Verbrecher. Ein junger hochbegabter Arzt hatte in einem Restaurant zu St. Cloud seinen Freund und Klienten zu Tode gebracht, in der hässlichen Absicht, ihn zu beerben. Die Schuld des Angeklagten war bis zur Evidenz erwiesen; Theilnahme für den Ruchlosen war keine möglich, wenn man nicht seine Jugend und seine Intelligenz mit in Anspruch bringen wollte. Der Tag der Hinrichtung war festgesetzt, Alles drängte sich nach der Place de Grève. Auf

dem Wege nach dem Quai St. Paul fand ich mich in den Menschenknäuel unbedachtsam hineingewickelt und blieb, ich mochte wollen oder nicht, auf dem Wege, auf welchem der Unselige zum Richtplatz sich durchschleppte. Er ging zu Fusse, neben dem tröstenden, das Kruzifix hinhaltenden Priester. Castaings hildschönes Angesicht war bleifahl, die Todesschrecken waren darauf unwidersprechlich eingegraben; der starke Geist erbebte vor der unbekanntenen Ewigkeit. Auch in der dichtgeschaarten Menge herrschte Todesschweigen. Ich liess mich fortschieben von der fluthenden Masse, kam vor dem Todeszug auf den Grèveplatz und bestieg dort, hart am Hôtel de ville, ein für beherzte Zuschauer errichtetes Gerüst. Hier war die Stimmung diametral verschieden von den von mir beobachteten auf den Quais. Studenten mit ihren Maitressen, Poissarden aus dem niedrigsten Volkshaufen hatten die improvisirten Bretter besetzt; grenzenlos unverschämte Reden waren zu vernehmen, der krasseste Cynismus machte sich breit. Castaing bestieg das Schaffott, neben ihm immer noch der Priester; da zog vor dem letztern der Scharfrichter den Hut ab, es war der letzte Wink; Castaing wurde wie ein starrer Holzklotz ergriffen, unter das Beil hineingeschoben. Ich sah nichts mehr; ich glaube wohl, es ergriff mich ein unwillkürliches Zittern. Ein Dezemberregen fing an, herunter zu rieseln. — *Est-il heureux!* sagte ein Student mit eisigkalter Intonation neben mir; *est-il heureux, la pluie n'est tombée qu'après sa tête.*

Ich rettete mich in ein Lesekabinet und liess die vorbeirrende Menge sich verlaufen. Der Inhaber und seine Frau äusserten sich wie ehrenwerthe Spiessbürger: «Sie haben doch genug Köpfe auf dem Platz daneben fallen sehen und drängen sich doch noch immer hinzu». — Ihr Kabinet schien nicht besucht, es war wohl als legitimistisch verpönt. Mich luden die braven Leute höflichst zur Wiederkehr ein, was ich denn leider bei der stundenweiten Entfernung meines Quartiers nicht versprechen konnte.

Von diesem Tag ab, nach den Reden und dem schamlosen Betragen auf dem Brettergerüste, hundert Schritte von der Guillotine, fing ich an, die französische Revolution zu verstehen; die Schuppen waren gefallen von meinen Augen, meine politische Erziehung war eingeleitet.

Doch im Vollgenuss der Jugend, vor täglich neuen Szenen, konnten die düstern Bilder nicht lange vor meinen Augen bestehen. Ich wollte vergessen und vergass.

Ein Hauptgenuss, den Paris mir in den ersten Monaten bot, war unstreitig die Bekanntschaft mit den Antiken, mit der unabsehlichen Gemäldegalerie des Louvre und in dritter doch

weit zurückgeschobener Linie mit der Gallerie der lebenden Maler im Luxembourg. Ueberwältigend blieb das Anschauen der Marmorgötter, Heroen und Philosophen der alten Welt. In wahrer Anbetung weilte ich vor der Diana von Versailles, der Venus von Milo, der verschleierten Polyhymnia. Jeder spätere Besuch bestärkte mich in meiner Verehrung. Mit Hülfe Ozaneaux und Leberts orientirte ich mich zuerst in der Gemäldegallerie und gab mich dann willenslos der Bewunderung der grossen Venetianischen Meister im Saale der Rotunde und der wenigen zurückgebliebenen Gemälde Raphaels hin. Ein liebeathmendes Portrait des grossen Urbinaten, lange wenigstens als solches angenommen, wurde jedes Mal von mir begrüsst, und das jungfräuliche Antlitz übte auf mich, wie auf unzählige andere, eine unwiderstehliche Anziehungskraft.

Im Luxembourg nahm ich auf Treu und Glauben die steifen Produkte David's und seiner Schule hin, konnte mich aber nie ganz mit Leonidas oder den Horaziern befreunden. Dagegen fesselte mich, ich will es nur gestehn, die wollustathmende Dido von Gérard, und Guérin's unheimliche Klytämnestra. Auch den kleinen Genregemälden war ich nicht abhold. Galileis *eppur si muove* steht mir nach 50 Jahren in klarer Erinnerung. An den Landschaften grossen und keinen Stils ergötzte ich mich aus angeborenem Hange. Selbstverständlich gingen mein Zögling und ich bei vielen dieser Besucher kameradlich zusammen; er war ganz wohl im Stande, mich in meinen elementaren Besichtigungen gut zu leiten. Die Salons seines Vaters, der als General-Intendant in Spanien mehrere Jahre lang herrliche Gemälde der spanischen Schule sei es durch Ankauf, sei es durch Geschenke erwarb, waren ganz zur Kunstbildung eines gut angelegten Jünglings geschaffen. Auch bei einigen lebenden Künstlern, Freunden seiner Eltern, wurde ich eingeführt. Ich nenne nur im Fluge den Portraitmaler Guérin, der sich in spätern Jahren nach Oberehnheim, seinem elsässischen Geburtsort, zurückzog, wo ich ihn noch bei der ehrwürdigen Familie Levrault im Greisenalter traf.

Auch Henri Lebert war mir ein intelligenter Führer auf meinem Besuche des Louvre und des Luxembourg. Er kam alljährlich während der Wintersaison nach Paris als Zeichner der Hartmannschen Fabrik. Seine Aufgabe war eine der schwierigsten: es lag ihm ob, in Fühlung mit der Modetendenz zu bleiben, den Geschmack des mobilen Publikums voraus zu bestimmen und in seinen Zeichnungen, die im Laufe des Jahres zur Ausführung bestimmt waren, seinem Patronatshaus einen bevorzugten Rang zu sichern. Das that er auch jahrelang mit unerschöpflicher Frische der Erfindungsgabe, und es ist nur der Wahrheit ge-

mäss, zu behaupten, dass er eine zeitlang in den Indiennes die Mode beherrschte. Rivalen entstanden ihm: freilich am Logelbach, zu Mülhausen und in den Thälern des Ober-Elsass, und zuletzt mit höherem Alter wurde auch seine Imagination abge-spannter. Mit seinen früheren Beschützern überwarf er sich sogar, wendete sich der Hausmannschen Fabrik am Logelbach zu und siedelte von Münster nach Colmar. Dort genoss ich dann bei frequenten Ausflügen seine unermüdliche freundliche Gastlichkeit.

In Paris, so oft es ihm seine Pflicht gestattete, war er mir zur Seite, und auf meine zukünftigen Verhältnisse bedacht, führte er mich patronirend in mehrere patriarchalische Häuser ein, worunter die Familie der Grafen de Sayre während sieben Jahren dem unbekanntem Elsässer ebenfalls eine unverdiente Neigung zuwandte. Beide Brüder, von Brabantischer Abkunft, hatten unter dem ersten Kaiserreiche in den französischen Armeen gedient, der eine, jüngere, in der ersten Restaurations-epoche durch eine Reise nach Sizilien sich in der literarischen Welt eingebürgert; beide Brüder waren den schönen Künsten ergeben, der ältere ein ausgezeichneter Violinist. Durch dieses gemeinsame Talent hatte sich Lebert bei ihm eingebürgert. In seiner einfachen, geschmackvollen Wohnung wurden sonntäglich Quartette aufgeführt; ich lernte alte Komponisten bei ihm kennen und schätzen. Mit deutscher und italienischer Sprache waren beide Brüder vertraut, das gemeinsame Band fesselte mich an das gastfreundliche Haus. Meine deutsche Versifikationsversuche fanden günstiges Gehör. Eine improvisirte Probe hatte ich indessen in erster Zeit zu bestehn. Von einer metrischen jambischen Uebersetzung des Filippo von Alfieri liess ich einmal ein Wort fallen; man zitierte mir einige prägnante Verse; obgleich meine Schülerarbeit auf einige Jahre hinauf reichte, hatte ich das Glück, mich dieser Stellen zu erinnern. Von jenem Augenblick an fasste ich festen Fuss im gastlichen Hause. Zu einem Besuche auf dem Schlosse des älteren Bruders zu Hall in Belgien habe ich es leider nie gebracht, und mit meiner Versetzung nach Strassburg (1840) nahmen die näheren Beziehungen ein Ende. Nur durch Lebert erhielt ich noch von Zeit zu Zeit Nachrichten von der liebenswürdigen Familie; mit dem Unglücksjahr 1848 verstummte auch dieses Echo. Mehrere meiner aufbewahrten und im Druck erschienenen lyrischen Gedichte sind im Hause des älteren Grafen bei seinen Musikvereinigungen entstanden. Ich verdanke dem Ehrenmann, der obgleich Legitimist und strenggläubiger Katholik, gegen mich immer nur die tolerante Seite herauskehrte, die besten, reinsten Anregungen von artistischen Genüssen während meiner Pariser Periode.



Mit der Ankunft der Eltern meines Zöglings, im Laufe des Januar 1824, kam ein ziemlich reges Leben in das Hotel de la rue Pépinière. Herr Ramond, der erste Explorator des Montperdu in den hohen Regionen der Pyrenäenkette, war als Elsässer ein beliebter Hausfreund und als Mitglied des Instituts hoch angesehen. Ich hörte ihm mit Vergnügen zu, wenn er sich in der Analyse von Shakespeares Hamlet erging und damit der starren französischen Tragödie entgegentrat. Es ging mir von Herzen, ihm dafür im Namen meiner abwesenden Schillerfreunde zu danken, ich liess mich das satirische Lächeln des Hausherrn dabei nicht anfechten. Er war ein Zögling der alten literarischen Schule und mochte wohl fürchten, sein Sohn könne unter meiner Leitung zu der heterodoxen neuen ästhetischen Schule hinübergezogen werden. Das lag aber weit ab von der Tendenz meines jungen Freundes, der es «de bon ton» fand, sich gegen die geschmacklosen Neuerungen zu erklären und seinem précepteur ein Schnippchen zu schlagen. Dem «klassischen» gusto wurde in einer Apparat-Soiree der Baronesse von Mathieu Faviers geopfert; man hatte den Akademiker Viennet bewogen, eine seiner in portefeuille gehaltenen Tragödien vorzulesen; ich glaube fast, sie war Sigismond betitelt und spielte in der vorburgundischen Geschichte. Die Gesellschaft war zahlreich und brillant: selbstverständlich die nächst anwohnenden Verwandten Marquis de Jaucourt mit Sohn und Schwiegertochter, die verwitwete hübsche Gräfin Rapp, Freundin der Frau von Montigny-Jaucourt, eine verwitwete Baronesse von Berkheim, deren Gatte den Vornamen Sigismond geführt und somit die Veranlassung zu einem affektirten Wittwenschmerze hergab; dann Mitglieder des Instituts, worunter mir Julien, der ehemalige Revolutionär und damalige Redakteur en chef der Revue encyclopédique in Erinnerung geblieben. Das Trauerspiel war über die Massen langweilig, dem Autor trug es dennoch das obligate Lob ein. Viennet hat sich in seinem höheren Alter als Akademiker und Literat durch seine geistreichen politischen Fabeln und Dialoge, durch seine satirischen Episteln einen nicht unverdienten Ruf erobert; in den feierlichen allgemeinen Sitzungen des Instituts nahm er, der Aelteste der Academie française, immer eine ehrenhafte Stelle ein und recitirte auf eine höchst pikante Weise seine jugendlich frischen Produkte. Dass er es auf 90 Jahre und gewissermassen zu einer Illustration bringen würde, mochte er im Jahre 1824 wohl nicht voraussehn, obgleich er mit einer hinreichenden Dosis Eigenliebe begabt war.

Um dieselbe Zeit traf ich im Salon des Marquis de Jaucourt mit dem damals kindlichen und knabenhaften Franz Liszt zusammen; es war sein erstes Privat-Debut in Paris, der



Kleine noch ganz unbekannt, durch die Dame des Hauses, Madame Fanny de Montigny-Jaucourt patronirt und von seinem Vater, einem ungarischen Melomanen und tüchtigen Musikkenner, noch wie ein Unmündiger behandelt. Den letzteren soviel als möglich zu unterhalten, wurde mir anbefohlen, und ich entledigte mich meiner gesellschaftlichen Pflicht gewissenhaft, ebensowenig wie die gegenwärtigen Gäste und Zuhörer die unerhört glänzende Zukunft des Wunderknaben ahnend. Noch sehr wohl besinne ich mich auf einige Punkte des mit dem Ungarn geführten Gespräches: wie er mir z. B. im Vertrauen sagte, der kaum den Kinderschuhen entwachsene Virtuose sei von einer unglaublichen Heirathswuth befangen, die ihm, dem Erzeuger, endlose Verlegenheiten in den Damenzirkeln bereite. Diese Befürchtungen realisirten sich in der That, und so gross der Ruhm des Klavierspielers und musikalischen Improvisators sich binnen kurzem steigerte, so wuchs in eben derselben, wenn nicht grösseren Proportion die Erotomanie des Hochbegabten. Durch seltsame Verwickelungen des Zufalls sollte ich in der Folgezeit und durch intermediäre Interessen damit vertraut und dabei betheilig werden.

Ausserhalb der beiden Häuser der rue Pepinière blieb ich meinem Systeme treu, von den damaligen literarischen Pariser-Illustrationen mir direkt oder wenigstens indirekt eine approximative Idee zu verschaffen und sie mit meinem Mischungs-system auf der Grenze zweier Nationalitäten und zweier Sprachen womöglich in Einklang zu bringen. Von der Literatur zweiten Ranges gaben mir öffentliche Konferenzen der «Société des bonnes lettres» eine hinreichende Schaustellung. Gestiftet war diese legitimistische kleinere Leseakademie zur Aufrechthaltung der guten Geschmacks und zum Ankämpfen gegen die vorrückenden täglich an Terrain gewinnenden Romantiker. Ich hörte dort den Geschichtsschreiber Lacretelle die verrufensten Terroristen portraituren und mit phrenetischem Applause die Schilderung der noch in allgemeinem Andenken stehenden Schreckenszeit vorführen. Die offenbar ins Grelle systematisch übertreibende Malerei konnte ich mit gutem Gewissen hinnehmen; weniger behagte mir das Herunterziehen des grundehrlichen Lafayette. Brissault deklamirte die «letzten Stunden Marie Stuarts»; Auger, der später mit Selbstmord endende Akademiker, gab Fragmente seines geistreichen Kommentars über Molière zum besten und der Sinologe Abel Remusat erging sich in Epigrammen gegen den Neologismus. Im Ganzen konnt' ich mit der dort gewonnenen Einsicht in das Verfahren der orthodoxen Tagescelebritäten mich ganz zufrieden stellen und von ihrem deklamatorischen Lesetalent mir vieles zu Nutzen machen. Die Sitz-

ungen waren besucht und von einem sympathischen Publikum wohl über die Massen gut aufgenommen; sotto voce indess vernahm ich um mich her auch hin und wieder satirische Ausfälle gegen die *lecturers*. Unter die Schafe hatten sich auch Böcke gemischt.

Mit grösserem Gewinn hörte ich mit meinem jungen Zögling und Freunde einige Vorlesungen Villemains im hochangefüllten Amphitheater der Sorbonne. Guizot und Cousin waren in jener Periode noch am Wiederbetreten ihrer Tribüne verhindert. Villemain spielte mit grosser Gewandtheit und Vorsicht, blos flüchtige Anspielungen sich erlaubend, die Rolle eines konstitutionell opponirenden Professors und riss eine enthusiastische Studentenschaft mit sich fort. Ich konnte mir nicht verhehlen, dass seiner gerühmten Improvisatorgabe ein wohlberichtetes Haschen nach Effekten und vorbereitete Phraseologie als Basis unterlagen — aber auch so war diese bald pompöse, bald ironische oder einfache Eloquenz bewundernswert, zehnfach gesteigert durch die elektrische Theilnahme einer tausendköpfigen Versammlung von jugendlich gelockten und vom Alter gebleichten Häuptern. Das Loos eines solchen Lehrers schien mir das wünschenswertheste, zum Gedanken konnte ich mich nie erheben, dass auch das Streben nach solchem Ziele wünschenswerth und das schlaff sich Gehenlassen eine Versündigung gegen sich selbst. In einzelnen Vorlesungen konnte ich mir stillschweigend das Zeugniß ablegen, dass ich, *pour le fond*, so gut Bescheid wisse wie der hochgefeierte Professor, z. B. bei seinen Vorträgen über Camoëns. Dass mir aus solcher Ueberzeugung nicht der Muth erwuchs, wenn auch aus weiter Ferne solche Bestrebungen zu hegen, ist mir heute noch unbegreiflich, oder vielmehr presst mir die Erinnerung das beschämende Selbstgeständniß aus, dass ich entmuthigt die Hände lieber schlaff fallen liess. Vereinzelter Anstrengungen war ich fähig, systematische Ausdauer blieb mir fremd; die Früchte mussten mir, so dacht ich wohl, von selbst in den Schooss fallen. Misstrauen in meine eigene Kraft fiel wie ein Mehlthau über mich.

Ungefähr in die nämlichen Wintermonate von 1824 fällt meine erste Bekanntschaft mit Casimir Dalavigne. Es war die Epoche der ersten Aufführungen der «*Ecole des vieillards*», wobei die seltene Gelegenheit des Zusammenwirkens von Talma und Mlle. Mars in demselben Schaustücke sich bot. Ueber die unnachahmliche Grazie, das korrekte Auftreten der Dame der grossen Welt, worin Mars das unglaublichste leistete, war schon damals Alles gesagt, Alles zum Gemeinplatze geworden. Ich hatte die berühmte Actrice bereits vor sieben Jahren in meiner Vaterstadt noch in voller jugendlicher Schönheit prangend athemlos ange-

staunt, und dennoch übertraf diese Exhibition mein Hoffen, meine Erwartung. Ich konnte mir sagen, ich sei auf der höchsten Stufe meiner Theatergenüsse angelangt und musste nun mich bescheiden, nur Kopien eines solchen Urbildes zu sehen. Talma in gewissen Szenen war ebenfalls tragisch gross; nur schadeten ihm in den Reihen seiner Zuhörer seine langen früheren Triumphzüge, seine Heldenrollen, mit dem Helm auf dem Haupte, oder der umgeworfenen Toga, wenn er sich in der «Schule der Alten» zu dem bürgerlichen Frack und dem verunstaltenden weissen Haarschmuck bequemen musste. Den beliebten Casimir, welcher über die «Sizilianische Vesper», die «Paria» und die «Komödianten über Tragödien- und Lustspieldichter» zum ersten Rang mit den damaligen literarischen Grössen sich emporgeschwungen, konnte ich mich nicht enthalten, mit meiner Wenigkeit, war es auch nur auf kurze Augenblicke, zu behelligen. Ich war ihm durch Verny, Ozaneaux, Lebert zum Voraus bekannt, letzterer hatte ihm durch eine korrekte mündliche Uebersetzung nach einem Frühstück bei Ozaneaux mehrere meiner lyrischen Gedichte, unter andern Verse über Hellas vorgetragen — wer dichtete anno 1824 nicht über Griechenland? Somit war ich eingeführt und fand in dem einfachen, anspruchslosen, bescheidenen Gesichte des Illustern die Realisation des Charakters, wie er mir von Freunden und Verehrern vielfach geschildert worden. Unsere realistische Zeit hat nicht das geringste Verständniss mehr für damalige Zustände, wo eine unbedingte neidlose Begeisterung für die literarische Illustrationen bei der unverdorbenen Jugend Wurzel gefasst und jede neue Erscheinung auf lyrischem und dramatischem Gebiete mit Jubel begrüsst wurde. Ich schied von Casimir Dalvigne und seinem Bruder Germain, dem gewandten Verfasser vieler grossen Operntexte und Scribes Mitarbeiter, ich schied mit dem Bewusstsein, beide wenig oder gar nicht befriedigt zu haben, doch mochte ich meinen Besuch kaum bereuen, zuversichtlich glaubend, dass er bei weitem unerträglichere und langweiligere Gesellen als mich geduldet hatte.

Was mich dann vor allem andern zu meiner Invasion bei Casimir Delavigne bestimmt hatte, war meine bevorstehende Abreise von Paris. Im Rathe der Götter d. h. im Rathe der Eltern von Felix de Faviere hatte man den Entschluss gefasst, ihn die Examina zum Eintritt in die Militärschule von St. Cyr mit künftigem Winter (1824—1825) bestehn zu lassen. Nun hätte er zwar ziemlich leicht die mathematischen Vorbereitungsstudien dazu recht wohl in Paris angreifen mögen, doch fürchtete man die unausbleibliche, fortwährende Zerstreung durch weitverzweigte Verwandtschaft und Bekanntschaft und glaubte den

Zweck besser zu erreichen durch totale Abgeschlossenheit auf dem Lande. Kintzheim liegt kaum eine halbe Meile entfernt von Schlettstadt; dort fand man in dem Mechaniker Schwilgué, dem bald nachher zu einer grösseren Berühmtheit gelangten Wiederhersteller der astronomischen Münsteruhr, den geeigneten Professor und neben ihm einen nicht ungeschickten Zeichner. Die Tagstunden sollte Felix ausschliesslich in Schlettstadt, die Abendstunden mit mir im einsamen Kintzheim zur Vorbereitung im Deutschen, in der Geschichte und dem Religionsunterricht zubringen. Der Vater wollte uns Gesellschaft leisten, die Mutter in Paris zurückbleiben. Das Ganze war in der That nicht übel ausgeheckt, nur stimmte es mit meinen Plänen und Wünschen nicht überein. Gefasst werden musste der Entschluss über Nacht; man versprach mir goldene Berge für den Ausgang des Präparandenjahres d. h., da meine vorläufigen Ansprüche an das Leben sehr gering und ich als Protestant unter den Bourbonen zum Voraus resignirt war, in keine öffentliche Laufbahn einzulenken, konnte oder sollte es mir nicht fehlen, eine angemessene Präzeptorstelle zu erhalten. Ich liess mich bereden, gegen die Einrede meiner näheren Pariser Freunde; musste ich mir doch im Forum meines Gewissens eingestehn, wie wenig mein junger Freund im Collège Bourbon unter meiner Leitung Fortschritte gemacht. Er war durchaus nicht ohne Anlagen, die sich im männlichen Alter auf einen bedeutenden Grad entwickelten, allein als Zögling war er für regelmässige Lyzeumsarbeit nicht aufgelegt, und ich eben sowenig zum Anfeuern geeignet.

Die Abreise war auf die ersten März tage angesetzt; man liess mir völlige Freiheit zur Benutzung der letzten Wochen, zum Nachholen des mir etwa in der lokalen Einsicht von Paris Entgangenen. Ich durchzog gewissenhaft das Theater, fand, zu meiner Ehre sei es gesagt, geringen Geschmack an den Balletten der grossen Oper; das Theatre français hatte mich gegen die choreographischen Darstellungen gestählt. Die berühmte tragische Pantomimin Fagottini schied damals von der Scene, diesen platonischen Genuss liess ich mir nicht entgehen und die feineren Konversationsstücke Scribe's im Gymnase dramatique nahm ich noch als werthe Andenken in mein Exil mit. Die Versailler Gärten besuchte ich in ihrem blätterlosen winterlichen Aspekte und das verwahrloste Schloss den Geschichtserinnerungen zu liebe. So, mit dem halbtröstlichen Bewusstsein, die Topographie von Paris und Umgebung genau zu kennen, in treuem Andenken einer erworbenen Neigung einen Anhalt zu finden, auf baldige Rückkehr hoffend, setzte ich mich mit Herrn de Faviers, Vater und Sohn, in den courier de la malle, welcher zu jener Zeit die Reise über Metz in etwa 48 Stunden zurücklegen sollte.



Hatte sich meine Reise im November 1823 übel angelassen, so war die vorläufige Rückkehr in die Heimat mit noch grösserer Ungelegenheit verbunden. Bald nach dem Austritt aus der milderen Pariser Zone überfiel uns ein ungestümes Schneewetter. Winterfrost und Flocken drangen durch die Ritzen des schlecht verwahrten Kourierkastens, wir wurden bald von einer Eiskruste überdeckt. Der alternde Herr von Faviers fühlte sich in hohem Grade unwohl und machte sich laute Vorwürfe über die in solcher Witterung unternommene Campagne, obgleich er einst in hohem Norden, in Russland, bei viel höheren Kältegraden sich bequemer durchgeschlagen. Dem Courier, da er über dies bedeutend verspätet, war keine Rast vergönnt; nur in Metz erhielten wir in schlecht geheizter gemeiner Gaststube gegen Ende in der zweiten Nacht eine Stunde Aufenthalt. Die Besinnung auf den übrigen Theil der winterlichen Tortur ist mir ganz entschwunden; wir fühlten uns alle drei bis aufs Mark erstarrt. Das Durchziehen der Lothringer Plateaus war über die Maassen peinlich, erst der Eintritt in die mildere Elsässer Ebene brachte etwas Erleichterung und die provisorische Erwärmung in den Betten des Gasthofes «zum Raben» in Strassburg Leben in die Glieder. Im Vaterhause ging ich mit Tagesanbruch zum zweiten Mal zu Bette und die Freude des unerwarteten Wiedersehens rückte die kaum überstandenen russischen Beschwerden völlig in den Hintergrund.

Es blieb mir wenig oder keine Zeit, Bekannte und Freunde aufzusuchen. Professor Arnold, dem ich über meine zu Paris verwendete Zeit und die angeknüpften Verbindungen einigermaßen Rechenschaft ablegte, rieth mir, den Aufenthalt auf dem pittoresken Landgute zu einem opus jucundum zu benutzen: «Ihre Rückberufung nach Paris wird, so glaube ich, schnell erfolgen; Ihre mässigen Ansprüche an das Leben werden Ihnen zum Segen gereichen; auch wir vergessen Sie nicht».

Mehr als halb getröstet fuhr ich nach Schlettstadt und Kinzheim ab; nur wollte mir in der ersteren Oertlichkeit das kleinstädtische Wesen das mir gleich bei den Besuchen der hochgeschmeichelten Lehrer und anderer Insassen auffiel, nicht behagen, und auf die Insistenz des Herrn de Faviers Vaters, der mir nach dem ersten Spaziergang in den schneebedeckten Tannenwäldern den Vorzug dieser reinen Bergluft vor den Spaziergängen im Tuileriegarten auseinandersetzte, konnte ich nur ausweichend antworten. Er zeigte sich höflich um meine Wenigkeit besorgt, wohnte regelmässig dem abendlichen Unterrichte bei, mokirte sich über Lessings Fabeln, die ich mit Felix übersetzte, und begab sich mit anbrechendem Frühling, da er völliges Zutrauen in mich gefasst, mit einem Bruder Colonel Mathieu



nach Lyon zum Besuche des Friedhofs, wo seine ältere Tochter ruhte.

Nicht unempfindlich blieb ich für den Reiz des Aprilmonats in der blüthenbedeckten fruchtbaren Ebene und im Schlossparke. Das Keimen und Sprossen allüberall um mich her verjüngte mich um einige Jahre, goss neues Leben in meine Adern. Von Kolmarer Freunden kamen Besuche, VERNY und SPENLE; mit ihnen bestieg ich Hohkönigsburg an einem herrlichen Maitag. Früher schon hatten wir uns in einem Strassenwirthshause bei Guemar Rendez-vous gegeben; ich theilte ihnen meine bei der fröhlichen Stimmung entstandenen Lyrik mit, erntete Beifall, mit kritischer Zugabe von dem strengen VERNY, der auch seine ersten Zweifel an der Befähigung Ozaneaux für sein grosses episches Vorhaben, Jeanne d'Arc zu verherrlichen, gegen mich ausliess. Ich konnte und wollte dem abwesenden Freunde keinen Dolchstich durch voreilige Kritik beibringen und behielt meinen primitiven Glauben unverrückt fest — ob ich besser gethan, ihn aus seiner Täuschung aufzurütteln, ist mir jetzt noch nicht erwiesen; jedenfalls hätte es mich um seine Zuneigung gebracht, denn er verzieh nie und nimmer dem ehemaligen Zögling VERNY die langsam und vorsichtig nach und nach ausgesprochenen kritischen Bemerkungen, die sich hauptsächlich auf die Anlage des Ganzen bezogen und in der richtigen Behauptung gipfelten: «die kontemporaine Epik sei in Walter Scott realisirt und das Uebrige von Uebel».

Besuche von Kolmar gingen ab und zu. So kam der königliche Appellrath Mathieu, der ältere Bruder des Barons, mehreremal mit seiner Tochter Hortense Mathieu, die mich im vorigen Herbst zu Ittenweiler so sehr angesprochen und den ersten Anstoss zu meiner jetzigen Lage gegeben. Ich war ihr zu Dank verpflichtet, es entspann sich von ihrer Seite eine mütterlich-schwesterliche Zuneigung, von meiner Seite das angenehme, nicht leidenschaftliche Gefühl einer näheren Angehörigkeit. Das Verhältnis blieb in gehörigen korrekten Schranken und hielt sich beinahe dreissig Jahre lang bis zu Hortenses Tode fast immer auf derselben Temperatur einer treuen Freundschaft. Zu öfterer Entfremdung hätte sich Anlass gefunden; eine strenge Katholikin war sie, ihr Glaubens- und Bekehrungseifer artete mit zunehmenden Jahren fast in Bigotterie aus; ich gab nach, wo nachzugeben thunlich; aber nie liess ich meinen Uebertritt aus meinem angeborenen Glauben hoffen. Im Frühjahr 1824 zu Kinzheim trat diese ihre Tendenz noch nicht so offen an den Tag. Unsere Spaziergänge in den frischbelaubten Waldungen, unsere gemeinsame Lektüre auf der Wiese des alten Schlosses waren nicht ohne Reiz. Sie verstand genug deutsch, um an Grillparzers

Abnfrau Gefallen zu finden, nur wehrte sie sich gegen die etwas lüsternen Anspielungen der Tragödie, welche ich in ein französisches Melodrama umzuwandeln gedachte. Dass sie nicht ganz frank gegen mich handelte, mochte ich durch einige Symptome errathen. Thue ich der Hingeschiedenen Unrecht, wenn mir bisweilen scheinen wollte, sie suche dennoch weichere Anhänglichkeitsgefühle in mir wachzurufen und Aussichten auf eine in meiner abhängigen Stellung wohl wünschenswerthe magistratische Carrière zu eröffnen, Chi lo sa! Noch jetzt, nach so langer Zeit, gedenke ich ihrer mit Freuden und bin für jeden Händedruck, für jede Aufmunterung erkenntlich, die sie dem mühsam sich Emporarbeitenden gab.

Auch ihr Vater, ein origineller Mann, erwies mir ungetheilte Aufmerksamkeit. Klassisch gebildet, als Jurist begabt, hatte er zu Strassburg in den Revolutionsjahren zuerst im Municipalmagistrat sich hervorgethan, darauf in Arrest gelegen, darauf als richterliche Magistratsperson seine Stelle gut ausgefüllt und nebenher sich mit erfinderischen Produkten herumgeplagt. So wollte er die ägyptische Hennen-Eierausbrütung im Grossen nach Frankreich verpflanzen, zog sich aber nur Verdruss, Spott und bedeutende Geldverluste zu. Er war Freimaurer, Freidenker, Anhänger des Systems von Dupuy, zum grossen Skandal seiner strenggläubigen Tochter. In Kinzheim las er Virgils Aeneis und fand darin eine Anwendung seines Systems, eine gezwungene Deutung, die ein halbunterdrücktes Lächeln auf die Lippen rief. Für mich war er die verkörperte Güte und folgte meinen ferneren Evolutionen zu Paris und im Elsass mit warmer Theilnahme. Ich mache mir den Vorwurf, ihm nicht die gleiche Zuneigung entgegengebracht und, wäre es nur aus unschädlicher Anbequemung geschehen, seinen astronomischen Grillen etwas mehr gehuldigt zu haben. Meine Anhänglichkeit an seine Tochter sah er nicht ungern und trat immer gegen sie zurück. Ich sah ihn zu Strassburg im Februar 1841 auf seinem Todtenbette starr ausgestreckt liegen, widmete seinem Andenken in den Lokalzeitungen einige wohlgefühlte biographische Zeilen und bedauerte meine allzuspäte volle Einsicht in das unverdiente Interesse, welches der Greis an mir genommen.

Eine Trübung oder vielmehr ein unvorhergesehener Schlag fiel in das harmlose halbidyllische Frühjahrsleben von Kinzheim. Ozaneaux berichtete mir, es hätte auf sein Drängen Fräulein Mendelsohn, die Tochter des berühmten Philosophen und jetzige Erzieherin der Tochter Sebastianis, eine Stellung aufgefunden, nur gälte es zu einem schnellen Entschlusse zu kommen und wo nicht mit rückkehrender Post, doch sobald es möglich anzumelden, ob eine Lösung meines Verhältnisses

in der Familie Faviers sogleich möglich, oder ich mich bis ins Spätjahr gebunden glaube. Ich könnte einen austretenden Gouverneur in der Familie des Grafen St. Aulaire ersetzen und würde, wie die stereotype Formel bei der Art Verhandlungen immer lautet, als ein Mitglied des politisch hochstehenden Hauses betrachtet werden.

In der That, ich wurde durch des Anerbieten wie aus einem angenehmen Traume aufgeschreckt. Die herzliche Behandlung, die mir in meiner kaum angetretenen Stelle zu Theil geworden, die Verpflichtung, die ich stillschweigend eingegangen, den jungen Freund bis an den Eingang der Militärschule zu geleiten, liessen mich Einwendungen und halbwegs Vorwürfe vorausahnen. Mit meiner weichern Natur musste sich in meinem Innern ein unausgeglichener Kampf zwischen Pflicht und Sehnsucht nach Paris entspinnen, welcher nur durch die Generosität und Nachgiebigkeit der Eltern meines Zöglings geschlichtet werden konnte. Beide waren abwesend; Ozaneaux, der sich die Lösung der Angelegenheit in den Kopf gesetzt hatte, keinen Fingerbreit davon wich, setzte in Paris mehrere Hebel in Bewegung, verfügte sich zu Guizot und bestimmte ihn, den Marquis von Jaucourt darob anzugehen. Es ward die einfache schwach besoldete Gouverneursstelle fast zu einem Gegenstand diplomatischer Verhandlung mit Frau von Faviers. Mich beschämte das Ganze, weil ich mir eingestehen musste, dass ich hinter den Erwartungen, die ich erregte, zurückbleiben würde; von Herzen hätte ich gewünscht, Alles rückgängig zu machen und in meinem traumartigen Dasein die schöne Sommerzeit vorerst auf dem Lande zu verbringen. Meine Irresolution konnte nur steigen, da Frau von Faviers plötzlich in Kinzheim halbkrank anlangte, mich mit ungeheuchelten Schmeichelworten beschwor, sie nicht in der gegenwärtigen Verlegenheit zu lassen. Sie konnte an meiner aufrichtigen Traurigkeit bemerken, dass ich nicht nur schwankend, dass ich auf ihre Seite neige und mich nur vor dem Unwillen eines starren ungebeugten Freundes fürchte. Was den Ausschlag gab, wüsste ich in der That nicht mehr zu bestimmen. Eine drohende Merkuriale von Ozaneaux war es nicht allein, es war auch nicht ein flüchtiger Besuch von Stahl, der mich mit etwas sophistischen Beweggründen zum Aufbruch aus Kinzheim antrieb; genug, die Mutter von Felix stellte es mir zuletzt anheim, zu handeln, wie es mir genehm. Dass ich um Verzeihung für die Unruhe, die ich ihr bereitete, bitten musste, war selbstverständlich, und nur die endgültige Ueberzeugung, dass man mich ohne Groll entlassen würde, mochte mich am Ende zum raschen Aufbruche bewegen. Prof. Arnold hatte für mich einen tüchtigen Ersatzmann gefunden;

mein ehemaliger Studiengenosse, der künftige Prof. Rau, gab sich zu dem wenig ermüdenden Auftrage her, während einiger Monate auf dem schönen Landsitze zu verweilen. Ich konnte scheiden mit erleichtertem Herzen und der Gewissheit, in dem Hause, aus dem ich schied, mir Freunde zu hinterlassen. Felix, der durchaus nicht hartherzig, aber auch nicht von Gefühl überströmend war und schon mehrmals seine Präzeptoren gewechselt, verhielt sich im gehörigen Bezirke der gesellschaftlichen Konvenienz und zeigte sich zu Paris und St. Cyr ebenfalls mir gegenüber in höchst liebenswürdiger Weise. Die Rue Pépinière wurde mir zu einem der anziehendsten Ruheplätze in Paris, und die häufig fortgesetzten Beziehungen zu demselben wurden für mich zur besten Empfehlung in der feinfühlenden Familie des Faubourg St. Germain, wohin ich mich vorerst zu begeben hatte.

Die letzten Tage in Kinzheim, die ich allein zubrachte — Frau von Faviers war nach Strassburg vorausgezogen — waren nicht ohne melancholischen Reiz für mich, die Gärten standen in vollem Rosenflor und schienen zu längerem Verweilen einzuladen. Die einsamen Thalgründe und Berghöhen, die ich so oft mit Hortense besucht, sprachen mehr als je zu meinem landschaftlichen Sinne, zu meinem nur allzu leicht erregbaren Herzen. Verse aus Wilhelm Meister, die ich in meiner Einsiedlershütte eingekritzelt, riefen mir wie mit unsichtbarer Stimme zu, nicht neuere Bande zu knüpfen; doch es war zu spät, ein Rückschritt unmöglich, wollte ich mich nicht dem Hohne, dem Spotte preis geben. Ich musste mir sagen: «le vin est tiré, il faut le boire». In Kolmar wurde der Abschied durch die unbedingte Aufmunterung in Vernys Familie erleichtert. Die Verhaltensmassregeln, die mir der jüngere Freund mit auf den Weg gab, waren eines ältern Mentors würdig. Ihn selbst traf ich in peinlicher Lage, die er mir nicht verbergen wollte. Zum Theil durch Leichtsinn, zum Theil durch unbedingt nothwendige Ausgaben in Paris hatte er seinen Vater in einige Verlegenheit gebracht und konnte bei seinem Anfangsstadium in der Advokatur noch nicht darauf bedacht sein, die Lücken auszufüllen. Eine vor achtzehn Monaten eingegangene unbedachte Eheversprechung mit einem liebenswürdigen aber frivolen Mädchen hatte nothwendig zu einem Bruche geführt und ihn grausam verstimmt. Philosophische und religiöse innere Kämpfe hatten bis auf den Rand diesen Wermuthsbecher gefüllt, und es war noch nicht vor auszusehn, wie der sonst so resolute Jüngling sich heraus winden würde. Er sollte siegreich daraus hervorgehen, denn er war mit ganz andern physischen und moralischen Kräften ausgestattet als meine Wenigkeit.



Noch im letzten Augenblick war mir eine Ungelegenheit vorbehalten: ich hatte in Kinzheim meine und meines Zöglings Effekten abzuholen. Die in Schlettstadt zurückbleibende Diligence hatte nur einen Platz frei, den ich den von Gepäck Unbelästigten überliess, auf bessere Chance bei der nächsten Gelegenheit zählend. Mitten in der Nacht wurde ich endlich von meinem improvisirten Aufenthalt auf der Post befreit.

In Strassburg wohnte ich noch der verspäteten Konfirmation meines bisherigen Zöglings bei. Die Ceremonie ward an ihm und an seinem Vetter Leon de Bussierre durch den rationalistischen Professor Haffner in *cœmera caritatis* vollzogen; ich war mittelmässig von der Ansprache des sonst so eloquenten Predigers erbaut. Mir selber konnte ich das trostlose Zeugnis geben, dass ich zur religiösen Entwicklung und Glaubensbefestigung von Felix wenig oder nichts beigetragen und dass ich mir bei seinem spätern Uebertritt zur katholischen Kirche wohl einen Theil der Verantwortlichkeit aufbürden könne.

Den letzten Morgen meiner Anwesenheit in Strassburg brachte ich mit Schützenberger und seinem Busenfreunde Capitaine Fabian zu; letzterer um mehrere Jahre älter als wir hatte als erfahrener Weltmann keine geringe Autorität über uns sich angemasst. Ich war ihm dafür erkenntlich, wie ich denn meine Weltkenntnis und Erfahrungen mehr aus fremden Erlebnissen als den eignen mir zu Nutze machte. Fabian hatte noch die letzte französische Campagne (1813) in Deutschland mitgemacht, sich als deutsch redender Franzose viel umgesehen und war nicht, wie andre bramarbasirende Militärs, gegen Deutschland und seine Bewohner ungerecht. In politischer Linie gehörte er zu der republikanischen Partei, nahm aber an keiner geheimen Gesellschaft oder Verschwörung Theil; doch war und blieb er bei seinen Obern und der bourbonischen Regierung schlecht angeschrieben, immer zurückgesetzt, sodass er beinah 30 Jahre auf derselben Rangstufe verblieb und auch das einfache Ehrenkreuz nur nach langem Harren erhielt. Seine spätere Laufbahn ging dann rascher voran; als Oberst nahm er oder bekam er seine *retraite*. Dass er sich mit mir beschäftigte, wäre mir jetzt noch ein Räthsel, hätte nicht Schützenberger zum verbindenden Mittelglied sich hergegeben. Von seiner politischen und religiösen Meinung blieb nichts an mir haften. Noch mehr als einmal werden er und seine höchst anziehende Gemahlin in diesen flüchtig hingeworfenen Zeilen meiner Erinnerung sich aufdrängen.

(Fortsetzung folgt im nächsten Band.)





KARL AUGUST BARACK.



## IX.

# Karl August Barack.

Lebensumriss

von

**Ernst Martin.**

(Mit einer Abbildung.)

Unsere Universitäts- und Landesbibliothek mit ihren prächtigen Räumen, ihren reichen Bücherschätzen und ihren ebenso zweckmässigen als liberalen Einrichtungen wird uns immer wieder an den Mann erinnern, der zuerst zu ihrer Begründung aufgerufen, der sie von Anfang an geleitet hat und fast dreissig Jahre lang ihr Vorstand gewesen ist. Ein einfaches, kurzes Lebensbild wird als bescheidenes Denkmal den Lesern unseres Jahrbuchs willkommen sein.

K. A. Barack hatte sich durch eigene Kraft emporgearbeitet. Er war geboren am 23. Oktober 1827 zu Oberndorf im württembergischen Schwarzwald. Sein Vater war früh gestorben; seine Mutter, von der er stets mit der grössten Liebe und Verehrung sprach, starb 1855 in ihrem 50. Lebensjahre. Seine Jugendzeit, über die er seiner Familie manches erzählt hat, verlief in ziemlich engen, kleinbürgerlichen Verhältnissen. Als kleiner Knabe hat er an mancherlei ländlichen Beschäftigungen, z. B. dem Kartoffelausmachen, sich beteiligen müssen. Dass ihn dabei der Humor nicht verliess, zeigt eine Geschichte, auf die er gelegentlich nicht ohne Vergnügen zurückkam: dass es ihm einmal gelungen, einem grösseren Knaben den schweren Kartoffelsack aufzuhalsen, den er vom Felde nach Hause bringen sollte, indem

er ihm versprach: «Hannesle, wenn du mir mein Sack heimtragst, lehr ich dich's Fliegen.»

Bis zum Jahre 1844 besuchte Barack die Lateinschule in Oberndorf, brachte stets die beste Note nach Hause und behauptete durch alle Klassen mit Leichtigkeit seinen ersten Platz, so dass seine Lehrer die Mutter veranlassten, den begabten Knaben weiter lernen zu lassen. Sie brachte ihn 1844 in Rottweil bei Verwandten unter, durch deren Unterstützung der Besuch des Gymnasiums ermöglicht wurde. Nicht viel später fiel ein Ereignis vor, das auf den Jüngling einen tiefen, bis an sein Lebensende unauslöschlichen Eindruck gemacht hat. An einem heissen Tage badete die Klasse im Neckar oberhalb eines Wehres. Zwei Schüler wagten sich zu weit an die tiefere Stelle vor dem Wehr. Auf einmal hörte man vom Ufer den Schrei: «da ertrinken sie ja!» Der eine wird noch an's Ufer gebracht und durch Reiben aus der schon eingetretenen Erstarrung in's Leben zurückgerufen. Es war Barack. Der andere musste seine Kühnheit mit dem Tode büssen.

Im Jahre 1848 bezog Barack die Universität Tübingen, um, wie seine Mutter hoffte, sich für den geistlichen Stand vorzubilden; doch bald widmete er sich, seiner inneren Neigung folgend, ausschliesslich philosophischen und philologischen Studien, die er bis 1851 fortsetzte. Durch seine gänzliche Mittellosigkeit gezwungen, sich so bald als möglich einen Beruf zu wählen, der ihn auf eigene Füsse stellte, nahm er 1852 die Stelle eines Hauslehrers bei der im Nassauischen ansässigen Familie Lossen an. Oft und mit Begeisterung erzählte er von seinem Aufenthalte auf der Michelbacher Hütte: so hiess die Eisenhütte, die der Familie Lossen gehörte. Das schöne Familienleben, der Verkehr mit seinen sympathischen Zöglingen, die gemeinsamen Spaziergänge und Streifzüge in der Umgebung, das freie, an Abwechslung und Anregung reiche Leben in diesem gastfreien Hause wirkten auf ihn, der so früh den Kampf um's Dasein hatte aufnehmen müssen, in der wohlthuedendsten Weise. Er fühlte sich glücklich und fügte sich so in die Familie ein, dass er an allen ihren Freuden und Leiden lebhaften Anteil nahm, sowohl der Hausfrau wie dem Hausherrn helfend zur Seite stand, wenn dringende Angelegenheiten es erforderten, und später wohl auch von mancher drolligen Situation zu berichten wusste, in die ihn das natürliche, auf dem einsamen Gute auch manchmal erschwerte Leben geführt hatte. Bis an sein Ende unterhielt er die Beziehungen zu einigen noch lebenden Gliedern der Familie und verfolgte deren Lebenswege mit herzlicher Teilnahme.

Er hatte jeden freien Augenblick auf dem Gute dazu benutzt, sich auf seinen «Doctor» vorzubereiten. Im Jahre 1854

schied er von der Familie Lossen und promovierte in Tübingen, besuchte hierauf mehrere Bibliotheken und wurde am 1. Mai 1855 zum ersten Conservator am germanischen Museum zu Nürnberg ernannt. Als zweiter Conservator trat Dr. Karl Bartsch ein, der als Professor der deutschen und romanischen Philologie in Heidelberg gestorben ist. Bald verband innige Freundschaft die beiden jungen Gelehrten, die freilich aus den arbeitsreichen, pecuniär aber sehr ungünstigen Verhältnissen am germanischen Museum herauszukommen suchen mussten. Doch blieb diese Nürnberger Zeit auch für Barack in guter Erinnerung als ein frisches thätiges Leben, dem es auch an Freundschaft und Liebe nicht fehlte. Denn von den verschiedenen jungen Gelehrten, welche an den Sammlungen und der Bibliothek des germanischen Museums arbeiteten und, wie Barack sich gern ausdrückte, ein wahres Benediktinerleben führten, vergass doch keiner auch für sein Herz zu sorgen: beim Weggang von Nürnberg nahm ein jeder, Bechstein und Johannes Müller ausgenommen, eine Nürnbergerin als Frau mit sich, so Bartsch, Johannes und Jakob Falke, Burckhardt, und so auch Barack. In Clara Löflund, der Stieftochter des bekannten Schillerforschers, Professor Joachim Meyer, lernte Barack seine zukünftige Frau kennen, die er im Jahre 1860 heimführte, nachdem ihm die Stelle als Leiter der Fürstl. Fürstenbergischen Hofbibliothek in Donaueschingen übertragen worden war und er am 7. Januar dieses Amt angetreten hatte. In die Nürnberger Zeit fallen nun auch die ersten wissenschaftlichen Veröffentlichungen Barack's. Indem für diese im Allgemeinen auf das unten folgende Verzeichnis verwiesen sein mag, soll hier nur die gute Ausgabe der Dichtwerke der Gandersheimer Nonne Hrotsuitha (1858) hervorgehoben werden.

Weit fruchtbarer jedoch an litterarischen Arbeiten als die Nürnberger Zeit erwies sich der Aufenthalt in Donaueschingen. Auch hier fand er freilich an seiner Anstalt viel zu thun. Es war die ganze Bibliothek umzuarbeiten und gleichzeitig infolge einer Erweiterung der Räume, die einem völligen Neubau gleichkam, eine ganz neue Aufstellung vorzunehmen. Barack verzeichnete namentlich die reiche Handschriftensammlung (etwa 1000 Stück), über welche bereits z. T. sein Verwandter und Vorgänger, der Dichter J. V. v. Scheffel berichtet hatte. Barack's Verzeichnis, ein Muster von Sorgfalt und Uebersichtlichkeit, erschien im Jahre 1865 (s. u. Nr. 11). Gleichzeitig veröffentlichte er eine Anzahl von Fragmenten zu mittelhochdeutschen Gedichten in der von Pfeiffer, später von Bartsch herausgegebenen Zeitschrift Germania. Für grössere Publikationen bot die Bibliothek des litterarischen Vereins in Stuttgart-Tübingen erwünschte Gelegenheit. Hier erschien 1863 des Teufels Netz, ein Straf-



gedicht über die verschiedenen Stände, kurz vor 1441 verfasst; 1866 die Reichenauer Chronik von Gallus Oheim, mit wertvollen historischen Untersuchungen des Herausgebers, und für weite Kreise willkommen, die Zimmerische Chronik 1868—1869. Diese Fundgrube für schwäbische Ueberlieferung jeder Art, in vier starken Bänden erlebte eine zweite Auflage 1881. Der Herausgeber zog überdies aus ihrem Text den Stoff zu einem Volksbuch (Nr. 27), das er ohne seinen Namen erscheinen liess, ganz in den Formen der älteren Litteratur dieser Art.

So angenehm die Verhältnisse in Donaueschingen waren, wo Barack unter den Gelehrten, die an den wissenschaftlichen und Kunstsammlungen des Fürsten thätig waren, eine hervorragende Stellung einnahm, so sollte er sich doch noch einen weit grösseren Wirkungskreis eröffnen, und zwar durch sein Eingreifen in die gewaltigen Ereignisse des deutsch-französischen Krieges.

Kaum war Strassburg gefallen und die schmerzliche Kunde von der Verbrennung der berühmten Bibliothek unzweifelhaft bestätigt worden, da liess Barack, nachdem er schon am 5. Oktober darüber mit dem Leiter der Münchener Hofbibliothek in Verbindung getreten war, einen Aufruf zur Sammlung eines würdigen Ersatzes erscheinen, der von 49 angesehenen Namen unterzeichnet, am 30. Oktober 1870 an die Oeffentlichkeit trat. Das historisch gewordene Schriftstück hatte folgenden Wortlaut:

«Strassburg hat seine herrliche Bibliothek verloren!

Erkundigungen, die daselbst bei amtlichen Personen angestellt wurden, geben die traurige Gewissheit, dass «Nichts, auch gar Nichts» davon gerettet worden ist. Durch ganz Deutschland wird dieser Verlust aufs Tiefste beklagt. Sollte sich, angesichts der warmen Theilnahme, welche die materielle Noth der unglücklichen Stadt allerwärts erregt, Deutschland nicht auch aufgefordert fühlen, dieser Stadt, welche, so lange sie beim Reiche war, eine hervorragende Pflegestätte deutschen Geistes, deutscher Kunst und Wissenschaft gewesen ist und auch nach ihrer Losreissung nicht aufgehört hat, die Trägerin und Vermittlerin des deutschen Geisteslebens für die losgetrennten Landesteile zu sein, — dieser alten deutschen Stadt die Wiedergewinnung eines Bücherschatzes anzubahnen, der es ihr ermöglicht, auch fernerhin ihre kulturhistorische Mission zu erfüllen?

Gewiss, wenn wir Hand anlegen, um der Stadt, mit deren Namen das Gedächtniss eines Gottfried, Erwin, Twinger, Tauler, Gutenberg, Geiler, Brant, Fischart, Oberlin, Schöpflin, Schweighäuser, Herder, Goethe verknüpft ist, einen Ersatz zu schaffen für das Kostbarste, das sie verloren hat, so heisst dies nur den Manen dieser Männer dankbar sein, es heisst die Saat für die Zukunft austreuen.

Was den Stolz der einstigen Strassburger Bibliothek ausmachte, die Handschriften und seltenen Drucke, vermögen wir nicht zu ersetzen; mit vereinten Kräften werden wir aber im Stande sein, wenigstens den Grundstock zu einem Geisteschatze zu legen, welcher in der gegen zwei Jahrhunderte von uns getrennten Stadt deutsche Wissenschaft und deutsche Kultur in erfolgreichster Weise zu neuer Geltung und damit zur alten Blüthe zu bringen vermag.

Die Unterzeichneten wenden sich daher vertrauensvoll an alle Deutschen, insbesondere an die Vorstände und Besitzer von Bibliotheken, an die Gelehrten, Autoren, Verleger, Antiquare, Universitäten, Akademien, an andere gelehrte Gesellschaften und wissenschaftliche Vereine mit der angelegentlichsten Bitte:

durch Beiträge von geeigneten Büchern oder Geld zur Wiederbegründung einer Bibliothek in Strassburg mithelfen zu wollen, und erklären sich bereit, die Beiträge in Empfang zu nehmen und deren Ablieferung an den Bestimmungsort nach Wiederherstellung des Friedens und nach Herrichtung geeigneter Räume zu besorgen.

Ueber die eingegangenen Gaben wird von Zeit zu Zeit öffentliche Rechenschaft gegeben werden.»

Der Aufruf hatte einen Erfolg, der sich nur aus der Begeisterung jener grossen Zeit erklärt. In kaum zwei Jahren waren an Geschenken etwa 200 000 Bände zusammengekommen, darunter höchst wertvolle Werke, da Alle, Kaiser Wilhelm voran, ihre Gabe zu dem national wie wissenschaftlich gleich bedeutsamen Unternehmen beisteuern wollten. Am 9. August 1871 konnte die Einweihung der Bibliothek begangen werden, mit einer, wenn auch in bescheidenen Grenzen gehaltenen, doch für jeden Teilnehmer unvergesslichen Feier. Ludwig Spach hielt die Festrede, welche zugleich die hundertjährige Wiederkehr der Promotion Goethe's (6. August 1771) verherrlichte.

Es war ganz in der Ordnung, dass Barack, der unermüdetlich für die Sammlungen gewirkt hatte, die Leitung der neubegründeten Universitäts- und Landesbibliothek erhielt. Am 16. Juli 1871 war Barack in den Dienst des Reichslandes übertreten; am 19. Oktober des folgenden Jahres wurde er zum Oberbibliothekar mit dem Charakter eines ordentlichen Professors der Universität ernannt.

Mit grossartiger Umsicht und Thatkraft organisierte er, unterstützt von einem Stabe von tüchtigen, teilweise ausgezeichneten Mitarbeitern, die Bibliothek, welche im Laufe weniger Jahre die drittgrösste Deutschlands wurde und an Bändezahl nur hinter Berlin und München zurücksteht. Ganz besonders war für den Hauptzweck einer Bibliothek, ihre Zugänglichkeit

und Benutzbarkeit gesorgt. Weit hinaus wanderten die Sendungen der Bücher, und mit besonderer Genugthuung verzeichnete Barack in seinen Berichten die immer wachsende Zahl der verliehenen Werke. Ebenso entsprach er, wo irgend möglich, den Wünschen der sachkundigen Benutzer, vor allem der Professoren der Universität. Insbesondere vermittelte er auch deren Gesuche um Zusendung wertvoller Bücher und Handschriften von ausserhalb und trat gelegentlich, wo Schwierigkeiten gemacht wurden, mit Entschiedenheit für sie ein. Ein Ausstellungsraum legte die kostbarsten Stücke der Bibliothek den Besuchern vor Augen, und gern wurden Ausstellungen bei besonderen Gelegenheiten veranstaltet. Es gelang auch, an Seltenheiten manchen Schatz zu erwerben, wie etwa die Handschriften Goethe's aus seiner Strassburger Zeit. Vor allem für die Gewinnung von Manuskripten und alten Drucken aus der elsässischen Litteratur hatte die Bibliotheksverwaltung stets eine offene Hand.

Hier knüpfte nun die litterarische Thätigkeit Barack's von neuem an. Er veröffentlichte mittelhochdeutsche Bruchstücke der hiesigen und der Colmarer Bibliothek. Unter erstern sind namentlich auszuzeichnen die althochdeutschen Funde, die 1879 erst in der Zeitschrift für deutsches Altertum, dann als ein Werk für sich mit photographischen Abbildungen erschienen. Es war ein grosses Stück des berühmten Liedes, das im Jahre 1065 der Bamberger Scholasticus Ezzo von den Wundern Christi verfasst hat, und das sich in einer von Barack erworbenen Handschrift des Klosters Ochsenhausen vorfand: ein hochwichtiger Beitrag zur Kritik dieses ausgezeichneten Gedichts. Dieselbe Handschrift enthielt ein noch ganz unbekanntes Lied von einem Noker, ein Memento mori, ebenfalls dem 11. Jahrhundert angehörig. Andere Funde erschienen wieder in der Germania. Ebenso veröffentlichte Barack einzelne Notizen im Centralblatt für das Bibliothekswesen. P. Heitz wurde von ihm in der Sammlung der elsässischen Büchermarken unterstützt, die 1892 zu erscheinen begann. 1895 veröffentlichte Barack einen besonders wichtigen Teil des Katalogs der Strassburger Bibliothek unter dem Titel «Elsass-lothringische Handschriften und Handzeichnungen».

Wissenschaftlicher Arbeit diente auch Baracks Teilnahme an den verschiedenen Gesellschaften dieser Art. In der Gesellschaft für die Erhaltung der geschichtlichen Denkmäler bekleidete er das Amt des Vicepräsidenten. An unserem historisch-litterarischen Zweigverein des Vogesenklubs beteiligte er sich eifrig und übergab im Namen des Ausschusses das Stöberdenkmal an die Stadt am 22. Mai 1898. Durch sein taktvolles, zugleich mildes und festes Auftreten, seinen stets auf die Sache

gerichteten Sinn hatte er sich ein hohes Ansehen in weiten Kreisen verschafft.

Ein besonderer Ehrentag für ihn wurde die Einweihung des neuen Bibliothekgebäudes am 29. November 1895. Die Verdienste, die er sich um die 25 Jahre früher begründete Anstalt erworben hatte, wurden durch die Verleihung des Titels als Geheimer Regierungsrat anerkannt, wie er auch schon durch preussische, österreichische, bayerische, württembergische, badische Orden ausgezeichnet worden war.

Noch erfreute er sich einer festen Gesundheit. Jahre lang hatte er nicht eine Stunde wegen Unwohlseins seinen Dienst unterbrechen müssen. Erst der Winter auf 1900 zeigte die Spuren eines schweren Leberleidens. Am 12. Juli 1900 nahm ihn der Tod hinweg.

Eine schöne Feier, bei welcher Professor H. Holtzmann Worte ehrenden Gedächtnisses sprach, wurde in der Vorhalle der Bibliothek gehalten; die kirchliche fand in der katholischen Jung St-Peterkirche statt. Mit der Witwe trauerten zwei Töchter, die eine an einen Bankbeamten in Stuttgart, die andere an Professor Köppel verheiratet, während eine dritte, jungverheiratet, bereits im Tode vorausgegangen war. Ein Sohn ist Artillerieseleutnant.

Barack's Züge sind am besten in einem Oelbild von Fr. A. Boubong erhalten, welches das Ausstellungszimmer der Bibliothek schmückt.

### Verzeichnis der Schriften von K. A. Barack.

1. Die Werke der Hrotsuitha. Nürnberg 1858.
2. Hans Böhm und die Wallfarth nach Niklashausen im Jahre 1476, ein Vorspiel des grossen Bauernkrieges. Nach Urkunden und Chroniken bearbeitet. (S. A. aus dem IV. Band des Archivs des hist. Vereins von Unterfranken. Würzburg 1858.)
3. Ein Lobgedicht auf Nürnberg aus dem Jahre 1476 von dem Meister-Singer Kuntz Hass. Ein Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte. (Erweiterter Abdruck aus der Zs. f. dtische. Kulturgesch.) 1858.
4. Nachrichten zur Geschichte der Kirche von Eschenbach an der Pegnitz. Mit urkundlichen und artistischen Beilagen. Nürnberg 1859.
5. Die Spinnstube nach Geschichte und Sage. (S. A. aus der Zs. f. dtische. Kulturgesch. 1859.)
6. Dietrich und seine Gesellen. Bruckstück, mitgeteilt von K. A. B. (Germania 6, 25—28; 1861.)
7. Des Teufels Netz. Satyrisch-didaktisches Gedicht aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. 1863. (Bibl. d. Lit. Vereins 70.)
8. Spottgedicht vom Jahre 1581. (Leipzig 1864.)
9. Bruchstück aus dem Tristan des Eilhard von Oberge, mitgeteilt von K. A. B. (Germania 9, 155—158; 1864.)



10. Deutsche Predigten des XII. Jahrhunderts von K. A. B. (Germ. 10, 464—478; 1865.)
11. Die Handschriften der Fürstlich Fürstenbergischen Hofbibliothek zu Donaueschingen, geordnet und beschrieben von Dr. K. A. B. Tübingen 1865.
12. Bruchstück eines unbekanntes Gedichtes aus der Mitte des XII. Jahrhunderts mitgeteilt von K. A. B. (Germ. 12, 90—96; 1866 (Niederrheinisches Legendar).
13. Gallus Oheim, Chronik von Reichenau. Tüb. 1866. (Bibliothek d. Lit. Vereins 84.)
14. Bruchstück aus Wigands von Marburg Reimchronik. Wien 1867. (Germ. 12, 194—205; 1866.)
15. Zimmerische Chronik, 1—4 Band. Tüb. 1868—69 (Bibl. d. Lit. Vereins 91—94).
16. Ueber den Minnegesang am Bodensee und den Minnesänger Burkhard von Hohenfels. Vortrag. Lindau 1870. 4<sup>o</sup>.
17. Würtemberger auf der Strassburger Universität von 1612 bis 1793. Stuttgart 1879.
18. Althochdeutsche Funde von K. A. B. (Zs. f. d. A. 23, 209—216, 1879.)
19. Ezzos Gesang von den Wundern Christi und Notkers Memento mori in phototypischem Facsimile der Strassburger Handschrift herausg. von K. A. B. Vier Tafeln. Strassburg 1879. fol.
20. Bruchstücke zweier Handschriften der Kaiserchronik (Germ. 25, 98—105; 1880.)
21. Bruchstücke mittelhochdeutscher Gedichte in der Universitäts- und Landesbibliothek zu Strassburg. (Germ. 25, 161—191; 1880.)
22. Zimmerische Chronik. Zweite verbesserte Auflage. Freiburg und Tübingen 1881—82.
23. Badische Studenten auf der Strassburger Universität von 1616—1791 (S. A. aus dem XXXVIII. Bande der Zs. f. Gesch. d. Oberrheins. Karlsruhe 1884.)
24. Bruchstück aus Wolframs Parzival. (Germ. 30, 84—88; 1885.)
25. Bruchstücke aus Rudolfs von Ems Wilhelm von Orlens. (Germ. 30, 107—111; 1885.)
26. Elsässische Büchermarken bis Anfang des 18. Jahrhunderts herausg. von Paul Heitz. Mit Vorbemerkungen und Nachrichten über die Drucker von Prof. Dr. K. A. B. Strassburg 1892.
27. Eine fast kurzweilige histori von der schönen Elisa, eines königs tochter aus Portugal und grave Albrechten von Werdenberg, wie der dieselbe aus ires vaters hof entführet und nach vil ausgestandenen abentheuern glücklich in seine heimat nach Sargans gebracht hat. lustig und anmutig zu lesen und dem schwäbischen volk zum nutzen und vergnügen aus alter geschrift gezogen, auch nunmehr zum ersten mal in druck ausgeben durch einen fahrenden schueler. gedruckt in diesem jahr [1894, Strassburg bei Heitz & Mündel].
28. Elsass-Lothringische Handschriften und Handzeichnungen bearbeitet von K. A. B. (Katalog der K. Univ.- und Landesbibliothek zu Strassburg. Str. 1895.)



## X.

# Die Kunkelstube.

(3. Fortsetzung und Schluss.)

Von

**Hans Lienhart.**

Die hier folgenden Mitteilungen sollen den Kreis der Betrachtungen schliessen, welche wir in drei früheren Jahrgängen unseres Jahrbuches<sup>1</sup> über die Kunkelstube im Elsass angestellt haben. Wir gelangen damit nach den südlichen Teilen des Landes.

Im Sundgau waren früher Zeit, Ort und Art der winterlichen Spinnzusammenkünfte nicht wesentlich verschieden von denen des übrigen Elsasses. In Obersteinbrunn z. B. wurde an den Herbstabenden die Zubereitung des Hanfes, das 'Brechen', gemeinsam vorgenommen, und wenn er gerieben und gehechelt war, wurde er den Winter über gesponnen. Heutzutage ist aber das Spinnen eine Seltenheit geworden; Mädchen von wohlhabenden Leuten verfertigen wollene oder baumwollene Bettdecken, Spitzen an Leibwäsche oder Kleidungsstücke und dergleichen; jüngere stricken Strümpfe und üben sich so für die späteren eben erwähnten feineren Arbeiten. Die Burschen, die zu ihnen 'z Kälte' gehn, verkürzen sich die Zeit mit Kartenspielen und haben an den dahintersitzenden Mädchen die eifrigsten Zuschauerinnen. Die Alten machen sich's behaglich hinter dem Ofen und schauen dem munteren Treiben zu.

---

<sup>1</sup> s. Jahrg. XIV, S. 138.

Von 9 Uhr ab wird nicht mehr gearbeitet; es geht dann ans Erzählen von drolligen und derben Geschichten, oder es werden nichtssagende Rätsel gelöst; im ganzen ist alle Poesie aus diesen sog. Kunkelstuben geschwunden. Vor 15 bis 20 Jahren, als der Faden noch um die schnurrende Spindel gedreht wurde, da herrschte ein frischerer Zug in den Spinnstuben; man kam zusammen, spann, sang, trank und ass auch, besonders an den drei feisten Donnerstagen, den drei ersten im Februar. Auch ganz gelungene Scherze wurden verübt; so band man wohl manchmal an der Kunkelspitze eines jungen zum ersten Male die Kunkelstube besuchenden Mädchens unbemerkt eine Schnur fest, an deren Ende im Hintergrunde beim Erzählen einer Hexengeschichte irgend einer in dem Augenblick, wo die Geschichte am grausigsten war, wiederholt zupfte und so der Spinnerin zeitweilig den grössten Schrecken einjagte. Jetzt hat das alles aufgehört. Nur ein einziger Zug, in dem das Herz eine kleine Rolle mitspielt, ist zu erwähnen: in der Keltnacht am Sylvesterabend gibt der Bursche seinem Mädchen, sobald es Zeit ist nach Hause zu gehen, einen bedeutungsvollen Wink. Sie folgt ihm hinaus, und nun holt er das Neujahrsgeschenk hervor, welches er bisher verborgen hatte, und überreicht es ihr.

In Hirsingen sind noch Bruchstücke von den früheren Abendzusammenkünften erhalten. Zwar wird in manchen Häusern noch recht fleissig gesponnen, so dass man zu Ende des Winters stattliche Mengen Garnvorräte beisammen sieht; aber Kunkelstuben älteren Stiles gibt es auch hier nicht mehr. Des Abends finden sich nur hie und da zwei oder drei ältere Nachbarinnen mit ihren Spinnrädern zusammen und spinnen noch immer eifrig drauf los wie in ihren jungen Tagen. Das Garn wird später zu Leinen verarbeitet, aus dem Hemden und Betttücher und Bezüge hergestellt werden; oder aber ein Teil wird in die 'Farb' gegeben, wo es blau gefärbt wird. Aus diesem Blaugarn stellt der Weber 'Griss'<sup>1</sup> her, der zur Anfertigung von Mannskleidern verwendet wird.

Ueber dem Spinnen erzählen die Frauen gruselige Geister- und Hexengeschichten aus alten Zeiten, so dass es dem jungen Volk oft kalt über den Rücken läuft, und mancher nach minutenlanger höchster Spannung seinem beklemmten Herzen durch tiefes Atmen wieder Luft schafft.

Die anwesenden Mädchen stricken, und die Burschen spielen Karten; bisweilen beteiligen sich allerdings jene auch am Spiel der Knaben, namentlich wenn 'Stummerlis' an die Reihe

<sup>1</sup> s. Wtb. d. Els. Mdaa. 1, 281.

kommt. Dabei geht es folgendermassen zu: Vor jeden Mitspieler wird mit den Bildern nach unten eine gleiche Anzahl Karten hingelegt. Nun wird von sämtlichen eine Karte aufgenommen; wer dabei 'Kriz' hat, streckt den Finger in die Höhe. Wer 'Schüfle' hat, muss es laut rufen und bekommt von den übrigen einen leichten Backenstreich. Die Besitzer von 'Eckstei<sup>n</sup>' schlagen alle mit der Hand aufs Knie, und wenn jemand 'Hërz' hat, so legt er die Hand aufs Herz und gilt dann als verliebt.

Um 10 Uhr abends löst sich die Gesellschaft gewöhnlich auf; aber bevor man sich trennt, wird noch eine Tasse Kaffee geschlürft oder gemeinschaftlich ein 'Biren-Wecken' verzehrt.

Noch weiter im Süden, in Oltingen, ganz nahe bei der Schweizer Grenze, laden die Töchter irgend eines Hauses auf einen Abend ihre Freundinnen, ihren Jahrgang, zu sich ein, sorgen aber auch dafür, dass einige bevorzugte Burschen von der geplanten Zusammenkunft Wind bekommen. An dem festgesetzten Abend versammeln sich nun die Eingeladenen, und jede bringt eine beliebige Handarbeit mit. Bis gegen 9 Uhr wird unter allerlei Erzählungen munter gearbeitet, während draussen unterdessen die Burschen kameradschaftsweise Arm in Arm laut singend das Dorf auf und ab gehen. Gegen 9 Uhr kommen sie in das Haus, wo sich nun jeder womöglich in der Nähe eines oder besser gesagt 'seines' Mädchens einen Platz sucht. Er plagt durch allerlei kleine Neckereien dasselbe so lange, bis es 'von wëge<sup>n</sup> dem sapperlots Bueb' schliesslich die Arbeit einstellt. Bald ruht die Arbeit allgemein, und nun fängt das Spielen an, wobei es oft recht ergötzlich zugeht. Neben dem 'Mëhl schnide<sup>n</sup>' und dem 'Schlürpe<sup>n</sup> sueche<sup>n</sup>', die schon im Jahrg. XI mitgeteilt sind, werden besonders folgende Spiele bevorzugt:

#### 1. Fuchsjagen.

Ein Kienspan wird angezündet und macht nun brennend die Runde durch die Hände aller der in einem Kreise sitzenden Anwesenden. Wer den Span fallen oder erlöschen lässt, muss ein Pfand geben und darf nicht weiter mitspielen. Sind alle Teilnehmer ausgeschieden, so werden die Pfänder eingelöst, wobei oft die wunderlichsten Aufgaben gestellt werden; so muss z. B. einer mit allen vieren die Wand 'uffe krëbse<sup>n</sup>'. Wenn er aber pfiffig ist, hält er einen Stuhl senkrecht gegen die Wand und schiebt ihn an derselben hinauf.

#### 2. Sternelesen.

Eine ziemlich grosse Speiseplatte wird mit Wasser gefüllt. Dann stellen sich die Mitspielenden in einem Kreise um das

Gefäss, jedesmal ein Knabe zwischen zwei Mädchen, und fassen sich um die Weiche, indem sie gegenseitig die Köpfe zu einander neigen. Nun nimmt der Ordner ein Kerzenlicht und lässt so viele Talgtropfen in das Wasser fallen als Spieler da sind, wobei sich jedes ein Sternchen merken muss. Darauf fragt er sie einzeln nach dem erwählten Berufe, setzt, wenn er alle ausgefragt hat, das Wasser in kreisende Bewegung und sagt dazu: *'Ihr wërdet . . . Ihr wërdet . . . alli . . . nass!'* wobei er plötzlich mit der flachen Hand in die Schüssel schlägt, dass das Wasser nach allen Seiten auseinander spritzt und die wissbegierigen Leutchen ordentlich abkühlt.

### 3. Ring suche<sup>n</sup>.

Knaben und Mädchen sitzen im Kreise. Unter ihren Knien halten sie eine Schnur, an der ein Ring befestigt ist. Eines muss in den Kreis treten und so lange nach dem Ring suchen, bis es ihn gefunden hat. Mancher gibt sich dabei scheinbar alle ordentliche Mühe und sucht die hochgezogenen Knien sehr genau ab, namentlich die des anderen Geschlechts. Derjenige, bei welchem der Ring gefunden wird, muss aufstehen und nun seinerseits suchen.

### 4. D<sup>e</sup>r Ring geht umme.

Alle sitzen in einem Kreise. A bekommt einen Ring in die Hand und gibt ihn mit folgenden Worten an B: 'Dies ist der Ring von wegen dem Ding'; B gibt ihn an C mit den Worten: 'Von wegen dem Pfand, so reich mir die rechte Hand'; C sagt: 'Weil die Hand eingeschlossen ist, so wird er durch den Mund geschickt' und gibt D den Ring in den Mund; D nähert sich mit dem Ring im Mund dem Munde des E, und nun geht der Ring meist mit Begleitkuss weiter, bis ihn jemand fallen lässt. Wer so ungeschickt ist, muss ein Pfand geben.

### 5. Brunne<sup>n</sup> usse<sup>n</sup> ziege<sup>n</sup>.

Ein Mitspielender muss in eine Ecke sitzen, welche den tiefen Brunnen vorstellt, in den er gefallen ist. Er kann nicht heraus und ruft um Hilfe. Der Ordner fragt: 'Wer soll dir hëlfe<sup>n</sup>?' worauf jener antwortet: 'D'r Schosef!' Nun muss der Joseph hingehen und den Verunglückten aus dem Brunnen heraus ziehn; das gelingt ihm nun freilich nicht, vielmehr fällt er selber hinein: so bildet sich nach und nach eine ganze Kette von Verunglückten. Der Ordner sagt dann schliesslich: 'Wënn niemend meh hëlfe<sup>n</sup> kann, se ruf ich s Wasser an!' und giesst ein Glas Wasser über die auf der Erde Liegenden aus, wobei

sie alle so schnell wie möglich aufspringen. Wer zuletzt aufkommt, muss ein Pfand geben.

6. 's Agneseli isch chrank.

Ein Mädchen liegt auf der Erde; die übrigen stehn im Kreise um die Kranke herum, und eine fragt: 'Was het s Agneseli?' — 's isch chrank!' — 'Was will's?' — 'Thee!' Nun muss eine hingehen und sich über das kranke Mädchen beugen, um ihm den Thee zum Munde zu führen. Wenn es aber nahe genug gekommen ist, fliegt ihm plötzlich aus dem Munde der Kranken zum Gelächter der anderen ein gewaltiger Wasserstrahl ins Gesicht.

7. Als Rose<sup>n</sup>stock sto<sup>h</sup>n.

Ein Knabe oder Mädchen stellt sich vor die andern hin und sagt: 'Ich stand als Rose<sup>n</sup>stock!' Der Ordner fragt: 'Wiviel Knöpf hesch?' Antwort etwa: 'Zehni!' Ordner: 'Wer soll sie abbrächen?' Ist der Gefragte ein Knabe, so nennt er ein Mädchen, und umgekehrt. Nun muss die Genannte herkommen und ihm zehn Küsse geben, was ganz bereitwillig gethan und hingenommen wird. Die Knaben verlangen gewöhnlich mehr als zehn Küsse von den Mädchen, und diese haben ihrerseits nichts dagegen.

8. Ungerem Balken<sup>n</sup> sto<sup>h</sup>n.

Ein Bursche stellt sich an die Wand und spricht: Ich stehe unter dem Balken, Habe Augen wie ein Falke, Ein Maul wie ein Kutschenpferd, Bin ich nicht eine schöne Jungfer wert? Er wird gefragt: 'Welli witt?' Antwort: 's Rosalie!' Das betreffende Mädchen muss nun vor ihn hintreten und ihm einen Kuss geben. Dann tritt es an die Wand und wiederholt das Spiel; statt 'Jungfer' sagt es 'Bursche'.

9. Ofe-n-a<sup>n</sup>bëtten.

Ein Knabe kniet vor den Ofen hin, faltet die Hände und betet: 'Lieber Ofen, ich bët dich an, Du bruchst Holz und ich e Fraü!' Der Ordner fragt: 'Welli witt?' Er nennt dann irgend ein Mädchen, welches zu ihm hintritt, niederkniet und unter Einsetzung von 'Mann' statt 'Fraü' dasselbe Gebet wiederholt. Wenn alle vor dem Ofen knieen, treibt sie der Ordner mit dem Plumpsack auseinander.

10. Peterle jätten.

Ein Bursche muss auf einem Bein in der Stube herumhüpfen und dabei sagen: 'Peterle (Petersilie) jätten, nit ver-



*treten!* Der Ordner fragt: *'Wer soll dir helfen?'* worauf jener etwa antwortet: *'d Schosefin!* Diese muss nun ebenfalls in der Stube herumbüpfen und in derselben Weise einen anderen Burschen als Hilfe herbeirufen. Wenn schliesslich die ganze Gesellschaft in der Stube herumbüpfet — an den nötigen Stössen und Püffen fehlt es dabei nicht — ruft auf einmal der Ordner: *'An die Plätze!* Wer zuletzt auf seinen Platz kommt, muss ein Pfand geben.

#### 11. Sündestuehl sitze<sup>n</sup>.

Ein Mädchen sitzt auf einem Schemel, dem sog. Sündenstuhl. Neben ihm steht der Ordner, dem alle nach einander irgend eine Schlechtigkeit, welche die Sünderin begangen haben sollte, ins Ohr raunen. Wenn sie alle gehört worden sind, wiederholt der Ordner laut die vorgebrachten Anschuldigungen und fragt sodann das Mädchen: *'Was het dich am meiste<sup>n</sup> verdrossen?'* Es bezeichnet die betreffende Anklage, worauf sich dann derjenige an ihren Platz setzen muss, der dieselbe vorgebracht hat. Das Spiel beginnt dann von neuem.

#### 12. Bicht höre<sup>n</sup>.

Ein Mädchen geht vor die Thüre und klopft an. *'Wer isch duss?'* — *'E arme<sup>n</sup> Sünder!'* — *'Was will er?'* — *'Bichten!'* — *'Wer soll chummen?'* — *'Dr Pater Ambrosi!'* Wer Ambrosius heisst, muss nun hinaus und dem Mädchen die *'Bicht abnähmen'*. Wenn alle draussen gewesen sind, kommen sie wieder herein und werden dabei an der Thür vom Ordner mit dem Plumpsack empfangen.

#### 13. Absolution.

Die Absolution wird in der Regel nur Uneingeweihten erteilt, welche das Spiel noch nicht kennen. Alle bis auf zwei verlassen das Zimmer; diese stellen zwei Stühle mitten in die Stube, dazwischen einen Kübel voll Wasser und verdecken Wasser und Stühle mit einem Leintuch. Sie setzen sich sodann auf die Stühle, lassen die übrigen eintreten und laden den zu Absolvierenden ein, sich zwischen sie zu setzen. In demselben Augenblick springen sie auf, und der andere sitzt im Wasser.

Dieses Spiel kommt nur noch selten vor; doch wird noch hie und da einer oder der andere gründlich *'absolviert'*.

Allmählich ist aber der Zeiger der Uhr schon so weit vorgeückt, dass man bald an den Aufbruch denken muss. Nun bringt zum Schluss die Hausmutter noch das *'Chältenessen'* herbei, gewöhnlich einen guten wohlduftenden schwarzen Kaffee mit *'Kirsch'* oder sonst einem kleinen Imbiss, der unter lau-

nigen Gesprächen, oft auch unter Absingung eines Liedes eingenommen wird, worauf sich dann die muntere Gesellschaft auf den Heimweg begibt. Hierbei finden sich die Pärchen leicht und ungezwungen zusammen, und in der Begleitung der Knaben bis vor die Hausthüre sowie in dem unbeaufsichtigten Zusammensein liegt für die Beteiligten wohl der Hauptreiz des ganzen Abends. In den Kunkelstuben beginnen denn auch meistens die Liebschaften; den Teilnehmerinnen an den Zusammenkünften bleibt es natürlich nicht lange verborgen, warum der eine oder der andere Bursche ständig zu ihnen als Gast kommt. Von einem solchen sagt man dann: *'Er goht uf Buehlschef'*.

Wenn wir nun von hier aus noch einmal rückwärts blicken, so müssen wir leider bekennen, dass die alten Kunkelstuben unwiederbringlich dahin sind. Die wohlgemeintesten Versuche, dem Spinnrade wieder zu seinem alten Rechte und zu seinen früheren Ehren zu verhelfen, müssen — wie so viele schöne ehemalige Sitten und Einrichtungen unserer Altvorderen — angesichts der Errungenschaften der modernen Technik und zu einer Zeit, wo alles mit reissenden Schritten vorwärts drängt, scheitern. Wenn wirklich, wie mir aus dem Kreise unsrer Mitarbeiter am Elsässischen Wörterbuche mitgeteilt wurde, im Sundgau von Seiten der Geistlichkeit verschiedentlich gegen das Abhalten von Spinnstuben eingeschritten wurde, so ist das ein Beweis dafür, dass an den betreffenden Stellen gar kein Verständnis für die Volksseele vorhanden war, und dass die Gegner solcher alten Einrichtungen zu allem anderen eher taugten als zu Volkserziehern. Immerhin wäre aber eine derartige kurzsichtige und unverständige Massregel doch nimmermehr dauernd wirksam gewesen ohne die veränderten Geschmacksrichtungen, die sich im Laufe der Zeiten und bei den günstigen Verkehrsbedingungen der Gegenwart auch bei dem Landvolke herausbilden. Denn alte Volkseinrichtungen lassen sich nicht ohne weiteres hinwegdekretieren, eben so wenig wie etwa eine Volksmundart. Dass die Spinnstuben einen sittenverderbenden Einfluss auf ihre Teilnehmer und im weiteren auf das Landvolk überhaupt ausgeübt hätten, das kann im Grunde nur der behaupten, der, angekränkelt von moderner Ueberkultur, das Volk und seine Gewohnheiten gar nicht versteht. Wer diese Abendzusammenkünfte aus eigener Anschauung kennen gelernt hat, der weiss, wie grundfalsch eine solche Andichtung ist. Es soll durchaus nicht bestritten werden, dass es auch auf dem Lande wie in der Stadt und im Elsass wohl ebenso wie anderswo sittlich zweifelhafte Elemente gibt; zurückgewiesen werden muss aber entschieden jene leichtfertige Verdächtigung,

welche die Spinnstuben als Brutstätten der Unsittlichkeit ansieht. Ja, ich glaube, es dürfte an der Hand der Statistik nicht schwer fallen, nachzuweisen, dass mit dem Dahinsterben der Kunkelstuben die Grundpfeiler der Sittlichkeit auf dem Lande eher gelockert als gefestigt worden sind. Die Standesämter könnten darüber wohl die nötigen Aufschlüsse geben.

Und zum Schluss noch eins. Ich erinnere mich immer noch mit Vergnügen an die schönen alten Volkslieder, denen ich in meinen Jugendjahren als Gymnasiast und Student in Spinnstuben gelauscht habe. Es war oft ergreifend, die schlichten, tiefinnigen Weisen, welche die spinnenden Mädchen sowohl ein- als zweistimmig und bisweilen mit Begleitung der eine Oktav tiefer liegenden Stimmen der Burschen sangen, ans Ohr klingen zu hören. Das war eine Lust und ein Wetteifer und dann ein Stolz, als beste Sängerin oder vornehmster Sänger im Dorfe zu gelten. Und wie anregend und fruchtbringend waren hinwiederum diese Uebungen für den Kirchengesang! Gar sorgsam verwahrte man aber auch seinen geschriebenen Liederschatz. Vor mir liegen aus meiner Heimat, dem Hanauerlande, zwei handschriftliche Liedersammlungen aus den Jahren 1844—1847 und 1848—1860, denen man äusserlich schon ansieht, dass sie nicht zur Zierde auf dem Bücherschaf über der Stubenthüre oder im 'Eckkänsterle' aufbewahrt wurden, sondern dass sie sehr fleissig von Hand zu Hand gingen und dass die darin enthaltenen Lieder — etwa 200 an der Zahl — wohl auch abgeschrieben und auswendig gelernt wurden. Heute sind diese Lieder nahezu alle vergessen wie die Kunkelstuben, in denen sie einst gesungen wurden.

Das Alte stürzt . . . .

---

#### Berichtigung.

Das auf Seite 207 des XI. Jahrgangs unsres Jahrbuches mitgeteilte Lied stammt — was ich einer freundlichen Mitteilung des Herrn Paul Gerschel verdanke — nicht aus Bischofsheim selber, sondern aus der Feder des Dichters Karl Berdellé, der es s. Z. in seinem Buche 'Elsässischi Lieder un Gedichter vum e Hauenauer' S. 31 veröffentlichte. Später erschien es auch einzeln als Nummer 11 der 'Strossburjer Bilder'. Gesungen wird es nach der Melodie des bekannten Nessmüller'schen Liedes 'Der Tyroler und sein Kind'. Erfreulich ist immerhin, dass das Lied sich in Bischofsheim so lebendig erhalten hat und von besonderem Interesse ist es, dass der ganze Vokalbestand sich der dortigen Mundart durchaus angepasst hat.

## XI.

# Bemerkungen zu V. Henry's Arbeit über die Kolmerer' Mundart.

Von

**J. Splaser.**

Das Buch, auf das ich die Aufmerksamkeit der Leser lenken möchte, ist der 11. Band der *Bibliothèque de la Faculté des Lettres de l'Université de Paris* und ist voriges Jahr bei Félix Alcan in Paris zum Preise von 8 Franken erschienen. Es führt den Titel *Le Dialecte alaman de Colmar en 1870, Grammaire et Lexique, par V. HENRY, professeur de sanscrit et grammaire comparée à la Faculté des Lettres de l'Université de Paris.*

Die Lautlehre umfasst S. 1—65, die Formenlehre S. 66—103; S. 104—106 ist der vor 1870 in Kolmer üblichen Aussprache des Schriftdeutschen gewidmet, S. 107 u. 108 bringt eine mundartliche Sprachprobe in der Lautschrift des Verfassers, S. 109 ein Wort über die Syntax, S. 110—120 Bemerkungen über das

---

<sup>1</sup> Die mundartliche Namensform Kolmer statt Kolmar gebrauche ich absichtlich auch im Schriftdeutschen, weil sie deutscher klingt und weniger an das alte römische *Columbarium* erinnert, von dem der Name abstammen soll. Wann wird die Schriftsprache endlich in der Behandlung der Fremdwörter von den Mundarten, die hier meist vorbildlich sind, lernen? Aus diesem Grund sage ich auch grundsätzlich nicht 'Kastanie, Januar, August' und dergl., sondern gebrauche dafür die von der Mundart an die Hand gegebenen Eindeutschungen 'Käste, Jänner, Augst'.

Martin-Lienhart'sche Wörterbuch der elsässischen Mundarten, S. 121—131 bringen Nachträge und Anmerkungen zu den verschiedenen §§ des Buches und endlich S. 132—244 ein nach schriftdeutschen Stichwörtern geordnetes Wörterbuch.

Die gediegene Arbeit, die ich mit Spannung und fast durchweg mit freudiger Zustimmung gelesen habe, macht der Wissenschaftlichkeit des Verfassers alle Ehre. Das Bild, das ich von der Kolmerer Mundart durch dreijährigen Aufenthalt und sonstige Berührungen gewonnen habe, finde ich in dem Buche getreulich wiedergegeben. Den Verfasser in Einzelheiten zu berichtigen, bin ich allerdings zur Zeit nicht in der Lage, höchstens in dem, was er § 62 über das Kolmerer R sagt. Das Zäpfchen-R war nach den Anhaltspunkten, die ich darüber habe, bis vor wenigen Jahrzehnten auch in Kolmer ganz auf die vornehmen unter dem Einfluss französischer Bildung stehenden Kreise beschränkt. Das gewöhnliche Volk wird wohl auch heute noch bis auf die Schuljugend ganz vorwiegend Zungen-R sprechen, und zwar scharf gerolltes. Das von mir mehrfach im Munde von Kolmerern beobachtete 'tr hèt ksait' für 'är hèt ksait' (er hat gesagt) hängt wohl mit dem Zungen-R zusammen, obwohl mir auch noch eine andere Erklärung zulässig zu sein scheint. Neuerdings nimmt allerdings das Zäpfchen-R in Kolmer stark überhand; aber noch vor wenigen Jahrzehnten wurde es noch wenigstens in der Umgegend als Sprachgebreden verlacht. «Um Gottes Willen, das Kind ,kratzt' ja!» rief vor etwa 30 Jahren erschreckt eine Günsbacher Grossmutter aus, als ihre kleine *i* sprechende Enkelin ihr zum Besuch gebracht wurde. Dass die «Herrenleute» in der Stadt auch so sprachen, ahnte sie offenbar nicht. Mehrmals bedauert habe ich beim Lesen des Buches, dass der Verfasser allem Anscheine nach die verschiedenen Veröffentlichungen über die Mundarten des benachbarten Münsterthals nicht kennt, deren Uebereinstimmungen und Abweichungen für den Erforscher der Kolmerer Mundart oft sehr lehrreich wären. Eine grammatische und lexikalische Arbeit von Mankel findet sich in den «Strassburger Studien», Bd. II, Heft 2 u. 3 (1884) Seite 113—284, Texte in Mühlbacher Mundart von mir in diesem Jahrbuch, Bd. 1, 2, 4, 5, 6, 8, 9, 10, 11, 12, Münsterthäler Flurnamen von F. Bresch ebenda Bd. 8 u. 9, Texte in lauttreuer Schrift aus der Rappoltsweiler Mundart in Bd. 7, Grammatiches über die Rufacher Mundart in Bd. 13. Auch Mankels spätere Arbeit, Laut- und Flexionslehre der Mundart des Münsterthales, Strassb. 1886, käme in Betracht als Vorarbeit, von der Kenntnis zu nehmen es sich wohl verlohnt hätte. Doch ist es auch auf der andern Seite wieder wertvoll zu sehen, wie Henry



unabhängig von den genannten Arbeiten doch zu ähnlichen Ergebnissen kommt. So muss es für diejenigen, die die Kräuter'sche Art, p t k für elsässisches b d g zu schreiben, anfeindeten, verblüffend sein, zu sehen, wie der Franzose Henry ganz unabhängig von Kräuter genau dasselbe thut. Auch die Beobachtung, dass er für seine sprachwissenschaftliche Arbeit einer Lautschrift nicht entraten kann, ist für Viele nicht überflüssig.

Henry schreibt überall statt *ns*, *ls*, *mf* wo hochdeutsches *nz*, *lz*, *mpf* vorliegt, er wirft auch dem Wörterbuch der elsässischen Mundarten vor, dass es den Ausfall des Klappers in diesen Lautverbindungen nicht beachtet. Für Kolmer und viele andern Orte wird Henry's Beobachtung zutreffen. Fürs Münsterthal muss ich ihre Geltung in Abrede stellen. Mein Vater, ein einfacher Bauer in Mühlbach, machte mich als Knaben darauf aufmerksam, dass unsere im Hause wohnenden, nicht aus dem Münsterthal stammenden Mietsleute, das 'holts' 'hols' nannten. «Tanzen» heisst in Mühlbach 'tätsə', der Dampf 'täpf', der Strumpf 'štrüpf', der Hanf aber 'häif', Senf 'sajf', ganz 'kätš', die Gans 'kätš', überall deutlichste Scheidung von *ns* und *nz*, *nf* und *mpf*. Eine Handvoll heisst 'ə häpf'. Mitunter ist t sogar eingeschoben, so in 'hants' = Hans (veraltet: 'hänəs'), 'mantš' Mensch, 'mæjtš' meinst du.

Ein Vergleich mit den Münsterthaler Mundarten hätte den Verfasser auch auf die mannigfachen Einflüsse des Schriftdeutschen auf das Kolmerische vor 1870 aufmerksam gemacht, die er zwar nicht ganz leugnet, aber doch meiner Ansicht nach sehr unterschätzt.

Dahin rechne ich Wörter wie 'lawantik' (M. lāwənik) lebendig, 'foral' (Forelle, im M. zwar jetzt auch so, aber noch daneben der Name 'förləweiər', der jetzt als «Föhrenweier» gedeutet werden müsste), 'mintwäiə' (meinetwegen, M. 'mérā'), ütəm (Atem, M. nyotə), 'šwēiərfätr' (Schwiegervater, M. 'šwär'), 'khəntnis' (—nis, M. —nüs), 'fèrtik' (M. fèrik), 'kränkəit' Krankheit (M. kränkət), 'raɣnə', 'tsaiɣnə' (rechnen, zeichnen; M. 'raɣə', 'tsəiɣə'),<sup>1</sup> 'pəpləpəim' (Pappel, M. pəltspəim), 'kheriɣ' (Kirche), neben 'khəlp' (Kirchweih, M. 'kheliɣ, khəlp'), 'pütr' (Butter, M. 'əŋkə', auf welches Wort noch das männliche Geschlecht des Kolmerer «Butters» weist), 'kykyk' (M. 'koiɣ', mhd. *gouch*, die Kolmerer Form würde ein mhd. *gūgūk* voraussetzen, es kommt aber nur ein *kukuk* vor). Solcher Beispiele dürfte

<sup>1</sup> Die Kolmerer Formen mit n bedingen in den Formen '(k)raɣnt. (kə)tsaiɣnt' ein sonst der Mundart völlig fremdes silbenbildendes n.

noch eine stattliche Zahl beizubringen sein.<sup>1</sup> Ich habe nicht besonders darnach gesucht, sondern sie genommen, wie sie mir gerade in den Weg kamen. Es wäre auch wunderbar, wenn in der Stadt Pfeffels, dessen Name vom deutschen Geistesleben bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein zeugt, die deutsche Schriftsprache keine stärkeren Spuren hinterlassen hätte.

Wenn man die zur Zeit im hintern Münsterthal vor sich gehende Entwicklung der Sprachverhältnisse beobachtet, so gewahrt man eine fortwährende Verdrängung der als ungebildet geltenden Thalsprache durch städtische Sprachformen. Das alte lebt nur noch in den vier hintersten Dörfern des «Grossthales»: Sondernach, Métzeral, Mühlbach und Breitenbach, sowie in anderer, paralleler, Sonderentwicklung in den beiden Dörfern des «Kleinthales» Sulzern und Stössweier. In Breitenbach und Stössweier spricht nur noch die alte Generation «thalisch». In Münster und den Dörfern thalabwärts nach Kolmer zu hat die Mode längst mit der Thalsprache aufgeräumt. Nur noch Flurnamen zeugen von ihr als sprachliche Leichensteine aus früherer Zeit. So gibt es in der Mundart der genannten Dörfer ein Lautgesetz, nach dem mhd. -lde, -nde, -mbe zu '-il, -in, -im' wird: *halde* ›hail', *wilde* ›weil', *balde* ›poil', *Winde* ›wein' (Einzahl: 'wajit), *lainr* (Länder), 'pâin' (Bänder), 'wûin' (Wunde), 'hûin' (Hunde), 'hêrpainik' (hartbändig=kräftig), 'khein' (Kinder), *lembelin* ›laimlə' (Eigennamen), *krumbe* ›krûim', *zimberman* ›tseimrma, *imbe* ›eim', *kambe* ›kaimə, u. s. w. u. s. w. Dieses Gesetz ist ausserhalb der genannten 6 Dörfer nur noch in Flurnamen erhalten, z. B. 'hail' («Halde») in Münster, Luttenbach, Günsbach, Hohrod, 'hertəfail' (Hirtenteld) in Günsbach, 'prâin' («im Brande») Griesbach. Aber diese Flurnamen zeigen eben mit Sicherheit, dass es früher auch da bestanden hat, und nur durch die Mode, nicht durch natürlichen Lautwandel, verdrängt worden ist. Nun nehme ich das topographische

<sup>1</sup> Z. B. 'ké' (gehe, M. 'kəŋ'), 'frwânt' ('M. frein', eigentlich = Freunde), 'lètik' (ledig, M. 'letik'), 'khaisərin' (M. 'khèisərə'), 'hèrtsok' (M. 'hèrtsik' Eigennamen «Herzog»), 'šun' (schon, M. 'šü'), 'èiz' (euch, M. 'iʒ', Sulzern 'ùʒ'), 'kep' (gib, gebe, M. 'ke'), 'faist' (fett, M. 'fèisik'), 'noʒ' (M. nə), 'niks' (nichts, M. 'nit'), 'àʒtùŋ' (M. àʒt), 'mr frštén ùns' (wir verstehen uns, M. nur 'əŋətr' unter strengster Auseinanderhaltung von reflexiv und reziprok). Das letzte Beispiel könnte auch unter französischem Einfluss entstanden sein; solcher scheint mir auch der Wendung 'mr hət mr ksait' (man hat mir gesagt) zu Grunde zu liegen. Im Münsterthal sagt man 'mr' nur, wenn man sich selbst auch mit dazurechnet, also z. B. 'mr tèrf so èpəs net sàkə' (man darf so was nicht sagen), *mr mə net* (man mag nicht, fast = ich mag nicht), aber nur 's hət mr èpr ksèit' (es hat mir jemand gesagt, man sagt mir), oder 'sə sàkə' (man sagt).

Wörterbuch des Oberelsasses von G. Stoffel (Mülhausen 1876) zur Hand und finde da einen Flurnamen «*Haul, Haulen*» nicht nur für die betreffenden Stellen im Münsterthal verzeichnet, sondern weit darüber hinaus aus einer Unmenge Ortschaften der Kantone Rufach, Gebweiler, Sennheim, Masmünster, Mülhausen, Habsheim, Landser, Altkirch, Dammerkirch, Hirsingen, Pfirt, also fast aus dem ganzen Sundgau. Die Verhochdeutschung *Haul* ist aber nicht die einzige. Auf vielen Karten sind die Münsterthäler 'häil' auch als *Hagel* verzeichnet, obwohl in der Mundart der Hagel 'häkl' heisst — in Kolmer 'bäiel'. Man wird darum die für Rappoltsweiler, Bennweiler, Kienzheim, Weier-im-Thal verzeichneten *Hagel* (ob man sagt 'em häil' oder 'entr häil' lässt Stoffel leider nicht erkennen) auch für 'häil = *Halde* in Anspruch nehmen dürfen. Für das Münsterthäler 'präin' schreiben die Karten *Braun*, ich finde aber bei Stoffel einen *Braun* nur für Mitzach bei St. Amarin angegeben.<sup>1</sup> Das Lautgesetz (ich will es einmal als «Ersatzdiphthongirung» bezeichnen) muss aber noch viel weiter verbreitet gewesen sein. So hörte ich einmal in der Bahn eine Frau aus Meistratzheim 'pütrhainlr' (Butterhändler) sagen, und gleichfalls in der Bahn hörte ich von Leuten aus Muggensturm in Baden das Wort 'sèin' (M. 'sein' Sünde). Im elsässischen Wörterbuch finde ich 'eim' (Biene) für Hindisheim und 'eims' (Imbis) für Geispolsheim verzeichnet. Ich vermute darum, dass die jetzt weit auseinander liegenden Gebiete einst zusammenhiengen, und dass die Sprachmode, in den Städten beginnend, die Verdrängung der genannten Formen aus den Zwischengebieten bewirkt hat. Das gilt nicht nur für die Ersatzdiphthongirung, sondern auch z. B. für die Verdrängung des alten  $\gamma$  vor Stammes- s. 'fläs' flays, nhd. gespr. Flaks. Dies Lautgesetz treffen wir z. B. noch im Münsterthal, im Zornthal und im Kochersberg; in Hirschland noch in der Sprache der ältesten Leute (dort auch 'lit, nāt' für Licht, Nacht); hier in Waldhambach zeugt nur noch der Flurname 'fläslönt' für sein einstiges Vorhandensein.<sup>2</sup> Vgl. auch den Namen der Gemeinde *Osenbach* bei Rufach, in alter Zeit *Ochsenbach*. Es würde mich wundern, wenn wir in der Stadt Kolmer wirklich eine so geradlinige Entwicklung aus dem Mhd. und nicht auch vielfach eine Rückkehr

<sup>1</sup> Im Nachlass des verst. Pfarrers Bresch in Metzeral finde ich noch die Notiz: «In Andolsheim soll auch ein 'Präin' sein». Vgl. auch seine Ausführungen in diesem Jahrbuch Bd IX S. 240, wo ausserdem die Flurnamen 'Leiml' (bei Münster) und 'Hoilöpä/wäso' (bei Günsbach) angeführt werden.

<sup>2</sup> Beispiele aus dem Schwäbisch-Alemanischen in «K. Haag, die MA. des ob. Neckar- u. Donaulandes», S. 37 u. 81.

zu gebildeteren, allgemein verständlicheren Formen vor uns hätten.

Henry nimmt an, dass die *j* (besser *j*) und *w* in 'säjä (säiä), läwə' aus den Klappern *g* und *b* entstanden sind (mhd. geschrieben *g*, *b*). Ich glaube nicht an diesen Lautwandel, sondern halte den Schleifer für ursprünglich und den süd-deutschen Klapper für später entstanden. Je weiter nach Süden, um so ausschliesslicher der Klapper, und um so früher tritt er geschichtlich auf. Darum auch schon alte Belege für das Vorhandensein des Klappers, aber wohl keine, die uns einen wirklichen Uebergang von früherem Klapper in einen späteren Schleifer in ein und derselben Mundart nachweisen. Ich denke mir also mittelhochdeutsches *g* im Inlaut als Reibe-*g*, mhd. *b* im Inlaut als beidlippiges *w*, mhd. *w*, wenigstens ursprünglich, als *u* gesprochen, später gleichfalls zu *w* geworden. Mhd. Reibe-*g* verlor dann z. B. in der Strassburger Mundart sein Reibegeräusch und wurde so zu *u* 'säuə'; daraus anderwärts und in Strassburg beim jungen Geschlecht 'säwə', hier in Waldhambach 'sôwə', in Kolmer ist die Bildungsstelle des Reibe-*g* nach vorn gerückt: 'säjä' und, mit Wegfall des Reibegeräuschs, 'säiä'; im Sundgau ist der Laut zum Klapper verschoben.

Dass wirklich eine solche Verschiebung vor sich gegangen ist, ist daraus ersichtlich, dass sie mitunter über das Ziel hinausgeschossen und auch ursprüngliche *j* und *w* mitgerissen hat. Ich führe aus der Schriftsprache an: *albern*, *Abenteuer*, *Hieb*, *gelb*, *Farbe*, *gerben*, *Milbe*, *Sperber*, ferner die Ortsnamen *Calw* (sprich 'Kalb'), *Mergenthal* (= Mariantal) *St.-Mergen*, aus Rosegger's «Aus dem Walde» S. 9 den mundartlichen (steirischen) Ausdruck «a Schneewerl hats gschneibt», sodann aus elsässischen Mundarten 'khänəs, khän(t)s' = Johannes, 'märeiälə, meiälə' (Mariechen) 'märikälə, mikälə', 'mätêwəs' (Matthäus) 'mätêps', 'khelp' aus Kilchweih = Kirchweih, 'lêp' (Löwe), 'mänèpr' (im Sundgau für Manöver), 'sêp' (aus mhd. *sê*, *sêwes*, im M. 'feklät' (Veilchen), 'laip' (lau), 'ər knipt' (knet), 'štrèipt' (stret), 'hèipt' (macht Heu), im Sundgau und Breisgau 'ər sik' (er sei). Die Form *kähänəs*, *khänəs* kann ich mir nur aus einer Zeit erklären, wo die Vorsilbe 'je' im Begriff war, in 'ge' überzugehen (*Johannes* > *Jehannes* > *Gehannes*). In den Mundarten der Baar, z. B. Schwenningen, ist mhd. *w* nur im Anlaut als *w* erhalten, im Inlaut und meist auch im Auslaut steht dafür regelmässig *b*, z. B. 'freibə' freuen, 'treibə' drohen, 'boubə' bauen, 'troubə' trauen, 'blöh, gröh, löh, pföh' blau, grau, lau, Pfau; auch 'manébər'. Ferner ebenda 'ilgə' < Lilie, im Sundgau 'jilk'. Vgl. K. Haag, die Mundarten des oberen Neckar- und Donaulandes. Reutlingen 1898. S. 39. 79 ff.



In § 86 scheint mir Henry in der Annahme, wie weit der Genitiv in der Mundart ausgestorben ist, zu weit zu gehen. Es müsste denn sein, dass hier die Kolmerer Mundart von der der nächsten Umgebung wie von der des Münsterthals stark abweiche. So kann ich mir den Ausdruck 'pi tə melr' *chez les Muller* in § 90 nur als Gallicismus im Munde von Sprechern denken, die von Haus aus lieber französisch reden. In Ostheim z. B. würde der Ausdruck lauten 'pi s melrs', im Münsterthal 'pi melrs'. Der münsterthäler Genitiv verträgt vor allen Dingen keinen Artikel vor sich, weder einen eigenen noch einen zum regierenden Wort gehörigen, und zum zweiten steht er nie nach diesem letzteren Wort: 'fätrs masr' das Messer des Vaters, 'myütərə pryutr' der Bruder der Mutter, 'jops höytsit' die Hochzeit Jakobs. Durch die Umschreibung ist freilich der Gebrauch dieses Genitivs stark verdrängt. 'etr myütr er pryütr', 'æm fätr si masr' wird jetzt wohl häufiger gebraucht. Aber bei der Benennung von Familien, bei amtlichen wie bei Dorfnamen, ist der Genitiv, freilich kaum mehr als solcher empfunden, in uneingeschränktem Gebrauch. Er geht entweder auf s oder ə aus. In Mézeral gibt oder gab es zwei Haushaltungen, die eine wurde 'bils', die andere 'bilə' genannt, beide vom Eigennamen «Bill» gebildet. Die Endung ə tritt gewöhnlich an weibliche oder auf s endigende Namen an; 'änəmeiə', 'khatrinə', 'khatə', 'parwə', 'səlməiə', 'sərə' (aber 'sərləs'); 'ätərəsə', 'leiəsə', 'fretsə', 'korisə', 'həntsə', 'lyksə', 'marksə', 'mätəwəsə', 'mätəsə', 'mätisə' (aber mätsləs), 'klaisə', 'təwəiəsə'. (Jb. XI, S. 209.) Bei Namen auf l sind beide Endungen möglich: tənjləs oder tənjlə. Vgl. auch den Genitiv 'ätrlitə'; z. B. 'ätrlitə hienr' fremde (anderer Leute) Hühner.

Mankel sagt von der Münsterthäler Mundart kurzweg: «Der Konjunkt. präs. fehlt». Henry weist für die Kolmerer Mundart in § 117 eine Anzahl Reste nach. Thatsächlich besteht diese Zeitwortform auch im Münsterthal, wie schon im Jb. XII S. 110 Anm. 1 mitgeteilt wurde. Allerdings kommt sie dort nie in indirekter Rede vor, kann aber dafür von jedem Zeitwort gebildet werden. Ausser in erstarrten Formeln wie «half tr kot, tənķ tr kot, hól miχ tr tēifl, kot štryof mi» u. s. w. kommt der 'Konj. präs.' vor in Ausrufen wie «māχ r wās r wel!» «sei ər ūsənik ètr net!» «kāŋ r ənə wünr wel!»<sup>1</sup> So viel ich sehe, ist die Form mit dem Imperativ immer gleich-

<sup>1</sup> Während der Druckberichtigung höre ich von einer zufällig hier anwesenden jungen Metzgerin den Satz «šaf sé! hət sə net o krāti klétr we ätrlit?» (möge sie doch selbst arbeiten! hat sie nicht auch grade Glieder wie andre Leute?). Zu beachten ist, dass dieser Konj. präs. ausser in erstarrten Formeln immer vor dem Subjekt steht.



lautend. Darum «helf ər əm næmə!» trotz «half tɪ kot». Bei den meisten Zeitwörtern unterscheidet sich die Form bloss durch Wegfall des t vom Indikativ; z. B. 'wür' (werde), 'wür' (wird). Daneben aber 'kàn' (gehe) neben 'kièt' (geht), 'sei' neben 'eš' (ist), 'hà' neben 'hèt' (hat), 'štàn' neben 'štièt' (steht), sà(k) neben 'seit' (sagt), 'šlà' neben 'šlèt', 'trâ(k) neben 'trèit'. Neuerdings kann man auch im Münsterthal aus dem Munde von Leuten, die Bildung markieren wollen, eine Wendung hören, die von jeher mein münsterthälisches Sprachgefühl tief verletzte, z. B. 'prænt sə mr ə šopə', 'ket sə mrs' u. dergl. Sprachwidrig ist dabei 1) das angehängte t und 2) der Gebrauch der 3. Person der Einzahl als Höflichkeitsform. Die Thalsprache kannte bisher nur ein Ihrzen oder Duzen, kein Siezen. In Kolmer war es hierin nach Henry § 101 schon vor 1870 anders. Wie aus Henry § 115 I ersichtlich, ist die ganze Wendung aus der Kolmerer Mundart entlehnt. Henry sagt: «*La corruption peut aller jusqu'à faire dire 'nemt si' avec une désinence de sg. 3 comme si le vb. était à l'indicatif.*»

## XII.

# Friedrich Bresch.

Nachruf

von

J. Sp.

Am 6. Mai dieses Jahres verstarb zu Metzeral ein Mitarbeiter unseres Jahrbuchs, der Pfarrer Friedrich Bresch. Er war ein Kind des Münsterthals, geboren zu Günsbach am 21. Augst 1843 als Sohn des dortigen Lehrers Jakob Bresch. Nachdem er seine erste Vorbildung in der Dorfschule zu Günsbach und durch Privatunterricht seitens des damaligen Orts Pfarrers K. Meyer, nachmals in Strassburg, erhalten hatte, bezog er im Herbst 1858 das protestantische Gymnasium zu Strassburg, wo der schüchterne Dorfknabe durch seinen eisernen Fleiss bald seine Mitschüler aus der Stadt einholte und nach regelmässigem Aufsteigen von Klasse zu Klasse sich im Augst 1862 den Grad eines *bachelier ès-lettres* erwarb. Nach den Ferien trat er in das Studienstift St. Wilhelm ein, um Theologie zu studieren. Als Student zeichnete er sich nach der Aussage seiner Altersgenossen durch Gründlichkeit, klaren Verstand, peinliche Gewissenhaftigkeit, rückhaltlose Wahrheitsliebe, stilles, bescheidenes Wesen und Sittenstrenge aus, wodurch er sich bei Mitstudenten wie Professoren allgemeine Hochachtung erwarb. Im Sommer 1867 bestand er seine Staatsprüfung unter Vorlegung einer gedruckten Prüfungsarbeit über den aus Rufach stammenden, 1556 als Professor in Zürich verstorbenen Gelehrten Konrad Pellikan. Vikardienste versah er bei Pfarrer Götz in

Imbsheim und von 1868—72 bei Pfarrer Göpp in Berstett, welche letztere Zeit er zu den schönsten Jahren seines Lebens zählte. Seine ortsgeschichtlichen Studien während dieser Zeit legte er in einem 1878 bei Heitz in Strassburg erschienenen Büchlein nieder «Aus der kirchlichen Vergangenheit der drei elsässischen Dörfer Berstett, Olwisheim und Eckwersheim».

Im September 1872 kam Bresch als Pfarrer nach Mühlbach, von wo er 1897 bei der Teilung der bis dahin auch Breitenbach, Metzeral und Sondernach umfassenden Pfarrei nach Metzeral übersiedelte als Pfarrer der neuen Pfarrei Metzeral-Sondernach. Seit 1898 war er auch Präsident des Konsistoriums Münster. Auch als Pfarrer von Mühlbach und Metzeral benutzte er alle freie Zeit, die ihm die viele Amtsarbeit übrig liess, zu wissenschaftlichen Studien. Eine besondere Liebhaberei von ihm war Sternkunde, deren Fortschritte er an der Hand von Fachzeitschriften mit reger Teilnahme verfolgte. Selbständiges leistete er auf dem Gebiet der Mundartforschung und der Ortsgeschichte. Als Mankel (s. Jb. V, S. 147), seit 1876 Realschullehrer in Münster, seine 1884 in den Strassb. Studien erschienene Arbeit über die Münsterthäler Mundart unternahm, stellte er diesem ein seit Jahren gesammeltes reiches Material zur Verfügung, das er noch fort und fort ergänzte. Selbständig veröffentlichte er in den Jahrgängen VIII und IX dieses Jahrbuches seine von grossem Fleiss und tiefer Gründlichkeit zeugende Arbeit über die Münsterthäler Flurnamen. Zu einer solchen Arbeit war er ganz besonders befähigt durch seine gründliche Kenntnis aller Pfade und Wege in den schönen Bergen seines lieben Münsterthales, ein Wissen, das er sich auf seinen zahlreichen Ausflügen, die er als eifriger Naturfreund unternahm, erworben hatte. Auch mit der geschichtlichen Vergangenheit dieser ihm so teuren Heimat beschäftigte er sich eingehend. In der von der Badischen Historischen Kommission herausgegebenen Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, neue Folge Bd. X, S. 383—423 erschien von ihm eine Arbeit «Stadt und Thal Münster im Elsass im dreissigjährigen Krieg». Ohne Namensnennung erschien von ihm im «Vogesenblatt» 1897, Nr. 19—22: «Ein vergilbtes Blatt aus der Geschichte des Münsterthales. Der Kampf um den Wald 1755—1780. Nach gleichzeitigen Dorfchroniken und andern Quellen», ein interessanter Aufsatz über einen gegen den Münsterer Magistrat geführten unglücklichen Prozess der Bürger von Stadt und Thal, eine Angelegenheit, die bis heute in der Ortsage fortlebt. Im «Vogesenblatt» 1899 Nr. 19 ff. veröffentlichte Bresch auch einen Aufsatz «Eine Fussreise durch die Vogesen vor 30 Jahren.»

Leider war es ihm nicht mehr vergönnt, seine vielen

sonstigen Aufzeichnungen, die er mit Bienenfleiss im Laufe der Jahre sammelte, in wissenschaftlichen Veröffentlichungen zu verwenden. Dazu gehören auch seine langjährigen Witterungsaufzeichnungen, die zu betreffenden Fachstudien willkommenes Material bilden dürften. So ist sein Tod nicht nur für Angehörige und Freunde und seine ihm in treuer Anhänglichkeit ergebene Gemeinde, sondern auch für die Wissenschaft und ganz besonders für die Ziele, die unser Jahrbuch verfolgt, ein recht empfindlicher Verlust.

---

### XIII.

## Das Strassburger Standbild des jungen Goethe.

### III. Bericht<sup>1</sup>

von

**Ernst Martin.**

Das Unternehmen, zu welchem die Begeisterung über die 150. Wiederkehr des Geburtstages unseres grössten Dichters überraschend schnell die Mittel zusammengebracht hat, ist inzwischen um einen wichtigen Schritt der Ausführung näher gekommen. Der Wettbewerb um die Preise für die besten Entwürfe zu diesem Denkmal hat unter starker Beteiligung stattgefunden, und wenn auch der Ausschuss die Namen der Aussteller nur zum Teil veröffentlichen darf, so kann doch gesagt werden, dass aus den meisten deutschen Kunststädten und von sehr angesehenen Künstlern Entwürfe eingesendet worden sind.

Die Ausstellung der eingesandten Entwürfe und Modelle fand während des Septembers 1900 statt, im Untergeschoss des ehemaligen Schlosses in Strassburg, dessen Räume noch nicht für das städtische Museum in Anspruch genommen sind und sich für Ausstellungszwecke vorzüglich eignen. In dem unten folgenden Verzeichnis der Entwürfe ist die Ordnung nach den Sälen des Schlosses beibehalten worden; für die Nummernziffer war die Reihenfolge der Ankunft massgebend. Um die

<sup>1</sup> vgl. den I. Bericht im 15. Jahrg. (1899) S. 245—251; den II. im 16. Jahrg. (1900) S. 196—200.



Ordnung und Aufstellung der Gegenstände machten sich Herr Museumsdirektor Dr. Seyboth und besonders Herr Conservator Binder in höchst dankenswerter Weise verdient; nur durch ihre aufopfernde Mühwaltung konnten die 64 Einsendungen rechtzeitig und im günstigsten Lichte aufgestellt werden; die nötigen Arbeitskräfte hatte grossenteils Herr Dombaumeister Arutz überwiesen.

Zur Preiserteilung waren am 3. und 4. September versammelt die Herren: Unterstaatssekretär v. Schraut, Excellenz, als Vorsitzender; Akademiedirektor v. Zumbusch aus Wien, die Professoren Lessing aus Berlin, v. Ruemann und v. Thiersch aus München, Geheimer Hofrat Ruland aus Weimar, Kaiserlicher Baurat Ott, und der Verfasser dieses Berichtes als Schriftführer.

Die ausgesetzten Preise wurden an folgende Nummern verteilt:

- |          |        |                           |  |
|----------|--------|---------------------------|--|
| I. Preis | Nr. 34 | Kennwort «Jung Stilling»; | Einsender<br>Ernst Waegener, Berlin;     |
| II. »    | » 21 a | » MCM <sup>a</sup> ;      | Einsender<br>Eduard Beyrer, München;     |
| III. »   | » 54   | » Unterfranken;           | Einsender<br>Ignatius Taschner, München; |
| VI. »    | » 36   | » Sturm und Drang;        | Einsender<br>Theodor v. Gosen, München;  |
| »        | » 44   | » Ewig jung;              | Einsender<br>Hermann Binz, Karlsruhe;    |
| »        | » 39   | » Dem Unsterblichen;      | Einsender<br>Gustav Eberlein, Berlin;    |
| »        | » 3    | » Apollo;                 | Einsender<br>Prof. Hilgers, Florenz.     |

Ferner wurden ehrende Anerkennungen zugesprochen:

- |        |                                 |                                 |
|--------|---------------------------------|---------------------------------|
| Nr. 1. | Kennwort: Dichtung und Wahrheit | (Prof. Weiser in München)       |
| » 11.  | » Der Wanderer                  | (Joseph Türhaus in Düsseldorf). |
| » 6.   | » W. W.                         | (Hermann Hahn in München).      |
| » 46.  | » Dem ewig Jungen               | (Hugo Kaufmann in München);     |

letzteren beiden aber nur in Bezug auf die Gesamtanlage.

Die Kommission beschloss hierauf einstimmig dem ausführenden Ausschuss zu empfehlen, dass er wegen der Herstellung des Denkmals mit dem Träger des I. Preises in Verbindung treten möge.

Es wurde endlich als geeigneter Ort für die Aufstellung des Denkmals die äusserste Spitze der nördlichen Anlagen des Universitätsplatzes bezeichnet. Von hier aus ist der Blick des jungen Goethe auf dem Denkmal genau dem Münster zugerichtet, dessen Herrlichkeit er zuerst wieder gepriesen hat.

Bald darauf kam Herr E. Waegener selbst nach Strassburg. Da der mit Sphinxen geschmückte Unterbau seines Entwurfes nach dem Urteil der Preiskommission nicht ernstlich in Frage kommen konnte, so wurde mit ihm vereinbart, dass an ihre Stelle die Figuren Faust und Götz treten sollten.

Diesen abgeänderten Entwurf nahm am 9. Dezember der ausführende Ausschuss, der sich durch kunstverständige Berater verstärkt hatte, im Grundsätze an. Es wurde nur ausbedungen, dass die beiden Nebenfiguren mehr nach vorn gerückt und dass die obere Fläche des Denkmals durch eine Balustrade abgeschlossen würde. Ferner sollte an die Stelle des einen Reliefs am Postament (Goethe als Reiter auf feurigem Rosse) eine jener in Dichtung und Wahrheit geschilderten Zusammenkünfte mit seinen Freunden auf der Münsterplattform treten und auf der Rückseite des Postaments eine schöne von Herrn Waegener bereits ausgearbeitete Scene aus Hermann und Dorothea gesetzt werden.

Für den Guss, der bei dem ungünstigen Einfluss der mit Kohlenstaub erfüllten Stadtluft auf gewöhnliche Bronze, vielmehr in Goldbronze ausgeführt werden soll, wurde ein besonderer Vertrag mit der Erzgiesserei Lauchhammer in Aussicht genommen; ebenso ein anderer für die Steinarbeiten.

Die hierdurch bedingte Form des Vertrags mit Herrn Waegener ist unter der gütigen Mitwirkung des Herrn Justizrats Leiber festgestellt worden. Er hat am 7. April die beiderseitigen Unterschriften erhalten.

So dürfen wir hoffen, bis zum 1. Mai 1903 das Denkmal fertig zu sehen.

---

## Verzeichnis der eingesandten Preisarbeiten.

(Von stud. phil. O. Krüger verfasst.)

S a a l A.

Nr. 1. «Dichtung und Wahrheit».

Goethe, das Kollegienheft unter dem Arm, den Hut in der Hand, dahinschreitend. Am Fusse des Postaments, links und

rechts, auf einer Art Strebepfeiler ruhend, die beiden Figuren «Dichtung» mit Papier und Schreibfeder und «Wahrheit» mit dem Spiegel.

**Nr. 18. «Wahrheit und Dichtung».**

Goethe sehr jung aufgefasst, den Blick nach dem Münster gerichtet, in der Hand ein Buch, auf dem linken Arm den Mantel. Auf den 4 Seiten des Postaments Pflanzenreliefs, die in ihren Blüten die Köpfe von Faust, Klärchen, Mephisto und Götze tragen. Am Fuss des Postaments vorn zu Seiten der Widmung gaukelnde Amoretten.

**Nr. 11. «Der Wanderer».**

Goethe in Wanderkleidung, mit Stab und Reisemantel, den Blick bewundernd zum Münster hingewendet. Das Postament zeigt 2 Reliefs, auf der Vorderseite die Wahrheit und die Schönheit, auf der Rückseite Goethe von Friederike Abschied nehmend. Den Abschluss des Denkmals bildet eine Balustrade, auf deren Mittelstück die Handlung des Haiderösleins durch eine Jünglings- und eine Mädchengestalt in antiker Kleidung dargestellt ist.

**Nr. 2. «Einer».**

Die Hauptfigur schreitend, mit umgehängtem Mantel, auf dreikantigem Sockel, an dessen nach vorn gerichtete Flächen angelehnt zwei nackte weibliche Figuren stehen. Der Unterbau ist ein Plateau, zu dem Stufen emporführen und dessen beide Seiten durch je eine Balustrade mit einer Bank abgeschlossen sind, während der hintere Teil frei bleibt und vorn auf einem Postament eine Sphinx ruht.

**Nr. 4. «1770 B».**

Goethe als «Sturmwanderer» mit fliegender Mantel, mit der Rechten, in der er den Stock trägt, den Hut festhaltend, steht auf einem Felsen, zu dessen Füßen sich zwei Gruppen befinden: seitwärts Amor einem Jüngling Liebesgedichte diktierend, die als lose Blätter davonflattern, nach vorn zu die Quellnymphe, eine männliche Gestalt auf die Stirn küssend.

**Nr. 27. «Auserwählter».**

Auf doppelstufigem, achteckigem Unterbau der cylindrische Sockel, an dem seitwärts die 3 Grazien stehen, zu Goethe emporsehend, der in der einen Hand den Hut, in der andern ein Buch trägt.

**Nr. 7. «Lira».**

Unten an den 4 Kanten des Postaments Amoretten mit Attributen der Kunst und Wissenschaft. Weiter oben auf den 4 Flächen Reliefs: Haidenröschen, Gretchen aus der Kirche kommend, Götz und Werther. Auf dem Postament die Hauptfigur, in der gesenkten Linken ein offenes Buch, den Daumen der Rechten in der Hosentasche.

**Nr. 13. «Lotte».**

Zu dem Postament führen Stufen empor, von deren oberster die Göttin der Wahrheit herabschreitet, im Begriff, ihr Gewand sinken zu lassen und mit einer halben Rückwärtswendung eine Schale, in der Feuer brennt, zu Goethe emporhaltend. Links vom Postament die Poesie, rechts eine Eule, die Wissenschaft, und kosende Kinder.

**Nr. 5. «Denkmal und Dankmal».**

Goethe schreitend, mit offenem Mantel. Das Postament hat 2 Seitenreliefs: Goethe und Herder mit dem Blick auf das Münster und Goethe zu Pferd von Friederike Abschied nehmend. Vor dem Postament stehend ein weiblicher Genius mit erhobener Fackel. Auf den 3 andern Seiten sitzende Figuren: links ein Jüngling in Büchern studierend, rechts eine Mädchen-gestalt mit Leier, hinten eine Frauengestalt mit 2 Kindern, in Aehren sitzend.

**Nr. 3. «Apollo».**

Das Postament zeigt die Reliefköpfe Herders und Friederikens. Goethe steht auf eine Gedenksäule gestützt, die den Namen Erwin von Steinbach trägt. Die Anlage wird nach hinten im Bogen durch eine Wand abgeschlossen, die eine Bank trägt und darüber im Relief den Musentanz, Apollo im Wagen mit den Zügen Goethes. Die Eckpfeiler der Wand tragen unten Wasserbecken, oben die Büsten Homers und Shakespeares. Das Gesims durch Guirlanden und Köpfe gekrönt.

**Nr. 14. «Homer».**

Goethe in der Strassburger Zeit, den Hut unterm Arm, den linken Fuss vor gestellt. An den 4 Ecken des Sockels Hermen, Homer und Sophokles, Shakespeare und Ossian darstellend. Die Wände zwischen den Hermen mit Flachreliefs aus Götz und Faust geschmückt. Vorn unterhalb am Postament ein Jüngling, der sich frei macht von einer Rokokoschäferin: Goethes

Befreiung von der Schäferlyrik. Zu beiden Seiten dieser Gruppe Reliefs, den Einfluss Herders und die Liebe zu Friederike darstellend. Auf der Rückseite von einem Eichenkranz umgeben der alte Plan des Münsters.

**Nr. 9, 9 a, 9 b, 9 c, 9 d. «Frühling des Lebens».**

Goethe, den Stab in der Hand, von dem hinter ihm stehenden Genius geleitet. Zu dem Postament sind 2 Plateaus als Unterbau eingeliefert, das eine als nach vorn geöffnete halbkreisförmige Fläche, das andere ebenfalls halbkreisförmig, jedoch nach hinten sich öffnend, so dass die abschliessende Balustrade den Durchmesser bildet und das Denkmal vorn auf der Peripherie liegt.

**Nr. 17. «Aere perennius».**

Der Unterbau kreisrund aus Stufen bestehend. Darauf erhebt sich das Postament, an dessen Fusse auf den 4 Seiten durch Embleme und Masken Lyrik, Epos, Prosa und Drama dargestellt sind. Die Hauptfigur ist gedacht von einer Höhe herabschreitend, plötzlich das Münster erblickend.

**Nr. 10. «Hymne».**

Goethe in einen langen Mantel gehüllt. An dem Fuss des Sockels ein Reigen der Jugend: 2 Jünglinge und 2 Mädchen, die letzteren singend.

**Nr. 15. «Olympier».**

Am Fusse des Sockels, an dem Goethe in ruhiger Haltung steht, sitzt ein Jüngling mit Papier und Feder, von dem hinter ihm stehenden Apollo inspiriert.

**Nr. 51. «Jugend II».**

Drei Stufen führen zu dem Postament empor, auf dessen beiden Seiten Frauenfiguren, die eine sitzend, eine Maske in der Hand, die andere knieend, einen Kranz tragend; Goethe ziemlich jugendlich, ein Buch in der Hand, die er auf eine Säule stützt.

**Nr. 45. «Jugend».**

Goethe erhebt sich von einer Bank, zu der Stufen emporführen. An der Rückseite der Bank, die mit Flachreliefs geschmückt ist, ist die elsässische Volksdichtung versinnbildlicht durch eine weibliche Figur mit Leier, die ein Kind in elsässischer Tracht an sich drückt.



**Nr. 33. «Der Wanderer».**

Goethe stützt eine Hand in die Hüfte. Das Postament, das vorn ein Relief, Goethe und Friederike trägt, wird im Halbkreis umgeben von einer Balustrade, deren Eckpfeiler vorn die Reliefs Herders und Jung-Stillings tragen.

S a a l B.

**Nr. 57. «Säen ist nicht so beschwerlich als ernten».**

Auf einfachem, schmucklosem Postament der junge Goethe in freier Haltung leicht vorschreitend, in der Linken vor sich ein Buch tragend. Am Fusse des Postaments eine sitzende weibliche Figur, die Phantasie darstellend, nach einer vor ihren Knien stehenden, aufwärts strebenden, geflügelten Knabengestalt mit der Lyra hinlauschend, die den werdenden Genius des Dichters verkörpert.

**Nr. 37. «Tantalus».**

Auf einer kaum merklich gebogenen, von anschliessenden Bänken flankierten Wand, welche 2 Reliefs, Goethe bei Friederike, und Goethe im Gespräch mit Herder und Jung-Stilling, trägt, erhebt sich, zwischen den beiden Reliefs, das Postament, das den Dichter, mit leicht auf einer Schulter ruhendem Mantel, trägt. Auf den Stufen vor dem Postament ruht eine Gruppe: Die Muse der Dichtkunst und Amor, einem blasenden Taulauschend.

**Nr. 34. «Jung-Stilling».**

Goethe steht in ruhiger, vornehmer Haltung, die Rechte auf einen Wanderstab gestützt, mit der Linken den Mantel hinter dem Rücken tragend. Der Sockel, rechts und links Reliefs tragend, die sich auf Sesenheim beziehen, steht inmitten eines rechteckigen Plateaus, auf dem links und rechts aufwärtschauende Sphinxen liegen.

**Nr. 58. «Das Ewig Weibliche».**

Auf dem einfachen Sockel steht Goethe, mit dem linken Arm auf einen Baumstumpf gelehnt, den rechten in die Hüfte gestützt, die Beine über einander geschlagen und zu einer nackten weiblichen Figur hinabsehend, die an der andern Seite des Baumstumpfs sitzt und dem Dichter die Lyra entgegenstreckt.

**Nr. 52. «Goethe inspirirt zu Füßen der Muse».**

Auf einem einfachen Sockel erheben sich mehrere Stufen, auf deren höchster die Muse steht, eine nackte weibliche Figur, die mit der Rechten eine Fackel emporhält. Eine Stufe tiefer sitzt der junge Goethe, die oberste Stufe mit der Rechten umfassend und die Linke begeistert emporstreckend.

**Nr. 39. «Dem Unsterblichen».**

Goethe, idealisiert, Apollokopf, auf dem oberen Teile einer Säule, an deren Seiten rechts Mignon und der Harfner, links Mephisto und Gretchen, hinten Götz. Vor dem Unterbau des Säulenschaftes eine Gruppe, lyrische, tragische und erotische Dichtung, auf das Denkmal zuschreitend. Von den Seiten des Postaments zieht sich eine Balustrade im Bogen nach vorn, wo sie abgeschlossen wird durch kleine Postamente, auf denen griechische Sphinxgestalten ruhen, die eine Wissenschaft, die andere Dichtkunst verkörpernd.

**Nr. 41. «Urfaust».**

Auf kreisrundem Stufenbau, der seitlich durch Becken unterbrochen wird, der kreisrunde Sockel. Goethe trägt in den übereinandergeschlagenen Händen ein Buch. Vor dem Postament liegend eine sich entschleiernde Frauengestalt und ein Jüngling mit Lorbeerkranz und Leier: «Die Natur sich dem Genius offenbarend».

**Nr. 49. «Wahrheit».**

Goethe, den langen Mantel leicht umgeschlagen, in fester Haltung, in den Händen, die er vorn über einander schlägt, Papier und Schreibgriffel. Zur Linken des Postaments ein jugendlicher Genius, die Lyra zu Goethe emporhaltend, zur Rechten eine weibliche Figur, sitzend, in der einen Hand einen Spiegel, die andere zu Goethe emporgestreckt.

**Nr. 55. «Gewagt».**

Postament: ein mit der Spitze nach vorn gerichtetes Dreieck; an den 3 Kanten Löwenköpfe, die Wasser in ein Becken speien. An den beiden nach vorn gerichteten Seiten sitzende Figuren, links die Poesie mit der Lyra, rechts die Kunst, ein plastisches Gebilde auf der Hand tragend. Ueber diesen Figuren im Bogen zwischen den Löwenköpfen die Reliefs von Strassburg und Frankfurt. Darüber erhebt sich auf einer Plinthe die Hauptfigur in nachlässiger Stellung, in einem Buche lesend, das sie in der Rechten trägt.

**Nr. 48. «Zeitgeist».**

Auf den kreisrunden Stufen, die zum Sockel emporführen, sitzt neben dem Altertum, das durch Emblemen der griechischen Götter- und Heldensage angedeutet ist, das Mittelalter, ein älterer Mann mit dem Kreuz in der Hand, der sich abwendet von der Entdeckung des Kopernikus und Columbus, während der Geist der Neuzeit, ein Jüngling, mit erhobener Fackel vorwärts stürmt. Diese Darstellung zieht sich im Kreise um den Sockel herum, auf dem Goethe in ruhiger Haltung steht.

**Nr. 24, 40, 56. «Die Kunst dem Künstler».**

Grosses, nahezu kreisrundes Plateau, die Peripherie vorne durch Stufen, hinten durch eine Balustrade gebildet, die nach vorn durch 2 mächtige Pfeiler abgeschlossen wird. Vor diesen sitzt rechts Werther, links Götz. Im Zentrum des Plateaus erhebt sich der Sockel, vorn und an den Seiten mit Kranz und Schrifttafeln, hinten mit einem Relief, das Haidenröslein darstellend, verziert. Darauf die Figur Goethes mit umgehängtem Mantel, Buch und Feder in den Händen.

**Nr. 60. «E.»**

Ein riesiges, quadratisches Plateau, zu dem geschweifte Stufen emporführen. An den 4 Ecken Gruppen, Leidenschaft (ein umschlungenes Paar), Poesie (Greis und harfenschlagende weibliche Figur), Kraft und Energie (felsblockschleudernder Titane) und Schönheit und Kunst (nackte weibliche Figur, auf der Hand ein geniusartiges Gebilde tragend). In der Mitte des Plateaus führen mächtige quadratische Stufen zu dem kubischen Sockel empor, auf dem Goethe steht, eine Hand unter dem Kinn, den Arm auf die andere Hand gestützt.

**S a a l C.**

**Nr. 38. «Neue Liebe Neues Leben».**

Auf 2 kreisrunden Stufen der cylindrische canelierte und von einer Guirlande umschlungene Sockel, auf dem die Hauptfigur, schreitend, mit umgehängtem Mantel steht.

**Nr. 31. «Lyrik».**

Goethe im langen Mantel und Stiefeln stützt sich mit der Rechten auf einen Baumstumpf. Vom Fusse des Sockels zieht sich eine Balustrade nach vorn, in 2 sphinxtragende Sockel

endigend. Vor dem rechten Sockel steht, auf die Sphinx gelehnt, eine weibliche Figur mit Leier, die freie Hand zu Goethe emporgestreckt.

**Nr. 22. 22 A. «Strassburg», 22 B. «Strassburg-Sesenheim».**

Auf dem Sockel vorn ein Relief: die 3 Grazien, ein Schild mit Goethes Namen zu der darüber stehenden Hauptfigur emporhebend. Rechts und links vom Sockel Putten mit Emblemen der Dichtkunst und Naturwissenschaft.

22 B nicht aufgestellt.

**Nr. 28. «Binz».**

Vorn und an den Seiten von den Fluten eines Wasserbeckens umspült, erhebt sich eine Felsmasse, aus der das links und rechts von Sphinxköpfen flankierte Postament entspringt. Auf diesem, das auf der Vorderseite in den Strahlen einer aufgehenden Sonne den Namen des Dichters zeigt, steht dieser, in der einen Hand eine Papierrolle, die andere auf den Rücken gelegt. Vor dem Postament schreitet eine überschlanke weibliche Figur mit schlichtem, offenem Haar und einfachem, langem Gewand aus den Felsen hervor, auf der Rückseite sitzt auf den herabführenden Stufen ein grübelnder Faust.

**Nr. 32. «Parnass».**

Goethe, den Mantel umgeschlagen, steht auf einer runden Säule, die aus dem im Relief dargestellten Höhlen des Parnass herausgehauen erscheint. Aus den Felsen desselben rinnen 3 Quellen in Wasserbecken, über denen, die Quellen hütend, in begeisterter Haltung die Musen Kalliope, Melpomene und Erato mit passenden Emblemen versehen, sitzen.

**Nr. 43. «Poesie».**

Goethe ist im Walde stehend gedacht, was durch den Baumstumpf, an dem er sinnend lehnt und durch Verzierungen an dem sonst schmucklosen Postament angedeutet ist. Auf dem Rand eines Wasserbeckens vorn vor dem Postament sitzt der junge Genius der Goetheschen Dichtkunst und erzählt einem jungen elsässischen Paar, das, umschlungen und aufmerksam zuhörend, auf der andern Seite des Brunnenrandes sitzt.

**Nr. 44. «Ewig jung».**

Das Postament erhebt sich inmitten eines flachen Plateaus. Die Figur stützt sich mit der rechten Hand, in der sie den Hut trägt, auf einen Stock, mit der Linken hält sie ein Buch

vor die Brust. Das Plateau ist nach hinten abgegrenzt durch eine niedrige Brüstung, die in 2 Gruppen ausläuft: links ein Jüngling eine Sphinx niederkämpfend, Goethes Kampf gegen die Unwahrheit, und ein Jüngling zu einer weiblichen Gestalt emporstrebend, Goethes Liebe zur Schönheit und Natur darstellend.

**Nr. 42. «Hätschelhans».**

Goethe, den Blick dem Münster zugewendet, auf einem Arm Hut und Mantel, den andern Arm begeistert emporgehoben (nach anderem Entwurf gesenkt, ein Buch haltend). Auf den Seiten des Postaments sitzende Frauengestalten mit Amoretten, die eine den Kopf sinnend auf die Hand gesenkt, die Wissenschaft, die andere singend, den Kopf seitwärts erhoben, die Hände über dem Knie gefaltet, das Volkslied.

**Nr. 35. «Umschwebt mich ihr Musen».**

Auf dem runden Postament steht Goethe, den linken Fuss aufwärts setzend, als Wanderer, Hut und Mantel auf dem linken Arm, mit der rechten Hand eine Rose vor die Brust haltend. Um das Postament zieht sich als Relief der Musentanz herum. Dieser Hauptteil ist von einer halbkreisförmigen Balustrade umgeben, deren Mittelstück, hinter der Hauptfigur, aus einer Bank besteht und deren Enden in kleinere Postamente auslaufen, in einer Linie mit dem Hauptpostament. Auf diesen erheben sich monumentale Leuchter, die von kleinen Frühlingsgöttern und Ruhmesgenien bekränzt werden.

**S a a l D.**

**Nr. 6. «W. W.»**

Der Vorraum des Denkmals wird flankiert von 2 Wasserbecken, über denen auf einem Postament je zwei Kinderfiguren mit einem wasserspeienden Fisch sich befinden. Sie sind die Ausläufer einer mit Bänken versehenen, langgezogenen Balustrade, deren Mittelstück das Postament bildet. Dieses trägt oben in einem Medaillon das Relief eines Schwans, vorn eine Nische, aus der Goethe hervortritt. Die Hauptfigur in 2 Ausführungen, in der einen Hand ein Buch, die andere vor die Brust oder auf den Schenkel gestützt.

**Nr. 16. «Juventuti».**

Goethe steht auf gänzlich schmucklosem Sockel, wie er das Münster erblickt. Hinter ihm erhebt sich eine mächtige



Rückwand, die Pfeilerreliefs — eine blasende männliche Figur (das Volkslied), darunter den Kopf Herders und eine leidenschaftlich bewegte weibliche Figur (Lady Macbeth), darunter den Kopf Shakespeares — trägt. Oben auf dieser Rückwand, hoch über Goethe, stehen die 3 Grazien. Hinter der Wand, über einem Brunnen, die Goethesche Muse, die durch ihren Gesang eine Sphinx, Leidenschaft und Weltschmerz symbolisierend, eingeschläfert hat. Von der Rückwand aus zieht sich eine Balustrade nach vorn, an den Enden 2 Masken tragend, die Ruhe und Leidenschaft, Epik und Dramatik, darstellen.

### S a a l E.

#### **Nr. 53. «Strassburg-Weimar».**

Das Postament erhebt sich mitten aus den hinteren Rundungen einer Balustrade. Die Figur, langsam ausschreitend, trägt in der linken Hand Hut und Stock, auf den sie sich stützt, in der Rechten ein Buch. Das Postament zeigt unten vorn 2 Reliefs: Szenen aus Werther und aus dem Anfang des Faust, rechts und links hinter der Balustrade Genien mit Kränzen. Die Rundung der Balustrade selbst ist eine hinten von einem Geländer umsäumte Bank, deren Enden nach vorn in Sockel auslaufen, auf denen sich 2 Gruppen erheben: links die lyrische Poesie, sitzend mit einem Amor tändelnd, und die antike Kunst, ebenfalls sitzend, den Arm auf eine Zeusbüste stützend.

#### **Nr. 47. «Wahrheit und Dichtung».**

Einfaches Postament: Goethe trägt in der linken Hand den Hut. Auf beiden Seiten sitzen am Fuss des Sockels nackte Frauenfiguren; die linke trägt in der Hand eine halbgesenkte Fackel, die rechte liest in einer über die Schenkel gebreiteten Papierrolle. Sie stellen Wahrheit und Dichtung dar. Zu der linken, Wahrheit, ist eine Modifikation vorhanden: die Figur stützt die Fackel auf den Sitz.

#### **Nr. 61. «Es irrt der Mensch so lang er strebt».**

Die Figur stellt den rechten Fuss vor, die Hände auf den Rücken gelegt, den Blick sinnend und ungewiss abwärts gerichtet. Von den Seiten des Postaments zieht sich unterhalb ein niedriger Mauerrand, die Rücklehne einer Bank, in leichtem Bogen nach vorn, auf dem sich 4 Putten befinden, die eine goldene Guitarre tragen. Die beiden vordersten Genien werden

flankiert durch grosse Muscheln, die Wasser in ein ummauertes Bassin spenden, dessen langgezogene Ausläufer einen tiefer gelegenen Mosaikboden umgeben. Zwischen den beiden Bassins führt eine Treppe zu dem vorn von den Bassins, hinten von der Mauer umrahmten Vorraum des Postaments.

**Nr. 50. «Goetz».**

Auf dem einfachen Postament, das vorn das Strassburger Wappen trägt, steht Goethe in leicht bewegter Haltung, eine Papierrolle in der Hand. Auf der einen Seite des Postaments sitzt die Poesie mit der Leier, auf der andern die Kunst mit einer Tafel, die den Aufriss des Münsters zeigt.

**Nr. 46. «Dem ewig jungen».**

Eine geradlinige Balustrade mit Bank und Vorstufen in 2 Eckpfeilern endigend, die Opferschalen tragen. Vor jedem Pfeiler eine Frauenfigur, sitzend, rechts die Dichtung mit der Harfe, links die Wahrheit mit dem Spiegel. Aus der Mitte der Balustrade erhebt sich das Postament, auf dem Goethe steht, den Mantel umgeschlungen, die Rechte auf der Brust, in der Linken den Hut.

S a a l F.

**Nr. 26. «Via Triumphalis».**

Goethe, schreitend, ein Buch auf die Brust gedrückt, geleitet von einer hinter ihm sitzenden weiblichen Figur mit Leier, die den Geist der klassischen Schönheit darstellt; diese Figuren befinden sich auf einem Felsblock. Zu beiden Seiten desselben, auf dem umgebenden Plateau liegende weibliche Figuren, die eine niedergeschmettert, die unwahre Poesie, die andere sich erhebend, die edle Kunst.

**Nr. 25. «Pan und das Weib».**

Der Sockel trägt vorne ein Flachrelief, das sich auf Goethes Dichtkunst bezieht. Auf ihm ein Block, auf dem Goethe sitzt, das rechte Bein über das linke Knie gelegt. In einem nach vorn geöffneten Halbkreis umgibt eine Bank das Postament, die nach vorn durch 2 Hermen abgeschlossen wird: «Pan und das Weib».

**Nr. 29. «Faun».**

Auf kreisrundem Sockel, zu dem rings herum Stufen führen, erhebt sich ein Obelisk, an dessen hinterer Seite, ober-

halb der Stufen, ein grübelnder Faust sitzt. Vorn vor dem Obelisk steht Goethe, Feder und Papier in der Hand. Ueber ihm, am Obelisk ein Relief: ein auf einer Weltkugel schwebender Genius, der einen Lorbeerkranz über Goethes Haupt hält.

**Nr. 23. «Er fragt um Rath und möchte gern entstehen».**

Goethe sitzt mit sinnendem Blick auf einem Baumstumpf, Buch und Schreibgriffel in der Hand. Das Postament trägt vorn einen Lorbeerkranz, der den Namen Goethe und die Jahreszahl 1770—71 umschliesst, links den Namen «Joh. Gottfr. Herder», rechts «Friederike Brion». Das Ganze von einer mit Reliefs geschmückten Balustrade umgeben.

**Nr. 8. «Deutschlands Stolz».**

Die stehende Hauptfigur ist erzählend dargestellt. Das Postament trägt 3 Reliefs: an den Seiten 1. Goethe mit Friederike und ihrer Schwester in Sesenheim, Märchen erzählend, 2. Goethe vor dem Königsleutnant und den Frankfurter Malern, hinten die Stadt Strassburg, der Plastik den Platz für das Goethedenkmal anweisend. Zu dem Postament führen Stufen empor, auf denen vorn eine Gruppe von 3 Figuren sitzt: eine weibliche Figur mit aufgeschlagenem Buch, die Wissenschaft, und 2 Knabengestalten, deren eine Goethes Studium, deren andere seinen erwachenden Genius darstellt.

**Nr. 12. «Goethe in Strassburg».**

Auf dem im allgemeinen kreisrunden Postament steht Goethe, die Linke auf eine Säule, die Rechte in die Hüfte gestützt. Vor dem Fusse des Postaments zieht sich links und rechts eine Bank in leichtem Bogen nach vorn, endend in niedrige langgestreckte Blöcke. Der eine derselben trägt das Medaillon Herders und die Inschrift: «Offenbarung». Auf ihm eine Sphinxbüste, von der ein nach rückwärts auf den Boden gelehnter Genius mit einer Leier den Schleier wegzieht. Der andere Block trägt vorn das Medaillon der Friederike Brion und die Inschrift: «Natur». Auf ihm liegt über einen Löwen hingestreckt eine nackte weibliche Figur.

**Nr. 21 A. «MCM».**

Ein längliches, flaches Becken, zu dem vorn Stufen emporführen, ist nach hinten durch eine leicht gebogene Balustrade abgeschlossen, in deren Mittelstück auf einfachem Sockel mit

Inschrift Goethe mit gekreuzten Armen steht. Nach vorn ist die Balustrade durch halb seitwärts gewendete Sphinxen abgeschlossen.

S a a l G.

**Nr. 20. «1770».**

Das Postament, vorn mit Kränzen und Widmung, zu beiden Seiten mit Vollreliefs geschmückt, die Goethes Dichtkunst darstellen, erhebt sich auf einem quadratischen Plateau, das an den Seiten und hinten von einer mächtigen Balustrade abgeschlossen wird. Diese trägt auf Säulen und an Friesen Titel und Citate aus Goetheschen Werken. Die Hauptfigur trägt den Mantel über dem rechten Arm und ein grosses, aufgeschlagenes Buch in der linken Hand.

**Nr. 21 B. «MCM» (zwei Ausführungen).**

Ein Sockel mit abgerundeten Kanten, in Flachreliefs Masken und Figuren zeigend, die Goethes Thätigkeit andeuten. Goethe selbst hat den Mantel umgeschlagen und trägt den Hut auf dem Rücken.

Sockel wie MCM a, aber nicht direkt auf dem Erdboden, sondern auf einem Unterbau, bestehend aus einem Block mit der Inschrift: «Denn ich bin ein Mensch gewesen und das heisst ein Kämpfer sein», der den Sockel trägt und einer Stufe, die als ein weites Quadrat den Sockel umgiebt. Die Hauptfigur auch mit Mantel, aber die Arme auf die Brust gekreuzt.

S a a l H.

**Nr. 54. «Unterfranken».**

Goethe in sinnender Haltung, die rechte Hand am Kinn, den Arm auf die linke Hand gestützt, mit dem rechten Fuss vorschreitend. Das Postament, auf dem er steht, trägt oben ringsum einen figurenreichen Fries, auf beiden Seiten Ruinen, trauernde Frauengestalten in langen faltigen Gewändern, die eine mächtige Guirlande um das Postament geschlungen halten.

**Nr. 36. «Sturm und Drang».**

Aus einer Balustrade, die ein niedriges Plateau nach hinten begrenzt, erhebt sich das Postament, links und rechts Reliefs, Haidenröslein und Prometheus zeigend, darüber ein Fries mit

Masken Homers, Shakespeares und Erwins von Steinbach. Goethe in Wertherkleidung mit Hut und Stock, den Kopf frei gehoben. Die Balustrade läuft nach vorn in 2 Postamente aus, die oben Becken tragen und vorn Reliefs, Goethes künstlerische und wissenschaftliche Thätigkeit andeutend.

**Nr. 19. «Mache den Raum deiner Hütte u. s. w.»**

Goethe, sehr jugendlicher Kopf, die Arme gekreuzt, in selbstbewusster Haltung auf einem unbehauenen Felsen, an dem durch niedrige, reich verzierte Säulen mit den Fussinschriften: Shakespeare, Rousseau, Goldsmith, Ossian, 4 Kanten gebildet sind. An und auf dem Felsen 3 weibliche Gestalten, die eine vor ihm mit der Laute, begeistert zu ihm emporblickend, die andere hinter ihm, die Leier emporhaltend, die dritte mit Mauerkrone, zur Seite, die Fackel halb gesenkt.

**Nr. 62 a. «Wir sind jung, das ist schön.»**

Goethe in einem Sessel sitzend. Rechts und links auf den Seiten des Sockels Medaillon mit Goetheköpfen. Vor dem Sockel steht eine weibliche Gestalt, Goethes Namen auf die freie Fläche schreibend.

**Nr. 62 b. «Faust.»**

Goethe in selbstbewusster Haltung. Rechts vom Sockel sein dichterisches Schaffen durch eine nachdenkende, links die Reproduktion seiner Werke durch eine vorlesende weibliche Figur dargestellt.

6 Zeichnungen von Paul Bachmann in Zürich, Entwürfe zu einem Denkmal: Goethe vor einer Säule, zwischen 2 Säulen, oder auf Postamenten, jeweils durch Büsten aus seinen Werken, Medaillons oder Allegorien geschmückt. (Ausser Konkurrenz.)





XIV.

## Die Pfarrscheune in Sesenheim.

Vom Sesenheimer Pfarrhaus, wie's Wolfgang Goethe sah,  
Steht nur die alte Scheune noch unverändert da.

Drinn hat der junge Dichter hantiert nach seiner Art,  
Die Kutsche angestrichen, die niemals trocken ward.

Und an die alte Mauer lehnt sich ein Jasminstrauch,  
Der flüstert holde Lieder im Abendwindeshauch.

Doch grau ist schon die Scheune, morsch und hinfällig jetzt:  
Sie stürzt, wenn man nicht Pfosten und Stützen neu ersetzt.

«Nur fort mit dem Gerümpel!» ruft mancher Bauer; «fort»!  
«Wir bau'n ein nett Remis-chen am wohlgelegnen Ort».

Gemach, ihr Leute! Andre sind, denen es gefällt,  
Dass man vom edlen Dichter die letzte Spur erhält.

Und zahlt von ihnen jeder nur eine Kleinigkeit,  
So steht die alte Scheune wohl noch auf lange Zeit.

Spenden nimmt Herr Pfarrer Rüb el in Ses en he i m gern entgegen.

## XV.

# Chronik für 1900.

23—24. Jan. Brand im Luxhof zu Strassburg.

9. Febr. Alex. Hessler, der erste Direktor der deutschen und französischen Theater in Elsass-Lothringen, geb. zu Torgau 16. Juni 1833, stirbt in Strassburg.

15. Febr. Der elsässische Zeichner Goutzwiller aus Illkirch, stirbt 81-jährig in Coigny (Dep. Aisne).

6. April. Stirbt in St. Amarin Jean Bresch, Dichter der «Vogesenklänge», 84-jährig.

9.—15. Mai. Das Kaiserliche Paar in Kurzel.

23.—27. Mai. Der österreichische Reichsförstverein tagt in Strassburg (24.—26. Ausflüge in die Vogesen).

27. Mai. Kaiser Wilhelm II. in Strassburg und auf der Hohkönigsburg.

7.—9. Juni. VII. Landesversammlung der internationalen Criminalistenvereinigung in Strassburg.

24. Juni. Gutenbergfeier.

30. Juni bis 1. Juli. Generalversammlung des Vogesenclubs in Thann.

4. Juli. Stirbt Ludwig Liebe in Zürich (geb. 1819 in Magdeburg, gegen 1870 um das Musikleben Strassburgs verdient).

12. Juli. Stirbt K. A. Barack, Direktor der Kais. Universitäts- und Landesbibliothek in Strassburg.

26.—29. Juli. XXVII. Generalversammlung des deutsch-österreichischen Alpenvereins in Strassburg.

26. Juli. Eröffnung der neuen Brücke über den kleinen Rhein bei Gelegenheit der Bereitstellung des neuen Strassburger Hafens für den Verkehr.

3.—30. Sept. Ausstellung der Entwürfe zum Goethedenkmal in Strassburg.

## Sitzungsberichte.

### 1. Vorstandssitzung

am 25. November 1900, vormittags 10 Uhr, im germanistischen Seminar der Universität.

Anwesend die Herren Euting, Francke, Harbordt, Kassel, Lienhart, Luthmer, Martin, Menges, Mündel, Stehle, Wiegand. — Entschuldigt die Herren Renaud, v. Schlumberger.

Der Vorsitzende, Herr Prof. Dr. Martin, verliest ein Schreiben Sr. Excellenz des Herrn Staatssekretärs vom 21. Sept. 1900, laut welchem S. Durchlaucht der Herr Statthalter wiederum einen Zuschuss von 300 M. zu den Druckkosten des Jahrbuchs bewilligt hat.

Der Schatzmeister, Herr Buchhändler Mündel, teilt mit, dass 2522 Abzüge des letzten Jahrbuchs ausgegeben und bis zum Sitzungstage die Beiträge von 2372 Mitgliedern eingelaufen seien. Er schlägt vor, vom nächsten Jahrbuche rund 3000 Abzüge herstellen zu lassen.

Der Vorsitzende verliest sodann den von der Landesbibliothek eingesandten Bericht über den Stand der Tauschvereine, legt eine Anzahl Druckschriften des Metzger Museums vor, die der Bibliothek des Centralausschusses überwiesen werden, und ersucht Herrn Prof. Dr. Wiegand, in der allgemeinen Sitzung einen Bericht über den Verlauf der Verhandlungen der Generalversammlung der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine zu erstatten.

Die für das nächste Jahrbuch bereits eingelaufenen Arbeiten werden zur Beurteilung unter die Mitglieder verteilt. Es folgt darauf die

## Allgemeine Sitzung.

Der Vorsitzende erinnert zunächst in warmen Worten an das Hinscheiden des langjährigen Vorstandsmitgliedes Geheimrats Prof. Dr. Barack, des hochverdienten Direktors der Landes- und Universitätsbibliothek, und bittet die Anwesenden, sich zur Ehrung des Dahingeschiedenen von den Sitzen zu erheben. Er erstattet sodann den Rechenschaftsbericht über das abgelaufene Vereinsjahr und schlägt vor, von dem nächsten Jahrbuche 3000 Stück drucken zu lassen, womit die Versammlung einverstanden ist. Die Anzahl der Tauschvereine ist von 134 auf 136 gestiegen.

Herr Prof. Dr. Wiegand berichtet als Vertreter des hist.-lit. Zweigvereins eingehend über die Thätigkeit der einzelnen Sektionen sowie der allgemeinen Versammlungen der Geschichts- und Altertumsvereine während ihrer Tagung in Strassburg.

Zu Rechnungsprüfern wurden die Mitglieder Dr. Hausmann und Dr. Luthmer ernannt; die Richtigkeit der Rechnungen wurde von ihnen festgestellt, worauf die Versammlung dem Schatzmeister Entlastung erteilte.

Bei der nun folgenden Neuwahl des Vorstandes dankt Herr Direktor Dr. Veil dem bisherigen Vorstände zunächst für seine Mühewaltung während des abgelaufenen Geschäftsjahres und schlägt der Versammlung vor, den Gesamtvorstand durch Zuruf wieder zu wählen. Der Vorsitzende nimmt im Namen der übrigen Vorstandsmitglieder die Wahl dankend an. An Stelle des verstorbenen Mitglieds Herrn Geheimrats Dr. Barack wird Herr Direktor Dr. Luthmer gewählt, der die Wahl annimmt.

Zum Schluss hielt Herr Oberlehrer Dr. Fritz den angekündigten Vortrag über «Das Grabmal des Marschalls Moritz von Sachsen in der Thomaskirche».

Schluss der Sitzung: 12<sup>3</sup>/<sub>4</sub> Uhr.

## 2. Vorstandssitzung.

am 13. März 1901, nachmittags 3 Uhr, im germanistischen Seminar der Universität.

Anwesend die Herren Euting, Francke, Harbordt, Lienhart, Martin, Mündel, Wiegand. — Entschuldigt die Herren Kassel, Menges, v. Schlumberger, Stehle.

Der Vorsitzende legt einige an den Zweigverein gerichtete Drucksachen vor, worauf die Besprechung der für das nächste Jahrbuch vorliegenden Arbeiten erfolgt, sowie deren Reihenfolge festgesetzt wird.

Der Vorschlag des Vorsitzenden, 100 Abzüge an den in diesem Jahre in Strassburg tagenden Allgemeinen deutschen Sprachverein und an die Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu verteilen, findet die Zustimmung der Vorstandsmitglieder.

Schluss der Sitzung: 3<sup>3</sup>/<sub>4</sub> Uhr.

---



# JAHRBUCH

FÜR

GESCHICHTE, SPRACHE UND LITTERATUR

ELSASS-LOTHRINGENS

HERAUSGEGEBEN

VON DEM

HISTORISCH-LITTERARISCHEN ZWEIGVEREIN

DES

VOGESEN-CLUBS.

XVIII. JAHRGANG.

---

STRASSBURG

J. H. ED. HEITZ (HEITZ & MÜNDEL).

1902.

# Inhalt.

	Seite
I. Gedichte von Christian Schmitt . . . . .	4
II. Ludwig Heinrich von Nicolay von Wilhelm Bode. Mit Nicolays Bildnis . . . . .	4
III. Autobiographische Aufzeichnungen von Ludwig Spach. Herausgegeben von F. X. Kraus (Schluss.) . . . . .	4
IV. Pfalzburg zur Zeit des jungen Goethe (1770) von Dr. Wilhelm Kahl . . . . .	10
V. Die Inschrift am St. Nikolausportal von St. Martin in Colmar von Th. Vulpinus . . . . .	12
VI. Matthias Ringmann 1482—1511 von Th. Vulpinus . . . . .	12
VII. Zum Falle Strassburgs von Dr. Karl Hölscher . . . . .	13
VIII. Wie gewonnen, so zerronnen von Wolfhart Spangen- berg. Neudruck von E. Martin . . . . .	13
IX. Wallfahrtsblättchen zu den drei Aehren. Mit Abbildung. Mitteilung von Paul Heitz . . . . .	19
X. Aus einem Arzeneibuch von 1796. Mitgeteilt von W. Teichmann . . . . .	19
XI. Vom Strassburger Gimpelmarkt anno 1577. Mitteilung von W. Teichmann . . . . .	20
XII. Bemerkungen und Berichtigungen zum Wörterbuch der elsässischen Mundarten, Bd. I, von A. Landau . . . . .	20
XIII. Drei Volksmärchen aus dem Gebirgsdorf Reipertsweiler bei Lichtenberg i. E. Mitgeteilt von Georg Mart- zolf . . . . .	20
XIV. Dialektgedichte. 1. 'S Münster in d'r Owesunn von August Ziegel. 2. Gedichte von Eugen Fallot . . . . .	21
XV. Ludwig Alfred Erichson. Lebensumriss von Aug. E. Mit Erichsons Bildnis . . . . .	22
XVI. Das Strassburger Standbild des jungen Goethe. IV. Be- richt von E. Martin . . . . .	22
XVII. Chronik für 1901 . . . . .	22
XVIII. Sitzungsberichte . . . . .	22

I.

## Gedichte.

Von

Christian Schmitt.

### 1. Erste Botschaft.

Alles Leben ist noch stumm;  
Aber aus den kahlen Zweigen,  
Von den Wald- und Wiesensteigen,  
Durch das Schweigen  
Um und um  
Schwingt sich schon,  
Klingend jetzt und jetzt verborgen,  
Leis ein süßer, süßer Ton  
Weithin über Stadt und Flur:  
•Warte nur, warte nur,  
Morgen  
Wird ein Wunder sich erzeugen!•

---

### 2. Kinderhand.

**Ich** küsse deine Hand, noch rein von Schuld  
**Und** bete still, dass Gott sie, der getreue,  
**Mit** Segen fülle und in seiner Huld  
**Sie** wahre, schützend dich vor Gram und R.

**Du** gibst dich ahnungslos mir dar und mein  
**Dass** ewig heiter so die Tage fließen,  
**Und** lachst mir hell ins Auge, das mir einst  
**Die** Hand, die ich geküsst, voll Schmerz wir

### 3. Erscheinung.

Nächtlich zwingt noch einmal mit Gewalt,  
Was am Tag ich litt, mein Inn'res nieder. —  
Plötzlich steht vor meinem Lager wieder  
Meiner toten Mutter Leidgestalt.

Diesen Blick, der nur vom Dulden spricht,  
Ich erkenn' ihn wohl. Ich weiss, vergebens  
Hast auch du bei all der Not des Lebens  
Einst erworben um der Freude Licht.

Ohne Glück, zermartert, hoffnungsarm,  
Fand ich dich, wie oft! in Thränen liegen.  
Viel hast du vertraut mir, mehr verschwiegen. —  
Klaglos schiedst du von der Quäler Schwarm.

O, ich danke dir! — Gelassen will  
Tragen ich, was Herbes mir beschieden. —  
Schlafe, Mutter, schlaf' in gutem Frieden!  
Geh', ich bin dein Kind und halte still!

---

## II.

# Ludwig Heinrich von Nicolay.

Von

**Wilhelm Bode.**

(Mit Nicolays Bildnis, aus Bd. LXXX der Allg. deutsch. Bibliothek 1788).

## I.

Schon in seinem äusseren Lebensgange lässt sich der Dichter Nicolay mit Wieland vergleichen. Beide stammen aus lutherischen Patrizierfamilien alter süddeutscher Reichsstädte; beide durften in ihrer Heimat hohe Stellungen erwarten, aber es duldeten sie nicht in den beschränkten, philisterhaften Verhältnissen der Vaterstadt; beide zogen hinaus an aufgeklärte Fürstenhöfe, wo sie als Prinzenenerzieher und Führer der literarischen Gesellschaft angemessene und erwünschte Wirkungskreise fanden, und im sicheren Hafen angelangt, setzten sie beide in Dichtungen voller Hohn und Spott den Spiessbürgern der Heimat ein dauerndes Denkmal. Beide waren vorübergehend Professoren der Philosophie, sie hatten im Wesentlichen dieselbe Weltanschauung, sie waren bei gleichen Schriftstellern in die Schule gegangen; sie hatten beide durch einen Aufenthalt im Auslande ihren Gesichtskreis erweitert, so dass ihnen nicht wieder wohl werden konnte unter den guten Leuten zu Hause. Wir könnten Nicolay und Wieland noch in vielen anderen Punkten vergleichen, aber man wird sie von selber herausfinden, wenn man die folgenden Blätter liest.

Der Grossvater unseres Dichters war aus Lübeck nach Strassburg eingewandert, hatte sich dort ein Haus gegründet, indem er eine Tochter des bekannten Professors Sebitz heiratete, und war als hervorragender Arzt zu Ansehen und Wohlhabenheit gelangt. Sein Sohn Ludwig Christoph wurde städti-



scher Archivarius, später auch Referent beim kleinen Rat und Mitglied des Gerichts der Dreizehn; er war zweimal verheiratet, in erster Ehe mit einer Tochter des Ammeisters Faber, in zweiter mit der Witwe des Professors Scherz, eines früh verstorbenen Sohnes des berühmten Germanisten. Von jeder seiner Frauen hatte er vier Kinder, das älteste unter ihnen war unser Ludwig Heinrich Nicolay, der am 27. Dezember 1737, also vier Jahre nach Wieland geboren wurde. Man erkannte bald, dass der Aelteste auch der Bedeutendste unter den Geschwistern war. Als der Vater starb, 1763, heisst er in dem lateinischen Nachruf «ornamentum et deliciae gentis suae». Schon 1752 konnte er die Universität seiner Vaterstadt beziehen, und schon damals konnte er sich auch rühmen, von Professor Gellert in Leipzig, den seine Fabeln und Kirchenlieder zum Lieblingsdichter aller Stände gemacht hatten, als Dichter anerkannt worden zu sein. Er war eine poetische Natur, wie sie unter Jünglingen zwischen fünfzehn und zwanzig Jahren häufig sind. Bald leichtsinnig und planlos umherschweifend, bald träumend in Büchern vergraben, bald verliebt, bald Weiberfeind, mit ausgesprochenem Hang zum Studieren und ebenso widerwillig gegen jede geregelte und vorgeschriebene wissenschaftliche Thätigkeit, besuchte er Konzerte, Bälle, Theater und studentische Zusammenkünfte eifriger als die Hörsäle seiner Professoren und streifte noch lieber mit gleichgesinnten Freunden durch das liebliche Elsass, etwa mit Hermann La Ferrière aus Genf und mit Konrad Pfeffel<sup>1</sup> aus Colmar, die beide, wie er, zukünftigen Dichterruhm erhofften. Seine schönsten Stunden aber waren, wenn er im stillen Stübchen allein mit seinen Dichtern war, mit Tibull und Horaz, die er vor allen anderen liebte, und wenn ihm in ihrer Weise deutsche Verse gelangen. Der vierzehnjährige Knabe wagte, einen solchen poetischen Versuch an Gellert zu schicken und erhielt eine freundliche Antwort. Für Gellert kam der Brief gerade recht. Der Strassburger Buchhändler Stucktorp war dabei, seine Jugendgedichte zu sammeln, um sie nachzudrucken; das Bekanntwerden dieser frühen Versuche hätte den Ruhm ihres Verfassers schmälern müssen.<sup>2</sup>

<sup>1</sup> Vgl. Nicolays «Ode an Herrn P.» (a) und seinen «Brief an Pfeffel» (e. m.), ferner Pfeffel: Poetische Versuche. IV. Bd. «Der Gebrauch der Freiheit». An Herrn von Nikolai zu St. P.

<sup>2</sup> Vgl. Gellerts «Beurteilungen einiger Fabeln aus den Belustigungen». Er setzt hier an drei ausgewählten Fabeln die Gründe auseinander, weshalb er seine früheren Versuche nicht wieder drucken lassen wolle. Sie könnten einem gebildeten Geschmacke nicht genügen. Auch in diesen «Beurteilungen» findet sich das Zitat aus Boil. A. P. I, 153.

So wandte sich Gellert durch den Knaben an dessen einflussreiche Verwandte, und diese wussten denn auch den unbequemen Buchhändler von seinem Plane abzubringen. Das Stück des Briefes, das sich an den Knaben selbst wendet, möge hier folgen: <sup>1</sup>

Leipzig, den 28. Junius 1751.

Ich danke Ihnen von Herzen für die Ehre, die Sie mir durch Ihre Fabel erwiesen haben, und gestehe Ihnen aufrichtig, dass ich in Ihren Jahren kaum gewusst habe, was eine Fabel ist, geschweige, dass ich selbst eine hätte sollen haben verfertigen können, die der Ihrigen gleich gekommen wäre. Fahren Sie nur in Ihrem Fleisse fort, ich verspreche Ihnen alles Glück in der Poesie. Das Amt der Poeten ist die Welt zu vergnügen und zu unterrichten. Ihre Belohnung ist der Beyfall, insonderheit der Beyfall der Kenner und der Nachwelt. Das Mittel ist eine geschickte Nachahmung der Natur. Durch sie lernen wir den Weg zum Verstande und dem Herzen der Menschen finden. Durch sie herrschen wir über die Gedanken und Neigungen der Leser und zwingen sie, dass sie die Nachahmung oft für die Natur selbst halten müssen. Aber wie viel Zeit, wie viel verschwendete Einsicht, wie viel Versuche, wie viel Regeln und Kritiken, wie viel mühsame Aenderungen und Verbesserungen gehören nicht dazu, ehe wir dieses Glück erlangen! Scharfsichtige Freunde, gute Bücher und Beyspiele, die wir ausstudiren müssen, sind dem jungen und auch dem männlichen Poeten unentbehrlich. Fühlen Sie den Muth in sich, alle die Hindernisse, die Mühe zu überwinden, welche die Poesie kostet: so haben Sie schon gesiegt. Die Zeit und Ihr Genie werden Ihnen beystehn. Lies, wenn ein andrer träumt. Vergiss den Zeitvertreib, Schlaf, Freunde, Lieb und Spiel. Verleugne dich und schreib!

Ein schrecklicher, aber vielleicht nothwendiger Rath, den ich, ich weiss nicht wo gelesen habe! Bemühen Sie sich bey Zeiten, um gut zu schreiben, das was Sie denken, deutlich und gut zu denken.

Ce que l'on conçoit bien, s'enonce clairement  
Et les mots, pour le dire, arrivent aisement.

Wenn ich nicht glauben müsste, dass Sie in Ihrem Studiren einen guten Anführer hätten, so würde ich so dreist seyn, Ihnen einige Bücher vorzuschlagen, die Sie schon itzt

---

<sup>1</sup> Die Gellertschen Briefe, wie manches andere ungedruckte oder in Deutschland unbekanntes Material verdanke ich Herrn Dr. G. Schmid am philologisch-historischen Institut zu St. Petersburg.

lesen sollten. Zum Exempel, Rollins Anleitung zu den schönen Wissenschaften; des Herrn Batteux Cours des belles Lettres, sind sehr geschickt, die Einsicht und den Geschmack eines jungen Dichters zu bilden.» — — —

Bei allen diesen Vorschriften wurde dem Knaben bange, das Dichten war ihm immer nur ein nachahmendes Spiel gewesen, und so musste ihn Gellert wieder aufmuntern. Er schrieb in einem Briefe vom 8. September 1751:

«Wegen der strengen Regeln, ein Poet zu werden, machen Sie sich nicht zu viel Kummer. Man schreibt viel vor, nicht damit man alles halten, sondern dass man desto mehr halten soll. Man kömmt nicht auf einmal, man kömmt schrittweise zum Ziele. Diesen Trost müssen Sie nicht vergessen, wenn Sie der weite Weg ermüden will. Ich bin beständig mit aller Hochachtung und Freundschaft

Ihr ergebenster Gellert.»

So fuhr der Jüngling beherzt fort, seinen grossen Mustern nachzustreben und nach acht Jahren hatte er die Genugthuung, seine Fortschritte von Gellert anerkannt zu sehen. Er ging damals mit dem Gedanken um, von den alten deutschen Fabeln, die Scherz veröffentlicht hatte, eine neue vermehrte und verbesserte Ausgabe zu veranstalten. Gellert riet ihm ab und fügte hinzu:

«Zugleich danke ich Ihnen auch für Ihre poetischen Arbeiten, die Sie mir zugeschickt. Ich sehe daraus mit Vergnügen, dass Sie Ihren Geschmack in der Poesie seit wenig Jahren schon sehr gebildet haben und Ihr Genie immer noch mehr heben werden, sowohl durch die Hülfe der Kritik als der guten Beyspiele. Dass die Poesie Sie nicht abhält, Ihren grössten Fleiss den Rechten und anderen Wissenschaften zu widmen, ist für Sie ein grosser Ruhm, zu dem ich Ihnen Glück wünsche. Immer behaupten Sie durch Ihr Beyspiel, dass man mehr als Poet sein muss, wenn man ein guter Poet und ein nützlicher Mann sein will.»

Wenn Nicolay mehr als ein Poet war, wenn er der Jurisprudenz eifrig oblag, so war das nicht eben sein Verdienst; nur der dringende Wunsch des Vaters, der ihn gern zu einem Regenten der Stadt gemacht hätte, vermochte ihn dazu. Er hasste das juristische Handwerk und diesen Hass sprach er aus in seiner ersten Gedichtsammlung, den «Elegien und Briefen» die der zweiundzwanzigjährige Dichter 1760 bei J. G. Bauer in Strassburg herausgab, um einem Praktikus zuvorzukommen, der die Abschriften aus den Händen seiner Freunde sammelte, und sie auf eigenen Profit drucken lassen wollte. Er hasste die Juristerei, weil die Poesie und die Philosophie seine ganze Liebe in Beschlag nahmen.

•Meinen Geist, der von Natur  
Flaccus' Lied und Weisheit liebet,  
Füllt die Vorsicht der Verwandten  
Mit der fetten Themis Ränken,  
Fährt gleich, wie ein Dampf aus Strycken  
Mir der Ekel in die Nase,  
Da indess Horazens Blätter  
Heinlich vom Gebrauche schwellen.»

Er hat noch einen andern Grund der Abneigung gegen die Rechte, einen merkwürdigen, einen deutschnationalen. Dieser junge Mann, der nie deutscher Reichsangehöriger war, war ein deutscher Patriot; er dachte über das römische Recht gerade so wie der urdeutsche Trompeter Scheffels, und zugleich wie Goethes Mephisto. Gründlich verabscheute er die Lehre, die

•deutsche Bürger  
nach lateinischen Sätzen richtet.  
Sind dies der Cherusker Enkel,  
die vor Varus Richterstuhle  
Weniger das schlaue Recht  
und der Redner Gift vertrugen,  
Als vorher die schweren Waffen  
beeder Söhne des Augustus?  
Die Gesetze, deren Hasse  
Deutschlands unverdorbnen Väter  
Das Gefolge dreier Adler  
in dem Winfeld aufgeopfert.  
Ehren wir, wir weisen Söhne,  
nunmehr als die schönste Beute,  
Die wir aus der Römer Schutt  
uns zum Joch errettet haben!

Im Jahre 1760 konnte er das verhasste Studium abschliessen und als I. U. Licentiat auf Reisen gehen. So war vor zweiunddreissig Jahren sein Vater ausgezogen, um die Welt kennen zu lernen, nach Paris, Holland, Norddeutschland und Wien. Auch der Sohn ging zuerst nach Paris. Er versäumte nicht, die Berühmtheiten der Zeit aufzusuchen. Voltaire, den er nach der Flucht aus Berlin in Strassburg gesehen hatte, war zur Zeit nicht in Paris; zu Rousseau erhielt er keinen Eintritt, aber im Salon der l'Espinasse lernte er Diderot, d'Alembert und andere Encyclopädisten kennen und lebte sich bald in ihre Denkweise ein; seine geistige Veranlagung kam ihren Anschauungen entgegen. In einem wesentlichen Punkte unterschied er sich von ihnen: wie gern er über religiöse Verirrungen spottete, wie manche Züge eines Freigeistes er sich aneignete, die wichtigsten Lehrsätze des protestantischen

Bekennnisses blieben unerschütterliche Grundsäulen im Tempel seines Inneren.

Nicolays nächster Freund war hier in Paris, wie früher in Strassburg und später in Petersburg, Hermann La Fermière; nichts fiel der Pariser Gesellschaft an den zwei jungen Leuten so auf, wie die Herzensbrüderschaft, die sie verband. Diderot schreibt noch nach Jahren an den Bildhauer Falconet:

«Je n'ai jamais rien vu qui m'ait autant touché que l'amitié de M. de La Fermière et de M. de Nicolai . . . Je ne sais lequel j'aurais aimé le plus. M. de La Fermière a du jugement, de la raison, de la fermeté. M. de Nicolai, lui, a reçu de la sensibilité et de la douceur. Ils ont tous deux de l'urbanité et des connaissances.»

Und einen Besuch, den er den beiden Jünglingen einmal machte, beschreibt er seiner Freundin Mlle. Volland in einem Briefe vom 25. Oktober 1761:

«Nos deux petits Allemands ont tant fait qu'ils m'ont entraîné à leur auberge. Leur diner fut détestable; cela ne l'empêcha pas d'être gai. Ils prétendirent qu'il avait été apprêté d'après les maximes d'Apicius Caelius, ce fameux gourmand romain, qui se tua parce qu'il ne lui restait plus que deux millions, avec lesquels, selon lui, il était impossible à un honnête homme de vivre. Mais une chose qui m'aurait fait oublier les mets les plus grossiers, c'est la vue de deux jeunes hommes pleins d'innocence, d'esprit et de candeur, et s'aimant d'une amitié qui se montrait à chaque instant de la manière la plus douce et la plus fine. Ils me récitèrent quelques-uns de leurs ouvrages, il fallait voir quel plaisir ils avaient à se préférer l'un à l'autre. «Cette prose est charmante». — «Eh, non, mon ami, c'est celle que vous avez écrit sur tel sujet qu'il faut entendre, pour être dégoûté de la mienne. Dites-nous-la». — — —

In diesem schöngeistigen Kreise verkehrte auch der Fürst D. M. Gallitzin, der im Mai 1761 zum russischen Gesandten am Hofe der Maria Theresia ernannt wurde. Er brauchte einen Privatsekretär und wählte Nicolay, der die Stelle gern annahm. So kam der junge Dichter nach Wien, wo er mit Metastasio, Gluck und namentlich mit seinem Landsmann, dem Freiherrn von Fries bekannt wurde. Nach zwei Jahren kehrte er zurück in die Vaterstadt und wurde Sekretär bei der königlichen Prätur wie es der sterbende Vater gewünscht hatte. Nach seinem eigenen Wunsche war das Amt nicht; er benutzte jede Gelegenheit, durch kürzere Reisen den unangenehmen Geschäften zu entfliehen, und griff freudig zu, als ihm eine Zukunft ausserhalb Strassburgs geboten wurde. Der Präsident



der Petersburger Akademie der Wissenschaften, Kosakenhetman Graf K. G. Rasumowsky, schickte 1765 seine Söhne nach Strassburg und empfahl sie der Fürsorge Schöpflins; als er selber nach Strassburg kam, liess sich ihm unser junger Dichter vorstellen, und da der Hetman von ihm schon in Wien gehört hatte, ernannte er ihn neben dem Franzosen Cronier zum Erzieher seines ältesten Sohnes, des Alexey, der später, 1810—16, als Minister der Volksaufklärung bekannt geworden ist.

Nicolay begleitete nun seinen Schüler auf einer grossen Reise durch Europa, die drei Jahre in Anspruch nahm; eine Zeit lang war der alte Rasumowsky bei ihnen, auch dessen genauer Freund, Oberkammerherr J. J. Schuwaloff, der Gründer der Moskauer Universität. Sie reisten über Wien nach Italien, lernten hier Winckelmann kennen; ein Brief Winckelmanns an Nicolay hat uns die einzige Kunde von einer verlorenen Schrift des grossen Pfadfinders unserer klassischen Bewegung erhalten.<sup>1</sup> Von Italien ging es nach Frankreich, von Frankreich nach England und von England endlich nach Russland. Dabei war Nicolay in diesen Jahren auch Professor an der Universität Strassburg, und seine Fakultät musste ihm also immer wieder Urlaub geben.<sup>2</sup> Dass er überhaupt je gelesen hat, ist nicht wahrscheinlich; zwar dreimal finden wir seinen Namen in den Vorlesungsverzeichnissen, im Winter 1768—69, Sommer 1769, Winter 1769—70, aber jedesmal heisst es, er werde *Institutiones sive Logicas sive Metaphysicas, item Juris Naturae et Gentium post reditum* vortragen.

Nicolay dachte an keine Rückkehr. Petersburg bot mehr. Als er 1769 dort eintraf, regierte seit sieben Jahren Katharina II., die «Semiramis des Nordens». Ihr Hof war der glänzendste in Europa. Was die Welt an Schönheit, Geist und Glanz hervorbrachte, damit suchte sie ihre nordische Hauptstadt zu schmücken; alle schönen Geister Europas suchte sie an sich zu fesseln. An Ehrgeiz, Kühnheit, Regsamkeit und Herrscherkunst übertraf sie selber alle Fürsten ihrer Zeit, den einen Friedrich den Grossen ausgenommen. An Niedrigkeit der Gesinnung und an Schamlosigkeit konnte sich keine Frau ihres Zeitalters mit ihr messen.

Als ihr Mann, Peter III., noch lebte, gebar sie einen Sohn,

<sup>1</sup> Vgl. meine Notiz «Eine verlorene Schrift Winckelmanns». Grenzboten XLIV, I. 5.

<sup>2</sup> Herr Prof. Martin hat aus alten Universitätsakten im hiesigen Thomastift notiert: Nicolay erbittet in einem Briefe aus London 1769 eine Verlängerung seines Urlaubs, um Feldmarschall Rasumowsky begleiten zu können; die Bitte wird vom Magistrat widerstrebend bewilligt.

Paul Petrowitsch, aber der Kaiser wusste wohl, dass er nicht der Vater war, und er litt nie, dass man ihm das Kind vor die Augen brachte. Auch Katharina verabscheute den Knaben seit seiner Geburt; damals muss sie noch Schamgefühl besessen haben, nur dass sie es falsch anwandte. Fürwahr: wenn Paul als Kaiser zu den finstersten Despoten gehörte, so muss doch auch gesagt werden, dass er am letzten Ende unschuldig war, dass er, solange er lebte, ein viel elenderes Dasein hatte, als seine Opfer. Wie mag einem Jüngling zu Mute sein, der fortwährend Komplotte gegen sein Leben fürchten muss, die von der eigenen Mutter ausgehen! der die Frage im Kopfe wälzt, warum denn der, den er Vater nannte, dieser selben Mutter zu Liebe hatte ermordet werden müssen! der zuschauen musste, wie von Zeit zu Zeit diese Mutter, diese Kaiserin, einen neuen schmucken Offizier zum Günstling und Hoftyrannen machte! — Katharina ging auf die moralische Korruption ihres Sohnes aus, aber sie gab ihm trotzdem gute Lehrer. Sie bot d'Alembert ungeheure Summen, um ihn als Erzieher Pauls nach Petersburg zu ziehen, und wenn dieser auch ausschlug, so war Paul doch in den besten Händen. Sein oberster Erzieher war zugleich sein aufrichtigster Freund: Graf Panin, zwanzig Jahre lang der leitende Staatsmann Russlands, wohlmeinend, scharfsichtig, ein etwas bequemer, aber genialer Diplomat, mit ausgesprochener Vorliebe für den Staat Friedrichs des Grossen. Als er sich nach Helfern bei seinem Erzieheramte umsah, empfahlen ihm Rasumowsky und Schuwaloff ihren jungen Strassburger Freund.

So ward Nicolay Lehrer des damals fünfzehnjährigen Grossfürsten und nach kurzer Zeit hatte er das Herz seines Schülers gewonnen. Auch ihm war Paul lieb, denn damals war Paul noch liebenswert. Heiter, gleichmütig, freundlich, für geistige Dinge empfänglich, von adeligem Wesen, war er nur selten ein Knecht seiner mächtigen Phantasie, gab er sich nur selten überspannten Schwärmereien hin, und nur selten und nicht ohne Ursache ergriff ihn ein krankhaftes Misstrauen gegen seine Umgebung. Nicolay scheint ihn in Geschichte und allgemeiner Rechtswissenschaft unterrichtet zu haben; er übersetzte für ihn den Agricola des Tacitus und die Einleitung zu Robertson's Geschichte Karls V.; für ihn schrieb er auch eine Epistel in Versen, worin er aus der Geschichte berühmter Fürsten dem zukünftigen Kaiser nützliche und vernünftige Lehren ans Herz legte. Der Strassburger Buchhändler Stein wollte diesen «Brief an den Grossfürsten» nachdrucken, aber die Zensoren der Stadt versagten ihm das Imprimatur, aus religiöser Bedenklichkeit, da in dem Gedichte ein wenig de-

spektierlich von den Kreuzzügen geredet wurde. Das brachte Nicolays Groll gegen die Steckelbürger zum Ausbruch. In Knittelversen — schon das sollte eine Satire auf die Strassburger Meistersingerei sein, die noch immer ihren Unfug treibe — und zwar in sehr geschickter Diktion verfasste er einen Brief an die Strassburger Censores, in dem er ihnen und der gesamten städtischen Philisterschaft gründlich den Pelz klopfte. Mit diesem Gedichte musste er sich in Strassburg für alle Zeiten unmöglich machen: so konnte nur jemand schreiben, der sich im neuen Neste behaglich fühlte.

Allerdings ging es ihm nach Wunsch. Er konnte fast ganz seiner Muse leben. In dem Jahrzehnt von 1770—1780 schuf er eine Reihe von Rittergedichten, in denen er die deutschen Leser in die romantische Welt Bojardos und Ariostens einführte, Gedichte, die neben seinen kleineren Erzählungen und Fabeln ihn zu einem der angesehenen Dichter seiner Zeit machten, auch zu einem viel gelesenen. Es soll (nach Büchmann Geflügelte Worte. XIII. Aufl. p. 81) eins seiner Gedichte, «der Lügner», den Allerweltsspruch in Umlauf gesetzt haben: «Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht und wenn er auch die Wahrheit spricht»; ich kann allerdings das Dictum bei Nicolay nirgends finden. Sein Amt bot ihm Musse genug. Denn als Lehrer des Grosfürsten hatte er noch fünf Kollegen, und dies Lehramt dauerte auch nur wenige Jahre; 1773 vermählte sich Paul, und damit hatte seine Erziehung ein Ende. Alle Welt war mit ihr zufrieden, und der englische Gesandte berichtete an seinen Minister, die Erzieher hätten ihrem Schüler keine lasterhaften Grundsätze beigebracht, ihre heilsamen Lehren hätten vielmehr gewisse natürliche Mängel beseitigt, so dass er ein viel besserer Mann geworden sei, als wenn er sich selbst überlassen geblieben wäre. Nicolay blieb in der Umgebung Pauls als dessen Kabinettssekretär und Bibliothekar, und kurz nachdem er selber sich mit Johanna Poggenpohl, einer reichen Bankierstochter aus Petersburg verheiratet hatte — es war 1776 — begleitete er seinen Prinzen zur Brautschau nach Berlin, denn Paul war schon wieder Witwer geworden und plante eine neue Heirat mit einer halben Landsmännin unseres Dichters, der Prinzessin Sophia Dorothea Amalia von Württemberg, die an dem kleinen Hofe von Mömpelgart aufgewachsen war; besser ist sie bekannt als Kaiserin Maria Feodorowna von Russland und als Mutter der Kaiser Alexander und Nikolaus. Kein geringerer vermittelte diese Heirat als Friedrich der Grosse, und Paul war überglücklich, aus den Händen des schwärmerisch verehrten Königs die Braut zu empfangen. Auch Nicolay fühlte sich in Berlin wohl, das geistige Leben dort war ganz nach

seinem Geschmacke: aufgeklärt, vernünftig, massvoll; bei französischer Bildung nationale Gesinnung; und in Ramler und Friedrich Nicolai fand er gleichgesinnte, liebe Freunde.

Fünf Jahre später begleitete unser Dichter das junge grossfürstliche Paar auf einer grossen Reise durch die europäischen Staaten. Neben ihm waren in dem Gefolge auch die Dichter La Fermière, der französische Stücke für die Aufführungen in Gatschina schrieb, und Klinger; mit letzterem scheint Nicolay trotz der Verschiedenheit ihrer Charaktere gut angekommen zu sein. Die Reise machte in ganz Europa grosses Aufsehen; Katharinas Plan war, durch sie den Grössfürsten dem preussischen Einflusse zu entziehen und namentlich mit dem Hause Habsburg gute Freundschaft anzuknüpfen. Paul und Maria traten die Reise schweren Herzens an, eben weil sie Berlin und Potsdam nicht berühren durften und weil sie Sorge trugen, dass ihnen der Rückweg nach Russland vereitelt werden könnte.

In Wien herrschte grosse Freude bei ihrer Ankunft, und die Wiener Zeitung begrüßte den hohen Gast in ihrer Nummer vom 24. November 1781 in enthusiastischen Versen:

«Die Freude Wiens ist unbegrenzt,  
Seit uns das Glück zu Theil geworden,  
Dass selbst der grosse Stern aus Norden  
In voller Majestät in unsern Mauern glänzt.»

Auch Nicolay machte guten Eindruck in Wien; Metastasio und der Ritter Gluck wussten ihm Dank, als er die hohen Herrschaften bei ihnen einführte, und Kaiser Joseph schrieb von ihm in einem vertraulichen Briefe an den Erzherzog Leopold von Toskana, dem Nicolay schon als ein gewandter Mann («fort leste») bekannt war: «Le secrétaire Nicolai est un de ces hommes précieux qui sert son maître sans jamais en faire parade ou vouloir être distingué». Einen öffentlichen Beweis seiner Huld gab ihm Joseph, indem er ihn am 10. April 1782 auf seinen Wunsch<sup>1</sup> in des heiligen römischen Reiches Ritterstand erhob.

Von Wien ging die Reise nach Italien. Hier traf Klinger mit Heinse zusammen und suchte ihn zum Bibliothekar des Grossfürsten zu machen. So berichtet wenigstens Heinse an Jacobi, aber auf Heinsesche Berichte kann man sich nicht verlassen.

Katharinas Plan, eine Freundschaft zwischen Paul und dem Hause Habsburg zu stande zu bringen, war nicht in Er-

---

<sup>1</sup> «Auf seinen Wunsch», wie aus dem Adelsdiplom hervorgeht, welches mir fragmentarisch vorliegt.



L. H. de NICOLAI

*„Nachdem ich ein, tief denkend, nicht, wohl, keine  
Nacht, verbracht, den Kopf, des, Tückers, als, der, Herz.“*





füllung gegangen; erst in Versailles verlor der Grossfürst etwas von seinen preussischen Neigungen: die Liebenswürdigeit und Biederkeit Ludwigs XVI. und Marie Antoinettens thaten ihm wohl, die Pracht des Hofes und die feine Kultur der Hauptstadt imponierten ihm; die Pariser, die für seine schöne Grossfürstin schwärmten, die d'Alembert, Beaumarchais und La Harpe, die ihm geistreiche Schmeicheleien sagten, gefielen ihm. Nur ungerne nahmen sie Abschied; in der Begleitung der bekannten Baronin Oberkirch, einer Jugendfreundin Maria Feodorownas, reisten sie in das Elsass, und von da ging es nach Stuttgart, — wo die Festfreude gewiss nur wenig gestört wurde durch die Entweichung eines Eleven der Karlsschule, der ein tolles Stück hatte in Mannheim aufführen lassen, — und von Stuttgart endlich über das österreichische Hoflager zurück in die nordische Heimat. Nicolay war schon nicht mehr bei ihnen, als sie in Strassburg das festlich beleuchtete Münster anstauten. Sie hatten ihn in geheimer Mission voraus nach Russland gesandt.

Er besass das vollste Vertrauen des grossfürstlichen Paares. Fast beständig lebte er mit ihnen in ihren einsamen Residenzen Pawl wsk und Gatschina, gehasst von der Kaiserin, denn ihr Hass war von der Liebe Pauls und Marias untrennbar. Er war Privatsekretär der letzteren, eine Art Hausminister und Hofmarschall. Stets um ihre Person, unterstützte er sie in allen kleinen Bedürfnissen, verschrieb für sie Papier, Bleistifte und bunten Streusand aus England, weil die englischen Kaufleute in Petersburg zu teuer waren, besorgte ihr ebendaher Musselin und Velours und Satin, that dann und wann eine kleine Notlüge für sie und half ihr aus, wenn sie kein Geld hatte. Denn auch das kam vor; als Nicolays Jugendfreund La Fermière starb, besass die Erbin des russischen Thrones keine 2000 Rubel, um sie den Erben ihres Gläubigers zurückzuzahlen, und Nicolay musste die Schuld übernehmen. Es war ihm wohl in ihrer Nähe: sie war so zart und freundlich gegen ihn und dabei so tugendhaft — in Russland! — so wohlthätig und so edel, und wenn sie ihn einmal etwas quälte, so machte sie doch bald alles wieder gut.

Am 6. November 1796 starb Katharina die Zweite. Paul und Maria waren endlich frei und unumschränkte Herrscher eines weiten Reiches. Sie vergassen die Freunde nicht, die ihnen in der Zeit der Niedrigkeit treu gewesen waren. Nicolay wurde der Titel «Baron» gesichert, er wurde Mitglied des Kabinettsrats, Ritter des kleinen St. Annenordens, Verwalter des Kabinetts der geschnittenen Steine, Staatsrat. Etwas später wurde ihm der St. Annenorden I. Kl., und dass er seine Ehren würdig vertreten könne, ein Dorf im Gouvernement Tambow (nicht in

Polen) mit 1500 Bauern verliehen, und im April 1798 endlich wurde er zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften ernannt.

Das war viel Huld und viel Ehre auf einmal; kein Wunder, dass es an Neidern nicht fehlte. Mit Einem wollen wir uns beschäftigen, mit Masson, dem Verfasser der 1800 zu Amsterdam anonym erschienenen *Mémoires secrets sur la Russie . . .*, denn aus seinem Buche hat ohne Zweifel Gervinus seine Anklagen gegen den Privatcharakter Nicolays entnommen. Masson berichtet unter anderem: «Il reçut quelques centaines d'âmes pour achever de corrompre la sienne.» (Anmerkung hiezu: «Il avoit déjà une terre en Finlande, province cédée par la Suède, ou les paysans ne sont pas tout-à-fait réduits au même mode d'esclavage que les Russes; et Nicolai s'en plaignoit souvent disant: que ces gueux-là ne lui rapportoient presque rien, et prétendoient d'avoir des franchises. Ceux qu'il vient de recevoir sont en Pologne: il pourra, à son gré, les séparer, les vendre, ou les faire travailler, comme ses animaux domestiques, à l'embellissement de ses jardins. Qu'on juge par ce trait qu'est devenu en Russie ce Strasbourgeois, qui passe en Allemagne pour un philosophe, que tant d'écrivailleurs flagornent comme un Mécène. S'il vient à lire ceci, il admirera sans doute la modération avec laquelle on y parle de lui)» Weiter: «Il est de Strasbourg, et connu en Allemagne par quelques imitations de l'Arioste et quelques poésies assez jolies, quoique très-verbeuses. Il a été aussi obligé de sacrifier sa muse sur l'autel de la fortune où elle-même avait conduit l'ingrat. Je ne sais si la morgue politique qu'il s'est cru obligé de prendre le rend plus heureux; mais elle ne lui en donne pas l'apparence.» Kotzebue, mit dem übrigens Nicolay nichts im Sinne hatte, beschäftigte sich mit Massons Memoiren. (Das denkwürdigste Jahr meines Lebens. Berlin 1801. II, p. 349). Wir wollen ihm die Verteidigung unseres Dichters übergeben: «Seite 315 schüttet der Verfasser auf Einmal eine Fluth von Gift auf einen sehr würdigen Mann: Etatsrath Baron Nicolai, Präsidenten der Akademie der Wissenschaften, der uns Deutschen als ein angenehmer Dichter, seinen Untergebenen als ein väterlicher Freund, seinen Freunden als ein rechtschaffener, gefühlvoller Mensch, und Allen, die sich ihm nähern, als ein höchst gebildeter, geistvoller Mann bekannt ist. Offenbar muss er das Unglück gehabt haben, die Verdienste des Herrn von M\*\* nicht gebührend zu bewundern, vielleicht wohl gar einmal seine Verschen fade zu finden; denn nur auf diese Weise lässt sich erklären, wie es dem Memorien-Schreiber möglich war, von diesem so allgemein geschätzten Mann zu sagen: «man habe ihm einige

hundert Seelen geschenkt, um die seinige vollends zu verderben, er sei ein Tyrann seiner Bauern u. s. w. — Dass Herr von Nicolai sich wohl einmal beklagt haben kann, dass seine Finnländische Bauern ihm wenig eintragen, das halte ich für sehr möglich; es bedeutet aber nichts mehr und nichts weniger, als wenn ein deutscher Edelmann sagt: mein Gut trägt mir wenig ein; und es gehört wirklich eine sehr schwarze franchise dazu, um einer solchen gleichgültigen Aeusserung willen den unbefleckten Ruf eines solchen Mannes anzulasten. Doch welcher Ruf wäre dem Herrn v. M\*\* heilig! — Eben so unwahr ist das, was ihm von der morgue politique des Herrn von N. zu sagen beliebt. Ich habe davon auch nicht eine Spur bei ihm gefunden. Vielleicht hielt er es aber für nötig, gegen Herrn v. M\*\* auf seiner Hut zu sein; und der Ausgang lehrt, dass er Recht hatte. —

«Herr von M\*\* sagt: «Flagornirende écrivailleurs (Skrreiber) hätten Herrn von Nicolai zum Mäcen erhoben.» Ich sehe voraus, dass er nun auch mich unter diese Zahl rechnen wird, und das kümmert mich wenig. Nur muss ich hinzufügen, dass ich nicht das Glück habe, mit dem Herrn von N. genau bekannt zu seyn, und dass ich frei, ohne alle Rücksichten, meine Feder bloss durch das Lob der Tugend und des Verdienstes zu ehren glaubte.» — — —

Nicolay hatte in seinen neuen Würden mancherlei Aerger und manche verdriessliche Arbeit; auch die Kaiserin nahm ihn noch sehr in Anspruch. Im Staatsrat fühlte er sich nur als halbes Mitglied, da er zeitlebens zu wenig Russisch verstand, um mitreden zu können; auch die Akademie der Wissenschaften bot ihm nicht das, was er gehofft hatte, als er den Wunsch äusserte, unter Gelehrten sein Leben beschliessen zu können, wie er es unter ihnen begonnen habe. Die Kasse der Akademie enthielt als gute russische Kasse 60 000 Rubel weniger als sie sollte; die Akademiker waren träge und ränkesüchtig und eine seiner Aufgaben, nämlich die, einen Staats- und Adresskalender zusammenzustellen, erwies sich als unausführbar. Es war in der That eine schwierige Aufgabe, eine Rangliste zu verfertigen: als der achte Bogen gedruckt wurde, waren die sieben vorhergehenden schon wieder vollständig falsch, so schnell geschahen damals in Russland Absetzungen und Ernennungen in den wichtigsten Aemtern.

Denn der böse Geist war über Kaiser Paul gekommen. Bei seinen ersten Regierungsakten hatte ihm sein Volk zugejauchzt, das Ausland Beifall gerufen. Der alte Vater Gleim hatte in die längst verstimmte Leier gegriffen und ihm ein begeistertes Lied gesungen. So schloss er:

Er ist's! Den Gott erschuf, Erschaffer auch zu werden  
In seiner Gottes-Stadt! und Könige der Erden  
Zu lehren es zu seyn! Du bists!  
Bist eines bessern Volks Erschaffer und Erhalter,  
Bist Kaiser! deines Reichs Gott ähnlicher Verwalter,  
Singt, alle Sänger! Ihn! Er ists!

Das Gedicht kam an Nicolay, dass er es Russlands Dichtern mittheile; es ist bis jetzt ungedruckt geblieben, denn Pauls Regierung sorgte bald dafür, dass solche Verse noch lächerlicher wurden, als sie es von Haus aus schon waren. Die Extravaganzen des Kaisers sind bekannt; man hat gelesen, wie er die runden Hüte verbot, wie jeder Wagen halten musste, wenn er dieselbe Strasse fuhr, wie die Insassen heraussteigen mussten und ihn auf der Strasse begrüßen, die Grossen des Hofes, die Kaiserin selbst nicht ausgenommen, wie kein ausländisches Buch die Grenze passieren durfte, wie er endlich das Gerücht aussprengen liess, er wolle alle Monarchen Europas zum Zweikampf fordern. Es war eine unheimliche Zeit am russischen Hofe; man sah, der Wahnsinn, dessen Keime Katharina in die Seele des Knaben gelegt hatte, war ausgebrochen. Auch die Treuesten verfolgte die Heftigkeit und das Misstrauen des Kaisers, auch unser Landsmann blieb nicht davon verschont. Er ward scharf beobachtet, seine Briefe wurden geöffnet und durchforscht, sogar die an seine Frau, aber man fand nichts. Nicolay war ein kluger Mann. An ein Briefgeheimnis hatte er nie geglaubt; in Politik hatte er sich nur so weit eingelassen, wie ihm befohlen war; seine unzufriedenen Gedanken hatte er für sich behalten, und wenn es ihm gar zu unbehaglich ward, so hatte er sich ganz in seine wissenschaftlichen Arbeiten vergraben. So stand er auch der Verschwörung gegen das Leben Pauls ganz fern; dass sie da war, musste er wissen, denn das war kein Geheimnis; am 12. März 1801 sah man Abends in Petersburg nach der Uhr, und sagte sich, dass die ersehnte Stunde gekommen sei.

Ein trauriges Ende eines beklagenswerten Lebens: ein Kaiser hört seine Mörder den Gang zu seinem Schlafzimmer heraufkommen, er springt aus dem Bette, eine betrunkene Schar dringt ein, man findet den halbbekleideten Mann hinter einer spanischen Wand, er wehrt sich mit der Wut der Verzweiflung, im Ringen findet er den Tod.

«Nous avons la despotie tempérée par des assassinats», scherzte man am andern Morgen in Petersburg, und unser Nicolay, dem alle Gewaltthaten und Revolutionen zuwider waren, nannte das grosse Ereignis «si heureux d'un côté, si terrible de l'autre». So dachte auch etwa die nunmehrige Kai-



serin Mutter, der sich der alte Freund endlich wieder nahen durfte. Ihr Sohn Alexander war nun Kaiser; er beließ Nicolay in allen seinen Aemtern, aber diesem war das Hofleben immer mehr zum Ekel geworden. Er bat den Kaiser zweimal um Entlassung, 1803 endlich wurde ihm die ersehnte Ruhe beschieden. Nur das alte Verhältniß zur Kaiserin Mutter wurde noch nicht gelöst, auch das Patronat über die evangelisch-lutherische St. Katharinenkirche behielt er bei.

Von nun an lebte er meist auf seinem Landgute Monrepos in Finnland, nur einige Wintermonate pflegte er in Petersburg zuzubringen. Mancher Fremde suchte ihn in seinem Tusculum auf. Einer von ihnen, der Staatsrat von Gerschau, der Schwiegervater Binzers, des Dichters der Burschenschaft, hat uns von seinen Eindrücken dort berichtet. Nicolay war ein Mann von höchstens mittlerer Statur, zart und mager gebaut, das Haar schlicht, das Gesicht sanft gerötet, die Stimme leise, der Gang leicht und schnell, die Kleidung meist einfach.<sup>1</sup> Er war ein musterhafter Gesellschafter und Wirt; dem unermüdlichsten Schwätzer konnte er ebenso unermüdlich zuhören, er selber war die verkörperte Höflichkeit und Bescheidenheit; wenn er das Wort ergriff, so unterhielt er auf das Vortrefflichste durch scherzhafte Darstellung und allerlei kleine Geschichten à propos. Sein Tisch war opulent und er blieb in angenehmer Gesellschaft gern eine Stunde über die Zeit. In seinem Hause hielt er auf strengste Ordnung, namentlich in seiner grossen Bibliothek und seiner wohlversehenen Kupferstichsammlung: dort pflegte er seine Tage hinzubringen, zu lesen oder, als er fast gänzlich erblindete, sich vorlesen zu lassen, meist Dichtungen aus der deutschen, französischen und englischen Literatur, oder die Bratsche zu spielen, wie er sie als Strassburger Student gespielt hatte.

Seinen Lebensabend verschönte ihm ein liebender Sohn, das einzige Kind, das er hatte. Er hatte ihn in Deutschland erziehen lassen. Fritz Stolberg hatte ihn einmal von Petersburg mitgenommen und ihn nach Eutin zu Vossens ins Haus gebracht. Voss beehrte eigentlich keine Pensionäre und seine Frau hatte ihre liebe Not mit dem Jungen, der kein Wort Deutsch verstand; aber sie waren bald gute Freunde geworden, und Paul wuchs auf wie ein Sohn des Hauses. Nach mehr als zehnjähriger Trennung sah er seine Eltern wieder. Der Vater

<sup>1</sup> Bilder Nicolays finden sich in m, in den elsässischen Neujahrsblättern und vor dem LXXX. Bd. der Allg. d. Bibliothek mit folgenden Versen von Ramler:

Nachlässig schön, tiefdenkend leicht, voll Ernst, voll Scherz:  
Nichts übertrifft den Kopf des Dichters als das Herz.

war mit der Erziehung zufrieden. «Seine Manieren sind mehr englisch als französisch» «Ich wollte ihn nicht zu deutsch haben, aber noch viel weniger zu französisch. Dem Charakter nach ist er deutsch, nun müssen seine Manieren noch etwas französisch werden, d. h. nach der alten französischen Art.» Mit den Franzosen der Revolution und denen Bonapartes hatte er nichts im Sinne, er nannte sie kurzweg Briganten und da er sah, dass sie sonst unbesieglich waren, bittet er Gott, ihnen Pest und Hungersnot zu schicken. — Eine grosse Freude war es für ihn, als er eine liebenswürdige Schwiegertochter aus der guten Gesellschaft des alten Frankreichs erhielt. Paul vermählte sich mit einer Prinzessin von Broglie, einer Grosstochter des Marschalls. Seine Söhne und Enkel haben sich in Russland als Gesandte, Minister und Generäle verdient gemacht.

Ludwig Heinrich Nicolay starb am 28. November 1820. Er war 83 Jahre alt geworden. Begraben liegt er in seinem Parke, wo er so manche schöne Stunde verbrachte. Früher war dort ein ödes felsiges Küstenland gewesen; er hatte verstanden, aus der Wüste ein Eden zu schaffen, und sein Gut ward weit berühmt wegen seiner schönen Anlagen. Noch heute versäumt niemand, der in die Nähe der Hafenstadt Wiborg kommt, das kleine finnische Paradies aufzusuchen. Monrepos ist Nicolays dauerndstes Werk.

## II.

Folgende Ausgaben sind von den literarischen Werken Nicolays erschienen:

a. *Elegien und Briefe*. Strassburg, bey Johann Gottfried Bauer. 1760.

b. *Verse und Prose* von N. — Basel, bey Johannes Schweighäuser 1773. Zwei Teile.

c. *Galwine*. Eine Rittergeschichte in 6 Gesängen. Petersburg 1771.

d. *Vermischte Gedichte* von Herrn Ludwig Heinrich Nicolay, Kabinettssekretär und Bibliothekar Sr. Kaiserl. Hoheit des Grossfürsten aller Reussen. Berlin und Stettin. 1778 (I. II.), 79 (III.), 80 (IV. V.), 81 (VI.), 83 (VII.), 84 (VIII.), 86 (IX). Seit dem VII. Teile heisst der Verfasser L. H. von Nicolay. Besonders erschienen aus dieser Gesamtausgabe 1780 *Das Schöne* und 1781—84 *Reinhold und Angelika*.

(La beauté. Conte traduit de l'Allemand de Mr. Nicolai par Mr. de la F. (ermière?) à Berlin 1781.)

e. Vermischte Gedichte und prosaische Schriften von Herrn Ludwig Heinrich von Nicolay. Berlin und Stettin, bei Friedrich Nicolay. 1792 (I–IV), 94 (V–VII).

f. Idäa oder männliche und weibliche Tugend. Eine historische Novelle. Wien 1792.

g. Das Landgut Monrepos in Finnland. Berlin 1809.

h. Balladen. Berlin 1810.

i. Theatralische Werke von Ludwig Heinrich von Nicolay. Königsberg, bey Friedrich Nicolovius. 1811. Erster Band: Trauerspiele. Zweyter Band: Lustspiele. Die vier Dramen dieser Sammlung waren früher einzeln erschienen.

k. Athalie von Racine. Königsberg 1816.

l. Molières Gelehrte Weiber. Leipzig, Kummer 1817.

m. Poetische Werke von Heinrich Ludwig Freyherrn von Nicolai. Zweyte durchaus umgearbeitete und vermehrte Original-Auflage. Wien 1817. In der Haas'schen Buchhandlung. 4 Bde.

n. Muffel oder der Scheinheilige. Lustspiel in 3 Akten nach Molières Tartuffe. Wiborg 1819. 8.

o. Der Arme und der Reiche. Leipzig 1820.

p. Die Todtenwache. Ein Gedicht. Leipzig 1820.

q. Die Reliquie. Ein Gedicht. Leipzig 1820.

Die Ausgaben c f g h k l n o p q zitiere ich nach Gödecke; von diesen enthalten die sechs letzteren Werke, die ich nicht gelesen habe. Wenn auch immerhin bedauerlich bleibt, dass ich sie nicht habe zur Einsicht erlangen können, so dürfte doch der Verlust nicht sehr gross sein, da k, l und n Uebersetzungen sind und o, p, q als Werke eines hohen Alters sich von den früheren epischen Dichtungen vermutlich nur durch gesteigerte Schwächen unterscheiden.<sup>1</sup>

---

Man muss zuweilen an Goethe denken, wenn man Nicolay liest. Nicht dass er Goethen so sehr gliche, sondern weil er ihm so wenig gleicht. Goethe kam nach Strassburg, als Nicolay aufhörte, Mitglied der Universität zu sein; Goethe studierte bei denselben Lehrern, in denselben Zimmern mit demselben Wider-

---

<sup>1</sup> Von den Ausgaben, die ich eingesehen habe, sind b e und m in Antiqualettern gedruckt; in b finden sich Majuskeln nur bei Eigennamen. — Einzelne Gedichte N.'s erschienen zuerst in literarischen Journalen und Musenalmanachen.

willen gegen die Jurisprudenz, war von derselben Neigung erfüllt zum Dichterlesen, zu literarischen Gesprächen mit gleichgesinnten Freunden, zu eigenem Schaffen. Beide gingen in denselben Gassen, auf denselben Promenaden, sahen fast dieselben Menschen; beide waren in elsässische Mädchen verliebt. Soll man da nicht erwarten, dass ihre Dichtungen von verwandter Art sein müssten, wenigstens die aus ihrer Strassburger Zeit? Man wird vergeblich nach den gemeinsamen Zügen suchen. Es ist ein grosser Unterschied zwischen beiden: bei Goethe dichtete das Herz, bei Nicolay der Verstand und das Gedächtnis. Goethe sang, wie der Vogel singt, Nicolay dichtete, wie man dichtet mit dem Blick auf das Tintenfass, die Lampe und den Bücherschrank. Man braucht nur zu lesen, was er so verfertigt hat, um Respekt zu bekommen vor der Salzmannischen Tischgesellschaft und ihren Geistesgenossen im übrigen Deutschland. Nicolay ging, und Goethe kam: man möchte sagen, die Vermacher gingen und die Dichter kamen; die Handwerker gingen und die Künstler kamen.

Auch dem Handwerk gebührt Ehre. Es ist älter als die Kunst und bahnt ihr den Weg. Wie sehr der Künstler über den Handwerker hervorrage, so ist er doch sein Schüler, die Fertigkeiten und Handgriffe hat er von ihm lernen müssen, das Material aus seinen Händen erhalten.

Damit haben wir das Verdienst angedeutet, welches sich Nicolay und seinesgleichen um die deutsche Literatur erworben: sie führten neues wertvolles Material ein und bildeten das Mechanische und Formelle aus, was zum poetischen Schaffen gehört. Nach ihnen brauchten nur begnadete Sänger zu kommen, die spielend von ihnen erworben, was sie mühsam gesammelt, die dann aus einer grossen Seele heraus, einer Seele, die in der Götter Rate zu Hause war, Leben einhauchten in die Puppen, die ihre Vorgänger gebildet. Unsere Dichterheroen kamen, aber Schriftsteller wie Nicolay mussten vorausgehn.

Es war ein Verdienst, in den fünfziger, sechziger und siebziger Jahren solche Verse zu schreiben, wie sie von Nicolay ausgingen, Verse, die ohne jede Mühe hervorgebracht zu sein scheinen, die leicht und gefällig dahinfliesen, wie ein Wiesenschbach, der von allen Seiten Zufluss erhält, dem keine Hügel, keine Felsen und keine Tiefen im Wege liegen. Seine Leser empfanden diese Leichtigkeit der Versbildung wohl, diesen Ueberfluss an Reimen, diesen Reichtum an Worten. Gerschau hebt eine Naturschilderung aus einer der Elegien heraus. (d, I. Der Nachen der Liebe.)

«Gleich einem Oele lag die See, von keinem Winde  
Die Fläche kraus, die Klippen ohne Schaum;  
Am Ufer nur bewegte sich gelinde,  
Wie sich ein Busen regt, der nassen Decke Saum.» etc.

Auch Küttner rühmt 1781 den Stil Nicolays in seinen «Charakteren deutscher Dichter und Prosaisten» und der Verfasser des «Pfingstmontag», Professor Arnold in Strassburg, findet bei unserm Autor «une profonde connoissance du cœur humain, de la variété dans les tableaux, souvent de la grâce, quelquefois de l'énergie et toujours une grande abondance de pensées et une aimable facilité» (Notice litt. 8 hist. sur les poètes alsaciens. Paris 1806). Diese «abondance de pensées» klingt noch wie ein Lob, der boshafte Masson tadelt die Nicolayschen Poesien wegen ihrer Verboseität, und auch der wohlwollende Küttner muss zugeben: sein Reichtum geht zuweilen in eine Redseligkeit über, die nur just in den erzählenden Dichtarten ihren Wert hat. So hat man unserem Dichter öfter den Vorwurf der Breite und Wortfülle gemacht. Nicht mit Unrecht. Er ist etwas geschwätzig, er kann keinen gelegentlichen Gedanken unterdrücken, und so finden sich bei ihm viele Verse, die für den Zweck der Dichtung entbehrlich wären, die, wenn auch nie unsinnig oder thöricht, doch oft recht alltäglich und prosaisch sind. Doch ist Nicolay nicht in dem Sinne wortreich, dass er die einzelnen Gedanken durch allzuviele Worte ausdrückte: wenn man ihn mit Hagedorn, Brockes und noch älteren deutschen Dichtern vergleicht, so möchte man rühmen, dass sein Ausdruck kurz und schlicht sei. Nie werden wir bei ihm von der modischen Sucht belästigt, jedes Substantivum durch ein Eigenschaftswort zu umkleiden; er verspottet diese Manier selber in einem Epigramm, und selten findet sich bei ihm jene Zerspaltung eines Begriffes in zwei, drei oder noch mehr angereihte Synonyma, die nach Prof. Hennings Bemerkung durch Paul Gerhard und die Kirchenliederdichter eingeführt und namentlich in der schlesischen Schule gepflegt wurde. Ganz überwunden hat er diese Schwäche allerdings auch nicht:

«Wenn ich bedenke, wie uns oft  
So plötzlich, rasch und unverhofft  
Die Leidenschaft ergreift, uns auf die Folter schraubet,  
Uns aller Klugheit, aller Fähigkeit beraubet,  
Uns blendet, uns tyrannisch niederdrückt  
Und jeden andern Ruf in unsrer Brust erstickt.» etc.

(Reinhold und Angelika I. Ges.)



Rühmen müssen wir ferner an Nicolay sein eifriges Streben nach Korrektheit der Sprache. Wenige Dichter haben so ausdauernd gefeilt, waren so gern bereit, die gefundenen Formen aufzugeben und die Arbeit von Neuem zu machen, wie Nicolay. Ramler half ihm dabei, er sah die Gedichte des jüngeren Freundes vor dem Drucke durch, und Nicolay war einer der Wenigen, denen die Bedenklichkeiten des alten Pedanten genehm waren. Jede Zeit hat ein Bewusstsein ihrer Aufgabe; so strebte man in der vorklassischen Zeit danach, der allzu üppigen Sprache die wilden Ranken abzuschneiden, durch das Gestrüpp vorgeschriebene und bequeme Wege anzulegen für ein späteres Geschlecht.

Und für ein Verdienst wollen wir es Nicolay auch anrechnen, dass er sich nicht von der stürmischen Bewegung ergreifen liess, die im siebenten und achten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts die Geister mit sich fortriss. Wir pflegen viel Sympathie mit ihr zu haben, weil ein Goethe und ein Schiller unter den Führern waren, aber Krankheiten bleiben Krankheiten, auch wenn die hoffnungsvollsten Jünglinge davon befallen werden. Zu den Meisterwerken Schillers und Goethes haben die von den Stürmern und Drängern angefeindeten Klassizisten ihr gut Teil beigetragen, und die Dichter, die ihr Leben lang Revolutionäre, Stürmer und Dränger blieben, stehen an Geschmack, an stofflicher und formaler Vollendung ihrer Werke, an Nutzen für die ästhetische Bildung der Lesewelt, doch unter ihren Gegnern, unter Dichtern von Nicolays Schlage. Wenn jene bei unseren Literarhistorikern entschiedenere Vorliebe finden als diese, so haben sie das nur ihren grossen Genossen zu verdanken; die Einen haben ebenso gut wie die Andern dazu geholfen, unsere klassische Periode herbeizuführen.

Nicolay nimmt in der nationalen Revolution gegen die literarische Allgewalt des Klassizismus entschiedene Stellung für den letzteren, für Boileau, für Racine, für die romanischen Nationen. Seine zarte, feine Natur, sein nüchterner Blick, sein gesunder Menschenverstand erkennt von Anfang an die Schwächen der Neuerer, und er führt sein Leben lang Krieg gegen die Englisch-Teutschen, die Klopstockianer, die Barden, die Shakespearianer und die Anhänger Rousseaus. Des letzteren Naturschwärmerei und Kulturhass versteht er nicht; er ist glücklich, in einer zivilisierten Zeit zu leben und auf die Anklagen Rousseaus hat er die Antwort: «Der Weisheit erster Schritt ist alles anzuklagen, Ihr zweiter sich mit allen zu vertragen.» (II. Brief an den Grafen Fries.) Er sieht, wie die Mehrheit auf Seiten der Empörer ist, «wie halb Germanien im Urtheil wankt, ob Missgeburten staunt, den Spöttern Beifall

klatscht und Dichter seiner Richtung bei Toback und Bier zu Schönaihs Herde schickt» (Brief an den Grafen Panin), aber er erkennt auch, dass er nur vorübergehende Moden vor sich hat, und solche Moden will er nicht mitmachen.

Einst waren wir an nichts als Edelsteinen reich.  
Poeten glichen Juweliren,  
Die Verse strotzten von Saphiren,  
Lorettischen Madonnen gleich  
Uns plagte drauf die Thorheit lange,  
Dem Franzen gleich, galant zu thun,  
Wie Dresdner Porcelan bog sich der Reimer nun,  
Und suchte Zierlichkeit in Tüdeley und Zwange.  
Bald aber kam aus Albion  
Ein Ungewitter aufgestiegen ;  
Vom Mizraim'schen Helikon  
Sah man die Amoretten sich verfliegen.  
Gespenstern glich der Dichter Chor,  
Die nur um Mitternacht erschienen,  
Mit Teufeln und mit Cherubinen  
Unringet, brüllte man in banger Deutschen Ohr.  
Dann steckten uns mit hohen Sympathien  
Die Dichter unsre Mägdchen an,  
Vernünftge Liebe musste fliehen.  
Doch that das Kind, entzückt in Harmonien,  
Oft irdischer, als es zuvor gethan . . .

Wie er hier in einem «Briefe an den Grafen Panin» (d. e. m.) gegen die Messjade Partei nimmt, so schildert er auch in einem «Briefe an Phyllis» (a. b. e. m.), also schon 1760, den Dichter nach seinem Herzen als einen Gegner von Klopstock :

Er redet nicht mit neuen Zungen  
Und bleibt sich seiner selbst bewusst,  
Er träumet nicht von stäten Sympathien,  
Von Sphären und von Harmonien,  
Er girrt nicht stets im Myrtenhain,  
Er hüllt sich nicht in dunkle Lieder  
Und drängt sich nicht, zu gross für seine Brüder,  
Beim Cherub und beim Seraph ein . . .

Das sind alles recht vernünftige Ansichten, aber sie beweisen auch, dass der Empfindung unseres Dichters die rechte Tiefe, seiner Phantasie der hohe Flug, seiner ganzen Weise zu denken und zu fühlen, die Gabe der Begeisterung fehlte. So können wir nicht erwarten, in Nicolay einen Lyriker zu finden, und allerdings muss man Bedenken tragen, seine «Oden», «Elegien» und «Briefe» (in a. b. d. e. f. m.) als lyrische Gedichte zu bezeichnen. Zwar von einem Ich ist darin die Rede,

aber man darf es nicht deuten «Ich, Ludwig Heinrich Nicolay als Individuum», sondern «Ich als verständiger und gebildeter Mensch» oder «Jeder verständige und gebildete Mensch». Schon der Jüngling denkt und fühlt wie ein Schulmeister, wie ein Greis; in allen seinen lyrischen Gedichten herrscht ein trockener, lehrhafter Ton, ob sie nun vom Liebchen handeln, oder von einem erträumten Landleben, oder, an Pfefel und La Fermière gerichtet, Freundschafts- und Schönheitskultus treiben, oder auseinandersetzen, wie der Mensch auf Erden glücklich werden kann. Nicht das übervolle Herz zwingt ihn zu dichten; die Lust an der Nachahmung gibt ihm die Feder in die Hand. Er sagt es selber. Seine erste Elegie erinnert an Goethes Zueignung; wir sagten oben, in welchem Sinne. So schildert er seine Berufung zum Dichter: Des vollen Mondes Schimmer brach durch dünne Wolken, auf leere Strassen schien sein ungewisser Strahl, der Jüngling sitzt noch beim Tibull, erschreckt schaut er auf: in hellem Glanze steht die Elegie vor ihm, mit lockigem Haupt, die Augen verweint, der Bau der Glieder träge Weichlichkeit verratend.

«Wie lange, sagte sie, soll ich dich lesend finden,  
Wie lange willst du noch die deutsche Muse fliehn?  
Was nützt dir, den Wert der Alten zu empfinden,  
Wenn eigne Lieder dich dem Pöbel nicht entziehn?  
Zwar brennet nicht in dir Homers und Marons Feuer;  
Mit Recht entfernet sich dein Fuss von Aeschyls Bahn,  
Du siehst Terenzens Kunst, du siehst des Flaccus Leyer,  
Du siehst Lucrezens Lied als unnachahmlich an:  
Doch hat nicht auch Ovid der Nachwelt Lob errungen?  
Es leben heute noch Properz und Cynthia,  
Der zärtliche Tibull, der Delien besungen,  
Und die, die Philipps Sohn aus ihrer Schule sah.»

Hier nennt der Dichter selber seine Vorbilder: Ovid, Properz, Tibull, Johannes Secundus, Lotichius; an anderen Stellen fügt er noch hinzu Hadrianus, Marius, Petrarca, Tasso, Dryden. Auch Boileau hätte er nennen können. Wie dieser zeichnete er sich in der Satire aus. Meisterhaft ist seine «Epistel an die Strassburger Zensoren», aber sie ist sehr lang und zerstückeln lässt sie sich nicht gut. Statt dessen eine kürzere Stelle aus einem «Briefe an die Gräfin Schuwaloff» (d. e. m.).

Oft hört ich in bestäubter Schule  
Den seichten Lehrer auf dem Stuhle  
Von Foliauten eingesperrt,  
Die Amtsperrücke schief gezerzt,  
Horazens Verse konstruieren,  
Ungleiche Texte conferiren,

Die klaren Stellen kommentiren,  
Die dunkeln grausam violiren,  
Was Barkley, Sanadon, Minell und Baxter spricht,  
In langen Reden recensiren,  
Das Altertum, die Nahmen expliciren,  
Kurz, alles, nur den Dichter nicht.

Die Sinngedichte unseres Verfassers sind meist zahm und matt. Sie sind etwa von der Güte derer, die Lessing in den Papierkorb warf. «Zwei Dinge fürcht ich: Dir gefalle der Verse keiner, Baven alle.» Unter den 37 Sinngedichten der zweiten Gesamtausgabe sind einige aus Owen und Rochester übertragen. Die Ausgabe von 1817 ist reichhaltiger an Epigrammen, und manche, die aus persönlichen Verhältnissen hervorgingen, haben einige Schärfe. Zwei Proben; das erste gegen die Soldatenmanie Pauls, das zweite gegen die Sprache der Barden:

«Trophäen gleicht der Hauptmann Bock:  
Von Aussen Stahl, von Innen Stock.»

Ja! Mann grosser! Dem Wink ich Deines folge Genices,  
Teutsche, wie Maro zerwerfend und Flaccus Lateinische Worte.  
Feigern schämt euch Sprachen Europens! Staunet ob unsrer  
Kühnheit und Kraft! So sass im Kreise der Mädchen Achilles.  
Kein Ulyss, wir selbst erklären uns Söhne der Götter,  
Wenn welschkauer wir schnattern und dreist zum Barditon rasen.

Vom Sinngedicht zur lehrhaften Erzählung ist ein kleiner Schritt. Beide wurden vor hundert Jahren eifrig gepflegt, jetzt nicht mehr. Die Fabeln und kleinen Erzählungen humoristisch-moralischen Charakters wurden namentlich durch Hagedorns geschickte Arbeiten beliebt, Gellert und Lessing bildeten diese Gattungen weiter aus. Die Stoffe kamen aus der ganzen Welt: aus dem Morgenland, aus Griechenland, Italien, Altdeutschland, namentlich aber aus Frankreich. Die Behandlungsweise lernten die Einen vorzüglich an Lafontaine, die Andern an Aesop; Nicolay gehörte zu denen, die trotz Lessing an der französischen Art festhielten, denen es nicht so sehr auf die Kürze und Präzision der Erzählung ankam, als auf gefällige Schilderung, auf geistreiche Randbemerkungen. Er fand seine Liebhaber, man las seine Fabeln gern und sagte, dass er leicht und angenehm erzähle, dass er sich in der epischen Erzählung ungemein rühmlich auszeichne. So urteilt J. J. Eschenburg in seiner «Beispielsammlung zur Theorie und Litteratur der schönen Wissenschaften» (Berlin und Stettin 1788–90, I, 69, V, 99). Diderot hatte schon 1760 an der Fabel «Die Ameisen» Gefallen

gefunden, und als das «Deutsche Museum» 1785 seinen «Falck» brachte, bezeichnete es ihn als «einen der wenigen, die wir in dieser Gattung dem Ausländer nennen können». Nicolay musste in dem Publikum Hagedorns, Gellerts und Wielands gern gelesen werden, diesem Publikum kam es auf liebenswürdige Einkleidung beliebter Sätze der Spiessbürgerweisheit an und dergleichen bot unser Dichter. Er führt z. B. aus, dass es nicht gut sei, sein Schicksal vorher zu wissen — Gellert hatte eine Abhandlung darüber geschrieben — oder «einem Jeden ist das Schicksal beschieden, das für ihn das leichteste ist», oder «wer allzuviel kritisiert, verliert den Genuss am Schönen», oder «beim Prozessieren profitieren nur die Advokaten» u. dgl. m. Die schönste der kleinen Erzählungen wollen wir als Probe mitteilen (d):

#### Der Mann und das Vögelein.

Ein Vogler fing ein Vögelein,  
Das sprach zum Vogler: Sieh, wie klein  
Und leicht ich bin. Was nütz' ich dir?  
Lass mich zum Walde wiederkehren!  
Aus Dankbarkeit will ich dafür  
Dich erst ein schönes Sprüchlein lehren.  
Wohlan, lass sehn! versetzt der Mann,  
Was mich ein Zeisig lehren kann.

Das Vögelein war herzlich froh,  
Und sagte zu dem Vogler so:  
Mein Spruch ist der: Ein weiser Mann  
Glaubt nur, was er begreifen kann,  
Und grämet sich zu keiner Frist  
Um etwas, das unmöglich ist.  
Ein schöner Spruch! versetzt der Mann,  
Den jedes Kind mir sagen kann.  
Wer glaubt wohl ungereimte Dinge?  
Jedoch dein Werth ist so geringe,  
Dass ich damit zufrieden bin.  
Flieg' immer wieder hin!  
Fahr glücklich! ich entlasse dich.

Das Vögelein, so bald es sich  
Auf einen hohen Baum gesetzt,  
Denkt: Lasst uns sehen, ob der Mann,  
Der meinen Spruch so wenig schätzt,  
Nun auch die Probe halten kann.  
O! fängt es zu dem Vogler an,  
O seht ihn doch, den dummen Mann,  
Den auch ein Zeisig äffen kann!  
Denn wisse nur: mein Leib enthält



Das grösste Kleinod von der Welt,  
Den herrlichsten Carfunkelstein.  
Zwey Tonnen Goldes waren dein,  
Die hast du mit mir fliegen lassen.

Weg fliegt darauf das Vögelein,  
Und er — weiss sich vor Unmuth nicht zu fassen.

Man sieht, derselbe Stoff wie in Wielands Gedicht «Der Vogelsang oder die drei Lehren», nur hat Wieland viel mehr daraus gemacht. Beide Gedichte erschienen 1778, beide entnahmen den Stoff aus Le Grand d'Aussy's «Fabliaux ou Contes du XII et du XIII siècle». Dies Buch war für Nicolay eine gute Fundgrube; bei folgenden Gedichten können wir die Entlehnung nachweisen:

Die Buckligen d IX bei Le Grand III, 154.

Die Pferddecke d IX bei Le Grand III, 220 Le bourgeois d'Abbeville.

Das Testament des Esels f I bei Le Grand Le testament de l'âne (Ruteboeuf).

Der Minnesinger f I bei Le Grand I, 254 Le Bachelier Normand.

Finette f I bei Le Grand II 303 Le Chien et le Serpent.

Der Ritterorden f I bei Le Grand I, 133 L'ordre de Chevalerie.

Der Falck f I bei Le Grand III, 41 Guillaume au Faucon.

Die Weissagung m. f I bei Le Grand I, 177 Le laid chevalier.

Der Mann und das Vögelein d I bei Le Grand Le chant de l'oiselet.

Nachzuforschen, woher Nicolay die übrigen Erzählungen hat, wäre unnütze Arbeit; dass er irgendwo eigene Erfindungen biete, gibt er nicht vor: «Freund, diese Fabeln hier sind beides, neu und alt, Alt ist der Stoff, neu die Gestalt». Die Geschichten haben durch die neue Gestalt nicht verloren; unser Dichter hat seine Quellen mannigfach verändert, Unwesentliches weggelassen, manchen feinen Zug neu hineingearbeitet, die Namen in deutsche umgewandelt; seine Veränderungen sind wohl stets Verbesserungen.

Wir finden bei ihm etwa 150 kürzere Gedichte erzählenden Inhalts; davon sind etwa die Hälfte Tierfabeln, wohl ein Dutzend Balladen oder Romanzen lehrhafter Richtung. Die Balladen sind abscheulich lang; z. B. «Der kleine Schimmel» nach dem altfranzösischen Fabliau «Le vair Palefroi», eine ziemlich wertlose Geschichte, wird in 150 Strophen ausgequetscht, die Strophe zu 6 Versen, der Vers zu vier Jamben, mit ewigem männlichem Reim. Sie hebt (in m) also an:

Ein prächtig Schloss im Harze stand  
Wohl hoch auf einem Berg,  
Und jedes Schloss im ganzen Land  
Schien gegen diess ein Zwerg.  
Man sah es ihm von aussen an,  
Dass in ihm wohnt ein reicher Mann.

Das war er auch, der Ritter Bohl;  
Denn dieses Schloss war sein,  
Und trug ihm an Gefällen wohl  
Sechs tausend Thaler ein.  
Dess freute sich der Alte sehr;  
Doch seiner Tochter fast noch mehr.

Wer sich doch heute noch so etwas erlauben dürfte! Mit gemischten Gefühlen liest man auch die Ballade «Bankhan», die denselben Stoff behandelt wie Grillparzers Trauerspiel «Ein treuer Diener seines Herrn».

Grössere Verdienste hat sich Nicolay durch seine längeren romantischen Erzählungen erworben. Sie kamen heraus zwischen 1773 und 1781, in der Märzzeit unserer Literatur. In Deutschland herrschte Sturm und Wetter; nur hie und da blühte ein Veilchen, den nahen Frühling verkündigend. Da kam die Muse Nicolays und seiner Genossen und brachte Blumen und Früchte aus dem Süden. Die italienischen Epiker hatte man in den Originalen längst gern gelesen, aber Nicolay war einer der Ersten, die die deutschen Laien in diese Wunderwelt einführten. Das ist kein kleines Verdienst. Diese Rittergeschichten, die die Phantasie nie ruhen liessen, die ihr in einem fort die buntesten Bilder vorgaukelten, sie dann wieder durch Grausen und Furcht zu glücklichen Ausgängen führten, trugen viel dazu bei, die Ansprüche des Publikums an das Interesse des Stoffes und an geschickte Behandlung der Einzelheiten zu erhöhen. Die aufrichtigen Freunde Bojardos und Ariostens sind heute selten; vor hundert Jahren und vor fünfzig Jahren aber schwärmte man gern herum in diesen Märchenländern, die so reich waren an den blühendsten Gefilden, an den dichtesten Wäldern, an den grässlichsten Schlünden: die mutigsten Ritter zogen auf Abenteuer, gaben um Drachen und Teufel keinen Deut, Tage lang konnten sie kämpfen und im Blute waten, und jeden Tag begegneten ihnen Riesen und Zwerge, Zauberer und Zauberinnen und die wunderschönsten, liebeichsten Frauen. Jetzt sind die Namen vergessen, aber unsere Väter und Grossväter kannten sie wohl: Amadis, Gryphon, Agramant, Reinhold, Roland, Angelika, Alzire, Galwine, Marfise, und wie sie alle heissen.

Nicolays grössere Erzählungen in Versen sind in chronologischer Reihe die folgenden:

1773 Galwine, eine Rittergeschichte in 6 Gesängen.

1778 Richard und Melisse, eine Rittergeschichte.

1778 Alcinens Insel, in zwey Büchern.

1778 Gryphon und Orille, in zwey Büchern.

1779 Zerbin und Bella, in fünf Gesängen.

1779 Anselm und Lilla.

1780 Morganens Grotte, in 4 Büchern.

1780 Der Zauberbecher.

1781 Reinhold und Angelika, eine Rittergeschichte.

Von diesen sind zwei: «Morganens Grotte» und «Reinhold und Angelika» nach Bojardos «Verliebttem Roland», die übrigen nach Ariosts «Rasendem Roland». Nicolay steht seinen Originalen gegenüber wie die mittelhochdeutschen Epiker ihren Quellen; er gibt keine Uebersetzungen, sondern freie Bearbeitungen. Aus dem grossen Gewebe der italienischen Dichtungen löst er Nebenhandlungen und Episoden heraus, fügt eigene Einleitungen und Einschiebungen hinzu, streicht hier, verändert dort, passt das Einzelne dem deutschen Geschmack an, und was so entsteht, breitet er vor uns in deutschen Versen aus. Nicht wiederum in Stanzen, sondern in Tiraden von unbestimmter Länge und mit freier Reimstellung, in vier- bis sechstaktigen jambischen Versen, auch dreitaktigen an Tiradenschlüssen und erregten Stellen. Es ist oft Musik in diesen Versen und eine Gewandtheit in der Diktion, die an Wieland erinnert. Wieland war in allen Dingen sein grösserer Genosse; Nicolay sagt das selber in der Einleitung zum V. Gesange von «Reinhold und Angelika». (d. VII 5).

Wer ists, der auf dem ebenteuerlichen Wege,  
Auf den die Laune mich geführt,  
Mir vorläuft, schneller forteilt, nie die Kraft verliert?  
Schon macht er, nah am Ziel, den Staub des Pfades rege;  
Schon reicht ihm Ariost, zur Zierde für sein Haar,  
Ein Zweiglein seines eignen, dichten Kranzes dar. —  
Den Fuss beflügeln, hören will ich, was er mitten  
Im Laufe singt. — O! welch ein süsser Ton  
Strömt mir zurück von ihm: Versöhnt ist Oberon. —  
Ich kenn', ich kenne diesen Sänger schon!  
Er ists! — Gieb, Wieland, meinen kürzern Schritten  
Dich zu erreichen Zeit! Auf langer Bahn ist ja  
Gesellschaft angenehm, und Raum ist da  
Für dich und mich und einen Dritten. <sup>1</sup>

<sup>1</sup> Wieland nahm diese Verse freundlich auf und zahlte Nicolay mit gleichem Lobe zurück. Seine Kritik im deutschen Merkur übertreibt den Wert der Nicolayschen Dichtungen allzusehr: man merkt die Absicht etc.

Wie weit Nicolay von Wieland beeinflusst ist, ist schwer zu sagen; wenn man immer wieder an den grossen Klassiker der komischen und romantischen Erzählung denken muss, so kommt das davon, dass Nicolay von Haus aus ein intimster Geistesverwandter Wielands war und dass er als Poet wie als Charakter ungefähr die gleichen Einflüsse erfahren hat. Nicolay nennt in den einleitenden Versen von «Morganens Grotte» Ariost seinen Lehrer, an seinem Stile habe er sich geübt, an ihn sich streng gehalten, bis er sich fähig glaubte, einem bedenklicheren Muster, Bojardo, mit grösserer Freiheit zu folgen.

Ausser diesen Erzählungen in Versen verfasste Nicolay auch zwei in Prosa. Die ältere ist betitelt «Das Schöne», sie erschien zuerst 1773 (einzeln und als Teil der Gesamtausgabe d). Folgendes ist in Kurzem ihr Inhalt: Ein asiatischer König hat vier Söhne, die er gleich sehr liebt, von denen er keinem das Recht auf den Thron rauben möchte. Er verspricht die Krone dem, der nach einer dreijährigen Reise das Schönste mitbringen würde. Die Brüder kommen wieder. Der Jüngste hatte schön und selten für gleichbedeutend gehalten, mit einem Vogel Phönix hofft er den Preis zu erringen. Der Zweite hatte das Kunstvollste mitgebracht, einen Cupido des Praxiteles. Der Dritte ein Buch des Zoroaster, Weisheit ist ihm eins mit Schönheit. Der Aelteste aber gewinnt die Krone, er führt einen Greis mit sich, der ein Inbegriff aller Tugend ist: Schönheit ist Tugend. Man sieht, der Aesthetiker fängt die Geschichte an und diskutiert die Frage nach dem Wesen der Schönheit — sie stand damals auf der Tagesordnung, man denke an Wieland — aber der Schulmeister macht den schlechten Schluss, denn das Büchlein ist «einem Prinzen gewidmet». Aber das Märchen fand seine Freunde, es wurde sogar in Berlin in französischer Uebersetzung herausgegeben, und der Minister Hertzberg, der Friedrich den Grossen zu freundlicheren Anschauungen über die deutsche Literatur zu bekehren suchte, legte ihm auch Nicolays Buch vor.<sup>1</sup> Der König las es bis pag. 62 und gab es unbefriedigt zurück, aber Hertzberg war

<sup>1</sup> Die Nachrichten über den Verkehr Hertzbergs und Friedrichs des Grossen entnehme ich einem Briefe des Pastors (?) Hänisch in Kolberg an Ramlers Nichte, den er ihr schrieb, als er ihr am 8. Nov. 1823 das in Rede stehende Exemplar von Nicolays Märchen zurückschickte. Hänisch schöpft seine Mitteilungen aus Nr. 30 des literarischen Conversations-Blattes vom 6. Februar 1822 und aus dem 6. Bande des pommerschen Archivs von Hahn und Pauli (Stettin 1787 S. 356).

Die Mitteilung des Briefes aus Ramlers Nachlass verdanke ich Herrn Dr. Schüddekopf.

hartnäckig und schickte das Märchen dem Monarchen noch einmal, mit folgendem Geleitschreiben :

«Ew. Majestät haben mich gestern durch eine strenge Kritik beschämt, die ich aber von dem Buche, welches ich Denenselben überreicht habe, nicht anders als richtig finden kann. Mich dünkt aber doch, dass der Schluss dieser Erzählung so erhaben sey, und den Regeln, welche Ew. Majestät mir gestern vorlasen, so sehr nahe komme, dass ich es wage, Denenselben dies Buch noch einmal zu überreichen, und es der Willkühr zu überlassen, ob Dieselben nicht von der 62ten Seite an, noch einige folgende zu lesen geruhen möchten. Man findet dort als Darstellung des höchsten Grades der Schönheit einen alten Ex-Minister, den einer von den Prinzen wiedergefunden und an den Hof zurückgebracht hatte. Er war durch die Verläumdungen eines Nebenbuhlers vertrieben worden, und nachdem dieser auch vertrieben worden, nimmt der erste ihn freundlich auf, und macht ihn zum rechtschaffenen Manne. Es dünkt mich, dass diese Erzählung Empfindungen darstellt, welche mit Nachdruck, Eleganz und Präzision vorgetragen sind, und man wird dadurch an den Telemach und Idomeneus erinnert. Ich halte mich indess für keinen competenten Richter, und bitte Ew. Majestät wollen es mir zu Gnaden halten, dass ich Denenselben noch einmal beschwerlich falle.

Sans-Souci, den 9ten November 1783.

von Hertzberg.»

Aber der König fand gleich wieder auf den beiden folgenden Seiten zwei Fehler ; er korrigierte sie in seinem Exemplare — es gehörte Ramler, dieser hatte es dem General Buddenbrock geliehen und Buddenbrock Hertzberg. Das eine Mal wollte er, statt «gespannter Stirn» «geruntzelte Stirn» gesagt haben ; auf der anderen Seite, wo von den «brennenden Wangen» eines vor Freude bewegten Fürsten die Rede ist, fand er den Ausdruck «brennende Wangen» eine «Hiperbole Impertinente». Hier ist seine Antwort an Hertzberg :

«Ce-ci est plus passable que ce que j'ai lu hier, mais toutefois dans deux pages il y a deux fautes. Les brennende Wangen, joues brulantes, peuvent avoir lieu chez un homme transporté de colère ou pris de vin, mais ici c'est une fausse epithète, qui ne convient point à un prince qui se rejouit ; je suis trop sincère pour applaudir à de telles fautes.

Frédéric.»

Ebenfalls ein Märchen ist die dem Fürsten D. M. Galitzin gewidmete Erzählung «Idäa oder männliche und weibliche Tugend». (e.) Sie spielt in Rom zur Zeit des zweiten punischen Krieges : bekannte historische Personen treten auf : Scipio,



Fabius Maximus, Minucius Rufus, Manlius Torquatus. Auch ist das alles keine Verkleidung für Orte und Menschen des achtzehnten Jahrhunderts; hier folgt unser Dichter Wieland und den Franzosen nicht. Wir würden die Idäa mit modernen historischen Novellen vergleichen können, wenn nicht dem Wunder eine zu grosse Macht in der Geschichte eingeräumt wäre, des moralischen Endzweckes halber. Denn moralische Endzwecke hat Nicolay fast immer; hier will er beweisen, dass die höchste Tugend sich oft bei ganz anderen Männern und Frauen findet, als die Menge meint.

Viele moralische Absichten verfolgte der Dichter auch bei seinen Dramen, an denen sonst weiter nichts lobenswert wäre. Nicolay war ein guter und verständiger Mann, der in seinem Leben wenig Thorheiten begangen haben mag, er war ein wohlmeinender und vernünftiger Schriftsteller, der nie etwas Ueberspanntes oder Albernes schrieb, der jeden Satz klar gedacht hat, den er hat drucken lassen. Aber ein scharfer Verstand macht keinen Dramatiker, besser taugt ein warmes Herz, das Leidenschaft erfahren, das sie, von einer mächtigen Phantasie unterstützt, neu erzeugen kann, das die Worte in die Feder fliessen lässt, ohne dass jedes einzelne vor dem Richterstuhle des Verstandes abgewogen wird.

Die Dramatiker, die so zu schaffen gewöhnt waren, verachtete unser Dichter; er fand zu oft, dass Unsinn herauskommt, wenn das Herz diktiert; seine Freunde, die Stürmer und Dränger hatten es ja oft genug bewiesen. «Jetzt sind auf unserm Theater Sturm, Fieber, Wirrwar, Lärm, Schwulst, Bildersprache, ja Unsinn und Grässlichkeit an der Tagesordnung», schrieb er in der Vorrede zu seinen theatralischen Werken, 1811. Da war allerdings die Zeit des Sturmes und Dranges längst vorüber und ewige Dramen waren von Weimar aus über die deutschen Bühnen gegangen. Nicolay spricht nirgends von Schiller und Goethe; er mochte sie wohl noch zu ihren alten Kameraden von Dreiundsiebzig und Einundachtzig rechnen, denn in der deutschen Literaturgeschichte war er recht sehr zurückgeblieben, und warum sollte ihm Schillers und Goethes Sprache nicht als Schwulst und Bildersprache erscheinen, war doch seine eigene Tragödiensprache die platte Prosa in Jamben.

Auch über die Technik des Dramas hatte er ganz altfränkische Ansichten; er glaubte 1811 noch an Boileau und die drei Einheiten. Höchstens wollte er zugeben, dass bei Beginn eines neuen Aktes das Publikum nach gehöriger Vorbereitung auf einen neuen Schauplatz geführt werde; er selber gestattete sich aber diese Freiheit nicht. Dass seine Gegner

Shakespeare anführen konnten, war ihm unangenehm. «Niemand verehrt mehr als ich diesen grossen erhabenen Dichter, dem in seinen Meisterscenen vielleicht kein anderer an Stärke gleichkommt. Aber nur um dieser willen vergebe ich ihm auch den Widersinn, wenn ich seinen Helden im ersten Akte jung, im letzten alt geworden sehe, ohne Gesicht und Kleidung verändert zu haben; wenn er mich plötzlich aus England nach Frankreich versetzt, ohne dass ich vom Flecke komme. Nehmen Sie aber sein spanisch-gothisches Zeitalter, nehmen Sie sein ungebildetes, verwöhntes, eigensinniges Publikum, und urteilen Sie, ob auch ein Shakespear im Stande war, sich selbst aus diesem Schlamme loszuarbeiten, und den Geschmack seiner Nation auf einmal umzubilden. Stände er jetzt wieder auf, er würde gewiss die klugen Beobachtungen benutzen, die seit seiner Zeit zur Vervollkommnung seiner Kunst gemacht worden sind. Aber dass Zwerg-Genies sich Shakespeare dünken, wenn sie nur wie Lesage's lahmer Teufel, mich jeden Augenblick beim Schopfe kriegen und über alle Dächer schleudern, ohne mich irgend etwas sehen oder hören zu lassen, das nur eines Schrittes wert wäre, das ist doch zu verwegen, zu lächerlich.» (Vorr. zu Dion p. 211 der Th. W). — «Ebenso wenig mag ich die Verwebung komischer Szenen in die tragischen. Aerger es mich doch auch in der Gesellschaft, wenn jemand meine gespannte Erwartung, mein zur Rührung gestimmtes Gefühl durch Buffonaden störet und zerstreuet» (ebenda). Ebenso hatte Nicolay schon in den siebziger Jahren gedacht. Zur Zeit der literarischen Revolution schrieb er an den Grafen Panin :

•Was soll ich von den Barden sagen,  
Die ohne Treffen uns durch ihr Geheul verjagen?  
Vom Drama? das halb froh, halb traurig klingt,  
In andre Gegenden bey jeder Scene springt  
Und uns durch ekle Kleinigkeiten  
Durch läppische Begebenheiten,  
Verstiegenes Geschwätz und damme Grässlichkeiten  
Nur für den Dichter Mitleid bringt.»

Seinem ganzen Wesen zuwider waren die starken Affekte und die starken Effekte. «Der Dichter muss nie vergessen, dass er für das Vergnügen edler, feiner und kluger Menschen arbeitet, und nach ihrem Gefühle den Grad des Schreckens und Mitleids abmessen, den er in ihnen erregen darf. Wer für rohe Wilde schreibt, oder seine Richter als solche behandeln zu können glaubt, der wage auch das Grasseste. Aber im gebildeten Zuschauer wirkt dieser einen peinlichen Abscheu.» Und für solche edlen und klugen Leute hielt er die gebildeten

Deutschen; wie er sich selbst kannte, so dachte er sich den deutschen Theaterfreund: «Dieser liebt weder das fadgalante der Franzosen, noch ihre übertriebene Zartheit, mit der sie manches edeltragische von ihrer Bühne verbannen. Aber er mag doch auch auf seinem vaterländischen Theater, nicht wie auf dem Brittischen, jeden Augenblick einen Teppich bringen sehen, auf welchem eine der handelnden Personen abgethan werden soll, noch die Diele sich öffnen, um aus dem Loche ein Gespenst heraufzuwinden. Sein moralischer Charakter ist beydes zart und stark, und gerader Menschensinn sein Hauptzug. Und doch sehen wir manche Tragiker, die, um pathetisch zu werden, ihre Personen vom Anfang bis zum Ende handeln lassen, als ob sie aus dem Tollhause entlaufen wären, und das in einem so geschraubten Style, dass oft weder der Zuschauer, noch sie selbst, ihre hohlen, zwölfüssigen Worte verstehen.»

Bei solchen, gewiss zum Teil berechtigten Ansichten, konnte Nicolay nicht viel Erfolg haben. Von Haus aus nicht zum Dramatiker veranlagt, legte er sich noch überflüssige Fesseln auf und nahm sich so die Mittel, auf das Publikum zu wirken.

Und er wirkte auch nicht. Seine theatralischen Versuche waren erst einzeln und namenlos bei Nicolovius in Königsberg herausgekommen, «sie strandeten zwischen den Recensentenklippen», muss der Dichter berichten. Aber er zielte «auf die Nachsicht eines nur kleinen Publikums», und von verschiedenen Seiten waren ihm tröstlicheré Urtheile geschrieben worden; er glaubte, einige sehr schätzbare Stimmen für sich zu haben, und so ging er denn 1811 auf den Vorschlag seines Verlegers ein, die vier verunglückten Stücke in einer Sammlung und mit seinem Namen an der Stirne erscheinen zu lassen.

Es wurden zwei Bände: der eine enthält zwei fünftaktige Jambendragödien: «Johanna I.» und «Dion»; im zweiten finden wir zwei Lustspiele in Prosa, die «Familien-Neckereyen» in drei Akten, und «Der Clubb oder die vorwitzigen Weiber» in vier Aufzügen. Den Stoff zu den beiden Trauerspielen hat Nicolay aus der Geschichte entnommen; es ist ein Rätsel, warum er gerade diese beiden Grundlagen für seine Dramen ausgesucht hat. Die Handlung beider Tragödien hat so wenig Interesse, dass Einem bei dem Lesen Mitleid mit dem Dichter beschleicht, der das hat in Verse und Szenen bringen müssen. Es wäre Raumverschwendung, die Fabel der «Johanna I.» zu erzählen. Der Dichter hat sich die Mühe gemacht, die behandelten historischen Ereignisse in einer schlechten Prosa lang und breit darzulegen. Das Stück ist eine Haupt- und Staatsaktion, aber

ohne Skandal, und nur für diejenigen lesbar, die ein besonders starkes Interesse an der neapolitanischen Regentengeschichte des XIV. Jahrhunderts haben. An die «doch so ziemlich vernünftigen Regeln der Einheit» hat sich der Dichter gehalten, nur die wichtigste scheint er nicht recht verstanden zu haben: die Einheit der Handlung. Die einzelnen Szenen setzen sich nicht recht zu einem einheitlichen Gesamtbilde zusammen und mancher Auftritt ist da, der für das Ganze entbehrlich war.

Die fünf Akte des «Dion» gehen darauf zu, dass der Held, der Vertreiber des Dionys aus Syrakus, erfährt, dass ein Anschlag wider sein Leben geplant sei und dass er mit seinen Angehörigen nach dem Haupte der Verschwörung forscht. Da aber gerade diesem der Auftrag des Suchens erteilt wird, so kommt natürlich nichts heraus, und erst als Dion den Dolch in der Brust hat, kommt er auf die richtige Spur. Ausserdem stirbt Dions kleiner Sohn auf einem Landgute; das betrübt den guten Dion und die Frauen seines Hauses sehr, aber mit der Handlung des Stückes hat es gar nichts zu thun. Die poetische Gerechtigkeit wird missachtet, sonst geht aber alles recht vernünftig her in dem Stücke, die Personen treten hübsch leise auf und schreien nicht übermässig, und der Zuschauer würde, wenn solche Stücke aufgeführt würden, die Moral mit nach Hause nehmen: Sei recht hübsch vorsichtig und denke nicht, alle Leute seien so gut und ehrlich wie du.

Besser sind die beiden Lustspiele; hier ist unser Dichter wieder in seinem Elemente, denn hier stellt er sich die Aufgabe, ausländische Dichtungen für ein deutsches Publikum zu bearbeiten. Die Quellen für die Familienneckereien sind «I Puntigli Domestici», für den Clubb «Le Dame Curiose» von Goldoni. Nicolay gibt seine verbessernde Thätigkeit an diesen Goldonischen Komödien selber an, er habe gesucht, ihnen mehr Regelmässigkeit und Zusammenhang zu verleihen, ferner habe er die dem Autor eigentümliche Geschwätzigkeit bald abgekürzt, bald schärfer gewürzt — wieder ein Beweis für die alte Erfahrung, dass man die eigenen Fehler sehr leicht an anderen erkennt. Die letzten Worte der «Familien-Neckereyen» deuten Inhalt und Moral des Stückes an: «Die Familien-Neckereyen, welche oft die bittersten und grausamsten werden, entspringen meistens aus unbedeutenden Ursachen. Fast immer ist es das Gesinde, das den Samen dazu ausstreut. Speichellecker befördern den Keim, Advokaten begiessen und stärken ihn, bis endlich ein wahrer Freund kommt, der ihn ausreutet und Frieden und Segen an seine Stelle pflanzt». Und diese Philisterweisheit lässt der Dichter den «wahren Freund» im Stücke selber hersagen.

Lustig zu lesen und bei bescheidenen Ansprüchen in kleineren Städten Bühnenfähig wäre «Der Clubb oder die vorwitzigen Weiber». Die Charaktere der auftretenden Spiessbürger sind mit Humor gezeichnet, die Konversation ist gewandt und den Personen angemessen, die Handlung interessant. Eine Anzahl Honoratioren einer kleinen Stadt haben sich zu einem Klub zusammengethan, in dem sie gut essen, Schach spielen und sich ganz harmlos vergnügen. Um der Gesellschaft Dauer zu verleihen, hat der erfahrene Präsident das Gesetz gegeben, dass keine Frau das Klubhaus betreten darf. Die Damen der Mitglieder sind unglücklich über diese Bestimmung; um sie zu erklären, lassen sie ihre Männer die abscheulichsten Dinge in dem Hause treiben, jede dichtet ihnen etwas anderes an; sie versuchen alle Mittel, endlich gelingt es ihnen, in das Haus einzudringen, (der Dichter hat die Einheit des Ortes geopfert); während sie beobachten, wie alles ganz harmlos hergeht, werden sie entdeckt, ihre Neugier ist beschämt und der Schluss ist neuer Friede zwischen den beiden Geschlechtern und allgemeine Freude.

Das Stück gehört ohne Zweifel zu den besseren unserer altväterischen Mittelgutdramen, ist jetzt also vergessen; wir haben genug moderne Mittelgutdramen. In demselben Sinne kann man nicht beklagen, dass sämtliche Werke Nicolays nicht mehr gelesen werden: es gibt genug bessere Poeten und wichtigere Schriftsteller, und die Verdienste, die er für seine Zeit hatte, sind heute keine Verdienste mehr. Aber wer die deutsche Literaturentwicklung im achtzehnten Jahrhundert verstehen will, wer das wechselnde Keimen, Blühen und Absterben auf allen Feldern der Dichtung erkennen möchte, muss Nicolay in der Literaturgeschichte den Platz belassen, den er in der Bibliothek verwirkt hat. Er hat ein gutes Teil an den Verdiensten der Wielandischen Schule, der ganzen französisch-romanischen Richtung. Auch er hat beigetragen, den deutschen Stil leichter und gefälliger zu machen, manche glückliche Wendung, manches hübsche Bild hat er für uns erworben, eine grosse Zahl von Lesern hat er in die Welt der romantischen Dichter eingeführt, bei angenehmer Unterhaltung auf ihren Geschmack und ihre Denkweise bildend eingewirkt, durch sein stetes Festhalten an dem Panier des gesunden Menschenverstandes hat er einen nützlichen Widerstand ausgeübt gegen die Uebertreibungen und Verirrungen mancher Zeitgenossen.

Dichter sind wie Berge. Wer das Gebirge kennt, der weiss, dass man thöricht thäte, nur immer auf die höchsten Gipfel zu klimmen, nur immer über den Wolken zu gehen; es lohnt sich auch, in den Thälern zu wandern und auf die Hügel zu



steigen: es wächst dort manche Blume, die auf den Felsenhöhen nicht gedeiht, und manches Vögelein singt im Gesträuch, das sich nicht im Aether verlieren mag. So kommt der Wanderer zuweilen auf eine Anhöhe, oben freut er sich des angenehmen Weges, und wenn er sich umblickt, auf das bekannte Gebirge schaut, so meint er, er habe es nie in diesem Lichte gesehen, er könne von hier aus seine Verzweigung und Verhältnisse besser erkennen als zuvor.

### III.

## Autobiographische Aufzeichnungen.

Von

**Ludwig Spach.**

Herausgegeben von **F. X. Kraus.**

(Schluss.)

**A**ls ich an einem prachtvollen Morgen der letzten Maiwoche (1824) in das Coupé der Pariser Diligence mich setzte — mit ziemlich leichtem Herzen — überdachte ich mir die neuen Pflichten, die meiner warteten, mit festem Entschlusse, sie nach Kräften treu zu erfüllen. Ich wusste, dass ein Knabe von etwa 15 Jahren und drei Mädchen, in regelmässiger Abstufung zwischen 13 und 6 Jahren mir als Schüler und Schülerinnen zugetheilt wurden, dass meine Hauptobliegenheit in deutschem und lateinischem Unterricht bestände, ich meiner übrigen Zeit Herr und Meister bliebe. Die eigentliche Erziehung behielten sich ausschliesslich Vater und Mutter vor, und sie theilten sich hierin, der Natur gemäss; keines der beiden Ehegenossen griff in den Distrikt des andern über. In diesem Programm brachten indess Zeit und Umstände manche Variationen mit sich; einzelne Ansprüche mochte ich gut, andere mittelmässig, noch andre in ungenügender Weise erfüllen; mein fragmentarischer, oft unterbrochener Bildungsgang hatte in meiner intellektuellen Entwicklung manche Lücken hinterlassen; mein völlig ungenügender klassischer Unterricht in den Kinderjahren, im Gymnasium, dem Seminarium und der Akademie liess mich für die Leitung eines Zöglings im Lycée Henri IV noch unzureichen-

der scheinen, als ich es de facto war. Der totale Unterschied zwischen deutscher und französischer Methode brachte dem Knaben gegenüber einen unauflöselichen Zwiespalt in das ganze Verhältniss, und es brauchte Jahre lang Zeit, bis ich mich in den Augen des Vaters rehabilitirte, — doch ich will nicht vorgehen und übergebe mich dem Vollgenuss der grünen Landschaft, des wolkenlosen Himmels, der jugendfrohen Zuversicht und einer anmuthigen Gesellschafterin, der jungen Frau eines Kapitäns, die mit ihrem Knaben zu ihrer Mutter in die Hauptstadt fuhr. Der Selbstmord eines Offiziers, zum Theil durch ein grausames Missverständniss herbeigeführt und sich an eine mir intim bekannte weibliche Persönlichkeit anknüpfend, gab den natürlichen Anlass zu vertrautem Gespräche mit der Reisenden; wir standen auf gemeinsamem Terrain, und ich musste mich bei der Ankunft in der Hauptstadt gewissermassen zusammennehmen, um nicht die Fortsetzung dieses angespannten Verhältnisses zu erbitten.

Um 4 Uhr Morgens klopfte ich an der Wohnung Ozaneaux, ile St. Louis, quai d'Orléans, wurde von der Mutter des Freundes provisorisch bewillkommt und nach erquickendem Schlafe von dem jungen Ehepaar ebenfalls fröhlich begrüsst. Nicht ich schien der zur Erkenntlichkeit Verpflichtete, man rechnete mir hoch an, dass ich meine Irresolution überwunden und dem eigenmächtig vorgegangenen Freunde hochstehenden Persönlichkeiten gegenüber keine Verlegenheit bereitete. Ich war in tiefster Seele beschämt, wie denn in der jahrelangen Verbindung mit dem einfachen gastfreien Hause ich fast immer der Verpflichtete, sehr selten der Verpflichtende war.

Der erste Gang auswärts galt selbstverständlich dem Hôtel de la rue de l'Université und zwar selbänder mit Ozaneaux. Es war Eile geboten, ich hatte mich über den anberaumten Zeitpunkt meines Eintritts zu Strassburg verspätet. Wir trafen die Gräfin St. Aulaire allein, in einem grossen, wie mir schien keineswegs prunkhaft möblirten Salon; die Inhaberin eine prachtvolle Erscheinung, imposant und anmuthig zugleich, eine Dame am Anfang der fatalen Dreissig stehend, doch, wenn man sie nicht neben ihrem Sohne sah, wenigstens um anderthalb Lustren jünger. Ozaneaux, mit dem zuversichtlichen Auftreten eines geborenen Parisers, betonte für mich die notwendige Erholung einiger Tage. Währenddem trat der Graf, von Besuchen heimkehrend, herein, ein bereits ältlicher Mann, in den Vierzigern, bleicher Gesichtsfarbe, mit spärlichem gepuderten Haare, ein freundliches, doch etwas höflingsartiges Lächeln um die Lippen; die ganze Physiognomie eher unschön, dagegen lebenswürdig und herzegewinnend. Er kam, wie er gleich sich

ausliess, vom Marquis de Jaucourt, wo er sich nach mir erkundigt hatte. — Mein künftiger Zögling, Louis, aus dem Collège nach Hause kehrend, stellte sich ebenfalls vor. «Voyons, embrassez-vous», sagte die Mutter mit einladender Miene, und der Uebergang über die erste steife Begegnung hinüber war angebahnt.

Von der rue de l'Université begaben wir uns in den faubourg St. Honoré, zu Fräulein Mendelssohn, in das Hôtel Sebastiani. Wir trafen sie in einem luftigen kleinen Salon, dessen Fenster auf die dichten Baumgruppen des Gartens und der Champs Elysées sich öffneten. Die ältliche, ernste Erzieherin war nicht in der Gesellschaft ihrer Pflegbefohlenen, der später so verhängnissvoll schmählich Ermordeten! Fräulein Mendelssohn verbat sich ausdrücklich jeden Dank für ihre Vermittlung. «Ich habe, wie oft! ja fast immer, das delikate Verhältniss der Hauslehrer zu den hohen Familien nach vielversprechendem Eingang so total umschlagen sehn, dass ich immer nur ungern zu solchen Verbindungen Anlass gab.» — Darauf sich ausschliesslich gegen mich wendend fuhr sie fort: «Sie treten indess in eine so distinguirte Umgebung, dass ich Ihnen nur alles Gute wünschen muss und von Ihnen hoffen darf. Sie haben die Eltern gesehn; Frau von St. Aulaire beehrt mich mit ihrer Freundschaft; der Graf, seitdem er nicht mehr Deputirter, ist ein ernsthaft beschäftigter Mann; er schreibt eine Geschichte der Fronde. Vielleicht hätte er sein sujet besser wählen können.» — «Ein Damenkrieg», fiel ich ein — «Nun, er behauptet das Gegentheil. Er wird die parlamentarische Seite des Zwists herauskehren. Sie, mein Herr, werden ihm zu seiner schon vorangeschrittenen Kenntniss im Deutschen behülflich sein. Er hat, Sie wissen es wohl, den «Faust» übersetzt. Die Manie, deutsch zu lernen, hat sich der höhern Pariser Gesellschaft bemächtigt; ich sehe dies ungern, es ist eben nur eine Modesache. In den Kern der Sprache und der Literatur dringt man nicht.» Hier unterbrach sie ihre rein französische Rede, liess einige Worte deutsch fallen, die mich zu einer germanischen Gegenrede aufzufordern schienen. Augenscheinlich wollte sie hören, wie weit etwa meine elsässische Intonation von dem reinen Hochdeutsch abweiche. Ich konnte aus ihrem Lächeln entnehmen, dass sie nicht ganz unbefriedigt war; etwas schelmisch, mit einem Seitenhieb auf meine Kompatriotin, bestätigte sie den vorläufigen Ausdruck ihrer Physiognomie. Drauf, wieder ins gemeinsame gallische Gespräch einlenkend: «Da haben sie dann den alten Comte de St. Aulaire, den Grossvater des Knaben; ein ehemaliger Emigrirter, jetzt Pair von Frankreich, denn der Sohn wollte von seinem Schwieger-

sohne dem Herzog Decazes jene Würde nicht bei Lebzeiten des Chefs der Familie annehmen. Nun, er sollte füglich Marquis heissen; er ist ein Musterbild des loyalen vorrevolutionären Adligen; Sie werden ihn gewiss verehren und lieb gewinnen; den Knaben kenne ich nicht; die Mädchen sind gute, anspruchslose, lernbegierige Kinder.» Wir verabschiedeten uns, nachdem sie mich zu wiederholtem Besuche und zum Probevorlesen einiger meiner deutschen Produkte eingeladen. Mit der ersten Aufnahme bei der hochbefähigten Tochter des grossen israelitischen Philosophen konnte ich recht befriedigt sein. «Nicht jeden hätte sie so empfangen», sagte mir beim Hinausgehen Ozaneaux. — «Nun das verdanke ich Ihnen allein.» — «Nein, Sie verdanken es Ihrem einfachen Auftreten. Diesmal waren Sie nicht verschüchtert. Sie wissen nicht, jetzt kann ich es Ihnen gestehen, dass ich für Sie die Stelle eines lateinischen und deutschen Sprachlehrers für Fräulein Sebastiani im Auge hatte. Die Mendelssohn wird ihre Eleve in nicht ferner Zeit entlassen.» — «Wieso das?» — «Ach! das arme liebenswürdige Kind wird bald zu irgend einer Konvenienzheirath übergehn, und das drückt der Erzieherin das Herz ab. Sie konnten nicht wie ich den tiefwehmüthigen Zug um die feinen Lippen bemerken.» — «Nun, und Ihre vorläufige Empfehlung?» — «Man fand Sie, mein Lieber, viel zu jung; Sie hätten sich denn hinter Ihre deutsche Philosophenwürde zu verstecken gewusst!» — «Und der Vater, General Sebastiani?» — «O! das ist ein galanter Mann, nach allen Seiten hinaus, auch klassisch gebildet. Dann hat er aber die Eigenheit, seine Jugendzeit über das Mass auszudehnen.» Wir gingen soeben durch den geräumigen Vorhof des Hôtels — «diese Avenue ist bewohnt?» — «Sie scherzen, — mein Bester, Sie haben noch viel in Paris zu lernen.»

Am nächstfolgenden Tage waren wir bei den St. Aulaire zu Mittag geladen. Mir fiel die frugale Mahlzeit auf. Villemain war gegenwärtig. Ich war stumm und dumm wie ein Klotz, verlegen, weniger als einsilbig, schweigsam. Es war, als ob die aufmunternde Erinnerung an den vorigen Tag ausgemerzt wäre aus meinem Gedächtniss. Ich weiss nicht, welcher böse Genius über mich gekommen. Das Tischgespräch war auf deutsche Literatur, evident mich zu erproben, gelenkt. Man wollte eine Parallele zwischen der Luise von Voss und Hermann und Dorothea — wenn ich zu irgend einem extemporirten Thema ein Wort einzugeben befugt gewesen, so war es doch hier. Und nichts, nichts konnte ich hervorbringen, etwas Gemeinplätziges oder gar eine Absurdität. Die Unfähigkeit, meine Gedanken und Gefühle schnell zu formuliren in Gegenwart von Persönlichkeiten, die ihre Sprache mit der grössten Meister-



schaft handhabten, und die ich sternweit über mir sah, diese Unfähigkeit übermannte mich auch in einem ungewöhnlichen Grade. Es kostete Mühe und Zeit, mich aus dieser Tiefe wieder heraus zu winden. Die Urbanität der Umgebung gab auch nicht der geringsten Befremdung Raum.

Mit meinem Vorgänger, Herrn Dupont, unterhielt ich selbstverständlich mich. Es war ein vielbelesener, geistreicher Gelehrter, der Sohn eines Ballettmeisters der grossen Oper; zu ähnlichem Beruf herangezogen fiel er bei einer Probeaufführung aus einem von Engeln bevölkerten Wolkensitze, trug einen hinkenden Fuss davon und ergab sich der untergeordneten dramatischen Laufbahn, nebenher dem Erziehungsfache. Im beliebten Gymnase dramatique und Vaudeville hatte er schon Erfolge gehabt, er sollte späterhin mit Kettly, — einem Goetheschen Singspiel Georg und Bärbeli fast wörtlich entnommenen Sujet; und mit Sheridan's School of scandal gewinnreiche Resultate erzielen; genug er war nur provisorisch im gräflichen Hause gewesen und erwartete mit grosser Ungeduld meine Ankunft. Sein hösliches Entgegenkommen kann ich nur rühmlichst erwähnen; nur demüthigte es mich, da wir auf meine zukünftigen Aussichten zu sprechen kamen und ich von meinen schriftstellerischen Wünschen etwas äusserte, als ich von ihm die Belehrung annehmen musste, ich könne mir etwa durch deutsch-französische Schulbücher ein honorables Auskommen erwerben. Nun, beklagen konnte ich mich nicht; mein Behaben hatte ihn wohl zu seinem Urtheil berechtigt; nur fand ich bei später fortgesetzter wenn auch oberflächlicher Verbindung, dass er nicht ganz offen sich gegen mich betragen und mir verheimlicht, wie im Grunde Inkompatibilität zwischen seinem Charakter und dem seines Zöglings die Trennung herbeigeführt. Er konnte mich, ohne sich und ihm zu nahe zu treten auf Eigenheiten aufmerksam machen, die durch gehörige Schonung zu umgehen waren; freilich war er nicht dazu verpflichtet und mochte sich sagen: chacun à son tour.

Zu späterer Abendstunde begab sich die ganze Tischgesellschaft in das Erdgeschoss des Hôtels, der Wohnung des Herzogs Decazes. Ich wurde dem imposanten Ex-Minister und seiner Gemahlin vorgestellt und musste den Kontrast zwischen dem wunderschönen Mann und der schwächtigen Dame auf der Stelle bemerken, wurde aber bald durch einen Incident gefesselt, der mir gleichsam wie eine Vorahnung der künftigen Reise nach Italien entgegentrat. Ein italienischer Maler, dessen Namen mir entfallen, wird zugelassen; er wies genaue Kopien der Bilder und Arabesken der Raphael'schen Stanzen vor, die er durch eine Prachtausgabe zu verwerthen wünschte. Es

war ein höchst naiver, südlich expansiver Künstler, er beklagte sich beinah in poetischen Ausdrücken, dass «Excellenz» nicht mehr am Staatsruder sässe zur Beförderung der Herausgabe. Die weitschichtige Arbeit war in der That meisterhaft ausgeführt und brachte dem Vorweiser viel Lob, aber vermuthlich nicht mehr die erwünschte Befürwortung ein. Ludwig der XVIII., die letzte einflussreiche Stütze des Herzogs Decazes, ging ja bald darauf mit dem Tode ab. Eine andre Bemerkung machte beim Nachhausegehen mein in Jahren und Erfahrung vorgerückter Begleiter. Ich hatte die Gräfin St. Aulaire, die glänzende Blondine, einfach in ihrer blendenden Erscheinung bewundert. Ozaneaux fügte ohne Ironie hinzu: «ja, es ist eine herrliche Frau! doch scheint sie mir vielfach unworben.» — In der That war die jüngere und ältere Männerwelt bemüht, eines gnädigen Blicks ihrer blauen mild funkelnden Augen gewürdigt zu werden. Sie bewegte sich in der Weihrauchluft wie in einer alltäglichen Atmosphäre.

Bei dem nächstfolgenden Dejeuner, ebenfalls in dem Appartement Decazes, kam ich in die nächste Nähe von Duport und von Madame Princeteaux, der Schwester des Herzogs, zu sitzen; auch eine zwar etwas abblühende, doch immer noch reizende Südländerin. Pikantes Gesicht, funkensprühende Augen! Sie hatte während dem Ministerium ihres Bruders freien Zutritt zu dem alten Könige, galt für dessen platonische Freundin und benutzte den Einfluss, den man ihr zuschrieb, höchstens zu unbedeutenden Dienstleistungen, nie zur Massregelung eifersüchtiger Hofdamen, welche der gutmüthigen Frau manche beinahe handgreifliche Beleidigung in den Vorzimmern der Prachtsäle zufügten. — Ich in meiner Wenigkeit habe bei einigen Gelegenheiten die Gewogenheit der früher so hochstehenden Dame erprobt und sie noch in höherem Alter bei ihrer Tochter zu Strassburg mehrmals gesehn und ausnehmend gütig erfunden. Auch etwas von ihren früher liebreizenden Zügen hatte die Greisin noch beibehalten. Es war eine unverwüstliche Jugend in ihr verkörpert. Damals — ich spreche von 1824 — blieb ich total und mit Recht unbeachtet.

Am Abschluss dieser Vorschule meines pädagogischen Lebens, am Pfingstsonntag, führte mich Ozaneaux über Neuilly und durch den Park von St. Cloud in den Landaufenthalt Casimir Delavignes unter Meudon. Er hatte im Schloss zu Neuilly den elsässischen Adjutanten des Königs besucht und mir an bestimmter Stelle zu St. Cloud rendez-vous gegeben; wir frühstückten in demselben Restaurant, worin Custaing seinem Busenfreund Gift beigebracht. Mein Freund ermangete nicht auf den frevelhaften Mord anzuspieren. Doch ver-

wischte der Eintritt in das selige, reine Familiengebiet des gefeierten Dichters der Messéniennes jede derartige Erinnerung. Am hohen Festtage war vielfacher Besuch in Fleury sous Meudon; eine dichtbesetzte einfache Mittagstafel versammelte die Gäste. Casimir Delavigne zeigte sich gegen den Deutschen, der ihm durch den gegenwärtigen Freund zugeführt und durch zwei Elsässer (Verny und Lebert) doppelt empfohlen worden, in einem Grade zuvorkommend, der mich eher in Verlegenheit setzen musste, denn ich fühlte nur zu gut, die Begegnung gelte viel weniger mir als der Berücksichtigung der Empfehlenden. Wenn indess eine ganz uneigennützig, naturwüchsige Bewunderung, auch von einem Unbefugten ausgehend, einem allberühmten Manne nicht ganz unbequem und ungelegen fällt, so musste meine Naivetät, die auf Kosten des «Teutonen» angeschrieben wurde, ein zufriedenes feines Lächeln hervorrufen. Auch als Organ meiner elsässischen Kompatrioten und Studien-genossen, bei denen Casimirs Namen seit einem Jahre den besten Anklang gefunden, konnte ich mich immerhin der unbegrenztesten Panegyrik hingeben und den Verfasser der Comédiens und Ecole des vieillards als einen fast ebenbürtigen Zögling Molières herausstreichen. Weniger gelegen musste meine Gegenwart den Angehörigen des Dichters erscheinen; sie konnten wahrnehmen, dass er sich zu viel mit dem «Fremden» beschäftige und in «meines Nichts durchbohrenden Gefühle», las ich solche Eindrücke in den Mienen einiger Anwesenden, die sich beeinträchtigt glaubten. Man behielt mich indess gastfreundlich zur Nacht, da ich von der Fusspromenade bei grosser Hitze sehr ermüdet war; Ozaneaux schied noch im späten Abend und überliess mich meinem günstigen oder ungünstigen Sterne.

Den folgenden Morgen fuhr ich in einem Coucou, dem damals allbekanntesten Verkehrsmittel in den Pariser Umgebungen, in die ile St. Louis zurück. Im Bureau des Vehikels war ich unter dem Namen des Delavigne'schen Landhauses zum Voraus eingeschrieben, ein Trupp lebenslustiger Aktrizen, welche die Pfingstvakanz in Fleury zugebracht, sassen in demselben unbequemen Wägelchen; sie nahmen mich für ein Mitglied der Familie, und ich konnte aus den Aeusserungen der Damen abnehmen, in welchem Grade, absonderlich in den Schauspielerkreisen, der illustre Namen berühmt war.

Der Weg führte unter den Mauern des Parks von Issy hin. Ich konnte nicht umhin, die mächtigen Baumgruppen zu bemerken, die ihre Aeste und ihre Schatten über die Strasse warfen. Nicht ahnen aber konnte ich, dass mir auch in diesen stattlichen Alleen einst ein Aufenthalt angewiesen würde. In der

ile St. Louis nahm ich flüchtigen Abschied und eilte mit Sack und Pack, nach Uebereinkunft, der rue de l'Université zu. Nicht weit von dem Hotel zerbrach ein Rad am schäbigen Fiacre; war es ein übles Omen? mein Einzug war kläglich. Mit dem Grossvater meines Zöglings und ihm selber machte ich denselben Abend eine Spazierfahrt in das Bois de Boulogne und sah durch Staubwolken die gestern erst besuchten son-nigen Hügel von St. Cloud; auch dieser ungesunde Qualm verstimmte mich, die Nacht war schlaflos.

Gegen meine Erwartung verliefen die ersten Wochen nicht übel; ich hatte wie bei Felix de Faviere mir bei Louis de St. Aulaire festgesetzt, ihn als jüngern Bruder zu behandeln; gelang es mir bei dem einen, warum nicht bei dem andern. Sogar mein Vorgänger begrüßte mich bei unserm ersten Zu-sammentreffen mit dem ironischen Kompliment: Es sei mir ja ganz wunderbar gelungen, die Neigung des jungen lycéens zu ge-winnen. Mit unwiderstehlicher Vorempfindung lehnte ich den Glückwunsch ab und erwiderte: «Wohl, wenn es sich so hält.» Die Verhältnisse und die Charaktere waren sehr ver-schieden. Im Hause Faviere wehte noch elsässische Luft, man sah mich an als einen halben Kompatrioten, Freund und Kameraden der Bussière: Schonung und Nachsicht schlangen sich wie ein unsichtbares Band um Eltern, Sohn und Präzep-tor. So zuvorkommend im neuen Verhältniss jedermann sich erwies, machte sich doch der Kontrast zwischen französischem Geiste und elsässischer Unbeholfenheit fühlbar. Im Knaben St. Aulaire lag ganz natürlich der Keim des auf seine nation-ale Würde stolzen Galliers, der seinen Präzeptor als alieni-genam gleichsam über die Achsel ansah, ihn zu den von Frankreich unterworfenen Unterthanen zählte und kaum gelten liess, dass Elsass in irgend einem Zweige des öffentlichen Dienstes, sogar des Kriegshandwerks Erhebliches geleistet, einen ausgezeichneten Mann hervorgebracht. Nur zu schnell brachten die entgegengesetzten Ansichten Konflikte zwischen Lehrer und Schüler hervor; und da der erste dem letztern, wie ich zum voraus andeutete, nicht in allen Disziplinen überlegen war, konnte ein oft herber Zwiespalt nicht ausbleiben. Dem Elsässer fehlte überdies das taktvolle Einhalten und die Abschätzung des eigentlichen Werthes gewisser Ausdrücke, er beleidigte die Eigenliebe und den gentlemenischen Charakter im Früh-entwickelten; und der Knabe konnte nicht ahnen, wie oft er unwiederbringlich das Gemüth des «Deutschen» verletzte. Das alles ergab sich nicht auf einen Schlag, doch schnell genug zur Trübung der Honigmonde. Die Superiorität, die ich un-streitig über den Blutjungen in neuern Sprachen, in Geogra-

phie, in Arithmetik und andern gemeinnützigen Schulkenntnissen hatte, wurde in seinen Augen ganz in Schatten gestellt, indem er wohl durchsah, dass ich ihm in den Uebungen, in den Exerzitien, die man in den französischen Lycées mit der Benennung *les devoirs* bezeichnet, zu keinen glänzenden Erfolgen forthelfen würde. Es fand in seinem Geist eine für meinen Vorgänger günstige Reaktion statt, und ich hatte nur zu sehr Ursache gehabt, mit meinen Gymnasialanfängen unzufrieden zu sein. Der herzlichen moralischen Verehrung, die ich jenen Ehrenmännern zollte, that dieser Nachtgedanke keinen Abbruch.

Eine Lichtseite bot aber meine neue Lage ebenfalls. Gleich bei den ersten Besuchen auf dem Landsitze Etiole, wohin die Familie übergesiedelt, empfand ich den wohlthätigen Einfluss einer geistig gesteigerten reinen Atmosphäre. Schloss Etiole, etwa sieben Wegestunden südöstlich von Paris entfernt, am rechten Ufer der Seine, hatte der berüchtigten, verfehmtten und doch adorirten Frau von Pompadour zur Villegiatur gedient; vom ehemaligen Schlosse war nur ein fragmentarischer Pavillon übrig, aber der schattenreiche Park, mit dem naheliegenden Walde von Senars beinahe ein Ganzes bildend, ein kleiner Rebhügel mit Spalieren und Nutzgärten gaben dem ganzen weitschichtigen Komplex ein halb herrschaftliches, halb landökonomisches Ansehen, das mir in jeder Hinsicht mehr gefiel und erspriesslicher schien, als regelrechte Alleen und sorgfältigere Kultur, die ich in benachbarten Villen zu Soisy und Champenay finden konnte. Die Gegend ringsum, dem Thal der Seine entlang, ist reizend, sie bietet nicht das grandiose und pittoreske unserer Gebirgslandschaften im Elsass, gar mit den Vorbergen der Schweiz hält sie keinen Vergleich aus; sie ist aber gleichsam das Abbild, der Reflex der städtischen Gesellschaft, die während Sommer- und Herbstmonaten ihre Pariser Salons dorthin verpflanzt. Der schöne breite Fluss bespült friedlich die leisaufsteigenden Ufer. Petit Bourg's majestätische Baumgruppen begrenzen vor einem halben Jahrhundert nordwestlich Etioles Horizont; eine milde, weiche Luft — nur etwas verrätherisch mit Fieberemanationen gesättigt, bietet bis in die späten Herbsttage einen für zarte Gesundheit zu trüglichen Aufenthalt. Der Verkehr zwischen den Nachbarvillen war damals frequent, und Besuche von entfernteren Freunden und Verwandten brachten in das Landleben eine öftere Abwechslung. Der mit hohen aber zerfallenden Mauern eingeschlossene Park mit Schloss war das Eigenthum der Grossmutter, die bereits hochbetagt selten ihr Schlafzimmer verliess, ihren eignen Haushalt führte. Sie hatte mit ihrem



Sohne, dem Grafen, während der Schreckenszeit alle Gefahren in Paris bestanden, als heftige Gegnerin der sich ankündenden Jesuitenherrschaft hatte sie der Bourbonischen Restauration feindlich gegenübergestanden, noch zwei Revolutionen, die von 1830 und 1848, in vollem Genuss ihrer geistigen Kräfte durchlebt, und erst im Hochsommer 1854 beinah hundertjährig und gleichzeitig mit ihrem Sohne war sie abgeschieden. Ich hatte das Glück, der ehrwürdigen Gräfin, wohl als Protestant und anspruchsloser Ankömmling, genehm zu sein und durfte mir manches erlauben, was andern nicht so leicht hingegangen wäre. Frau von St. Aulaire sah und hörte nicht gern, dass man die an einigen Stellen lückenhaften Parkmauern von innen her überschritt; nie vernahm ich über diese meine Ungezogenheit den geringsten Vorwurf. Auch mein massloses Plünder-system in den reichen Rebspalieren blieb ungeahndet. Waren die gräflichen Eltern abwesend, so hatte ich das unerhörte Privilegium, mit meinem Schüler und seinen Schwestern bisweilen in dem Wohnzimmer der siebzigjährigen Dame das Mittagmahl zu geniessen; sie selber hatte aber ihr eignes Regime, ihre eigne Stunden, ihre eigne Gewohnheiten. So ging sie bei strömendem Regen mit entblösstem schneeweissen Haupt in ihren Gärten spazieren und brachte es mit dieser Naturdouche zu dem hohen eben angedeuteten Jubilaralter. Unge- mein rührend war die gegenseitige Deferenz von Sohn zu Mutter und von Mutter zu Sohn, auch die jüngere Gräfin bezeugte ihrer Schwiegermutter eine ungezwungene Huldigung, sie verehrte in ihr den Freisinn, die Erfahrung und die muthig erduldeten Drangsale.

Die Mahlzeiten in Etiole waren womöglich noch einfacher als die Pariser. Der Tischwein bestand aus dem an Ort und Stelle gekelterten. In diesem Fache höchst unerfahren, nahm ich das ungefälschte Lokalprodukt, als wäre es das feinste, hin, man hörte mich nie über den üblichen Tafelwein klagen, der ja nie ungemischt an dem spartanischen Tische genossen wurde. Lebhaft vergegenwärtigt sich mir einer meiner ersten Ausflüge nach Etiole. Ich war bereits in vorgerückter Abendstunde an einem Samstag mit Louis aus der Hauptstadt abgefahren, sehr primitiv in einem Coucou. Zu Villeneuve St. Georges halbwegs erwarteten uns Droschke und Pferde vom Landsitz, wir fuhren bei Nacht und stürmischem Wetter durch den unheimlichen Wald von Senars; die knarrenden Aeste überluden uns mit einem Blätterregen, der stockfinstre Weg liess uns nur langsam anrücken; ich war zufrieden, durch das Nachtgrau endlich die erleuchteten Schlossfenster zu erblicken. Eine Erinnerung an diese nächtliche Fahrt ist in einem meiner lyrischen

Gedichte bedeutsam niedergelegt. Und dann der plötzliche Uebergang in den freundlichen Billardsaal und die herzliche gegenseitige Begrüssung. Charakteristisch bleibt jedenfalls die unmittelbar darauf folgende Schul- und Familienscene. Man legte Beschlag auf mich und begann — Vater, Mutter und die zwei ältern Töchter — eine deutsche Lektüre, wozu Gellerts Tod Abels als leichte Waare sich hergeben musste. Der mir werthe Idyllendichter wurde unbarmherzig durch die Hechel gezogen, seine anspruchslose Naivetät verspottet und ich glaube gar, dass ich mit einstimmte. Ich ziehe diesen unerheblichen Umstand der späten Abendlektüre blos zum Beweise heran, wie sehr in gräflichem Hause jede Stunde praktisch benutzt wurde. Mir war indess die Vorliebe für deutsche Sprache nicht unlieb, knüpfte sie doch das feste Band zwischen Eltern, Kindern und meiner Wenigkeit. Spöttisch liess sich schon in erster Zeit der vorwitzige Junge vernehmen: «Sais-tu, cher Maman, que vous êtes le plus fort.»

Während die sonntäglichen Morgenglocken im Dörfchen Etiole und dem nicht entfernten Städtchen Corbeil zur Messe riefen, durchstöberte ich Park und Wald und athmete mit vollen Zügen die erfrischende, balsamische Luft. An meine mütterliche Gönnerin Frau von Mathieu Faviers schrieb ich einen von Dankgefühlen überquellenden Brief und spendete absichts- und willenlos den Schlossbewohnern ein wohlverdientes Lob. Die Antwort war in jedem Sinne taktvoll, den Umständen entsprechend; sie enthielt für die Fortsetzung unsrer gegenseitigen Bezüge die bestimmte Zusicherung. Mir gab die verehrte Frau das schmeichelhafte Zeugniß, dass mehr hinter mir stecke als man vermüthe. Wie gerne hätte ich diese Ueberzeugung in den Geist meiner nunmehrigen Gönner übertragen; doch sollte ich durch mannigfache Peripetien mich durchwinden, bevor diese Ansicht über mich zum Durchbruch kam. Zum Theil durch eigne Schuld habe ich in den meisten Lagen meines lange hinziehenden Lebens viel Zeit, viel Mühe, viel Geld verloren, bin oft erbittert hin und hergeschwankt, bevor ich ins Gleichgewicht kam. Die Aufregung der letzten Monate, die Unzufriedenheit mit mir selbst, die Befürchtungen für die nächste Zukunft, der klimatische Einfluss von Paris im Sommer legten den Grund zu einem Uebelbefinden, das ich vergebens niederzukämpfen suchte; ich wurde von einem gastrischen Fieber befallen, das mich im Laufe Julis einige Wochen lang an Bett und Zimmer gefesselt hielt. Man gab mir auf der Stelle eine Krankenwärterin; ein noch jugendlicher, mit dem Kreuz der Ehrenlegion geschmückter Arzt, Herr Auvity, spendete mir seine Pflege; er war ein

Anhänger von Broussais und traktirte mich nach dem bekannten Systeme, doch mit Mass, da er wohl sah, er habe es mit keiner Riesennatur zu thun. Ozaneaux schenkte mir alle disponiblen Stunden, und ein Strassburger Freund, ein junger Doctor juris, Hickel, hielt ebenfalls treu bei mir aus. Madame Princeteau, die noch in Paris anwesend war, liess Nachricht von mir einziehen; ich fühlte mich durch diese Aufmerksamkeit nicht wenig geschmeichelt, auf Ozaneaux Lippen rief sie ein kaum bemerkliches Lächeln hervor. Das alles war nicht vermögend, meine Aengstlichkeit zu bewältigen. Kaum war ich meiner fünf Sinne mächtig, da schien mir nach einem so unseligen Debut das Verbleiben im noblen Hause nicht rathsam; ich wandte mich schriftlich an Verny; seine Antwort war kategorisch abwehrend; auch Ozaneaux stemmte sich gegen meinen voreiligen Entschluss; sie erriethen, dass meine Eigenheiten und Unzuträglichkeiten wohl ein Hemmniss für mich, aber für meine jetzigen Patrone kein Motiv zu Scheidung biete. Die Vakanzen im Collège Henri IV nahten; das Familienhaupt nahm seinen Sohn in das Boulogner Seebad, und ich wurde in das Gewahrsam des Grossvaters und der dames Chatelaines gegeben. Die Anordnung war mir durchaus nicht unerwünscht. Im Laufe desselben Spätsommers, während der Abwesenheit des Grafen, war mir die Einführung in zwei unbekannte Familienzirkel beschieden. Bis jetzt hatte ich nur die Verwandten Herrn von St. Aulaires gesehen, es lebte aber auch ein beträchtlicher aus den Angehörigen der Gräfin bestehender Kreis; diese einer ganz andern politischen und religiösen Richtung angehörig. Wie sollte ich mich nun in jener Atmosphäre benehmen? Marquise Du Roure (della Rorra), die Mutter der Gräfin, verbrachte die Sommermonate auf einem Gut in der fruchtbaren Ebene der Beauce, nicht fern von Chartres zu. Sie gehörte zu den strengkatholischen Legitimisten, war aber eben so wenig als die alte Frau von St. Aulaire emigrirt, hatte die Schreckenstage im Kerker zugebracht und ihre Rettung nur dem 9. Thermidor verdankt. In die Beschaffenheit dieses Zweiges wurde ich durch die Mutter meines Zöglings eingeweiht, übrigens aber mit keinen Verhaltensmassregeln belastet; man traute, denk ich, meinem Takte und hatte wohl so viel aus mir herausgelesen, dass ich mich den Verhältnissen anzuschmiegen wisse. Ein Theil der gräflichen Dienerschaft bestand aus Eingebornen von Louville, so hiess das reiche Ackerdorf, welches an den ehemaligen Park der Herrschaft stiess. Als wir durch die Stoppelfelder des einförmigen, aber gesegneten Landstrichs fuhren, flüsterte mir die Gräfin zu: «Ich rathe Ihnen, vor meinen Leuten, vor

dem Kutscher Leon zum Beispiel, der da oben aufsitzt, kein verächtliches Wort über die Gegend zu äussern; sie hängen leidenschaftlich an ihrer Heimath und finden sie anziehend vor allem.» Die alte Dame du Roure fand ich schneeweiss wie die Kastellanin von Etiole, abgemagert und mit strengen markirten Zügen. Ihr Gemahl, ein hoher Siebziger und ehemaliger königlicher Beamte im Senegal, zeigte sich dagegen rüstig, leutselig und nicht ungerne von der ile St. Louis erzählend. Eine kerngesunde Natur, so wenig von dem afrikanischen Sumpfklima belästigt, dass er schädliche Südfrüchte und Citronen wie gemeine Aepfel verspeiste. Nur sein Augenlicht nahm ab und spielte ihm unangenehme Streiche. Er wurde steinalt. Die ächte noble altfranzösische Race lässt sich durchaus mit den knorrigen Eichen, die alle Stürme überdauern, zusammenstellen. Marquis du Roure war, so viel ich mich entsinne, dem Terrorismus durch Emigration ausgewichen. Seine Schwiegertochter, die jüngere Marquise du Roure, bot die rührenden Züge einer kränklichen Frau; ihr Gatte, ein höherer Offizier in der königlichen Garde, war im Dienst abwesend, ein passionirter Bibliophile, wie ich späterhin erfuhr, ein Herausgeber von kuriosen pastrocini, dabei zärtlicher Familienvater; eine Baronin von Hulst, in Louville gerade anwesend, die Wittwe eines Belgiers, zeigte sich als eine bereits in Jahren vorgerückte Tochter der alten Schlossdame, mit der Gräfin von St. Aulaire nur durch die Bande der schwesterlichen Verwandtschaft und kaum durch Konformität der Ansichten verknüpft. Ich hüllte mich von allem Anfang fast immer in pythagoräisches Schweigen, was nicht mit Unrecht meiner Schüchternheit zugeschrieben, aber doch nicht ganz gerne bemerkt wurde. Man quartirte mich in eine Dependenz des sehr einfachen, unzulänglichen Hauses. Das alte herrschaftliche Schloss war schon lange in Folge der Revolutionszeit abgebrochen und der Waldpark ebenfalls aus ökonomischen Rücksichten ausgehauen, total verstümmelt. Mich zog diese Wildniss an; ich durchirrte sie stundenlang und komponirte dort eine längere elegische Skizze, der ich den Titel «Lord Byrons Krankenbett» beilegte; einzelne Theile waren nicht misslungen und vielleicht über dem Mittelgut der lyrischen französischen und deutschen Ergüsse, die nach des grossen Dichters Tode das Publikum überschwemmt. Von Verny, dem ich eine Abschrift übersandte, wurde es mit schneidender Kritik aufgenommen, mir hinterliess es die Erinnerung seliger Augenblicke, in denen ich, meine Genesung ausnützend und von aussen her durch keinen unangenehmen Zwischenfall verstimmt, dem Leben wieder hoffnungsvoll entgegen ging. Im

häuslich ländlichen Zirkel, worin sich ebenfalls einige Kinder, den verschiedenen Zweigen zugehörig, herumbewegten, fiel kein Wort, das mich, den Protestanten und Wildfremden, unangenehm berühren konnte. Hätte ich mich in ähnlicher Lage z. B. in einem elsässischen oder sonstigen Provinzial-Kreise befunden, wäre wohl dieselbe taktvolle Schonung nicht denkbar. Nur einmal in laufendem Gespräche hatte ich den heiligen König Ludwig etwas schüchtern und verlegen mit dem Titel Louis IX bezeichnet. — «Nun, dünke ich,» fiel die alte Dame ein. «Sie könnten ihn wohl St. Louis nennen.» Sie rechnete sich selbst zu der verdienstvollen Fraktion der Könighchen, die «unter dem Messer» ausgeharrt, während die andern das Weite gesucht. Mit der grössten Verachtung liess sie sich über die frivole Emigration vernehmen. Respekt musste ich dieser todesmuthigen Ahnfrau zollen, doch sie lieben konnte ich nicht.

Auf dem Hin- und Herwege nach und von Louville wurde jedesmal in der Kampagne des Grafen Mollien bei Etampes Halt gemacht. Ich rechne die dort verbrachten Tage zu den angenehmsten meiner Präzeptorenlaufbahn, obgleich die Rolle, die ich dort spielte, gerade keine glänzende war. Graf Mollien war bekanntlich unter dem ersten Kaiserreiche ein verdienstvoller, kennnissreicher, hochgeachteter Finanzminister gewesen; er trug auf seinem gealterten Antlitz die Züge der Ermüdung, unbescholten blieb seine Ehrenhaftigkeit. Seine bedeutend jüngere Gattin, eine Busenfreundin der Frau von St. Aulaire, ging sichtlich auf in der unaffectirten Pflege des greisen Gemahls, sie schien die verkörperte Anmuth, kennnissreich, huldvoll auch für den schüchternen Fremdling. Den Afrika-reisenden Mollien, den Neffen des Hausherrn, lernte ich dort kennen; er hatte sich in Senegambien sehr weit vorgewagt, den endemischen Fiebern getrotzt, doch eine zerrüttete Gesundheit davongetragen. Er bereiste ebenfalls in Südamerika den Magdalenenstrom und wurde, wenn ich nicht irre, nach 1830 französischer Geschäftsträger bei der Republik von Columbia. Von den deutschen Forschern in Centralafrika schien er keine Kenntniss zu haben; so war ihm der Name des verunglückten Roentgen, eines Verwandten unsers Oheims Roederer gänzlich unbekannt. Er selber war ganz anspruchslos und einfach und schien auf seine geographischen und literarischen Leistungen beinah keinen Werth zu legen. Dass er physisch viel ausgestanden, davon trug sein frühgealtertes Gesicht die Spur. Intimere Bekanntschaft mit einem andern Neffen des Hausherrn machte ich um dieselbe Zeit; Herr Petit de Bantel, ein junger Beamter des Finanzministeriums, eine anziehende



Persönlichkeit, melancholischen Temperaments, geleitete mich zuerst durch den geschneigelten Park. Der weite Komplex war ein Produkt der Kunst und der Natur; die Essonne, ein liebliches Wässerchen, das bei Essonne und Corbeil in die Seine mündet, fließt mitten durch die pittoresken Anlagen. Breite, in jeder Witterung sorgfältig rein gehaltene Wege, zum Theil fahrbar, durchziehen mäandrisch das Ganze, wie ich denn erfuhr, dass ohnlängst der impotente Graf von Talleyrand in bequemer Kutsche die Gartenbeete, das Flösschen und die Boskette besehen. Ein totaler Kontrast mit den verwilderten Waldungen von Louville. Auch das Innere des Schlosses und die häusliche Einrichtung trugen das Gepräge des englischen Comforts. Ich liess mir das gar wohl behagen und kehrte gerne bei späteren Besuchen wieder in die wohnlichen, eleganten Räume zurück. Mit Herrn de Bantel pflog ich vertrauliche Gespräche, er rühmte in herzlichen Ausdrücken das generöse Verfahren des Oheims und liess, nicht gerade bei der ersten Begegnung, doch später, durchsehen, dass er sich nichtsdestoweniger unglücklich fühle. Es hing dies augenscheinlich mit seiner hypochondrischen Anlage zusammen, und ich hätte ihn gerne durch die Schilderung einer ungewissen Laufbahn gleich der meinigen mit seinem Loose versöhnt, doch war das nicht thunlich, er selber schon im tiefsten Lebensmark angegriffen. Ich fand mich wohl zum ersten Mal im Falle, eine halbe Konfession anzuhören und sie nicht ganz erwidern zu können. Dass er überaus unglücklich und zwar in nicht ferner Zeit enden würde, fiel mir indessen nicht bei. Ich war dankbar für seine humane Zuvorkommenheit und versprach ihn zu Paris im Hôtel Mollien aufzusuchen. Belehrend war für mich jedenfalls dies unverhoffte Zusammentreffen; ich lernte zu meiner Beschämung einsehn, dass äussere Unabhängigkeit und entgegenkommendes Protektorat nicht immer den innern Frieden gewähren.

Der ländliche Salon von Madame Mollien war auch des Abends belebt; einige beaux esprits aus der Nachbarschaft kamen auf Besuch, und Frau von St. Aulaire war genöthigt, ihr zu Ehren improvisirte oder komponirte Verse anzuhören; ich vermass mich die Gnädige schon hinreichend zu kennen und las die Langeweile auf ihrem kaum beherrschten schönen Antlitz.

Ein andrer Umstand musste mir auffallen. Ich war in dem Wahne nach Paris gekommen, die drei oder vier damaligen Dichterheroen seien als solche allgemein anerkannt. Hier erfuhr ich das Gegentheil. Der Racinesche Klassizismus herrschte despotisch, und es schmerzte mich unendlich, Frau von Mollien

über die schönsten *Méditations poétiques* de Lamartine ein absprechendes, beinahe geringschätzendes Urtheil äussern zu hören. Auch hier verdammt mich meine unüberwindliche Schüchternheit zum geduldigen Schweigen, umso mehr da sich ebenfalls Frau von St. Aulaire des von ihr patronirten Dichters nicht annahm. Wollte sie ihre Freundin nicht verwunden? Fürchtete sie eine ungünstige Auslegung ihrer Parteilichkeit? Genug, ich stellte in meinem Innern Betrachtungen an über die Nichtigkeit des Ruhms und über die grosse Perfidie der Pariser Gesellschaft.

Gleich nach unsrer Heimkehr, in Etiole, machte ich eine andere beschämende Erfahrung. Ich hatte in Paris einige Aufträge und Eignes berichtigt und war im Begriff, mit der Lokal-diligence von Corbeil abzufahren. Hickel, ein vertrauter Strassburger Freund, hatte mich bis an den Wagen begleitet, worin ich die Halb-Gouvernante der Sainte Aulaireschen Kinder vorfand, sie kehrte aus ihrer Heimath, der Picardie, zu ihrem Berufe zurück. Hickel, durch einen halb ernstern, halb spasshaften Einfall von mir aufgeregt, ob er nicht Etiole und Corbeil besuchen wollte, setzte sich in die Diligence und fuhr bis nach Soisy sous Etiole, wo er sein Nachtquartier nahm und mir am folgenden Morgen einen Besuch zusagte.

Die Gouvernante, die ich durchweg mit ihrem Taufnamen Julienne bezeichnen will, klopfte spät Abends an meine Thür. Ueber die ungewohnte Störung betroffen, fragte ich selbstverständlich nach der Ursache: «Sie sind schüchtern wie ein kleines Mädchen, erwiderte mir die alternde, doch immer noch jugendlich anmuthende erste Pflegerin der Kinder des Hauses; ich erzählte soeben der gnädigen Frau, wie der Strassburger Herr Sie so freundlich begleitet; warum haben Sie ihn nicht ins Schloss eingeladen? Wenn er morgen kommt, lässt ihn die Frau Gräfin zum Déjeuner bitten oder schickt es Ihnen auf Ihr Zimmer.» — «Ganz wohl, danken Sie aufs Beste. Ich denke, ich werde meinen Freund selber vorstellen.» — Die improvisirte Einladung wie die aus dem Stegreif unternommene Tour meines Kompatrioten ergötzte mich aufs Beste. Hickel war durchaus kein Alltagsmensch, Jurist, witzig nach unserm Strassburger Begriffe, durch ein kleines Vermögen unabhängig, hatte er nach absolvirten Studien Göttingen besucht, ganz Deutschland durchschweift, war nach Kopenhagen hinüber gefahren und somit in Gegenden bewandert, wohin die gräfliche Familie persönliches Interesse mitbrachte; er schien mir ganz geeignet, der Mutter meines Zöglings einen günstigen Begriff von meinem Kompatrioten beizubringen. Ihm selber, als er sich bei mir einfand, war die Einladung schmei-

chelhaft. Eh ich ihn vorführte, machte ich ihn etwas mit den Verhältnissen des Hauses bekannt. Das Déjeuner verlief erträglich, obgleich mir eine gewisse vornehm abstossende Kälte in dem Benehmen der Gräfin auffiel, ein Benehmen, das sich noch steigerte, indem die gnädige Frau beim Aufstehen allein vor uns her in den Billardsalon schritt und sich nach kurzer Zeit von uns verabschiedete. Der deutsche Jurist, der übrigens ganz untadelhaft französisch sprach, hatte augenscheinlich nicht gefallen. Hickel, der seinem Naturell nach keineswegs wie ich Anlage zur Schüchternheit hatte, musste sich doch etwas in der fremden vornehmen Umgebung verlegen fühlen; genug, mein wohlgemeinter Versuch misslang. Der Freund, den ich nach Tische noch durch einige benachbarte Parks und die Hauptalleen des Waldes von Senard führte, liess mich nicht merken und nicht entgelten, dass ihm die Aufnahme etwas kalt gewesen schien; er hatte eine so bedeutende Eigenliebe und so viel Strassburger Suffisance, dass er sich wohl keiner Selbstkritik unterwarf und dem untergeordneten précepteur in seinem Innern die Verantwortlichkeit auflud. In einem der folgenden Herbste besuchte er mich nochmals, nahm sein Standquartier zu Corbeil, woselbst ich mit ihm zusammentraf und durch meinen Zögling bloss hinterliess, dass ich mit einem Freunde, der vor Jahren Etiole besehen, nun die Ufer der obern Seine auf einige Stunden in Augenschein nehmen wolle. Auch mit Louis konnte sich Hickel nie verständigen; es waren gegenseitig sich abstossende Temperamente. Die in Paris ansässigen Elsässer haben seitdem solche Ecken wohl sehr abgeschliffen, zu meiner Zeit standen sich die «unterworfenen Teutonen» und die herrischen Gallier noch schroff gegenüber.

Der erste in Etiole zugebrachte Spätherbst sollte mich noch zu einem zweiten Beweise führen, wie wenig unsere Elsässer Naturen mit den Parisern übereinstimmten. Frau von St. Aulaire eröffnete mir die Absicht der Familie de Broglie, für Alfonse Rosen, den Halbbruder der Herzogin, den Sprössling des letzten Gatten der Frau von Stael, einen geeigneten Gouverneur ausfindig zu machen. Es wäre weniger auf einen klassisch als naturwissenschaftlich gebildeten jungen Mann abgesehen, der seinem kränklichen Zögling gemeinnützige Kenntnisse spielend beibringen könnte. Ich musste unwillkürlich an meinen Strassburger Bruder Eduard denken, der sich fast ausschliesslich mit Botanik und neuen Sprachen abgegeben und mir zu solchem Berufe gleichsam voraus bestimmt erscheinen musste. Nach mancher Hin- und Widerrede und in Strassburg bei Professoren der Fakultät eingezogenen Erkundigungen kam es zu keinem Entschluss; man lud meinen Bruder am Anfang

des Winters ein, sich selber in Paris zu zeigen. Es war nun, in einem andern Sinne, das Widerspiel des Auftretens von Hickel. Mein Bruder, womöglich noch schüchterner als ich und im Salon ganz unbehilflich, wurde nicht angenommen, fand aber bald darauf eine Verwendung als botanischer Mitarbeiter und Sekretär bei Herrn de Mirbil, einem Mitglied des Instituts, ehemaliger Generalsekretär des Herzogs de Decazes. Als ich Fräulein Mendelssohn die Unterkunft meines Bruders ankündigte, rief sie lächelnd aus: «Nun, so findet doch zuletzt ein Jeder in dieser Stadt seine angemessene Beschäftigung.» Das liess ich wohl gelten, und beide Brüder waren in hohem Grade erkenntlich für die wenngleich kärglich besoldete arbeitsreiche Stellung, worin mein Bruder nicht weniger als 4 Jahre vegetirte, bis sein Patron als Professor in den Jardin des plantes ernannt wurde und meinen spartanisch mässigen Bruder als aide-naturaliste nach sich zog. Für mich war die Gegenwart des geliebten Gefährten meiner Kinder- und Knabenjahre eine Quelle der Freude und des Kummers; ich konnte nie das Gedrückte, das Eingeschränkte seiner Lage verwinden und mochte mich mehr als einmal befragen, ob ich recht gehandelt, als ich den schroffen Elsässer aus seinem heimathlichen Kreise in die feindliche Weltstadt herbeizog. Ich konnte mich nur mit dem Bewusstsein beruhigen, dass er aus ganz unsicherer Provinzial-Existenz zu seinem eigentlichen Berufe befördert worden. Nie hörte ich von seinem Munde den Vorwurf, dass ich in sein Schicksal eingegriffen; wir fühlten nur den Genuss des brüderlichen Zusammenlebens und das intermittirende Bedürfniss, unserm innern Groll im Kampfe ums Dasein Worte zu leihen.

Um dieselbe Zeit, am Eingang von 1824—25, kam auch Stahl zur Fortsetzung seiner orientalischen Studien ganz mittellos an. Er hatte der Theologie und der Juristerei entsagt, seine Bibliothek um einen Spottpreis verkauft und einzig und allein auf das Protektorat des Strassburgers Herrn Kiefer, Professor der türkischen Sprache fussend sich in den Strudel geworfen. Ebenso bedürfnisslos, abgehärtet und auf alles gefasst wie mein Bruder, fand er sich höchst beglückt, dass Ramond, der Pyrenäenbesteiger, ihm die philologische Bildung seines Sohnes übertrug. Stahl hatte sich in einer Mansarde der rue Tournon bei dem Luxembourg eingenistet; mit der mässigen Besoldung, die ihm Ramond auszahlen konnte, vollkommen befriedigt, lebte der unvergleichliche «Gymnosophist» jahrelang seinen vielumfassenden vergleichenden Sprachstudien, war bald einheimisch auf der königlichen Bibliothek bei Van Praet, wie er es zu Strassburg gewesen und eroberte bei den dortigen Bibliothekaren selbst nach und nach die persönliche Freund-

schaft der angesehensten Gelehrten des Collège de France. Unter denselben nenne ich vor allem Herr von Chézy, dem mein Freund wie ein Sohn sich anschloss; auch mit Jaubert, Abel Remusat, S. de Vaux und andern stand er in näherem Verkehr und füllte jahrelang die Stelle eines Sekretärs der orientalischen Gesellschaft aus. Seine polyhistorischen Kenntnisse und Leidenschaft versperrten ihm aber den Zugang zu irgend einer Spezialität, und er kehrte Ende 1839 in seine Vaterstadt als modester Professor der Geschichte am protestantischen Seminar zurück, ohne seinen Hauptzweck, eine Reise in den Orient, erreicht zu haben.

Wir standen zu Paris, wonicht in täglicher doch in ununterbrochener brüderlicher Verbindung und in gegenseitigem intellektuellen Austausch, wobei ich allzeit der Gewinnende war, er als der Gebende sich auswies.

Im Laufe des Winters von 1824 auf 1825 wurde bereits im Hause eine künftige Reise nach Italien besprochen; ich sah mich vorläufig in der Geschichte der Italienischen Republik von Sismondi und in Daru's Geschichte von Venedig um und freute mich selbstverständlich zum Voraus auf die bevorstehenden artistischen und landschaftlichen Genüsse. Wie vieles mir durch unvorhergesehene Incidenzen vergällt werden sollte, darauf war ich in jugendlicher Zuversicht kaum bedacht. Auch beging ich den grossen Fehler, die gehörigen strikten kunsthistorischen Vorstudien zu versäumen; nun holte ich zwar Einzelnes, in Rom besonders mittelst lokalen Veröffentlichungen nach; doch betraf dies mehr die altrömische Topographie und Bildwerke; das Mittelalterliche blieb ganz vernachlässigt. Goethe hat hierin vielleicht ungünstig auf mich eingewirkt.

Bei einer andern Gelegenheit habe ich die ersten Begegnungen mit Lamartine erwähnt, worin ebenfalls von der Bereisung Italiens, den Haupttrouten und Hauptstädten die Rede war. Für mich war die persönliche Erscheinung des grossen Dichters bei weitem das wichtigste. Die unbegrenzte Verehrung, die ihm von der St. Aulaire'schen Familie und Gesellschaft gezollt wurde, bot mir das direkte Gegenspiel der absprechenden Urtheile auf dem Landsitz des Grafen Mollien.

Noch vor dem Anfang des Winters hatte ich mit Ozaneaux an einem der letzten schönen Oktobertage Casimir Delavigne in Fleury sous Meudon einen Besuch abgestattet, mit der zweifachen Absicht, für die im Hochsommer genossene Gastfreundschaft zu danken und ihm eine wörtliche Uebersetzung meines lyrisch erzählenden Gedichts über Lord Byrons Abscheiden vorzutragen. Sei es, dass ihn gerade das fremdartige Gewand bestochen oder eine angeborene Nachsicht und der Wunsch,



Auftretende zu ermuntern, genug es wurde mir ein unerwartetes Lob zutheil, dem auch der mich begleitende Ozaneaux beistimmte. Ich war dadurch gegen die später vernommene strenge Kritik Verny's einigermaßen gewappnet und nicht leicht zu entmuthigen, obgleich mir das Mangelhafte des Plans und der Ausführung durchaus einleuchtete.

Mit dem Ende des Jahres zeigte sich ebenfalls Henri Lebert, und seine belebende, freundliche Gegenwart übte den gewohnten, ich darf es «Zauber» nennen. Sein naives Anempfinden wäre in andern Umständen nachtheilig geworden, doch in meiner Vereinzelung, in der totalen Abgeschlossenheit von Deutschland war dieser stille Applaus ganz ungefährlich. Doch warnte er mich taktvoll, wie ich es kaum von ihm erwarten konnte, nicht den politischen Ansichten der Elsässer Freunde in meinen deutschen Versen Ausdruck zu leihen; er sah deutlich, dass mich eine derartige Tendenz auf Abwege führen würde und er ermahnte mich, den meiner Natur konformen elegischen Anklängen treu zu bleiben. — Dass ich Fräulein Mendelssohns Zumuthung, für ihren Neffen, den nachmaligen illustren Felix Mendelssohn, einen Operntext zu bereiten, kein williges Gehör schenkte, ist mir jetzt noch unbegreiflich; es hätte ein solches modestes Beginnen einen Anknüpfungspunkt mit Deutschland gegeben. Die werthe Gönnerin verreiste im folgenden Frühjahr (1825) zu ihrem Bruder nach Berlin und ich blieb von fernerer Verbindung mit der ausgezeichneten Dame geschieden. Es ist ihr das erwünschte Loos geworden, früh das Zeitliche zu segnen und nicht mehr das fürchterliche Schicksal ihrer Schülerin zu erleben. Ihren Neffen Felix sah ich, einen kurzen Augenblick nur, in Paris; schon damals, kaum den Knabenschuhen entwachsen, war er ein vielversprechender Komponist, und seine offene, noble Physiognomie wies auf einen hohen Künstlerberuf hin. Ueber die neuere italienische Schule, Verdi und Consorten, sprach er in wegwerfendem Tone, der nur verfrüht, aber durch seine spätern Leistungen vollkommen sich rechtfertigte.

Mit Felix Mendelssohns Sohne, dem Professor der Geschichte zu Freiburg i. Br., kam ich nach dem Kriege von 1870 bei Professor Loening zusammen und konnte mich beim ersten Bewillkommen auch auf die Bekanntschaft mit seiner Gross-tante berufen. Das unbedingte Lob, das ich dem «Briefe seines Vaters an seine Familie» ertheilte, schien den kindlichen Gefühlen des jungen Professors zu entsprechen. Leider musste ich bald darauf vernehmen, dass er, räthselhaft genug, in eine unheilbare Geisteskrankheit verfiel und mit einem frühen Tode abging.

Eine treue Anhänglichkeit an das Haus Mathieu-Faviers bewahrte ich in meiner neuen Lage. Es ging mir von Herzen

und war nur eine dankbare Erwiderung der rührenden Freundlichkeit, die mir dort entgegenkam. Sogar auf meinen ungehobelten Bruder dehnte sich dieses Protektorat aus. Mein temporärer Schüler war in die Militärschule von St. Cyr eingetreten, und ich besuchte ihn sehr regelmässig in der fünf Stunden von Paris entfernten Anstalt, jedesmal wenn seine Schwester, die brillante Gräfin von Montigny-Jaucourt mich sie dorthin zu begleiten einlud. Es waren für mich mit rothem Bleistift angestrichene Sonntage. Doch will ich nicht verhehlen, dass auch in diesen bevorzugten Ausflügen sich mir das Phantom meiner untergeordneten Lage in der bequemen Chaise an die Seite setzte und mich unwillkürlich im Salon des Kommandanten der Schule überfiel, wenn die junge, vornehme Dame mich mit einer unnachahmlichen *sans façon* als den ehemaligen *précepteur* ihres Bruders vorstellte. Nur wer in ähnlichen Verhältnissen sich hinhielt, kann mich vollständig verstehn und meine Gefühle begreifen. In Paris traf ich eine Zeitlang die Gräfin an Feiertagen, zu bestimmter Morgenstunde, um mit ihr Goethiana zu lesen; es waren seltene, doch erwünschte Augenblicke, in welchen dann die angeborene und angezogene Liebenswürdigkeit und Gutmüthigkeit der Salondame zu voller Geltung kam. Auch mit Frau von St. Aulaire und ihren Töchtern machte ich als obligater Begleiter einen Ausflug in das winterliche Versailles, wo die Grossmutter von Herrn du Roure eine bescheidene Wohnung in einem Schlossflügel innehatte. Dies war noch gleichsam ein Ueberbleibsel der vor mehr als dreissig Jahren genossenen Hofprivilegien. Ich weiss nicht mehr, in welcher Eigenschaft die alte Marquise bei einer Persönlichkeit der königlichen Familie eine Ehrenstelle versehen; genug sie schien an diesem *pied à terre* zu halten, obgleich die Erinnerungen mit einem tragischen Beischmack versetzt sein mussten.

Schloss und Prachtgärten von Versailles und beide Trianons übten immerfort eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf mich, nie ermangelte ich, Elsässer Freunde an die geschichtlichen Lokalitäten zu begleiten und gönnte mir mehrmals das Vergnügen, die Wasserkünste an betreffenden Feiertagen zu begaffen. Louis XIV. Regierung und seiner beiden Nachfolger wird erst durch Versailles in volles Licht gesetzt. Es sind darin Abschnitte von unwiderstehlicher Plastizität. Das kleine Trianon, der Weiher, seine lieblichen Baumgruppen, die architektonischen Spielereien bilden die Unterlage zu einem Theil der Geschichte Marie Antoinettes. Mit welchen Gefühlen mochte Helene von Orleans diesen Bezirk betreten und vielleicht in banger Vorahnung vor der tragischen Zukunft, die ihrer wartete, zurückleben.

Der schöne frühzeitige Maimond 1825 war herangekommen, die Zeit der Abreise in die Schweiz und nach Italien nahte. Ich sollte, ein erwünschtes Loos, bei der Gräfin mit ihren Töchtern auf drei Sommermonate hinaus in Zürich meine Lehrerstelle versehen, der Vater während dieses Interims mit dem Sohne allein sich befassen. In den ersten Junitagen reiste ich mit dem Courier de la malle zu flüchtigem Besuch meiner Eltern nach Strassburg. In Basel sollte ich mit der weiblichen Reisegesellschaft an bestimmtem Tage zusammentreffen. Meine kurze Abwesenheit hatte schon bedeutende Veränderungen im Personal meiner näheren Kreise zuwege gebracht. Im Vaterhause zeigten sich die ersten Spuren des herannahenden Alters, und mein jüngerer Bruder Gustav, für seine nächste Zukunft besorgt, theilte mir unwillkürlich seine Beängstigung mit. In den Häusern Renouard de Bussierres und de Coehorn war alles in freudiger, vielgeschäftiger Aufregung. Die zweitälteste Tochter der letzteren Familie, Mélanie de Coehorn, stand auf dem Punkte, sich mit dem zweitältesten Sohne de Bussierre zu verbinden. Alfred de Bussierre, im gleichen Alter, sogar etwas jünger als seine Braut, hatte seit einigen Jahren eine tiefernste Leidenschaft für die anziehende Generalstochter gefasst, einige Zeit bekämpft, dann aber mit unwiderstehlicher Ueberredungskunst seinen Eltern erklärt, er könne sich dieser ersten Jugendliebe nicht entziehen und würde nie eine andere Heirath eingehen. Sein fester männlicher Wille drang durch. Er hatte kaum seine Majorität erreicht, doch frühzeitig in die Bankgeschäfte des grossmütterlichen Hauses Franck eingeführt, versah er bereits einen Theil der vollgewichtigen Obliegenheiten. Ich nahm aufrichtigen und herzlichen Antheil an der bevorstehenden Allianz.

Madame Mathieu de Faviers war zu der naheliegenden Ceremonie herbeigekommen; ihr Nefte Alfred de Bussierre lag ihr am Herzen. Sie verhehlte kaum, dass sie eine glänzende finanzielle Partie für ihn gewünscht. Meine Befürwortung der gegenwärtigen glücklichen Verbindung, meine Verurtheilung der Konvenienzheirathen liess sie nicht gelten. Bei ihr, auf einem Landgute in der Ruprechtsau, wo sie temporäres Absteigequartier genommen, traf ich den eleganten Baron Edmond de Bussierre, einen Vetter des Bräutigams, der unter Ludwig Philipp, mit welchem, so hiess es, ihm verwandtschaftliche Bande gemein waren, eine glänzende Carrière in der höheren Diplomatie durchlief. Edmond de Coehorn, der unterdessen ebenfalls, doch in bescheideneren Verhältnissen dieselbe Laufbahn betreten, war ebenfalls gegenwärtig. Freunde und Bekannte beneideten mich um die Lustreise, an deren Eintritt ich stand; eine Volltour nach Italien galt damals noch für eine nicht hoch genug

anzuschlagende Glücksparthie. Bei näherer Beleuchtung und Erkenntniss meiner Lage wäre die Beglückwünschung ruhiger und mässiger ausgefallen. Schützenberger versuchte sich als Advokat in seinen ersten Vertheidigungsreden; er sollte nicht lange im Dunkeln bleiben und durch eine mit Vermögen gesegnete Frau seiner modesten Laufbahn eine festere Basis geben. Bei Verny, auf meiner Durchreise in Colmar, ward mir eine ganz entgegengesetzte Mittheilung; er hatte bereits insgeheim den Entschluss gefasst, die Carrière seines Vaters zu verlassen und sich der Theologie zu widmen. Da er mir die eigentlichen Beweggründe dieser totalen Metamorphose nicht angab, konnte ich ihm nur mein Befremden bezeugen, und musste vorerst auf Fakten, über die ich kein Urtheil hatte, zurückgreifen. Dieses Durch-eilen Colmars war in jeder Hinsicht moralisch und materiell erschütternd; ich hatte meinen jungen Bruder bis dorthin mitgeführt, trennte mich schmerzlich von ihm, von Verny und Spenle nach kaum halbtägigem Verweilen und bestieg 9 Uhr Nachts, den 13. Juni, die Diligence von Basel. Es war schon eine sommerliche Gluthhitze eingetreten. Der Einfluss der ersten Tagshälfte, die Aufregung des Abschieds verfolgte mich in das Kabriolet des öffentlichen Wagens, und die gefährliche Morgenkühle, der ich mich unbedachtsam aussetzte, verschlimmerte mein Unwohlsein, wie mir denn von jeher die Reiseegenüsse durch solche Incidenzen vergällt wurden. In Mülhausen hatte ich den anbrechenden Tag, den heilbringenden begrüsst. Sollte ich doch in wenigen Stunden mit Wesen zusammentreffen, die ich verehrte und liebte, mit all der Uneigennützigkeit einer naiven, deutschen, jugendlichen Anhänglichkeit liebte. Ich war mir unbewusst an dem Scheidepunkt angelangt, an dem ich meine bisherigen Empfindungen analysirend zum beschämenden Selbstgeständniss gelangen musste, dass in meinen ausklingenden Jünglingsjahren dieses Hinträumen nicht mehr gestattet sei und dass ich zu einer strengen Theilung zwischen Pflicht und Neigung schreiten müsste. Dieser innere Selbstmord sollte mir erleichtert werden, denn jedesmal, wenn ich mich dem natürlichen Hang meiner Gefühle, meiner Selbsttäuschung, meines Traumlebens hingab, wurde ich durch ein herbes oder pikantes Wort, durch einen äussern Umstand an die Realität erinnert und unsanft aus dem Träumen aufgerüttelt.

An einem Tage und einer Nacht hatte ich nun den grössten Theil der heimathlichen Ebene durchzogen, nur mit der einzigen fixen Idee im Hirne: in Basel triffst du deine zweite Familie. Die Berge von Kinzheim, die lange Reihe der Burgruinen, die Kirchthürme der bekannten Dörfer, die Schlettstadter und Colmarer Strassen und Plätze, die Kathedrale und Abteien lagen

rechts und links an meiner Strasse; ich warf sehnsüchtige Blicke nach den lieben Wahrzeichen, doch voran musste ich, wollte ich nur mit dem einen Gedanken: Zu Basel, welche Vergütung für diesen unwillkommenen Gast! Und nun, als ich durch die wohlbekanntte Pappelallee von St. Louis gegen die Schweizerstadt hinzog, im Widerschein der schon glühenden Morgensonne, die pittoresken Schwarzwaldthäler und die länglichen Jurarücken begrüßte und im Gasthofs der drei Könige anlangte, wird mir statt des ersehnten Empfanges und Wiedersehens ein Brief eingehändigt: vor einer geraumen Stunde war die weibliche Karawane wieder abgezogen gen Zürich. Wie vom Donner blieb ich gerührt, las den Brief wohl drei bis viermal und ergab mich zuletzt in mein vereinzelttes Nacheilen.

Die von dem Jahren 1810 und 1819 wohl in Erinnerung gebliebenen Lokalitäten besah ich in Hast und ging über die Rheinbrücke nach Kleinbasel in ein erfrischendes Bad. Ein Hauderer war auf dem Punkte, mit einem Fabrikanten und seiner Frau aus der Umgebung Zürichs abzufahren, ich belegte einen Platz und fort gings wieder in die glühende Hitze. Verfrühte Hundstage lagerten über dem Lande; mein Reisegefährte, ein robuster Schweizer, war einer Ohnmacht nahe; seine um ihn besorgte Gattin war durch die gemeinschaftliche Noth zu improvisiertem Zutrauen beinah gedrungen; dieser Umstand kürzte die gewöhnlichen Präliminarien einer neu anzuknüpfenden Bekanntschaft. In Rheinweiler erfuhr ich von einer behäbigen Wittwe, dass die Gräfin vor kaum 4 oder 5 Stunden gegenwärtig gewesen, wie in Basel auf dem Balkon des Drei Königshötel hatten sich die Mädchen des grünen Rheinstroms gefreut, ihn jubelnd begrüßt. Ein Wagen mit sechs weiblichen Insassen vollgepfropft und einem polnischen Diener auf dem Kutschersitze, fiel überall in die Augen. Mich fesselten Strom und die ganze Umgebung, die ich nicht in diesem Grade anziehend und mannigfaltig erwartet. Das römische Augst mit seinen hinter Laub und Schilf kaum angedeuteten Ueberresten aus der Vorzeit hatte ich in der Tiefe liegend gesehen und mir wohl im Stillen ein Gelübde abgenommen, auch dorthin einmal abzulenken. Die Fahrt nahm ich geduldig hin; denn die Gluthatmosphäre wurde mir erträglich durch den Hinblick auf die Schwarzwälder Berge und Thäler zu unseren Linken, auf das in einem Winkel am Rheine gelagerte Säkingen, das wir von der Herberge zu Stein herab überschauten. Erinnerungen an Ozaneaux und Verny, die auf einer Schweizerreise dort bei einem Zögling des Colmarer Collège ihre erste Station aufgeschlagen, tauchten auf; doch von einem «Trompeter von Säkingen» konnte damals keine Rede sein. Die unabweisliche Geschichte aber kam zu



vollem Rechte, als bei wieder aufgenommenener Fahrt den Boetzberg hinauf rechts das Schloss von Habsburg hinter Tannensäldern sich zeigte. Bei der Einfahrt durchs finstre Thor in das Städtchen Brugg fielen mir unwillkürlich die Verse Schillers ein: «Bei Brugg fiel König Albrecht.» Es war Abend geworden, die Pferde des Hauderers hatten noch mehr als wir Ruhe von Nöthen; ohne das Nachessen abzuwarten, begab ich mich ins einladende Bett eines höchst freundlichen Gasthofs, konnte es aber bei der krankhaften Aufregung kaum zum Schlafen bringen. Es lag übrigens Ermüdung und Abspannung auf allen Gesichtern; ein honetter Fusswanderer, der von St. Blasien herübergekommen war und um Nachtquartier bat, führte dieselbe Klage. Mit seltener Klarheit sind mir Land und Leute, alle einzelnen Szenen dieser anderthalbtägigen Miethskutschen-Tour gegenwärtig geblieben. Die Treuherzigkeit meines Schweizergefährten liess ebenfalls unverwischbare Spuren zurück, und ich bereute es, ihm den halbweg versprochenen Besuch nicht eingehalten zu haben. Es war ein vielgereister Mann, dem ich aber seine Lobeserhebungen von Wien nicht gelten liess und mit meinem damaligen Pariser Enthusiasmus zu Boden schlug.

Wir besahen bei frühem Morgen das hart an der vorbeiführenden Strasse gelegene Königsfelden, wo die Ueberreste des ermordeten Habsburgers und seiner grausamen Tochter, der Ungarischen Königin Agnes in vernachlässigten, von altem Mobiliar und Ackergeräthe vollgepfropften Räumen vorgezeigt wurden. Noch am Ende desselben Sommers konnte ich zu wiederholtem Male desselben Anblicks theilhaftig werden und mir die damals geringe archäologische Pietät kaum erklären.

In Baden hatte ich den Vorgenuss eines längeren, drei Monate spätern Aufenthalts im traulichen Thale an der Limmat. In den Wagen wurden leider noch zwei neue Schweizer Passagiere aufgenommen, wovon der eine, in einer Badewanne sich verspätend, ungebührlich lange auf sich warten liess und den etwas derben Spott über seine Verzögerung von seinen Kompatrioten erdulden musste. Man fragte ihn cynisch, ob er mit den Badedienerinnen zufrieden gestellt, was mir, wo nicht über die Sittenreinheit der Schweizer, doch über die Redefreiheit einigermaßen neue Begriffe beibrachte. Der eine der neu Aufgenommenen erwies sich als ein zum gelehrten Corpus gehöriger Dialektiker, ein schon etwas älterer Mann, der meinem Optimismus über die Selbstbestimmung und den freien Willen des Menschen etwas herbe Schläge versetzte. Ich unterliess es, ihn um seine Adresse zu bitten. Die Strasse im breiten Thal der Limmat über Altstätten war bedeutend kühler als die bisher befahrene. Ich kam vor dem weltberühmten Gasthof

zum Schwert in Zürich restaurirt an, erkannte unter dem Thorweg den herrschaftlichen Wagen und wurde von einem Kellner berichtet: Die gnädige Frau sei gegenwärtig an der table d'hôte. Dorthin eilte ich, fand eine schon vollbesetzte Tafel und selbstverständlich frostigen, offiziellen Empfang.

Eine Wohnung war für die ganze Sommerzeit im Hause des Herrn Meister gemiethet; sie lag in einem entfernten Stadttheil, nahe bei dem Thore, das sich nach Winterthur und dem Thurgau öffnete. Auf der Rückseite mit schöner Aussicht auf Vorstadthäuser, Wiesen und die Tannenwaldungen des Zürichberges, mit der Front gegen Abend an einem offenen, im Sommer bis zur Unerträglichkeit erhitzten Platze. — Der Eigenthümer, Herr Bürkel, brachte die Sommerzeit auf einem Landhause an der Limmat zu, etwa anderthalb Stunden von der Stadt entlegen. Das Ablassen der städtischen Wohnung war eine besondere Vergünstigung, man verdankte sie der Vermittlung des Barons August von Stael, eines Freundes Herrn Heinrich Meisters.

Es war dieser mehr als achtzigjährige Greis einer der wenigen Ueberlebenden der Encyklopädisten, mit welchen er, besonders mit Diderot, Grimm und d'Alembert, in litterarischem und freundschaftlichem Verkehr gestanden. Er selber schriftstellerte, wohlverstanden in französischer Sprache, hatte nicht lange vor unserm Aufenthalt einen pittoresken Ausflug nach den Borromäischen Inseln veröffentlicht; mir war das anziehende Opuskel durch das Morgenblatt bekannt und ich erfreute den alten Herrn nach näherer Bekanntschaft nicht wenig durch meine aufrichtige Anerkennung. Seine früheren Schriften, meist sentenzartigen Inhalts, waren mir nicht zu Handen gekommen; ich lernte seitdem den geistreichen, feinen, in guter Schule gebildeten Autor schätzen. Er bewohnte als Schwiegervater Herrn Bürkels, dieselbe Behausung und stellte uns — ich sage euphemistisch uns — das heisst, der Gräfin eine reichhaltige litterarische, geschichtliche und für die Schweiz reichhaltige Bibliothek zur Verfügung. Mir kam das auf der Stelle zu gut, und bald war ich durch meine rücksichtsvolle Verehrung des in der That ehrwürdigen Herrn in vollem Genuss dieser lokalen Schätze. Mich beschenkte er nach und nach mit einzelnen confidentiellen Broschüren, die sich absonderlich auf seine Jugenderfahrungen und hygienische Vorschriften bezogen. Leider habe ich diese Erinnerungsblätter in meinen mannigfachen Umzügen verzettelt.

Bei der deutschen Züricher Jugend schien er mir als Schriftsteller in keinem grossen Ansehen zu stehen, was sich schon aus dem Gegensatz der Nationalität und der divergirenden

Ausbildung erklären lässt. Ein Züricher Theolog, dem ich von Hickel empfohlen war, und der noch mehr als einmal erwähnt werden soll, sagte mir ziemlich derb von dem lebenswürdigen Autor sprechend und mit der eigenen Schweizerintonation: «Ach ja! er schimmert immer noch.» Diesem absprechenden Urtheil konnte ich durchaus nicht beistimmen; ich war bestochen durch die Gegenwart des alten Mannes und seine unstreitig geistreich belehrende Unterhaltung. In der Literatur der kaiserlichen Epoche war er ebenfalls wohlbewandert; seine selige Freundin, Frau von Stael, vergötterte er und wusste die geheimen Beziehungen der Romane Delphine und Corinne zu erörtern. Auch die früheren deutschen Klopstockischen und Gellertschen Poesien hatte er in treuem Gedächtniss bewahrt und war mir gut, weil ich die literarischen Grössen von Zürich und der Schweiz in vollem Werthe, vielleicht darüber, gelten liess.

Herr Meister hatte sich gleich im Gasthose eingefunden und der hochangesehenen Mietherin die für sie bestimmten Räume gewiesen. Der Umzug fand bereits im Laufe des folgenden Tages statt. Ich verliess den komfortablen Gasthof ungern. Die in Paris geregelten Unterrichtsstunden wurden sofort wieder pünktlich befolgt, als ob nicht die geringste Unterbrechung stattgefunden hätte. Doch hatte ich bereits am ersten Tage, mit einem Lokalbedienten herumziehend, Zeit gefunden, meine von Hickel an mehrere seiner Universitätsfreunde, Göttinger Kumpane, mir mitgegebenen Briefe abzugeben, — an Meyer und Wyss — und mich in der pittoresken alten Stadt umzusehen. Da wurde dann Lavaters Wohnung und die Stelle bemerkt, wo der verehrte Schweizer Patriot von einem französischen Fanatiker tödlich verwundet, dann einem langwierigen Märtyrertum entgegen ging. Die baumreichen Promenaden im Innern der Stadt, auf der Katze und über der östlichen Vorstadt nahm ich gleich in Augenschein. Auch besuchte ich den Bruder eines Elsässer Fabrikanten, der vor wenigen Jahren mir in bedeutsamen, leidenschaftlichen Verhältnissen nahe gestanden, ich erkannte in des Bruders Zügen den entfremdeten Freund. Ich hatte mich dem unabhängigen Züricher Bürgersmann ohne Hintergedanken oder herbe Rückerinnerung vorgestellt, wurde gemüthlich aufgenommen, knüpfte indess nicht näher an; ich ward unverzüglich in ganz andere Kreise hinübergezogen. Ich habe den Freundesdienst, den mir Hickel leistete, nicht nur nicht vergessen, ich rufe ihm noch Dankesworte ins Grab nach, denn er brachte mich mit würdigen, ernsten Jünglingen in Verbindung: Kandidat Meyer zeigte sich, nachdem er Zutrauen in mich gefasst, wie ein langbewährter brüderlicher

Freund, indem er mich als solchen in seiner eigenen Familie, bei Verwandten und Bekannten, bei den ehemaligen Göttinger und Berliner Genossen, in näherer und fernerer Umgebung, mit unermüdeter Sorglichkeit einführte. Noch jetzt weiss ich nicht, womit ich des Ehrenmannes Neigung mir erworben. Es ist wohl eine der liebeichsten Begegnungen, die mir in meinem vielgeplagten und geprüften Leben widerfuhr; er mochte wohl errathen, dass er sie an keinen Undankbaren verschwendete und dass meine bedrängte Lage von Hause aus einer Aufmunterung und Aussicht auf künftige bessere Zeiten bedurfte.

Sein Vater, eine der Notabilitäten der Stadt, bewohnte in der damaligen östlichen Vorstadt ein komfortables Haus, mit Aussicht auf den See und einem Garten gegen Morgen gelegen. Er war zum zweitenmal verheirathet und erzählte mir, nicht ohne schmerzlichen Rückblick auf Strassburg, dass er seine gleich nach der Heirath erkrankte erste Gattin dorthin geführt und von einem Strassburger Arzte, den er zu nennen unterliess, auf eine unerhört indelicate Weise behandelt worden. Diese traurige Erfahrung mochte wohl auf das Ende des vorigen Jahrhunderts zurückgreifen. Nicht nur liess er mich, den Kompatrioten jenes Charlatans, die Erinnerung nicht entgelten, er behandelte mich beinahe mit derselben Zuvorkommenheit wie sein Sohn. Die Treuherzigkeit dieser Züricher von altem Schrot und Korn vergegenwärtigte mir die geschichtliche Zeit, als beide Städte in engem politischen Verbande zu einander standen. Es ward mir wohl, ich darf es wohl sagen, wie in einer zweiten Vaterstadt, und dazu legte dieses Anschliessen an Meyer und seine Freunde den festen Grund.

Zu den anziehendsten Bekanntschaften, die er mir vermittelte, rechne ich eine Pfarrersfamilie in Kilchberg, einem  $1\frac{1}{2}$ —2 Stunden weit höchst pittoresk gelegenen Dorfe, südwestlich von der Stadt. Der friedliche Sonntag, an welchem er mich in der einsamen Behausung einführte, ist mir unvergesslich geblieben. Ich traf dort ausser dem alternden Pastor und seiner Frau eine verwitwete Tochter, die ebenfalls schon mit einem halb erwachsenen Kinde gesegnet war, und eine zweite, wenn ich mich recht besinne, noch nicht verheirathete Tochter. Die ungeheuchelte Freundlichkeit dieser patriarchalischen Familie, das offene ungezwungene Benehmen, das anspruchslose Klavierspiel und der Gesang der Frauen mit Kandidat Meyer, wobei mir Körners, Schillers, Uhlands beliebte Lieder in die Ohren klangen, gehören in die Reihe, ich darf es wohl ohne Affektion sagen, platonischer Genüsse, die nur in solcher Umgebung und in einer viel anspruchsloseren Epoche als der unsern sich ermöglichen. Es wurde gleich bei dieser ersten Zusammenkunft eine

gemeinsame Fuss- und Wassertour auf den Rigi und an den Vierwaldstättersee besprochen und auch kurz darauf zu Wege gebracht. In später Abendstunde kehrten wir durch die hügelige Gegend, durch Tannenwälder und Obstgelände in die schon tief in Nacht gesunkene Stadt zurück.

An einem der nächsten Tage fuhr ich mit demselben Freunde über den See nach Wollishofen, dem vielversprechenden Landsitze von Wyss, traf den aber nicht zu Hause. Er sei Bräutigam, sagte mir Meyer beiläufig, wie ich denn auch beim Besuche auf Hessen's Landgute dessen Schwester mit ihrem Verlobten in einer Gartenlaube sitzen sah. Jedesmal während solcher Begegnung regte sich in mir das Schmerzgefühl meines vereinzelter Lebens mit der leidigen Voraussicht, dass ich, auf einem Irrwege verloren, keinem ähnlichen Ziel entgegenginge.

In denselben ersten Wochen meines Züricher Lebens geleitete mich der unermüdliche Freund auf den Härtler zu einem ziemlich entlegenen Wirthshause in grüner Wald- und Wiesengegend, 1 $\frac{1}{2}$  Stunden südwestlich von der Stadt. Eine ganz unverbürgte Legende verlegt dorthin in ein verfallenes Ritterschloss den Aufenthalt des Minnesängers und Liedersammlers Rüdiger von Manesse. Mich interessirte vorerst nur die Gegenwart und die reizende Gegend. Eine Züricher gemischte Primärschule beging dort einen Ferientag, vielfache Gruppen in gymnastischen Uebungen sich vergnügender Knaben tummelten sich auf dem Rasen. Auf einer Holzbank bemerkte ich einen einzelnen traurigen Schüler. Ich konnte nicht umhin, nach der Ursache mich zu erkundigen, im irrigen Glauben, es sei der Kleine irgend einer Strafe verfallen. Man bedeutete mir, er leide an Rheumatismus. Ein Mitschüler nahte inzwischen, legte theilnehmend beide Hände auf die Schultern des Halbkranken und erkundigte sich nach dessen Befinden. Die kleine, kurze Episode rührte mich; wusste ich doch aus meiner vielgeprüften Kindheit mir ähnliche Szenen zu vergegenwärtigen. Dagegen blickte unter den Mädchen im Bernerkostüm ein feines Gesichtchen hervor, das nicht unwillig die Augen der Vorübergehenden auf sich zog. Wir genossen auf dem sogenannten Walkam die Aussicht auf nahe und ferne Vorberge und liessen uns am späten Abend über die nahe Sihl an einen Wasserfall übersetzen.

Der festgesetzte Termin für die Rigireise nahte und schon war mir bang, durch meine Gegenwart Ungelegenheiten zu veranlassen. Ich theilte dem Freunde meine Befürchtung mit: da er mich indess auf näheren Spaziergängen als tüchtigen Läufer gesehen, belächelte er mich zuversichtlich.

An einem der ersten Julitage fuhr ich mit Herrn Gessner, einem Schwiegersohne des Pfarrers, nach Kilchberg, wo man



uns schon erwartete. Auf der Höhe des Albis begegneten uns zwei Brüder von Meyer; sie kehrten gerade vom Rigi zurück. Unsre Reisegesellschaft, halb in die Kutsche gepackt, zur Hälfte oder doch zum Drittel nebenher gehend, stimmte Lieder an, ich vertiefte mich im Anblick der lachenden Umgebung. Am Turler See vorbei ging es nach Näfels, wo man obligater Weise Zwinglis Schlachtschwert besah. Die ersten Durchblicke auf den romantischen Zugersee und die klassischen Bergformen des Rigi und des Pilatus übten auf mich den unaussprechlichen Zauber, welcher in diesem Rahmen den Neuling und den gebornen Schweizer gleichermaßen berückt. Für mich war es, als zög' ich durch ein paradiesisches Gessnerisches Idyllenland, um so mehr, da ich mich ohne die lästige Zuthat der Berufspflichten in der anspruchslosen Gesellschaft der Familienglieder des Pfarrers frei wie der Vogel in der Luft fühlte.

Das alterthümliche Zug und die Ufer des Sees wurden noch vor Einbruch der Nacht betreten, ich ging früh zu Bette, konnte aber zu keinem Schlafe kommen, da die männlichen Touristen nebenan bis spät in die Nacht ihre patriotischen Gesänge herunterdonnerten.

Die jenseitigen Ufer des Zugersees waren am folgenden Morgen zur Hälfte verschleiert, der Regen drohte; während der Ueberfahrt über den buchtenreichen niedlichen See musste ein Schutzdach aufgespannt und die unter sich zankenden Schiffsleute besänftigt werden. Nach der Landung in Arth begab man sich in die katholische Kirche. Und hier muss ich einen Umstand vermerken, der mir an meinen Gefährten missfiel und zum erstenmal das günstige Urtheil, das ich bis jetzt über sie gefällt, etwas herunterstimmte. Man betrug sich den Altären gegenüber etwa wie protestantische Engländer, wenn sie sich unbehelligt wissen, in italienischen Kirchen. Ich hatte nicht den Beruf, mich als Sakristan zu gebärden, aber die Intoleranz meiner Glaubensgenossen berührte mich aufs peinlichste, ich hätte ihnen eine Lektion herbeigewünscht. Ich weiss mich nicht zu besinnen, ob meine ernstere Haltung auffiel.

Auf den Trümmern des verschütteten Goldau wurde Halt gemacht in einer Kneipe und berathschlagt, ob bei dem herunterrieselnden Regen und dem Nebel, der um die Mittelhöhe des Rigis lag, man das Hinaufsteigen wagen oder direkt gegen Luzern sich wenden sollte. Das erstere wurde beschlossen, ein Hirte mit Alphorn vorausgeschickt und durch die Obstgärten am Fusse des Berges vorwärts geschritten, wobei die vollbeladenen Kirschbäume etwas erhalten mussten. Ein gegenwärtiger Eigenthümer wurde leicht befriedigt. Am sogenannten Dächli bot man uns die ersten Alpenrosen. Mich ergötzte vor

allem das Durchschreiten des Nebels und die Lichtung, die am Kapuzinerkloster bei Maria zum Schnee sich bot. Ich sammelte Alpenpflanzen für meinen Pariser Bruder; zu meiner angekündigten Herbarisation hatte mir eine theilnehmende nervenranke Schwester Meyers eine Blechkiste geliehen, die sehr bald ihrem Zweck nicht mehr genügte. Ich wünschte den Fernen leidenschaftlich und sehnsüchtig herbei. Jeder Schritt, als wir durch den Schleier der mittleren Bergzone gedungen, brachte mir eine Ueberraschung. Matthisons harmonische Verse aus seinem Alpenwanderer füllten mein Ohr :

Hier, wo die Heerde brüllend  
Zum Blumengrase geht  
Und Wohlgeruch verbreitend  
Die Bergluft milder weht — u. s. f.

Allein das Beste blieb mir noch vorbehalten. Der Rigi Staffel war erreicht und der Ausblick auf See, Berge und Thäler nicht ganz verschleiert. So schön, so grossartig, so mannigfach hatte ich in den regsten Träumen meiner Einbildungskraft das Riesengemälde mir nicht vorgestellt. Ich brach unwillkürlich in einen Schrei des Entzückens aus. «Das ist wohl Paris werth», rief mir Meyer zu, der sich an meinem kindlichen Staunen ergötzte. — «Was, Paris,» entgegnete ich — «das ist das grösste Schauspiel, das ich je genoss». Das wunderbare Wolkenpiel spann sich fort und fort ab; bald fegte der Wind die Thäler, bald verdeckte der Nebel einzelne Theile der Seen und Berge, bald raste das Gewölk stäubend und geisterhaft anstürmend den Weg herauf — ein titanenhaftes Andringen — und verhüllte den Rigistaffel. Wir mussten in die damalige einfache Herberge flüchten, temporäre Dunkelheit umgab uns. Als wir ganz im Nebelflor eingehüllt dasassen, spielte ich Schach mit einer der gegenwärtigen Frauen und erwartete ganz geduldig, der anmuthigen Partnerin gegenüber, die Wiederkehr der Sonne.

Bei der launigen Aprilsatmosphäre kam dann auch das Juligestirn wieder zum Durchbruch. Auf dem nahegelegenen Rothenstock sah ich den bizarren felsigen Vorsprung im Vierwaldstätter See, die Nase, und in unzähligen Abstufungen die dahinterliegenden Vorberge und Bergriesen, so viel es der wandelbaren Windsbraut beliebte den Schleier zu lüften. Ich ergoss mich in Dankesäusserungen gegen den Schweizerfreund, als ob er diesen Anblick für mich vorbereitet. — «Ich bin jedesmal, wenn ich hier oben gestanden», erwiderte er freundlich, «einem neuen Gemälde begegnet». In meinem exaltirten Hirne tanzten die Neugestaltungen verwirrend herum. Und nun war ja noch Rigi Kulm zu erklimmen. Der Wirth kam uns freundlich

entgegen, bei dem unsichern Wetter war das Haus nicht übermässig besetzt, und meine männlichen Begleiter waren ja oft gesehene liebe Gäste. Wir richteten uns schnell ein, und hinausging, alles was im unendlichen weiten Umkreis sichtbar, ins Auge zu fassen, womöglich zu künftigem Genuss in ein treues Gedächtniss zu prägen. Die fernern Gletscher blieben verdeckt, und dennoch wie grandios war das von Schlaglichtern hin und wieder erhellte Gesamtbild. Mehr als ein halbes Jahrhundert ist über diese meine erste Rigitour weggegangen, und in frischer Erinnerung schimmern die Wasserspiegel des Zuger, des Lowerzer, des Luzerner und Sempacher Sees, wie sie damals in dem flüchtigen Widerschein der Sonne sich zeigten, und am fernen nordwestlichen Horizont hoben die Jurassischen und Vogesischen Gebirge sich ab. Die Gesänge meiner Begleiter tönten in die Ferne hinaus, ich kletterte wonnetrunken an den Abhängen herum, im Abendroth die glühenden Rhododendrenfelder bewundernd und mich auf den Sonnenaufgang des nächsten Morgens freuend.

Die hereinbrechende Nacht vertrieb uns in das Gasthaus. Ich kam bei Tische neben einen Winterthurer Bürger zu sitzen, der einem Waldesel glich. Als er meine Herkunft erfragt, erkundigte er sich sehlichst nach einem Handelsmann Bucher, bei welchem er als Commis in Condition gestanden. Da ich ihm die Aussage gab, dass ich ihn genau kenne, dass er mir sehr nahe stehe, betrachtete mich der naive Tischnachbar nachdenklich und sagte. «Sie sind wohl sein Sohn,» und mit diesem Ausruf wollte er mich vor aller Welt in seine Arme schliessen. Ich besänftigte ihn: «Mein Vater war ein Associé von Herrn Bucher, der nach Rom übersiedelte». Nun musste ich aber die vertraulichsten Mittheilungen des guten Mannes über seine Eheverhältnisse und seine Gattenliebe mit anhören: Es fehle ihm hier oben nur eines: Die Gesellschaft seiner lieben Frau. Mir wollte es vorkommen, als hätte ihn die liebe Frau zur Reise bewogen, um ihn sich eine Zeitlang vom Halse zu schaffen. Meinen Argwohn theilte ich selbstverständlich nicht mit.

Ein dichter Nebel verhüllte des Morgens die nächsten Gegenstände, kein Alphorn tönte zum Morgenruss. Mit enttäuschten Gesichtern begegnete man sich im Esssaal; die Gäste zerstoben allesammt, wir allein harreten aus. Die vielfache Erfahrung hatte Meyer belehrt, dass eine Besserung in der Atmosphäre zu hoffen. Sie erfolgte in der That nach einigen Stunden, d. h. es zeigten sich wie am vorigen Tag häufige Risse im Morgenschleier; mir war die eisige Kälte in hohem Grad empfindlich und für einen schwächlichen Novizen meiner Sorte, der in der leichtesten Sommerkleidung heraufgekommen

und sich nicht vom Hinaustreten auf die windgefegten Abhänge abhalten liess, geradezu gefährlich. Es stellten sich bald im Laufe des Tags Beklemmungen ein, die ich aufs Beste verschwieg, die sich aber auf Stirn und bleichen Wangen abspiegelten. Von irgend einer ärztlichen Hülfe auf der einsamen Höhe war keine Rede, die damalige Abgeschlossenheit und das Nichtvorhandensein der kleinsten Hausmittel war absolut. Man schlug mir vor, aus dem Kapuzinerkloster Kamillenthee herauf zu holen. Zu dieser Auskunft verweigerte ich meine Einwilligung und vertraute auf mein gutes Gestirn.

Von diesem Regen-, Nebel- und Frosttage auf Rigikulm bleibt mir eine Szene erinnerlich, die auch nicht zu Gunsten der Frauen unsrer kleinen Bande ausfiel. Wir sassen vereinzelt im Gastzimmer; all die gestrigen Nachteinwohner der Herberge hatten sich verabschiedet, nur eine polnische Familie hielt standhaft auf dem Gipfel des Berges aus. Die elegante, vornehme Dame sass lesend in einer Ecke des häuerischen Saales; meine Freunde hatten ihre Schnupftücher zu Spielballen zusammengeknüpft, und theils aus Langeweile, theils zur Belebung im ungeheizten Raume ergötzen sie sich mit dem Zuwerfen der Ballen, vor der Nase der polnischen Dame, die sich in ihrer affektirten Ruhe nicht aufstören liess, gewiss aber von dem unhöflichen Benehmen der Schweizer und Schweizerinnen kein gutes Andenken mitnahm. Ich wenigstens war verlegen und hätte gerne die schöne Fremde um Entschuldigung gebeten. Im Fremdenbuch traf ich den Namen Graf Potocki, durch eine seltsame Verkettung von Umständen sollte mir nach einigen Jahren die Familie näher gebracht werden. Beim Mittagsimbiss, von dessen hartgekochten Fleischspeisen ich nichts oder wenig in den Mund brachte, nahm ich bei meiner Nachbarin Unterricht im Schweizerdialekt, den ich radebrechte, was mir von der gegenübersitzenden Dame ein nur halbunterdrücktes Lächeln zuzog. In ihrem jugendlichen Uebermuth glaubten die unschuldigen Zürcherinnen bei alledem nichts ungebührliches zu begehen, ländlich sittlich! Mein Fieberfrösteln trennte mich Nachmittags von dem gesellschaftlichen Vereine. Draussen hatte sich vorübergehend Schnee eingestellt. Ich suchte im Bette etwas Wärme und Schlaf.

Bei fortdauernder unstäter und eiskalter Witterung war beim Anbruch des dritten Tages die Widerstandskraft auch der Nichtinvaliden gebrochen. Man verliess den Kulm, während die Sonne vorübergehend die Gletscher im Hintergrund der grossen Landschaft vergoldete. Bei der Staffel trennte sich die Bande, ein Theil zog dem Kaltbad zu und wollte den Luzerner See befahren. Mit Herrn und Frau Gessner ging ich nach

Goldau hinunter, um auf kürzestem Wege nach dem heimathlichen Zürich zu gelangen. Meyer gab mir einige mit Bleistift gekritzelte Zeilen an einen Zuger Bekannten und eventuell zu einem dortigen Doktor mit. Ich schritt mit meinem Alpstock so ziemlich akkurat einher, es liegt in der Bergluft ein unwiderstehlicher Balsam, mit abnehmender Höhenkälte, zunehmender Milde des Thales kam mir zu meiner Fusswanderung die nöthige Kraft. In Arth verliess ich die Ehegossen Gessner und fuhr nach Cham; ich warf mich allein in einen Nachen und schiffte mit verbittertem Genuss an den wunderlieblichen Buchten der Ostseite des Sees vorüber. In Zug fand ich, doch mit bedeutendem Kostenaufwand erkaufte Pflege. Meyer's Freund bedachte mich mit getrockneten Alpenpflanzen, als ich ihm meine vollgepfropfte Kiste vorwies. Er erbot sich, mich in die Kirche zu geleiten, diesen kunsthistorischen Vorschlag musste ich zurückweisen und auf weichem Pfühle die Erkältung der Bergreise zu bekämpfen suchen.

Am folgenden Mittag nahm ich bei wieder eintretendem Giess-Regen ein geschlossenes Wägelchen und fuhr über Horgen und Thalwyl nach Zürich. Ich kam zusammengebrochen an und betrug mich elegisch. Der land- und wetterkundige Herr Meister beklagte mich aufrichtig, Frau von St. Aulaire dagegen sagte mir spöttelnd: «Machen Sie doch Gebrauch von ihrer Einbildungskraft und schreiben Sie Verse.» Das hatte ich denn mehr als sie wusste und glaubte, in den intermittirenden erträglichen Augenblicken gethan. In der Sammlung von Ludwig Lavaters Gedichten sind einige Erinnerungen stehn geblieben, sie fanden bei Ozaneaux Gnade, er übersetzte einige Strophen, und ich gestehe zu meiner Beschämung, dass dem gewöhnlichen Ausspruch zuwider der Uebersetzer wohl über das Original sich erhob.

Den Tag nach meiner Heimkehr besuchte mich Herr Gessner zuvorkommend; seine Frau war bei ihren Eltern in Kilchberg, wo auch die übrige Reisegesellschaft sich wieder einzustellen hatte, zurückgeblieben. Ich erklärte meinem Besucher, dass ich am nächsten Sonntage mich ins Pfarrhaus begeben und meine nochmalige Entschuldigung über meinen erzwungenen Rückzug und die etwa verursachte Störung anbringen würde.

Wir fuhren selbender in den Pfarrhof, der mir bereits lieb geworden, hinaus. Nun sollte ich einer Familienscene beiwohnen, wobei ich den improvisirten Vermittler spielte. Die Gessners hatten die Trennung am Kaltbad hoch aufgenommen, sie behaupteten, die ganze Bande wäre zur Rückkehr verpflichtet gewesen. Dieser rigorosen Ansicht konnte ich nun einmal nicht



beipflichten, ich brachte zwischen Schwestern und Schwager eine Aussöhnung zuwege, die mich in der Gunst der alten Pastorin hochstellte. Ihr patriarchalischer Gatte theilte mir deskriptive Verse einer vormaligen Rigibesteigung mit, Meyer hatte meine Versuche verrathen; ich möchte sehr bezweifeln, ob es lobend geschah. Es war eine korrekte, theologische Natur, und der viele Singsang über sein Vaterland mochte ihm diese Dilettantenpoesie zum Voraus verleidet haben. Ich wenigstens verschonte ihn mit fernerer Mittheilung aus meinem anwachsenden Vorrathe.

Frau von St. Aulaire sprach ebenfalls von einer bevorstehenden Rigitour. Herr Meister hatte den Plan dazu regelmässig entworfen, man fragte mich, ob ich Theil daran nehmen wolle. Wie hätte ich, der eben erfahrenen Lektion zum Trotz, solchem Vorschlag widerstanden? In der Zwischenzeit war Graf Moliens Neffe, Herr Petit de Bautel angekommen, ihm stand wie uns eine Reise nach Italien bevor. Ich machte ihn mit Zürich und Umgebung bekannt, und pflichtgemäss bekämpfte ich seine bereits überhandnehmende Hypochondrie. Das Uebel sass tief und mir fehlte die Gabe der Ueberredung. An unsrer kleinen Schweizertour nahm er willig Theil.

Wir zogen Mitte Juli ab, die Gräfin mit ihren beiden ältern Mädchen. Aus der Vogelperspektive liess sich wohl nichts Anziehenderes sehen als eine derartige Reise. In der Nähe betrachtet liess für mich wenigstens manches sich daran aussetzen. Mit der Kasse war ich beauftragt, mithin war die Oekonomie ein Ehrenpunkt; ich wusste zumal, dass die häuslichen Finanzen durchaus keine laxe Verschleuderung gestatteten. Dann stellen sich bei solch intimem Zusammenleben die Ecken der Charaktere noch viel schroffer heraus, — und die «Engel» waren schon für mich ins Fabelbuch geschrieben. Auch Herr Petit war kein Milado.

Beständige Witterung, aber dafür auch ein glühender Juli war eingetreten. In Zug, etwa um elf Uhr angelangt, lag der wolkenlose Himmel schon bleischwer auf uns allen. Ich bestellte ein bedecktes Schiff und liess vom Gasthof ein einfach komfortables Frühstück in die bedeckte Barke bringen. Allein Frau von St. Aulaire, die allen Wasserfahrten abhold, wurde auf der Stelle von Beklemmung und Migraine heimgesucht; das Uebel steigerte sich mit jedem Ruderschlag und als wir in Arth landeten, ging sie gleich gezwungen zu Bette. Herr Petit erklärte mir, er wolle allein den Rigi besteigen; ich verschaffte ihm einen Führer, und nachdem er versprochen, in der Morgenfrühe wieder zurück zu sein, liess er mich mit meiner Verantwortlichkeit allein. Die Töchter pflegten ihre

Mutter, die sich gegen Abend mit total verstörten Zügen nach einer heftigen Krisis sehen liess und sich an meinem Arme dem südlichen Seeufer entlang hinschleppte, berathend, was zu thun, was zu lassen. Ich vertröstete auf totale Besserung für den kommenden Morgen und stimmte für das Nichtaufgeben des Plans. In später Abendstunde kletterte ich, von einem Schifferknaben begleitet, an den Obstgärten von Arth und den alten Lagermauren der Oestreicher herum, die Abendsonnenstrahlen vergoldeten den See und Rigikulm, in manchen Bauernhütten hörte ich das Nachtgebet sprechen und vom Kapuzinerkloster herauf tönte die Betglocke. Ich war feierlich gestimmt. Bevor ich in die Herberge zurückkehrte, blieb ich noch eine Weile auf dem Gottesacker sitzen und betrachtete die einzeln hervortretenden Sterne, die mit wundervoller Klarheit am Nachthimmel leuchteten. Erst spät entschloss ich mich zum Eintritt in das beengende niedre Zimmer. Auf der Gräfin Seite war alles still und ruhig.

In den ersten Morgenstunden war mein leichtfüssiger Pariser schon zurück. «Nie habe ich einen Herrn so steigen, laufen und herunterstürmen sehen», sagte mir unaufgefordert der Führer.

Wir schickten uns gegen 7 Uhr zur Besteigung des herrlichen Berges an. Herr Petit war bereit, noch einmal den Weg unter die Füsse zu nehmen; er war nicht in der Thalschlucht über Goldau hinaufgestiegen, hatte von Arth aus direkt die steile Höhe erklommen. Nicht die geringste Ermüdung war an ihm bemerklich. In Goldau wurde ein Pferd für die jüngere, elfjährige Tochter Fräulein Eulalie gemiethet. In der günstigsten Atmosphäre lief alles gut von statten. Die zutraulichen Kühe, die bis an den Rand des Pfades und der Stiegen traten, belustigten die Mädchen aufs Beste, das Alphorn entzückte sie, und Fräulein Victorine, die ältere, liess sich nichts von dem romantischen Eindruck nehmen, obgleich meine Neckerei sich die Bemerkung erlaubte, es sei eine berechnete Opernexhibition.

Die Mutter verwies mir nicht mit Unrecht mein muthwilliges Zerstoren einer erlaubten Illusion. Im Wirthshaus bei «Maria zum Schnee» wurde eine kleine Erfrischung eingenommen; Freunde von Meyer, die dort schon ihre Sommerfrische zubrachten, begrüßte ich vorübergehend, erfuhr indess beim Nachhausekommen, dass mein Benehmen dem schröpfenden Wirthe gegenüber verrathen worden. Ich verbiss meinen Aerger. Bei dieser Gelegenheit lernte ich die total verschiedene Berechnung kennen, die in der Schweiz Heimischen und Fremden widerfährt. Der Spaziergang mit Meyer und Konsorten hatte sich auf eine Minimalausgabe beziffert.

Beim Betreten des Kulms bemerkte ich in der Begegnung des Wirthes mit unserm Pariser Begleiter etwas Abnormes. Herr Petit bekannte mir sofort, dass er sich mit dem «Banditen» überworfen, weil er für die Nachtruhe in einem schlechten Zimmer und die nicht genossene Kost eine ganz ungebührliche Rechnung sich erlaubt. Die noch übrige Zeit vor dem Nachtessen brachten wir auf der freistehenden Bank am Wirthshause zu. In unsrer Gegenwart entspann sich ein heftiger theologischer Streit zwischen einem katholischen und einem reformirten Geistlichen, beide ihrer Aussprache nach Schweizer; im Ausdruck ihrer Gesichtszüge lag ein konfessioneller Hass, der recht sehr mit der feierlichen Ruhe der Abendstunde auf dem Kulm und dem langsamen Verglühen der Sonne auf den Gletschern und Schneefeldern kontrastirte. So einsam der Kulm vor einigen Wochen, so bevölkert zeigte er sich diesmal, und ein unaufhörlicher Lärm ankommender Gäste störte die Nachtruhe. Petit de Bautel und ich verweilten in derselben Stube, von südlichen Flöhen heimgesucht und unter guten und schlechten Witzen bis zur ersten Morgendämmerung die Zeit verplaudernd. Der vielgeschilderte Sonnenaufgang mochte wohl einer der splendidesten des ganzen Sommers sein. Im Anschauen verloren stand die ganze aus allen Ecken der Schweiz und der benachbarten Länder zusammengeströmte Touristenmasse. Der zauberhafte Anblick war durch ermüdendes Bergsteigen und schlaflose Nacht erkaufte, aber der Genuss, sollte ich denken, grösser als er es heutzutage sein mag, nachdem zwei irrationelle Eisenbahnen den prachtvollen Gipfel zum Gemeingut und Gemeinplätze heruntergedrückt. Mein Ausspruch erscheint vielleicht paradoxal; ich wage es, für dessen Richtigkeit bei all denen einzustehn, die eine Alpenreise noch nicht zu einer vulgären Modesache gestempelt. Einen partiellen Beweis für meine Behauptung liefern bereits die allseitig auf bekannten und bis dato ignorirten oder unzugänglichen Berggipfeln aufgebauten oder extemporirten Wirthsbäuser und Zufluchtsstätten. Die Solennität grosser Naturphänomene verträgt sich nicht mit dem Zusammengaffen von Modepuppen, in der Alpenwelt mehr als in der Literatur entwerthet die Vulgarisation.

Um die Mittagszeit verliessen wir den Kulm: Schwyz blieb für diesen Tag der Zielpunkt. Auf einem schmalen Seitenpfade, etwa oberhalb von Lowerz, in einem Tannenwald verlor Victorine das Gleichgewicht und fing an den Berg hinunter zu kollern. Petit und ich erfassten sie noch beim Kopf und Hals. Die Mutter mit der zweiten Tochter und dem Führer war um mehrere Schritte voraus und erfuhr den Zufall erst, als alles vorüber. Ich war einen Augenblick im wörtlichsten Sinne vom Schrecken

gelähmt, und als wir Lowerz erreicht, bat ich um Erlaubniss, mit einem kleinen Retournachen über den See zu schiffen, wozu ich die Gräfin bei ihrer Wasserscheu nicht bestimmen konnte.

Im Nachen sass ein *medicinae doctor* von Schwyz mit einer jugendlichen Frauensperson, die weder seine Frau noch seine Tochter zu sein schien, er gab mir das unerfreuliche Schauspiel grosser Vertraulichkeit, ein neues Kapitel zu den Sitten Helvetiens. An der Insel im Lowerzersee landeten wir auf einige Augenblicke. Ich besah die armselige Wohnung des Webers, der sich dort zwischen dem wilden Gebüsch angesiedelt und über dieser morschen feuchten Gebäulichkeit die Ruine des Schwanauerschlosses. Wäre ich frei und unabhängig gewesen, ich hätte wie etwas später auf der Ufenau die absurde Idee ausgeführt, mich dort eine unbestimmte Zeit lang verborgen zu halten, mich in träumerischem Nichtsthun auf dem Wasser herumzutreiben und die nahen Bergzüge einzeln zu besteigen. Die trüben Fluthen des Lowerzersees, noch vom Goldauerbergsturz her mit den feinsten Erdschichten und Geröllen versetzt, boten eher einen unheimlichen Anblick, aber ich hatte in jener Zeit nun einmal die Monomanie der Vereinzlung. Die Realisirung meines Wunsches hätte wahrscheinlich bald durch das Unbequeme und vermuthlich durch die lokale Unreinlichkeit mich bald wieder ins Weite getrieben, und die gewinnsüchtige Intoleranz der Wirthe der Nachbarschaft hätte der Gastfreundschaft des armen Webers bald ein Ziel gesetzt.

An der südlichen Seespitze erwartete ich die mühsam im Sonnenbrande sich hinschleppenden Spaziergänger. Wir kamen alle geröstet nach Schwyz. Auf einer Wiese, unter Obstbäumen gelagert, wickelte sich zwischen der gnädigen Frau und unserm Pariser eine religiöse Diskussion ab, die mir klar bewies, wie wenig Herr Bautel in seinen künftigen Lebensnöthen auf den Sakkurs seiner Kirche bauen könne. Mich interessirte das Gespräch überdies viel weniger als die originellen Mythenberge und das gesegnete Thal von Schwyz mit seinen Wiesen und Obstgärten. Es ging die ganze Gesellschaft früh zu Bette; ich besuchte im verklärenden Mondschein und bei eintretender Nachtkühle wie den vorigen Abend den ganzen aromatischen Bezirk. Wie gestern entschloss ich mich ungern zur Heimkehr in die dumpfen Räume. Als ich das mit Bautel getheilte Schlafzimmer betrat und den Schlafbeseligten schnarchend fand, konnte ich meine nervös gesteigerte Ungeduld nicht überwältigen, es herrschte eine Stickluft im engen Zimmer; er lag in der Nähe des Fensters. «*De l'air,*» rief ich ihm als wahrer Störenfried zu: «*il faut donner de l'air.*» — «Was?» rief er schlaftrunken,

«Luft? es ist genug da.» Ich sah, dass ich zu keinem erwünschten Erfolg gelangte, wollte nicht in das Vorurtheil der Gefährlichkeit der Nachtluft eingreifen und zog mich in die grosse Gasthofstube zurück, wo ich mich in einem Anfall von Unmuth auf eine Holzbank ausstreckte. So fand mich ein gutwilliges Dienstmädchen und bot mir an, eine andere kühlere Kammer zur Verfügung zu stellen. Mit beiden Händen ergriff ich den Vorschlag und erwartete bei geöffneten Fenstern, das Arom der nahegelegenen Wiesen einathmend die Morgendämmerung.

Auf einem Wagen zogen wir weiter, in der Richtung von Einsiedeln, durch die pittoresken Oertlichkeiten hin, wo a. 1815 Oestreicher und Schweizer sich gegenüberstanden. Ich erlaube mir auf die bezüglichen historischen Fakten die Aufmerksamkeit zu lenken, aus der Bibliothek Herrn Meisters hatte ich mir neben anderm italienischen und deutschen Vorrath Zschokkes populäre Schweizergeschichte herbeigeht.

In Rothenthurm hielten wir einen Augenblick Rast; im Fremdenbuch des Gasthofs stand mit dem Datum . . . September 1814 Marie Louise eingeschrieben; unter ihrem kaiserlichen Namen: comte de Neipperg et Suite. Es war etwas verfrüht nach der Abdankung von Fontainebleau. Die Gräfin machte dabei kurze, aber keineswegs für die Stroh Wittwe schmeichelhafte Bemerkungen. Man vergegenwärtigte sich den Durchzug Marie Louisens zu Strassburg im Märzmonat 1810.

Mit Rothenthurm nimmt die Gegend einen andern ernsteren, einförmigeren Charakter an. Einsiedeln mit Kirche und Kloster, Dorf und Umgebung enttäuschte mich. Ich hatte grösseren architektonischen Pomp am Gotteshause und in den innern Räumen geschmackvollere Pracht erwartet. Ein Klosterdiener führte uns zu den Werkstätten und den Sehenswürdigkeiten. Die Gräfin schien ebensowenig erbaut als ich. Wir verweilten nur die unbedingt nothwendige Rastzeit in einem unreinlichen Gasthofe und fuhren über den Berg an die Südostspitze des Zürichersees. Mir war die düstere Umgebung des Wallfahrtsortes und der darauffolgenden Einöde, wo Theophrastus Paracelsus geboren, unheimlich erschienen, und ich begrüsste den Anblick des lieben Sees mit seiner magischen Umgebung wie einen alten erwünschten Freund und Bekannten. Vom Wirthshaus auf dem Etzel schickten wir das Schwyzer Wägelchen zurück, entschlossen, die Strecke, die uns noch von Zürich trennte, zu Fuss zurückzulegen. Um 6 Uhr Abends zogen wir über die lange Brücke von Rapperschwyl in das Städtchen, das wir schon vom Etzel herab mit seinem Lindenhof, mit der nahen baumreichen Ufenau und rechts mit dem verlorenen Theile des



Zürchersees willkommen geheissen. Bei der klaren, halb italienischen Atmosphäre hatten wir die ganze Ausdehnung der lieblichen Wasserfläche mit ihren vielfachen Buchten, Flecken und Dörfern bewundert, es war ein seltener Einklang in der Stimmung der Wanderer. Frau von St. Aulaire fühlte sich bereits an Zürich wie an eine zweite Heimath gekettet, es kam ihr dort eine so herzliche Liebe und Verehrung entgegen, dass ich diese Anklänge sehr wohl verstand und mir waren ja ebenfalls schon manche unverdiente Beweise von Anhänglichkeit dort zu Theil geworden. Genug, wir betraten Rapperswyl, wo die Nacht zugebracht werden sollte, in der besten Hoffnung auf gastlichen Empfang. Allein in der Herberge waren die Eigenthümer abwesend; ein williges, aber unerfahrenes, schüchternes Dienstmädchen stellte uns nur Eier und Suppe zur Verfügung und gab auf eine beinahe indiskrete Art zu verstehen, dass sie uns lieber fort wünschte. Die Gräfin war schnell entschlossen. Wir nahmen gegen meine Einsprache den staubigen Weg unter die Füsse, in der Ueberzeugung, Stäfa, das wir ja vom Etzel herab so nahe gesehn, zeitig genug zu erreichen. Die Mädchen aber waren müde und schleppten sich an ihren Alpstöcken, die uns allen den Anschein rückkehrender Pilger gaben, langsam fort. Die Nacht brach an, von Mondlicht erhellt, aber auf dem durchaus einsamen Wege doch etwas unheimlich. Bei einem einzeln gelegenen Wirthshause vor dem weitgedehnten Stäfa rieth ich Halt zu machen, die Gräfin bestand auf weiterem Fortgehen. Ich sollte bald eine nicht gewünschte Revanche erleben. An zwei Wirthshäusern wurden wir kategorisch abgewiesen, unser Auftreten war augenscheinlich nicht korrekt. Ich liess meinem unseligen Humor freien Lauf. So gelangten wir auf den sich kreuzenden Pfaden erst um 10 Uhr in ein Schifferwirthshaus am See. Dort wurden wir endlich aufgenommen. Ich hatte mich in der That unartig gezeigt, weil ich auf Elsässermanier recht zu haben glaubte und den verworfenen, freilich sehr vernünftigen Rath betonte, aber der selbstverständlich gebotenen Galanterie keine Rechnung trug. Diese Nachtscene war der Beginn einer Störung in unserm Verhältniss, ich musste in meiner fieberhaften Unruhe und in der Sorge um eine Unterkunft einige Worte ausgestossen haben, deren Sinn mir völlig entfallen, die von der Herrin treu aufbewahrt wurden.

Die Fusswanderung wurde in früher Morgenstunde fortgesetzt; aber die Ermüdung der beiden Mädchen war nicht gehoben, und in Meilen, beim Frühstück resignirte sich die Gräfin zum Miethen eines Schiffes. Die verhasste Wasserfahrt begann; die unvermeidliche Migraine stellte sich ein und eine mir unerklärliche Befürchtung der sonst so charakterfesten

Dame, das im etwas lecken Schiff hervortretende Wasser möchte so sehr überhand nehmen, dass ein Untersinken möglich werde, ja gewiss sei. Durch die Vorwürfe des vorigen Abends noch verstimmt, setzte ich mich, eine philosophische Gleichgültigkeit affektirend, auf die Vorderplätze des Kahns und besah mir die rebenbekränzten Ufer, die niedlichen Wohnungen und rückblickend die verschwundene Ferne mit ihrer Alpenwelt. Da musste ich wohl bemerken, wie Herr Petit de Bautel, im verständigen Anbequemen an die Wasserfurcht und -Scheu der Gräfin, von Zeit zu Zeit einen Strohhalm in den lecken Untertheil des Schiffraums tauchte und damit den unwidersprechlichen Beweis beibrachte, die Gefahr nehme nicht zu. So landeten wir um elf Uhr in Zürich. Ich sollte während unserm ferneren Aufenthalt keine Fuss- und Wassertour mehr mit der Gräfin vornehmen. Mit den ehemals täglichen Spaziergängen wurde beinah total abgeschnitten. Ich war in temporäre Ungnade gefallen.

Von dort ab kam ich in nähere Berührung mit Meister.

Einen Ausflug, welchen die Gräfin nach Höngg im Sinne hatte, benützte ich meinerseits zu einer Fusstour in dieselbe reizende Seegegend, die wir zusammen vor einigen Wochen durchwandert. Insel Ufenau mit Umgebung zog mich magnetisch an; Pläne, leider nur Pläne zu einem längeren Aufenthalt daselbst wie auf Schwanau verklärten meinen bereits aufgeregten Kopf; mir dort einige Erholungszeit zu gönnen, schien mir kein Hirngespinnst. Die historischen Erinnerungen an Ulrich von Hutten mochten dabei im Spiele sein, vor allem aber war es mein krankes, liebebedürftiges Herz und mein entzündliches Temperament, welche mir in der abgeschlossenen Insel eventuelle Rosenmonde vorspiegelten. Mit diesen leichtsinnigen Träumereien bestieg ich am Nachmittag des 30. Juli ein schwerfälliges Marktschiff von Stäfa, das nicht einen fremden Reisenden in sich schloss, nur eine Musterkarte von Anwohnern des östlichen Seeufers bot. Die ganze ländliche Gesellschaft nickte ein unter dem Einfluss einer Hundstagsatmosphäre, der Thermometer wies im Schatten unter dem Segeltuche 31<sup>o</sup> Reaumur. Der Höhenduft verhüllte die Ferne, ich bereute es beinahe, mich in die Gluthitze mit einer von Hause aus schlimmen Disposition zu wagen. Der Schritt war geschehen. In Meilen oder Herrlisberg wurde an einer Fischerkneipe geankert; ich erfrischte mich an lokalem sauern Gewächs. Mit anbrechendem Abend wurde in Stäfa gelandet. In der Meinung, dasselbe Wirthshaus zu betreten, wo wir vor Wochen die Nacht über geblieben, verirrte ich mich in eine andre Bauernkneipe, wollte aber den ehrlichen Gastgebern nicht den Rücken weisen und

bestellte auf 3 Uhr Morgens einen Kahn zur Mondscheinfahrt nach Ufenau und von dort nach Richterswyl am westlichen Ufer. Die erübrigten Abend- und ersten Nachtstunden verwandte ich zu einem planlosen Spaziergang in den Obstgärten und Reben des weithingestreckten Stäfa. Am Pfarrhof vorbeischreitend hörte ich dort deutliche Stimmen und erinnerte mich lebhaft, dass in diesem idyllischen Aufenthalt der Vater eines ehemaligen lieben Elsässerfreundes die Stelle eines Seelsorgers bekleidet. Auch Goethes längerer Aufenthalt im Spätjahr 1798 tauchte in meinem Gedächtniss auf. Eine falsche Scham hinderte mich, wäre es auch nur auf eine Viertelstunde gewesen, bei den dermaligen Bewohnern vorzusprechen, ich ging höher hinauf bis zu einem Punkte, wo der ganze Reben-Bezirk ausgedehnt vor mir lag. Eine wohlthätige Kühle umfing mich, der Abendwind flüsterte durch Blatt und Laub, Mondlicht zitterte auf dem Spiegel des Sees und von dort herauf schallte das Lustgeschrei der badenden Jugend. Auch diesmal entschloss ich mich unwillig zur Rückkehr in die Wirthsstube. Die Erinnerung an diese splendide Sommernacht habe ich im Eingang von Henri Farel verwerthet.

Der Schlaf blieb aus, um halb drei fing ich an, das bestellte Schiff zu erwarten und genoss wenigstens vollauf die ersehnte Mondlichtscene auf dem windstillen See und den etwas getrüben Sonnenaufgang über Alpen und Gletschern des Hintergrundes. Mit Schlag fünf Uhr betrat ich das liebe Eiland. Aus der Kapelle tönte die Morgenglocke, im thaubenetzten Grase sprang mir ein Wachthund entgegen und wenig Augenblicke darauf begegnete mir der Inselpächter, welcher berufsmässig die Glocke geläutet. Nach Huttens Grab ward vergeblich geforscht.

Mit dem Schifferknaben, der mir gefolgt, durchzog ich das liebliche Eiland, zum verwarlosten Pavillon emporsteigend, der sich damals auf dem höchsten Punkt erhob, kritzelte meinen Namen ein und prägte die herrliche Rundschau in mein Hirn und mein Herz. Es kostete mir eine Ueberwindung, von diesem Ueberblick zu scheiden und mir wiederholt zuzurufen, dass meine Pflicht in einer andern Richtung liege.

Bei dem einfachen Pächterhause bestieg ich einen fruchtbeladenen Kirschbaum. Aus dem Giebelfenster lugte neugierig ein rothwangiges Mädchen hervor, und die Treppe herab sprang, als ich die Stube betrat, ein gleichaltriges kindliches Geschöpf. Als ob der Pächter meine geheimsten sehnsüchtigen Gedanken errathen, bot er mir inständig Herberge und Versorgung an. Ich musste mit verneinender Antwort begegnen, doch liess ich durchsehen, dass meinem Wunsche gemäss ich noch einmal

im Lauf des übrigen Sommers zu längerem Verweilen zurückkehren dürfte.

Meine beiden Ruderer trieb ich an zur Ueberfahrt nach dem nahen Richterswyl und fasste vom Schiff aus noch einmal das paradiesische Gemälde ins Auge, die waldigen Ufer der Insel und die östlichen und westlichen Gelände des Sees, die halbverschleierten Alpen von Glarus. Während unser Schiff durch das etwas seichte, schilfbewachsene Wasser glitt, kam uns von Pfäffikon herüber ein andrer Nachen entgegen, mit einer ruderbewaffneten Schifferin. «Das ist die älteste Tochter des Pächters,» sagten mir meine Gesellen, «sie hat in Pfäffikon die Messe gehört.» Wir tauschten flüchtige Grüsse. Der Roman war vollständig in meinem Kopfe. Wäre ich auf der Insel auch nur auf kurze Zeit geblieben, da hätte sich selbstverständlich ein mehr oder weniger idyllisches Liebesverhältniss entsponnen, und ich hätte mich zuletzt nach langem Hin- und Herschwanken, wunden Herzens, reuevoll entfernt und vielleicht einen Stachel in unschuldiger Brust zurückgelassen. Dieses Thema variirte ich mit unzähligen Incidenzen, die sich alle zum Schluss meiner aufgedrungenen Entsagung hinneigten. Noch jetzt, nach mehr als 50 Jahren, taucht es unwiderstehlich auf. Es ist ein trauriges Geständniss, das mich psychologisch fast auf dieselbe Linie wie Jean Jacques stellen würde, wenn nicht das Facit meiner Rechnungen auf ein ganz anderes Resultat hinauslief.

In dem anmuthig gelegenen Richterswyl drängten sich Ein- und Umwohner zur Kirche. Ich durchschritt die Reihen der sonntäglichen Bevölkerung, meinen kleinen Ranzen auf der Schulter, und kam so rüstig voraneilend an die Au, das waldige kleine Vorgebirge, das Klopstock in seiner Ode vom Zürichersee gefeiert. Dies war ebenfalls eine der Lagen, die auf mich eine poetische Anziehungskraft ausübten. Ich hat einen Ackers- oder Rebmann, den ich am Eingang des Besitzthums traf, um Erlaubniss einzutreten und um seine Begleitung. Bei der Rückkehr setzte er mir auf Begehren treffliche Kirschen vor und begann mit mir ein politisches Gespräch, das mir am Ufer des Zürichersees auffallen und ein Schlaglicht auf dortige Zustände und vielleicht die nächste Zukunft werfen musste. Der Mann war nämlich oppositionell gestimmt, erging sich gegen den Druck der Züricher Herren und rühmte die Franzosenzeit.

In Thalwyl kam ich Mittags mit leise beginnendem Regenwetter an, liess mir ein frugales Mahl reichen, kleidete mich um, so viel es mein sparsamer Kleidervorrath gestattete, und stieg zum lieben Kilchberg hinauf. Dort traf ich Meyer und die gewohnte liebevolle Aufnahme. Nur wollte eine der Frauen

meine Begegnung auf der Au nicht gutheissen, ich hätte den rebellischen Bauern systematisch zurechtweisen sollen. Kaum liess man meine Entschuldigung gelten, dass ich mit den Verhältnissen ganz unbekannt. Der Abschied war treuherzig, ich ahnte nicht, dass ich zum letztenmale die liebgewordene Schwelle betrat. «Sie kommen doch bald wieder?» rief mir meine Gegnerin zu. «O noch viel mal!» — Und Adis Adis aus beiderseitigem Munde.

Mit Meyer setzte ich spät Abends über den See. Beim Nachhausekommen begrüsst mich die Gräfin lächelnd: «Ah! vous voilà rentré au bercail». Sie hätten noch länger ausbleiben können, wir fahren erst morgen nach Höngg.

Dieser folgende Tag — es war der erste August — sollte mir einigermassen verhängnissvoll werden. Meiner Usenautour wollte ich die Krone aufsetzen und in den Nachmittagsstunden den «Uto» besteigen, führte meinen Plan aus, aber kam oben angelangt in Regen und Gewitter, flüchtete mich auf die Hochwacht und komponirte im Unwetter einige Strophen, die mir noch immer als der Ausdruck einer seltenen, frohen Stimmung wohlthun; aber ich hatte die Erkältung nicht berechnet, die mir während dem sonst so ergiebigen Züricheraufenthalt Striche durch die Rechnung gemacht, und fand mich am Eingang einer selbstquälerischen Leidensperiode, die mich sogar befürchten liess, ich müsste mich lossagen von der ersehnten Reise nach Rom und Neapel.

Nach einigem Zögern glaubte ich zu einem Arzte Zuflucht nehmen zu müssen, man empfahl mir Dr. Lavater, einen Neffen des weltberühmten Physiognomisten und Märtyrers. Ich fand in ihm einen freundlichen Berather, nur gab er meiner hypochondrischen Aengstlichkeit viel zu sehr nach und überlud mich mit Arzneien, die ich gewissenhaft an- und einnahm. Frau von St. Aulaire, obgleich sie denselben nie zu Gesichte bekam, erklärte ihn für einen unehrlichen Mann, der sich über mich lustig mache, das war in der That der Fall nicht. Ich litt unendlich an nervös gesteigertem Uebel und verbrachte beinahe den ganzen Augustmond in dieser höllischen Stimmung. Spaziergänge in der näheren Umgebung, besonders in den Waldungen des Zürichbergs, den mannigfaltigen daran grenzenden Thälchen und auf den einsamen Berg- und Waldpfaden, die gegen Greifenstein führen, zerstreuten mich indess hinreichend, und wenn ich dann allzu niedergeschlagen mich in banger Sehnsucht nach Freunden und Heimath verzehrte, bot mir in Meyers liebreicher Familie sich ein Ersatz und Gegengewicht. Eine naive, wo nicht täglich, doch wöchentlich sich immer mehr kundgebende Neigung seiner trefflichen, leider sehr kränklichen



Schwester bewies mir wieder einmal, wie uneigennützig in edlen weiblichen Gemüthern Freundschaft und Liebe sich gestaltet.

Die etwa in gleichem Alter mit mir stehende Kranke bekümmerte sich um mein materielles und moralisches Wohlsein zehnmal mehr als um ihren eigenen höchst bedenklichen Zustand, welcher ihr kein langes Leben, höchstens ein mühsam gefristetes, hinsiechendes Dasein versprach. Ihre Gesichtszüge waren sehr regelmässig, aber die Jugendfrische ging ihr völlig ab; die Zeit, die sie ausserhalb ihres Bettes zubrachte, verstrich, wie ich ahnend durchsehn konnte, mit Wohlthätigkeitsbesuchen in ihrer Nachbarschaft oder im innern Haushalte. Ich traf sie fast nie allein und vermied, vielleicht mehr als sie selber, jede Gelegenheit solchen Zusammentreffens. Sie war geneigt, sich im Französischen weiter fortzubilden und ich bereit, ihr diesen Freundesdienst zu leisten, doch kam es nur einigemal zu einem Anfang dieser Uebungen. Ihr Nervensystem war in immerfort aufgeregtem Zustande und zwar so sehr, dass ich fest entschlossen, jede nähere unschuldige familiäre Berührung zu vermeiden, mich nur einmal verleiten liess, ich weiss nicht mehr wie und warum, zum Abschied die Stirne zu küssen; das liebe, arme Wesen brach wie vom Schlage gerührt vor mir zusammen und sank auf einen Lehnstuhl nieder. Es war das erste und letzte unwillkürliche Zeichen einer Erkenntlichkeit für so viel unverdientes Entgegenkommen.

Frau von St. Aulaire hatte die Kranke, ich weiss nicht mehr auf welchem Wege, kennen gelernt. Sie setzte sich eine künftige Verbindung zwischen dem armen Mädchen und mir in den Kopf. Man hatte im gräflichen Hause eigentlich nie recht gewusst, ob man mich zu den Theologen oder Juristen zu zählen habe, der Gräfin schien ein Pfarrhof für mich und für Emilie ganz eigens geschaffen, ich hatte einige Mühe, ihr beizubringen, dass ich jener Laufbahn schon seit lange her entsagt. Sie blieb, ich weiss es, noch Jahre lang mit Emilie in schriftlicher Verbindung und konnte, glaub' ich, mir nie verzeihen, dass ich ihre Idee nicht realisirt und der patronirten Züricherin nicht Hand und Herz geboten.

Es herrschte überhaupt seit der Rigireise zwischen der Gräfin und mir eine gewisse Spannung, die oft durch höchst peinliche Szenen sich Luft machte. Der 25. August 1825, mein Namenstag, blieb mir, durch eine derartige Szene gebrandmarkt, lange in tragischer Erinnerung. Frau von St. Aulaire war mit dem achtzigjährigen Herrn Meister und den Mädchen nach Richterswyl gefahren, ich hatte in einem Gespräche mit einer der Bewohnerinnen unseres Sommerasyls mich in meiner

naiven Unbefangenheit etwas scharf über meine Patronin ausgelassen, die **gütig und nachsichtig** für andere, mich dagegen **hart behandle**. Es war von meiner Seite eine **Unvorsichtigkeit**, die mir hoch **angerechnet** wurde und einen **grausamen Verweis zuzog**, weil ich durch mein Urtheil den ganzen Charakter der Gräfin in **schiefes Licht** stellen könne. Keine Entschuldigung half, ich brachte den Abend meines «Feiertags» auf der Stadt-promenade in einem wahren Paroxysmus zu.

Ein nicht **geahnter** Besuch von **herzlichen und verehrten** Strassburger Freunden drängte glücklicherweise in den ersten Tagen des Septembers den Ludwigstag in den Hintergrund. Bei meiner Nachhausekunft fand ich eine Karte von Alfred Renouard de Bussierre vor, der mit seiner jungen Frau und seiner Schwägerin, Adele von Coeborn, aus dem nördlichen Italien und der Centralschweiz zurückkehrend auf der Heimreise begriffen war. Seelenfroh eilte ich ins «Schwert», sie waren schon ermüdet zu Bette gegangen, doch am andern Morgen, einem Sonntage, stellte ich mich ihnen zur Verfügung, führte sie in den öffentlichen Gottesdienst, auf die Promenaden der Stadt und Nachmittags auf den Höckler. Es war ein Jubeltag für mich, eine Erfrischung, die sich in meinem Tagebuch durch hyperbolische Ausrufungen Luft machen konnte. So unbedingt und tief gewurzelt war damals diese Hingabe, dass spätere trostlose Erfahrungen die Neigung nie ganz ausmerzen konnten.

Auf dieser kurzen Durchreise wurden die gegenseitigen Erlebnisse seit den letzten drei Monaten besprochen. Sie, durch ihre Erzählung und Besprechung der norditalienischen Reise, des Lago Maggiore und seiner Feeninseln verdoppelten meine masslose Sehnsucht nach dem gelobten Lande. Ich schalt mich einen Thoren, nur einen Augenblick an meiner physischen Kraft gezweifelt zu haben, ich verlachte die trüben Erfahrungen des verflossenen Monats und nahm mir selber den Eid ab, gepanzert zu bleiben gegen eventuelle Misshelligkeit.

Wir trennten uns in später Abendstunde; sie reisten gegen Norden der Heimath zu, wir vorerst gegen Westen, dem Grafen und meinem Zögling entgegen, wir sollten sie in Bern treffen.

Unsere erste Station war vorläufig im aargauischen Baden, wir reisten zusammen mit der Familie Meister. Ich war in einem Zimmer an der Limmat einquartirt und benutzte die achttägige Rast zu Ausflügen in die nähere und fernere Umgebung, die in ihrer mannigfachen Lieblichkeit mich die Grösse der kaum verlassenen Seen- und Alpenlandschaften nicht vermissen liess. Ein treffliches Vademecum fand ich in dem Lokalwerke von Huss, in geschichtlicher, topographischer und balneologischer Hinsicht lässt es nichts zu wünschen übrig,

einige geschmacklose Beigaben französischer Verse und ähnlicher Allotria konnte man dabei hinnehmen. Von den Thermen hütete ich mich wohl einen Gebrauch zu machen, ich hätte mich nach erlittener Doktorei an mir selber zu versündigen geglaubt. In der Nacht ergötzte ich mich an dem Rauschen der Limmat und dem Gelispel der Nachtwinde in den dichten Baumalleen unter meinem Fenster. Es war eine Zeit erwünschter Ruhe und Erholung. Die intellektuellen Resultate des Züricher drei monatlichen Aufenthalts konnte ich rekapituliren, sie waren zwar für Italien nicht erheblich: in Sismondis gedehnter, aber gewissenhaften *Histoire de républiques italiennes* war ich nicht viel weiter als vergangenen Winter gerückt, die Bände, die ich von der Züricher Bibliothek geholt, lagen beinahe unberührt auf meinem Tische; dagegen hatte ich mich in der Schweizergeschichte und in den statistischen, topographischen Werken über alle Kantone eingehend umgesehen. Herr Meister's Bibliothek bot mir in dieser Hinsicht vieles und der ehrwürdige Greis konnte meinen «übertriebenen» Eifer für dieses Fach kaum begreifen. Er mochte kaum errathen, mit welchen Opfern ich damals mir feste, bürgerliche, modeste Stellung in irgend einem Kantone erkaufte hätte. Mit Virgils *Aeneis* hatte ich mich wieder eingehend befasst, ich vermuthete, der Graf würde mir vor allem diese Lektüre mit meinem Zögling befehlen. Meine für helvetische Geschichte erworbenen Kenntnisse liess er kaum gelten und bestritt vom kritischen Standpunkte aus Zschokkes lebhafteste Darstellung des Graubünder Aufstandes, was mich nicht verhinderte, als wir den Kanton durchzogen, an jenen legendenhaften Fabeln festzuhalten. Das Italienische hatte ich ebenfalls betrieben, in ältern und neuern Dichtern mich umgesehen, mit Ugo Foscolo, der — sei's im Vorübergehen erwähnt — in Zürich üblen Nachruf hinterlassen, in seinem *Sepolcri* und seinem *Jacobo Ortis* mich befreundet, der letztere indess schien mir, nach Werther, ungemein deklamatorisch, retrospektiv ahnte ich die Tiefe und die ungeschminkte Leidenschaft des vaterländischen Dichters.

Einen Besuch im nahen Kloster Wettingen, oberhalb Badens an der Limmat, machte ich mit der gnädigen Gräfin und Frau Zeerleder. Wir wurden von einem gefälligen, jovialen Konventbruder in die Sakristei geführt und mussten dem Auseinanderlegen einer Masse von Prälatenkleidungen und Schmuck unsere Bewunderung zollen. Frau von Zeerleder ermangelte nicht der hohen «katholischen» Abkunft der Besucherin zu erwähnen, ein Umstand, der nicht wenig zu der Höflichkeit des Klosterbewohners beitrug. Ich bemerkte, obgleich mir diese Kunstpartie damals völlig fremd, die zahlreichen Glasgemälde in

verschiedenen Theilen des Konvents. Ein zweiter Mönch, dem wir im Hofe begegneten, zeigte uns nicht die freundliche Miene seines Klosterbruders; er schien finster und hätte mich vom Eintritt in die Gemeinschaft abgeschreckt, wäre mir solche im Sinne gelegen.

Soviel mir von der näheren Umgegend von Baden erinnerlich, waren es besonders die hügeligen oder in Schluchten sich verlierenden Waldpartien, die mich anzogen. Ob in dem langen seitdem verflossenen Zeitraum sich nicht alles verändert, ob die wilden Laub- und Nadelholzgruppen nicht in zahme Parks und Promenaden umgewandelt oder gar ausgereutet worden, wüsste ich nicht zu sagen. Obgleich ich einigemal noch durch Baden zog, war es vorübergehend und eiligst, der September 1825 gewährt mir somit einen eignen ungetrübten Rückblick.

Auch einer Theatervorstellung wohnte ich dort bei, selbstverständlich einer Exhibition, die mit den Uranfängen der Kunst sich messen durfte. Es war eine herumziehende Komödiantentruppe, zu der uns Herr Meister, ich glaube in einer zugerichteten Scheune, einlud. Man gab das «Donauweibchen»; die Nixen im Bade hätten auch den erregbarsten Novizen kalt gelassen. Was mich aber seltsam rührte, war die ehrbare Frau des Theaterdirektors, die jedesmal, wenn ihre Rolle als Donauweibchen sie in die Koulissen herabliess, einen Strickstrumpf vornahm und, mir von der Seite her sichtbar, ihrer häuslichen Beschäftigung oblag. Ich musste fürchten, Skandal zu erregen, hätte ich mir beikommen lassen, die ökonomische Frau heimzusuchen. Der Mann dagegen hatte das Aussehen eines Galgenschlingels und mag aus seiner weiblichen Waare auch in der sittenreinen Schweiz Profit gezogen haben.

Ein anderer Umstand blieb mir aus diesem seltsamen Theaterabend bemerkenswert. Ich kam neben eine junge Zürcherin aus einer bürgerlichen Familie zu sitzen und erlaubte mir, eine unverfängliche Unterredung mit dem Mädchen anzuknüpfen. Da konnte ich leider augenblicklich den unendlichen Abstand in Bildung und Benehmen zwischen Emilien und dieser «Cito-yenne» einsehen. Ich war augenscheinlich vom Zufall begünstigt, der mich sogleich nach Kilchberg und an das Krankenlager einer Dulderin geführt.

Auf dem Wege nach Bern kam ich zum zweitenmal nach Königsfelden, über die geschichtlichen schlecht versorgten Ueberreste etwas ergrimmt, doppelt entzückt über die von drei Flüssen durchströmte Gegend, die ich diesmal ruhig genoss, nicht mit Fieberhast wie vor drei Monaten. In Bad Schinznach wurde gerade damals ein neues Gebäude aufgeführt. Gerne wäre ich auf Habsburg gestiegen, gerne hätte ich die Lage von Windisch

(Vindonissa) des nähern besehen; aber wie selten konnte ich über meine Persönlichkeit verfügen! In Aarau, während dem Halt im Gasthof, erfrug ich die Wohnung der Gebrüder Frey, die ich in Lausanne vor sechs Jahren gekannt, traf aber nur ihren Vater, dessen Gesicht mir lebhaft des ältesten Sohnes Züge abspiegelte. Die Söhne waren, wenn ich mich recht entsinne, in Schaffhausen; wie gerne hätte ich die ehemaligen Spaziergenossen wieder gesehen! Auch bei Zschokke klopfte ich an, der berühmte Schriftsteller war in Luzern. Ich hätte es in meiner damaligen guten Stimmung leicht gewagt, mich als mehrjährigen Verehrer seiner literarischen Thätigkeit vorzustellen. Waren mir doch seine vorzüglichsten Romane familiär und hatte ich doch in dem kaum verflossenen Sommer seine populäre Schweizergeschichte mir angeeignet. Frühere periodische Zeitschriften mit seinem Namen auf dem Titelblatt waren schon in meinem elterlichen Hause zu finden. Es hatte mich in Zürich geschmerzt, dass dem freisinnigen Manne im theologischen Studienkreis nicht die Anerkennung zu Theil wurde, auf die ich für ihn Anspruch machte.

Im wohlhabenden «Morgenthal» mussten mir die ländlichelegant gekleideten Bäuerinnen auffallen, die sich in den Strassen des Dorfes am öffentlichen Brunnen und am Wirtshause zeigten. Bei Alten schob sich der lange Felsrücken des Jura wie ein Riegel vor, der mir die weitere Aussicht in den heimatlichen Horizont verbarg. Auf einem isolierten Kegel sah ich die Feste Aarburg mit dem Städtchen am Fusse in deutlichster Nähe und im klassischen Grauholz, wo sich 1798 die Truppen der französischen Republik mit den Schweizern schlugen, erkannte ich ganz genau eine Stelle, die mir persönlich nichts Erfreuliches zur Erinnerung brachte. Vor siebthalb Jahren war ich dort nach einem heftigen Wortwechsel mit einem unverschämten, unsittlichen Reisegefährten ausgestiegen, meinen Zorn durch Vorauslaufen zu beschwichtigen. Ich setzte mich auf den Kutschenbock, den widerlichen Menschen wollte ich durchaus vermeiden.

Diesmal gestaltete sich die Ankunft zu Bern ganz anders. Frau Wittwe Zeerleder, indem sie mit Eltern und Freunden ihr verödetes Haus betrat, konnte auch in unserer Gegenwart den Schmerz, der sie überwältigte, nicht bezwingen, sie stürzte mit hervorbrechenden Thränen in ein Nebengemach, wir alle waren heftig ergriffen; die Dame, die mir selbst nicht gerade sympatisch gewesen, wurde mir hochschätzbar und verehrungswürdig.

In der komfortablen Patrizierwohnung wurde mir wie in Zürich ein guter Empfang. Ich zog es indess vor, gleich am nächstfolgenden Tag mit einer Landdiligence nach Thun zu



fahren und, soviel es einige Tage zuliessen, ein Stück des Berner Oberlandes mit hinzunehmen. Die Diligence war mit Schweizeroffizieren vollgepropft, ich bekam wenig von dem pittoresken Wege zu sehen und war froh, von der unerquicklichen Reisegesellschaft zu scheiden. Auf den frühen Morgen bestellte ich gemeinschaftlich mit einem Neuchateler Maler einen Kahn und schwelgte dann im Anschauen einer der schönsten Schweizeridyllen. Der Tag liess sich herrlich an. Morgennebel auf der Aar hatten zuerst die Ferne verschleiert, bald aber erhob sich rechts Stockhorn und Niesen und die fernere Blümlisalp in all ihrer Felsen- und Gletscherglorie, und auf dem linken Ufer folgten sich Villen, Dörfer und waldige Buchten in all' ihren unvergleichlichen Reizen. Als ich im Kahne vor der altertümlichen Schadau vorüberglitt, hatte ich nicht die allergeringste Ahnung, dass mir beschieden sei, nach 8 Jahren in dieser Umgebung schöne Ferientage hinzuleben. Nunmehr war ich ganz befangen in der Gegenwart. Der Neuchateler mit einer etwas überreifen Tochter, ebenfalls einer Porträtmalerin, erwies sich als ein ganz bequemer Schiffsgenosse; nur wollte mir nicht behagen, dass er und seine Tochter sich über Zürich, dessen Bewohner und Gewohnheiten unliebsame kritische Aeusserungen erlaubten. Zwei junge Handelsleute von Basel, die geläufig Italienisch sprachen, hatten sich bei der Abfahrt auf der Aar zu uns gesellt und suchten uns für ihre Schnelltour ins Oberland zu gewinnen. Ich war schnell bestimmbar. Die Neuenburger richteten sich gegen Brienz. In Unterseen, wo damals eine weitberühmte superbe Schifferin als Frau des beinah hässlichen Gastgebers thronte, mieteten wir ein Wägelchen nach Lauterbrunnen und Grindelwald und fuhren am Schloss Unspunnen vorbei in das Lüttschinenthal hinein. Ich glaubte durch den Aufenthalt an dem Genfer- und Zürichersee und durch die neulichen Rigireisen beinah abgestumpft zu sein für grossartige Berg- und Felsenszenen. Wie gross war mein Erstaunen, hier in neuen, womöglich noch grossartigeren phänomänalen Thalwänden meine Erwartung übertroffen, meinen Zweifel an der Originalität des Berner Oberlandes beschämt zu sehen. Auch meine zwei Schweizergefährten brachen in öftern Jubel aus. In einer einfachen Herberge an dem Scheidepunkt beider Lüttschinen liessen wir vorerst das Wägelchen zurück und durchzogen zu Fuss das Lauterbrunnenthal bis zum Staubbach, der gerade nicht reichhaltig an Wasser und in der Nachmittagsstunde ohne Iris, mir dennoch eine der wundervollsten Ansichten der Schweiz vor Auge führte. Die vor Jahren hochgeschätzten Reiseerinnerungen von Friderike Brun vergegenwärtigten sich; ich dankte retrospektiv der berühmten Reisenden,

der Freundin von Bonstetten, Mathisson und Salis, mich auf diese Genüsse vorbereitet und eingeweiht zu haben.

Vor dem Lauterbrunner Wirte, der für einen Raubritter galt, eilten wir im Hin- und Herwege vorbei, obgleich er uns mit submissen Blicke nachsah. An der Scheide der beiden Lüt-schinnen bestiegen wir wieder das offene Wägelchen und hatten im Aufwärtsfahren gegen Grindelwald überall gegen bettelnde Kinder anzukämpfen. Das Plünderungssystem war schon damals im Gange. Der Grindelwalder Gletscher-Eisportikus ward also bald besucht; vom Weiteraufklimmen konnte bei einbrechendem Abend nicht mehr die Rede sein; bei mir beeinträchtigte überdies die bedeutende Luftabkühlung und Ermüdung den Genuss des neuen Schauspieles.

Ich enthielt mich der Wirtschaftstafel, vernahm vom Bett aus das obligate Jodeln und setzte am folgenden Morgen zu Pferde die Tour gegen Rosenlani fort. Im Dorfe Grindelwald sah ich den Pfarrer in propria persona das Heu auf dem Kirchhof einheimsen und am obern Gletscher sah und hörte ich den Fall einer Lawine, ebenfalls ein obligates Schauspiel, das jedem Touristen zum voraus verkündet wird.

Meine gestrigen Reisegefährten waren mir voraus geeilt und hatten mir durch ein unterwegs geschriebenes Handbillet von meinem ferneren Voranschreiten abgeraten. Sie wollten evident einen unbequemen Kumpan, der nicht wie sie gut zu Fusse war, von sich abschieben; ich war ein grosser Thor und zürte in petto gegen ihr ganz natürliches Verfahren. So sah ich bei meiner Ankunft im niedlichen Rosenlani-Bad den Rücken der Abwärtseilenden; sie einzuholen, glaubte ich mich halbweg verpflichtet und besah mir nach frugalem Frühstück nur im Fluge die imposanten Wasserfälle (Reichenbach etc.), bis ich in Meyringen endlich das Nachjagen aufgab und die improvisierte ephemäre Freundschaft belächelte. So gross die Naturszene, so erträglich die etwas umflorte Herbstwitterung, so war dennoch der Tag eher zu den verlornen zu rechnen, mir selber hatte ich das ruhige Anschauen der Gletscher und der Wasserstürze vergällt, in wirrer Hast wie ein blasierter Engländer war ich vor all dem Herrlichen, Wundervollen vorbeigejagt, da es nur Aufschauen gekostet, nur ein momentanes Ausschnaufen, um Erinnerungen für das Leben mitzunehmen.

An den verschiedenen Stufen des Reichenbachs traf ich Touristinnen und Maler, die tausendmal vernünftiger als ich, entweder in dem Gischt sich wie in einem gesunden Kühlbad gefielen oder in ihr Skizzenbuch die ersten unbezahlbaren Eindrücke hefteten.

Die vulgäre Alleweltsstrasse von Meyringen nach Brienz

durchritt ich wie ein müder schlotternder Schneidergeselle und warf nur flüchtige Blicke auf die Wasserfälle, die links von den etwas fernen Felsenwänden herabfielen. Brienz war ein heissersehnter Ruhepunkt. Nur liess mich im reinlichen, von schmucken Dirnen bedienten Gasthof der wenig korrekte nächtliche Lärm im Hausflur nicht zum Schlafe kommen. Es fanden sich jugendliche egoistische Touristen vor, welche der anderen Gäste gänzlich vergassen und eines der zehn Gebote fast ungebührlich übertraten.

Am frühen Morgen fand sich eine zusammengewürfelte Gesellschaft in der für den Giessbach bestimmten Barke, unter den Anwesenden traf ich einen jungen Avocat stagiaire von Colmar, einen Freund von Verny, mit dem ich schnelle Bekanntschaft schloss und der mich nicht wie die Basler gleichsam abschüttelte.

Unten am Giessbach blieb ich, zurückgehalten nach dem Parforce-Ritt des vorigen Tags, und begnügte mich, die Beschreibung der Zurückkehrenden entgegenzunehmen. Die Fahrt auf dem Brienersee bot keinen andern Incidenzpunkt als die hysterischen Ausbrüche eines Novizen, der weniger von den unbestreitbaren Reizen der idyllischen und grandiosen Umgebung als von den Reizen der Gasthofdirnen sprach. In einer Bucht des Thunersees nahm er mit dem Kolmarer ein herbstliches Bad, um welches ich sie beneidete. Die Landhäuser des linken Seeufers betrachtete ich, nicht in Ferne ahnend, dass ich nach einigen Jahren schöne Sommer- und Herbsttage in diesem Gelände zubringen würde, und kam spät Abends nach Bern, einem freundlichen Ausflug entgegensehend. Der Graf und mein Zögling waren indessen noch nicht angelangt, es herrschte sogar einige Beklemmung deshalb im häuslichen Kreise. Auch die Gräfin hatte mittlerweile Thun berührt, mit ihrem greisen Verehrer, Herrn Meister, die Schadau und die Karthause besucht und sich gnädigst im Gasthof nach mir erkundigt. Nun verflossen einige Tage, an die ich freudig zurückdenke. Die Ungeduld über die verspätete Rückkehr des Familienhauptes zu beschwichtigen, wurden öffentliche Gebäude, Hospitalanstalten und selbstverständlich die Bären und die Münsterterrasse mehreremal zum Ergötzen der Mädchen besucht und eine Fahrt nach Hofwyl zu Fellenberg veranstaltet. Der geniale Gründer und Vorsteher führte die Gräfin in die Lehrsäle und Annexe des beträchtlichen Pensionats ein. Mir imponirte Fellenbergs Persönlichkeit über die Massen, sein Adlerblick, soll ich es nur gestehn, schien meine Wenigkeit zu durchbohren, und ich konnte nicht umhin, in der ganzen Anlage einen, wenn auch reduzierten Abdruck und Abglanz des grossen Pädagogiums zu

finden, welches Goethe in Wilhelm Meisters Wanderjahren geschildert. Besonders anziehend war mir der Musikunterricht in der freundlichen lichthellen Rotunde. «Es versteht sich», sagte der Führer beim Eintritt in jede Klasse, «dass man uns nicht beachtet; wir stören niemanden.» Auch die Gräfin sah ich tief ergriffen von dem natürlichen, ungezwungenen Wesen des Introdunktors, der Lehrer und der Schüler. Auch die freien herrlichen Anlagen wurden besichtigt; Herr von Fellenberg beklagte sich über den herbstlichen Dunstkreis, welcher die Fernsicht der Alpen verhinderte. Aus den Schulanstalten für die ärmeren Kinder in das grosse Empfangszimmer zurückgekehrt, erging er sich in der fasslichen Darlegung seines Erziehungssystems und setzte es in Parallele mit dem System der französischen Lyzeen. Mehrere Male betonte er seine Grundideen: er halte weniger, viel weniger auf die frühzeitige Entwicklung der Intelligenz, weniger auf das Anhäufen abstrakter Sach- und Sprachkenntniss als auf die gymnastische Sorge für den Körper und die prophylaktische Entwicklung des Charakters. Er hatte den Sohn einer Freundin der Frau von St. Aulaire herbeigerufen, man wollte sich des Wohlseins des Knaben vergewissern und der Mutter schriftliche Nachricht geben. «Sehen Sie, Frau Gräfin», sagte Fellenberg, als er den Jungen mit einem väterlichen Pfuff auf die Schulter entlassen, «sehen Sie, wir hatten aus dem sonst guten Knaben mehrere Teufel auszutreiben; aber er wird total gereinigt in seine Familie zurückkehren.» Die Prophezeihung des erfahrenen Kenners der Jugend und des Alters sollte genau in Erfüllung gehen. Er, der Sohn eines braven französischen Generals, war keine blendende Individualität, aber ein freisinniger, kerngesunder Mensch, der seinem Pädagogen in den öffentlichen Aemtern, in der höhern Verwaltung und in den Kammern alle Ehre machte. Ich lernte ihn und seine ehrenwerthe Familie später kennen und blieb dem patriarchalischen Hause in stiller Treue ergeben.

Die ganze Unterredung Fellenbergs sprühte ungesuchte Geistesfunken aus. Es war indess eher ein Monolog. Frau von St. Aulaire, einem genievollen, praktischen, keineswegs belletristischen Mann gegenüber, war sichtlich überrascht, hatte sich im ersten Augenblick nicht zurechtgefunden und sagte mir im Nachhausefahren durchaus nicht unwillig, sondern anerkennend: «*Sa conversation se passe en têtes de chapitre.*» Ich war in meinem Innern beschämt über die stumme Rolle, die ich gespielt und spielen musste. Als ich beinahe zwei Lustren später mich weniger flüchtig ihm gegenüber befand — ich hatte einen Zögling dort abzuholen — gestaltete sich das Verhältniss bedeutend anders, doch ebenfalls nicht ganz zu meinen Gunsten.

Herr von Fellenberg war ein Repräsentant der Opposition im Bernerland geworden, seine freisinnigen Ansichten harmonirten nicht mit den Prinzipien, die sich während meiner zweiten Italiener- und Römer-Reise in mir befestigt, und ich hatte die Aufrichtigkeit, das Urtheil des trefflichen Mannes über die französischen Zustände zu bekämpfen. Ich bereue mein Gebahren nicht; aber es stand geschrieben, dass ich 1825 und 1832—1833 dem grossen Pädagogen in trübem Lichte und sehr kleinem Mass erscheinen sollte.

Einen andern weniger bekannten, doch immerhin rührigen und ausgezeichneten Mann ward mir mehreremale zu sprechen gestattet. Es war Prediger Baggesen, der Sohn des berühmten deutschen und dänischen Dichters. Als enthusiastischer Verehrer des Literators fand ich bei dem Sobne herzliche Aufnahme. Der Theologe Baggesen war orthodox, mochte somit weit abweichen von den Prinzipien des Vaters, den mir Professor Gottfried Schweighäuser als leichtlebig geschildert. Widerstehn konnte er aber nicht meiner genauen Kenntniss auch einzelner Versuche und Produkte des Verfassers der «mittelmässigen» Parthenäis. Die Betrachtungen, die Baggesen auf der Münsterplattform von Strassburg anstellt, seine Beschreibung meiner Vaterstadt, hatten mich in meinen Knabenjahren bezaubert und kamen mir jetzt zu Gute. Baggesen Sohn beschenkte mich mit einem Faszikel seiner gehaltreichen Predigten, die mich vielfach an Timotheus Emmerich gemahnten. Er liess es sich nicht nehmen, ein Porträt seines gefeierten Vaters, das schon zur Uebersendung an einen fernen Freund verpackt und sorgsam eingehüllt war, mir vorzuweisen. Auch den Fortsetzer von Johann von Müllers Schweizergeschichte, Glutz von Blotzheim, entsinne ich mich in einer höchst aristokratischen Berner Abendgesellschaft gesprochen zu haben. Bei Tage lief ich viel unter den Arkaden mit einem andern Kolmarer Bekannten herum und streifte auf alle vier Seiten des Horizonts in der hügeligen, waldreichen Umgebung der Stadt; ich trug in der That ein komplettes Bild der originellen Lage von der rauschenden Aar, der Enge etc. mit mir davon und langweilte mich keineswegs bei der Verzögerung der fernern Reise. Als endlich in später Nachtstunde des vierten oder fünften Wartetages der Hausherr von dem Gasthofs herüber noch seine Familie begrüßte und die Ursache des Aufschubs durch einen höchst tragischen Vorfall bei einer nächtlichen Fahrt über die Loire in der Auvergne erklärte, erfolgte von Seiten der gastfreundlichen Berner ein dringendes Begehren um Aufschub; es wurde ebenfalls aus dringenden Gründen nicht genehmigt; der folgende Morgen traf uns auf dem Wege



nach Zürich. Von Herrn Meister, der in entgegengesetzter Richtung an den Genfersee zog, hatte ich auf der Strasse Abschied genommen. Der rüstige Greis war tief erschüttert; er hatte sich durch die beinahe viermonatliche Gegenwart einer bezaubernden Pariserin wieder in die schönsten Tage seiner Jugend und des besten Mannesalters zurückgedacht; er glaubte jetzt bestimmt zu ahnen, er werde die lieb gewordene Dame nicht mehr sehn. Mir sagte er mit innigem Händedruck: «Ich finde Sie ungemein glücklich, in solchem Kreise zu leben.» Was ich denn auch, mit sehr geringem Vorbehalt, bejahen konnte. Er schied auf immer; im folgenden Jahr war er nicht mehr unter den Lebenden.

Ich ging einem total veränderten Zustand entgegen. Das Interim hatte mich in der That verwöhnt; nicht dass ich die Tage in Müssigkeit zugebracht, doch war die Regel bei der weiblichen Umgebung nicht streng eingehalten. Der Graf hatte auf der Reise — ganz gegen meine unmassgebliche Meinung — die Maxime «nulla dies sine linea» sich und seinem Sohne als Gesetz vorgeschrieben; nur hielt er zur Lektüre eines Klassikers oder sonstigen Buches im Wagen auf der Durchfahrt durch die schönste, bedeutendste Gegend. Nicht den geringsten Einwurf hätte ich erhoben, wäre die Beschäftigung an Haltepunkten, im Gasthof an den frühesten Morgen- oder spätesten Abendstunden geboten gewesen; so aber zersplitterte sich unwillkürlich die Aufmerksamkeit des Schülers und des Lehrers, und theilweise ging die Ausnutzung der Reise selber zu Grunde. In der imposantesten Alpengegend oder auf den staubigen Strassen Italiens wurde zu gutem Anfang Virgil vorgenommen. Warum machtest du keinen Einwurf?? Weil meine Lage und mein Individuum nicht für Einwürfe sich eigneten, weil ein Einwurf als Aequivalent von Ueberdruss und Faulheit gegolten hätte, weil der gebildetste Franzose in den ersten Dekaden des laufenden Jahrhunderts im Grunde das Naturgefühl nur als etwas Angelerntes, nicht Angebornes mit sich trug. So konnte ich gleich bei unserer ersten Etappe, als ich mit Herrn von St. Aulaire entweder den beiden Wagen vorauslief oder zu Fusse nachfolgte, herausbekommen, dass er meine fast exklusive Beschäftigung mit der Schweiz während des Internats eher tadelte als belobte. Er hatte in der That volles Recht, dass ich z. B. die Kunstgeschichte nicht direkt angegriffen; mir war der eigentliche Sinn dafür noch nicht aufgegangen, und ich hatte in Zürich Winckelmann unbenützt liegen lassen. Das Italienische sprach mein Patron geläufig, mir war es noch eine Büchersprache. Er suchte vor allem den Verkehr mit Menschen und liess die Berge Berge sein; ich in meinem Traumleben, das wohl oft in

meiner Umgebung als Affektation angesehen wurde, ging mit Leib und Seele in der Natur auf. Wenn ich verstohlen zum Wagen hinausblickte und einen Bergstrom an der Seite rauschen hörte oder Wasserstürze an den Felswänden nah oder ferne im Morgen- oder Abendlichte glänzend erschienen, da wünschte ich mich zum Fusswanderer mit dem Bündel auf dem Rücken umgewandelt. Bei solcher Stimmung wird es leicht begreiflich, dass ein guter Theil des Genusses auf der Reise geschmälert wurde, bisweilen ganz verloren ging.

Wir fuhren mit Herbstwetter von Bern weg, doch heiterte sich mehreremale der Horizont auf und liess den Fernblick auf einen Theil der Gletscher-Reihe offen. Die nunmehr bekannte Gegend durchwanderte ich zum Theil mit dem Grafen zu Fusse; zum Theil blieb ich mit der Kammerzofe Augustine und der kleinen Paula im geschlossenen Wagen eingepackt. Wie bei der Hinreise nach Bern erweckte der Jura einen Anflug von Heimweh nach dem nahen Elsass. Es wurde zu Suhr in einem niedlich-reinen Wirthshaus übernachtet. Dort wie in Herzogenbuchsee zog die für Bauerndirnen kokette Kleidung meinen Blick uneigennützig auf sich.

Am folgenden Tag, einem Sonntag, ward zu Baden in einem mir fremden Gasthof Halt gemacht, drauf am rechten Ufer der Limmat nach Höngg zu Bürklis gezogen. Unterwegs ward mit Louis unsre künftige Reisebeschäftigung durch Virgil und Tassos Gerusalemme inaugurirt. In Zürich kamen wir noch ziemlich frühe in unser altes Quartier; ich konnte noch Meyer besuchen und Louis oberflächlich an den Hauptpunkten der Stadt herumführen. Man sagte mir, dass noch 36 Stunden Aufschub zur Ordnung des Reiseapparats zugegeben worden.

Die Ankunft der Familie im Meisterschen Haus hatte ein geängstetes Familienmitglied beruhigt und beglückt. Julienne, eine zwischen einer Bonne und Gouvernantin schwebende etwa dreissigjährige Angestellte, allein zu Hause geblieben, war durch den verzögerten Aufenthalt in Bern in die grösste Unruhe gerathen. Sie war mit der Familie seit zehn bis zwölf Jahren verschmolzen; mein Zögling bezeugte ihr eine unbedingte zärtliche Anhänglichkeit, und die treffliche, einfach naive Halberziehrin, mir ebenfalls herzlich ergeben, vermittelte mehr als einmal zwischen ihm und mir. Augustine, die Kammerjungfer, wenn ich nicht irre, etwas älter, war ebenfalls durch ihr Zusammenleben und vielfaches Zusammenreisen mit der Gräfin zum integrierenden Theile des Hauses umgewandelt. Es war ein Hereinragen der patriarchalischen Zeit vor der Revolution. Viel weniger angenehm und einem heterogenen Auswuchs vergleichbar schien — mir wenigstens — der Kammerdiener Thomas, ein fatter Pole,

keineswegs mit den brillanten Eigenschaften seiner Nationalität begabt. Er hatte während unsrer Sommerresidenz als Koch und Halbintendant fungirt. Ich möchte dem vermuthlich seit langen Jahren ad patres Gegangenen keinen üblen Nachruf halten, vermag aber nicht zu vergessen, dass er während den beiden italienischen Reisen (1825—26 und 1831—32) sich selber mehr als seinen Herrn pflegte und selbstverständlich den Gouverneur oder Präzeptor am wenigsten. Solches war der accessorische Bestandtheil der Karavane, die sich am 20. September 1825 in zwei Wagen, einer geschlossenen und einer offenen Kalesche, früh Morgens durch das Thal von Winterthur fortbewegte.

Ich hatte bei meiner Ankunft in Zürich Briefe von meinem Pariser Bruder Eduard, von Lebert und Verny vorgefunden, erwartete in Konstanz poste restante Nachricht von meinen betagten Eltern. Es war eine gemischte, halbfreudige, beklommene Verfassung. Der Abschied in Zürich verlief zwar leidlich; ich konnte und musste mich beruhigend äussern, doch bleiben solche Momente immer fatal und lassen eine mehr oder minder tiefe Narbe zurück.

Bereits unter dem Thore von Zürich entspann sich eine widerwärtige Diskussion zwischen dem Grafen und den Schweizer Hauderern, die bis nach Bellinzona über den Bernhardin gemiethet waren. Im Kontrakte war nicht bestimmt, wem das Wegegeld zu bezahlen obliege, der Herrschaft oder den Kutschern. Also kaum einige hundert Schritte von unserer lieben temporären Wohnung entfernt, am Zollbureau, bot sich der Anlass. Mit Recht war Herr von St. Aulaire empört über die prellerische Forderung des schweizerischen Vetturins. Da sich dieser letztere schwerfällig im Französischen ausdrückte, rief mich der Graf zu Hülfe; ich wüsste in der That nicht mehr, welche Entscheidung oder welches Uebereinkommen getroffen ward: ich warf den Geldgierigen ihre evidente Unredlichkeit vor und brachte es, glaub ich, zu einer Theilung der Spesen. Die Strafe folgte für die betheiligten Forderer auf dem Fusse nach. Sie hatten zuversichtlich gehofft, in Bellinzona für ihre Retour gemiethet zu werden, und mussten dort leer ausgehn.

Die Vertheilung der Reisenden in beiden Wagen wechselte beständig; sie richtete sich nach der fragmentarischen Beschäftigung meines Zöglings und seiner Schwestern, nach den Launen der Witterung und den Bestimmungen der Eltern. Es fiel mir oft zu, mit den beiden weiblichen — ich kann nicht sagen Dienstboten und auch nicht Gesellschafterinnen — in der Kalesche mich zu befinden und bei mehreren Gelegenheiten die wenig komfortable Verfassung der etwas veralteten, morschen

Kalesche zu erproben. Mir war es, auch bei ungünstigem Wetter, ein erwünschter Aufenthalt der Umschau wegen; nur sollte ich für diese Vorliebe mehr als einmal Einstand bezahlen.

Im Herbstnebel hatten wir Zürich verlassen, vom beinahe zur Heimath gewordenen See konnte ich keinen Abschied nehmen. Ueber dem Thale, welches die Töss bewässert, erheiterte sich der Himmel; ich erwartete keine Ueberraschung, umsomehr befriedigte mich dies fruchtbare Ackerland und die Wiesen. In Winterthur, das sich von Ferne mit Pappelalleen ankündigte, hätte ich gerne Briefe abgegeben, die mir noch Hickel in Paris zugestellt, gerne hätte ich Hegel, dem Verfasser der «Molkenkur» und der «Bergreise», meine Aufwartung gemacht, so blieb mir nur von Menschenkindern die Erinnerung an eine Reihe von Ladendienern, die uns durch ihre Boutiken heraus angafften.

In Frauenfeld besuchten wir Rathhaus, Promenade und einen Römerthurm, der auf einer Hühnerleiter bestiegen, von oben herab eine liebliche Fernsicht über kleine Rebhügel, Wiesen, Bleichen und ein Kapuzinerkloster gewährte. Nach den grossen Bergszenen der Central-Schweiz fand ich im Anblick des fruchtbar anmuthigen Thurgaus einen Ruhepunkt, etwas Besänftigendes. Die Sonne ging unter, als wir uns dem Zellersee naheten; unter dichten überhangenden Obstbäumen, deren Früchte, Aepfel und Birnen, oft durch Berührung der Wagen zu unsern Füssen herabfielen, zogen wir bei Mondlicht an der silberhellen Fluth hin.

Bei Steckborn, auf einer Anhöhe, trennten wir uns, d. h. Louis, seine frühere Erzieherin und ich, von der Familie und gingen zu Fuss nach dem Dorfe Ermatingen. Graf St. Aulaire wollte der ehemaligen Königin von Holland, Hortensia Gräfin von St. Leu, seine Aufwartung im Schloss Arenenberg machen und nicht in später Abendstunde alle seine Angehörigen vorführen, ehe er wusste, ob in dem besagten Schloss Unterkunft für alle bereit sei. Kaum waren wir etwa zwei Stunden in der Fuhrmannsherberge von Ermatingen angelangt, als ein Bote von dem herrschaftlichen Sitze herabkam und uns dorthin einlud. Wir waren alle schon bereit, uns den schändlich unheimlichen Federbetten anzuvertrauen und fanden es bequemer, überzeugt, dass man uns nicht vermessen würde, in der stark vorgerückten Nachtstunde an unsrer Stelle zu bleiben. Ganz gegen meine Erwartung erklärte mir auch Louis de St. Aulaire, dass er es vorziehe, mit mir einen Theil des nachfolgenden Tags in Konstanz zu verbringen, da ja der mündlichen Einladung von Arenenberg kein Billet seines Vaters beiläge. Ich glaubte ebenfalls oder wollte an ein Missverständniss glauben. Es lag mir daran,

die welthistorische Stadt Konstanz, die mir durch die Geschichte des Konzils (in *Sismond's Républiques italiennes*) und durch frühere Gymnasialerinnerungen an Huss werth geworden, genau zu besichtigen. Der Prunk des fürstlichen Arenenberg wirkte eher abschreckend auf mich in meiner angeborenen Schüchternheit.

Ein morsches Bauernwägelchen hatte uns in früher Morgenstunde durch Herbstnebel in die alterthümlichen Konstanzer Strassen gebracht; gewissenhaft führte ich Louis in den merkwürdigen Konziliumssaal mit der Wachsfigur des Märtyrers und an den angeblichen Ort, wo der Scheiterhaufen ihn verzehrte. Auch die übrigen Lokalitäten, das Münster, die gedeckte Brücke, wurden besichtigt; auf mich übte die breite Wasserfläche des Sees die bewährte Anziehungskraft. Wir waren in den unansehnlichen Gasthof zurückgekehrt und standen nach aufgehobener *table d'hôte* unter dem Thorweg, als Prinz Louis Napoléon in vollem Galopp herangesprengt kam, mit eleganter Leichtigkeit sich vom Pferde schwang und meinen Zögling begrüßte: «*Vous êtes le fils de Mr de St. Aulaire?*» Nun folgte die obligate Vorstellung und wiederholte Einladung nach Arenenberg. Wenig Minuten darauf kamen ebenfalls die Herrschaften in zwei Wagen angefahren, die Gräfin von St. Leu machte ihren Gästen die *Honneurs* der Stadt. Es war immer noch die schöne, stattliche Dame, die vor anderthalb Dezennien die grösste Zierde des Napoleonischen Hofes gewesen.

Die graziöse Einladung, die sie an den noch knabenhaften Sohn ihres Verehrers vom offenen Wagen herab ergehen liess und für meine Wenigkeit wiederholte, benahm in einem Augenblick meiner Scheu das Beklemmende durch die erste Ueerraschung. Die gute Julienne, die wir diesen Tag auf ihr dringendes Verlangen mit uns durch geschichtliche Szenen geschleppt, die ihr wildfremd waren und blieben, hatte sich beschämt und schüchtern hinter uns gestellt. Mit der ihm natürlichen *desinvolture* rief sie Graf St. Aulaire herbei und sagte seiner hohen Gönnerin und Freundin: «*voici la bonne, que mon fils a toujours beaucoup aimée.*» Auch für diese hübsche Dienerin hatte die wahrhaft fürstliche Frau ein anmuthiges, seelengewinnendes Lächeln.

Wir trollten, halb zu Fuss, halb in dem unscheinbaren Karren, nach Ermatingen und wurden von der hohen Gesellschaft auf einer Rebenanhöhe überholt. Als wir beide zu Fuss auf dem Schloss anlangten, hatte ich alle Mühe, den Kammerdiener Thomas zu finden und mir meinen Frack herausgeben zu lassen. Während dieser zeitraubenden Beschäftigung, die sich in einem schweizerartigen Chalet, einer Annexe des Hauptgebäudes, vollzog, kam der junge Prinz selber und entschuldigte



sich höflich, dass mir nicht auf der Stelle das Zimmer seines abwesenden Gouverneurs, Herrn Lebas, angewiesen worden.

An der glänzend besetzten Tafel kam ich neben Louis Napoleon zu sitzen; sein Benehmen war in hohem Grade korrekt, aber auch keinen Grad darüber; meine Schüchternheit war nicht einladend für ihn, irgend ein Gespräch anzuknüpfen. Es mochten etwa sechzehn geladene Gäste gegenwärtig sein, Thurgauer, worunter ich eine alte lokale Magistratsperson mit einer jungen hübschen Frau bemerkte. Das Gespräch wurde hauptsächlich zwischen der Eigenthümerin des Schlosses und dem Grafen St. Aulaire geführt, über geschichtliche Sujets, wovon mir Maria Stuart noch vorschwebt, und dem bevorstehenden Aufenthalt in Rom. Auch die Gräfin von St. Leu wollte einen Theil des Karnevals von 1826 dort zubringen, man sollte sich dort wieder treffen. Praktische Rathschläge über die Benutzung der Reise wurden gegeben. Nach Tische begab sich die ganze Gesellschaft in die vom Mond beleuchteten Gartenanlagen und Boskette, die sich vom Schloss zum Zellersee hinunter dehnen. Ich hatte kaum Zeit gewonnen, im Salon mich nach den Bildnissen kaiserlicher Celebritäten umzusehen. Meinen Zögling und mich begleitete auf dem dämmerigen Spaziergang ein Menin des Prinzen, gesprächig über nähere und fernere Umgebung sich auslassend, die Wasserfahrten im kleinen und grösseren See, auch Reichenau und Mainau als Naturdilettant beschreibend. Den Namen des Begleiters konnte ich nicht ermitteln. War es Persigny, der damals schon, wenn ich nicht irre, mit der Familie vertraut sein mochte? Der Gräfin St. Aulaire hatte der junge Mann nicht zugesagt.

In meinem eleganten Zimmer blieb ich noch lange wach und schrieb einige Strophen, denen in Ludwig Lavaters Gedichten noch eine Seite vorbehalten blieb (1839). Es war ein ganz spontaner Ausbruch meines tiefinnersten Gefühls.

Der Spaziergang im Mondschein durch die herrlichen Baumgruppen hatte mir, wenn ich meinem Tagebuch Glauben schenken darf, ähnliche nächtliche Besuche in den Bosketten von Ittenweiler vergegenwärtigt, für mich ein Beweis des unverwüstlichen Andenkens an jene erste Jugendperiode, denn vergleichen liess sich in der That die Umgebung des elsässischen Landsitzes nicht mit dem Zauberschlosse von Arenenberg.

Mitternacht war herbeigekommen, der Herbst hatte sich angekündigt durch heftigen Wind, das Mondlicht hatte sich verhüllt, und der verflossene Abend lag wie ein kurzer Feen-  
traum.

Im Regen fuhren wir am frühen Morgen von Arenenberg ab. Der Schlossintendant hatte zum Abschied mit köstlichen

Früchten gefüllte Körbchen in beide Wagen gestellt und, wie mir der Graf sagte, hartnäckig jede Vergütung abgeschlagen. «C'est princier», fügte er hinzu, d. h. es waren noch ächt kaiserliche Traditionen im Exile vorherrschend.

Den Eindruck des Besuches in Konstanz nahm ich in voller Frische mit. Das Sehenswerthe im Konziliumssaale hatte ich mir genau verzeichnet und zwang dem Grafen durch meinen kaum verborgenen Häretiker-Enthusiasmus ein Lächeln ab.

Die Tagesatmosphäre war nicht einladend, Konstanz blieb im Nebel verhüllt. Auf beiden Seiten der Strasse Obstgärten, hinter welchen der See hin und wieder durchschimmerte, Wolken bedeckten die Ferne, es war beinah die Ansicht eines verfinsterten Meeres.

Bei Arbon heiterte sich der Himmel etwas auf; in Rorschach genoss ich, theilweis wenigstens, den Anblick der schönen Lage. Im Gasthof, den ich zwölf Jahre später in ganz andern, beinah verhängnissvollen Umständen wieder betreten sollte, fiel beim Abfahren eine etwas unangenehme Szene vor. Der Wirth hatte eine ungebührlich hohe Rechnung gestellt. Vermuthlich war er bei der zahlreichen, von Arenenberg kommenden Familie über die muthmasslichen Renten der Reisenden in Irrthum geführt und mochte sich zu hoher Forderung berechtigt glauben. Er stand abschiednehmend, chapeau bas, unter dem Thorweg. — «Sagen Sie ihm», rief mir die gnädige Frau aus dem geschlossenen Wagen herüber, «sagen Sie ihm, dass wir sehr unzufrieden sind.» Ich verdeutschte den Auftrag, vielleicht in noch herberen Ausdrücken. Der Gastwirth zeigte sich entrüstet und wir fuhren ab, nicht mit Segenswünschen zur glücklichen Reise begleitet.

Beim Mittagessen war mir die Abwesenheit Julienne's aufgefallen. Da ich allein mit der Kammerjungfer in der schlecht gegen Wind und Wetter bewahrten Kalesche blieb, fragte ich theilnehmend nach der Ursache. «Julienne ist sehr kränklich, mehr als sie selber und als die Herrschaft glaubt. Sie erreicht gewiss kein höheres Alter.» Ich glaubte nicht an die unheimliche Prophezeiung. Und doch hatte meine Reisegefährtin richtig gesehn. Die Gesundheit der Armen war schon in der Wurzel angegriffen, und ich sollte sie noch hinwelken sehn.

Die Nähe von Lindau, das aber hinter dem Wolkengürtel unsichtbar blieb — rief mir die mit dem Lausanner Baierschen Freund verlebten Tage ins Gedächtniss; es war eine wehmüthige Empfindung, die ganz zu dem eben geführten Gespräche und dem verfinsterten Horizont stimmte.

Bei Rheineck überfiel uns die Dämmerung. Von Sankt Margarethen tönte die Nachtglocke herüber. Den Rhein be-

grüsste ich durchs Nachtgrau. In Altstetten, am Fusse des Appenzellerlandes, wurde übernachtet. In demselben Zimmer, worin der Graf und sein Sohn schliefen, war mein Quartier. Mehr als einmal sollte sich dies auf der Reise wiederholen. Bevor sich Vater und Sohn zu Bette legten, verrichteten sie kniend ihr Gebet. Ich fragte sehr naiv Herrn von St. Aulaire am folgenden Tage, warum er sich dazu bequeme. Seine Antwort war in den gemessenen einfach ruhigen Ausspruch zusammengefasst: Weil der Mensch ein Doppelwesen und der Körper nur durch eine derartige tägliche Angewöhnung seine Unterwerfung unter ein höheres Gesetz und einen höhern Schutz bewähre.

Meist pflegte der Graf eine Stunde vor der Nachtruhe entweder mit Louis eine gemeinsame Lektüre oder seine eigne Korrespondenz vorzunehmen. Ich schrieb gewissenhaft an meinem Tagebuche und bat, sofern ich nicht störte, um die Erlaubniss, meine Schreiberei etwas länger fortzusetzen. — «Das steht Ihnen ganz frei,» erwiderte mit unsäglicher Liebenswürdigkeit der feine Weltmann. «Sie werden mich nicht vom Schläfe abhalten und Louis auch nicht.» Somit war unsre Uebereinkunft besiegelt; ich befliss mich indess, nicht überlästig zu werden.

Gleich nach dieser ersten Nachtruhe gab ich meinen Bett-nachbarn zu lachen. Frühmorgens vor Tagesanbruch erwachte ich mit einem heftigen Schrei. — «Was ist Ihnen?» fragte man nebenan; mein unfreiwilliges, aber ungebührliches Gebahren hatte die Morgenruhe der andern gestört. «Ein Alpdrücken,» erwiderte ich, um Entschuldigung bittend. Ich wusste nicht zu sagen, ob die Erregung der vorigen Tage sich in diesem Schmerzensschrei zusammendrängte; genug, ich wurde gefoppt und ertrug geduldig die Neckerei. Genau zwölf Jahre später, als ich im Appenzellerland verweilte und vom Stoss herab tief im Rheinthalgrunde das alterthümliche Altstetten liegen sah, vernahm ich den Angstruf wieder, ein dumpfer Glockenton aus vergangener Zeit.

Auch der nächste Tag brachte stromweise Regen. Durch einen engen Felspass und Reute, kamen wir nach Sennwald am Fusse des Kamor und Hohkasten. Auf der andern Rheinseite entschleierten sich die Alpen des Vorarlbergs und Montafuns. Mit dem Grafen entspann sich eine lebhafte Diskussion über die muthmassliche Entfernung der Berghöhen, die ich nach oft erprobter früherer Beobachtung weit entlegener angab, als mein Patron mir zugestand. Ich appellirte an vorübergehende Landbewohner, mein Ausspruch wurde bestätigt. Der Graf verzog die Miene; er war dagegen immer ironisirend froh, wenn er mich beschämen konnte.

Mit jeder Minute wechselte die Beleuchtung; beinah immer geschlossen blieb die Bergwand rechts; links, d. h. östlich, öffneten sich viele Thäler. Schloss Werdenberg, in pittoresker Lage, schaute uns entgegen; vor dem Mittagessen erklimmte ich rasch die Anhöhe, erinnerte mich an den Bauernfreund Rudolph von Werdenberg. Der Regen verscheuchte mich.

Bei Sargans thürmten sich die Berge immer höher, frischgefallener Schnee bedeckte manchen Gipfel. An der linken Thalseite zeichnete ein Regenbogen sich magisch ab und verschwand, da wir näher rückten. Ich hatte die misanthropische Impertinenz, die Erscheinung mit dem Weibe zu vergleichen, dessen Engelreich bei näherer Bekanntschaft erblasst. Dem Gedanken Worte zu leihen, hütete ich mich wohl; während dieser Tagereise hatte ich von der Gräfin eine nicht sehr angenehme Bemerkung hinzunehmen über den «leichten Sinn, mit dem ich von der Schweiz und deren weiblichen Insassen Abschied genommen».

Bereits bei Ragaz überfiel uns die Nacht, mir zum Verdruss. Die zahlreichen Burgen, die an den Bergabhängen hervortraten, hatten die Geschichte Graubündens in mir wachgerufen. Die Ironie des Grafen über meine kritiklose Annahme mancher Fakten in der Schweizer Geschichte von Zschokke that meiner Anhänglichkeit an oft halb legendenhafte Erinnerungen keinen Abbruch. In petto durfte ich mir sagen, dass mein Gegenpart andre Legenden und Mythen gelten lasse, die für mich ins Fabelreich geschrieben waren.

Die wechselnden Gemälde dieses halben Regentages sind nach dem langen Zwischenraum nicht erloschen. Die Konturen und die Schlaglichter, die auf die Bergriesen fielen, blieben mir immer gegenwärtig, ebenso die Staffage. Am öffentlichen Brunnen in Ragaz, wo sich damals noch keine Prachtgasthöfe breit machten, besorgten noch in später Abenddämmerung Frauen und Mädchen des Orts ihre Haushaltswäsche und hefteten neugierige Blicke auf die vorbeifahrenden «glücklichen» Fremden. Ihre Grüsse folgten uns nach.

Ueber der Rheinbrücke am Zollhaus spiegelte sich das Mondlicht im tobenden Fluss und zeichnete deutlich die grossen Bergmassen. Der Weg nach Chur durch Zizers führte in der Nähe der Hauptstadt Graubündens an einer Felsenreihe hin, die mir einen fabelhaften Eindruck hinterliess. Die Thore der Stadt waren schon geschlossen. Ich verliess in der zehnten Nachtstunde den Gasthof und irrte in der Vorstadt umher. Blendend schimmerte der Schnee vom Calanda herunter, auch über die andern um Chur gelegenen Berge breitete sich ein durchsichtiges Leichentuch. In frühester Morgenstunde besuchte

ich die innere alterthümliche Stadt, besah von aussen den bischöflichen Palast und die Kantonsschule, das flüchtige Durchreisen bejammern und meinen Pariser Bruder zu mir her wünschend, mich mit ihm in diesem originellen Kantone mit Musse zu erfreuen.

Durch Ems führen wir nach Reichenau, rechts der Calanda mit Felsen und Schnee, links angebaute Berge, mitten im Thal querüber oft drei bis vier parallele Hügel. Wo sich der Weg gegen Reichenau wendet, ist der Anblick hinreissend schön. Das Schloss der Planta wurde besucht. Man erinnerte sich an den Aufenthalt des jungen Herzogs von Orléans in dieser abgelegenen Lokalität; doch wurde seiner von meinen Gönnern nur mit halb hingeworfenen Worten gedacht. Ich sollte etwa sieben Jahre später noch einmal dieselbe Stätte betreten.

Zum erstenmale las ich hier an der gedeckten Zollbrücke über den schäumenden Rhein ein offizielles italienisches Plakat: *qui si paga il dazio*. «*Prosaisch*», zeichnete ich in mein Tagebuch; allein es ist in der «*Göttersprache*» geschrieben, und auch ich habe schweren Zoll entrichtet, mir die Reise nach Italien zu ermöglichen.

Seit einem halben Jahrhundert haben wohl unzählige Touristen, Naturforscher und Handelsleute die altberühmte Strasse, die *via mala* hinter Thusis betreten; es war, da wir sie durchzogen, eine neue Kunststrasse seit einem Jahr im Gang, der Eindruck muss aber für jeden empfänglichen Sinn überwältigend sein und bleiben. Ich weiss sehr wohl, dass die Ankunft auf Rigistaffel und Rigikulm mich nicht mehr ergriff als dieser so leicht ermöglichte Durchzug durch die finstre Schlucht. Das Wetter hatte sich völlig geklärt. Hoch über dem Hinterrhein zeigte sich das Schloss Rhazüns, in scheinbar unersteiglichen Lagen Raubschlösser in Ruin; über Bonaduz stand damals noch ein Galgen und mahnte an Italiens Nähe. In Tussi, am Fuss eines thurmartigen Felsenvorsprungs gelegen, war gerade ein belebter Viehmarkt. Am Eingang des Städtchens sprang mir der Graf, der wie ich dem Wagen vorausgeeilt war, mit ausgebreiteten Armen jubilierend entgegen. Diesmal war auch er von der fürchterlichen Herrlichkeit der Umgebung ergriffen und kehrte zu seiner Familie zurück, zum Beschleunigen der Durchfahrt durchs «*verlorne Loch*» und zur eventuellen Beschwichtigung der Gräfin, denn hier war über der tosenden, durch Felsen tief unter der Strasse sich zwängenden Fluth, für erregbare Nerven die Beklemmung selbstverständlich und verzeihlich. Auch mag bei stürmischem Regenwetter, wenn Gerölle an den überhangenden Steinmassen sich löst und durch die Tannen an den Felsschründen die Bergwasser sich Bahn



brechen, der Weg mit einiger Gefährlichkeit verbunden sein. Kaum sichtbar blieb ein Himmelsstreif und immer enger wards, bis eine Gallerie den Reisenden in Nacht einhüllt und mit herabsickerndem Wasser empfängt. Hinter der Gallerie führt der Weg in wenig Minuten über drei Brücken, kühn geschwungen; erst bei Zillis, wo das Schamserthal das Domletschger ablöst, wurde die Gegend wieder hell und breit und die Gletscher sahen hoch herab.

Die Kontraste häufen sich auf dieser Splügen- und Bernhardinerstrasse, in kurzen Zwischenräumen, so schon vor der Ankunft in Thusis, am Fusse des schönen Heinzenberges, der noch auf seiner obersten Höhe ein Dorf beherbergt, und dann hinter der via mala wieder der Eintritt in das freiere Wiesenthal.

In Andeer, wo wir frühstückten, wurde Italienisch gesprochen. Eine niedliche Kellnerin trat herein: «La minestra è furnita» klang doppelt lieblich von den schönen Lippen. Auch der Ortsgeistliche, der sich selber einführte, sprach eine reine Büchersprache, allein er befriedigte weniger als dies anmuthige Mädchen. Oder war es blos die Neuheit der Szene?

Unverwüstlich blieb mir die Erinnerung an jenen allzukurzen Nachmittag. Bis Splügen hatte der Weg streng aufwärts geführt, immerfort abwechselnd, wild, zackig und zerrissen das Thal, wild, schäumend und Wasserfälle bildend der Rhein, blau und klar der Himmel über den Bergen. Ein Trupp herabsteigender Köhler, schwarze Gestalten, hatte die am Wagen hergehende Julienne — denn wir alle waren meist zu Fusse — in einem Tannenschlunde aufgeschreckt, die Arme hatte mit einem Schrei des Entsetzens die rohen Gesellen erblickt und war mit Hohngelächter zu ruhigerem Bewusstsein zurückgeführt worden.

In Splügen überfiel uns die Nacht. Von hier ab wendeten wir uns rechts ab, gegen Novena (Nüsenen) der Bernhardinerstrasse zu.

Die Gletscherreihe des Hinterrheins, zuerst aus sieben Kuppen bestehend, zuletzt den ganzen südlichen Horizont abgrenzend, stand da, geisterbleich im Mondlicht, die untern schwarzen Tannenwaldungen bildeten den Rahmen zu dem Nachtgemälde. Ich fühlte, dass auch das Schönste, das mich in Italien erwartete, nicht diese ernstreligiöse Stimmung auslöschen könne. Bis in die späte Nacht hinein genoss ich das erhabene Schauspiel. Vielleicht hätte ich sie halb durchwacht, wenn ich in einem vereinzelteren Zimmer untergekommen wäre. So trieb mich la civilté puerile et honnête in das enge Holzwirthshaus zurück.

Mit dem Sonntag, 25. September, überschritten wir die

Alpen, von Nüsenen aus folgten wir noch eine Stunde lang dem jungen Rhein, im Hintergrund des Thals schimmerten im Frühroth die Gletscher des Rheinwalds. Hinter dem letzten Dorf beginnt die Spiralstrasse des Bernhardins, zuerst zwischen kümmerlichen Tannen, darauf zwischen Moos, zuletzt zwischen nacktem Fels. Unter uns das wilde Thal mit zerstreuten Hütten, Schneekuppen, kleinen Tannenwälder, über uns reiner blauer Himmel, scharfe, schneidende Luft. Auf dem Gipfel am Bergsee ein Zufluchtshaus. Zwei Waldströme haben von dort ihren Abfluss; der eine wendet sich zum Hinterrhein, der andere zum Misoccothal hinunter. So lang ich noch den vaterländischen Rhein neben mir schäumen sah, glaubte ich mich der Heimath nahe; dort oben begann die wahre Scheidelinie. Die Gletscher gegen Westen hin schienen bei der reinen Luft in die nächste Nähe gerückt. Auch ein geübtes Auge mochte sich trügen. Die gute Julienne wollte durchaus denselben nahe treten, nur mit Mühe liess sie sich überzeugen, dass es in der kurz zugemessenen Zeit unmöglich. Eine köstliche, kindliche Naivität.

Einen Theil des Wegs, den Berg hinauf, hatte ich in der Kalesche zugebracht, flüchtige Verse über Graubünden hinkitzelnd. Wenige Jahre nachher hätte ich mir eine solche Naivität nicht mehr erlaubt, mich nimmermehr dem kaum verhaltenen spöttischen Lächeln meines Patrons ausgesetzt.

In einer ärmlichen, schon südlich gelegenen Kirche (zu San Bernardino) wurde die Sonntagsmesse von der Familie angehört, in einer der Hütten ein frugales Mahl eingenommen. Abwärts ging es nun selbstverständlich schnell, am Wege erinnerten noch verdorrte Alpenrosen an die hinter uns liegende Schweiz.

Bei Misocco zeigten sich die ersten Nussbäume, weiter herab Kastanien, bei Grono die Reben. Mehrere Wasserfälle stürzen ins Thal herab; so der Rio di Buffalora bei Misocco mit prächtigen Wassergarben, die ich nur gegensätzlich mit den *fusées volantes* in einem Feuerwerk vergleichen möchte.

Auf den obersten Felskuppen des pittoresken Thals weilte noch röthlich die Sonne, da hingegen schon der Thalgrund in Dunkel gehüllt lag.

Das nahe Thal kündete sich an durch indiskrete Wegelegerer, welche die buona mano beehrten. — Zwischen Grono und Bellinzona ertönte zum erstenmal das felicissima notte alla sua signoria aus manchem Munde, als ich zu Fuss in der Dämmerung dem Wagen vorausging. Ein wahrer, unentheiligter Genuss lag in dieser ersten Begrüssung. Hinter den Kuppen stieg der Mond empor und beleuchtete magisch das reizende Thal. Immer milder wurde die Luft und bestätigte

gleichsam den vollzogenen Uebergang. Unter hochgezogenen, über die Strasse sich biegender Rebengeländen führen die Wagen hin. Bei Bellenz erkannte ich noch die drei Schlösser, in der Stadt eine elegante Kirche, eine mit Arkaden umgebene Piazza. Aus meinem diesmal einsamen Zimmer sah ich hinaus in die abgerundeten Berge.

### Nachwort.

Hier endet das Manuscript Spachs, das Professor Kraus uns gütigst zur Verfügung gestellt hatte. Er selber hatte sich vorbehalten, dieser Veröffentlichung aus seiner langjährigen vertrauten Bekanntschaft mit Spach noch begleitende und erläuternde Anmerkungen mit auf den Weg zu geben, darum bat ihn und uns sein Tod gebracht. Es sei deshalb hier nur noch bemerkt, dass das überaus flüchtige und unleserliche, namentlich in den Namen oft ganz unverständliche Manuscript in einer sauberen Abschrift Herr Kanzleirath Fastinger, dem dafür Dank und Anerkennung gebührt, erst für den Druck hergerichtet hat und dass die Revision des Ganzen von Herrn Archivassistenten Dr. Kaiser und Archivdirektor Prof. Dr. Wiegand besorgt worden ist.

---

#### IV.

## Pfalzburg zur Zeit des jungen Goethe (1770).

Von

**Dr. Wilhelm Kahl.**

Am 23. Juni 1770 begab sich Goethe mit seinen beiden Freunden Engelbach und Weyland zu Pferd von Strassburg nach Zabern. Hier erregte besonders das bischöfliche Schloss mit seinem prachtvollen Park die Bewunderung der

Meinem Aufsätze liegt ein Vortrag zu Grunde, den ich am 6. März 1899 in Pfalzburg zum Besten des Strassburger Goethedenkmals gehalten habe; ich habe ihn besonders an den Stellen gekürzt, für die ich ein allgemeines Interesse nicht glaubte voraussetzen zu dürfen.

Leider gibt es noch keine brauchbare Geschichte Pfalzburgs. Neben einigen Arbeiten von Dagobert Fischer (Die Stadt Pfalzburg 1865, abgedruckt aus dem Els. Samstagsblatt 1865 Nr. 1. 5. 9. 13, und Revue d'Alsace 1880, 95 fg.) und von Lepage (vgl. besonders Communes de la Meurthe II, 273 fg.) kommen fast nur die Aufsätze von Arthur Benoit in Betracht, der sich um die Erforschung der geschichtlichen Vergangenheit Pfalzburgs grosse Verdienste erworben hat: 1. Phalsbourg et ses monuments. Nancy 1870 aus: Mémoires de la soc. d'archéol. Lorraine XX; 2. Nouvelles recherches historiques sur Phalsbourg et ses environs. Nancy 1871, aus Mémoires etc. XXI; 3. Quelques lettres de George Jean, comte palatin de Veldenz et Lutzelstein. Jahrb. für lothr. Gesch. u. Altertumskunde. 1891 III, 17. — Ausserdem leistete mir wertvolle Dienste das Buch: A. Benoit, Vers les Vosges. Phalsbourg et Sarrebourg et leurs environs 1876, in dem Benoit mit wahren Bienenfleiss allerlei Notizen auch über Pfalzburg aus älteren und neueren Geschichtsdarstellungen, Memoiren, Briefen, geographischen Werken, Reisebeschreibungen, u. s. w. zusammengetragen hat. Benoit's Buch ist ziemlich selten, da es nur in 70 Exemplaren gedruckt wurde.

Reisenden. Am 24. Juni 1770,<sup>1</sup> einem Sonntag, verliessen sie Zabern in aller Frühe und kamen, wie Goethe selbst sagt, (Dichtung und Wahrheit, Buch X): «zu einem öffentlichen Werk, das höchst würdig den Eingang in ein mächtiges Königreich eröffnet. Von der aufgehenden Sonne beschienen, erhob sich vor uns die berühmte Zaberner Steige, ein Werk von unüberdenklicher Arbeit.» Nachdem Goethe die Steige näher beschrieben hat, fährt er fort: «So gelangt man allmählich nach Pfalzburg, einer neueren Festung. Sie liegt auf einem mässigen Hügel; die Werke sind elegant auf schwärzlichem Felsen von gleichem Gestein erbaut; die mit Kalk weiss ausgestrichenen Fugen bezeichnen genau die Grösse der Quadern und geben von der reinlichen Arbeit ein auffallendes Zeugnis. Den Ort selbst fanden wir, wie sich's für eine Festung geziemt, regelmässig, von Steinen gebaut, die Kirche geschmackvoll. Als wir durch die Strassen wandelten — es war Sonntags früh um neun — hörten wir Musik; man walzte schon im Wirtshause nach Herzenslust, und da sich die Einwohner durch die grosse Teuerung, ja durch die drohende Hungersnot in ihrem Vergnügen nicht irre machen liessen, so ward auch unser jugendlicher Frohsinn keineswegs getrübt, als uns der Bäcker einiges Brot auf die Reise versagte und uns in den Gasthof verwies, wo wir es allenfalls an Ort und Stelle verzehren dürften. Sehr gern ritten wir wieder die Steige hinab.»

Mit ziemlicher Sicherheit darf angenommen werden, dass Goethe zu seiner Schilderung tagebuchartige Aufzeichnungen benutzte; sie spiegelt also die ursprünglichen Eindrücke wieder, die Goethe in Pfalzburg am 24. Juni 1770 empfing.

Er und seine Freunde zogen durch das heute noch in seiner alten Form stehende Deutsche Thor in Pfalzburg ein. Sie durchritten zuerst die äussere Umwallung und gelangten durch den Thorgang in das Innere der Stadt. Am Thore mussten die Pässe vorgezeigt werden; waren diese in Ordnung, so stand dem Betreten der Festung nichts im Wege. Schwieriger war es, bei Nachtzeit nach Pfalzburg zu kommen.<sup>2</sup> Dann war die

---

<sup>1</sup> Die auf Veranlassung der Pfalzburger Vogesenklubsektion am deutschen Thore angebrachte Gedenktafel «zur Erinnerung an Goethes Besuch in Pfalzburg» trägt in Folge einer falschen Angabe des Goethearchivs zu Weimar als Datum den 23. Juni 1770. Dass Goethe am 24. Juni 1770 in Pfalzburg gewesen sein muss, hat F r o i t z h e i m nachgewiesen: Zu Strassburgs Sturm- und Drangperiode 1770–76 (Beiträge zur Landes- und Volkeskunde von Elsass-Lothringen, Heft 7 1886) S. 7; vgl. auch Strassburger Post 1899, Nr. 206 u. 226.

<sup>2</sup> Vgl. die anschauliche Schilderung aus D i b d i n, Voyage bibliographique 1825, IV, 279 bei B e n o i t, Vers les Vosges, S. 7.



Zugbrücke aufgezogen. Auf dem Walle ging eine Wache auf und ab, die das Nahen von Reisenden zur Thorwache hin meldete. Der Wachthabende forderte dann die Reisenden mit lauter Stimme auf, ihm Namen, Stand, Herkunft und Ziel der Reise anzugeben. Darauf begab er sich zur Thorwache zurück und erledigte beim Platzmajor oder seinem Adjutanten die erforderlichen Förmlichkeiten. Dies beanspruchte oft mehr als 20 Minuten. So lange mussten die Reisenden draussen warten. Dann hörte man das Thor sich in seinen Angeln drehen; die Kette der Zugbrücke rollte nieder und schlug auf den Boden auf; die Pässe wurden abverlangt, und das Thor schloss sich wieder, nachdem der Wagen eingefahren war.

Die Festungsbauten, die Goethes Blick schon von weitem anzogen und seine Bewunderung erregten, waren das Werk Vaubans. Sobald Frankreich sich im Vertrage von Vincennes vom 28. Februar 1661<sup>1</sup> den Besitz Pfalzburgs gesichert hatte, liess Ludwig XIV. durch seinen berühmten Festungsbaumeister Vauban die alten Befestigungen gänzlich umbauen, da 'er zum Schutze der Zaberner Steige einer starken Festung bedurfte. 1679 wurden die alten Wälle, soweit es erforderlich war, abgetragen; am 6. August 1680 wurde der erste Spatenstich an den neuen Arbeiten gethan.<sup>2</sup> Leider hatten die Schwierigkeiten des Geländes zur Folge, dass Vauban seine Absichten nicht ganz verwirklichen konnte und seine ursprünglichen Pläne teilweise aufgeben musste. So enthielten die alten Befestigungen ein starkes Werk nach Norden hin, das Vauban durch eine Art Citadelle zu ersetzen suchte. Der Plan erwies sich aber als unausführbar, und bei den späteren Belagerungen der Stadt hat sich stets diese Stelle als die schwächste gezeigt.<sup>3</sup>

Trotzdem also Vauban in Pfalzburg nicht das leisten konnte, was er wollte, so trug doch das Ganze unverkennbar die Spuren seines Geistes und verleugnete die Aehnlichkeit mit den andern Schöpfungen des Meisters der Festungsbaukunst wie Saarlouis, Neubreisach, der Strassburger Citadelle u. s. w. nicht.<sup>4</sup>

Die ganze Festung bildete ein in die Länge gezogenes

---

<sup>1</sup> Bestätigt durch den Pariser Vertrag vom 21. Januar 1718; schon seit 1634 lagen französische Truppen in Pfalzburg: B e n o î t, Nouvelles recherches S. 11.

<sup>2</sup> B e n o î t, Phalsbourg S. 6.

<sup>3</sup> B e n o î t, Jahrb. f. lothr. Gesch. u. Altertumskunde III, 32.

<sup>4</sup> Die Pfalzburger Festungswerke wurden zu ihrer Zeit viel bewundert; doch fanden auch sie ihren Thersites. G u i b e r t, der Verfasser eines s. Zt. vielgerühmten Essai général de Tactique, nannte die Werke: ouvrages sans capacité; er tröstete sich mit den Worten: Il est très incertain, que nous ayons jamais les Vosges à défendre; vgl. B e n o î t, Vers les Vosges, S. 42.

Sechseck; an den Ecken war je eine Bastion, dazwischen je ein Halbmond mit Courtine. Diese Werke erhielten 1771 durch den französischen Kriegsminister Marquis de Monteynard Namen;<sup>1</sup> so hiess Bastion 1 links vom französischen Thor Saint-Louis, 4 mit den Resten des pfalzgräflichen Schlosses,<sup>2</sup> der heutigen Militärbäckerei, Château u. s. w. Nach aussen führten 2 Thore, Porte d'Allemagne, das heutige Deutsche Thor, zwischen Bastion 4 und 5; Porte de France zwischen Bastion 1 und 2. Die Bastionen 3 und 6 enthielten Pulvermagazine, 5 das noch heute bestehende Zeughaus, links von 2, also auf dem Gelände des heutigen Bahnhofs, stand das Militärlazaret mit 250 Betten, das während der Belagerung von 1870 in Flammen aufging.

Die Festung hatte 2 Kasernen, die eine für Infanterie, das jetzige Landesarbeitshaus, die andere für Kavallerie, die heutige Kaserne A. Bei der Infanteriekaserne stand ursprünglich auch das Gouvernementsgebäude; später diente diesen Zwecken die heutige Kommandantur. Erwähnen wir nun noch, dass vor dem Deutschen Thor der Festungsbauhof (*hangard et chantiers des constructions pour les ouvrages du roi*) und gegenüber von Bastion 4 das Magazin für das fiskalische Brennholz war, so haben wir im wesentlichen aufgezählt, was die Festung Pfalzburg an bemerkenswerten militärischen Gebäuden enthielt.

Die Stadt war, wie Goethe schreibt, «regelmässig gebaut, wie sich's für eine Festung geziemt». Im Ganzen entsprach die Lage der Strassen und der Häuser dem jetzigen Zustande; auch einige Strassennamen (z. B. Moritzstrasse, Reiterstrasse, Zeughausstrasse) stammen noch aus jener Zeit.

Der Platz, jetzt Lobauplatz, früher *place d'armes*, erheischt noch einige besondere Worte.

Mitten auf ihm stand an der Stelle, wo sich seit 1859 das Lobaudenkmal erhebt, ein öffentlicher sechseckiger Brunnen;<sup>3</sup> er wurde von einer Quelle gespeist, die oberhalb Eichbaracken lag und deren Zuleitung unter der Kavalleriekaserne hindurchführte. Erst später wurde die Wasserleitung von Hültenhausen nach Pfalzburg gebaut.

<sup>1</sup> B e n o i t, *Nouvelles recherches*, S. 8.

<sup>2</sup> Der Gründer Pfalzburgs, Pfalzgraf Georg Hans von Veldenz-Lützelstein, hatte das Schloss 1568—1570 durch Michael Wiedemann bauen lassen; vgl. u. a. B e n o i t, *Jahrb. f. lothr. Gesch.* III, 19, wo es aber in der Anmerkung statt E 149 349 heissen muss. Das Schloss diente später den französischen Offizieren als Wohnung, ging aber 1714 dadurch, dass einer der Offiziere mit Licht unvorsichtig hantierte, z. T. in Flammen auf. Ein Turm und die unteren Gewölbe stehen noch; vgl. L. B e n o i t (Bruder von A. Benoit) *Rép. archéol. du dép. de la Meurthe* in den *Mém. de la Soc. d'archéol. Lorraine* 1862. S. 33.

<sup>3</sup> B e n o i t, *Phalsbourg* S. 12.

Der Platz diente, wie schon sein Name sagte, hauptsächlich militärischen Zwecken; auf ihm wurden auch die Hinrichtungen vollzogen.<sup>1</sup>

Die Häuser rings um den Platz und in den benachbarten Strassen waren meist niedrig und nur einstöckig. Ein sächsischer Arzt Dr. Grimm, der 1773, also 3 Jahre nach Goethe, Pfalzburg besuchte, hebt dies besonders hervor.<sup>2</sup> Auch erwähnt er, dass man die Stuben, in denen ihm die Holztäfelung aufhiel, nach französischer Sitte mit Kaminen, nicht mit Oefen, heizte.

An den Platz stiess, wie noch heute, jenes einstöckige Gebäude, das jetzt das Bürgermeisteramt, die höhere Mädchen- und die Mittelschule beherbergt. 1770 befand sich hier im Erdgeschoss die Garnisonhauptwache, im oberen Stock das Gericht. Da, wo jetzt die Stadthalle sich erhebt, waren 1770 noch bogenartige Hallengänge, sog. Arkaden oder Lauben, wie wir sie auch aus anderen Städten (Strassburg, Metz, Bern), für Pfalzburg aber besonders aus Erckmann-Chatrians Erzählungen kennen. Zwischen der Garnisonhauptwache und den Arkaden lag der kleine Hallenplatz, auf dem der Weinmarkt abgehalten wurde. Sonst fanden die Märkte, wie auch noch jetzt, auf dem grossen Platze statt.

Um die Ordnung auf den Märkten, überhaupt in Handel, Gewerbe und Verkehr, hatte sich der Mann grosse Verdienste erworben, der 1770 lieutenant général de police war: Gérard.<sup>3</sup> 1769 hatte er genaue Bestimmungen für die Metzger und Bäcker erlassen; aus dieser Bäckerordnung erfahren wir, dass 1769 das Getreide sehr teuer war; diese Teuerung muss bis 1770 fortgedauert haben; denn Goethe hebt besonders hervor, dass sich die Bewohner weder durch die grosse Teuerung noch durch die drohende Hungersnot in ihrem Vergnügen irre machen liessen. 1769 erliess Gérard auch eine Marktordnung, aus der wir hier nur die eine Bestimmung hervorheben wollen, dass Fremde nur auf dem Markte und hier erst eine Stunde nach den Gastwirten Fische kaufen durften, weil Fische in Pfalzburg stets schwer zu beschaffen waren.

Andere Polizeiverordnungen verboten alle lärmenden Versammlungen, so das Charivari bei 20 Franken Strafe. Die

<sup>1</sup> So wurden hier 1602 bis 1628 8 Frauen und 9 Männer als Hexen und Zauberer durch den Henker Christmann verbrannt, vgl. *Lepage, Communes de la Meurthe II*, 278.

<sup>2</sup> *Grimm, Bemerkungen eines Reisenden durch Deutschland, Frankreich u.s.w. Altenburg 1775 bei Benoit, Vers les Vosges* S. 90.

<sup>3</sup> *Benoit, Nouvelles recherches* S. 10.

Tanzmeister oder Violinspieler durften in ihren eigenen Wohnungen keine Zusammenkünfte von jungen Burschen und Mädchen abhalten u. s. w. Alle diese Verordnungen musste der Gerichtsdienner, den der Stadttrommler begleitete, mehrmals im Jahre öffentlich verlesen.

Das Hauptgebäude am Platze war die katholische Kirche.

Die Stadt, die der Pfalzgraf Georg Hans von Veldenz-Lützelstein 1570 gründete, wurde fast ganz von Protestanten<sup>1</sup> besiedelt; für die wenigen Katholiken genügte die Kirche von Einarzhausen, das Filiale von Dann war. Als Pfalzburg lothringisch wurde, begünstigten die neuen Herren, die Herzöge von Lothringen, den Katholizismus und gegen Ende des XVII. Jahrhunderts war ganz Pfalzburg katholisch. Anfangs hatte die erweiterte Kirche von Einarzhausen genügt. Als aber die letzten Teile dieses Dorfes den Festungsbauten Vaubans zum Opfer fielen, wurde 1680 innerhalb der Umwallung eine katholische Kirche gebaut, da, wo jetzt das Haus der Frau Germain, das alte Eigentum des Barons von Parmentier, steht.<sup>2</sup> Sie war richtig nach Osten orientiert, während die jetzige Kirche nach Westen gerichtet ist; die Strasse, an die der Eingang der Kirche stiess, die jetzige Seminarstrasse, hiess rue Notre Dame; ein kleiner Kirchhof lag südlich von der Kirche. Der wachsenden Bevölkerung genügte diese Kirche bald nicht mehr, da sie nur 40 m lang und 16 m breit war. Man musste deshalb zu einem Neubau schreiten und zwar etwa an der Stelle der jetzigen Kirche, zu dem der Grundstein am 17. Juli 1738 gelegt wurde. So wenigstens besagt eine im Besitze des Kirchendieners Dürr sich befindende Kupferplatte mit folgender, bis jetzt noch nirgends veröffentlichter Inschrift: *Hic praesens et primarius lapis ecclesiae urbis Phalsburgensis hodie 17 Julii 1738 benedictus fuit. NB. Supradicta ecclesia per obtentam a rege Ludovico XV nunc regnante concessionem aedificata est.* Die in der Anmerkung erwähnte handschriftliche Chronik gibt dagegen 1742 als das Jahr an, in dem der

<sup>1</sup> R a t h g e b e r, Die Schicksale des Protestantismus in Pfalz- burg in den Deutsch-Evangelischen Blättern VIII, 1883 und W e i s s, im Bulletin de la soc. de l'hist. du prot. franç XXXIX, 1890.

<sup>2</sup> G r a n d i d i e r, Oeuvres historiques VI, 188; B e n o i t an verschiedenen Stellen der Schriften: Phalsbourg et ses monuments, und Nouvelles recherches; ferner: Le siège d. Phalsbourg de 1870. Nancy 1871, S. 29. Sehr wertvoll ist für diesen Teil der Geschichte Pfalzburgs, eine jetzt im Besitze der Frau Germain befindliche handschriftliche Chronik, die sehr wahrscheinlich den Kapuzinerpater Paul Bernet zum Verfasser hat. Benoit hat diese Chronik mehrfach benutzt; sie reicht bis in die Mitte des XVIII. Jhdts. und bringt ausser Auszügen aus Dom Calmet und anderen Quellen manche sonst nicht überlieferte Nachrichten.



Grundstein gelegt wurde; die Weihe sei durch den Pfarrer Bataille im Beisein der höchsten Militär- und Civilbehörden Pfalzburgs vorgenommen worden. Jedenfalls hat sich der Stadtpfarrer Bataille die grösste Mühe um den Bau gegeben, dessen Kosten der König bestritt; er weihte auch mit Genehmigung des Bischofs von Strassburg — denn Pfalzburg gehörte kirchlich zur Diözese Strassburg<sup>1</sup> — am 31. Mai 1743 das Tabernakel ein; sodann am 2. Juni 1743 die ganze Kirche, woran sich sofort der erste Gottesdienst im neuen Gotteshause anschloss.

Die Kirche, die der Belagerung von 1870 zum Opfer fiel, war der Himmelfahrt Mariä geweiht. Sie war ein schlichter Bau, der alle Effekthascherei vermied und mit einfachen Mitteln zu wirken suchte. Auf einem breiten Unterbau erhob sich ein viereckiger Turm; darüber wölbte sich eine Halbkugel, auf der ein Bild der Muttergottes stand, die segnend ihre Arme über die Stadt ausbreitete. Das Hauptschiff der Kirche wurde durch 5 Fenster erhellt, das Chor durch 2; ausser dem Hauptaltare hatte sie 2 Seitenaltäre; unter der Kirche war eine Cisterne.

Das war die Kirche Pfalzburgs, die Goethe ausdrücklich «geschmackvoll» nennt. Stellt man sie neben die jetzige katholische Kirche, so scheint der Vergleich zu Ungunsten der alten Kirche auszufallen, und schon wiederholt ist Goethes Urteil als zu günstig bezeichnet worden. Man darf aber nicht vergessen, dass der Baumeister an die gesetzlichen Bestimmungen gebunden war und die Kirche nicht zu hoch über die Wälle der Festung hinaufführen durfte. Um in dieser Hinsicht keinen Fehler zu begehen, lehnte er sich an die Kirche in der Citadelle von Strassburg<sup>2</sup> an, die auch 1870 zerstört wurde.

Mit ihren niedrigen, etwas gedrückten Verhältnissen passte die Pfalzburger Kirche aber sehr gut in ihre Umgebung von nur einstöckigen Häusern. Goethe hatte also nicht so ganz Unrecht, die alte Kirche als «geschmackvoll» zu bezeichnen, und Benoit, der mehrere Jahre vor 1870 in Pfalzburg Rentmeister war, gibt ihm ausdrücklich Recht; er hat sich mit dem neugotischen Stile der jetzigen Kirche nie aussöhnen können; sie passe weder im Baustile noch in den Grössenverhältnissen in ihre Umgebung,<sup>3</sup> und damit hat er nicht so ganz Unrecht.

Ausser der Stadtkirche und einer kleinen Synagoge besass Pfalzburg 1770 noch eine Klosterkirche im Kloster der Kapu-

---

<sup>1</sup> Und zwar zum Capitulum Bettburanum. Bettbur war ein kleines, jetzt untergegangenes Dorf bei Kleingöft; die Kirche steht noch; vgl. Claus, Hist.-topogr. Wörterbuch des Elsass 1896, S. 116.

<sup>2</sup> Benoit, Nouvelles recherches S. 4.

<sup>3</sup> Benoit, Vers les Vosges S. 204.



ziner, dem heutigen Altbau des Seminars; die heutige protestantische Kirche wurde erst im XIX. Jahrhundert gebaut.

Die Kapuziner waren 1626 durch den Prinzen von Pfalzburg, Ludwig von Guise, den Gemahl der Henriette von Pfalzburg, nach Pfalzburg gerufen worden.

Am 23. Juni 1732<sup>1</sup> wurde der Grundstein zur neuen Kapuzinerkirche gelegt, deren Chor in dem heutigen Musiksaale des Seminars noch erhalten ist. Da das Kloster arm war, so mussten die Kosten des Baues aus milden Gaben bestritten werden, zu denen die Gläubigen der Pfarrei, ferner der Pfalzgraf von Lützelstein, der Herzog von Zweibrücken u. a. beisteuerten. Die Grafen von Leiningen-Dagsburg schenkten das erforderliche Bauholz. Am 1. September 1739 sangen die zehn Mönche zum ersten Male in der neuen Kirche die Metten und bezogen den fertig gewordenen Flügel des Klosters.

Wenden wir uns jetzt zu den Behörden und Beamten Pfalzburgs im Jahre 1770.<sup>2</sup>

In militärischer Hinsicht stand an der Spitze der Festung ein Gouverneur, der aber nicht in Pfalzburg zu residieren brauchte. Diese Gouverneurstellen gehörten zu jenen Sinekuren, mit denen der französische König seine Günstlinge belohnte. Der Gouverneur von Pfalzburg bezog jährlich 12000 Franken.<sup>3</sup>

1770 war Gouverneur Caesar Maria de Talaru, marquis de Chalmazel. Vor ihm hatte sein Vater diese Stelle bekleidet; er folgte ihm am 12. August 1756, 31 Jahre alt. Er war Oberst des Regiments, das seinen Namen trug, später Generalleutnant und Ritter des Grosskreuzes vom hl. Ludwig; ausserdem hatte er den Titel eines maitre d'hôtel de la reine en survivance.

Harte Schicksalschläge trafen ihn während der Revolution. Das Haus der Talaru in Paris wurde der Familie genommen und in ein Gefängnis umgewandelt. Der alte Marquis wurde von Fouquier-Tinville angeklagt und in das Gefängnis des Luxembourgs geschleppt. Am 22. Juli 1794 endete er sein Leben auf der Guillotine.<sup>4</sup>

Er war der letzte Gouverneur von Pfalzburg; wie seine Vorgänger weilte er nur selten in Pfalzburg. Die Amtsgeschäfte versah für ihn der lieutenant du roi als Kommandant der

<sup>1</sup> Ich folge hier der oben erwähnten handschriftlichen Chronik.

<sup>2</sup> Zum folgenden vgl. namentlich St é m e r, *Traité du département de Metz*. Metz 1756 (mehrfach benutzt; so von Grandier, *Oeuvres hist.* VI, 182; L e p a g e, *Département de la Meurthe*. S. 456); die Namen der Beamten u. s. w. sind teils dem amtlichen Alamanach royal für 1770 und 1771 entnommen, teils einigen Urkunden des Metzger Bezirksarchivs (meist Gehaltsquittungen), z. B. C 695, C 771.

<sup>3</sup> B e n o î t, *Vers les Vosges*, S. 5.

<sup>4</sup> B e n o î t, *Phalsbourg*, S. 20.

Festung. Diese Stelle bekleidete 1770 ein Chevalier de Seilhac. Zu den Offizieren der Festung gehörte ferner ein Kriegskommissar (*commissaire des guerres*), 1770 Charles François Fleury de la Philiponière; ein Platzmajor (*major de la place*) und sein Adjutant (*aide-major*), 1770 Sieur Mecquenem und Jean Baptiste de la Ricque. Die Garnison bestand gewöhnlich aus 2 Bataillonen Infanterie und 2 Schwadronen Kavallerie, über deren Kasernen schon oben gesprochen wurde. Innerhalb dieser Truppen fand ein sehr häufiger Wechsel statt, wie allein schon ein Blick in die gleichzeitigen Standesregister beweist. Jedenfalls lag 1769—1774, also auch noch 1770, hier das Infanterieregiment Royal-Suédois. Welche Kavallerie hier stand, konnte ich nicht sicher ermitteln, vielleicht das Dragonerregiment Lothringen. Artillerie lag in Pfalzburg nicht; dagegen gehörte zur Besatzung ein Oberstleutnant, *lieutenant-colonel sous-directeur du corps royal d'artillerie*, den die Artillerie-Direktion Landau nach Pfalzburg detachierte, mit einem Zeugoffizier (*garde d'artillerie*). Aehnlich stellte die Ingenieur-Direktion in Strassburg zum Geniekorps der Festung einen *capitaine en second* (Hauptmann II. Kl.), einen *lieutenant en second* (Unterleutnant) und einen Festungsbauunternehmer (*entrepreneur des fortifications*).

Für Löhnung und Verpflegung der Mannschaften sorgten ein Zahlmeister (*trésorier des troupes*) und ein Proviantbeamter (*régisseur des vivres*).

Das Militärlazaret, in dem, wie bereits oben erwähnt wurde, für 250 Betten Platz war, wurde von einem Chefarzt, 3 Stabsärzten und einem Assistenzarzt verwaltet, zu denen noch ein Apotheker gehörte.

Die katholische Militärseelsorge versahen die Kapuziner; für die Protestanten half, wie überhaupt für die Protestanten Pfalzburgs und der Umgegend, der evang. Pfarrer von Wintersburg aus.

Endlich sei noch erwähnt, dass in Pfalzburg eine Gensdarmestation war, zu der ein Brigadier und 3 berittene Gensdarmen gehörten.

Unter den Offizieren, die 1770 zu Pfalzburg in Garnison standen, haben sich einige einen berühmten Namen gemacht. So lebte hier als Hauptmann Baron Heiss, der in einer 1770 veröffentlichten Schrift von dem Rätsel des Mannes mit der eisernen Maske die Lösung gab, die heute als die wissenschaftlich allein berechnete gilt.<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> Bröcking, Das Rätsel der eisernen Maske und seine Lösung 1898. Die Gemahlin des Hauptmanns Heiss muss sich ganz besonderer Beliebtheit erfreut haben, da sie im Kirchenbuch fast bei keiner Taufe eines Soldatenkindes als Patin fehlt.

Ferner gehörte 1770 zur Garnison Pfalzburg und zwar zum Ingenieurkorps Latour-Foissac,<sup>1</sup> der Erbauer der ersten Pfalzburger Wasserleitung. Er liess in den achtziger Jahren des XVIII. Jahrhunderts bei Hültenhausen Quellen in Stein fassen. Das Wasser wurde in eisernen Röhren in das Zornthal geleitet, durch Heber (siphons) über die Zorn hinübergeschafft und dann 116 m hoch nach Eichbaracken geführt. Von hier gelangte es in die Stadt, wo es einen grossen Brunnen auf dem Platze speiste.

Leider war bei der ersten Anlage der Leitung mancherlei versäumt worden, so dass sie in den Revolutionsjahren ganz zerfiel. Mit einem Kostenaufwande von 120 000 Franken liess Napoleon I. sie 1811 wieder herstellen.

Wahrscheinlich stand hier schon 1770<sup>2</sup> Karl Eugen von Lothringen, Herzog v. Elbeuf, Prinz v. Lambesc, der sich dadurch berühmt gemacht hat, dass er am 12. Juli 1789 einen Ansturm der erregten Volksmassen auf die Tuileries mit einer Abteilung des Reiterregiments Royal-Allemand schneidig zurückwarf.

Auf den Strassen und Spielplätzen Pfalzburgs tummelte sich 1770 eine muntere Schar Knaben, von denen mehrere später berühmte Offiziere im Dienste Napoleons I. wurden.<sup>3</sup> Denn in diese Zeit fällt die früheste Jugend jener Männer, um deren willen Napoleon I. Pfalzburg *une pépinière des braves* nannte: Rottenburg, Gérard, Nevinger, Dupelin, Forty u. a. m. Der berühmteste unter ihnen aber, Marschall Lobau, war, als Goethe in Pfalzburg weilte, 4 Monate alt. Denn der Eintrag im Pfalzburger Kirchenbuch lautet: *L'an 1770, le 21 février, est né Georges, fils de Joseph Mouton, bourgeois et maitre boulanger de cette ville et de Cathérine Charpentier, son épouse, et a été baptisé par moi soussigné le même jour, ayant pour parrain Georges Mouton, bourgeois et maitre boulanger de cette ville, et pour marraine Barbe Foltz, qui est signée avec nous.*

Mouton, Barbara Foltz, Mouton,  
Oberhauser, vicaire.

Wer etwas Phantasie hat, kann sich ausmalen, dass der Bäcker, bei dem Goethe und seine Freunde vergebens um Brot vorsprachen, Lobaus Vater oder sein Pate war.

<sup>1</sup> B e n o i t, *Vers les Vosges*, S. 150.

<sup>2</sup> B e n o i t, a. a. O., S. 149. 1773 kommandierte er in Pfalzburg das Dragoner-Regiment Lothringen, das vielleicht schon 1770 hier stand.

<sup>3</sup> L e p a g e, *Département de la Meurthe II*, 456. 1843 dienten an Pfalzburgern im französischen Heere: 5 höhere Offiziere, 30 capitaines und zahlreiche lieutenants und sous-lieutenants. Auch der Verteidiger Strassburgs 1870, General Urich, war ein Pfalzburger.

Wenden wir uns nun der Beamtschaft Pfalzburgs im Jahre 1770 zu.

Im Pariser Vertrag vom 21. Januar 1718 hatte Leopold I. von Lothringen die Herrschaft Pfalzburg mit den Dörfern Lützelburg, Wilsberg, Hültenhausen und Haselburg endgültig an Frankreich abgetreten. Diese bildete mit der einen Hälfte von Garburg und Mittelbronn ein Amt (prévôté), in dem für die Rechtsprechung das alte Lützelsteinsche Recht galt.<sup>1</sup> Die Berufungen gingen an den oberen Gerichtshof (siège présidial) in Saarlouis, später in Metz, sowie auch hinsichtlich der Verwaltung das Amt Pfalzburg zum Departement Metz gehörte, erst seit 1790 zu Meurthe.

Zur prévôté Phalsbourg gehörten folgende Beamte:<sup>2</sup> ein prévôt royal und sein Vertreter, der lieutenant particulier; der procureur du roi, ein greffier, ein receveur des consignations qui est en même temps commissaire des saisies réelles, 5 avocats et procureurs, 4 notaires, 2 huissiers. Die Sitzungen fanden alle Freitage statt.

Die Staatsgelder verwaltete ein Beamter der Intendanz von Metz, der auch an den Zahlmeister, das Proviantamt und das Militärlazaret die Zahlungen leistete. Dazu kam noch eine recette particulière des domaines und eine recette particulière des bois. Da das Salz, wie noch jetzt in Frankreich, Staatsmonopol war, so befand sich in Pfalzburg auch ein amtlicher Salzschuppen unter einem saunier.

Seit 1756 war Pfalzburg auch Sitz eines Forstamtes, bestehend aus einem maître particulier, einem lieutenant particulier, einem garde-marteau, einem greffier, einem huissier, einem commis de la recette des bois und 2 arpenteurs.

Wie man sieht, ergab dies eine stattliche Anzahl von Beamten.

Recht umständlich wurde auch die Gemeindeverwaltung unter der französischen Regierung. Bis dahin hatte der Stadtrat aus einem Ober- und einem Unterschultheissen, dem Stadtschreiber und mehreren Schöffen bestanden. Jetzt erweiterte sich der Magistrat zu einem königlichen Bürgermeister und seinem Stellvertreter, 2 im Dienste mit einander abwechselnden Schöffen, einem dritten, nur auf Jahresfrist gewählten Schöffen, einem Prokurator, einem königlichen Advokaten, einem Kontrolleur, einem Gemeinbeschreiber und 23 Räten, von denen 11 conseillers-mains, 12 conseillers-échevins hiessen.

---

<sup>1</sup> L e p a g e, Département de la Meurthe I, 62.

<sup>2</sup> Absichtlich habe ich davon Abstand genommen, diese Beamtenbezeichnungen zu verdeutschen, da es meistens sehr schwer fällt, den richtigen deutschen Ausdruck zu treffen.

Der Gemeindebann umfasste ausser dem jetzigen Umfange noch die Häuser von Vierwinden, rechts und links der Strasse; die Bewohner Vierwindens waren aber schon damals in Dann eingepfarrt, wohin sie später auch eingemeindet wurden.

Dem katholischen Pfarrer von Pfalzburg standen 2 Vikare zur Seite, die noch Dann und Wilsberg versehen mussten;<sup>1</sup> 1770 war Pfarrer Gally de Pierreval, seine Vikare waren Oberhauser und Mathis, später Rumpler.

Ueber die Schulen war leider aus den Quellen gar nichts zu ermitteln;<sup>2</sup> die Kapuziner sollen eine Schule unterhalten haben, die auch Lobau besucht haben soll; doch war hierüber nichts sicheres festzustellen.

Für den Verkehr mit der Aussenwelt sorgte ausschliesslich die grosse Strasse von Strassburg nach Paris, für deren Unterhaltung ihrer hohen, auch strategischen Bedeutung wegen viel gethan wurde. Die Steige,<sup>3</sup> in der Goethe ein «Werk von unüberdenklicher Arbeit» erblickte, war 1728—1736 angelegt worden. Leider scheint sie nicht in allen Teilen mit der gleichen Sorgfalt gebaut worden zu sein; denn von 1741 an mehren sich die Klagen über den schlechten Zustand der Steige, das Vorhandensein von tiefen Geleisen u. s. w. Der Unternehmer, dem die Instandhaltung der Strasse übertragen war, liess es jedenfalls an der nötigen Sorgfalt fehlen, und so musste ihm im März 1770 gedroht werden, dass er seine Besoldung verlieren müsse, wenn er die Steige nicht gewissenhafter unterhalte. Dann wurde es besser.

Gegenüber diesen Klagen über die Steige werden wir uns nicht wundern, dass die andern Strassen wenig taugten. So hören wir, dass der Weg von Pfalzburg nach Dreihäuser auch bei gutem Wetter fast ungangbar war.<sup>4</sup>

Auf der grossen Strasse von Strassburg nach Paris, von der die Steige das wichtigste Stück bildete, fuhren nun neben vielen Privatfuhrwerken die königlichen fahrenden Posten, die sogenannten messageries royales, und die Briefposten. Bis 1791 war in ganz Frankreich das Postwesen an einen Generalunternehmer verpachtet.<sup>5</sup>

<sup>1</sup> Granddier VI, 188.

<sup>2</sup> Maggilio, Les écoles avant et après 1789 dans la Meurthe, la Meuse, la Moselle et les Vosges in den: Mémoires de l'académie de Stanislas 139, 200—281 und 140, 80—177 erwähnt Pfalzburg gar nicht.

<sup>3</sup> Adam, die drei Zaberner Steigen 1896; vgl. auch Stieve, Die Zaberner Steige, im Vogesenblatt 1897, Nr. 16. 17.

<sup>4</sup> Benoit, Vers les Vosges, S. 5.

<sup>5</sup> Löper, Zur Geschichte des Verkehrs in Elsass-Lothringen 1873, S. 51.



Die Briefpost kam täglich — mit Ausnahme des Dienstags — Mittags 12 Uhr<sup>1</sup> vor das bureau de la poste aux lettres in dem jetzigen Hause Teissier; Postmeister war 1770 Bernet. Eine wichtige Person war der Posthalter. In Pfalzburg befand sich die Posthalterei vor dem französischen Thore, woran noch der Name «Poststall» erinnert; 1814 wurde sie in die sogenannte Alte Post vor dem deutschen Thore verlegt. Der Posthalter — 1770 hiess er Masson — genoss in Frankreich besondere Vorrechte. Er war von allen öffentlichen Abgaben und Lasten befreit, namentlich auch von der Einquartierung. Besass er, was meistens der Fall war, ein Gasthaus, so brauchte er hierfür keine Steuern zu zahlen. Ausserdem war er von der Führung von Vormundschaften und ähnlichen Verpflichtungen befreit; man wollte ihn eben ganz seinem schwierigen Amte erhalten.<sup>2</sup>

Den Personenverkehr besorgten die bereits erwähnten messageries royales,<sup>3</sup> deren Wagen jeden Samstag von Paris abfuhren und nach 12 Tagen in Strassburg anlangten; ebenso dauerte die Rückfahrt vom Dienstag bis zum Samstag der nächsten Woche. Dem Generalpächter des Postwesens war vom Staate auferlegt, für gute, bequeme, leichtfedernde Wagen zu sorgen, und es war genau bestimmt, wie viel Pferde jede Art von Wagen haben musste; so waren für die am meisten gebrauchten achtsitzigen Wagen 6 Pferde vorgeschrieben. Jeder Postwagen war von einem Schaffner begleitet, der einen Stundenzettel bei sich führte, der von Post zu Post durch den Posthalter mit der Zeit der Ankunft und der Abfahrt ausgefüllt wurde. Der Posthalter war verpflichtet, die Pferde, die ausgewechselt werden mussten, rechtzeitig bereit zu halten; auch musste er für gut geschultes Personal sorgen, da er für jede Betriebsstörung haftbar war. Alljährlich wurden deshalb auch die Postpferde untersucht und die untauglichen ausgemustert; konnte der Posthalter nachweisen, dass das Pferd ohne sein Verschulden untauglich geworden war, so leistete ihm der Staat Ersatz. Wir sehen also, dass man, so gut es ging, für die Interessen der Reisenden sorgte, wengleich eine Postfahrt in jener Zeit nicht gerade zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehört haben mag.

Die Lage Pfalzburgs an der grossen Strasse von Strassburg nach Paris brachte es mit sich, dass zahlreiche hohe Persönlichkeiten auf ihrer Durchreise von oder nach Paris in Pfalzburg weilten, so 1690 der Dauphin von Frankreich, der Sohn Ludwigs XIV., 1725 Maria Leszczinska, 1792 Lafayette, 1801 Mo-

<sup>1</sup> Alamanach royal 1771, S. 486.

<sup>2</sup> L ö p e r, a. a. O., S. 53.

<sup>3</sup> Alamanach royal 1771, S. 512 L ö p e r, S. 56.

reau, 1803 Napoleon I. mit Josephine, 1810 Napoleons zweite Gemahlin Maria Luise, 1814 Duc de Beny, 1828 Karl X. von Frankreich, 1839 Victor Hugo, Mai 1770 aber Maria Antoinette.<sup>1</sup> Ueber Maria Antoinettes Aufenthalt in Strassburg und die ihr zu Ehren veranstalteten Festlichkeiten hat uns kein Geringerer als Goethe unterrichtet. So glänzend wie in Strassburg, wo Maria Antoinette zum ersten Male den Boden des Reiches betrat, über das sie an der Seite ihres Gemahls gebieten sollte, wurde sie in Pfalzburg nicht empfangen. Aber man that, was man thun konnte. Der Magistrat hatte 6 Franken für einen Wagen ungelöschten Kalk zum Weissen der Aussenwände der städtischen Gebäude bewilligt. Levasseur, der das Schiesspulver in amtlichem Verwahr hatte, lieferte zu den Böllerschüssen 4 Pfund Pulver, ebenso viel, als an der Frohnleichnamsprozession gebraucht wurde. Den Männern, die die Böller zu bedienen hatten, hatten das Böllern und der Festjubil solchen Durst verursacht, dass sie für Getränk zweimal mehr liquidirten, als das Pulver gekostet hatte. Die Fürstin wurde mit heller Freude begrüsst; ihre gewinnende, liebreizende Erscheinung begeisterte das Volk immer wieder zu dem Rufe: «Quelle est belle! Qu'elle est charmante.»

Jean Levasseur aber wurde später Mitglied der Nationalversammlung und hat den Gemahl Maria Antoinettes zum Tode verurteilen helfen.

Solche Fürstenbesuche brachten in das sonst so stille und ruhige Leben der Bewohner Pfalzburgs einige Abwechslung.

Werfen wir zum Schluss noch einen Blick auf die Einwohner Pfalzburgs zur Zeit des jungen Goethe!

Leider lässt sich die Zahl der Einwohner für 1770 auch nicht einmal mit annähernder Sicherheit bestimmen. Kurz vor der Revolution zählte man 230 katholische und 12 jüdische Familien;<sup>2</sup> die Garnison und die Vororte waren hierbei nicht mitgerechnet; für 1802 und 1822 sind uns für die Gesamtbevölkerung einschliesslich der Annexen 3100 und 3467 überliefert. Die Einwohner waren meist Handwerker und Gewerbetreibende — zahlreich sind aus den Standesregistern für 1770 die *perruquiers* nachweisbar — und zugleich Ackerbürger, die vor der Stadt einige Aecker besaßen, die ihnen neben dem Handwerk oder dem Gewerbe den nötigen Lebensunterhalt abwarfen.<sup>3</sup>

---

<sup>1</sup> Ueber diese Fürstenbesuche vgl. namentlich *Benoît*, *Vers les Vosges*; über den Besuch Maria Antoinettes dortselbst S. 68.

<sup>2</sup> *Granddier* VI, 187.

<sup>3</sup> Fabriken gab es auch damals in Pfalzburg nicht; dagegen bestanden hier 2 Bierbrauereien, die eine da, wo jetzt am Platze das Haus *DeFrance* steht; die andere in der Bäckergasse, die früher *rue des brasseurs* hiess.

An Wirtshäusern, in denen schon 1770 die berühmte Pfälzburger Spezialität, das eau de Phalsbourg, verschenkt wurde, scheint es auch damals nicht gefehlt zu haben. Die berühmtesten Gasthöfe waren der «Basler Hof» und die «Stadt Metz» (jetzt Apotheke Wagner).

Wie noch heute suchten die Bewohner Pfalzburgs, indem sie das Nützliche mit dem Angenehmen verbanden, Erholung in ihren Gärten vor der Stadt. Sophie de la Roche, die Freundin Pfeffels, Wielands und Goethes, die 1786 in Pfalzburg weilte, hebt besonders hervor,<sup>1</sup> dass die Stadt mit einem Kranze reizender Gärten umgeben war, deren jeder ein Gartenhäuschen hatte. Wer aber keinen Garten sein eigen nennen konnte, dem boten die Wälle beliebte Spaziergänge mit schönen Ausblicken auf die nahen und fernen Wälder und Berge.

Die Unterhaltung wurde meist französisch geführt; schon 1628 wird besonders hervorgehoben,<sup>2</sup> dass in Pfalzburg fast nur französisch gesprochen wurde, und der Arzt Dr. Grimm, der 1773 in Pfalzburg war und auf dessen Mitteilungen wir uns schon wiederholt berufen haben, betont, dass nur die Arbeiter und die Dienstboten deutsch sprachen, dass überhaupt Lebensweise, Kleidung, Zimmereinrichtung, Zubereitung der Speisen u. s. w. französisch waren.<sup>3</sup>

So hatte denn die Stadt, die einst ein deutscher Fürst gegründet und mit deutschen Bewohnern besiedelt hatte, in verhältnismässig kurzer Zeit ihr deutsches Wesen abgestreift und französischen Charakter angenommen; in der Hauptsache wird dies der starken französischen Besatzung zuzuschreiben sein, die seit 1634 in Pfalzburg lag, noch ehe Pfalzburg rechtlich in den Besitz Frankreichs übergegangen war.

---

<sup>1</sup> B e n o i t, Vers les Vosges, S. 75.

<sup>2</sup> In den Colloques von D. Martin; vgl. Martin, Jahrbuch des Vogesenclubs XIII, 207; wenn Zeiller Recht hat, so sprach man allerdings kein feines Französisch; vgl. Zeiller, Zuegab von etlichen desz Heyl. Röm. Reichs Ständen, bei Merian, Topographia Palatinatus 1645, S. 14: allda (Pfalzburg) man neben der Teutschen allbereyt die Lothringische das ist eine grobe und verderbte Frantzösische Spraach redet.

<sup>3</sup> B e n o i t, Vers les Vosges, S. 90.

V.

## Die Inschrift am St. Nikolausportal von St. Martin in Colmar.

Von

**Th. Vulpinus.**

**A**uf der Südseite des Querhauses von St. Martin in Colmar befindet sich das St. Nikolausportal, dessen Reliefs von Kraus (Kunst und Altertum in Elsass-Lothringen II) als «das bedeutendste Skulpturwerk» dieser Kirche bezeichnet werden:

«In dem unteren Tympanon ist zwischen einem schlanken Säulenpaar der Patron St. Nikolaus dargestellt (als Bischof). Zu seiner Rechten gewahrt man drei Jungfrauen, von denen die dem Heiligen am nächsten stehende nach dem goldenen Apfel greift, den er ihr darbietet. In der Ecke kauert ein Mann. Der Sinn der Darstellung kann nicht zweifelhaft sein. Es ist die Szene, wo St. Nikolaus, um drei Jungfrauen vor der Schande zu bewahren, ihrem geldgierigen Vater, zu dreien malen Goldstücke ins Haus wirft. Zahlreiche Legenden, Hymnen und bildliche Darstellungen zeugen von der Popularität dieser Szene . . . . Nicht so sicher ist die Deutung der Gruppe links von St. Nikolaus: Drei junge Männer, zwei mit umhängendem Sack, drängen sich an ihn heran . . . . man kann darin die drei Gatten sehen, welche der Vater mit dem geschenkten Gelde den Mädchen gewinnt, oder die drei unschuldig verurteilten Jünglinge, die der hl. Nikolaus vom Tode rettet (was in den Hymnen oft hervorgehoben wird); vielleicht auch die drei Schulknaben mit ihren Schultaschen nach dem Lied (Cahier I, 304): *Trois clers aloient à l'école.*»

Nach dieser Beschreibung des Bildwerkes gibt Kraus die Inschrift über dem Giebelfeld (S. 251; Abbildung des Portals selbst S. 232) in getreuer Nachbildung der Buchstaben und kommt dabei zu folgendem Ergebnis:

+ Dat · cultor · trini · tria · tris · ut · det · . . . (sibi?)  
trini · fama · fames · scort · ut · cedant · celitus · ortus · aurea ·  
virginibus · dat · tria · dona · tribus · eripis nos · morti · nico-  
lae · necisque · cohorti · +

Diese Inschrift sei «an mehreren Stellen unverständlich und bilde nur in ihrem letzten Teil eine klare Illustration zu dem Relief.»

Wir wollen versuchen, sie doch zu verstehen.

Zunächst ist festzustellen, dass wir leoninische (innen reimende) Hexameter vor uns haben:

Dat cultor trini tria tris ut det . . . (sibi?) trini  
Fama fames scortus ut cedant celitus ortus  
Aurea virginibus dat tria dona tribus  
Eripis nos morti Nicolae necisque cohorti.

(Die dritte Zeile ist allerdings verunglückt und zum Pentameter geworden!)

Sodann geht, wie schon aus dem Zweck der Inschrift an sich, aus dem zweimaligen trini in der ersten Zeile hervor, dass dadurch das Bildwerk erklärt werden soll: St. Nikolaus in der Mitte und je drei Gestalten zur Rechten und Linken.

Statt «sibi trini» ist jedoch in der zweiten Hälfte der ersten Zeile zu lesen: «tria trini» (TA · RINI ·). Die Spielerei mit «drei» ist augenfällig. Wir fügen Satzzeichen hinzu und erhalten also:

Dat cultor trini tria tris, ut det tria trini:  
Fama, fames etc.

Zu deutsch: «Es gibt der Pfleger (Lehrer, Erzieher) der drei (Jünglinge zur Linken) drei (Goldgaben) den dreien (den drei Jungfrauen, tris = tribus), damit coelitus ortus (der Himmelsprosse, der Heiland) gebe, dass die drei Uebel des anderen Trinums (tria trini, der Jungfrauen zur Rechten), nämlich: schlechter Ruf, Armut, Unzucht entweichen. —

In der dritten Zeile wird dann statt dat (das T der Inschrift ist von zweifelhaftem Aussehen) dem «eripis» der vierten entsprechend, «das» (du gibst) zu lesen sein. Also: «Du gibst drei goldene Geschenke den drei Jungfrauen, du entreisst uns (wie sie) dem Tod, o Nikolaus,<sup>1</sup> und dem Heere des Todes.»

<sup>1</sup> Die Inschrift hat: incolae; Kraus schreibt aber, wohl einen Fehler des Steinmetzen vermutend: nicolae. Das wird — am Nikolausportal — richtig sein und passt besser ins Versmass, obgleich



Wer die drei Jünglinge (zur Linken) sind, muss dahingestellt bleiben. Sie entsprechen eben den drei Jungfrauen und werden — St. Nikolaus ist ja der Kinder- der Jugendfreund (*cultor juvenum*) — am einfachsten als drei Schüler (Jünger) gefasst, wie sie sich denn auch sichtlich (Kraus) «an ihn herandrängen». Dabei ist ja möglich, dass der Verfasser der Inschrift an die drei vom Tode erretteten Jünglinge gedacht hat. Vergl. die Nikolaushymnen bei Mone I, S. 451: <sup>1</sup> «*hic tres juvenes Insortes morti destinatos Eruebat liberos*» und S. 417 «*tres ereptos vinculis*» etc. Dass St. Nikolaus in Todesnöten angerufen wurde, erhellt aus S. 460: «*Aufer mortis dispendia*», aus S. 462: «*Tuta me in mortis statu!*» und aus S. 465 (deutsch): «*Mangen hast du erlost Von des Todes arbeit.*»

Sehr geistreich ist die Inschrift nicht; aber es wird kaum gelingen, sie anders zu deuten.

auch *incolae* einen Sinn gäbe: *mors incola*, der uns einwohnende Tod, der Tod in der Sünde, als Gegenstück zur *cohors* des leiblichen Todes.

<sup>1</sup> Von den etwa 10 Stellen, die sich auf die drei Jungfrauen beziehen, sei die schönste hier mitgeteilt:

Ave, qui virginibus  
auro subvenisti,  
quas aeternae finibus  
mortis abduxisti,  
de domo spurcitiae  
mundas eduxisti.  
Nos a mundi faecibus  
Tuis piis precibus  
Duc ad domum Christi.

VI.

Matthias Ringmann

1482—1511.

Von

Th. Vulpinus.

**M**atthias Ringmann, genannt Philesius, ist eine der lebenswürdigsten Erscheinungen unter den elsässischen Humanisten. Wer Näheres über ihn erfahren will, nehme den 2. Band der ausgezeichneten Histoire littéraire de l'Alsace von Ch. Schmidt zur Hand. Eine zusammenfassende Darstellung aus dieser Quelle gibt auch Knod im 1. Jahrbuch (1885) unseres hist.-liter. Zweigvereins nebst einer «freien» Uebersetzung eines von Schmidt mitgetheilten lateinischen Vogesengedichtes von Philesius. —

Schon dieses Gedichtes wegen verdient Ringmann, nicht vergessen zu werden. Aus demselben lässt sich aber auch recht wohl die nähere Heimat des Dichters nachweisen, über die man noch uneins ist. —

Ich gebe daher eine möglichst genaue Uebersetzung:

**Die Vogesen.**

**U**nsere Vogesen beginnt an den rhätischen Alpen,  
**B**is in der Trevirer Gau streckt sich der grünende Kamm,  
**W**elcher die gallischen Fluren von Deutschlands Ackerern scheidet  
**U**nd aus den Adern zu Thal rauschende Wasser ergiesst.  
**W**o gen Westen es schaut, nach der sinkenden Sonne, da sieht's dein  
**A**uge mit Fichten geschmückt, prangend in ewigem Grün,  
**M**osel entsendend und Meurthe mitsamt der Mortagne und Seille  
**A**us reichsprudelndem Born tief in das gallische Land.

All dies Wasser (ich kenne die Gegend<sup>1</sup>) vereinigt sich, ehe  
 Metz es erblickt in dem Gau mediomatrischen Stamms.  
 Hier heisst eigentlich erst es mit Recht die Mosel und fliesst nun,  
 Durch viel andres vermehrt, fort und zuletzt in den Rhein. —  
 Doch der Theil des Gebirgs, der den Aufgang schauet der Sonne  
 Und manch ragendes Haupt unseren Gegenden zeigt,  
 (Obgleich schattige Thäler es hier auch schmücken, und nirgends  
 Mangel an Baumwuchs herrscht bis an den Scheitel hinauf)  
 Bietet des Bacchus köstlich Getränk samt Gaben der Ceres,  
 Früchte verschiedenster Art, lachend in schwellendem Laub.  
 Hier wächst lieblicher Wein auf sonnengesegneten Hügeln,  
 Den man den Elsässer heisst, Elsässer, weil von der Ill.  
 Hier holt Baier und Schwabe den Sorgenverseucher, ja schier ganz  
 Deutschland löscht sich den Durst gern an dem süssen Geschenk!  
 Hier rauscht Moder und Breusch und die Sauer herab aus der Quelle,  
 Hier fliesst Ill,<sup>2</sup> fliesst auch Du, mit dem Dörflein, o Scher,  
 Aus den Vogesen geschickt in die lachenden Matten als Dorfbach,  
 Der mein väterlich Haus streift in dem grünenden Thal! —  
 Welch ein Ergötzen, zu schau'n in der Fern' auf den Höhen die Burgen,  
 Die manch herrlicher Spross edelsten Blutes behaust,  
 Wo hoch oben Odilia schläft auf dem Gipfel des Berges,  
 Sankt Odilia, sie, unser, des Elsasses, Stolz!  
 Heil dir, Wasgan! Heil euch heimischen Bergen vor andern,  
 Reich an Gewässer und doch füllend die Becher mit Wein! —

Grandidier verlegt — ich weiss nicht aus welchem Grund  
 — den Geburtsort des Dichters in die Gegend von  
 Paris bei Urbeis. Auch Schmidt neigt zu dieser Annahme.  
 Mossmann dagegen denkt an Scherweiler und kommt  
 damit der Wahrheit nahe; denn nach den letzten Zeilen unseres  
 Gedichtes scheint mir die Scher ohne Zweifel der Heimats-  
 bach Ringmanns zu sein. Ist es nicht bezeichnend, dass er  
 nur unter elsässische Vogesenflüsschen anführt, mit der an  
 sich ja unbedeutenden Scher abschliesst, sie allein mit  
 du anredet und «cum vico d. h. mit dem Dörflein»  
 hinzufügt? Und im Anschluss daran spricht er von dem  
 Dorfbach (torrens villanus), der vom Gebirge in lachende Matten  
 geschickt werde und in einem grünen Thal die heimischen  
 Häuser (patrias domos) streife. — Aber Scherweiler kann das  
 Dörflein nicht sein; denn es liegt nicht an der Scher (trotz des

<sup>1</sup> Er war wiederholt in Lothringen (St. Didel).

<sup>2</sup> Alsa hinc cum vico tu quoque Schara fluis. Es ist nicht ein-  
 zusehen, was an dieser Stelle die schon oben erwähnte Alsa (Ill)  
 soll. Sie kommt ja nicht von den Vogesen. Ich vermute einen Druck-  
 fehler für: Alta, das dann entweder zu origine in der vorher-  
 gehenden Verszeile zu ziehen ist (decurrit origine Sara—alta) oder  
 zu Schara (Scher) gehört: die «alta Schara», die hohe (hochentsprin-  
 gende) Scher zur Unterscheidung von dem Bach bei Blienschweiler  
 oder der kleineren Schernez.

Namens) und jedenfalls in der Ebene, während Ringmann von einem Thale singt und sich anderswo wiederholt einen Vogesen-gebürtigen (Vogesigena) nennt.<sup>1</sup> Nun denkt man zunächst an das Weilerthal, wozu namentlich der *torrens villanus* reizt. Aber die Verbindung der Scher mit diesem *torrens* in unserm Gedichte ist so augenscheinlich, dass nur ein und dasselbe Gewässer gemeint sein kann, und die Scher fließt doch nicht im Weilerthal. Das Dorf an der Scher muss also anderswo gesucht werden und zwar am Oberlauf dieses Wassers, da wo es vom Gebirg in lachende Thalmatten geschickt wird und noch ein Giessbach (*torrens*) ist.

Vor einigen Jahren bin ich einmal vom Hohwald über den Ungersberg nach der Eisenbahnlinie Schlettstadt-Zabern gewandert und dabei durch Reichsfeld gekommen. Ich erinnerte mich später, dass durch dieses Dorf ein Bach fließt, hart an den Häusern vorüber, und erkundigte mich schriftlich bei dem dortigen Hrn. Lehrer,<sup>2</sup> ob man dieses Wasser — den Oberlauf der Scher — in Reichsfeld Dorfbach nenne. Er antwortete mir: «Die Scher entspringt auf der Ostseite des Ungersberges in der Gemarkung von Reichsfeld. Sie hat drei Quellen, welche als sogenanntes Dorfbächlein vereinigt mitten durch Reichsfeld fließen. Das Dorfbächel gilt allgemein als Anfang der Scher, heisst aber im Gemeindearchiv nur «*cruisseau dit Bächel*». Mit ihm vereinigt sich 100 Meter oberhalb der Hauptstrasse von Epfig nach Schlettstadt beim Forsthause Floretthal, ein weniger wasserreiches Bächlein, das durch Blienschweiler fließt und wohl auch gerne als Quelle der Scher angegeben wird. Es entspringt an einem südlichen Vorsprung des Ungersberges. Soeben erwidert mir ein älterer Mann auf die Frage, ob er wisse, wie unser Dorfbächel heisse: Scher; habs noch nie anders gehört.» —

Blienschweiler kann nicht in Frage kommen; denn es liegt schon nicht mehr im eigentlichen Gebirge: nicht «*penes alta cacumina*». Aber bei Reichsfeld stimmt alles: der hohe Ungersberg, das grüne Thal, der Dorfbach, die junge Scher! —

Leider hat sich Ringmann nicht in die Heidelberger Matrikel «intituliren» lassen (vgl. Töpke, die Heid. Matr. Einl. XVI ff.), wie es im Mai 1489, 1492 und 1501 Martinus Abt de Scherwiler, Nikolaus Uwl de Scharwiller und Heynricus

<sup>1</sup> Sic ego qui Vogesi penes alta cacumina montis Paganus viridi prodeo valle satus. (Schmidt II, 87, Anm. 3).

<sup>2</sup> Hrn. Lehrer Reithler sei auch an dieser Stelle herzlich gedankt für seine Auskunft.

Kobelde ex Bleinswyler gethan haben! Aber wir wissen, dass er in der Musenstadt am Neckar gewesen ist, und sehen aus diesen Beispielen, dass Heidelberg ein beliebtes Ziel war für die Zöglinge der Schlettstädter Schule aus jener Gegend. Aber auch Ringmann hat diese Schule als Knabe besucht. Und die letzten Zeilen des Gedichtes, wo er die Umschau preist, die man in den Vogesen hat: die vielen Burgen und vor allem das Odilienkloster, wie weisen sie doch so deutlich gerade auf die Gegend des Gebirges, wo wir seine Wiege vermuten! Bis zum Beweise des Gegenteils behaupte ich also: Er war ein Bauernsohn (paganus) aus Reichsfeld.

Ob der Name Ringmann noch im Lande vorkommt? Ich habe darüber nichts erfahren können. Unser Philesius starb jung und unbeweibt 1511 an der Lungenschwindsucht.

Zum Schluss sei noch ein Epigramm von ihm mitgeteilt. Er war einmal kurze Zeit Lehrer der Münsterschule in Colmar gewesen, scheint aber dort — wie vorher schon andere — mit den Herren Schulpflegern üble Erfahrungen gemacht zu haben. Da schaffte er unter Anspielung auf den Kolben im Colmarer Wappen seinem Aerger Luft, indem er schrieb:

**Kolbnarrensibus quibusdam.<sup>1</sup>**

Si vocis primum fas est inquirere fontem,  
Nomina sunt vestris vera profecto scholis!  
Ex re nomen habent: vaco signat nempe scholazo  
Et vestrae nimium saepe regente vacant.  
Quare mansuram fugiat sperare quietem,  
Post nos hunc sterilem quisquis arabit agrum!

Das ist verdolmetschet:

**An etliche Kolbnarren.**

«Schule», des Worts ursprünglicher Sinn wird klar dir in Colmar;  
Namen und Sache, fürwahr, stimmen da schön überein!  
Schola bedeutet ja «Musse» zunächst, faulenzen scholazein,  
Ach, und in Colmar hat meistens die Schule — Vakanz,  
Weil ihr der Rektor fehlt! — Gibs auf, hier Dauer zu hoffen,  
Armer, der nach mir pflügt dieses verwilderte Feld!

<sup>1</sup> Hemistichia poetarum sententiosiora pro pueris (Strassburg bei Knobloch 1505).



## VII.

# Zum Falle Strassburgs.

Von

**Dr. Karl Hölscher.**

Die Herzogliche Bibliothek zu Gotha besitzt in einem Sammelbände (Dissertationes philosophicae 171, Nr. 20), ganz versteckt unter Abhandlungen philosophischen und belletristischen Inhalts, eine wertvolle deutsche Aeusserung über den Fall Strassburgs aus dem Jahre 1682, gedacht als Korrespondenz zwischen dem Strassburger und Wiener Turm. Obgleich das Stück schon teilweise bekannt ist,<sup>1</sup> verlohnt es sich doch der Mühe, das Ganze hier zum Abdruck zu bringen. Der Wortlaut der nur acht Quartseiten umfassenden Flugschrift ist folgender:

**„Brieff-Wechsel / zwischen Deutschlandes vornehmsten  
Thurmen / dem Wienerischen und Strassburgischen  
eröffnet Aus Curieußer Leute Cantzley. 1682.“**

«D e r T h u r m z u S t r a s s b u r g entbeut dem zu  
Wien alles Liebes und Gutes. Wiewohl ich allezeit gemeinet /  
dass / wie du dem Teutschen Reiche wider die Türcken / also  
ich wider die Frantzosen / statt einer Hut und Wacht dienen  
werde / und wie dir vorzeiten / wie ich vernommen / frey ge-  
lassen worden / wegen deiner Treue das Zeichen und Wappen  
des Türckischen Monden zu führen / also ich nicht weniger  
eine Lilie / so mehr eine Zierde meiner überwundenen Vater-  
Stadt / als des überwindenden Franckreichs / mir könnte vor-

---

<sup>1</sup> Vgl. Hölscher, Die öffentliche Meinung in Deutschland über den Fall Strassburgs. München 1896, S. 117—119.

tragen lassen / in dem unlängst die Rede ergangen / als hätte dein Kayser und Ertz-Hertzog unsern Stösser<sup>1</sup> mit dem Nahmen Lilien-Feld / und mit einer Lilien Cron Bezierter / wegen guter Verrichtung und Erhaltung der Bürgerschaft / beehret. Denn das / wenn ein Unglück seyn soll / an Thürmen der Anfang gemacht werde / kanstu nicht allein ein Exempel an mir nehmen / sondern es hat auch vor Zeiten der Babylonische Thurm die Verwirrung der Völcker und Sprachen bedeutet; Ja vom Thurme zu Siloh ist durch ein Weib der König getödtet worden<sup>2</sup> / und haben schon längst die Traum-Ausleger angemercket / dass wenn einem von Thürmen träumet / der Zustand grosser Fürsten dadurch bedeutet werde. Die Wahrheit zu sagen / wir Thürme haben die grösste Gefahr von Winden und Wirbeln auszustehen: Ich habe von Sonnen-Untergang her Unglück gehabt / nemlich daher / wohin sich mein Creutze kehret: Dir ist der Ostwind / ja auch durch unbekante / bekandt / und vielleicht daher / wohin sich dein Mond wendet. Eines ist / welches ich dir in geheim schreibe / gleich wie mein Strassburg die Silbersucht gehabt / also ist mir ein gewisses Merckmahl deines künftigen Untergangs / dass deine vornehmste Hofeute eben an derselben Kranckheit liegen / und hat neulich / wo ich nicht irre / Seppenwill<sup>3</sup> eine grosse Summ Geldes deinem Verräther ausgezahlt. Ich Elender / der ich doch so viel Schuh höher bin als du / habe mein Unglück nicht übersehen können / aber ich habe einen höhern Bischoff zum General (Kayser) gehabt: Viel weniger wirst du dein Unglück von deiner Höhe zuvor sehen können. Derowegen fürchte dich vor den Bischoffen / nicht allein vor den nüchternen / sondern auch vor den Trunckenen / nicht vor den Klugen und Verständigen / sondern vor den Närrischen / und zwar vor dem jenigen / welcher nicht allein Oesterreich / Hungern und Deutschland verlohren.

«Aber weg mit dieser Muthmassung! Ich bin schon unter der Dienstbarkeit / unter welcher du ins künftige seyn werdest, wird die Zeit lehren. Denn mit uns Thürmen ist es ietzund so beschaffen / dass wir / da wir vormahls herrscheten / itzund

<sup>1</sup> Vgl. über den aus altem Strassburger Geschlechte stammenden Rechtsgelehrten und XIIIer Gottfried Stösser, Edlen von Lilienfeld: Zedlers Universal-Lexikon, Bd. 40, Sp. 299 u. 684; ferner Strobel, Gesch. des Elsasses V, S. 229; Reuss, Fr. Reiseissens Chronik, S. 8; Marcks, Beiträge z. Gesch. v. Strassburgs Fall im Jahre 1681, ZGO., N. F. V; und ganz besonders Schulte, M. Ludwig Wilhelm von Baden. Karlsruhe 1892, I, S. 332.

<sup>2</sup> Leider weiss ich auch heute noch nicht, woher diese Worte genommen sind. (Vielleicht Verwechslung mit Sicheu? Jud. 9, 53.)

<sup>3</sup> Seppeville, der französische Gesandte in Wien.

zu dienen anfangen. Dieses glaube vor gewiss / dass ein vornehmer Astrologus, welcher solches alles vorlängst schon durch mein Fern-Glass gesehen / propheceyet hat / dass künftiges Jahr deinem Oesterreiche sehr unglücklich (fatal) seyn werde / so gar / dass ich fürchte / wo du mir nicht schleunigst wieder schreibest / uns keine solche Gelegenheit mehr zu schreiben / übrig seyn werde. Geheb dich wohl. Gegeben den 2. Tag nach meiner Eroberung / im letzten Jahre der Freyheit / und im ersten der Dienstbarkeit. Vormahls dein Bundgenosse / nunmehr dein Nachbar der Strassburgische Thurm.»

«A n t w o r t d e s W i e n e r i s c h e n a n d e n S t r a s s - b u r g i s c h e n T h u r m . Was du an mich von dir / deinen Bürgern und dererselben schändlichen Verrätherey schreibest / wundert mich nicht wenig / beydes weil es was ungewöhnliches und seltzames ist / dass Thürme schreiben / beydes weil ich es fast vor ein Wunderwerck gehalten / dass die vornehme deutsche Stadt / welche von Natur und Kunst befestiget / und an allen Sachen überfluss hat / eine Bunds-Genossin der Schweitzerischen Republic / und welcher die Dienstbarkeit unerträglich / sich so leichte dem Frantzösischen Joche unterworfen. Zwar deine Spitze / und darauff das Zeichen des Creutzes / kundte dich und die deinen nicht weniger / als mich und die Meinen / der Mond erinnern / dass wir der alten Tugend und Tapferkeit eingedenck seyn solten / wann die alten Christen vor Zeiten beständig vorgaben / dass man auff diess Zeichen nicht überwunden werde / sondern überwinde / und Treu und Glauben / nicht aber Untreu andeute. Deine Stadt hat mit weit grösserm Muth und Tapfferkeit vor Zeiten mit den Hunnen und dem Attila gestritten / als mit Ludwigen und den Frantzosen / da doch / dass auch denenselben könne widerstanden werden / das fördere Thor und der weisse Thurm / und dessen Überschrift weiset / welcher / als Heinrich II. König in Frankreich / nach Eroberung der Stadt Metz / seine Armee in Deutschland führete / erbauet worden <sup>1</sup> / und nicht allein der Gewalt / sondern auch

<sup>1</sup> Die Inschrift am «Neuen Thore», wovon hier die Rede ist, lautete: «Henrico Gallorum Rege, militem in Carolum V. Imp. Aug. per hanc Germaniae partem ducente, S. P. Q. Argentinensis portam hanc aggere, et fossa muniri fecit, Anno 1552. Mense Majo.» Vgl.: «Eigentlicher Bericht von Bevestigung der so weit berühmten Stadt Strassburg.» Frankfurt am Main 1683, S. 10. Der Autor dieses «Berichtes» fügt, vielleicht in etwas ironischer Absicht, hinzu: «Und ist darauss abzunehmen / dass man sich dazumahl noch besser als heutiges Tages vorgesehen.» Am «Weissen Thurm» stand «mit güldenen Buchstaben» zu lesen: «Carolo V. Aug. Copias Germaniae in Turcam Pannonias invadentem ducente, Respub. Argentinensis portam hanc aggere, et fossa muniri fecit Anno 1532.»

den Siegen der Frantzosen widerstanden / daher ich deine Verräther einer Lilie würdig halte / aber einer solchen / die man sonst den ärgsten Schelmen auff die Stirnen oder Rücken mahlet. Dass das Geldgierige Strassburg bisher die meisten Cörper der Deutschen eingenommen / ist höchlichen zu beklagen ; aber es ist kein Wunder / indem die Frantzösische Seuche bey unserer Nation itzund und gantz gemein / und mit den Sitten die Kranckheiten eingeführet worden. Denn wie denen so die Frantzosen haben / meistentheils die letztere Artzney ist / dass die faulen Glieder abgeschnitten werden : Also were auch billich / dass denen jenigen / welche die Geldsucht eingenommen / die Kehle abgeschnitten würde. Ubrigens was du von deiner Höhe / von Bischoffen / Sternseher / und Oesterreichs Untergange erzehlest / sind alles Artzneyen der Feinde des Vaterlands. Denn nicht so wohl die Höhe und Zierde / als die Tapfferkeit ist lobwürdig und / wo mir recht / so weist du gar wohl / dass wie man stets davor gehalten / dass du höher / als ich / so habe ich doch den Ruhm der Stärke und Beständigkeit gehabt. Daher ist leicht zu schliessen / dass dein Fern-Glass nicht weniger betrogen werde / als der Bischoff betreugt : denn solche Generale habe ich allenthalben / welche / wenn mir irgends eine Gefahr von weiten zuhängt / das Unglück zuvor zu sehen / und Unglück abzuwenden / die Betrüger nicht zu scheuen / sondern zu verlachen wissen / viel weniger kann von ihnen Oesterreichs Untergang herrühren. Es ist schon längst / dass ein Philosophus, in dem er an Himmel sahe / in eine Grube gefallen / und den Weibern dadurch Anlass zu lachen gegeben. Die jenigen Weissagungen seyn gewisser / welche melden / das Oesterreich / ob es schon auff allerhand weise und wege verhindert werde / dennoch das letzte in der Welt seyn werde. Denn der allerhöchste Rächer der Ubelthaten / die verstorbenen Heiligen / das Gebet der Frommen / die Hände tapfferer Leute / die Eintracht der Bürger / werden vor meine Wohlfarth streiten / dass ich mich ins künftige von keinem Winde / weder vom Ost- noch Südwinde / weder von bekanten / noch unbekandten Feinden / es mag kommen wie es wolle / meine Verräther mögen tichten und vornehmen / was sie wollen / sie mögen Geld geben / oder nehmen / nichts werde zu befürchten haben. Das glaube nur sicher / dass ich so leichtlich meine Freyheit nicht werde lassen zu Grunde gehen / welche ich / dass sie meinem Oestereich eigenthümlichen sey / und ewig bleiben möge / wünsche und gläube. Gehabe dich wohl. Der Wienerische Thurm.»

Den ersten Teil der Flugschrift, das Schreiben des Strassburger Turmes, kennen wir bereits; das lateinische Original ist uns, zusammen mit einer Antwort des Wiener Turmes, die

gleichfalls in lateinischer Sprache abgefasst ist, doch erst aus dem Jahre 1684 stammt, in einem fliegenden Blatte erhalten mit der Ueberschrift: «*Responsio Turris Viennensis ad epistolam Turris Argentinensis, nuperrime ex scrinio remotioris amici ad hanc viciniam delata. Anno Christi 1684.*»<sup>1</sup> Unzweifelhaft hat auch der Antwort des Wiener Turmes aus dem Jahre 1682 ein lateinisches Original, das als die vom Strassburger Turme verlangte schleunige Entgegnung zu betrachten ist, zu Grunde gelegen; das beweisen die mehrfachen ungeschickten Perioden. Der Uebersetzer wollte in seiner deutschen Gesinnung den Inhalt des Blattes den Massen des Volkes zugänglich machen. Man kann sich wirklich gut vorstellen, wie das kleine handliche Pamphlet in Quartformat auf Messen und Jahrmärkten von Kolporteurs unter die Menge verteilt worden ist.

Was nun den Inhalt der Wienerischen Antwort betrifft, so ist vor allem zu bemerken, dass im Jahre 1684 der Stephans-turm aus dem Vollen schöpfen und dem der Reichsgemeinschaft entrissenenen ehemaligen Wächter im Westen mit eindringlichen Worten die Schmach, die dieser auf sich geladen, kundthun kann; hatte er doch gesehen, wie die seiner Obhut unterstellte Stadt Wien am 12. September des letzten Jahres heldenmütig ihre Belagerer davonjagte, während am 30. September 1681 in Strassburg von einer Belagerung gar nicht die Rede war! Das Schreiben des Jahres 1682 ist vorsichtiger: wie sich in Strassburg Verräter und Betrüger gefunden haben, worunter besonders der Bischof (Franz Egon von Fürstenberg), so kann auch Wien in gleicher Weise seinem Verderben entgegengeführt werden. Doch wird die Hoffnung ausgesprochen, dass die Weissagungen in Erfüllung gehen möchten, welche melden, dass Oesterreich das letzte in der Welt sein werde. Der Wienerische Turm baut auf Gott und die Heiligen, das Gebet der Frommen und die guten Eigenschaften seiner Bürger. Er findet es seltsam, dass Türme schreiben, im Jahr 1684 weiss er dagegen von der Beobachtung der Traumdeuter, dass in den Träumen der Türme das Geschick grosser Fürsten sich offenbare. Es ist leicht möglich, dass die Antwortschreiben des Stephansturmes in den Jahren 1682 bis 1684 noch mancherlei Versionen durchgemacht haben, die vielleicht noch der Auf-findung harren. Sollten nicht die Worte aus der Ueberschrift des Flugblattes vom 1684 «*nuperrime ex scrinio remotioris amici ad hanc viciniam delata*» darauf hindeuten?<sup>2</sup> Zweifelhaft

<sup>1</sup> Vgl. Hölscher a. a. O. S. 117—126.

<sup>2</sup> Von der handschriftlichen Version des Jahres 1684 ist in Hölscher, Die öff. Mein. u. s. w., S. 125 und 126 die Rede.



ist es, ob der oder die Verfasser der zwei Jahre von einander getrennten Flugschriften identisch sind. Nehmen wir einmal einen und denselben Schreiber an: was kann er 1682 von Wien sagen? Nur das, dass er nicht wünscht, dass das Unglück, das Strassburg von Westen her überfallen, seiner Stadt von Osten her drohen möge. Oesterreich und Wien schienen dem Untergang geweiht, Ungarn war im Aufstande. Hinter den Ungarn standen die Türken. Die Lage war verhängnisvoll. Der Schreiber kann Strassburg an seine glorreiche Geschichte erinnern, und trotzdem ist die Stadt gefallen; von der Stadt Wien kann er nur die Beständigkeit rühmen, die sie schon einmal zu zeigen Gelegenheit gehabt (im Jahre 1529); möge sie auch jetzt der gleichen Eigenschaft treu bleiben! Das sind aber alles nur Wünsche. Wie ganz anders kann er sich im Jahre 1684 aussprechen! Die Feinde aus Osten sind geschlagen, Wien und Oesterreich sind befreit, die verräterischen Anschläge Seppevilles, die Befürchtungen der Astrologen, die an die Erscheinung des Kometen im Dezember anknüpften, sind zu nichte geworden. Sehr wirkungsvoll ist der Gegensatz zwischen der Argentina, der Stadt Strassburg, die an der Argentangina, an der Silbersucht oder Geldklemme leidet und einen Fremden zum Erben aller ihrer Güter, der Befestigungen, des Staatsschatzes und des Zeughauses einsetzt, und der Vienna, die trotz der üblen Vorbedeutungen, trotz des Verräters, den sie in ihren Mauern beherbergt (Seppeville), der belagernden Feinde Herr wird und im Bewusstsein der wieder gewonnenen Freiheit der ehemaligen Reichsgenossin und nunmehrigen Nachbarin dienstbereit sein will.

Mit dem «Briefwechsel zwischen Deutschlandes vornehmsten Thurmen / dem Wienerischen und Strassburgischen eröffnet Aus Curieuser Leute Cantzley 1682» ist wieder ein Stück der so umfangreichen Flugschriftenlitteratur jener Tage bekannt geworden. Diesen Erzeugnissen auf allen Wegen nachzuspüren, ist ausserordentlich schwer, da nicht jede Bibliothek einen eigenen Katalog darüber führt, wie die k. Hof- und Staatsbibliothek zu München. In den meisten Fällen bleibt die Auffindung wirklich nur dem Zufall überlassen, wie bei dem behandelten Stücke. Es wäre ein sehr verdienstliches Werk, wenn die Bibliotheken einmal ihre Bestände auf derartige Stimmen hin durchgehen und diese ordnen wollten.

## VIII.

# Wie gewonnen, so zerronnen.

Von

Wolfgang Spangenberg.

Neudruck von

**E. Martin.**

Ueber Wolfgang Spangenberg, den zahmeren Nachfahren Fischarts, hat Wilhelm Scherer gehandelt in unsern Strassburger Studien (1883) 374—378; vgl. auch J. Bossert, Allg. D. Biogr. 35, 46 ff. Auf den Titeln seiner Bücher übertrug er seinen Namen ins Griechische und fügte Andropediacus hinzu um seine Heimat Mansfeld zu bezeichnen. Ausgewählte Dichtungen habe ich als IV. Band der Elsässischen Literaturdenkmäler aus dem XIV—XVII. Jahrhundert wiederabdrucken lassen; einige griechische Dramen in deutscher Bearbeitung O. Dähnhardt für den Literarischen Verein in Stuttgart, Tübingen 1897/8. Während diese das akademische Theater in Strassburg, die beste Bühne jener Zeit in Deutschland, im Auge haben, sind andere scherzhafte Stücke Spangenberg's für die Aufführungen der Meistersänger in Aussicht genommen worden. So auch das hier folgende. (Strassb. Stud. I, 94.) Eine Abschrift aus dem Exemplar der Berliner Bibliothek, worin die letzten Blätter fehlten, ist inzwischen vervollständigt worden durch die Güte des Herrn A. Englert, welchem der Antiquariatsbuchhändler Herr Ludwig Rosenthal in München Hildegardstrasse 16, ein vollständiges Exemplar freundlichst zugänglich gemacht hatte. Die Zeilen 2. 3. 8. 10—12 des Titels sind im Original rot gedruckt. Die Schreibung und Interpunction Spangenberg's behalte ich bei, übergehe die Custoden und füge der Signatur auch die Blattziffer bei; ebenso zähle ich die Verse.

Wie gewonnen, so zerrunnen.  
Ein kurtzweilig  
Spiel, von der Weltkinder listi-  
gen Practick vnd Rencken Geldt zu ge-  
winnen: Auch von der fromen Armen schweiss  
vnd Arbeit: vnd was ein jeder endlich für Glück  
darbey hat zu gewarten:  
Zur Lehr vnd Warnung gestellet  
Durch  
Lycosthenem Psellionoros Andropediacum.  
[Holzschnitt: Herr und Dame im Wald einander  
eine Börse überreichend.]  
Nürnberg,  
Bey Georg Leopold Fuhrmann, 1613.

**Personen dieses Spiels.** [12]

Warmund, redet den Prologum vnd Epilogum.  
Spiel Cuntz, ein verlohnes Kind.  
Seltenfromb, ein listiger Fuchs.  
Fromm Man, ein armer Rebbawr.  
Reichhart, der Wucherer.  
Alfantz, der Lackey.  
Murr Greth, dess Bawren böse Fraw.  
Das Glück, in eines Engels gestalt.  
Vielwitz, der Schultz:

**Warmundt. Prologus.**

GOTT grüss euch all jhr lieben Leut, [2]  
Die jhr euch habt versamlet heut,  
Vns zu Ehren, an diesem ort:  
Ich bitt jhr wollet wenig wort  
Von mir anhören allesamm.  
Ich heiss Warmund, das ist mein Nam:  
Vnd bin jetzt kommen da herein,  
Dass ich auch bey dem Spiel möcht seyn.  
Nun als ich wolt hierauff jetzt gehn,  
10 Fand ich drauss für der Thüren stehn  
Meister Klügling, den feinen Mann:  
Der alle dinge tadlen kan:  
Vnd dem man nichts kan machen recht,  
Es ist jhm alles nur zu schlecht,  
Wers gleich gemacht mit höchstem fleiss:  
Das macht, er ist so gar Nasweiss,

Vnd kan doch selbst, von solchen Sachen,  
Nichts nutzlichs noch lehrhaftigs machen:  
Derselbig Meister Klügling nun,  
20 Fragt mich, was ich allhier wolt thun?  
Ich sprach: Ich will zum Spiel auch gehen,  
Vnd dieser Action zusehen.  
Bah! sprach er: was ists für ein Spiel!  
Ein Weltlich ding: Es nutzt nicht viel. Aij  
Es seynd nur leichtfertige Sachen:  
Nichts lehrhaftigs kan man drauss machen  
Es ist auch ärgerlich, dermassen  
Dass man es wol hett bleiben lassen.  
Seht! lieben Leute: solche wort  
30 Trieb Meister Klügling an dem ort:  
Diese Action zu verachten.  
Aber, jhr sollet diss betrachten,  
Dass bey einem Frommen kein ding  
So schlecht seyn kan, noch so gering,  
Das er jhm nicht könnt nützlich machen.  
Also auch hier in dieser Sachen:  
Ob schon das Spiel kurtzweilig ist,  
Doch kan darauss ein frommer Christ  
Die Warnung, Lehr vnd Trost fein merken,  
40 Glauben vnd Lieb damit zu stercken.  
Dann in der Christlichen Gemein,  
Ist reinen Hertzen alles rein,  
Demnach will ich kurtzlich hierneben  
Bericht von diesem Spiel euch geben.  
Ein ernste Warnung solt jhr haben,  
Am Spiel Cuntz dem versoffnen Knaben,  
Euch zu hüten für Spiel vnd Sauffen.  
Das sollen mercken, in dem hauffen,  
Zur Warnung alle Jung Gesellen,  
50 Dass sie nicht kommen in die Höllen.  
Aber dem Weibsvolk in gemein  
Soll die Murr Gred ein Spiegel seyn:  
Damit sie auch nicht also murren,  
Vnd jhre Ehmänner anschnurren,  
Wie es doch oft geschicht zur frist. [3]  
Hüt euch: dann solchs nicht Christlich ist.  
Die Reichen nehmen zu der Fahrt  
Ein Exempel an Herr Reichhart:  
Welcher auss Vnbarmhertzigkeit  
60 Nicht hilfft dem Armen, zu der zeit:  
Sondern ist geitzig in seim Sinn:  
Zu letzt führts gar der Teuffel hinn.  
Diss solt jhr alles mercken fein  
Vnd euch lassen ein Warnung seyn.  
Drey Hauptlehren mercket zur frist,  
Vnter denen die Erste ist

Nemblich : Wie man ein Gut gewinnt,  
Also es widerumb zerrinnt.  
Wie jhr am Reichhart habt zusehn,  
70 Vnd auch dem Spielcuntz wirdt geschehn  
Die Ander : Wer vertrawet GOTT,  
Den lässt Er nicht in seiner Noth.  
Wie der einfältig Fromm Mann thut,  
Dem GOTT bescheret Geldt vnd Gut.  
Die Dritt : Wann vns die Welt verlest,  
So ist dann GOTTES Hülff die best.  
Wie auch dem Fromm Man widerfehrt,  
Weil er GOTT allein liebt vnd ehrt.  
Der Trost gibt vns diese Bericht,  
80 GOTT verlässet die seinen nicht.  
Also der fromm Man GOTT vertrawt.  
Vnd im Glauben auff jhn bawt:  
Hat vnter seinem Creutz Gedult,  
Ob er schon von seim Weib kein Huld  
90 Noch kein Gunst kan haben : vnd zur frist  
Von jederman verlassen ist.  
Doch wart er seines Ampts mit Ehren :  
Thut sich seiner Hand Arbeit nehren :  
Strafft sein Weib wegen der Bossheit,  
90 Doch fein sanfft mit Bescheidenheit :  
Er denckt, soll er sie noch viel schlagen,  
Den Teuffel damit ausszujagen :  
So dörfft er wol hergegen zehen  
Hinein schlagen. Wie oft geschehen.  
Summa durch Glaub, Lieb vnd Gedult,  
Erhelt der Fromman GOTTES Huld,  
Der jhm auch endlich, in seym Leben.  
Ein friedlichen Ehstand thut geben :  
Vnd wendet all sein Creutz behend,  
100 Zu einem Glückseligen End.

Aiij

## Der Erste Act.

### I. Scena.

#### Spiel Cuntz.

Ey, ist dann all Vnglück gemein,  
Diss Jahr zu mir kommen allein!  
Ist dann kein Glück mehr inn der Welt?  
Dass bey mir bleiben will kein Geldt!  
Nun hab ich doch in einem Jahr,  
Verspielt fünffhundert Gulden par.  
Ohn was ich sonst hab verzehrt.  
Ey : wie hat sich das Glück verkehrt!



110 Nun war mein P a t r i m o n i u m [4]  
Am Geldt nicht ein geringe Summ.  
Das alles ist hindurch gebracht,  
Welchs mein sauffen vnd spielen macht.  
Jetzt bin ich arm vnd hab kein Geldt:  
Vnd will mir niemand in der Welt  
Mehr trawen, bey all meiner Ehr:  
So hab ich auch kein Kleider mehr.  
Dann schawt: wie geh ich nur zurrissen.  
Der Teuffel hat mich gar beschissen.  
120 Nun kan ich gleichwol solcher massen,  
Mein fressen vnd sauffen nicht lassen.  
Dann solt ich kein Geldt haben frey:  
Vnd übel fressen auch darbey.  
Das wer doch zu gar viel Unglück:  
Wolan, ich muss auff List vnd Tück  
Gedencken, vnd wie ich mit liegen  
Etwan möcht gute Leut betriegen.  
Botz Ess Zinck Tauss! wie kommt so fein  
Der Selten Fromb jetzt dort herein.  
Den muss ich da vmb Rath bald fragen:  
130 Er weiss mir bald ein griff zu sagen.

**Seltenfromb.**

Spiel Cuntz, wie so trawrig? wie stehts?  
Was thust du da? sag mir: wie gehts?

**Spiel Cuntz.**

Vbel genug: Ich hab kein Geldt.

**Seltenfromb.**

O es ist noch viel in der Welt.

Aiiij

**Spiel Cuntz.**

Was hilffts: dass Geldt hab jederman,  
Wann ich sein nicht geniessen kan.  
Es will kein Heller mehr zu mir.

**Seltenfromb.**

Wie, wenn ich nur könnt helffen dir,  
Dass du zu Geldt möchtest kommen fein.

**Spiel Cuntz.**

140 Seltenfromb, liebster Bruder mein,  
Weist du etwas verhalt, mirs nicht,  
Vnd gib mir dess guten Bericht  
Ich wills widrumb vergelten dir.

**Seltenfromb.**

Wolan, wilt du versprechen mir  
Halben theil, so es dir gelingt,  
Das dir mein Kunst zu wegen bringt?

**Spiel Cuntz.**

Ja, warlich: schaw, bey meiner Ehr.

**Seltenfromb.**

Hast du sonst keine Kleider mehr?

**Spiel Cuntz.**

Nein, das sindt meine Lumpen all.

**Seltenfromb.**

150 So will ich dich auch in dem fall  
Fein Hofmännisch herasser putzen,  
Die Kleider mögen dir nichts nutzen.  
Dann Ehrliche Leut trawen nicht  
Ein solch zurissnen Bösewicht. [5]

**Spiel Cuntz.**

Was muss ich aber weiter thun?

**Seltenfromb.**

160 Das will ich dir jetzt sagen nun.  
Es wohnt ein Mann in dieser Statt,  
Der viel Geldt ausszuleyhen hat  
Vmb Zinss: vnd auch vmb vnterpfand:  
Der hat stets par Geldt in der Hand.  
Derselbig soll dir leyhen frey  
Ein hundert Cronen, oder zwey.

**Spiel Cuntz.**

Ja; worauff? Ich hab kein Pfand nicht.

**Seltenfromb.**

Hör doch zuvor meinen Bericht,  
Vnd lass dich von mir recht bescheiden.  
Gantz Hofmännisch will ich dich kleiden.  
Deine Finger bestecken auch  
Mit Ringen, recht nach Adels Brauch:  
Vnd muss du dich bey ihm als dann  
170 Ausgeben für ein Edelman.  
Und jhn, nach Adelichen sitten,  
Vmb eine Summa Geldtes bitten:  
Die er dir wöll stellen zu hand,  
Vmb ein köstliches Vnterpfand.

**Spiel Cuntz.**

Was meinst, dass jch jhm geben solt:  
Ich hab weder Silber noch Goldt.

A v

**Seltenfromb.**

Hör mir zu: Ich will dir darneben,  
Ein übergülte Ketten geben:  
Dieselb ist lauter Messing zwar:  
180 Doch mit Goldt überzogen gar.  
Vnd übergültet recht mit fleiss;  
Vff rechte Alchimistisch weiss.  
Es helt dermassen solche Prob,  
Dass auch ein Goldtschmid zweiffelt drob.  
Drauff leih er dir, sag ich fürwar,  
Zwey hundert Cronen also par.

**Spiel Cuntz.**

Ich weiss wol du kanst in der Sachen,  
Mich bald zu einem Herren machen.  
Dann du steckst voller Trug vnd List:  
190 Dieweil du bist ein Alchimist.

**Seltenfromb.**

Wolan. es gilt gleich wer ich sey:  
Ich will dir helfen. glaub mir frey.  
Stell du dich nur fein Adelich,  
Vnd lass fürs ander sorgen mich.  
Doch soltest du auch bey dir haben,  
Einen Lakeyen oder Knaben,  
Der auff dich wart vnd dir nachtritt.

**Spiel Cuntz.**

In der eyl weiss ich keinen nit.

**Seltenfromb.**

Ich hab einen Lecker bey mir, [6]  
200 Denselben will ich leyhen dir.  
Der kam zu mir erst diese Mess.  
Ein arger Schalck; ein rechts Tauss Ess.  
Ist auf all Schalckheit abgericht.  
Du könnst jhn besser wünschen nicht.

**Spiel Cuntz.**

Mein Bruder, ich seh dich, ohn schertz,  
Viel lieber als mein eigen Hertz.  
Ich bitt dich, lass vnns dieser Sachen  
Jetzund alsbald ein Anfang machen.  
Dann ich hab nun kein frieden nicht,  
210 Biss ich den Handel hab verricht.

**Seltenfromb.**

So geh her bald, vnd folge mir,  
Ich muss in der Sach geben dir  
Noch weittere Instruction.

**Spiel Cuntz.**

Wolan : Geh fort : Ich folge schon.  
Sie gehen beyde miteinander hinweg.

**S c e n a II.**

**Fromm Man der Bawr.**

A Ch : wie ists doch in dieser Welt  
So arm Ding, wann man nicht hat Geldt.  
Ich bin ja recht ein Armer Mann,  
Der ich mich kaum erhalten kan.  
Ob ich schon bin ein Bawrsman zwar,  
230 Nun lenger dann wol viertzig Jar.  
So hab ich doch mit grosser Noth  
Gewonnen kaum das täglich Brot.  
Was ist mir nun in diesen Landen  
Für gross Vnglück gangen zu handen?  
Mit Kriegsvolk, Brandt, Thewrung, Viehsterben,  
Was solt einer dabey erwerben?  
Müh vnd Arbeit war oft verloren,  
Wann mir die Reben gar erfroren.  
Vnd was ist mir geschehen zwar  
230 Ein zeitlang her nun etlich Jahr.  
Darob ich auch endlich zuletzt,  
All mein Rebäcker hab versetzt.  
Jetzt, da GOTT lob wol steht der Wein,  
So ist kein Rebacker mehr mein.  
Vnd hab darzu kein Geldt, dass ich  
Sie wider köndt lösen an mich.  
Ach, wenn ich doch zu dieser frist  
Etwan ein frommen Christen wist,  
Der mir Geldt auss Barmherzigkeit  
240 Wolt leyhen, nur ein kleine zeit:  
Biss ich den Herbst hett eingebracht,  
Vnd biss ich hett den Wein gemacht.  
Ich wolts ihm redlich wider geben,  
Vnd auch ein Ohmen Weins darneben,  
Mit grosser Danckbarkeit verehren,  
Von meinetwegen zu verzehren.  
Nun wist ich niemand in der Welt  
Den ich ansprechen möcht vmb Geldt.  
Ach : Ich bin leider gar zu arm, [7]  
250 Vnd bin veracht dass GOTT erbarm!  
Hab nichts denn Armut, Angst vnd Noth,  
Kein Wein, kein Geldt, kein Frucht, kein Brot.  
Ist kein wunder so ich entlauff:  
Wann ich mich anschaw von Fuss auff,  
Die Schu sindt zerbrochen vnd alt,  
Die Strümpff zerrissen gleicher gstalt,

Die Hosen auch fornen vnd hinden,  
Glaub kaum dass ich würd einen finden,  
Der mir umb diesen Kittel eben  
260 Gerne würde sechs Plappert geben.  
Was soll ich sagen von mein Hut,  
Er ist doch weger auch nicht gut.  
Vnd hab darneben auch nicht minder.  
Nacket vnd bloss, viel kleine Kinder.  
Die ich mit Arbeit vnd in Ehren  
Gleichwol soll aufferziehn vnd nehren.  
Ich mein! ich könn von Armut sagen.  
Doch wolt ichs alls gedultig tragen,  
270 Waun ich ein fromme Frawen hett.  
Aber ich hab an meinem Bett,  
So gar ein Marter böses Weib,  
Die bringt mich schier vmb Seel vnd Leib:  
Die mich zu Tag vnd Nacht stets plagt,  
Vnd mir das Hertz im Leib abnagt.  
Will mit gewalt mich dahin treiben  
Ich soll lernen lesen vnd schreiben.  
Vnd nun erst in die Schule gehn,  
Dass ich auch könn ein Dienst versehn.  
Vnd etwan Schaffnerey verwalten,  
280 Ach GOTT! es thuts nicht mit vns Alten.  
Ich bin nun mehr ein alter Tropff,  
Vnd hab ein vngelehrten Kopff.  
Doch weiss ich wol, sie wirdt mich plagen,  
Vnd endlich in die Schule jagen:  
Da werd ich müssen lernen schreiben,  
Sie läst mich nicht daheime bleiben,  
Vnd solt ich alls verlernen zwar,  
Sieh da! jetzt wirdt das Sprichwort war:  
Wenn man dess Wolffs gedenckt zur zeit,  
290 So ist er gwisslich nicht mehr weit.

**Murr Greth die Bäwrin.**

Ey! stehst du noch da: du Vnflat:  
Ich meint du werst schon in der Statt;  
Vnd hettest die Sachen verricht.  
Du nichtswertiger Bösewicht.  
Dass dich botz krancket schend! geh fort.

**Fromm Man.**

Ey Murrgreth, Murr Greth, gib gut wort:  
Bin ich doch jetzt schon vff der Reyss.  
Was thust? was führst du für ein weiss?

**Murr Greth.**

Ich hör wol: Ich solt dir darneben  
300 Noch viel guter wort darzu geben?



Du Bettler: was hab ich von dir,  
Der du doch kaum erwirbest mir  
Vnd dein Kindern das trocken Brot:  
Bey dir leyden wir Hungers Not:  
Vnd müssen auch noch Hungers sterben,  
Wann Du nichts anders wilt erwerben.

[8]

**Fromm Man.**

Mein Weib, hör was ich sag, ohn spott,  
Schaw, es lebt noch der Trewe GOTT:  
Denselben wolln wir ruffen an,  
310 Er wirdt vns gwisslich nicht verlahn,  
So fernn wir Ihm im Glauben trawen.

**Murr Greth.**

Wilt aber auff dein Beten bawen?  
Warlich, dein schönes Beten hatt  
Mich noch niemals gemachet satt.  
Du must lang beten in der Not,  
Dass man dir bring zu Hauss das Brot.  
Du hast gebett nun viertzig Jahr,  
Es nutzt mich nicht vmb ein Har.  
Ich habe sein noch nie genossen:  
320 Dein Beten hat mich oft verdrossen.  
Lug du dafür, wie du mit Bitt  
Jetzt Gelt aufftreibst: damit wir nit  
Gar vmb vnser Rebäcker kommen.

**Fromm Man.**

Es geht mir gleich wie allen Frommen:  
In Creutz, Angst, vnd Trübsal ich leb.  
O Weib: O dass dirs GOTT vergeb!  
Treibest du darauss deinen Spott,  
Dass ich embsig bete zu GOTT.  
Beneben vnsern Kinderlein.  
330 Ja, wann auch Du, neben vns fein,  
Zu GOTT würdest beten fortan,  
So wirdt es besser vmb vns stahn.  
Aber, du bist ein böses Weib:  
Vnd sorgest nur hie für den Leib,  
GOTT geb wies vmb die Seele steh.  
O! wie hab ich so böse Eh  
Mit dir, weil du so gottloss bist;  
Vnd betest auch zu keiner Frist.  
Sobald du nur vom Bett aufstehst,  
340 Im gantzen Hauss du vmbher gehst,  
Vnd kanst nichts als zancken und fluchen:  
Den Teuffel hindern Ofen suchen.  
Was soll denn da für Glück auch seyn.

**Murr Greth.**

Ey wie kanst du predgen so fein:  
Vnd bist doch nie kein Pfaff gewesen.

Wart, wart, du must mir lernen lesen,  
Vnd inn der Schulen lernen schreiben:

Ich will dich wol zum Parn treiben.

Du must mir in die Schul hinein,  
350 Oder must mein Mann nicht mehr seyn

**Fromm Man.**

Was soll ich in der Schule thun?

**Murr Greth.**

Lesen vnd Schreiben. Merckts [i. Merckst] mich nun?[9]

Du must mir in die Schule gehn,

Dass du auch könnst ein Dienst versehn,

Vnd etwan noch ein Schaffner werden.

**Fromm Man.**

Ach GOTT! Ich glaub es sey auff Erden  
Kein vngeschickter Mensch als ich.

Ich lerne doch nichts, sicherlich.

Was wilt du doch nur auss mir machen?

360 Die Kinder werden meiner lachen.

Ich lern doch nichts. Ich bin zu Alt.

**Murr Greth.**

Du must mir lernen mit Gewalt:

Vnd noch morgens Tags früh auffstehn,

Vnd in das nechste Dorff hingehn

Zum Schulmeister: mit dem ich hab

Schon alle ding geredet ab.

Kurtzumb, da wirdt nichts anders auss.

Oder komm mir nicht mehr zu Hauss.

**Fromm Man.**

Schweig nur, vnd gib zufrieden dich:

370 Ich will thun was du heissest mich.

**Murr Greth.**

Ich rath dirs du lassest dir sagen,

Wofern du nicht wilt seyn geschlagen.

**Fromm Man.**

Mein! Lass doch deine böse wort.

**Murr Greth.**

Wie stehst du da? wenn gehst du fort?  
Wirst du kein Geldt aufftreiben heut.

**Fromm Man.**

Ja liebe Fraw, wo sindt die Leut. B  
Die einem das Geldt also par,  
Ohn Vnterpfand gleich leyhen dar?

**Murr Greth.**

380 Botz leyden! hab ich dir dann nicht  
Heut gegeben gnugsam Bericht.  
Du Stockfisch, geh hin in die Statt.  
Zu Herr Reichhart, derselbig hat  
Geldes genug zu leyhen auss:  
Vnd weil ich auch in seinem Hauss  
Gedienet hab, wol sieben Jahr,  
So wirdt er dir solches fürwar  
Nicht abschlagen, zu keiner frist:  
Weil er unser Gefatter ist,  
Vnd auch schier vnser Freund darneben.

**Fromm Man.**

390 Ich fürcht er werde mir nichts geben.

**Murr Greth.**

Nichts geben? Du must bey dem Alten  
Nicht ablassen, sondern anhalten,  
Vnd deine Not zum höchsten klagen:  
Er kan dirs nicht so gar abschlagen.

**Fromm Man.**

Er gibt mir gwisslich nichts ohn Pfand?

**Murr Greth.**

Botz krancket: ist es nicht ein Schand?  
Dass mir nicht folgen will der Bawr:  
Ich sing jhm gleich süss oder sawr;  
Geh! dass dich die Veitz Tantz besteh!

**Fromm Man.**

400 Wie thust? Siechst nit dass ich geh?

**Murr Greth.**

Lug dass du mirs recht richtest auss,  
Oder komm mir nur nicht zu Hauss.  
Ich will auch wider heim gehn nun,  
Vnd sehn was vnser Banckhart thun

**Fromm Man.**

Ich bin ein recht geplagter Man,  
Mein Creutz ich kaum ertragen kan.

[10]

GOTT weiss, wie mir jetzt ist zu Sinn.

Wolan: Ich will gleich gehen hinn,

Vnd thun, wie mir mein Weib thet sagen.

410 Ich wills in GOTTES Nahmen wagen.

Vielleicht thue ich ein gute fahrt.

Schaw; da kommt eben Herr Reichhart.

Ach GOTT, gib dein Genad jetzund

Dass ich antreff ein gute stund!

Scena. III.

Reichhart.

Sieh da: Gfatter Fromm Man, wo her?

Fromm Man.

Auss vnserm Dorff gleich ohn gefehr.

Mein lieber Herr Gfatter Reichhart,

Ich wünsch euch Glück, Heil vnd Wolfahrt,

Vnd viel Gesundheit auch darneben,

420 Das woll der liebe GOTT euch geben. Bij

Reichhart.

Danck hab: lieber Gevatter Man:

Wie stehts Rebwerck in ewrem Ban?

Fromm Man.

Gar wol, GOTT lob, ich kan nichts klagen:

Ich hoff sie werden viel Wein tragen.

Reichhart.

So wirst du Hewr auch viel Wein machen?

Fromm Man.

Ja lieber Herr: wenn meine Sachen,

Ein wenig besser möchten seyn:

So wolt ich wol machen viel Wein.

Reichhart.

Wie so? steht dein Sache nicht recht?

Fromm Man.

430 Mein Herr, sie stehet zimblich schlecht.

Ich hab mein Rebäcker versetzt:

Vnd fürcht ich werde sie zu letzt

Den Schuldern [i. Schuldenern] gar müssen lassen:

Drumb wolt ich euch bitten dermassen,

Ob jhr mir wolt behülflich seyn,

Damit ich hewr behielt den Wein.

Solchs wolte ich, zu jeder zeit,

Euch vergelten mit Danckbarkeit

**Reichhart.**

Womit solt ich dann helfen dir?

**Fromm Man.**

440 Ja, wann der Herr wolt leyhen mir  
Jetzt hundert Gulden auff die Hand.

[11]

**Reichhart.**

Ja: Hast du auch ein Vnterpfand?

**Fromm Man.**

Nein. Sondern wann ich Gelt nur hett,  
So wolt ich alsbald auff der stett  
Die Schuld ablegen, damit ich  
Die Rebäcker brechte an mich.  
Vnd welt sie alsdann euch verschreiben:  
Doch dass mir dieses Jahr möcht bleiben  
Der Wein, den ich diss Jahr wirdt machen.

**Reichhart.**

450 Mein Fromm Man, ich muss deiner lachen.  
Ja wol: Es ist drumb mir nicht eben,  
Dass ichs Geldt so hinauss solt geben,  
Ohn Zinss, vnd auch ohn Vnterpfand.  
O nein. Das ist nicht Brauch im Land.

**Fromm Man.**

Bey meiner Ehr: bey Leib vnd Leben,  
Ich wills euch redlich widergeben,  
Vnd die Rebäcker in gemein,  
So viel deren nur mögen seyn,  
Euch geben zu eim Vnterpfand,  
460 So bald sie kommen in mein Hand.

**Reichhart.**

Ich kan dir nicht auff blose Hand  
Etwas geben, ohn Vnterpfand.

Bij

**Fromm Man.**

Ich will euch doch zum Pfand darneben  
Alle meine Rebäcker geben.

**Reichhart.**

Was geben: Sindt sie doch nicht dein.

**Fromm Man.**

Ey ja, mein Herr, sie sindt noch mein:  
Sie sindt verpfendt, doch nicht zu hoch:  
Ich köndte sie fein lösen noch,  
Wann ich hett hundert Glüden par.



**Reichhart.**

470 Ich kan dir nichts geben fürwar,  
Die Rebäcker vor an dich löss.

**Fromm Man.**

Ach mein Herr, sey doch nicht so böss,  
Vnd thut euch doch über mich Armen,  
Auss Christlichem Gemüt, erbarmen.

**Reichhart**

Erbarmen hinn, erbarmen her,  
Man gibt das Geldt nicht ohngefehr  
Eim jeden, der da kommt gelauffen.  
Es ligt mir wol daheim beym Hauffen:  
Es wirdt ob GOTT will nicht dest minder.

**Fromm Man.**

480 Erbarmt euch meiner kleinen Kinder.

**Reichhart.**

Was gehn mich deine Kinder an: [12]  
Dafür will ich dich doch [tilge doch] sorgen lan.

**Fromm Man.**

Ach last mich meines Weibs geniessen,  
Mein Herr. Ach last euch nicht verdriessen,  
Vnd thut auff ewre milde Hand,  
Ich will euch GOTT geben zum Pfand:  
Der wirdt euch noch in diesem Leben,  
Ein dreyfachen Zinss dafür geben.

**Reichhart.**

490 Solt einer nicht dess Bawren lachen!  
Wilt du GOTT zu eim Zinssman machen?  
Ach nein, du richtest hie nichts auss,  
Drumb zeuch nur wieder heim zu hauss  
Vnd bring genugsam Pfand zu mir:  
Als dann will ich Gelt geben dir.

**Fromm Man.**

Ach Herr, seht doch mein Armut an.  
Ich bitt jhr wolt mir jetzt beystahn,  
Vnd mir helfen in dieser Noth.  
Damit ich doch das liebe Brot  
Möcht haben: Ach, seht wie ich steh,  
500 Vnd wie ich doch zurissen geh!

**Reichhart.**

An Federn sicht man wol zur frist,  
Was du recht für ein Vogel bist.

Ein Bettler. Wer wolt dir doch trawen,  
Vnd auff deine Rebäcker bawen Biiij  
Du must han ein anders ansehen,  
Vnd auch besser bekleidet gehn,  
Wann du jetzt wilt auffnehmen Geldt,  
Bey den Leuten, in dieser Welt.

**Fromm Man.**

Ach mein Herr Gefatter, ich bitt.  
510 Vmb GOTTES willen, versagt mirs nit.

**Reichhart.**

Ich sags mit einem wort: Nein, nein:  
Es kan, vnd mag, vnd wirdt nichts seyn,  
Darumb lass mich zufrieden nun.

**Fromm Man.**

Ach, wie soll ich jhm dann nur thun?  
Wenn mir kein Mensch gar nichts will borgen?

**Reichhart.**

Dafür lass ich dich selber sorgen.

**Fromm Man.**

Ey: so helff GOTT mir Armen Mann:  
Weil ich je nichts erhalten kan.  
Wie köndt jhr doch so hart nur seyn?  
520 Ach, lieber Herr Gefatter mein.

**Reichhart.**

Ja hart seyn, Ey, jhr lieben Bawren.  
Wer seydt jhr wol? jhr losen Lauren.  
Ich mein ja jhr köndt auch hart seyn  
Vff dem Marekt, beyd mit Frucht vnd Wein:  
Ihr könt auch trotzige wort geben,  
Wann es euch nicht ist recht vnd eben.  
Man muss auch oft ewr Liedlein singen: [13]  
So muss man euch zur Demut bringen.

**Fromm Man.**

Ey so muss doch erbarmen GOTT,  
530 Dass ich zum schaden hab den spott.  
Kan ich dann je gar nichts erhalten:  
So will ichs GOTT gleich lassen walten.  
Vnd arbeiten, mit fleiss vnd ehren  
Ich weiss Er wirdt mich auch ernehren.  
Will Er mich han in diesem Leben,  
So wirdt Er mir zu essen geben.  
Wolan, ich will nun gehn zu Hauss,  
Vnd weil ich nichts gerichtet auss,

540 So werde ich dem Weibe mein  
Gewisslichen willkommen seyn,  
Gleich wie ein Saw ins Judenbad.  
Ein grossen Zorn ich auff mich lad,  
Wann ich jhr dieses werde sagen:  
Doch will ichs mit Gedult auch tragen,  
Vnd hoffen, dass nach diesem Regen  
Kommt Sonnenschein, vnd GOTTES segen.

**Reichhart.**

Ja lieber Bawr, zeuch du nur hinn,  
Ein solcher Narr ich zwar nicht bin,  
Dass ich mein Geldt solt leyhen dir.  
550 Dann ich weiss wol: du hettest mir  
Hundert mit fünffen nur verzinst.  
Ich thät in ein solchen Gewinst. Bq.  
Ich kans wol besser legen an  
Vnd auch wol Acht per Cento han.

**Der ander Act.**

**I. Scena.**

**Spiel Cuntz**

kommt wider wol bekleidet: Sampt Alfantz seim Jungen.

Wo bist du Jung: tritt mir fein nach,  
Vnd schick dich munter in die sach.  
Du solt ein theil auch davon bringen,  
Wann vns die Schantze wirdt gelingen.  
Erst war ich in dem Bettler Orden,  
560 Jetzund bin ich ein Juncker worden:  
Ich muss in frembder Kleidung prangen,  
Ein gut Beut dadurch zu erlangen.  
Jung, wo bist du? Sag mir wolan,  
Wie steht mir diese Kleidung an?

**Alfantz der Jung.**

Recht Hoffmännisch: bey meinem Eyd:  
Ist schad, dass jhr kein Juncker seydt.

**Spiel Cuntz.**

Wer weiss, was ich noch werden kan.

**Alfantz.**

Schawt Juncker, dort steht gleich der Man,  
570 Zu welchem ich euch führen solt:  
Köndt jhn ansprechen so jhr wolt.

**Spiel Cuntz.**

Ich wünsch dem Herrn ein guten Tag.

**Reichhart.**

[14]

Gnad Juncker: grossen danck ich sag  
Ewr Veste: was ist jhr begehrt?

**Spiel Cuntz.**

Gestern bin ich erst kommen her,  
Mit zweyen Pferden, auss eim Zug  
Vnd lig zur Hērberg bey dem Pflug.  
Bin willens, noch in zweyen tagen  
Nach Hauss: Muss doch dem Herren sagen,  
Dass ich nit gern heim komm so schlecht,  
580 Als nemblich nur mit einem Knecht;  
Weil ich selb vierdte ritt darvon,  
Das wer meim Ritterstandt ein hohn,  
Wann ich so bloss heimkommen solt:  
Darumb ich hier gern kauffen wolt  
Zwen Gäul, die ich erst hab gesehn  
Im Kuppelhof dort nidenstehn.  
Nun geht am Geldt mir etwas ab,  
Dann ich mich sehr entblöset hab.  
Weil ich dann erst heut hab verstanden,  
590 Dass der Herr hab viel Geldt bey handen:  
Welches er ausszuleyhen pflegt:  
So hat dasselbig nicht (l. mich) bewegt,  
Den Herren selbst zu sprechen an,  
Ob er jhm wolt gefallen lahn,  
Ein Summa Geldts mir darzu leyhen,  
Damit mir möcht der Kauff gedeyen.  
So wolt ich jhm ein Vnterpfand,  
Jetzt also baldt, stellen zu Hand:  
Vnd nach Jahr, Monden, oder Tagen,  
600 Den Zinss so viel die Summ wirdt tragen.

**Reichhart.**

Ich weiss nicht: Ob ich kan gewehren  
Ewr vest: wie viel thut sie begehren?

**Spiel Cuntz.**

Zwey hundert Cronen. Minder nicht.  
Dran mir ein grosser Dienst geschicht.

**Reichhart.**

Was hat ewr Vest für Vnterpfand?

**Spiel Cuntz.**

Die Ketten: Schawt, nembt sie zu Hand.  
Sie ist vier hundert Cronen schwer.  
Vnd gut von Gold. bei meiner Ehr.

**Reichhart,**

**m**achet seine Täschen auff: setzt den Brill auff die Nasen: zeucht  
**e**in probierstein heraus, streicht die Ketten, schüttelt den Kopff.

Ja, ja, vier hundert Cronen? Schawt!

610 Wer hetts der Ketten zugetrawt.

**Spiel Cuntz**

wirdt zornig: fehrt den Alten an vnd spricht:  
Pozt Marter! macht nicht viel der Possen:  
Damit macht jhr mich bald verdrossen.  
Wolt jhr ein Edelman nicht trawen??

**Reichhart.**

Ey; solt ich nit das Pfand vor schawen?

**Spiel Cuntz.**

[15]

Schawt, vnd probirt, gleich wie jhr wolt,  
Die Ketten ist von gutem Goldt:  
So war als ich vom Adel bin.

**Reichhart,**

streicht die Kette noch ein mahl vnd schüttelt den Kopff.

Ich weiss nicht wie mir ist zu Sinn,  
Sie mag wol gut seyn. Nun wolan!

**Spiel Cuntz.**

620 Botz flamm? wofür seht jhr mich an?  
Meint jhr ich treib mit euch finantz?  
Ich rath euch: Habt acht auff ewr Schantz.  
Der Adel lest nicht mit jhm schertzen.  
Ich sags rund: Ich nembs hart zu hertzen,  
Wann jhr mich mit ewrem probieren,  
Erst wolt verachten vnd schimpffieren.  
Ich leid es nicht. Ich werd mich rächen,  
Vnd diss Rappier da durch euch stechen.  
Gebt mir die Ketten her behend  
630 Geschwind. Dass dich botz Marter schend.

**Reichhart.**

Ey vester Juncker: thut gemacht.  
Last doch recht reden von der Sach.  
Die Ketten hat jhr recht Gewicht:  
Allein ich hab ein Blöds Gesicht,  
Drumb dunckte mich das Goldt so rot.  
Erzürnt euch nicht: es hat kein not.

**Spiel Cuntz.**

Köndt jhr nicht sehen rechter massen,  
Was macht dann die Brill vff der Nasen.



Wolt jhr sie nicht. Sagts mit eim wort.  
640 Vnd geht mir vom Gesicht: Baldt fort.  
Mir ist (sag ich) in all mein Jahren  
Ein solcher Schimpff nie widerfahren.

**Reichhart.**

Ewr Vest zu gar gähzornig ist.

**Spiel Cuntz.**

Meint jhr dass ich mit Trug vnd List  
Vmbgeh: vnd wolle euch betriegen.  
Wann jhr das sagt? So thut jhr liegen.

**Reichhart.**

Vester Juncker ich sags doch nicht,  
Hört doch auch vor meinen Bericht.  
Ich muss das Pfand ja auch vor schawen.

**Spiel Cuntz.**

650 Sagt mit eim wort, wolt jhr mir trawen?  
Oder halt jhrs für ein Betrug?  
Ist euch die Kett nicht Pfands genug?  
Ists Goldt nicht gut auff's aller best?

**Reichhart.**

Edler Juncker ich bitt: Ewr Vest  
Wöll mir das nicht so übel deuten.  
Ich geh vmb mit mancherley Leuten.  
Vnd ist noth dass ich wol auffschaw,  
Vnd gleichwol nicht eim jeden traw,  
Dann es sindt jetzund in der Welt,  
660 Viel listige Leut die dem Geldt  
Durch mancherley Practick nachstellen.

[16]

**Spiel Cuntz.**

Halt jhr mich für ein solchen Gsellen?  
Botz Marter! geht mir vom Gesicht.

**Reichhart.**

Vester Juncker vergächt euch nicht.  
Ich will kein wort davon mehr sagen.  
Ich kan über ewr Vest nichts klagen:  
Vnd bin derselben jederzeit,  
Willig zu dienen gantz bereit.

**Spiel Cuntz.**

Ich lass mich bald in Harnisch jagen.  
670 Wolt jhr mir leyhen? thut mirs sagen.  
Vnd gebt mir nur kurtzen Bericht,  
Ob jhr es thun wolt oder nicht?

**Reichhart.**

Wie viel thut dann Ewr Vest begehren?

**Spiel Cuntz.**

Wolt jhr mich meiner Bitt gewehren,  
So zehlt zwey hundert Cronen par:  
Die Kett sey ewr Pfand, vff ein Jahr:  
Als dann will ich sie lösen frey.  
Vnd auch den Zinss legen darbey.  
Wie viel Zinss muss vom hundert seyn?

**Reichhart.**

680 Acht Gulden, ist jetzt fast gemein:  
Wann das Geldt rechten nutz soll tragen.  
Doch muss ich ewr Vest gleich wol sagen,  
Wann ewr Vest sie nicht löst vmbs Jahr,  
So ist sie dann verstanden zwar.  
Vnd werd ich sie behalten gantz  
Ewr Vest verleurt als dann die Schantz.

**Spiel Cuntz.**

690 Wo ichs nicht löss vmb Jahres frist,  
Als dann die Kett ewr eigen ist.  
Handelt dar mit nach ewrem Sinn,  
Der überrest ist ewr gewinn.  
Solchs ich versprech (was wollt jhr mehr)  
Bey meiner Adelichen Ehr.  
Vnd will euch gleichwol auch darneben,  
Als bald mein eigen Handschrift geben.

**Reichhart.**

Will dann ewr Vest mit mir heimgehn?  
So wölln wir nach dem Gelde sehn,  
Wo wir die Müntz zusammen treiben.  
Vnd kan ewr Vest die Handschrift schreiben.

**Spiel Cuntz.**

700 Ja wol, mein Herr, sey wie jhr wolt  
Doch will ich nichts dann lauter Goldt.  
Vnd dass jedes hab sein Gewicht:  
Was zu leicht ist das will ich nicht.

**Reichhart.**

Ewr Vest wöll nur vorahne gehn  
Was billich ist das soll geschehn.

**Spiel Cuntz.**

[17]

Lauff du in Kuppelhoff, Lackey,  
Vnd lug wo der Rosstenschler sey;

Vnd bring jhn alsbald her zu mir.  
Oder lass jhn gehen mit dir.  
Vnd last euch langen ein Mass Wein,  
710 Ich will bald in der Herberg seyn.

**Alfantz der Jung.**

Juncker wer soll das Geldt heim tragen?

**Spiel Cuntz.**

Geh fort: du darffst darnach nicht fragen.

**Reichhart.**

Wie? Vester Juncker. Gehn wir nun?

**Spiel Cuntz.**

Nur fort. Wir han hie nichts zu thun.

**Scena II.**

**Alfantz der Jung**

redet jhnen beyden nach, mit jhme selbst.

Ja zeuch nur hin du alter Gauch:  
Du kennst noch nicht dess Junckern brauch.  
Die Kleidung dich warlich verführt,  
Das du noch nicht recht hast gespürt,  
Was für ein Schalck stecke darinnen.  
720 Du meinst du wollest viel gewinnen  
Mit Geitzen, Wuchern vnd Finantz?  
Du hast warlich verspielt die Schantz. C  
Es schadet dir zwey hundert Cronen.  
Solt einer auch der Leute schonen,  
Die stetts mit schinden vnd mit schaben,  
Ihr Geldt nur auff dem Wucher haben:  
Bey denen doch der arme Mann,  
Mit flehen nichts erhalten kan.  
Wann nicht da ist ein doppelts Pfand,  
730 So geben sie nichts auss der Hand.  
Es soll alls tragen dopplen Gwinn,  
Zuletzt führts gar der Teuffel hin.  
Vnd könnens doch beschönen fein,  
Vnd wollen auch gut Christen seyn.  
Ja, wie der Teuffel ein zwölff Bot,  
Ihr frombkeit wieget nicht ein Lot.  
Solln sie im Himmel Erben seyn;  
So komm ich g'wisslich auch hinein.  
Doch wolln wirs mit einander sehen,  
740 Wie es vns endlich wirdt ergehen.  
Wo soll ich aber jetzt hinaus?  
Er sagt ich solt gehn ins Wirtshauss.

Vnd auff jhn trincken ein Mass Wein,  
Er mag mir wol ein Hudler seyn,  
Der Lump, der Bettler, hat kein Geldt,  
Vnd auch kein Glauben in der Welt.  
Was solt er mir dann zahlen Wein?  
Ich will gehn, zu dem Herren mein.  
Er weiss vnser Hauss wol zu finden  
750 Kommt er nicht: so bleib er dahinden.

Scena III.

Spiel Cuntz

kommt wider bringt das Geldt vnd ist frölich. [18]

I Vch! es soll in sein jungen Tagen,  
An seinem Glück kein Mensch verzagen:  
Dann das Glück kommt oft über Nacht.  
Wie solt ich gestern han gedacht,  
Dass mir heut Kleider vnd auch Geldt  
Solt werden? da doch in der Welt  
Kein solcher armer Bettler war  
Als ich. Aber nun hab ich zwar  
760 Mit sonderbarer List vnd Tück  
Erdapt das wanckelbare Glück.  
Der Alte sah mir schier ins Spiel.  
Ich dacht, der Possen mach nicht viel:  
Vnd fieng da an mit jhm zu pochen.  
Wie bald kam er zum Creutz gekrochen!  
Vnd gab mir bald die besten wort.  
Also gieng mir die Practic fort.  
Wann einer will ein Weltman seyn,  
Muss er den Handgriff wissen fein:  
770 Wo sich der Fuchsbalek nicht will schicken,  
Muss man ein Löwenhaut dran flicken.  
Summa der Alt steht weit dahinden  
Sein Geldt soll er wol nimmer finden.  
Mein Gsell muss warlich gleicher massen  
Die Kleider auch dahinden lassen,  
Die will ich hier in diesem Leben  
Ihm gewisslich auch nicht wider geben.  
Ists jhm recht dass er mich lehrt liegen?  
So ist mirs recht ihn zu betriegen. C ij  
Es ist darumb kein übelthat.  
780 Er hat nur geben solchen Rath:  
Er hat mich ja instituirt,  
So hab ichs erst an jhm probiert.  
Ihm geschicht recht fein nach der Schrift,  
Vnglück [d. Untreu?] sein eignen Herren trifft.  
Ich solt jhm geben halben theil.  
Das lass ich wol: Er beit ein weil.  
Ich geb jhm nicht ein Pfifferling.  
Behalt darzu all seine Ring.

790 Jetzt, weil ich Gelt hab in der Hand,  
So zieh ich in ein ander Land:  
Dass kein Teuffel weiss wo ich sey.  
Dann ich trag diese Sorg darbey:  
Der Alt werd mir mit ernst nachfragen.  
Weil ich jhm hab das Geldt enttragen.  
Der alte Schalck lud mich zu gast,  
Vnd bath mich auch darneben vast,  
Die Nacht solt bey jhm bleiben ich.  
Ich dacht, O Schalck! ich kenne dich:  
Du woltst mich auffhalten der massen,  
800 Vnd die Ketten vor schawen lassen.  
Ich sprach, ich hett jetzt nicht der weil.  
Vnd schrieb den Brieff in kurtzer eyl:  
Nam mein Geldt vnd macht mich darvon,  
Die falsche Kett hatt er zu lohn:  
Weil er mir gut Goldt gab dafür.  
Er stund zwar lang vnter der Thür,  
Vnd sahe mir gantz fleissig nach,  
Ich weiss, jhm giel nicht halb die Sach.  
Er hett den Wolff recht bey den Ohren. [19]  
810 Ich hab mein Schäfflein wol geschoren.  
Ich will gehn auff ein Dorff hinaus,  
Vnd will heint recht leben im sauss,  
Fressen vnd sauffen was ich mag.  
Dann solch Glück kommt nicht alle Tag.  
Huy! Spiel Cuntz, nun spiel, friss vnd sauff  
Dieweil du jetzt hast Geldt vollauff.  
Ich will gehn vnd auff diesen Tausch  
Trincken ein guten starcken Rausch.

## Der dritte Act.

### I. Scena.

#### Fromm Man

der Bawr kommt trawrig vnd spricht:

820 Nun will ich gehen heim zu Hauss,  
Vnd was ich hab gerichtet auss,  
Das darff ich meinem Weib nicht sagen,  
Sie würde mich sonst übel schlagen.  
Ich will jhr thun guten Bericht,  
Ein Ehrenlügen schadet nicht.  
Ich will sie überreden fein,  
Wie dass der Herr Gefatter mein  
Vns hundert Gülden wolle geben,  
Inn viertzehn Tagen, so wir leben.  
Sie da! kommt sie mir schon entgegen.  
830 Jetzt spricht sie mir gewiss den Segen.



**Murr Greth.**

Geh fort: vnd hab dirs Hertenleid  
Du Esel: was bringst für bescheid? Cij

**Fromm Man.**

Kein Geldt. Doch hat er mir darneben,  
Gut Hoffnung vnd Vertröstung geben  
Inn viertzehn Tagen will er zwar  
Vns leyhen hundert Gulden par.

**Murr Greth.**

Ja wenns geschicht, so werd ichs sehen.

**Fromm Man.**

Ists GOTTES will, so wirdts geschehen,  
Vnd uns kommen zu guten Nutzen.

**Murr Greth.**

840 Steh still, du Esel, lass dich putzen,  
Seh hin, henck an diesen Schulsack:  
Geschwind dich inn die Schulen pack.  
Auss diesem Buch wirdt man dich lehren.  
Das Stück Brot bhalt zum Obendzehren.  
Dinten, Papier, Federn all drey  
Gehören zu der Schreiberey:  
Den Werckzeug hast du allesamen.  
So geh nun hin in GOTTES Nahmen:  
Vnd lern fleissig, dann ich sag dir,  
850 Botz tausend krancket, wirst du mir  
Nicht lernen schreiben in acht Tagen,  
So will ich dich dermassen schlagen,  
Dass du an Händen must erlamen.  
So geh nun hinn, in GOTTES Nahmen.  
Der wöll dir seinen segen geben, [20]  
Dass du es lernest recht vnd eben:  
Vnd dass wir alle beyd zugleich  
Durch dein studieren werden reich.  
Geh nun wol hinn, in GOTTES Nahmen!

**Fromm Man.**

860 GOTT geb dass dein Wunsch war werd. Amen.  
Nun nimmt mich doch von GOTTE wunder!  
Was mein Fraw jetzt anfängt besunder?  
Dass sie mir gibt so gute wort.  
Ach, dass sie wolt so fahren fort,  
So hetten wir ein gute Eh.  
Ich wolte auch das A B C

Viel fleissiger lernen als dann.

Nicht gnugsam ich mich wundern kan,  
Dass sie jetzund so freundlich war.

870 Sie hett mir in ein gantzen Jahr  
So freundlich niemals zu gesprochen.

Sonst ist jhr thun zancken vnd pochen.  
Vielleicht will GOTT durch diese Sachen,  
Hinfort mit vns ein anders machen.

Vnd vns mit Gnaden sehen an:

Dieweil vns doch verlassen han  
All Freunde, in der gantzen Welt:

Vnd will vns niemand leyhen Geldt.  
Ich will lernen, vnd GOTT fein Ehren,

880 So wirdt Er mir auch Glück bescheren  
Denn wer seim Ampt trewlich verricht,  
Den wirdt auch GOTT verlassen nicht.

Wolan es ist zeit, dass ich geh

Vnd anfang lernen A B C.

Ciiij

### Spiel Cuntz

kombt ist blindvoll, schwancket von einer seit zur andern,  
juchztet vnd spricht:

Huy! Huy! Juch, Juch: Hopass: frey toll

Jetzt hengt er den Kopff.

Ey der Wein: Huy! Ey, Ey, wie voll.  
Der Wein; Ja den Wein hab ich sofften:  
Gesoffen vnd vnd bin entloffen.

Jetzt schwanckt er hinder sich, vor sich vnd auff beyde seit.

Der Wein. Der Trunck, der Schloff im Kopff.

Jetzt fällt er zu boden.

890 Oho, da ligst du voller Tropff.

Jetzt will er vffstehen vnd kan nicht.

Oho, huy, vff. Hoy vff behend.

Huy vff: dass dich potz Marter schend.

Jetzt fällt er wider zu boden.

Botz Marter, ich kan nicht vffstehn.

Ich kan, ich kan nicht weiter gehn.

Jetzt hengt er den Kopff läst ihn in schloff sincken.

Schlaf, schlaf, schlafen, das wer mein Sinn

So, so, so, so schloff ich dahinn.

Jetzt schläfft vnd schnarchet er.

### Scena II.

[21]

### Alfantz der Jung

redet mit sich selbst.

Mich wundert wo doch Spiel Cuntz sey!

Dass er nicht wider kommt herbey.

Ich muss mir schier die Rechnung machen :  
900 Er geh nicht recht vmb mit der Sachen  
Wenn er betrogen hat den Alten,  
So wirdt er gwisslich auch behalten  
Meins Herren Kleider, sampt den Ringen,  
Vnd jhm der keines widerbringen.  
Er wirdt jhm einen Tuck beweisen.  
Vnd gantz heimlich von hinnen reysen.  
Meim Herren zwar gantz recht geschicht,  
Weil er jhn selbst hat vnterricht,  
Wie er mit Practiken vnd Liegen  
910 Die Leut solt meisterlich betriegen!  
So mag er jhm den schaden haben,  
Die Grub hat Er jhm selbst gegraben.  
Jetzt gibt er mir die Schuld allein,  
Spricht, ich solt bey jhm blieben seyn:  
Vnd nicht eh' seyn von jhm gegangen,  
Biss dass er hett das Geldt empfangen:  
Dann er solt meinem Herren eben  
Den halben theil vom Gelde geben.  
Jetzt, da er nicht bald kommt herbey,  
920 Sagt mein Herr, dass ich schuldig sey.  
Vnd hat mich jämmerlich zuschlagen.  
Er wolt kurtzumb, ich solt jhm sagen,  
Wo Spiel Cuntz sey zu treffen an?  
Oder er wolt mich hencken lahn. C v  
Als bald er mir sagte vom hencken,  
Da must ich ein Lügen erdencken.  
Ich sprach: Ey Herr, Er ist beym Rappen:  
Ich will jhn daselbst wol ertappen.  
Vnd will jhn herführen mit mir.  
930 Ich dacht, der Teuffel trawo dir:  
Wächst solches Kraut in deinem Garten,  
So will ichs hencken nicht erwarten.  
Wie bald hab ich die Thür getroffen?  
Vnd bin also von jhm geloffen.  
Zu jhm komm ich fürwar nicht mehr.  
Vnd wenn er gleich ein Juncker wer  
Ich will leichtlich solcher gestalt,  
Ein lumpen Herren finden bald.  
Dann ich kan mich in allen Sachen,  
940 Bey jedermann zutäppisch machen  
Ich kan eim Herren auch dessgleichen  
Den Fuchsschwantz auss der kunst recht streichen.  
Wie ein Herr ist: So bin ich Knecht:  
Ich bin auff all Sättel gerecht  
Wes Brot ich ess: Dess Lied ich sing:  
Mein theil ich allzeit darvon bring.  
Hiermit gut Nacht, ist zeit, ich geh  
Jetzt in ein ander Land. Ade.

Scena III.

Spiel Cuntz

lige schläfft, vnd kommt ihm ein wunderlicher Traum für,  
davon er im Schlaß redet.

- O weh! weh! ich habs nicht gethan. [22]
- 950 Nein warlich nein /:/ Ach last mich gan /:/  
Es ist kein Geldt /:/ Ich bin es nicht /:/  
(Er leugt,) er leugt, mir gwalt geschicht. /:/  
Ich bitt vmb Gnad: /:/ Ach lost mich leben |:/|  
Ich will euch alles wider geben /:/  
Ach! wie komm ich jetzund inn noth /:/  
O wie ein gantz schmälicher Todt /:/  
Dass GOTT erbarm /:/ Ach meine Seel |:/|  
Mein arme Seel ich jetzt befeh!  
Inn deine Händ; In deine Händ.
- 960 Ach Meister machet bald ein End:  
Hiermit wüschet er auss dem Schlaß auff reuspert sich vnd spricht:  
Ehem! hem! hem! Botz Element!  
Den Alten mit der Ketten sehend:  
Nein, nein: Ich will bey zeit aussreissen,  
Der Teuffel dürfft mich wol bescheissen.  
Er begehret aufzustehen.  
Nun wolauff, auff du fauler Tropff.  
Jetzt fällt er wider zu boden.  
Ey wie ist mir so schwer der Kopff?  
Mir ist entfallen all mein Sinn.  
Ey, ey: Ich weiss nicht wo ich bin.  
Jetzt begehrt er wider auff.  
Huy Spiel Cuntz auff: du volle Saw.  
Im auffstehen schleift jm die Bulge mit dem Geldt von der Wehr  
der Mantel aber bleibt vff der Wehr hangen.
- 970 Ich kan kaum auffstehn, nun schaw!  
Ich kan mit beyden füßen nit  
Mehr thun ein satten steten tritt.  
Ich glaub ich hab das Podagram:  
Solt ich dann nun erst werden lahm.  
Schaw, wunder schaw! wie thue ich schwancken.  
Ey wo sindt doch nur mein Gedancken.  
Ich bin auch so faul diesen Tag,  
Dass ich mich kaum selbst tragen mag.  
Der Dägen truckt mich auch so sehr:
- 980 Wie ist der Bettel dann so schwer.  
Was ist das für ein schlimme Sach.  
Ich will fortgehn doch fein gemacht.

Der vierdte Act.

Fromm Man

kommt auss der Schulen.

Der Anfang ist GOTT Lob gemacht:  
O hett ichs auch zum End gebracht!

Ich bin geschickt, als ich wol seh,  
Ich kan nun fast das A B C  
Ich bin gelehrt bey meiner Trewen.  
Ich weiss es wirdt mein Weib erfrewen.  
Ich hoff ich woll mit dieser Kunst,  
990 Bey jhr erlangen Huld vnd Gunst:  
Dass sie mir nicht meh: sey zu wider.  
Allhier will ich mich setzen nider,  
Vnd sehen ob ichs auch noch kan.

Hier setzt er sich nider: zeucht das Buch auss dem Sack  
vnd spricht:

Sag her: Fromm Man? wie heist es danu?

A, B, C, D, das kan ich fein. [23]

Was mag diss für ein Buchstab seyn?

Wart, wart: der Meister hat hier neben

Mir fein etliche Gleichnuss geben,

Durch welche mir wurde bekannt,

1000 Wie jeder Buchstab sey genannt.

Nemblich, ich soll dencken hierbey.

Wo mein gröst Creutz vnd Leyden sey.

Mein gröstes Creutz ist in der Eh.

Jetzt weiss ichs. Der Buchstab heist. E.

Wie aber der? Der Meister sagt;

Wann dich die Fraw im Hauss vmbjagt.

So hüt dich, dass sie dich nicht treff.

Treff, eff: Ja recht, er heist auch F.

Weiter denck, wie die Frawe sagt

1010 Als sie dich in die Schule jagt:

Dass dich all Krancket schend nun geh!

Drumb heist auch dieser Buchstab G.

Jetzt kan ich nun nicht weiter mehr:

Es ist genug auff eine Lehr

Nun hab ich gleichwol auch gewist,

Was dieses für ein Buchstab ist.

Wolan ich bin ein armer Tropff,

Vnd hab doch ein gelehrten Kopff.

Ich will mich noch zum Doctor machen.

1020 Ich muss doch warlich meiner lachen,

Ein Bawr, ein Doctor Ha, Ha, Ha!

Jetzt fällt mir ein, dieses heist. H.

Dabey lass ichs bleyben jetzund,

Zu viel studirn ist vngesund

Ich will nun widerumb auffstehn,

Zu meinem Weib vnd Kindern gehn

Behüt mich GOTT was ist dann das?

Schaw, schaw: was ligt da in dem Grass

Es ist ein lidern Häflein schwer,

1030 Es ist Geldt drinn bey meiner Ehr.

Was soll ich doch von wunder sagen!

Wer hat den Hafen hergetragen?



Von Leder ist er frey gemacht.

Ey, wer hat doch die Kunst erdacht,  
Wer kan so hübsche Häfen machen.

Der Kunst muss ich doch warlich lachen.

Nun seh ich frey ohn allen Spott,

Dass mir diss Glück bescheret GOTT.

Juch! O der Glückseligen stunden:

1040 Ich hab ein Hafen mit Geldt funden.

Jetzt, jetzt kan ich mich wol mit ehren

All meiner Schuldener erwehren.

Ich will (weil ich diss Geld nun hab)

All meine Schulden legen ab.

Vnd GOTT darumb auch dancken fein,

Daheim mit meinen Kinderlein.

## Scena II.

### Spiel Cuntz

kommt; ist trawrig, kratzt sich im Kopff vnd spricht:

Ey, ey, ey ey ich armer Tropff:

Jetzt muss ichs suchen hinderm Kopff.

Ey, ey, ey dess heylosen Thoren:

1050 Jetzt such ichs Geldt hinder den Ohren.

Wo will ich mein Gelt wider finden?

[24]

Ich habs gesucht fornen vnd hinden.

Aber ich find kein Geldt nicht mehr.

Ey sauff. dass du versauffst dein Ehr.

Pfuy Teuffel! was ists nun gemacht.

Das sauffen hat mich dahin bracht.

Es geschicht dir recht du volle Saw.

Dass dich potz Marter schend, nun schaw.

Im Traum hat man gewarnet mich.

1060 Dann mir trawmte gantz eigentlich,

Wie mich der Alt ergriffen hett:

Vnd wolte mich gleich an der stett,

Von wegen dess Betrugs, der massen

An einen Baum auffknüpfen lassen.

Hilff GOTT: wie war mir da so bang:

Ich denck daran mein Lebenlang:

Was soll ich aber weiter thun?

Im gantzen Dorff hab ich erst nun

Durch den Schultzen vmbfragen lassen:

1070 Ob jemand hier vff dieser Strassen,

Mein Satteldäschen hett gefunden?

Ja wol! die Bawren all da stunden,

Vnd schwuren all bey ihrem Eyd.

Nichts funden: das war jhr bescheid.

Der Schults sagt gleichwol auch darbey,

Dass noch ein Bawr verhanden sey.

Den wolt er heut für sich bescheiden.  
Ich möchts bey meinem Eyd wol leyden.  
Damit ich wist woran ich wär.  
1080 Schaw, da kommt gleich der Schults daher.

**Schults.**

Wie stehts Juncker: habt jhr noch nicht  
Von ewrem Geldt weitem Bericht?

**Spiel Cuntz.**

Ach nein, ich hör davon kein wort.  
Wär not, dass ich fragt weiter fort,  
In andern Dörffern. Wann nur halt,  
Der Elementisch Bawr käm bald.

**Schults.**

Er ist zwar nicht zu Hauss jetzund,  
Doch hab ich gleich noch diese stund  
Nach seinem Weib ins Hauss geschickt.  
1090 Mich dunckt ich hab sie schon erblickt.  
Hola: Murgreth: Hola, hieher!

**Murr Greth.**

Herr Schultheiss, was ist ewr begehrt?

**Schults.**

Da kommt ein guter Herr zu mir,  
Derselb wolt Geldt lehen bey dir,  
Nur auff ein Tag zwen oder drey:  
Vnd wolt zur Danckbarkeit darbey  
Dir ein stattlich Verehrung schencken.

**Murr Greth.**

Ey, Herr Schults! was thut Ihr gedencken?  
Ihr wist doch mein Armut vnd Noth.  
1100 Vnd dass ich oft kaum hab das Brot:  
Welch's mir mit Noth kaum mag gedeyen.  
Wie solt ich dann erst Geldt weg leyen?

**Schults.**

[25]

Wenn ich in dein Hauss suchen solt,  
Ich weiss dass ich Geldt finden wolt  
Gedenkst du nicht der guten stunden.  
Da du die Bulg mit Geldt hast funden?

**Murr Greth.**

Wer ich? Herr Schults, lügt, was jhr sagt.

**Spiel Cuntz.**

Ey Fraw, der Schults hat nur gefragt:  
Ob jhr nicht etwan Geldt habt funden?

**Murr Greth.**

1110 Botz krancket; vnd botz Hackstock wunden!  
Wo solt ich Geldt gefunden han?

**Schults.**

Hat aber nicht etwan dein Man  
Etwas gefunden, auff der Strassen.

**Murr Greth.**

Ich werd schier mercken welcher massen,  
Ihr das Gespött nur treibt mit mir.

**Schults.**

Hör Murr Greth: lass doch sagen dir.  
Wir wissen zwar nicht vmb die Sachen:  
Doch must du dich so arm nicht machen.

1120 Meinst nicht dass ich errathen kan,  
Wie du beneben deinem Mann,  
Hast Geldt gefunden auff der Strassen.

**Murr Greth.**

Schults jhr werdt mich zu frieden lassen. D  
Ihr zeigt mich vnbillich hie.

Vnd gebt mir Schuld, daran ich nie,  
Auch all mein Lebtag, hab gedacht.

Ich bitt euch last mich vnveracht  
Ob ich ein arme Tröpffin bin.

**Spiel Cuntz.**

Fraw, jhr habt gar hitzigen Sinn.  
Man fragt euch in der güte doch.

**Murr Greth.**

1130 Ja in der güte: ich sag es noch.  
Ihr veracht mich in ewrem Sinn,  
Weil ich ein arme Tröpffin bin  
Was geht mich an ewr übermuth,  
Ob jhr gleich jetzt habt Gelt vnd Gut.  
Vnd was ewr Hertz begehrt auff Erden,  
Ihr köndt auch wol ein Bettler werden.

**Spiel Cuntz.**

Fraw, man sagt jetzund davon nicht.  
Gebt was jetzt allein kurtz bericht.

1140 Hat ewr Mann, oder auch gleich jhr,  
Kein Geldt gefunden? das sagt mir.

**Murr Greth.**

Was habt jhr doch für vrsach? sagt:  
Dass jhr mich vmb ein solches fragt.  
Ihr treibt mit mir den Spott allein,

Vnd meint ich soll ewr Närrin seyn.  
Aber ich sag, bey meiner Ehr,  
Wann jetzt nicht hie der Schultes wer. [26]  
Ich wolt euch, wegen dess vexieren,  
Das Wapen rechtschaffen visieren.

**Spiel Cuntz.**

1150 Ey, wer thut euch dann : Lieber schaw :  
Ihr mögt wol sein ein böse Fraw.

**Murr Greth.**

Ich seh' nun wol zu dieser Frist,  
Was du für ein Speyvogel bist

**Schults.**

Ey Murrgreth, Murrgreth: nicht also,  
Wie redst du mit dem Junckern do.  
Als hetst mit jhm gehütt der Säw.

**Murr Greth.**

1160 Botz krancket: Ja, bey meiner Trew!  
Er hatt mich gnugsam jetzt veracht;  
Wer schad, wann man jhms besser macht.  
Ach GOTT: wer weiss noch wer er ist.  
Meinst drumb dass du vom Adel bist?  
Wann man dich schon ein Junckhern heist?  
Es ist nicht alls Gold was da gleist.

**Spiel Cuntz.**

Diss Weib will ich jetzt nichts mehr fragen  
Sie solt eim wol die Warheit sagen.  
Herr Schultheiss, wie thun wir jhm dann?  
Ich wolt dass hie möcht seyn jhr Mann.

**Schults.**

1170 Wo ist dein Mann? lug, wo er sey, D ii  
Damit er komm als bald herbey.  
Kommt er nicht bald in dieser Stund,  
So straff ich jhn vmb 7. Pfund.  
Was gilts es wirdt sich finden Geldt.

**Murr Greth.**

Was straffen? er ist über Feldt.  
Ihr werdet jhn darumb nicht straffen.  
Wann er was nötigts hat zu schaffen.

**Schults.**

Werd ich erfahren, dass er ist  
Daheim gewesen dieser Frist:  
So will ich deinen Mann wol finden

**Murr Greth.**

Bah: Ihr werd ihn auch nicht gar schinden.  
Es gilt gleich er komm oder nicht.

**Schults.**

1180 Troll dich, vnd geh mir vom Gesicht.  
Oder ich will dich rechter massen  
Inns Narrenbäussle setzen lassen.

**Murr Greth.**

Ihr habt gnug Spott mit mir getrieben.  
Ich were wol daheim geblieben,  
Mit grösserm Nutz, bey meinem spinnen.  
Ich glaub jhr seyd nicht recht bey Sinnen.  
Der übermuth hat euch verblindt,  
Dass euch botz tausend krancket schendt.

**Schults.**

1190 Seht ist das nit ein böses Kraut:  
Ein rechte vngegerbte Haut.  
Vnd hat doch so ein frommen Mann, [27]  
Dem man nichts böss nachsagen kan.  
Er ist gantz einfältig vnd schlecht.  
Darneben redlich vnd vffrecht.  
Er ist wol einer auss den Frommen.

**Spiel Cuntz.**

Für war: wann er nicht bald wirdt kommen  
So muss ich nothalben weggehen  
Vnd auch in andern Dörffern sehen  
Wie ichs erfrag von Hauss zu Hauss  
1200 . Der Bawr bleibt mir gar zu lang auss.

**Der fünffte Act.**

**Schults.**

Schawt! Juncker, dort kommt er gegangen.

**Spiel Cuntz.**

Ey, geh fort, dass du werst gehangen.  
O, den seh ich nicht dafür an  
Dass er mein Geldt wird funden han.

**Fromm Man.**

Es wär not, dass ich geh vnd schaw:  
Wo ich werd finden meine Fraw.  
Ich denck sie sey gerissen auss.  
Dann als ich jetzund kam zu Hauss.



Da stunden alle Thüren offen.  
1210 O wer sie nur davon geloffen!  
So käm mirs Creutz doch von dem Halss;  
Ich wolt mich doch wol dieses Falls D ij  
Mit meinen Kindlein jetzt ernehren:  
So lang mir GOTT wirdt Gelt bescheren.

**Schults.**

Hör, Fromm Man: komm hieher zu mir.  
Ich hab etwas zu sagen dir.

**Fromm Man.**

GOTT grüss euch Schults. Ein guten Tag.  
Edelman Juncker ich euch sag.

**Schults.**

Danck hab, du kommst gleich recht. Dann wir  
1220 Haben beyd erst geredt von dir.  
Dass du bey dein geringen Gut,  
Dennoch hast so ein freyen Muth,  
Vnd bist gedultig auch darneben.  
Mein Fromm Mann, wovon thust du leben?  
Dein Arbeit mags nicht tragen auss.  
Lieber; sag! wovon heltst du hauss?  
Versetzt sindt all Rebäcker dein:  
Vnd hast viel kleine Kinderlein.  
Dein Weib ist darzu träg und faul:  
1230 Vnd will doch gessen han das Maul:  
Vnd ist schwere Zeit in der Welt.  
Du must nur haben heimblich Gelt.

**Fromm Man.**

Ho: Ich ruff GOTT den Herren an,  
Vnd glaub Er werd mich nicht verlahn.  
Vnd weil ich auff sein Güte traw,  
Im wahren Glauben auff jhn baw,  
So thut Er mir täglich bescheren, [28]  
Dass ich mich mag darmit ernehren.  
Hab ich schon nicht viel Gelt im Hauss:  
1240 Mit wenigem kommt man auch auss.

**Schults.**

Es steckt ein ander Putz dahinden.  
Du wirst auch Gelt bissweilen finden?

**Spiel Cuntz.**

Hast du nicht zu glücklichen stunden,  
Etwan Gelt auff der Strassen funden?

**Fromm Man.**

Nur dreymal: inn meim gantzen Leben.

**Schults.**

Lieber, sags wie hatt sichs begeben?

**Fromm Man.**

Als ich noch war ein kleiner Knab,  
Der Ross ich oft gehütet hab:  
Vnd damals fand ich auff ein zeit,  
1250 Am Weg, von vnserm Dorff nicht weit,  
Bey einem Brunnen, vnter wegen,  
Ein hübschen krummen Fuhrmanns Dägen:  
Vnd eine grosse Täsck daran.  
Gott weiss, wer es hat ligen lan.  
Vnd in der Täsck steckten fürwar,  
Wol zehen Gulden also par.  
Ich lieff heim: brachts meim Vatter gschwind,  
Da war ich jhm ein liebes Kind.  
Mein Vatter must der Täschen lachen.  
1260 Vnd liess mir zwilchen Hosen machen. D iiij  
Also hab ich der Tasch genossen.

**Spiel Cuntz.**

Ey, was sagst vns von solchen possen.  
Wir fragen jetzt zu dieser Stunden  
Nicht was du damals habst gefunden,  
Sondern was du vor wenig Tagen  
Gefunden habst? das thue vns sagen.

**Schults.**

Sag, hast du nicht vor kurzer zeit,  
Etwas gefunden. Gib bescheid.  
Vnd uns fein ordentlichen sag,  
1270 Die Zeit, die Stund, vnd auch den Tag.

**Fromm Man.**

Vor kurtzer zeit, vnd ohngefähr.

**Schults.**

So kommst du recht; also fahr her.

**Spiel Cuntz.**

Was war es? wie? wann? hastus gefunden?

**Fromm Man.**

Morgens, zu erster Tages stunden,  
Wolt ich ein mahl auch früh auffstehn,  
Vnd in die Statt zu Marckte gehn:  
Da fand ich zu nechst an der Strass,  
Vnter eim Baum, im grünen Grass,  
Ein hübschen schwarzen ledern Sack.  
1280 Darinn ein kleines Geiglin stack:  
Vnd drey ReichsTaler auch darbey.

Ich kondt nicht dencken was es sey.  
Doch nam ichs mit mir also bald, [29]  
Vnd liess aussruffen, der gestalt,  
In der Statt, bald zur selben stunden,  
Aber es hatt sich niemand funden.  
Der solches hett von mir begehrt.  
Drumb dacht ich, GOTT hatt dirs beschert.  
Weil es sonst niemand bey dir sucht.  
1290 Vmbs Geldt kaufft ich zwey viertel Frucht.  
Die Geig kam mir leiden wol. Dann  
Weil ich ein wenig geigen kan,  
So kam sie mir gar wol zu stewr.  
Wann mein Fraw anfieng vngehewr  
Zu murren, schnurren vnd zu fluchen:  
So thet ich bald das Geiglein suchen:  
Vnd geigte einen Psalmen fein.  
Vor Zorn so gumpet die Frawe mein.  
Vnd gab mir viel der bösen wort.  
1300 Aber ich geigte immer fort.  
Vnd that letztlich ein Tänzlein machen:  
Dass sie endlich musst meiner lachen.  
Also hab ich durchs Geiglein schlecht,  
Mein Weib oft widrumb bracht zurecht.  
Aber der Teuffel (als ich mein)  
Hatt es ihr letztlich geben ein  
Dass sie das Geiglein mir verbrennt.  
Ey dass sie alles Vnglück schendt  
Das böss Weib. Schawt: ists nicht ein schand.  
1310 Dass sie das Geiglein mir verbrandt  
Das Geiglein, das so wol kondt geigen,  
O hett ichs noch, ich wolts euch zeigen: D v  
Wie ich so munter geigen kan.  
Es geigt so wol, es glaubts kein Mann.

### Spiel Cuntz.

Ey geig, dass dich potz Marter schend:  
Müssen wir dann an diesem End  
So lang zu hören diesem Narren.  
Herr Schults, ich kan nicht lenger harren.  
Ich wart zu lang. Muss warlich gehen:  
1320 Vnd auch in andern Dörffern sehen.  
Mit dem Narren (als man wol sicht)  
Wirdt meine Sach nicht aussgericht.  
Es ist not dass ich geh vnd eyl.

### Schults.

Juncker verzieht ein kleine weil  
Ich will jhn nur noch eines fragen.  
Hör Fromm Man, du must weiter sagen;  
Was hast du nun zum dritten funden?

**Spiel Cuntz.**

Was fragt jhr jhn viel: potz Kühwunden?  
Weil ich zuhör den Fabeln seyn,  
1330 So komm ich wol gar vmb das mein.

**Fromm Man.**

Ey Juncker; hört das dritte auch.

**Spiel Cuntz**

Was frag ich nach deinem Geschwetz, du Gauch.  
Ade! Herr Schults, bewar euch Gott.

**Schults.**

Ey Juncker, wartet ohne Spott:  
Er muss vom dritten auch vor sagen. [30]  
Sag Bawr: wie hat sichs dritt zutragen?

**Spiel Cuntz.**

Was solt es seyn. Er ist ein Narr.

**Schults.**

Der Juncker, noch ein kleines Harr.

**Spiel Cuntz.**

Ich hab zeit. Ich muss warlich fort.  
1340 Hör Bawr: sags kurtz, mit einem wort:  
Vnd mach nicht viel Gschwätz dieses falls:  
Oder ich schlag dich an den Halss.  
Ich glaub du meinst, wir seyen Narren:  
Dass wir auff dein Geschwetz da harren.

**Fromm Man**

O Juncker: wann jhr mich wolt schlagen,  
So will ich kein wörtlin mehr sagen.

**Spiel Cuntz.**

So halts Maul; oder sag es frey  
Herauss, mit eim Wort oder drey.

**Schults.**

Mach nicht viel Wort. Sag her Fromm Man.

**Fromm Man.**

1350 Ich wills sagen, so kurtz ich kan.  
Das dritte so ich hab gefunden,  
Zu einer Glückhafftigen stunden,  
Das war ein Ledern Hafen fein.

**Spiel Cuntz.**

Ey, meinst du dass wir Narren seyn:  
Dass dich botz Marter an dem End,  
Mit deinem ledern Hafen schendt!

Kommst abermals mit losen zotten.  
Du Hudler, thust nur vnser spotten  
Warumb schlag ich dich nicht ins Gfräss,  
1360 Dass du dich setzest vffs Gesäss.

**Schults.**

Ey, Juncker, thut gemacht: last doch  
Hören, was er wird sagen noch.

**Spiel Cuntz.**

Was solt er sagen, der Phantast.

**Schults.**

Den Hafen den du funden hast;  
War er läer? oder etwas drinnen?

**Spiel Cuntz.**

Was fragt jhr! er ist nicht bey Sinnen.

**Schults.**

Last doch nur hören was er sagt.

**Fromm Man.**

Ja, lieber Herr Schultheiss; ihr fragt  
Ob etwas drin gewesen sey?

1370 Voll Geldt war er: das sag ich frey.

**Schults.**

Voll Geldt, was warens dann für Sorten.

**Fromm Man.**

Herr Schults, ich sags mit wenig worten.  
Es waren Goldpatzen darinnen.

So viel ich mich noch kan besinnen  
Ich war so voller Frewden zwar.

[31]

Dass ichs nicht recht besach fürwar.  
Vor Frewden kondt ichs zehlen kaum.

**Spiel Cuntz.**

Ich glaub fürwar, er red im Traum.

**Fromm Man.**

1380 Nein: Ich weiss wol, zu dieser stunden,  
Dass ich selbst: ich selbst, habs gefunden.

**Spiel Cuntz.**

Was hast du dann gefunden? Sag.

**Fromm Man.**

Ein Hafen mit Geldt, auff den Tag.

**Spiel Cuntz.**

Wo hast dus funden. Gib bericht.



**Fromm Man.**

Auff dem Feldt, versteht jhrs dann nicht!  
Zwischen diesem Dorff, vnd der Statt.

Da es ein grüne Matten hat:  
Daselbst hab ich, zur guten stunden,  
Ein ledern Hafen mit Geldt funden.

**Spiel Cuntz.**

Ein ledern Hafen! was ist das ?

**Fromm Man.**

1390 Ein ledern Hafen lag im Grass:  
Ein Hafen von Leder gemacht.

**Spiel Cuntz.**

GOTT geb, wie ich dein Red betracht.  
Ledern Hafen versteh ich nicht.  
Wolan gib mir fernern bericht:  
Was war im selben Hafen? sag:  
Verstehst du mich, was ich dich frag?

**Fromm Man.**

Es war Golt, Gelt, Golt: es war Gelt  
Ich red ja teusch; potz alle Welt!

**Spiel Cuntz.**

1400 Wenn hast du funden? das sag recht,  
So kan ich dich verstehen schlecht.

**Fromm Man.**

Der Juncker soll mich recht verstehn,  
Als ich solt auss der Schule gehn:  
Da fand ich das Gelt auff der Strassen.

**Spiel Cuntz.**

Ich verstehs noch nicht rechter massen.  
Wann giengst du auss der Schulen dann?  
Meinst du dass ichs errahten kan.  
Sag mirs teutsch, dass ichs recht versteh.

**Fromm Man.**

1410 Als ich lernte das A. B. C.  
Ich hat es auch gelernet Ja  
Doch weiter nicht, als auff das H.  
Da ich wolt heimgehn auss der Statt  
Am Hals ich mein Schulsäckle hatt.  
Vnd mein Namenbüchlein darinnen.  
Vnter wegs thet ich mich besinnen,  
Weil ich war in der Schul gewesen,  
Wolt ich mein Letzke überlesen,

Vnd mir selbstn aufsagen wider: [32]  
Drumb setzt ich in das Grass mich nider.

Wie etwan dieser zeit noch thun  
1430 Die kleinen Schulerbüblein nun,  
Schawt Juncker! zu derselben stund,  
Als ich mein Letzke so wol kund,  
Vnd wolt nun widerumb auffstehen,  
Da hab ich den Hafen ersehen:  
Vnd demnach zu derselben stunden,  
Ein Ledern Hafen mit Gelt funden.

**Spiel Cuntz.**

Ich wolt dass du hettest dessfalls  
Den Ledern Hafen an den Halss,  
Vnd hiengst am liechten Galgen hoch,  
1430 Mein lieber Herr Schults sehet doch,  
Wie er treibt das Gespött mit mir.  
Bawr, Bawr, potz Hertz, Ich sage dir,  
Der Bossen mir nur nicht viel mach.

**Fromm Man.**

Es ist mir je ein seltzam Sach,  
Dass ich nicht soll die Warheit sagen,  
Von dem, so jhr beyd mich thut fragen.

**Spiel Cuntz.**

Du sagst, du vngehenckter Bawr,  
Die Warheit wie ein ander Laur.  
Man fragt dich, was zu dieser zeit  
1440 Geschehen sey? So kommst du weit  
Daher gezogen: Sagst zur Frist  
Was vor viel Jahren geschehen ist:  
Da du bist in die Schul gegangen.  
Ich wolte dass du werst gehangen.  
Ja, Herr Schultheiss, was soll ich nun  
In meiner Sachen weiter thun?  
Ich hett mein Sach schon lengst verricht,  
Wer dieser loser Hudler nicht.  
Aber Bawr, ich will dirs nicht schencken,  
1450 Es kommt die Zeit, ich wills gedencken!  
Komm ich nicht wider zu dem meinen,  
So will ichs suchen bey den deinen.  
Ich will dir auff dein Haupt zur letzen,  
Glaub mir, ein Roten Hanen setzen.

**Schults.**

Ey, Vester Juncker, thut gemach:  
Was wolte das seyn für ein Sach.  
Wolt jhr vns schädlich seyn im Land,  
Vnd vns bedrewen mit dem Brandt.

**Spiel Cuntz.**

Nicht euch, sondern dem losen Lauren.

**Schults.**

1460 Ey, das betrifft allsambt vns Bawren.  
Die Sache gehet mich auch an,  
Ich werd es nicht so bleiben lan.  
Ich rath euch, lasset solchs ewr drewen :  
Es möcht euch sonst zur zeit gerewen.

**Spiel Cuntz.**

Gerewen? Ha! ha! potz allment;  
Ich hab wol eh' Bawren verbrennt.  
Ich merck wol, wie es ist gespitzt. [33]  
Ihr stehet bey dem Bawren jetzt.  
Ihr habt jhn also vnterricht,  
1470 Damit er ja bekenne nicht,  
Dass er mein Geldt gefunden hab:  
Damit wolt jhr mich weisen ab.  
Ihr seyd betrieglich lose Kunden,  
Ewr einer hat mein Geldt gefunden.  
Ich hab es endlich wol gemerckt  
Das Ihr, Schults, habt den Bawren gesterckt.  
In seiner Schalckheit. Dann da er  
Vom Ledern Hafen sagt daher,  
Da Schwieg der Schults, vnd red kein wort.  
1480 Vnd meint ich solt so gehen fort.  
Vnd mein Geldt lassen frey dahinden.  
Schults vnd Bawr was gilts ich will finden,  
Ein ander Oberkeit, so bald,  
Die mir zu recht helff der gestalt.

**Schults.**

Niemand vns zu gebieten hatt,  
Als vnser Herren in der Statt.  
Wolt jhr vns da verklagen eben.  
Wolan! wir wolln euch antwort geben.

**Fromm Man.**

Er geht nur hiun als bald zur fahrt  
1490 Ich hab auch ein Freund Herrn Reichhart.  
Der ist ein ansehnlicher Mann,  
Der mir ein Beystandt leisten kan.  
Verklag er vns nur: ist er keck. E

**Spiel Cuntz.**

Ey, dass euch all der Hencker streck,  
Dich vnd deinen Freund Herrn Reichhart.  
Vnd auch den Schultssen zu der fahrt:  
Die jhr mein Geldt mir habt verholen,  
Es ist doch gleich als wers gestohlen.

**Fromm Man.**

1500 Wolan! wann dann das Geldt ewr ist,  
Welchs ich fand zu derselben frist.  
Als ich gieng auss der Schul: wolan!  
So will ich euch zu recht drumb stahn,  
Vnd wills euch alles wider geben.

**Spiel Cuntz.**

Ich rede nicht von dem Gelt eben,  
Welchs du zur selben zeit hast funden.  
Dann ich damals, zur selben stunden,  
Noch nicht war zu der Welt geboren:  
Viel wenger hett ichs da verlohren.  
1510 Aber ich merck doch so viel fast,  
Dass Du mein Gelt gefunden hast.

**Fromm Man.**

Ich sag wie vor, Ists ewr Gelt eben:  
So will ichs euch frey wider geben.

**Schults.**

Was darffs viel Wort. Der gute Mann  
Weiters sich nicht er bieten kan.  
Er sagt je alls, so viel er weiss.

[34]

**Spiel Cuntz.**

Er leugnet mirs mit sonderm fleiss.  
Aber Bawr du wirst noch bekennen,  
Wann ich dir werd das Hauss abbrennen.

**Schults.**

1520 Was? Brennen? wilt vom brennen sagen?  
Fromm Mann jetzt ists zeit drein zu schlagen,  
Komm her, vnd steh mir trewlich bey,  
Wir wollen dem Schufft zeigen frey:  
Wie er uns soll mit Fewr bedrewen.  
Komm her, lass vns jhn wol erplewen.

**Spiel Cuntz.**

Hola Bawr! hola Schults! halt, halt,  
Ey was thut jhr mir für Gewalt.  
Awe! Awe! ich armer Tropff:  
Awe! mein Arm: Awe mein Kopff

**Schults.**

1530 Gelt, gelt: Ich hab mich jetzt gerochen,  
Wolst du mich, als den Schultheiss pochen.  
Vnd auch die Bawren allzugleich.

**Fromm Man.**

Ey, ey, das war ein böser streich.  
Ey! ey! Herr Schults: das ist zu grob

Er stirbet schon. Mir wirdt darob  
Schier angst vnd bang. Ich glaube frey  
Dass der arme Tropff schon tod sey  
Ey wie dauret er mich so sehr  
Ich fürchte auch darbey viel mehr  
Herr Schults wir kommen beyd in Not.

E ii

**Schults.**

1540 Hey! ist er Todt: so sey er todt,  
So will ich jhn lassen begraben.  
Er hats nicht anders wollen haben.

**Fromm Man.**

Er ist gewisslich todt. Halt, halt,  
Jetzund will ichs erfahren bald.  
Wann noch ein Athem bey jhm ist.  
So lebt er noch zu dieser frist  
Ich merk kein Athem. Er ist still,  
Doch noch ein mahl ich horchen will,  
O lieber Herr Schults helffet mir.

**Schults.**

1550 O mir geschicht gleich wie auch dir.  
Wie geschwind laufft er davon. Schaw! schaw!  
Der Teuffel diesem Lecker traw.  
Ich meint der Todt hett jhn gestreckt:  
Er hat vns beyd ja recht erschreckt.  
Wie kundt er sich so tödlich stellen,  
Ja, Ja, das sindt der rechten Gsellen,  
Komm her Fromm Man, lass vns bald gehen,  
Wir müssen auff vnser Schantz sehen,  
Vnd fleissig beyd zu Tag und Nacht,  
1560 Auff Hauss vnd Städel haben acht:  
Damit er nicht leg Fewr darein,  
Ich wills anzeigen der Gemein:  
Vnd die Wach gantz fleissig bestellen.  
Ertapp ich den losen Gesellen,  
So will ich jhn zeichnen dermassen:  
Dass Er vns soll zufriden lassen.

[35]

**Fromm Man.**

Ich hoff vns soll behüten GOTT,  
Dass vns der Bub nicht bring inn Noth.  
Wann er schon braucht viel Tück vnd List:  
1570 Ich weiss dass GOTT viel stärker ist.  
Der beschützt vns durch der Engel schar,  
Dass vns nichts böses widerfahr  
Wann wir beten in Christi Namen  
So hilfft GOTT, das ist gewiss vnd Amen.

[Borte]



### Nachspiel.

Warmund, bringt die Glückskugel [/. Glückskugel] auff den Platz.

Weicht doch ein wenig hindersich,  
Lieben Leut: Macht platz! schawt, wie ich  
Mich doch selbst kan regen kaum,  
Weicht doch ein wenig, gebt vns raum.  
Es muss fürwar nur platz da seyn,  
1580 Wann sich das Spiel soll enden fein.  
Weicht doch! vnd steht also fein still,  
Vnd schawt, was ich jetzt machen will. E ij  
Ihr werdet sehen wunder ding.

Jetzt soll er mit dem Stab in welchem vnten ein Kreiden steckend  
ein Zirckelrund vmb sich machen.

Seht dieses ist ein Zirckelring.  
Darinn das Glück hat seinen Stand.  
Nun will ich euch machen bekannt,  
Wie nemblich nur allein die frommen.  
Zum Glück warhafftig mögen kommen.  
Diese Lini bedeut den Weg  
1590 Zum Glück, ist ein gerader Steg.  
Wer nun in GOTTES furcht fein gleich  
Gerad hinzu geht der wirdt reich,  
Aber diese Linien beyde,  
Zeigen vns an die Wegescheide:  
Dann so man kommt an diesen ort,  
Vnd gehet nicht grad, für sich fort:  
Sondern weichet auff diese seit,  
So kommt man bald vom Glück gar weit:  
Bleibt nicht in der GOTTES furcht fein  
1600 Sondern will nur mit Geitz allein,  
Mit gschwinder List, Practic vnd rencken,  
Ihm selbst zum Glück ein weg erdencken  
Daher jhm dann endlich geschicht,  
Dass bey jhm das Glück bleibet nicht.  
Er meint, er hab das Glück in Händen!  
Aber es thut sich schnell vmbwenden.  
An statt dess Glücks hat er den Schatten:  
Vnd mag jhm sein Geitz gar nicht patten.  
Also, wann man auff diese seit,  
1610 Vom weg abtritt, so kommt man weit  
Vom rechten Glück: von Gelt vnd Gut, [36]  
An Bettelstab vnd in Armut:  
So man die Gottsfurcht achtet nicht,  
Vnd sich zum Spielen vnd Sauffen richt:  
Begibt sich auff Betrug und Liegen,  
Vnd will nur ander Leut betriegen:  
Dabey kan fürwar kein Glück seyn  
Man kommt ins gröst Vnglück hinnein.  
Wer aber nach richtigem Steg,

1620 In Gottsfurcht bleibt auff diesem weg:  
Vnd geht in sein Beruff fein gleich,  
Denselben macht Gott endlich reich:  
Bescheret jhm auch Gut vnd Gelt.  
So viel jhm noth ist in der Welt.  
Vnd wirdt ihm endlich auch darneben  
Durch Christum die Seligkeit geben.  
So seydt nun still vnd mercket fein  
Was jeder wirdt singen allein.  
Der Reich: der Spieler: vnd auch dann  
1630 Endlich der Bawr, der fromme Man.

Der Reichhart kommt, gehet die gerade Lini vnd in der Weg  
scheide weicht er vff die recht seite, vnd bleibt neben oder ausser  
dem Ring stehen: vnd unter dem gehen singt er.

In der Lewen weise.

Das wanckelbare Glück auff dieser Erden,  
Mag wol einer Kugel verglichen werden:  
Welche nicht kan still stehen, E iij  
An eim gewissen ort:  
Sondern, wie man thut sehen,  
Begehrt sie immer fort.  
Ich hab von Jugend mich dahin begeben,  
Dass ich möcht viel gewinnen hie im Leben:  
Vnd auch mit andern dingen,  
1640 Viel Reichthumb Geldt vnd Gut,  
Mit Geitz zusammen bringen,  
Zu haben guten Muth.  
Aber, es ist mir offtermals  
Misslungen, mit meim Schaden:  
Solchs hat mich auch gleiches falls,  
Mit Kümmernuss beladen.  
Wann ich schon viel Geldt thet zusammen scharren,  
So ward ich doch betrogen von den Narren,  
Die mir das han entragen,  
1650 Mit jhrem Trug vnd List.  
Darumb darff ich wol sagen  
O Glück! wie falsch du bist.

Spiel Cuntz kommt gehet auff die ander Seiten vnd singt.

In der getheilten Nachtigall.

Es ist kein Glück mehr in der Welt:  
Mag ich mit Warheit singen,  
Ob einer schon thut Gut vnd Geldt.  
Mit List zu wegen bringen:  
So ist doch kein bestand darbey:  
Vnglück reists wider hinn.  
Ich glaub dass ich, mit grosser Noth,  
1660 Zum Vnglück sey geboren: [37]  
Der ich oftmals viel Geldt, mit Spott,

Liederlich hab verlohren.  
Es will doch gar kein Glück mehr frey,  
Gehen nach meinem Sinn.  
Ob schon das Glück bissweilen,  
Sich freundlich zu mir wendt.  
Doch thut es plötzlich eylen,  
Vnd laufft von mir behendt.  
Denn wie einer sein Gut zur frist  
**1670** Liederlich thut gewinnen,  
Mit Spielen, Practic, List vnd Tück:  
So thuts widrumb zerrinnen.  
Wann du eim gantz zu wider bist  
O wanckelbares Glück!

Fromm Man, kommt, gehet durch die Wegscheide vnd bleibt  
vnten am Ring stehen: singet gehend:

Im Gulden Thon. Hanns Sachsen.  
Wol dem, der da recht fürchtet GOTT  
Vnd ohne Spott  
Glaubet, liebet vnd hofft darbey  
Dass jhn Gott werd ernehren frey:  
So fern er fein  
**1680** Seines Ampts warten thut.  
Solchs hab ich auch erfahren heut,  
Ihr lieben Lent;  
Schaw! wie das Glück kuglecht so rund, E v  
Zu mir kommt jetzt zu dieser stund;  
Doch nur allein  
Durch GOTTES Segen gut,  
Denn GOTT verlest die seinen nicht,  
Wer glaubt, demselben guts geschicht.  
Wie vns die heilig Schrift bericht  
**1690** Was GOTT beschert,  
Bleibt vnerwert:  
Glaub ich fürwar,  
Darumb O Glück! weil du jetzt bist  
Allhier verborgen zu der frist,  
Vor der Gemein  
So mach dich offenbar.

Allhier springt die Kugel entzwey: vnd richtet sich der Knab  
oder das Glück, (so darinnen verborgen ligt) auff, bleibt, in der  
Kugel stehen vnd spricht.

Das Glück.

Schaw! Fromm Man: jetzt siehst du mich klar,  
Der ich dir vor verborgen war.  
Inn die Kugel geschlossen ein.  
**1700** Jetzund will ich stetts bey dir seyn.  
Bey dir will ich wohnen jetzund,  
Vnd auch hinfort zu aller stund.

- Dann weil du bey der Armut dein,  
Dir hast lassen genügen fein:  
Hast nicht getracht nach frembden Gut.  
Sondern, auch in gröster Armut,  
Deines Beruffs gewartet recht,  
In Gottesfurcht vnd Einfalt schlecht.  
Hast gearbeitet vmb's täglich Brot, [38]
- 1710 Darneben in all deiner Noth  
Deim trewen GOTT allzeit vertrawt,  
Im Glauben, fest auff jhn gebawt:  
Vnd dich getröstet GOTTES Huld:  
Dein Creutz getragen mit Gedult:  
Darnach nach Christlichem Brauch,  
Mit dein Kindlein gebetet auch:  
GOTT vnd die Oberkeit geehrt.  
Wolan, so hat dir GOTT beschert  
Diss Glück, welchs dir jetzt kommt zu handen.
- 1720 Von Gott ist dir solchs zugestanden,  
Der dich darmit jetzt thut verehren:  
Dass du darmit dich mögest nehren,  
Vnd ablegen all deine Schuld.  
Nun wirst du haben Gunst vnd Huld  
Bey deinem Weib; die wirdt hinfort  
Dir nicht mehr geben böse wort:  
Sondern all Ehr erzeigen dir.  
Sie wirdt gar anders (glaub du mir)  
Gegen dir jetzt gesinnet seyn,
- 1730 Vnd dir hinfort auch folgen fein.  
Du wirst haben ein frölich Eh'.  
Darumb alsbald zu Hauss jetzt geh',  
Vnd dancke GOTT, für die Wolthat,  
Die Er dir heut erzeiget hat.  
Vor allen dingen hüte dich,  
Dass du ja nicht missbrauchest mich.  
Vberheb dich nicht solches Guts,  
Sey nicht geitzig vnd freches Muts,  
Noch gegen die Armut so karg,
- 1740 Wie dieser Schindfessel so arg.  
Der dir in Noth nicht helfen wolt.  
Schaw: jetzt hast du fein Geldt vnd Goldt.  
Darnach hüt dich mit sonderm fleiss,  
Damit ja nicht üppiger weiss  
Diss Gut, so dir GOTT hat beschert,  
Verspielt werd vnd ohn nutz verzehrt.  
Hüt dich für spielen vnd für sauffen,  
Vnd folge nicht der Schlemmer hauffen,  
Die so schändlich verthun jhr Gut,
- 1750 Vnd bringen sich selbst in Armuth.  
Wie dieser Spiel Cuntz hat gethan.

Wie steht er da! Nun schaw jhn an;  
Er ist worden zu Schand vnd Spott,  
Vnd hat ein vngnädigen GOTT,  
Ein böss Gewissen auch darneben,  
Vnd hat kein Glück in diesem Leben.  
Du aber jetzt, O Frommer Mann!  
Nimb mich mit Danckbarkeit fein an.  
Branch meiner mit Bescheidenheit.  
1760 So wirst du Glück han allezeit.

**Fromm Man.**

Wolan du lieber Schatz: Komm her.  
Du kommst mir recht nach meim Begehr  
Weil dich GOTT mir heut thut bescheren:  
So will ich dich halten in Ehren,  
Vnd dich recht Christlich brauchen fein;  
Vnd neben meinen Kinderlein  
GOTT dancksagen zu jeder frist, [39]  
O Glück: wie recht du kommen bist!  
Da gleich die Noth am grösten war.  
1770 Jetzt komm ich auss aller Gefahr.  
Nun will ich dich mit mir heim tragen.  
Ey, Was wird doch mein MurrGreth sagen:  
Ich weiss sie wirdt vor Frewden lachen,  
Vnd mir die besten Kuchlein bachen.  
Da wolln wir dann, bei guten Kugen [l. Kuchen],  
Den Newen Wein auch recht versuchen.  
Wir wölln triacken den aller besten;  
Ja Aepffel, Birnen, Nussen, Kesten,  
Vnd Haselniss ein gantzen hauffen,  
1780 Will ich nun meinen Kindern kauffen:  
Vnd jhnen frey zum besten geben,  
Sie müssen auch ein mal wol leben.  
Wolan: komm her in GOTTES Nahmen,  
GOTT ist mein Frewd. Das glaub ich, Amen.

Der Bawr nimbt das Glück oder den Knaben auff seine Arme  
vnd gehet darmit darvon. Die zwo halbe Kugeln bleiben liegen. vnd  
Warmund, Reichard vnd Spiel Cuntz bleibt jeder an sein ort stehen.

Der Lackey Alfantz kommt vnd singt. Im süssen Regenbogen  
Thon. wie folgt.

Ey, was soll ich doch machen?  
Was soll ich fangen an?  
Wie thue ich meiner Sachen?  
Weil ich kein Dienst mag han.  
Ich lauff vmb hie im Lande.  
1790 Hab kein Herren, mit Spott,  
Vnd muss darzu mit schande  
Fressen für Hungers noth  
Das Bettelbrot.  
Nach dem ich bin entloffen



Vom Seltenfromb dem Herren mein,  
So hatt allein,  
Mich alles Vnglück troffen  
Es will kein Glück noch Stern mehr seyn.

Alfantz sagt weiter.

Schaw! wer kommt jetzund da herein  
1800 Ich glaub dass diss mein Herr werd seyn,  
Von dem ich heimlich bin entloffen,  
O weh mir! hett ich mich verschloffen.  
Vor jhm ich nun nicht sicher bin.  
Wo soll ich auss? wo soll ich hin?

### Spiel Cuntz.

Setz dich herein vnd sey ohn sorgen:  
Hierinnen bleibst du wol verborgen.  
Diss wirdt in kein Gefahr dich bringen.

Hiermit sitzt Alfantz in die halb Kugel, vnd deckt Spiel Cuntz  
den andern halben theil über jhn.

### Seltenfromb.

Hab ich nicht erst hie hören singen,  
Den Vogel der mir ist entflogen.  
1810 Oder hat mich die Stimm betrogen.  
Ich hab den Lecker hie vernommen. [40]  
Wo ist er so bald hin gekommen?  
Vnd wer sindt die zwen, die da stehn?  
Mich dunckt ich hab sie mehr gesehn.  
Nun kan ich sie nicht recht erkennen:  
Noch sie bey ihren Nahmen nennen  
Glück zu, ihr Herrn! was gibt es guts?

### Reichhart.

Nicht viel; wir sind trawriges Muths:  
Dann das Glück will vns gar absagen,  
1820 Darvon hetten wir viel zu klagen.

### Seltenfromb.

Ja, es geht mir auch gleich also:  
Das muss ich euch jetzt klagen do:  
Ich hett ein Freund, den ich, ohn Spott,  
Wolt helffen auss all seiner Noth,  
Vnd damit er in dieser Welt  
Widerumb kommen möcht zu Gelt  
So stafiert ich jhn in den dingen  
Mit Kleidern Ketten vnd mit Ringen.  
Damit ist er davon gezogen:  
1830 Vnd hat mich vmb diss alls betrogen  
Darnach so hett ich einen Jungen,  
Der ist mir auch darvon gesprungen.

Vnd hat mir auch etwas entragen,  
Hett ich jhn ich wolt jhn zuschlagen:  
Dass er sein lebtag denck an mich.

**Reichhart.**

Nun duncket mich gantz sicherlich,  
Ich hab den Herren mehr gesehn.

**Spiel Cuntz.**

Ich kenn euch auch nicht alle zwen.

**Warmund.**

Ihr müst haben gar blöds Gesicht,  
1840 Wann jhr einander kennet nicht,  
Dann ich sag mit Warheit frey,  
Dass jhr euch samptlich alle drey  
Erst habt gekennt vor einer Stund.  
Das kan euch sagen, ich Warmundt.  
Schaw! setz die Brillen auff die Nasen,  
Dann wirst du sehen rechter massen,  
Wer dieser sey, vnd auch der Mann.

**Spiel Cuntz.**

Ja, jetzund ich recht sehen kan,  
Die Brill offenbahrt den Betrug,  
1850 Doch hab ich jhrer gar genug.  
Steckt sie widrumb ein ohn beschwerd  
Damit sie nicht zerbrochen werd.

**Reichhart.**

Nein, lasst mich doch die Brill auch schawen.

**Spiel Cuntz.**

Ach nein; es ist jhm nicht zu trawen.  
Ihm zittern die Händ, solcher massen,  
Er möcht die Brillen fallen lassen.  
Es wär schad wann sie solt zubrechen.

**Reichhart.**

Ey! jhr habt nichts darzu zu sprechen. [41]

**Warmund.**

Alter Herr vmb der Warheit willen,  
1860 Will ich euch leyhen diese Brillen,  
Damit jhr auch dadurch möcht sehen,  
Wer die seyn, so da vor euch stehen.

**Reichhart.**

Die Brill ist warlich klar vnd rein.

**Spiel Cuntz**

Botz Veltes Sucht! was soll das seyn?  
Der Teuffel schlag dir in die Händ,  
Dass dich das Vnglück schend vnd blend.

**Reichhart.**

O wen seh ich da vor mir stahn?  
Das ist der falsch betrieglich Mann,  
Der mit der Kett mich hat betrogen.

**Spiel Cuntz.**

1870 Du leugst, sag ich, es ist erlogen.

**Reichhart.**

Du wirst es mir nicht leugnen bald:  
Ich kenn dein Gsicht vnd gantze gstalt  
Ja auch die Kleidung gleicher weiss.

**Spiel Cuntz.**

Jetzund ists zeit dass ich aussreiss.

**Reichhart.**

O lieben Leut haltet den Mann,  
Denn ich jhn nicht erlauffen kan. F  
Weil er jung ist vnd ich bin Alt.  
Halt auff, halt auff, halt auff, halt, halt.

**Seltenfromb.**

1890 Ich glaub beym hültzen Steffan frey  
Dass diss Spiel Cuntz gewesen sey.  
Mein lieber Mann gebt mir bericht:  
Ist ers gewesen? oder nicht?

**Warmund.**

Ja er ists selbst gewesen frey:  
Was gehts euch an ob ers gleich sey?

**Seltenfromb.**

Ach, es geht mich nur zu viel an.

**Warmund.**

Auss was vrsach: kennt jhr jhn dann?

**Seltenfromb.**

1890 Ich kenn jhn freylich, nun viel Jahr.  
Auss vnd innen kenn ich jhn zwar.  
Sein Schalckhafftigs Hertz gleicher massen.  
Ich weiss vmb all sein thun vnd lassen.  
O hett ich jhn ich wolt jhn schlagen,  
Dass man jhn für tod müst hintragen.

**Warmund.**

Warumb das? was hat er gethan?

**Seltenfromb.**

Der schalckhafft vnd betrieglich Mann,  
Hatt mir Kleider vnd Ring entwend.

Ey! wo kommt er hinn so behend.

**Warmund.**

[42]

Vielleicht wirdt er bald widerkommen.

Wo hat er ewer Kleider genommen?

Vnd ewre Ring das sagt mir eben.

**Seltenfromb.**

1900 Ich hatte sie jhm selbst gegeben.

**Warmund.**

Ey, so habt jhr zuklagen nicht.

Vnd in dem fall euch recht geschicht.

Dann habt jhr jhn gekennet frey

Was für List vnd Trug in jhm sey,

Vnd habt jhm über das vertrawt,

Da heists ja auff ein Sand gebawt:

Vnd dürfft von seinem Trug nichts sagen.

Ihr habt über euch selbst zu klagen.

**Seltenfromb.**

Er betreugt mich der Bösewicht.

**Warmund.**

1910 Euch kan ich zwar recht geben nicht,

Weil jhr euch selbst den betrogen

Ihr soltets besser han bewogen:

Vnd besser betracht han die Sachen.

Ja, jhr seyd wol werth ausszulachen.

**Seltenfromb.**

Was habt jhr mich zu tribuliren.

**Warmund.**

Ey ja! man solt euch nit vexiren:

Fii

Das jhr die Schantz habt übersehen.

Ich sag, es ist euch recht geschehen.

Ein Schalck den andern hat betrogen.

1920 Das heist die Katz durchn Bach gezogen.

Was wolt jhr aber nun drauss machen:

Fürwar jhr seyd werth ausszulachen.

**Seltenfromb.**

Was wolt jhr viel ausslachen mich,  
Last mich zu frieden sage ich:  
Oder ich werff euch diss an Kopff.

**Warmund**

Was woltst du thun du Armer Tropff

**Seltenfromb.**

Das solst du wol erfahren jetzt

Hiermit hebt er den einen theil der Kugel auff.

Ey dass dich potz Quinten, was sitzt  
Allda? Schaw dess Leckers: Wolan:  
1930 Treffen wir hie einander an?

**Alfantz.**

Oho! gemach, ich bitt für Gwalt.

Ey ich geb mich auch nicht so bald  
Last mich ein wenig nur verschnauffen  
Herr, woln wir vmb die wette lauffen

**Seltenfromb.**

Halt, halt, jetzt will ichs machen dir  
Hebt jhr Leut, hebt den Lecker mir.  
Sie lauffen vnd jagen einander darvon.

**Warmund zum Beschluss.**

SEht lieben Leut? was soll ich nun  
Bey diesem Spiel allein hie thun?  
Weil all Personen so geschwind,  
1940 Von diesem Platz geloffen sindt.  
Vnd haben mich allein gelassen:  
So muss ich auch wol, gleicher massen,  
Abtretten, vnd wider heim gehen  
Was soll ich hier alleine stehen.  
Doch, eh dann ich alhier tritt ab,  
Etwas ich vor zu bitten hab  
Von euch Zusehern allensamen,  
Vnd solchs von wegen vnd im Namen,  
Aller Personen in gemein,  
1950 So in dem Spiel gewesen seyn.  
Ob sie villeicht nicht alle Sachen  
So artig haben können machen.  
Wie es wol billich hett seyn sollen:  
Jedoch sie darbey hoffen wollen;  
Ihr werdet diss, so jetzt geschehen,  
Von ihnen im besten verstehen,  
Vnd auffnehmen in freundlichkeit:  
Etwan kommt bald ein ander Zeit,



Da sie es besser werden machen.  
1960 Dann jhr wist, dass in diesen Sachen  
Die übung muss das beste thun:  
Wann sie sich dann mehr üben nun.  
So werdet jhr als dann auch sehen,  
Dass jhr Spiel wirtd besser abgehen.  
Nembt jetzt für gut: Bitt ich von allen.  
Vnd last euch also wol gefallen  
Diese geringe *Action*.  
Wers aber helt für Spott vnnd Hohn.  
Der wiss, dass man sein auch nicht acht.  
1970 Hiermit Ade zu guter Nacht.

F ij

ENDE.

[Verzierung.]

Nürnberg,

Inn verlegung Georg Leopold Fuhrmanns.

---

1613.

---

## IX.

### Wallfahrtsblättchen zu den drei Aehren.

Wallfahrtsbilder wurden in den früheren Jahrhunderten wie jetzt noch an Wallfahrtsorten zum Kauf angeboten und von Pilgern in Gebetbüchern oder unter Glas durch Generationen hindurch als Andenken aufbewahrt. Sie sind, was die früheren Jahrhunderte anbelangt, Seltenheiten unter den fliegenden Blättern geworden.

Von solchen Andenkenzetteln des Wallfahrtsortes Drei-Aehren sind uns doch verhältnismässig viele in einzelnen Exemplaren erhalten geblieben. Die meisten, wovon das eine von dem berühmten lothringischen Kupferstecher J. Callot (1625) hergestellt ist, sind in dem Werke von August Reinhard<sup>1</sup> abgebildet.

Ein bisher unbekanntes Wallfahrtsblatt von Drei-Aehren, vielleicht das älteste, wird in der Stadtbibliothek zu Schlettstadt aufbewahrt, und verdanken wir die Erlaubnis zur Veröffentlichung der Güte des Herrn Stadtbibliothekars Dr. Gény. Unsere Abbildung stellt den Moment dar, wo der Sage<sup>2</sup> nach der Schmied Dietrich Schöre von Urbeis am 14. September 1491 sich nach Niedermorschweier auf den Markt begeben will. Unterwegs erscheint ihm am Bildstock die Himmelskönigin mit drei Aehren in der einen Hand und einem Eiszapfen in der andern, Fruchtbarkeit oder Hagel verkündend, falls die Umwohner unbussfertig in ihren Sünden beharren sollten. Zwischen beiden Gestalten befindet sich das Wappen von Ammerschweier, oben die Inschrift:

Vnser frow zû den dri ahren.  
. . . . <sup>3</sup> ablass :/: amerschwir ban

<sup>1</sup> Trois Epis et environs, 1892.

<sup>2</sup> Vgl. A. Stoeber, Die Sagen des Elsasses. Neue Ausgabe besorgt von C. Mündel I. Theil S. 88.

<sup>3</sup> Undeutlich; entweder ein Zahlenzeichen, etwa VIII oder vielleicht: will.

Verse frou gū den di-aherz.  
win abiat in aneichnurb au





## Aus einem Arzneibuch von 1796.

Mitteilung von

W. Teichmann.

Am 5. Juni 1818 wurde in Bischheim am Saum bei Strassburg im Alter von 60 Jahren der Ackersmann Johann Georg Hummel beerdigt. Das jetzt lebende Geschlecht seines Dorfes weiss nichts mehr von ihm; auch die Kirchenbücher und das Civilstandsregister verzeichnen nur mit den üblichen Worten die Hauptbegebenheiten seines Erdenwallens, Taufe, Trauung und Tod, und er würde so wenig als andre Ackerleute seiner Zeit zu der Ehre gekommen sein, in diesem Jahrbuch verewigt zu werden, wenn er nicht ein Buch geschrieben hätte, welches mit andern alten Sachen in meine Hände gekommen ist, und aus dem es sich verlohnt, den Lesern einiges mitzuteilen.

Das Buch, ein solider Quartband von 292 Seiten mit Leder Rücken, ist überschrieben:

## Arzenei-Buch Vor Menschen.

Gehört Johann Georg Hummel, ackersmann zu Bischheim am Saum.

1796 geschrieben.

Wer nicht w  
gewachsen sind,  
als erstes Rezept  
man nicht weiss  
und zwanzig Seit  
mit dem B  
die «A  
en Bau  
er Ueb  
Wann  
«lt» u  
itteln  
H  
Pferde ans Herz  
etwas überrascht,  
krank Ist dass  
Gor auf noch drei-  
ke Pferde folgen,  
ugen Kinder» das  
innt.





## X.

# Aus einem Arzeneibuch von 1796.

Mitteilung von

**W. Teichmann.**

**A**m 5. Juni 1818 wurde in Bischheim am Saum bei Strassburg im Alter von 60 Jahren der Ackersmann Johann Georg Hummel beerdigt. Das jetzt lebende Geschlecht seines Dorfes weiss nichts mehr von ihm; auch die Kirchenbücher und das Civilstandsregister verzeichnen nur mit den üblichen Worten die Hauptbegebenheiten seines Erdenwallens, Taufe, Trauung und Tod, und er würde so wenig als andre Ackersleute seiner Zeit zu der Ehre gekommen sein, in diesem Jahrbuch verewigt zu werden, wenn er nicht ein Buch geschrieben hätte, welches mit andern alten Sachen in meine Hände gekommen ist, und aus dem es sich verlohnt, den Lesern einiges mitzuteilen.

Das Buch, ein solider Quartband von 292 Seiten mit Lederücken, ist überschrieben:

### **Arzeneu-Buch Vor Menschen.**

Gehört Johann Georg Humel, ackersmann zu Bischheim  
am Saum.

Anno 1796 geschrieben.

Wer nicht weiss, wie dem Bauern seine Pferde ans Herz gewachsen sind, ist nach dieser Ueberschrift etwas überrascht, als erstes Rezept zu lesen: «Wann ein Ross krank Ist dass man nicht weiss was ihm fehlt» u. s. w., worauf noch dreiundzwanzig Seiten mit Heilmitteln für kranke Pferde folgen, ehe mit dem Rezept «Vor den Husten der Jungen Kinder» das eigentliche «Arzeneu-Buch Vor Menschen» beginnt.

Die einzelnen Anweisungen würden wohl nur den Mediziner interessieren. Sie stammen wahrscheinlich in der Hauptmasse aus einem Doctor-Buch, wie deren im 18. Jahrhundert manche mit der ausdrücklichen Bestimmung «für die von Medicis abgelegenen Land-Leute, welche mit Gemeinen Haus-Mitteln oder wenig kostenden Arzneien sich selbst curiren», erschienen sind.<sup>1</sup> Wenn dabei zu einem guten «Pulver vür Alte schäden» geraten wird: «nim̄ Muschlen die die Pilger Tragen auf den Hüten» —, oder der Fall vorgesehen ist: «So einer geschossen wird mit einem Pfeil,» so möchte man für die Vorlage ein gewisses Alter annehmen. Sie reicht wohl bis S. 172, wo es heisst: Ende dieses Buchs. Bei den folgenden Rezepten ist öfter am Rand die Herkunft angegeben, z. B.: von Georg Götz dahier, oder: aus Eisenmanns Buch; aus dem Buch der barmhertziger Samariter genannt; stadschlosser; Fratel die Jüdin; des catholischen Pfarrers von Bischheim Heil und Kühlpflaster vür alle hitzige Schäden. Zuweilen ist auch eine Geheimschrift angewendet, griechische Buchstaben für die Konsonanten, die Zahlen 1—5 für die Vokale. So konnten unberufene Augen nicht nachlesen, dass z. B. Σαγγελὸήλ, χειστερηεντνοῶλ, Σαλμιακσπᾶρστ und ὠλανεωὸήλ das Mittel bildeten, welches Vater Hummel gegen Rückenweh den «abgelegenen Landleuten» aus Bischheim und Umgegend verriet.

Wenn es aber gewünscht wurde, konnte er noch mehr ver-raten. Hier und da zwischen den Rezepten aus seinem Doktorbuch, die schliesslich nur aussprechen, was vor Zeiten einmal ernst gemeinte medizinische Wissenschaft war, stehen Anweisungen andrer Art. Früher noch mehr als jetzt war das Volk geneigt, für unerklärliche Uebelstände auch geheimnissvolle, übernatürliche Ursachen anzunehmen, von ebensolchen Mitteln sich Abhilfe zu versprechen. Was unserm Ackersmann auf diesem Gebiet bekannt war, hat er auch in sein Arzeneu-Buch aufgezeichnet, und liefert uns so einen Beitrag zu der Geschichte des Aberglaubens. Da kaum zu befürchten ist, dass seine Re-zep-te jetzt noch Unheil anrichten, lasse ich diejenigen folgen, die zur Veröffentlichung geeignet erscheinen.

S. 11. Vor wüthende Hunds biss

Schreib diese Wort auf ein bappier und gibs zu essen

Abirona Abirona Abirona

S. 27. Item wann etwass gestohlen wird

Rp. den 10ten Augusti morgens frühe vor sonnen aufgang,  
grab weisse wegwarten unbeschrauen und waū Etwass gestohlen

<sup>1</sup> z. B. 1743 eines zu Strassburg bei I. R. Dulssecker von dem Hoch-Gräfl. Hohenloischen Leib-Arzt, Georg Heinrich Behr.

wird, so soll man es Ihm unter den Kopff legen, so kombt der im schlaff sichbarlich für Der es gestohlen hat Ist bewährt und brobirt mit gottes hilff.

S. 28. Vür dass sieber henck diese wort an den Hals 9 Tag lang, und am 9ten Tag, Thus wieder Vom Hals In der Stund darinen Du es angehenckt hast und solsts In ein flissendes Wasser werffen Im Namen XXX amen, ohn beschrauen.

+ Arbulacum +	+ Abrahanum +
+ Arbulacu +	+ Abrahanu +
+ Arbulac +	+ Abrahan +
+ Arbula +	+ Abraha +
+ Arbul +	+ Abrah +
+ Arbu +	+ Abra +
+ Arb +	+ Abr +
+ Ar +	+ Ab +
+ A +	+ A +

S. 29. Ein gewaltige Kunst Vür dass leib schwinden

Item so einer an seinem gantzen leib schwindet genennt die schwindsucht, so soll er nehmen von einem Toden Baum darinen eine Kindbetterin gelegen ist, und von demselbigen ein stücklein an den Hals hencken, so würde er wieder gesundt. —  
p. est fere

S. 38. Item wann ein wütender Hund ein Menschen oder Fieh gebissen hat, so geb man Ihm diese wort auff einem Käss zu Essen oder In den Käss Jaram kyram affram gaffram  
Jagaran straka

S. 106. Vür den Wurm

J o b lag in dem mist  
da rueff er auff zu kryst  
dass in die maden Essen,  
Da verbot er ihnen dass muss  
Also Verbiet ich dir Wurm das muss  
in Gottes namen Amen

Gemeint ist der Wurm am Finger. Das Arzeneu-Buch kennt auch andere Wurmkrankheiten, den auswerfenden Wurm, den Haarwurm, den Herzwurm, gibt aber für dieselben keine Segen, sondern Rezepte. Das erste Wort heisst im Buch selbst, J e s ; dies ist aber offenbar verlesen oder verschrieben für J o b. Wir haben einen Nachklang des alten Wurmsegens vor uns, welchen Müllenhoff und Scherer Denkm. XLVII, 2 anführen.

S. 109. Ein Blut stellung

So geh in einen Kirchhoff, da die Todenköpff am Wetter liegen, und siehe wo sie am allermeisten Moos haben dass schab herab dass ist die allerbeste Kunst die du haben kanst.

S. 175. Vor die fliegen.

Wann du die Ersten Jungen Gänss siehst, so stiehl eins, Rühr sie Aber nicht mit Blosser Handt an, Reiss es entzwey. Bestreich das fieh damit, es wird sich Kein mucken daran setzen.

S. 181. Vor das fieber zu Vertreiben

schneide von einer Nussbaum Wurzel die in dem Boden in dem Grund ist, ein stücklein hinweg Im Namen XXX dieses schneid zu 9 mahlen und sprich Alle mahl die 3 höchsten namen indem Du schneidest, Bind es in ein Tüchlein, hängs mit einer schnur an halss, wañ du es 9 Tag am halss hast, so wirff es in ein flissent wasser in der nemblichen stund da du es angehängt hast unbeschrauen. NB. Du darfst aber hernach kein nuss Von solchem Baum mehr Essen.

S. 221. Wann ein mensch Närrisch würd

das einem im Trunk gegeben ist worden —

So nimmt man ein Hasselnuss die man ongefehr findt die ein loch hat, Thu sie voll quecksilber, darnach ein spiegel von einer Pfauenfeder die steckt man zu dem quecksilber hinein in die nuss, schmier das loch zu mit wachs und hencks dem menschen an, lass hencken biss der mensch wieder in gutem stand ist darnach wirfft man dass dings in ein flissendes wasser, probat, est.

S. 226. Vor alle Ansteckende Kranckheiten

Grabe wenn im September Tag und nacht gleich sind zwischen 11 und 12 uhr mittags die sogenannte Michaelis wurtzel deren Blume man Zeitlos nennt und auf den Wiesen wächst Wiesenzeitlosen genannt, diese Wurtzel nähe in ein Tüchlein und hänge sie an den halss, so bist du vor aller bösen lufft und ansteckenten seuche befreyet.

S. 269. Eine zauberin zu erkennen

Hast du auf eine persohn einen Argwohn dass sie eine Hexe sei, so stecke galgenholtz über die Thür, so wird sie nicht Eher aus dem Hausse gehen können Biss du das Holtz wieder abgenommen hast.

S. 274. Wieder die Zauberei am Rind Vieh

Alle Zaubereien stehen unter den planeten des Saturns und Monds: es sollen daher die Hexen die solarischen Jovialischen gewächse nicht leiden können, zum Exempel nichts Rothes, keine rothe Corallen, keinen scharlach — Ist nun Jemand oder dein fieh bezaubert worden, so nehme er solche Antipathetische gewächse, Thue sie in einen neuen Topff . . . decke den Topff zu und bringe ihn nach und nach ans feuer: so wird die Hexe erscheinen und Capitulieren wollen.

Vergrave Teuffeldreck mit reiner Asche zwischen 2 reinen



stützen unter die schwelle darüber menschen und siehe gehen, der zauberer wird bey gesundem leibe verdorren.

Soll er aber in dem Jahre noch sterben, wann er besonders die zauberei an einem Pferd verübet hat, so schneide dem Pferd aus jedem Hufe ein spänlein, und von jedem ohr die oberste Haare und über den Augen auch ein Wenig, binde es zusammen, und wenn man einen leichnam begräbt so lass dass Alles mit vergraben. Der Zauberer muss sterben.

vor menschen

Löse die rinde am stāne eines Holter Baums ab und bohre gegen aufgang der sonnen ein loch in den Baum, darein stecke das Abgeschnittene von deinen Näglen und füssen, auch von deinen Haaren . . . , alles in einem rothen Tüchlein verwahret, verzapffe das loch mit Weiss Hagendorn Holtz zu, Verbinde die rinde und lege die Erde von der Wurtzel des Baumes darauf, so soll die Zauberin viele pein erdulden müssen und kömen.

S. 177. Wann das sieh beängstigt wird dass es schwitzt wische es mit einem Tuche ab, und schlage mit einer Hassel Ruthe aufs Tuch, die Zauberin wird erscheinen die schläge fühlen, um Vergebung flehen, und dem sieh hinfort rahen lassen.

S. 278 Eine Persohn in dich Verliebt zu machen.

Verschlinge eine Muscatnuss, suche sie wieder und Reibe davon etwas ins glass woraus die Persohn Trincken soll.

2. lege ein Muscatnuss in . . . und lass  $\beta$ lat aus deinem  $\gamma\omega\lambda\delta$  finger dazu, lass sie Abtrocknen gibs im Trincken.

3. Begiesse einen Rossenstrauch wen du zur Ader gelassen hast mit deinem Blut, und gib hernach der Persohn von den Rossen zu riechen.

4. Haare, und Faden von einem ungewaschenen hembte der Person, laulich Warm gekocht.

Gegen Mittel.

3. Must Du wieder deinen Willen lieben und ihr nach lauffen, zo ziehe ein par neue schuhe an, gehe geschwind darinn dass die füsse schwitzen; darnach ziehe den rechten schuhe aus und giess hier oder wein darein und trincke sodann aus dem schuh.

S. 280. Vor dass Kopff Wehe.

Binde gestossene Wacholterbeeren, salz, Kümel und Brodt auf die stirne, und weñ solches Trocken vergrabe es. es Hilft.

S. 284. Kömt der krancke mit dem leben davon oder Nicht.

1. Reibe des krancken fusssohle mit speck, und wirff den speck einem Hungrigen Hunde vor. frisst er denselben, so kömt er davon.

2. Zähle die Tage vom 26<sup>ten</sup> Brachmonat Biss auf den Tag da der patient kranck worden und Dividiere diese herraus

gefundenen zahl, der zahl der Tage mit 3. Bleibt 1 übrig, so wird er lange krank bleiben. Bleibt 2 übrig, sterben und geht es auf genesen.

3. Nim ein wenig Brod Wovon der krancke gebissen hat, und woran speichel geblieben ist, und lege es an einen ort, wo weder sonne noch mäuse hin kömen können. Nim die krankheit zu, so wird das Brod immer Bräuner, stirbt er gar, so wird es sechs stunden vor seinem Tode ganz schwarz sein.

4. Mache die Wassen womit einer verwundet worden warm, streue sodann sandel pulver und Blutstein darauf. Ist die krankheit nicht gefährlich so bleibt das pulver trocken; stirbt aber der verwundete so wird dass Wassen Blut schwitzen.

6. Lege einen smaragd einem der die schwere krankheit hat, auf die Brust, stirbt er daran, so springt er in stücken probatum est.

#### Wieder den Zauberschen schuss.

Diese werden mit dem schiessgewehr, schlehdorn, Eichenzweige, Nadlen, fischangeln, Nägeln aus Rosshüfen, und durch alle andern dinge, die von natur kalt und trocken und also dem Saturnus unterworffen verrichtet. solche geschosse anfangs zu heilen ist leicht. dan so bald man den Balsam von Hasselmispel auf den schaden legt, so läst der schmerz nach. Ist aber das glied schon entzündet, so muss man die hitze wie bey andern zauberischen schäden mit farrenkrautswurtzel und Eichenlaub löschen, und hernach erst obigen Balsam anwenden. so wird der patient genesen und vom grunde ausgeheilet werden.

2. Wird Jemand geschossen es sey an welchem orte des leibes es wolle und hat diesen edlen und vürtrefflichen balsam nicht so nehme er seinen eigenen Koth und rothen Knoblauch, mische es mit einem span durcheinander und lege diese salbe der natur auf dass verwundete, doch nicht tödliche glied, so wird es wenn es unter 7 Tagen aufgelegt wird zu keinem geschwür kömen.

#### Vor die Zauberei Durch Bilder.

Die Zauberer formieren Wachs Bilder, und stellen sich darunter die person die sie verletzen wollen vor solches stellen sie auf einen Eichbaum und schiessen darnach welchen ort sie nun an diesem Bilde treffen, der nemliche ort wird an dem der hier vorgestellet wird gelähmt werden dass wollen einige als einen schlag fluss, aber ohne grund betrachten.

Wañ die zauberer dass bild machen können dass es in der gesichts bildung dem menschen acurat gleich sieht so ists recht bey ihnen verfertigt zu des andern verderben.

### Gegen Mittel

Nim rothen Bircken schwam̄ der im schatten der Bircke wächst auch rothe Erdschwamm heist, neulich mit dem was davon unter der Erde steht, grabe ihn mit einem linden holtz das spitzig ist im 1sten Viertel des monds Ja nicht mit einem Eissen, dan dadurch wird der zauberer nur noch mehr gestärckt, diesen rothen Erdschwam̄ muss man stossen und Auflegen, und Was man nicht braucht In einer zinnernen Büchsen verwahren.

2) Bringen sie dadurch zu Wege das einem dass Hertz brennen und er krum gehen muss: . . . Er durchsticht ein Wachs Bild In dem er sich Jemanden dabei vorstellt mit Eichen Holtz und drehet es hernach am feuer herrum. so lange es nun bey dem feuer ist solange Empfindet auch der mensch auf den es gemüntzet ist eine unausstehliche angst. Wird es Aber gänzlich gebraten so muss der mensch sterben.

4) Ettliche machen ein Wachs Bild das sie mit nadeln schlehen dorn und Eichen holtz an Allen gliedern Durchstechen dan vergraben sie dieses Bild unter eine schwelle worüber der Arme mensch der geplagt Wird gehen muss das einem solchen Elenden, Nägel nadeln und Dornen ausgeschworen sind.

### Gegen Mittel.

Verbrenne dieses Bild wenn du es finden kanst so wird der Krancke in 14 Tagen genesen.

Alle Wunden und schäden Sympathetisch zu heilen.

Nim [folgt ein Rezept zu einer «Schmeer»], damit bestreiche die Waffen womit einer verwundet worden, verbinde und leg solche an einen Reinen ort wo es keine bewegung gibt, so Heilet die wunde ohne schmerzen: die wunde aber wasche des Tags zweymal . . . auss und Binde sie mit einem Tuche zu, kan man aber die waffen nicht haben so streiche Ettliche Tropffen Bluts auss der Wunde auf ein Hölzlein und dieses stecke in die salbe, so hat es eben seine Wirckung und Heilet, ob sich schon der patient hernach viele stunden Weit entfernt. —

Auch von diesen Geheimmitteln werden manche auf eine gedruckte Quelle zurückzuführen sein; andre wenigstens auf schriftliche Aufzeichnungen. Ich habe schon in verschiedenen Häusern auf dem Lande solche einzelne Blätter mit einem oder mehreren Segen, Geheimmitteln u. dergl. gefunden, welche nach Papier und Schrift zu schliessen ein ziemliches Alter besitzen, früher einmal in einer Nothlage für schweres Geld von einem klugen Mann erkaufte, jetzt zuweilen noch sorgfältig aufgehoben; denn man kan ja nicht wissen, ob nicht doch etwas dran ist. Hummel scheint solche Anweisungen gesammelt zu

haben. Dass er zur Aufzeichnung seiner Mittel sogar die griechischen Buchstaben erlernte, verrät eine gewisse Energie und grosses Interesse für die Sache. Er hat sich auch nicht nur theoretisch damit beschäftigt. Hier und da nennt er die Leute, welche von seinen Kenntnissen Gebrauch gemacht haben. Dass er und seine Frau darunter nicht fehlen, zeigt seinen guten Glauben. Nach seinem Tode blieb das Buch in der Familie. Die schwarze Kunst ging auf andre Leute über, und ist bis in die neueste Zeit hinein in Bischheim ausgeübt worden.

---

XI.

# Vom Strassburger Gimpelmarkt

Anno 1577.

Mitteilung von

**W. Teichmann.**

Alle Freunde von Alt-Strassburg kennen das Gedicht, in welchem Ehrenfried Stöber dem jetzt seinem Ende entgegengehenden Gimpelmarkt ein Denkmal gesetzt hat:

Do geht d'r Herr Pfarrer von Auene:  
Do bschauene!

Weniger bekannt dürfte sein, dass wir aus der Feder des Strassburger Satirikers Fischart ebenfalls eine poetische Beschreibung wenn auch nicht des ganzen Gimpelmarktes, so doch einer Gimplerin und ihres Krames besitzen. Dieselbe findet sich im «Flöhhaz» von 1577 (in Goedeke's Ausgabe der Dichtungen von Johann Fischart von 1880 Vers 1370 ff.). Hauptmann Kachelprut beschreibt die Schicksale seiner vier Flöhregimenter auf dem Markt. Dabei erzählt er:

- 1370 Ain alt Weib sas dort wie der Tod  
Am Grümpelmarkt, hat wolfail war.  
Die wol so alt als sie alt war.  
Alt Lumpen, windeln, Birenschuiz,  
Guffen und Nadeln one spiz,  
1375 Alt Hufeisen, die man mit lachen  
Soll können zu Rostig gold machen,  
Stumpff krumme Nägel, die die Buben  
Im rügen aus den lachen gruben,  
Zerprochen gläser, Spindelspitzen.  
1380 Bauchzapfen, Römisch Müntz aus pfitzen.  
Und ander meh selzam Gerümpel  
Alles gestümpelt und verhümpelt . . .



- 1385 Dieselb hat nach alten gepräuchen,  
Die her von Eve Belz solln raichen  
Ain lätzen Belz um, sah daraus  
Wie ain Schilt Krott aus irem Haus . . .
- 1407 Und weil sie unter sich hat gstellt  
Ain alten Hafen für die Kält . . .  
Dan sie inn der Glut Kästen protet,  
Vnd weil sie ain Käst nicht het gschrotet,
- 1425 So ward dieselbig gar aufrörisch,  
Vnd macht die ganze Glut Rumörisch u. s. w.

In der ersten Ausgabe von 1573 ist der Gimpelmarkt nur kurz erwähnt mit den Worten :

Ein alt Weib hett ein lätzen Beltz  
Am Gümpelmarckt, nach jrem prauch,  
Was inwendig vnd aussen rauch,

Bei der ersten Ausgabe hat Fischart den Matthias Holz-  
wart von Horburg benützt. Dieser wird wohl den Colmarer  
Gimpelmarkt im Auge gehabt haben. Bei der zweiten Ausgabe  
that Fischart mehr von seinem Eigenen hinzu, indem er Holz-  
warts Andeutungen weiter ausmalte. Aus der einfachen Er-  
wähnung des alten Weibes schuf er eine Gestalt, welche förm-  
lich greifbar vor uns steht, und deren lebende Vorbilder sicher  
den damaligen Strassburger Gimpelmarkt zierten.

## XII.

### Bemerkungen und Berichtigungen

zum Wörterbuch der elsässischen Mundarten Bd. I.

Von

**A. Landau**

(Wien).

**U**nter den «weitergehenden Abkürzungen» S. IX fehlt Bf. (= Benfeld).

Im Ortsregister fehlen: Ingersh. s. Masik 717<sup>b</sup> s. Physik 149. — Ndrsept. (= Untersept) 254. 697. — Schaffhsn. s. Landle 348. — Schlierb. s. Keck 429. — Steinbr. s. Karchle 467<sup>b</sup>. s. mauschele 730<sup>b</sup>. s. Knoblauch 547<sup>b</sup>. s. Maüz 646<sup>b</sup>. — Winzenh. s. Gut 247. —

Im Quellenregister fehlt: Hirtz Ged. s. Krottenawwel 528. s. Mul 672.

azilik 11 ist dasselbe wie e Chillig: es ist mir gleichgiltig 430<sup>b</sup>.

Ytr 83 ist jüdisch = Gewinn (von späthebr. jittur, das Hinzugefügte), also ironisch: e nëtten<sup>n</sup> Ueter = Verlust.

Ox Box 85<sup>b</sup> ist doch wohl Hocus Pocus.

Zu Karia 229 vgl. rotwelsch gari = penis bei Pfister Nachtr. z. Gesch. der Räuberbanden etc. (1812) 358. Falkenberg, Darstellung von Räubern etc. II, 399 (1818) gari(o) Grolman Wörterb. d. Spitzbubenspr. (1822). Freistädter Gaunerglossar im Archiv f. Kriminalanthropologie II, 246. aus zigeun. Kari Pott, Zigeuner II, 94.

Götsche 406 ist nicht Dem. von Jakob, sondern: Götz vgl. Götschli (1694) Alem. 23, 112. Götschel (1507) bei Scheid, Hist. des Juifs d'Alsace 78, und die alten Koseformen für Gott-

fried: Getze, Getzo, Gotschelin u. s. w. (13.—14. Jahrh.) Wormser Urkundenbuch I, 432—33. II, 6. 817.

Jantələ 408 ist nicht die jüd. Form von Ferdinanda, sondern Dem. des nicht seltenen jüd. Namens Jente, früher (13.—15. Jahrh.) Genta geschrieben, z. B. Ulrich, Sammlung jüdischer Geschichten, Zürich 1770, 187. 447.

jäsə 412<sup>b</sup> ist jüd. jarschen(en) = erben s. Avé-Lallement D. deutsche Gaunertum IV, 383.

Patərškiliš, Kalbin 416 von jüd. pattersch, schwanger, trächtig Avé-Lall. IV, 586, vgl. badersch Els.-L. Jahrb. 13, S. 176.

Khəilə 468<sup>b</sup> ist nicht Koseform von Karoline, sondern der alte Name Kela z. B. bei Löwenstein, Gesch. d. Juden in d. Kurpfalz, Frkf. 1895 S. 151. 218 f. und öfter.

In Lo<sup>b</sup>kās als abschlagender Antwort 473<sup>b</sup> liegt wahrscheinlich ein Wortspiel vor, indem bei der ersten Silbe an jüd. lō, lau, nein gedacht wird. Aus demselben lau und dem hebr. lōnu, uns, ist ləilōnə 538 zusammengesetzt.

Khəitərlə, Gefängniss 480 aus hebr. Cheder, Zimmer, Gemach, von den elsäss. Juden *zēidər* ausgesprochen. Jahrb. 12, S. 86.

Kleft, Kluft = Kleid 491 soll jüd. Ursprungs sein. DWb. 5, 1267.

Laip 542<sup>b</sup> ist nicht = Leopold, sondern der jüd. Name Löb, Löw. In Kaiserurkunden von 1343: Lew, Leb. Lewe, Lebe öfter im 14.—15. Jahrh. Löwenstein a. a. O., 3. 22. 33. 287 u. öfter. Leibli 1716 ib. Leib im Elsass öfter. Revue des Études Juives 31, 87.

Lachedōuti 547<sup>b</sup> hat nichts mit lēschoḥ hakōdesch zu thun, ist vielmehr der Anfang des Refrains eines am Freitag Abend gesungenen Gebetes. Vgl. Heines Romanzero II. Buch Prinzessin Sabbath: Lecho Daudi Likras Kalle. (Von Heine unrichtig dem Jehuda ben Halevy zugeschrieben.)

Geklubens s. Lumpe 589—90 fehlt unter Klubens.

Liḡkər, Dieb 598<sup>b</sup> ist rotwelsch. Avé-Lall. IV, 567.

Ūralāpa 601 ist, wie aus den Belegen hervorgeht, nicht Ohrmuschel, sondern Ohrläppchen.

əltsey s. lässig 612 gehört zu əltsiḡ, ranzig 31<sup>b</sup>.

Lastik in L.-schuebo, L.-stiefele 617<sup>b</sup> ist vielleicht nicht Gummi elasticum, sondern das englische Lasting, ein Wollstoff, aus dem Frauenschuhe (auch ohne elastischen Einsatz) gefertigt wurden und wohl noch werden. [Nein, es ist tatsächlich der Stoffgummieinsatz gemeint. Lht.]

Lustergrossel, Hebamme 621<sup>b</sup> fehlt unter Grossel 282<sup>b</sup>.

Zu Ləitš, Geldstück 630<sup>b</sup> vgl. rotw. Etsch, Kreuzer, Pfister a. a. O. 217, Verkürzung von Etschkreuzer. Schmeller

1, 178. Laitsch, Christensen, Verzeichn. v. Räufern etc. (1814)  
49. 54. Ehtsch, Loitsch, Laitsch, Grolman a. a. O., 18. 40.  
43. Nedsch, Netscher Avé-Lall. IV, 578. Freistädter Glossar  
a. a. O. II, 234. Das n aus dem Zahlwort oder unbest. Artikel  
in den Anlaut gezogen; l für n ist nichts seltenes vgl.  
Lësiarəs 618, læträl 629<sup>b</sup>, Lotäri 794.

Naust = Hochzeit s. machen 641 fehlt als selbständiger  
Artikel.

Mëtinä 652. hebr. medinah bedeutet nicht «Gesellschaft»  
sondern «Land».

Zu Melone 669<sup>b</sup> wäre anzuführen das franz. (Chapeau)  
melon, nach Rigaud, Dict. du jargon parisien (1878) die im  
J. 1877 modische Form.

Zu E guets Mul han, etw. gegessen od. getrunken haben,  
von dem man einen guten Nachgeschmack hat, 672 vgl. frz.  
pour la bonne bouche.

Zu Minetti Katze 690 vgl. frz. Minette.

#### D r u c k f e h l e r :

In dem Kinderreim: Eins, zwei, do u. s. w. 45<sup>b</sup> muss  
im dritten Vers sechsmal statt fünfmal «fini» stehen, weil  
sonst eine der erforderlichen 20 Hebungen fehlen würde. Vgl.  
z. B. Germania 22, 189.

S. 198 s. gaudel statt gaudiu l. gaudium.

S. 204 s. güger st. membr. vaile l. virile.

Mi<sup>n</sup> Vatter is<sup>t</sup> kei<sup>n</sup> Glaser 262 kann auch heissen: Di<sup>n</sup> —

S. 281 st. Fingergas l. Fingergras.

S. 308<sup>b</sup> s. Bockhüfel st. dass das vierte oben liegt: lies  
die vierte.

## Drei Volksmärchen

aus dem Gebirgsdorf Reipertsweiler bei Lichtenberg i. E.

Mitgeteilt von

**Georg Martzloff.**<sup>1</sup>

### 1. Der Mann mit den drei Hunden.

Vor Zeiten lebte eine Familie, die hatte einen Sohn. Als der Sohn älter wurde, sagte er zu seinem Vater: «Ich will jetzt fort in die Fremde und mir etwas Geld ersparen.» Und der Vater erlaubte es ihm und gab ihm zu seiner Reise drei Schäflein mit.

Als er nun auf der Reise war, begegnete ihm ein alter Mann. Der sagte zu dem Sohn: «Wo willst du denn hin mit deinen drei Schäflein?» Und der junge Bursche erzählte dem alten Mann alles, was er vor hatte. Als der alte Mann hörte, was er vor hatte, sagte er zu dem Burschen: «Gib mir deine drei Schäflein, so will ich dir meine drei Hunde geben; denn wenn du hier in den Wald kommst, geht's dir nicht gut. In diesem Wald sind Räuber, die werden dich tot schlagen. Wenn du aber diese Hunde hast, die werden dich aus aller Not erretten. Und die Hunde heissen: der erste Stahlbrecheisen, der zweite Merkauf und der dritte Geschwindwiederwind. Und dazu noch ein Pfeifchen, damit wenn du pfeifst, so können die Hunde sein, wo sie wollen, so hören sie's und kommen dir zu Hilfe». So geht er nun und gibt dem Mann die Schafe für die Hunde und zieht seinen Weg fort.

<sup>1</sup> In Satzbau und Wortstand dem Volke nacherzählt. Nur die mundartlichen Lautformen sind durch schriftdeutsche ersetzt worden.



Als er nun in den Wald kam, so wurde es Nacht. Und er kam an ein Haus und ging hinein und traf niemand als eine alte Frau an. Die fragte er, ob er nicht übernachten könnte. Sie sagte: «Doch!» Und er liess sich etwas zu essen vorstellen, und alsdann wollte er schlafen gehn.

In der Nacht kamen zwölf Räuber. Sie fragten die alte Frau, ob nichts angekommen wäre. Sie sagte: «Doch; aber der hat drei grosse Hunde. Und die würden euch alle zerreißen, wenn ihr ihn töten wollt. Aber,» sagte die Alte weiter, «wisst ihr, was wir machen? Er will morgen auch noch hier bleiben, und da werde ich ihn ein wenig fortschicken in den Wald auf die Jagd und mir einen Hasen schiessen lassen. Ihr haltet euch hier auf, und ich werde machen, dass er die Hunde hier lässt. So werdet ihr ihn schon bekommen!»

Als es Tag ward, so sagte die Alte zu ihm, dass er möge auf die Jagd gehen, einen Hasen zu schiessen, und die Hunde ihr zum Zeitvertreib zu Hause zu lassen. Und so geschah es auch. Nun ging er fort in den Wald. Und als er einige Meter fort war, so stürzten die zwölf Räuber aus dem Walde auf ihn zu und schrieen: «Nun haben wir dich doch!» Er aber hielt an und sagte zu den Räufern, ehe sie ihn töten, so möchte er noch auf den Baum steigen und ein Gebet verrichten. Sie erlaubten es ihm. Und als er auf dem Baum sass, zog er seine Pfeife heraus und piff. Aber die Hunde kamen nicht. Weil sie miteinander spielten, so hörten sie es nicht. Er piff noch einmal. Da sagte der Merkauf zu seinen Kameraden: «Hört, unser Herr ist in grosser Gefahr!» Die alte Frau hatte die Hunde aber hinter drei eiserne Thore eingesperrt. Und der Stahlbrecheisen sagte zu seinen Kameraden: «Wir wollen uns auf machen und sehn, was vorgeht.» Und der Hund zersprengte die drei Thore, und sie kamen zu ihrem Herrn. Und als er sie sah, sagte der Herr zu ihnen: «Nun macht euch einmal lustig mit den zwölf Räufern!» Und sie zerrissen alle zwölf. Nun ging er zurück in das Haus und hieb der alten Frau den Kopf ab, und die Hunde zerfetzten sie.

Nun ging er seinen Weg weiter und kam in eine Stadt. Die war schwarz verhängt mit Fahnen zur Trauer. Da fragte er, was das ist und was das bedeuten soll. Und die Leute sagten zu ihm: «Jedes Jahr wird die älteste Tochter in der Stadt von einem Drachen geholt, der sieben Köpfe hat. Und dieses Jahr ist's gerade des Königs Tochter.» Er fragte, ob sie nicht zu erlösen wäre. Die Antwort war: «Nein!» Er fragte, um welche Stunde; und es hiess, um zwölf Uhr.

Und er machte sich an den Platz, wo die Königstochter geholt werden soll. Als nun der Drache kam, so packte der

Geschwindwiederwind den Drachen am Schwanz, und die andern zwei hielten ihn fest. Und der junge Bursche hieb ihm die sieben Köpfe ab. So war die Königstochter erlöst. Er aber schnitt aus jedem Kopf die Zunge und nahm sie mit. Die Königstochter aber sagte, sie würde keinen heiraten denn ihn, und sagte ihm vielen Dank. Es war aber aus der Stadt ein Bursche nachgeschlichen, um zu sehn, was er mit dem Drachen ausführen werde, und lauschte, was die Königstochter zu ihrem Erlöser sagte. Aber der Erlöser versprach ihr, sie aufs nächste Jahr zu heiraten, und ging fort. Der andre trat nun zu ihr und sprach: «So du mir nicht versprichst, mich zu heiraten, so mußt du doch sterben.» Er ging hin und nahm die sieben Köpfe des Drachen mit.

Auf ein Jahr kam der Erlöser wieder in die Stadt. Da war alles rot umhängt. Er fragte wieder, was das zu bedeuten hat. Und man sagte ihm, dass heute die Königstochter Hochzeit habe mit einem Burschen aus der Stadt, der sie voriges Jahr erlöst hat von dem Drachen. Da sagte er: «Ich wette mit euch, dass mein Hund den Trinkbecher der Prinzessin holt.» Er schickte ihn fort, und er kam und hatte ihn. Dann sagte er: «Ich wette, dass mein Hund den Ehering von der Hand holt.» Er schickte ihn wieder fort, und er kam gleich und hatte ihn. Die Prinzessin sagte das ihrem Vater, dass das die Hunde sind, die sie erlöst hatten. Da liess man den Burschen mit den drei Hunden her holen. Er kam und nahm Platz und lauschte, wie der andere, der die sieben Köpfe hatte, erzählte von der Erlösung. Da sagte er: «Welcher unter denen glaubt ihr, dass die Prinzessin erlöst hat, der die Köpfe hat oder der die Zungen hat?» Sie antworteten aber alle: «Der die Zungen hat.» Und so wurde der Betrüger mit vier Ochsen zerrissen. Und der die Zungen hatte und ihr Erlöser war, heiratete sie und wurde dann König.

## 2. Der Hühnerkuchen.

Ein Mann von Reipertsweiler war über Land mit Besen. In einem Bauerndorf kam er in ein Haus, worin gebacken wurde. Die Bauersfrau reichte ihm ein Stück Kuchen. Sie hatte aber auch noch Kuchen für die Hühner gebacken, damit sie viele Eier legen sollten. Der lag auf der Speichertreppe. In dem er hinausging, nahm er einen davon mit und ass ihn vor dem Dorfe. Jetzt musste er auch Eier legen und nachher gackern. Er erzählte später: Das Eierlegen hat mir nicht so leid gethan wie das Gackern.

### 3. Vom Mariannchen.

Es war einmal ein Förster und eine Försterin, die hatten eine Tochter. Der Förster starb jung. Die Försterin war aber ein sehr schönes Weib und hatte eine Wirtschaft. Und es kamen allerhand junge Herren zu ihr, die sich mit ihr verkurzweilten. Die Tochter aber wuchs heran und wurde noch viel schöner als die Mutter. Und die Gesellschaft sprach mehr mit der Tochter als mit der Mutter. Die Tochter war aber ein braves Mädchen.

Da bekam die Mutter einen heimlichen Hass über sie und gedachte sie töten zu lassen. Eines Tages sprach sie zu ihrem Knechte Johann: «Nimm Mariannchen und geh mit ihr in den Wald und töte sie.» Da erschrak er und sagte: «Ach, wie kann ich das thun, Mariannchen, ein so braves Mädchen, töten!» Sie aber versprach ihm: «Wenn du es thust, so heirate ich dich.» Und er antwortete: «Wenn es so ist, so will ich es thun.» Und sie sagte noch: «Zum Zeichen musst du mir beide Hände von ihr mitbringen.»

Des andern Tags sprach der Knecht zu der Tochter: «Komm mit mir in den Wald, wir wollen Reiser holen.» Und sie ging mit ihm. Als sie weit in den Wald kamen, sagte sie: «Ich weiss nicht, Johann, du gehst so weit in den Wald, dass wir nicht mehr hinaus kommen.» Er antwortete ihr: «Um Reiser brauchst du dich nicht mehr zu bekümmern, ich muss dich jetzt töten.» Da erschrak sie sehr und bat: «Ach, Johann, du wirst doch das nicht thun!» Er aber sprach: «Deine Mutter will es haben.» Und sie sagte: «Ach, wenn meine Mutter das befohlen hat, so lass mich gehn; ich will ihr nicht mehr vor die Augen kommen.» Er sprach: «Ja, liebes Mariannchen, zum Zeichen muss ich ja deine beiden Hände mitbringen.» Sie sprach: «So haue mir sie ab und lass mich gehn.» Und er hieb ihr beide Hände ab und verband sie ihr noch gut und liess sie gehn.

Sie ging jetzt fort mit grossen Schmerzen immer weiter in den Wald. Endlich sah sie ein schönes Schloss und einen schönen Garten daneben mit allerhand Spalierobst. Und sie gedachte, wie sie sich da hinein schleichen wolle bei der Nacht und essen. Als es Nacht war und alles still, schlich sie sich in den Garten und ass von dem Obst. Weil sie aber keine Hände hatte, musste sie es von den Bäumen abbeissen. Des andern Morgens, als der junge König in dem Garten spazieren ging, sah er, dass das Obst alles so verbissen war. Da sprach er zu den Dienern: «Es ist ein wildes Tier in dem Garten gewesen; ihr müsst heute Nacht besser acht geben». Sie

kam wieder; aber sie wurden sie nicht gewahr. Des andern Morgens, als der König wieder spazieren ging, war alles noch viel mehr verbissen. Er wurde zornig und sprach: «Jetzt will ich selber wachen.»

Um Mitternacht hörte er etwas. Er rief: «Wer da? Ist es ein Mensch, so gib Antwort; ist es ein Tier, so schiesse ich.» Da vernahm er ein leises Schluchzen und er eilte hinzu. Als er hinkam, siehe, da war es eine Weibsperson. Er liess das Gewehr fallen und fragte sie, warum sie in den Garten gehe und warum sie das Obst nicht abpflücke. Sie antwortete, weil sie keine Hände hätte. Er nahm sie mit und gab ihr zu essen und zu trinken. Sie erzählte ihm alles, und er verwunderte sich sehr über ihre Schönheit.

Des Morgens ging er hinein zu den Eltern und sprach: «Heute Nacht habe ich das Tier gefangen; aber solch ein schönes Tier habe ich noch nicht gesehn.» Und sie sprachen: «So zeige es uns!» Und er führte sie hinein. Als sie sie sahen, erschranken sie wegen ihrer Schönheit und gedachten wohl, dass er sie lieb gewönne. Er sagte: «Das soll mein Weib werden.» Sie wehrten aber ab und sprachen: «Weil sie keine Hände hat, wirst du sie überdrüssig werden.» Er antwortete: «Für das kann ich ihr Mägde geben.» Und er heiratete sie, und sie lebten in Frieden miteinander, und die Eltern hatten sie auch lieb.

Es trug sich aber zu, als sie kaum ein Jahr verheiratet waren, dass er fort in den Krieg musste. Sie war schwanger und gebar zwei Söhne. Und sie thaten es ihm zu wissen. Aber er bekam einen falschen Brief, dass sie zwei Hunde geboren hätte. Er schrieb, sie sollten sie laufen lassen, bis er heim komme; dann wolle er sich den besten wählen. Aber sie bekam diesen Brief auch nicht. Statt dessen bekam sie einen Brief, dass man die zwei Söhne töten und sie verbrennen solle. Als sie diesen Brief bekam und ihn las, wurde es ihr ohnmächtig, und die Eltern erschranken. Als sie wieder zu sich kam, fragte sie, was denn wäre und gab ihnen den Brief. Und sie erschranken und erzürnten sich über ihren Sohn; denn sie hatten Mariannchen lieb. Sie bat, sie sollten sie doch beim Leben lassen, sie wolle in den Wald gehen und nicht mehr ans Tageslicht kommen. Da machten sie ihr eine Einrichtung, dass sie die zwei Kinder anhängen konnte, eins auf den Rücken, das andere auf die Brust, und liessen sie gehen und gaben ihr noch viel Geld mit.

So ging sie nun fort und immer fort. Endlich kam sie an ein Wasser. Da machte sie ihre Kinder los, um die Windeln zu waschen, und nahm sie mit den Stumpen und schwengte sie. Als sie



sie so schwengte, gingen auf der andern Seite zwei Männer, Petrus und Lazarus. Und Petrus sprach zu Lazarus: «O die Bedauernswerte! Wäre es nicht gut, wenn sie ihre beiden Hände wieder hätte!» Da gingen sie hin zu ihr und fragten sie, ob sie denn ihre beiden Hände nicht wieder wolle. Sie antwortete, da wollte sie dem Herrn danken, wenn das noch einmal sein könnte. Und sie gaben ihr beide Hände. Sie dankte ihnen und sprach: «Jetzt will ich gehen und will arbeiten, dass mir das Blut aus den Fingern herausläuft.» Sie aber sagten: «Nein, hier an dieser Stelle sollt ihr bleiben, und wir wollen euch eine Hütte bauen, und hier werdet ihr euer Glück wieder finden.» Da sprach sie: «So will ich hier bleiben.»

Jetzt hatte auch der Krieg ein Ende genommen, und ihr Mann kam auch wieder glücklich nach Hause. Als er aber in den Hof kam, grüsste ihn kein Diener. Und als er in das Schloss kam, sassen da Vater und Mutter und machten ihm saure Gesichter. Er fragte, warum das wäre. Sie antworteten: «Wer kann dich grüssen, wenn man Frau und Kinder so unschuldig töten lässt!» Als er das hörte, wurde es ihm ohnmächtig. Als er wieder zu sich kam, fragte er, ob sie denn nicht mehr am Leben sei. Sie antworteten, sie wüssten es nicht, sie hätte gesagt, sie gehe in den Wald und wolle nicht mehr an das Tageslicht kommen. Und es wurde ihm noch einmal ohnmächtig. Dann zeigte er ihnen seinen Brief. Da sahen sie, dass alles Falschheit war.

Jetzt schickte er Briefe aus in alle Lande, ob Mariannchen nicht zu finden wäre. Aber er erfuhr nichts von ihr, und es war ihm sehr leid um sie. Da trug es sich einmal zu, dass er mit seinen Dienern auf die Jagd ritt. Er ritt ein wenig besonders von den andern weg und kam an eine Hütte. Mariannchen schaute heraus. Er dachte, man würde glauben, das wäre sein Weib, wenn sie nicht ihre Hände hätte. Es war auch ein Bänkchen vor der Hütte. Er fragte, ob er nicht darauf ausruhen dürfe. Sie erlaubte es ihm; aber sie fürchtete sich. Als er eine Weile auf der Bank lag, liess er seinen einen Arm herabfallen. Sie sprach zu Petrus: «Gehe hin und lege deinem Vater den Arm herauf, dass er nicht so müde wird.» Petrus sprach: «Du sagst doch, unser Vater ist im Himmel.» Sie antwortete: «Ja, mein Kind, aber das ist dein irdischer Vater.» Und er liess auch das Bein herabfallen. Da redete sie auch so zu Lazarus, und er fragte auch so. Jetzt konnte er sich aber nicht mehr länger halten und sprang auf und fragte sie, ob sie denn wirklich Mariannchen wäre. Und sie sprach: «Ja!» Da drückte er sie an sein Herz und weinte laut und sie auch. Er fragte sie, wo sie denn ihre Hände bekommen hätte, und sie



sagte es ihm. Und er erzählte ihr, dass alles falsch gewesen wäre mit den Briefen.

Er ritt zu seinen Dienern, dass sie heim ritten und einen Wagen holten. Als sie wieder kam, war grosse Freude im Schloss und in der ganzen Stadt. Sie hielten wieder eine Hochzeit und luden auch ihre Mutter dazu. Sie freute sich, dass sie zu des Königs Hochzeit geladen wurde, und kam. Als sie gegessen hatten, sprach der König: «Jetzt soll jeder Gast sein Urteil sprechen über solch ein Weib, das ihrer Tochter die beiden Hände abhauen lässt.» Und ein jeder sagte sein Urteil. Als die Reihe an sie kam, sagte sie: «Das ist alles nicht genug; so eine gehört alle Stunde mit feurigen Zangen gepfetzt und mit feurigen Ruten gepeitscht.» Da sprach der König: «So, jetzt hast du dir selber das Urteil gesprochen.» Und von Stund an wurde sie mit feurigen Zangen gepfetzt und mit feurigen Ruten gepeitscht. Dann liessen sie Mariannchen heraus.

---

XIV.

Dialektgedichte.

1. 'S Münster in d'r Owesunn!

Von

August Ziegel.

Wenn d'Sunnestrahle goldig leje  
Am Owe-n üwer unsrer Stadt,  
No duet's mich hin zuem Münster zeje,  
Am Lueje wurr i dort nit satt!  
Die alte Münsterstein, die gröje,  
Die fange-n als ze glänze-n an,  
Wie d'Farwe vom e Räjeböje,  
Dass m'r's nit schöner treffe kann!

Ich mein als grad, die Bilder lewe  
Un grüsse mich vom Durn eraa!  
Viel schöni Engel sieh i schwewe  
Am ganze Münster uff-en-aa!  
Sie mache mit d'r Hand e Zeiche,  
Wie wenn's e Gruess vom Himmel wär,  
Duen vor de Heil'ge sich verneige,  
De König, Kaiser, hin un her!

Wit offe stehn sie d'Kirchethüre.  
M'r sieht wie's Fenster glänzt im Chor,  
Grad wie wenn d'Engel jüwiliere,  
So kumme schöni Tön evor!

Un d'Lit, wo welle gschwind und gschäfdi,  
Verbej als gehn, die kehre-n um,  
Ich sieh wie Mancher, still andächdi,  
Dort nüwer luejt, in's Heiligthum!  
Wie Kupfer glänze d'Stein, die glatte,

Dort bie d'r Ros, am Hauptportal!  
Un d'Bilder werfe langi Schatte,  
Die Süle, Dürnle, ohne Zahl!  
Do luejt d'r Himmel eim ergeje,  
Von unte, bis dort nuff in d'Kron!  
Ich wott so gern in d'Höh nuff steje,  
Min Herz dort drowe bete lon!

Un als meh hell wurd's jetz im Dunkle.  
D'Stein wäre rot, wie vom e Brand!  
De König ihri Krone funkle,  
Un's Zeppter glänzt in ihrer Hand!  
D'ehrwürd'ge Bischöf, d'heil'ge Fraue,  
Mit ihre Gsichter, fromm un fin,  
Duen so verklärt erunter schaue,  
Im Glanz von ihrem Heilgeschin!

Un üwer-m Lueje-n un Betrachte,  
Ze merk ich dass d'Sunn untergeht,  
Die gold'ge Strahle steje sachte,  
Bis do, wo unser Heiland steht  
Ich sieh wie dorte, ihm ze Füsse.  
Zwei Engel sich jetz hingsetzt han,  
Un während ne d'Apostel grüsse,  
Fangt's Glockelite drowe-n an.

Jetz fange d'König an ze ritte!  
Es wurd lewendi am Portal!  
Ich sieh wie d'Heil'ge uffwärts ditte!  
'S bewejt sich Alles üwerall!  
Die steinre Bluemekelch, die zarte,  
Die spinne nuff am Gotteshüs,  
Un d'Thierer üs 'm Schöpfungsgaarte,  
Die kumme zue de Stein erüs!

Ich steh un luej un kann nix saane,  
Vom Stüne wurd's m'r wohl un weh!  
Ich mein 's duet mich en Engel traane,  
Uff sine-n Aerm, dort nuff in d'Höh!  
Ich hör wie d'Königsmäntel rüsche!  
Un während ich um d'Heil'ge schweb,  
Duen sie e Gruess mitnander tüsche  
Un lüpfe's Kriz un d'Hirtestäb!

Do wott i bliwe, wott nim nunter!  
'S rueft mir e Stimm, vom Durn eraa:  
Nimm unsre Seje mit erunter,  
Sej uns willkumme, jede Daa!

De Lit in Strossburj kann m'r saae,  
Dass mir uff's Münster gewe-n Acht,  
Mir helfe's bschütze, helfe's traae,  
Un duen for's bete, Daa un Nacht!

Ich steh als do, 's hört uff ze litte.  
'S wurd finster während i noch luej,  
Dort drüwe-n am Portal isch Fridde,  
Un alli Bilder stehn in Ruehj.  
Ich awer bet, dass d'Stein, die alte,  
Uns heilig bliewe, gross un klein!  
Dass Gott dis Münster möcht erhalte,  
D'r Vadderstadt ihr Edelstein!

## 2. Gedichte.

Von

Engen Fallot.

Der Dichter, der unter dem Namen E. F. Landsmann bis jetzt sieben Hefte seiner Gedichte veröffentlicht hat, ist am 27. August 1837 zu Mülhausen geboren als Abkömmling einer nach der Aufhebung des Edikts von Nantes aus den Cevennen (dem Vivarais) geflohenen Familie, die dann in Mömpelgard das Gerbergewerbe betrieben hatte. Er selbst hat als Druckzeichner bei Samuel Ludwig Schönhaupt gearbeitet. In Mülhausen stand er mit den Brüdern Stöber in Verbindung, und auswärts mit Claus Groth. Seine Gedichte geben den Gefühlen innigen Ausdruck, die das Familienleben in seinem Wechsel der Geschicke mit sich bringt, und solchen ernsten Gedanken, wie sie die Geschichte des Landes in der letzten Zeit wohl anregen mag: sie gewähren uns den Einblick in ein sanftes Gemüt, eine nachdenkliche Stimmung. Die Schreibweise des Dichters ist beibehalten worden, obschon sie von der gewöhnlichen ziemlich abweicht. Er selbst nennt die Sammlung ‚Shtupfälarā‘ und ‚Achtsht Häft‘ seiner, Mülhūsärditshā Gedichtār, gshriivā ganz viä mä räd fir d gnaia Khäntnus fo dr Shprooch‘. Also a = helles a; i helles i; v = w.

## D ShindärgAslär.

(Vunsh.)

Dat Lēben is en Wannern,  
Nix blifft dar bestahn,  
Een folgt wi de Annern,  
All mœt wie gahn.

Awer de Thorn wist na baben,  
Na'n Heben  
Rop na en beter Lēben. . . .

Klaus Groth.

I mächt gaarn noch heerä ä n alämanish Liäd  
Vo noch ufkhümä n ish üs äm ditshä Gebliät.  
Fo voo sol s ärteenä, mi HAARZ, sag mär, vohaar?  
D Shtamshprooch fo dä Fatär ish dä Sīn iäzä z shVAAR,  
Un blīvä n ish nit mee as nur d Ärinärung;  
I dangk ärä drfūr as sī mär sīngt ä Rung.

Dr häärilig Alärheechsht vo sho nur si Namä  
Aläs machtig umshliäst als d eevigä Ramä  
Fo Himäl un Aardä, hat uns Färgangligä  
In mildä Liävä zaigt s Pfand fom Unshtaarvligä,  
Un ä haarzligär Troosht und Müät välä shangkä  
In dr eedlä Goob fom hailigä Gedangkä.

Nit haa n i in mim Sīn fo Fūrshätä n un Groosä  
Vo sitär d Üürzitä Land un Lit färloosä;  
Um shtüünligä Häldä ish s mär vürklig o nit;  
Färzeel mä vam mä vil irä blüätigä Tritt.

O fründlig Gedangkä, düü vo aim leerä müash,  
Mīr inigä Gsälshaft so trailig laishtä tüash,  
Dü sīsh vas mīr foorshVAABT, als güätär Khamäraad;  
Ja, dä vaish vas i main, s ish d altä Shtat fom Raad,  
Däart vo fom BAARGläländ d Il khunt üs iräm Taal  
Un friäiar trīvä hat säks Mīlā Shvaal an Shvaal.

Vo d Ringmüürä n üsgeet in ä shtumfär Äkä  
Un längsht andrä Hiisär dr Ziägälhoof dākä,  
Vo d Bach zsamälaihä untä bim Volfäloch  
Hintr äm altä Shlachthüs, ä Paar, diä visä s noch,  
Vo dr Tuurn rüäiig lüägt in si Gasä n aavä,  
Iorhundärtägraai un fo dr Gshichtä gshaavä,  
Däart vo n är uf si Oort bis iäz vil Achtung gAA  
Hat är fo dr Altshtat d lätshtä Khindär noch gsAA.

In diir aarmär Vingkäl hat noch glabt d fräiä Buurg;  
Klaibürgär, Handvarkslit. grīng Folk un nit ai Shuurk.  
VAAR vaist, VAAR khänt sä noch, diä eerligä Namä?  
VAAR khaa sä fir d Noozit in ä Būäch ufnamä?  
Doch neetig ish das nit, sä sīn nit färloorä,  
Viä d briämtshtä fo Room sīn sä n ufgshrīvä voorä.



Dr Maishtär vo sīi alä hat machä z äntshtee  
Un vo foor im gaar nit fom Gshäpf däarf untärgēe,  
Vird niämools färgasä s deemiätigshtä Shtraavä  
Vo gnuzt hat züä sim Ziil, im eelandshtä Laavä  
Fo daanä vo gshpiilt han in Iüügändfraida doo.  
Änandär ghulfä n als un zlätsht furtgfiärt drnoo.  
Doo sīn Glikstaag duurä in Froosin un Aifalt,  
Un haisä Traanä n o bi Liävä shtil un khalt.

Mit Eerfurcht sīit dr Frind da bshaidänä Boodä  
Vo gvoont un gvandält han so färvantä Tootä.  
Ish vool das Shtiklä Valt noo n äm Shindär bekhant,  
So blibt s doch fir ä Tail s alärhailigshtä Land;  
Maag d Züäkhumft ir Shlaaiär no Lusht driivärhangkä,  
«Doo ish diä Gasä gsii,» haist s furt im Gedangkä.

Büävä fo salämools, geboorä däart, gfalä  
N im Laif fo n äirä Taag, ich, dr shvächsht fo n alä,  
Haa solä färzeelä n unsrä Liäväsioorä;  
Iäz ish s io folbrocht un sitär Oovä voorä.

I vais, är lüägä züä. i vais äs är loosä  
Viä for fufzig Sumär, iir d Klainä n un d Groosä,  
Vän als fo Milhüüsä n un o fo sinär Shprooch  
Mir traint han, zsamakrüpt un alä Khäpf so nooch,  
Uf dr Hüstiiräplatä, vo s do ghaisä hat:  
«Ä Shprooch viä unsrä doo hat gvīs khai andrä Shtat;  
Doch sot mä sä shriivä ganz gnai viä mä sä räd,  
Das ish vas am liäbshtä n ä ieedär fo n is hät;  
Vän das nur äpär taat, vä mä vil khaa mä vool,  
S var soo n ä sheenä Sach; vaish vaas, mach düü s ämool.» —

Büävä fo salär Zit, geboorä däart, gfalä  
N im Laif fo n äirä Taag, ich, dr gringsht fo n alä,  
Haa solä färzeelä n unsrä Liäväsioorä;  
Iäz ish s dän folbrocht un sitär Oovä voorä.

Sä sīn also gshriivä un gshriivä n uf diä Aart  
Gvunshä fo n äiräm Haatz un vardä soo bevaart;  
Soo, är sī mär Ziigä, han grät unsrä n Altä,  
Un äich, minä Liävä, mi Voort ha n i ghaltä;  
Im Khamäraad si Shtim sol ivär d Tootsgraavä  
Äich ärfraiä n im Glik fom eevigä Laavä

18 Vintärmoonät 1899.

## D Shaarmiis.

Lüägä viä d Shaarmiis shaarä  
Ivëraal in dr Shtat  
Un Shut un Shtaib üslaarä  
As dr Vüächär Plaz hat.

O, lee mi numä grüinä  
Uf danä n altä Shtai;  
S vird mär khai Taag me shiinä  
In dam i mi noch frai.

Sä sîn alä n im Shvîndäl  
Fo dr Färandärung;  
Fom Här züäm äärmshtä Gsîndä  
Ish s Näiä nuur im Shvung.

Gnaad hat nur khänä findä  
Fo n irä n altä Brich,  
Sich geegäsitig z shîndä  
Un z pflaagä n irä Bich.

Sheens grîndä, Näis ufrîchtä,  
Shiint nat in vam dra gvînt;  
S Eervüirdigä z färnîchtä  
Züä dam Zvak ish ä Sînd.

Viä n ä Rotä mit Sakslä  
N ä Gaartä viäsht färdäärbt,  
Soo shandä sä n un vakslä  
S Bild fo dä n Altä gäärbt.

Doch sîn sä meer z bedüürä  
Fir s Eedlä blînd un taib.  
As diä miäshdäktä Müürä  
In iräm lätshä Shtaib.

Viä ish da Tüürmäl z nänä  
In danä Zitä doo?  
Fo r Giz sich s Hîirn z färränä,  
Das ainzig macht sä froo.

S ish fäärig, naai, sä khänä  
Gaar nit me losä shtee;  
Sä tatä d Valt färbränä  
Fir ä Par Groshä mee!

So meegä sä dän vuurgsä  
An Giz un Gald un Güät.  
Fol bis an Hals dra gluksä;  
Mîr macht das khai bees Blüät.

Doch daa vo zäarsht hat baiä  
Shtält äiär Bashlä shtîl;  
Oomachtig miän är bshaiä  
Vas är befüilt un vil.

Är liäbt noch viä for Zitä  
Vas träi ish, rain un voor;  
Dr Shtolz vüirft är uf d Sitä  
Graad viä for taisig Ioor.

Dr Lusht tüät Khumär folgä,  
Noo Nacht glanzt Moorgäroot;  
Uf d Sumärhiz güt s Vulkä,  
Noom LAAVÄ n ish dr Toot.

Vas är noch vird gshAA losä,  
Ä Näirung ish das nit;  
Fo n eevig hat är bshlosä  
Vas äs drnoo noch git.

28 Häärbshhtmoonät 1899.

---

XV.

## Ludwig Alfred Erichson.

Lebensumriss

von

Aug. E.

Wenn der historisch-litterarische Zweigverein des Vogesen-Clubs den Wunsch gehegt hat, seinem Jahrbuch für 1902 einen Lebensumriss des im vergangenen Jahre verstorbenen D. Erichson einzufügen, so ist das gewiss berechtigt. Erichson stand ja eine Zeit lang mitten drin in dem Kreis als lebhaft interessiertes und thätiges Mitglied dieses Zweigvereins. Und dann — was noch schwerer wiegt — wie sollte überhaupt ein «Jahrbuch für Geschichte . . . Elsass-Lothringens» an dem Namen und an der Gestalt des langjährigen «Studien- direktors» vorbeikommen! In den letzten 30 Jahren hat wohl keiner mehr als er der elsässischen Geschichte gedient; da kehrte kein irgendwie wichtiges Datum aus unserer oft so bedeutenden Vergangenheit, zumal aus der Reformationszeit, wieder, das er nicht auf Grund eifriger und eingehender Forschung in grösseren oder kleineren Veröffentlichungen, in Zeitungen oder Zeitschriften, in deutscher oder französischer Sprache gebührend gewürdigt hätte. Und fast durchweg machte er bei seinen Arbeiten dem Vogesen-Club Ehre: Er war ein rechter P f a d f i n d e r, der an den lange verschütteten Anfang eines manchen Weges einen neuen Wegweiser setzte, also dass von ihm wohl mehr Anregung ausging, als sich je nachweisen lässt. Die einschlägigen Artikel von seiner Hand sind zahllos; er hat sie für sich gesammelt und in vier Quart-

bänden hinterlassen. Die Broschüren und Bücher, die er verfasste oder an denen er mitgewirkt hat, stellen wir anhangsweise zusammen.

Ludwig Alfred Erichson war geboren am 16. Juni 1843 in Münster im Ober-Elsass; sein Vater war durch viele Jahre hindurch Kassierer in dem bekannten Hause Hartmann. Die väterliche Familie war schwedischen Ursprungs, doch schon an die 200 Jahre im Elsass ansässig. Die drei letzten Geschlechter



Ludwig Alfred Erichson.

der Vorfahren hatten in elsässischen Pfarrhäusern gewohnt und gewirkt; so Erichson's Grossvater in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts in Baldenheim bei Schlettstadt. Früh zeigte sich auch bei dem aufgeweckten Knaben Neigung zum geistlichen Amte. Seine Schulbildung gestaltete sich dem entsprechend. Nachdem Pfarrer Steinbrenner aus Münster mit Privatunterricht ausgeholfen, besuchte Erichson das Lyzeum von Colmar, das er rasch durchlief, immer erste Preise sich erringend.

1860 zog er nach Strassburg an die theologische Fakultät.



Der erst Siebzehnjährige mit seinem welligen Haar sah schier noch knabenhaft aus; dabei erfüllte ihn aber gewissenhafter Ernst und eifrige Strebsamkeit, die ihn sein ganzes Leben lang zierten. Doch fehlte auch der frische und fröhliche Sinn nicht. So schloss er sich der Studentenverbindung «Wilhelmitana» an, der er stets treu blieb und deren Wahlspruch: Frei! Froh! Fromm! ihm allezeit ein Ideal war.

Im Jahre 1865 bestand der junge Kandidat sein theologisches Examen. Das Thema seiner These lautete: «Jésus et les questions sociales.» Vorübergehend verwaltete dann Erichson eine Hauslehrerstelle in der Familie des Grafen Waldner de Freundstein in Sulz im Ober-Elsass, bis ihm, dem Wissens- und Bildungsdurstigen, auf Grund einer Preisarbeit ein Reise-Stipendium den Besuch der Haupt-Universitätsstädte Deutschlands ermöglichte. In die Heimat zurückgekehrt, versah er Vikarsdienste bei Inspektor Lange in Schiltigheim. 1867 wurde er Pfarrverweser auf dem Evangelisationsposten in Kaysersberg. Hier gründete er seinen Hausstand mit Lina Heyler, Tochter des Pfarrers und geistlichen Inspektors Heyler zu Beblenheim. 1870, kurz vor Ausbruch des Krieges, siedelte die junge Familie in's Pfarrhaus von Hürtigheim in der Nähe von Strassburg über.

Schon in diesen ersten Jahren selbständiger pfarramtlicher Thätigkeit fand Erichson Zeit, seinem wissenschaftlichen Drang nach seiner Anlage und Begabung gerecht zu werden; mit peinlicher Sorgfalt ging er der Vergangenheit seiner Gemeinden nach, und was ihm die Archive darüber enthüllt, erzählte er dem Volke in zwei Broschüren: «Le protestantisme à Kaysersberg» (1871) und «Eine elsässische Landpfarrei. Geschichtliche Mitteilungen über Hürtigheim» (1872). Mit diesen Erstlingsveröffentlichungen hat er die ersten Spatenstiche auf dem Acker gethan, den er darnach so oft und oft so glücklich bearbeitete.

Reichliche Gelegenheit zu solcher Arbeit bot das neue Amt, zu dem Erichson 1873 von Hürtigheim aus berufen wurde. Wohl nahm er es ernst mit seiner Stellung als Direktor des theologischen Studienstiftes St. Wilhelm. Davon zeugen ein paar Zeilen aus einem Briefe vom 3. Juli 1873: «In den nächsten Tagen soll das Direktorium meine Ernennung als Direktor des Studienstiftes bestätigen. Mit dem grössten Ernst und mit Vertrauen auf Gottes Hülfe sehe ich diese neue Laufbahn sich mir eröffnen. Dabei werde ich nicht Propaganda treiben, nicht aufzwingen wollen, sondern immer suchen und ringen, zum Studium auffordern, zu einem ordentlichen Wandel, wie er jedem christlichen Studenten und Diener Christi in

jedem Amt und Stand geziemt, anhalten.» Und zu dieser eigentlichen Berufsarbeit kamen nun in Strassburg so mancherlei Nebenämter. Er war erst, bis 1878, Vikar an St. Thomae bei Prof. Baum, seinem verehrten Lehrer und väterlichen Freund; dann, seit 1882, «Freiprediger». Seit dem Tode von Charles Schmidt lag ihm die Verwaltung des Thomas-Archivs ob. Wie manche Zeit wurde auch in Anspruch genommen durch dieses und jenes «Comité» in diesem und jenem Verein (Gustav Adolf-Verein, Bibelgesellschaft, Union libérale, Evangelisch-protestantischer Verein, Evangelischer Bund, Société pour la conservation des monuments historiques u. a.). Wie viel Kraft und wie manche Stunde erforderte auch die Arbeit am «Evangelisch-protestantischen Kirchenboten», den er 1872 mit begründen half und an dessen Herausgabe er bis zur Stunde seines Todes mit Leib und Seele beteiligt war.

Aber bei aller Thätigkeit in der Gegenwart fand er, der wie selten einer jede Sekunde auszukaufen verstand, immer noch Zeit, auch in unserer elsässischen Vergangenheit zu leben, um dieselbe mit seiner Feder neu erstehen zu lassen. Wir gehen auf die einzelnen Publikationen hier nicht ein; wir verweisen dafür auf das angefügte Schriftenverzeichnis. Ein aufmerksamer Blick in dasselbe bietet die Erklärung und ausreichende Rechtfertigung dafür, dass im Jahre 1885 die Theologische Fakultät von Zürich Erichson das Licentiaten-Diplom zustellte, und dass die hiesige Theologische Fakultät ihm 1896 den Doktorgrad verlieh.

Hervorgehoben sei nur die grosse Ausgabe der Werke Calvin's, die, einst in den Sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts von Reuss, Cunitz und Baum begonnen, von Erichson nach zwölfjähriger Arbeit im Herbst 1900 gerade vor seiner Erkrankung mit dem 59. Bande abgeschlossen wurde. Mit dem letzten Bande und als Anhang zu diesem grossartigen Werke erschien auch die Bibliographia Calviniana, darinnen er mit unglaublich geduldigem Fleiss alle Ausgaben von Calvin's Büchern und dazu alles das zusammengestellt hat, was bis 1900 über Calvin geschrieben worden. Wahrlich «unser Stiftsdirektor» hat den Namen verdient, den ihm einmal einer seiner Kritiker gab, — «der Benediktiner vom Thomastaden». Von seinem Benediktinerfleiss legt auch eine reichhaltige Excerptensammlung Zeugnis ab, deren Stoff er im Laufe der Jahre beim Durchstöbern der Bibliotheken und hauptsächlich der Archive Strassburgs und anderer Städte zusammentrug und nach Stichworten alphabetisch ordnete; dieselbe ist nach letztwilliger Verfügung der hiesigen Universitäts- und Landesbibliothek einverleibt worden.

Ja, das war ein hervorstechender Zug in seinem Bilde — der rastlose, in aller Bescheidenheit emsig forschende Fleiss, der Erichson zu einem Gelehrten gemacht hat, dem auf dem Gebiete unserer Reformationsgeschichte schliesslich keiner gleichkam. In dieser seiner Schaffenskraft trat ein echt elsässisch-alemannischer Zug zu Tage — die eiserne, zuweilen auch einmal trotzige Beharrlichkeit, die unbekümmert um alle Hindernisse in aller Stille nur ihr Ziel verfolgt; diese stille Beharrlichkeit ist es auch vor allem gewesen, die, wie Prof. D. Holtzmann in seiner Gedenkrede am Begräbnistag in der St. Thomaskirche so richtig urteilte, Erichson innerhalb unserer Landeskirche als Vertreter des Liberalismus eine grosse Bedeutung verschaffte. Der herrlichste Zug aber in seinem Wesen war ein echt christlicher — eine Dienstfertigkeit ohne Grenzen. An die 600 Stifter haben ihn zum Direktor gehabt (hat er doch 1898 sein 25jähriges Stiftsjubiläum feiern dürfen); wer aber von alle denen ihn je brauchte, hat niemals vergebens angeklopft. Und in gleicher Weise war er oft nach allen Seiten hin ein williger «Nothelfer», auch über die Grenzen unseres Landes hinaus.

Der Tod ereilte ihn ausserhalb dieser Grenzen. Von schwerem Leiden, das nach gewagter Operation gehoben schien, suchte Erichson im sonnigen Süden völlige Heilung. Die Genesung machte auch sichtlich Fortschritte. Da setzte unerwartet, als er schon auf der Heimreise begriffen war, in Genua ein Herzschlag seinem Leben ein Ziel; er starb auf der Fahrt vom Bahnhof an der Seite seiner Gattin am 12. April 1901. Mit der Mutter trauerten vier Söhne, von denen der erste Arzt in Münster ist, der zweite Apotheker in Strassburg: der dritte steht am Ende seines theologischen Studiums, während der vierte im Hause Hartmann zu Münster die kaufmännische Laufbahn verfolgt.

Am 19. April 1901 haben wir, nach einer kirchlichen Feier zu St. Thomae, in grosser Schar seinen Sarg zu Grabe geleitet.

---

### Verzeichnis der Schriften von L. A. Erichson.

1. Jésus et les questions sociales. 1866.
2. Le protestantisme à Kaysersberg. 1871.
3. Eine elsässische Landpfarrei. Geschichtliche Mitteilungen über Hürtigheim (mit einem Vorwort von Prof. Baum). 1872.
4. Ueber die Abnahme der Theologie-Studierenden in Elsass-Lothringen. 1875.

5. Die evangelische Gemeinde zu Benfeld in alter und neuer Zeit. 1877.
6. Matthäus Zell, der erste elsässische Reformator. 1878.
7. Das Marburger Religionsgespräch über das Abendmahl im Jahre 1529 (nach ungedruckten Strassburger Urkunden). 1880.
8. Hedio's Itinerarium. — 3 Briefe Butzers (Okt. 1529 — März 1530). — Separatabdrücke aus der Zeitschrift für Kirchengesch. 1880.
9. Denkschrift der theol. Studentenverbindung Wilhelmitana zu Strassburg, 1855—1880. 1881.
10. «Ein' feste Burg.» Entstehung, Inhalt und Geschichte des Lutherliedes. 1883.
11. Zwingli's Tod und dessen Beurteilung durch Zeitgenossen (zumeist nach ungedruckten Strassburger und Züricher Urkunden). 1883.
12. Zwingli und die elsässischen Reformatoren. 1884.
13. Das Strassburger Universitätsfest vom Jahr 1621. 1884.
14. Zur Erinnerung an den Brand des Collegium Wilhelmitanum (mit einer Rede von Prof. Baum). 1885.
15. L'église française de Strasbourg au XVI. siècle (d'après des documents inédits). 1886.
16. Stimmen über das Strassburger Gymnasium aus vierthab Jahrhunderten. 1888.
17. Martin Butzer, der elsässische Reformator (3 Auflagen). 1891.
18. Notizen über den handschriftlichen Nachlass und die gedruckten Briefe Butzers. Verzeichnis der Litteratur über Butzer. (Mentz und Erichson: Zur 400 jährigen Geburtsfeier Martin Butzers). 1891.
19. Das theologische Studienstift Collegium Wilhelmitanum 1544—1894. 1894.
20. Die Calvinische und die Alt-Strassburgische Gottesdienstordnung. Ein Beitrag zur Geschichte der Liturgie in der evangelischen Kirche. 1894.
21. Das Alte Testament übersetzt, eingeleitet und erläutert von D. Ed. Reuss, herausgegeben aus dem Nachlasse des Verf. zusammen mit Pfr. Lic. Dr. Horst. 7 Bde. 1892—1894.
22. L'origine de la confession de péchés dite de Calvin. 1896.
23. Das Duell im alten Strassburg. 1897.
24. Der alten Strassburger Hochschule erstes Jahrhundertfest am 1. Mai 1617. 1897.
25. Joannis Calvini opera, quae supersunt, omnia. Ediderunt G. Baum, Ed. Cunitz, Ed. Reuss. — Erichson Mitarbeiter und dann alleiniger Herausgeber, 1888—1900.
26. Bibliographia Calviniana. a) Catalogus operum Calvini chronologicus. b) Catalogus systematicus operum quae sunt de Calvino cum indice auctorum alphabetico. 1900.

## XVI.

# Das Strassburger Standbild des jungen Goethe.

### IV. Bericht <sup>1</sup>

von

**E. Martin.**

**F**ür das Jahr 1901 hat der Ausschuss dankbar zu berichten, dass Seine Königliche Hoheit der Grossherzog Wilhelm Ernst von Sachsen-Weimar-Eisenach an Stelle des verewigten Grossherzogs Karl Alexander das Protektorat über die Denkmalsangelegenheit huldvollst anzunehmen geruht hat.

Der preisgekrönte Künstler, Herr Ernst Wägener, hatte für die Nebenfiguren die Gestalten des Götz und Faust ausgearbeitet, wünschte dann aber vielmehr die lyrische und die dramatische Muse aufzustellen, womit sich der Ausschuss nach der Besichtigung der schönen Entwürfe dazu gern einverstanden erklärt hat.

---

<sup>1</sup> S. zuletzt Jahrbuch XVII, 253 ff.



## XVII.

# Chronik für 1901.

28. Febr. Landesausschuss bewilligt die Geldmittel zum Wiederaufbau der Hohkönigsburg.

29. März. Geh. Reg. Rat Gymnasial-Direktor Kromayer in Weissenburg feiert sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum.

12. April. In Genua stirbt Stiftsdirektor D. Erichson (geb. 16. Juni 1843 in Münster).

10–13. Mai. Der Kaiser in Strassburg anwesend, 12. 13. Mai die Kaiserin. Am 12. legt der Kaiser den Grundstein zum Neubau der Hohkönigsburg.

6. Juli stirbt in Ragaz Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst (geb. 31. März 1819 zu Rotenburg b. Fulda).

4–6. Aug. Der Allgemeine Deutsche Sprachverein hält seine XII. Hauptversammlung in Strassburg ab.

5. Aug. Staatssekretär v. Puttkamer tritt zurück, seine Stelle nimmt der Staatssekretär v. Köller ein.

21. Sept. Verbandstag der deutschen Touristenvereine in Strassburg.

1–4. Okt. Die 46. Versammlung der deutschen Philologen und Schulmänner findet in Strassburg statt.

30–31. Okt. Versammlung des allg. protestantischen Missionsvereins in Strassburg.

3. Nov. Einweihung des Aussichtgerüstes auf dem Hahnenberg bei Grendelbruch.

30. Dez. In San Remo stirbt Geh. Reg. Rat F. X. Kraus, Prof. zu Freiburg i. B. Verf. von Kunst und Altertum in Elsass-Lothringen Str. 1876–89.

## XVIII.

# Sitzungsberichte.

### 1. **Vorstandsversammlung**

am 17. November 1901, vormittags 10 $\frac{1}{2}$  Uhr, im germanistischen Seminar der Universität.

Anwesend die Herren Francke, Harbordt, Lienhart, Luthmer, Martin, Menges, Mündel, Stehle, Wiegand. — Entschuldigt die Herren Euting, Kassel, Renaud, v. Schlumberger.

Laut Bericht des Vorsitzenden, Herrn Prof. Dr. Martin, wurde je ein Abzug des 17. Jahrgangs des Jahrbuchs bei Sr. Durchlaucht dem Fürsten Statthalter, Sr. Excellenz dem Staatssekretär v. Köller und Sr. Excellenz dem Staatssekretär a. D. v. Puttkamer abgegeben. In einem Dankschreiben vom 17. Okt. 1902 hat S. Durchlaucht der Herr Statthalter wiederum einen Zuschuss von 300 M. zu den Druckkosten des Jahrbuchs bewilligt.

Das Ersuchen des Bibliographischen Instituts um Ueberlassung eines Abzugs unsres Mitgliederverzeichnisses wurde mit Rücksicht darauf, das z. Z. ein solches Verzeichnis nicht vorhanden ist und nur mit grossem Zeitaufwande herzustellen wäre, abgelehnt.

Nach dem Kassenbericht des Schatzmeisters, Herrn Buchhändlers Mündel, sind die Beiträge von 2490 Mitgliedern eingegangen. Er schlägt vor, in der allgemeinen Sitzung wiederum den Druck von 3000 Abzügen des nächsten Jahrbuches zu beantragen.

Als Ersatz für das verstorbene Vorstandsmitglied Herrn Stiftsdirektor D. Erichson soll Herr Gymnasialdirektor Prof. Lempfrid aus Hagenau empfohlen werden.

Die für das nächste Jahrbuch bereits eingelaufenen Arbeiten werden zur Beurteilung an einzelne Mitglieder übergeben. Es folgt darauf die

## **Allgemeine Sitzung.**

Der Vorsitzende eröffnet die Sitzung mit einem kurzen Nachruf für das verstorbene Vorstandsmitglied D. Erichson, zu dessen Ehrung sich die Anwesenden von ihren Sitzen erheben. Er berichtet sodann über die in dem letzten Sitzungsberichte erwähnten Tagungen des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins und des Vereins deutscher Philologen und Schulmänner, denen der 17. Jahrgang unsres Jahrbuchs geschenkt wurde, sowie über die Versammlung der deutschen geschichtlichen Vereine in Freiburg, wo eine neue Sektion für Volkskunde gegründet worden ist.

Er teilt ferner mit, dass der 300-Mark Zuschuss wieder bewilligt worden ist und beantragt unter Hinweis auf die Mitgliederzahl vom neuen Jahrbuch 3000 Abzüge herstellen zu lassen, wogegen sich kein Widerspruch erhebt.

Zu Rechnungsprüfern wurden von der Versammlung die abwesenden Herren Dr. v. Borries und Dr. Horst ernannt, mit denen sich der Schatzmeister in Verbindung setzen soll.

Bei der nun folgenden Neuwahl dankt Herr Geheimrat Hering dem bisherigen Vorstande zunächst für seine Mühewaltung im abgelaufenen Geschäftsjahre und schlägt der Versammlung vor, den Gesamtvorstand durch Zuruf wieder zu wählen. Der Vorsitzende nimmt im Namen der übrigen Mitglieder die Wahl dankend an; Da aus dem Schosse der Versammlung ein Wunsch über den Ersatzmann für D. Erichson nicht geäußert wird, empfiehlt der Vorsitzende die Wahl des Direktors Lempfrid; dagegen erhebt sich kein Widerspruch.

Zum Schluss hielt Herr Prof. Dr. Hollaender den angekündigten Vortrag über das Thema: «Ein Anschlag gegen die Unabhängigkeit Strassburgs im Jahre 1579».

Schluss der Sitzung: 12 Uhr.

## **2. Vorstandssitzung.**

am 5. März 1902, nachmittags 3 Uhr, im germanistischen Seminar der Universität.

Anwesend die Herren Francke, Lienhart, Luthmer, Martin, Mündel, Wiegand. — Entschuldigt die Herren Kassel, Lempfrid, Renaud, v. Schlumberger, Stehle.

Die für das Jahrbuch eingelaufenen Arbeiten werden im einzelnen besprochen, ein Ueberschlag des Umfangs des Jahrbuchs wird aufgestellt und die Reihenfolge der Arbeiten festgesetzt.

Schluss der Sitzung : 4 $\frac{1}{4}$  Uhr.

# JAHRBUCH

FÜR

GESCHICHTE, SPRACHE UND LITERATUR

ELSASS-LOTHRINGENS

HERAUSGEGEBEN

VON DEM

HISTORISCH-LITERARISCHEN ZWEIGVEREIN

DES

VOGESEN-CLUBS.

XIX. JAHRGANG.



STRASSBURG

J. H. ED. HEITZ (HEITZ & MÜNDEL).

1903.



# Inhalt.

---

	Seite.
I. Gedichte: 1. Heimat, wie hab' ich dich so lieb! von August Dietz; 2. Graufstal von Hedera Helix; 3. Im Beinhaus zu Kaysersberg von Th. Vulpinus; 4. D' Storkeneschter von August Ziegel	5
II. Daniel Hirtz von Ernst Martin. Mit Hirtz' Bildnis	9
III. Aus dem Manuale Curatorum des Johann Ulrich Surgant. Basel 1507 von Th. Vulpinus	14
IV. Eine zweite Colmarer Suso-Handschrift von Th. Vulpinus	20
V. Das Strassburger Schützenfest von 1473. Mitgeteilt von Senatssekretär Dr. Hagedorn-Hamburg	23
VI. Ein Prophet und Volksdichter am Vorabend der Bauernunruhen von J. Knepper	30
VII. Das Kriegsjahr 1652 in der Fürstabtei Murbach (nach ungedruckten Quellen) von L. Ehret	53
VIII. Die Reformvorschläge einer elsässischen Landgemeinde an die französische Ständeversammlung von 1789 von Jos. Schmidin	62
IX. Klebererinnerungen und die Ergebnisse der neuesten Forschungen über den General von Hans Kläeber	76
X. Auch ein Achtundvierziger. Eine Pfälzer Geschichte von August Schrickler	88
XI. Die elsässischen Weinernten in den verfloßenen Jahrhunderten. Nach den elsässischen Chroniken zusammengestellt von Dr. August Hertzog	111
XII. Sagen aus dem krummen Elsass, gesammelt von Lehrern und Lehrerinnen der Schulinspektion Saarunion, veröffentlicht von Kreisschulinspektor Menges	152
XIII. Laut- und Formenlehre der Mundart des Kantons Falkenberg in Lothringen von N. Tarral	161
XIV. Strassburger Kindersprüche. Eine Nachlese von Wilhelm Teichmann	278
XV. Vom Schlaftrunk von Karl Roos	298
XVI. Kleine Mitteilungen von Ernst Martin	309

	Seite.
XVII. Der Strassburger Gimpelmarkt von Adolf Schmidt (Darmstadt) . . . . .	310
XVIII Christoph Thoman Walliser der ältere als Drama- tiker von Johannes Bolte . . . . .	312
XIX. Die frühere Aussprache des Schriftdeutschen im El- sass von J. Spieser . . . . .	313
XX. Chronik für 1902 . . . . .	322
XXI. Sitzungsberichte . . . . .	323

---

I.  
Gedichte.

1. Heimat, wie hab' ich dich so lieb!<sup>1</sup>

Von

August Dietz.

In Interlaken einst, an lauem Abend,  
Sah ich das prächt'ge Glüh'n der Firnenhöh'n,  
Es war ein Schauspiel herzerfreulich labend,  
Ein Wunderpanorama, märchenschön:  
Indes sich wob der Nacht verschwiegener Schleier,  
Des Tages grandiose Abschiedsfeier.

Und wieder hab', in königlicher Reinheit,  
Wie eine holdverklärte Himmelsbraut,  
Hoch thronend über irdischer Gemeinheit,  
Von Wengernalp die Jungfrau ich geschaut, —  
Ein majestät'scher Anblick zum Entzücken,  
Das schmerzenseichste Herz noch zu beglücken.

Auf Scheideck, wie erschütternd Donnergrollen,  
An hundert mächt'gen Felsen allzumal  
Das Echo weckend, die Lawinen rollen  
Hört' ich ins abgrundtiefe Nebeltal,  
Bei Grindelwald, bis an der Gletscher Grenzen,  
Sah ich die Alpenrosen blühend glänzen.

Und ihr, o Abendfahrten, wunderholde,  
Auf des Briener Sees Zauberflut,  
Wenn, leuchtend wie in blassem Zwielightgolde,  
Darauf des Mondes Schimmer magisch ruht,  
Noch schwebt ihr mir, trotz doppelter Verjährung,  
Vor'm Geiste stets, im Glanze der Verklärung! . . .

---

<sup>1</sup> Aus der grössern, noch unveröffentlichten Dichtung «Romeo».

Und dennoch, Wasigen, auf Sehnsuchtsflügeln,  
Trotz aller Gletscherfirnen stolzer Pracht,  
Wie flog ich oft nach deinen trauten Hügeln,  
Nach deiner Berge waldesdunkler Nacht,  
Nach deinen Burgen, die die Berge zieren,  
Träumend von Minnesang und Kraftturnieren.

Dort, in der Heimat eine Jungfrau blühet,  
In hehrer Reinheit, keiner andern gleich?  
Und minniglich dort eine Rose glühet,  
Wie keine in dem weiten Alpenreich . . . .  
Dir, einz'ge Heimat, bleib' ich treu ergeben  
Dich, Elsass, liebe ich mit Leib und Leben . . . .

---

## 2. Grauftal.<sup>1</sup>

Von

**Hedera Helix.**

Des Grauftals Felsen, staunt, sie lernten sehen,  
Mit Menschaugen schauen sie hinab.  
Ihr spürt den Lebensodem kräftig wehen  
Nicht aussen hier nur, auch im Felsengrab:  
Das Lied vom Menschenleben — von den Wänden  
Der Felsen klingt's, geweckt von Menschenhänden.

Was von der Wiege bis zur Totenbahre  
Des Menschen Herz bewegt — dem engen Raum  
Der Felsenhöhle weckt es wunderbare  
Akkorde, selbst zu atmen wagt sie kaum.  
Schaut: als gefühllos geltend — Felsenräume, —  
Beschirmend hier der Armen Lebensträume!

---

## 3. Im Beinhaus zu Kaysersberg.

Von

**Th. Vulpinus.**

Alle Menschenherzen  
Eins dem andern schulden:  
Was die Kleinen dulden,  
Soll die Grossen schmerzen.  
Was die Grossen leiden,  
Soll die Kleinen lehren,  
Um die eiteln Ehren  
Nicht sie zu beneiden. —

<sup>1</sup> Grauftal bei Oberhof im Zinseltale, bekannt durch seine Höhlenwohnungen in den Sandsteinfelsen.

Alle, Klein und Grosse,  
Kommen doch zusammen,  
Dem sie all entstammen,  
In Frau Erdens Schosse.  
Ob Gemein, ob Edel,  
Nach dem letzten Jammer  
In der dunkeln Kammer  
Schädel liegt an Schädel. —

---

#### 4. D' Storkeneschter.

Von

August Ziegel.

I denk oft dran, denn's isch zue schad:  
In unsrer liewe Vadderstadt  
Git's nim viel Storkeneschter meh!  
Drum luej i aa nim gern in d'Höh.  
Denn wenn i suech so manichs Nescht  
Von unsre liewe Summergäscht,  
Ze find i's nim, un's ärjert mich,  
Wenn i die spitz'ge Sache sich,  
Die mancher Vadder oder Sohn  
Het uf d'Kaminhüet setze lon,  
For d'arme Storke ze verdrive,  
Dass sie vom Hüs eweck müen bliwe.  
Es isch jo wohr, i due's verstehn.  
E Hüherr het viel üszegstehn  
Mit so 'me Nescht uf sinem Dach:  
Dis bringt 'm halt viel Ungemach!  
Do fällt e Hüffe Dings eraa,  
Rutscht alles üwer d'Ziejel naa:  
Feldsache, gross und kleini Ris.  
Au Fuederabfall, doodi Mis;  
Un's Spatzevolk, dis duet dran zopfe,  
Dis alles duet de Nooch verstopfe.  
Im Stork sim Nescht sieht's süfer üss;  
Denn er wirft sine Misch erüs.  
Der fällt uf's Dach erab wie Schlim,  
Klebt an de Ziejel grad wie Lim;  
Und manchmol — wohr isch's, was i saa —  
Fällt ebs d'rvon uf d' Lit eraa.  
Was awer uf 'm Dach bliit leje,  
Dis kann im Stork m'r nit verzeje.  
Nadirli duet d'r Hüherr brumme:  
«Jetzt muess d'r Mürer widder kumme!  
Ersch vor 'm Jahr — es isch nim schön —  
Haw i min Dach lon üwergahn;



Jetzt het en End mini Geduld!  
Die Storke sin an allem schuld.  
I hab genue mit ihrem Dreck,  
Dis Nescht muess mir vom Dach eweck!  
Un so isch's halt in Strossburj kumme,  
Dass d' Storkezahl het abgenumme;  
Nur wenni Neschter sieht m'r noch:  
Mir alli liewe d'Storke doch!  
Sie sin — 's het's einer richti gsaat —  
's recht Wohrzeiche von unsrer Stadt.  
Wie frait's uns doch im Fruehjohr als,  
Wenn's Storkepaar mit langem Hals  
Uns klappre duet de Morjegruess;  
Sie scheue halt ken Rauch, ken Ruess,  
Un bliwe-n-unsrer Stadt getreu,  
Wenn als d'r Winter isch verbei.  
Drum haw i do jetz noch e Bitt,  
O nemme m'r's in uewel nit,  
Ihr Burjerslit, wo jetz noch kenne  
E Storkenescht for eije nenne:  
Han mit de Storke noch Geduld!  
Un sin sie an de Koschte schuld,  
For's Dach un d'Nooch ze repariere,  
Bedenke, dass sie's Hüs au ziere,  
Un dass, wer d'Storke nit verstört,  
Der het viel Glück, oft hawi's g'hört!  
Ebs will i do jetz noch vorschlaaue:  
Ich mein, dass d'Stadt au ebs könnt traau  
Von dene Koschte, wo entstehn,  
For so e Dach z-n-üwergehn.  
No bliwe d'Storkeneschter, d'alte,  
In unsrer liewe Stadt erhalte;  
Au Storke gäb's d'rno viel meh.  
Un ich luej widder gern in d' Höh!

---

II.

## Daniel Hirtz.

Von

**Ernst Martin.**

Am 2. Februar 1904 sind es hundert Jahre, dass Georg Daniel Hirtz geboren ward. Damit ist ein äusserer Anlass geboten des liebenswürdigen und ehrenwerten Mannes wieder zu gedenken. Nicht als ob nun zu einer grösseren Feier aufgefordert werden sollte: dem bescheidenen Dichter selbst wäre dies als eine Uebertreibung erschienen. Auch ob etwa für eine Gedenktafel an seinem Geburtshaus (Langestrasse 22) die nötige Stimmung vorhanden ist, bleibe dahin gestellt. Noch vor zehn Jahren war der Name Hirtz keinem, der sich mit elsässischer Literatur beschäftigte, unbekannt. Und als Vertreter der alten tüchtigen und für Dichtung und Wissenschaft keineswegs gleichgiltigen Bürgerschaft Strassburgs verdient er in der Erinnerung seiner Stadtgenossen fort zu leben.

Er war nicht der einzige Handwerker in Strassburg, der zugleich auch der Reimkunst oblag und damit die Prosa des täglichen Lebens sich und Anderen aufheiterte und schmückte. Der Theologe Eduard Reuss hat in der Vorrede zur ersten Sammlung der Gedichte von Hirtz 1838 diesen als einen Nachkommen der alten Meistersänger gefeiert, die im 16.—17. Jahrhundert auch in Strassburg ihre Meisterlieder gesungen und Komödien aufgeführt haben, bis sie in der französischen Zeit eingeschränkt wurden und kurz vor der grossen Revolution sich freiwillig auflösten. Hirtz selbst hat dann Nachahmer gefunden und heute noch freuen wir uns diese schöne Neigung zur Dichtung in der Strassburger Bürgerschaft fortwirken zu

sehen. Neben Hirtz stand der fünf Jahre jüngere Christian Hackenschmidt, der jedoch durch eifrige lebenslange Betätigung an christlichen Liebeswerken, vor allem an den Neuhofanstalt sich besondere Verdienste erworben hat.

Auch für Hirtz war in Leben wie in Dichtung jener protestantische Sinn massgebend, der von der alten Reichsstadt her auch unter der französischen Herrschaft fortbestand und in dem innigen Zusammenwirken der Geistlichkeit und der Bürgerschaft fest begründet war. Es war damals nichts Ungewöhnliches dass auch Söhne von Geistlichen sich wieder dem Handwerke zuwandten, weit häufiger freilich geschah das Umgekehrte. Das Protestantische Gymnasium wurde auch von denen besucht, die nach dem Knabenalter das Handwerk ergriffen. So war es auch der Fall bei Hirtz, der zwölfjährig die Schule verliess um Drechsler zu werden, wie es schon sein Vater und sein Grossvater gewesen waren. Aber während Hackenschmidt dieser Uebergang sehr schwer fiel, liess sich Hirtz auch nicht durch die Mahnungen derer bestimmen, die ihn zur geistlichen Laufbahn führen wollten. Das Handwerk erschien ihm lustiger und die Aussicht hier seinem Wandertrieb folgen zu können, mochte ihn schon früh locken.

Seine Wanderung trat er im Frühjahr 1823 an; sie führte ihn durch die Schweiz, durch Süddeutschland bis Wien, dann nach Berlin und Hamburg, endlich durch die Rheinlande und Ostfrankreich nach Paris. Er hat sie selbst beschrieben als «Des Drechslers Wanderschaft für Jung und Alt erzählt von Daniel Hirtz Drechslermeister zu Strassburg», Strassburg 1844. Das kleine Buch ist noch jetzt sehr angenehm zu lesen, nicht bloss wegen des frischen, natürlichen Tones, in dem Freud' und Leid eines Handwerksburschen in der — man kann hier das Wort gewiss anwenden — guten alten Zeit erzählt wird; und man begreift vollständig, wie auch unterwegs manch Unbekannter für den Verfasser rasch eingenommen war und ihm Gefälligkeiten erwies. Es ist zugleich ein Denkmal vergangener Zeiten, in denen das Wandern beschwerlicher war als heut zu tage, aber auch in die Natur selbst hineinführte. Freilich die Polizeiallmacht der Jahre vor 1830 tritt hier ebenfalls zu Tage und andererseits die unbefangene Teilnahme mit der man damals noch im Volke die Schicksale der Grossen begleitete und das Schaugepränge öffentlicher Festlichkeiten verfolgte. Selbst das von Hirtz entworfene Bild der grossen Städte, die sich seitdem so gewaltig entwickelt haben, ist kulturhistorisch lehrreich. Einzelheiten aus diesem Wanderbuch sind öfters herausgehoben worden; der empfängliche Leser wird gern das Buch selbst zur Hand nehmen.

1827 zurückgekehrt machte sich Hirtz bald selbständig und heiratete ein Nachbarskind, dessen Liebe ihn schon unterwegs begleitet und verbunden mit seinem frommen Sinn ihn vor manchen Gefahren behütet hatte. 1829 führte er Sophie Stoll heim. Ihren Namen hat er in seinen Gedichten mit Rickele vertauscht, wie den seinigen mit Fritz: für den Vers mochten diese Namen besser sich verwenden lassen und wohl auch volkstümlicher klingen. Dreiunddreissig Jahre hat er ein glückliches Familienleben geführt und seine Kinder in der Werkstatt sich tummeln gesehn. In diese Werkstatt, Schiffleutstaden 43, kamen nicht nur die Mitbürger, die sich für den poetischen Drechslermeister interessierten, auch Fremde, teilweise von wohlbekanntem Namen suchten ihn auf: Uhland, Justinus und Theobald Kerner, H. Zschokke u. a.

In der Art des letztgenannten schrieb Hirtz mehrere Erzählungen, durch die er zugleich manches aus der Geschichte der Vaterstadt der Jugend nahe zu bringen verstand: «der Flüchtling» 1834, «Religion und Fanatismus» 1835, «der Jakobs-tag» 1838 und 1842, «der Odilienberg» 1839, «die Kurbengasse in Strassburg» (Kaiser Sigismund), «der Bauernkrieg» 1842, «die Reichsacht» 1843 u. a.

Zu solchen Erzählungen gab ihm besondere Gelegenheit die Schriftleitung des «Hinkenden Boten am Rhein», die er von 1849 bis 1891 führte und mit einem rührenden Gedichte abschloss.

Als Dichter war er besonders bei festlichen Gelegenheiten aufgetreten. 1838 beteiligte er sich an dem 300 jährigen Jubelfest des Protestantischen Gymnasiums, 1839 an der 500 jährigen Feier der Vollendung des Strassburger Münsters; 1840 an der ebenfalls halbttausendjährigen Erinnerung an Gutenbergs Erfindung; 1842 begrüsst er den Wiederhersteller der Münsteruhr Schwilgué. Er dichtet zu Ehrenfried Stöbers Andenken, und zur Aufführung von Arnolds Pfingstmontag 1842, einer Wohltätigkeitsvorstellung, wie er auch mit Hackenschmidt zusammen für den Neuhof Gedichte erscheinen liess. Daneben stehen Balladen, die namentlich Elsässer Sagen nach dem Vorbild der schwäbischen Dichterschule wiedergeben. Noch weiter zurück, auf Schiller, dessen Gedichte den Jüngling einst auf die Wanderschaft begleitet hatten, greift das Lied vom Drechsler, das an den Erzeugnissen seiner Kunstfertigkeit das menschliche Leben darzustellen sucht, wie seines grossen Vorbildes Lied von der Glocke.

Auch den Kriegsruhm Napoleons, an dem seine Landsleute so grossen Anteil genommen, verherrlichen einige dieser Gedichte. Aber der innige Wunsch des Dichters spricht sich

«In der Münsterkrone» aus, von wo er auf beide Ufer des Rheines herabblickt :

«Nicht Grenzen sollten scheiden  
Dies biedre Volk, dies Land;  
Bei Gott, 's wär zu beneiden  
Umschläng's ein festes Band!  
Verwächst zu Einem Stamme  
Dies Volk einst und dies Tal,  
Glüht eine Freudenflamme  
Auf Erwins Ehrenmahl!»

Zeigt sich der Dichter in der hochdeutschen Form gewandt und gelegentlich auch zu begeistertem Ausdruck befähigt, so beherrscht er die mundartliche Dichtung meisterlich. Ihrem Wesen nach gebraucht er sie wesentlich zu scherzhaften Zwecken. Er bietet Sittengemälde aus dem bürgerlichen Leben Strassburgs. Die Freuden der Jugendspiele stellt er dar. Ein Gang über den Christkindelsmarkt preist die Herrlichkeiten wie sie den Kinderaugen erglänzen; nur der wälsche Prixfixe-Stand ärgert ihn. Auf dem Boden der Dialektpoesie versucht er sogar sein dramatisches Talent in der Familien-Szene «die Meisenlocker». Mit einem mundartlichen Gedicht «Rückerinnerung», für Hebels Rheinländischen Kalender 1894 gedichtet, hat er vielleicht seine literarische Tätigkeit abgeschlossen.

1893, am 20. April ist er gestorben, 89jährig und lebenssatt. Seinen in den letzten Jahren öfter geäußerten Wunsch so alt zu werden wie Kaiser Wilhelm, hatten zuletzt die Beschwerden des Alters ihm benommen. Er verlebte die letzten Jahre im Diakonissenhaus zu Strassburg. Seine Drechslerbank hatte er 1849 mit einer Schreibstelle im Direktorium der elsässischen Kirche Augsburgischer Konfession vertauscht, zuletzt auch diese aufgegeben.

Daneben bekleidete er früher kleine Nebenämter wie die des Kontrolleurs der Armenverwaltung im Theater, was ihm Gelegenheit gab Kinder seiner Freunde zuweilen auf seinen Platz mitzunehmen. Gern nahm er die Huldigung des jüngeren Geschlechtes entgegen und sein 80. Geburtstag wurde im Verein mit Altersgenossen wie Reuss, Kratz, Hackenschmidt von Verehrern des Dichters festlich begangen.

In seiner Familie hatte er die Freude, nach den Kindern auch Enkel und Urenkel heranwachsen zu sehen. Sein Sohn Daniel, 1830 geboren, stand als französischer Hauptmann am Senegal, trat später in deutsche Dienste als Steuerkontrolleur in Bischweiler und starb 1887. Auch er hat mit der Bearbeitung von Fabeln Lafontaines in der elsässischen Mundart sich als (1880) Dichter versucht. Seine Tochter heiratete Herrn Apotheker Bauer



in Ittenheim. Seine Schwester Marie (1832—1901) war an Pfarrer Grötzinger in Colmar verheiratet; ihre Tochter Marie an Gustav Schärr. Sie lebt als Witwe mit einer gleichfalls verwitweten Schwägerin Grötzinger in Nebraska U. S. A. Der Name Hirtz ist unter den Nachkommen nicht mehr vertreten.

Wer dem freundlichen Greis noch begegnet ist, wird ihn so leicht nicht vergessen; in der Geschichte der elsässischen Literatur ist ihm eine ehrenvolle Stelle gesichert.

### III.

## Aus dem Manuale Curatorum des Johann Ulrich Surgant.

Basel 1507.

Von

**Th. Vulpinus.**

In Stöbers *Alsatia* (Bd. VII, 1858—1861 S. 275—277) ist nach einer «Mitteilung des Herrn Pfarrers Zimmerlin» die «Leichenrede des Edlen Johann von Mörsberg, gehalten von Johann Ulrich Surgant» aus dessen *Manuale Curatorum* abgedruckt.

Surgant war, wie Stöber (nach *Athenae Rauricae*, 102) dazu bemerkt, «in Altkirch geboren; 1466 zu Basel Baccalaureus der Philosophie, sodann in Paris Magister der freien Künste und 1479, wieder nach Basel zurückgekehrt, Doktor der Rechte. Er bekleidete viermal die Rektorwürde und dreimal das juristische Dekanat und war auch Kanonikus zu St. Peter. Er starb 1503». — Diese Jahreszahl ist unrichtig; denn die Vorrede des *Manuale* — ich habe das Exemplar der Colmarer Stadtbibliothek vor mir — ist datiert: *Ex Basilea VIII idus septembris. Anno millesimo quingentesimo septimo.* Fertig wurde das Buch aber — nach dem Schlusswort — erst im März 1508. —

Surgant bezeichnet sich in der Vorrede selbst als «*utriusque juris doctor, curatus ecclesiae parochialis sancti Theodori martyris minoris Basilee*» und widmet das Buch seinen Gönnern (*adjutoribus meis*) Peter Kessler von Herten in Würzburg und Johannes Bruwiler in St. Gallen.

Das Buch will ein Handbuch sein für den Gebrauch der Seelsorger. Sein voller Titel lautet: «Manuale Curatorum predicandi prebens modum tam latino quam vulgari sermone practice illuminatum, cum certis aliis ad curam animorum pertinentibus, omnibus curatis tam conducibile quam salubre.»

Stöber sagt, die Leichenrede Surgants aus diesem Buche sei «wohl die älteste deutsche noch vorhandene Leichenrede, die im Elsass gehalten worden». Aber nicht nur dieses Bruchstück daraus, sondern das ganze Buch in seiner Zweisprachigkeit<sup>1</sup> ist der Beachtung wert als der wohl erste Versuch der Einführung einer Art deutscher Agende<sup>2</sup> im Bistum Basel, zu dem bekanntlich auch das Oberelsass gehört hat.

Der Abdruck der Leichenrede in der Alsatia entspricht nicht ganz genau dem mir vorliegenden Text. Da der Wortlaut aber auch sprachlich von Belang ist, wird ein neuer Abdruck nicht unwillkommen sein. Als Seitenstück dazu sei dann noch ein Trauungsformular aus dem Manuale mitgeteilt, das ganz den Eindruck einer auch einmal von Surgant gehaltenen Hochzeitsrede macht.

## I.

### Die Leichenpredigt.<sup>3</sup>

Nachdem der Verfasser einige Formulare für Jahresgedächtnisse und Beerdigungen mitgeteilt hat, gibt er als Probe einer freien Ansprache bei solchen Gelegenheiten den Wortlaut der Predigt («vide sequentem exhortationem»), die er «in villagio Heitwyler<sup>4</sup> prope Altkirch anno» 1475 «in die sancti Augustini» (28. August) als «novellus sacerdos et magister Parisiensis» auf die Bitte des Herrn Dekans des Sundgaues gehalten habe «in exequiis domicelli Johannis de morsperg». Es hätten der Beisetzung 70 Priester beigewohnt; denn der Verstorbene war «magnus fautor sacerdotum». Johannes, der Kurat von Hundsbach, ein bekannter Prediger, habe ihn, Surgant, um eine Abschrift ersucht, und diese habe er ihm unter seinen Augen geliefert.

«Cantavimus autem primo vigiliis defunctorum; deinde quattuor missas: primam de spiritu sancto, secundam de ani-

<sup>1</sup> Es enthält übrigens, für die welschen Gemeinden des Bistums Basel, auch einige Formulare in französischer Sprache.

<sup>2</sup> 1513 liess auch Erzbischof Uriel von Mainz eine Agende drucken, die deutsche Bestandteile enthält.

<sup>3</sup> Libri secundi consideratio VIII, S. 91.

<sup>4</sup> Die Kirche in Heidweiler wurde 1374 von den Engländern zerstört. Neubau 1469 (Kraus II, 153.)

mabus scil. requiem, tertiam de beata virgine, quartam de sancto Augustino. Secundam autem ego cantavi ex ordinatione domini decani; et cum cantassem evangelium, ad populum in hanc sententiam dixi exhortationem sequentem:

„Undechtigen kinder christi / syt dem mal (sintemal) das ye ein mensch für das ander bittenn sol umb das eins vnd das ander vnd wir alle miteinander selig werden / denn wir findt alle geschüsterd oder gebrüder in christo Jesu vnserm herren / vnd alle gottes heiligen im himel / alle christgläubigen selen so da findt in pen des segsfürs / vnd alle menschen die in der liebe gottes von hinnen gescheiden findt / vnd wir alle hie vff erden findt alle gelider / vnd thunt alle einen lyb in christo / vnd christus ist vnser haubt / als der heilig apostel Paulus Rom. XII inquit: Omnes sumus unum corpus in christo &c. Vnd ye ein gelid mag dem anderen zu hilf vnd stattem kummen. Ghycher wyß als an dynem lyb hastu vil glider da ye eins ein besunder würcklich leblich ampt hat denn das ander sicut oculus videre, manus laborare, pedes ambulare etc.<sup>1</sup>

Also ouch geistlich sind wir vndereinander glider / mügent einander zu hilff vnd stür kummen. Die heiligenn in dem himel bittent gott für vns / vn erwerbent vns vil gnad vnd gütheit die wir sunst nit hettent / umb ired verdienens willen. Vnd aber die selen im segsfür die umb ir teglich sündt oder umb ir vergessen sünd die sie hie nit gerüwet oder gebychtet hond oder ouch nit gnüsame büß empfangen hatten. Oder ir büß nit gar vnd ganz volbracht hettenn. Darumb daselbs grosse schwere pyn hond. Do müssen wir gefegt vnd geleutert werden vsqz ad minimum quadrantem biß das sie lüter vn schön geschickt findt in das rych der himel.

Et quum sunt extra statum merendi: nos vero in statu vie etc.<sup>2</sup>

Darumb sollen wir billich für einander bitten.

Vnd wann wir heß began die begrebnuß völgē oder ersten / wie man es dann nempt / vnd ouch den sibenden miteinander wylent des edlen frummen vnd besten Jander Hanien von mörsperg der kürzlich vß disem ellend gescheiden ist / dem got der allmechtig wöl gnedig vn barmherzig syn der da ist ein verdienter man gewesen gegen aller meglich / also alle die so syn gemeinschaft oder kuntschaft gehebt handt / ime lob vnd rum noch sagent in mengerley tugent / sunders das er gotforcht gehebt / vn mercklichen gotdienst gefürdert het nach synem besten vermügen. Das ander / das er allen priestern vnd gottes dienern / er reverenß vnd fründt-

<sup>1</sup> Hier folgen in dieser deutschen Predigt fürs Volk neun Druckzeilen lateinisch!

<sup>2</sup> Hier desgleichen sogar 44 1/2 Zeilen!



DANIEL HIRTZ 1804—1893.



schafft erzögt hat allenthalb wo er kond mocht. Dych arme lüt beschütz vnd beschirmet hat. Fußarmen vn andern armen lüten vnd jederman fründtlich gethon hat. Vnd gegen aller menglich / gegen edlen / gegen vnedlen / gegen stattlüten / gegen dorfflüten / vnd gegen yederman sich gemeinsam vnd verdienlich gehalten oder gesyn ist. Darumb ein ieglichs frumbß herz billich leid sol hon vmb sollich syn tod vnd abgang. Sie von so helffen mir gott den herren bester trüwlicher für in bitten. Bittet got den almechtigen hab er wider syn gotlichen willen je gethon / in einicherley wyß oder weg / darumb die sel in penen des segfüers sy / das im gott der allmechtig genedig wöl syn / vnd in wöl sehen zu ewiger ruw zc. ut supra". —

Dieser Leichenpredigt, auf die sich Surgant nicht wenig zu gute lat, folge nun aus dem Manuale noch ein Trauungsformular oder die von ihm einmal in X. gehaltene

## II.

### Hochzeitsrede.<sup>1</sup>

Alius modus. — Quum sacerdos conjunxit et manum sponsi copulavit, tunc remittunt et retrahunt ad se manus et sacerdos a sponso recipit anulum et tenet ante se in hunc vel similem modum dicendo:

„Undechtigen kinder christi / ir wissent oder sollent wissen, das das loblich sacrament der ee hat dryerley güter so die heilige geschriift nempt. Fides / proles / sacramentum. Das ist trüw frucht vnd vnzertheiljamkeit. Diese dry güter bedüetet vns der guldin mahelring. Zu dem ersten / also das gold gebirt fridliche gesunde froliche krafft, vn machet den menschen wader / also sollent ir in eelicher trüw miteinander fridlichen leben ieglichs dem andern mit zimlicher vernufft vnd mit ordnung eelicher schuld zu ziemlichen zytten bezalen / vn in keinen weg das gesetz der ee über treten. Hier umb Hans so erlaub ich ouch iundfrow Adelheit / vnd verbüt ouch alle ander frowen bild. Des glychen ouch iundfrow Adelheit erlaub ouch (ich) Hansen / vnd verbütt ouch all ander mann vnd iüngling. Also das ir das erst gut der ee / das ist die eeliche trüw gegen einander stet haltent. Zu dem andern als das gold das edelst erß vnd das kostlichst lieb gehebt ist von aller menglich. Also ist proles das ander gut der heiligen ee / das ist die frucht gegen got das aller edelst. Dem selben nach sollent ir / ob ouch got der almechtig frucht oder kinder verlyhen würt / die selben frucht got dem allmechtigen zu lob vnd eren in allen tugenden vnd

<sup>1</sup> Libri secundi consideratio X, S. 98.

guten christenlichen sitten vffziehen / wysen vnd leren. Vnd zu dem dritten also der ring unzerleglich ganz simmel (rund) vnd unzerteiljam ist / ouch kein ende nit hat / also zögt er vns an das drit gut der heiligen ee Sacramentum genempt / das ist die unzerteiljamkeit. Dann nun fürhin me so sollent ir syn zwü selen vnd ein lyb. Und sydt ouch got der allmechtig züsamen hat geordnet / so soll ouch nütet scheiden weder lieb noch leid gesundtheit noch krankheit / fründschafft oder syndtschafft vnz an den tod inhalt des götlichen rechten. Vnd darumb so gehört der mabelring von dem brütgom der gesponsen zü geben an das vierd fingerlin der linkern Hand / da das herbederlin synn rechten gang hin hatt / in anzügung das über herzen ganz miteinander vereint sollen syn als ein herz vnd ein lyb / vnd bedüet vns das heilig sacrament der Ee / die vereinigung vnsers lieben herren Jesu christi mit der heiligen christenlichen kirchen welche kirch on alle besleckung der sünden got den herren lieb sol han / als vnd er sie übertreffenlichen lieb hat. Vnd also sol über liebe in got gekrönet vnd geordnet syn mit einander tugentlich on alle besleckung der sünden ye mer vnd ye mer zü allen zytten beharren“.

Et tunc sacerdos dat sponso anulum ad dextram dicendo :  
Nun gebent ir den ring.

Et sacerdos capit sinistram sponse applicando ad digitum anularem. Et interim et sponsus imponit sponse anulum : sacerdos dicat : Anulo suo subarravit me dominus meus Jesus christus : et tanquam sponsam decoravit me corona. Et subjungit : Matrimonium itaque per vos contractum ratifico et confirmo : In nomine patris et filii et spiritussancti.

„Nun fürbaß kinder christi / die wyl es ein ernstlich ding ist vmb das loblich wirdig sacrament der Ee / so soll aller ernst vnd kein gespöt darzu gebrucht werden / dann es ist der sibten sacrament eins des nūwen testaments. Welchs ouch als ein neglich anders ein sunder gnad von got erlangen sol. Darumb so ferent über herzen zü got dem allmechtigen. Douch alle ir vmbstender / vnd bittet gott den herren / das er denn zweien menschen verlyhen vnd mitteilen wöl syn götlich genad zü einem güten anfang / vnd das sie also in dem eelichen stat leben syent in dem willen gottes / das sye nach dem staet diß lebens besizen mūgenn das rych der ewigenn selikeit. Bittent ouch got den allmechtigen was ich mit den collecten hie für sich bitten / ouch inn der meß vnd nach der meß / das inen got das erzöige vnd verlyhen wöl mit den werden“. Psalmus Levavi oculus meos etc. ut supra. — — —

Das Manuale ist in Basel gedruckt. Der Drucker ist nicht genannt ; unter dem Titel befindet sich aber eine wappenähnliche Zeichnung : M†F, von zwei sprossenden Baumstämmen

eingerahmt mit zwei gekrönten Bären oben und zwei anderen Tiergestalten in den unteren Ecken. Es ist das Zeichen des Druckers.<sup>1</sup> — Das Buch enthält noch manches Interessante, namentlich im ersten Teil, der vom Predigen handelt, und ist, da die Abkürzungen nicht übertrieben sind, leicht lesbar.

Das Colmarer Exemplar trägt auf dem Titelblatt zweimal den Stempel: «dem Kloster Roggenburg»<sup>2</sup> Auf der vorderen Innenseite des mit gepresstem Leder überzogenen und mit Schliessen versehenen Holzeinbandes steht der Name: «F. Michael Roschman 1544», und auf der hinteren Innenseite der Satz: «Fr. (frater?) Michael Roschman est possessor hujus libri empti a Fra: Gregorio Keser plebano in Wallenhausen<sup>3</sup> Anno salutis 1544».

---

<sup>1</sup> Vgl. Heitz und Bernoulli, Basler Büchermarken 1895 S. 17 Nr. II.

<sup>2</sup> Ehemalige Prämonstratenserabtei im bairischen Schwaben, 1802 säkularisiert.

<sup>3</sup> Pfarrdorf bei Neu-Ulm.

#### IV.

### Eine zweite Colmarer Suso-Handschrift.

Von

**Th. Vulpinus.**

In der «Pfarrbibliothek» der evang. Kirche zu Colmar liegt (Nr. 321) eine alte Handschrift von Susos<sup>1</sup> «Buch der ewigen Weisheit», die Denifle,<sup>2</sup> der Herausgeber von Susos Werken, nicht zu Gesicht bekommen hat. Er sah nur die auf der Stadtbibliothek befindliche Handschrift (Nr. 266), die nach seiner eigenhändigen Aufzeichnung<sup>3</sup> nicht das Weisheitsbuch enthält, sondern das «Büchlein der Wahrheit, das Briefbüchlein mit elf Briefen, Susos Predigt Lectulus und drei Briefe aus seinem ungekürzten Briefbuch».

Nun gelten zwar Handschriften des Weisheitsbüchleins nicht als sehr grosse Seltenheit. Es war dieses, sagt Denifle,<sup>4</sup> «am Ende des 14. Jahrhunderts und im 15. Jahrhundert wohl das gelesenste deutsche Andachtsbuch». Aber schöne, leicht lesbare Handschriften des 14. Jahrhunderts sind doch auch nichts Alltägliches, und darum wird es sich lohnen, diese zweite,

---

<sup>1</sup> Heinrich Suso (deutsch Seuse, Süß) der Dichter und Romantiker der deutschen Mystik geb. am 21. März um 1300 in Constanz, gest. 15. Januar 1365 in Ulm. Im Weisheitsbuch lehrt er in einem Gespräch zwischen der «Weisheit und ihrem Diener» die Nachahmung des Leidens Christi.

<sup>2</sup> Die Schriften des seligen Heinrich Seuse aus dem Predigerorden nach den ältesten Handschriften in jetziger Schriftsprache vollständig herausgeben von Pater Fr. Heinrich Seuse Denifle aus demselben Orden (München 1876 bzw. 1880 lit. Inst. von Dr. M. Huttler).

<sup>3</sup> Eingeklebt auf die vordere Innenseite des Umschlags der Handschrift. Hiernach ist also Anm. 2 auf S. XXIX seiner Einleitung zu ergänzen.

<sup>4</sup> Einleitung XX.

bisher unbekannte Colmarer Suso-Handschrift aus dem Winkel zu nehmen.

Zudem hat gerade «das Buch der ewigen Weisheit» eine eigentümliche Beziehung zum Elsass. Suso erzählt nämlich im 29. Kapitel seiner eigenen Lebensbeschreibung<sup>1</sup>: «Er war einmal gen Strassburg gefahren nach seiner Gewohnheit, und da er wieder heim wollte, fiel er in einen unheuern Arm des Rheines und das neue Büchlein mit ihm, dem der böse Feind gar feindselig war. Da er in der Todesnot, ohne sich helfen zu können, stark abwärts rann, fügte es der getreue Gott, dass auf dieselbe Stunde von ungefähr ein junger neuer Ritter von Preussen daher kam. Der wagte sich hinein zu ihm in das trübe stürmige Wasser und half ihm aus dem jämmerlichen Tod und auch seinem Genossen». Das «neue Büchlein», das den Teufel so ärgerte, war aber, meint Denifle, eben das von der ewigen Weisheit.

Unsere Handschrift hat einen starken, mit rotem Leder überzogenen Holzeinband mit je fünf metallnen Buckeln auf dem Vorder- und Rückdeckel. Auf letzterem befinden sich ausserdem noch zwei verzierte Schliessenhalter und auf ersterem die dazu gehörigen Metallstifte, während die ledernen Schliesser selbst abgerissen sind. Das Buch war also ganz «vornehm ausgestattet». Wer es besessen oder wer es geschrieben, ist leider nicht angegeben.<sup>2</sup>

Die ersten zehn Blätter (klein-Quart) sind nicht beziffert und enthalten (das ganze Buch ist von derselben Hand) eine auch dogmatisch interessante Anweisung, wie man (d. h. ein Geistlicher) sich Sterbenden gegenüber zu benehmen habe:

«In dem namen des vatters (rot geschrieben) etc. Dise noch geschribene Frogen sol man tûn dem sterbenden menschen als Sant Avgvstinvs schribet vnd die sol man mit flisse tûn diewile der mensche gûte vernvnft hat . . . . . die erste froge zû dem krancken ist, dz man sol sprechen lieber hannes<sup>3</sup> oder wie der sieche heisset etc. etc.

Den Schluss dieser Anweisung bildet ein Geschichtlein «von einem bobest», der durch das Gebet seines «Cappelons» in den Himmel gekommen. Dieses Geschichtlein geht noch 7 $\frac{1}{2}$  Zeilen lang auf Blatt 11 der Handschrift über, und un-

<sup>1</sup> Denifle I, S. 117.

<sup>2</sup> Auf dem der Innenseite des Deckels aufgeklebten Pergament steht hinten (aber verkehrt zur Schrift des Buches) der Name: «C (unleserlich) elltez zu Thüringheim».

<sup>3</sup> Vgl. oben bei Surgant den «Hannes und die Adelheid» im Trauformular.



mittelbar daran schliesst sich ohne jede Trennung, jedoch rot geschrieben :

dz register vber der ewigen Wisheit bÿch.

I Dis ist dz register des bÿches der ewigen wisheit wie ein brediger<sup>1</sup> stünd noch einer metten vor eime crvezifixum vnd clagete gotte innenklichen, dz er nÿt künde betrachten noch sime lidende.

II Von einre gesiht, die ime für kam. — usw. in 122 Abschnitten.<sup>2</sup>

Auf Blatt 13 beginnt dann (rot: Hie vohe an dz bÿch der ewigen wisheit) die Bezifferung der Blätter I bis CXXIII, worauf noch fünf leere Blätter folgen. — Das Schlusswort, welches «die aparten Bÿchlein der ewigen Weisheit haben»<sup>3</sup>, fehlt auch in unsrer Handschrift nicht. Es sei hier als Muster der Schreibart mitgeteilt :

«Wer dis bÿchelin dz mit flisse geschriben vnd geriht ist welle abeschriben der sol es eigentlichen an worten vn sinnen schriben also es hie stot vnd nÿt dar zÿ noch dar von legen noch die wort verwandelen vnd sol es denne ein mol oder zwirent her abe dvrnehklichen rihten vn sol denne nÿt svnders dar vs schriben denne die hvndert betrachtunge zv hinderst<sup>4</sup> die schribe dar vs obe er welle wer in iht anders tut der sol vörhten gottes roche wand der beröbet got des wirdigen lobes vnd die menschen der besservnge vnd den der sich dar zv geerbeitet het siner erbeit vnd darvmb wer es harvmb nÿt enlot dz müsse gerochen werden von der ewigen wisheit. amen »

---

<sup>1</sup> = Dominikaner.

<sup>2</sup> Dieses Register hat Denifle nicht.

<sup>3</sup> Denifle I, 504.

<sup>4</sup> Blatt CXI. Im Register: «Dz dritte teil hat die hvndret betrachtunge mit kyrzen worten also man sÿ alle tage mit andacht sprechen sol».

## V.

# Das Strassburger Schützenfest von 1473.

Mitgeteilt von Senatssekretär

**Dr. Hagedorn-Hamburg.**

Das Staatsarchiv zu Lübeck bewahrt das Einladungsschreiben, das die Armbrustschützen der Stadt Strassburg zu einem im Juli 1473 abzuhaltenden Schiessen ergehen liessen und dem Lübecker Rate mit der Bitte übersandten, es den Schützen der Stadt Lübeck und der umliegenden Orte zur Kenntnis zu bringen. Mit dem Schiessen waren ein Glückshafen und ein Pferderennen verbunden. Ueber die für diese Veranstaltungen getroffenen Bestimmungen gibt das Schreiben eingehende Auskunft. Es schildert höchst anschaulich, wie das Schiessen, bei dem vier Mitglieder des Rates der Stadt Strassburg in Gemeinschaft mit neun von den Schützen aus ihrer Mitte erwählten Personen etwa vorkommende Streitigkeiten zu schlichten und zu entscheiden sowie Zuwiderhandlungen gegen die Schiessordnung zu rügen und zu bestrafen hatten, vor sich gehen sollte; ebenso, wie die Lotterie eingerichtet sei und die Ziehung unter der Aufsicht des Rates stattfinden würde, und wie das Pferderennen abgehalten werden und zur Belustigung der Festteilnehmer dienen sollte.

Durch die Mitteilung des Details hierüber sowie durch die Angaben über die für die Schützen im Betrage von 800 Gulden ausgesetzten 39 Geldpreise, über die als Gewinne für die Lotterie bestimmten 51 Silberstücke, deren Wert einschliesslich der auf das zuerst und das zuletzt gezogene Los entfallenden Gewinne sich auf 400 Gulden belief, und über die Gaben, die bei dem Wettrennen den drei besten Reitern, aber auch dem zuletzt ans Ziel gelangten zu Teil werden sollten, ist das Schreiben, das zugleich eines der frühesten Zeugnisse für die Veranstaltung von Lotterien in Deutschland enthält,<sup>1</sup> kulturgeschichtlich von

<sup>1</sup> Vgl. G. L. Kriegk, Deutsches Bürgertum im Mittelalter 1, S. 468f.

grossem Interesse. Einen besonderen Wert gewinnt jedoch die in Lübeck befindliche Ausfertigung der Einladung dadurch, dass auf dem unteren Rande des Blattes noch die in dem Schreiben erwähnte Schnur befestigt ist, die den sechzehnten Teil der Entfernung darstellt, auf welche jeder Schütze freistehend und ohne Auflage die ihm zukommenden 40 Schüsse mit der Armbrust abzugeben hatte. Es ergibt sich danach, dass die Entfernung, auf welche geschossen wurde, soweit sich diese, ohne die mehrfach zusammengelegte Schnur abzulösen, berechnen liess, rund 90 Meter betrug. Ferner ist auf der Rückseite des Schreibens, wie darin angegeben, mit dem Zirkel ein Kreis geschlagen, der das Ziel auf der Scheibe bezeichnet: es hatte einen Durchmesser von 14 Zentimetern.

Mit Rücksicht auf das Interesse, das dieses Schreiben, auf welches ich bereits früher an anderer Stelle hingewiesen habe,<sup>1</sup> in Anspruch nimmt, erscheint eine vollständige Wiedergabe desselben gerechtfertigt. Es ist vom 1. März 1473 datiert und nimmt ohne Absätze ein 58 Zentimeter hohes und 41 Zentimeter breites Blatt Papier ein. Von den beiden unten rechts in grünem Wachs aufgedrückten Siegeln ist das eine vollständig und das andere mehr als zur Hälfte abgesprungen.

Die Einladung, von der leider nicht ersichtlich ist, ob die Lübecker Schützen ihr entsprochen haben, hat folgenden Wortlaut:

Den fürsichtigen ersammen wisen burgermeister und rat der statt Lübeck, unsern lieben herren und gūten frūnden, embieten wir, die gemeynen schieszgesellen der armbrostschützen der statt Straspurg, unser willig dienst. Und geliebert uwer ersamkeit zū wissen, das unser herren meister und rat zū Straspurg ein frūntlich schiessen und kurtzwilen by ynen zū tūn geordent haben umb dise nachgemelten vierunddrissig goben inmassen hie nachgeschriben:

Zūm ersten achtzig gūldin, item danach sibentzig und ein gūldin, item sehtzig und zwen gūldin, item fünfzig und zwen gūldin, item viertzig und zwen gūldin, item drissig und fünf gūldin, item drissig und zwen gūldin, item drissig und ein gūldin, item zwentzig und aht gūldin, item zwentzig und sehsz gūldin, item zwentzig und fünf gūldin, item zwentzig und vier gūldin, item zwentzig und dry gūldin, item zwentzig und zwen gūldin, item zwentzig und ein gūldin, item zwentzig gūldin, item nūntzehen gūldin, item ahtzehen gūldin, item sybenzehen gūldin, item sehtzehen gūldin, item fünfzehen gūldin, item viertzehen gūldin, item drizehen gūldin, item zwelf gūldin, item eilff gūldin, item zehen gūldin, item nūn gūldin, item aht

<sup>1</sup> Mitteilungen des Vereins für lübeckische Geschichte 1, 1883, S. 84.

güldin, item siben güldin, item sehsz güldin, item fünf güldin, item vier güldin, item dry güldin, item zwen güldin.

Und welicher mit dem armbrost die meisten schütz gewinnet, dem sel man geben die best obentür und darnach yedem schützen, der die meisten schütz hat, die best obentür, biltz solich obgemelt obentüren alle uszgon werden.

Item darzû ouch vier goben, nemlich fünf güldin, item vier güldin, item dry güldin, item zwen güldin, umb dieselben vier goben werdent alle die, so nit obentüren gewonnen haben und ouch nit umb obentüren zû stechen komen sint, ein schutz tûn und stechen. Und welich vier schützen under denselben schiesgesellen mit dem armbrost dem zweck allernehest schiessen, den sollen dieselben vier obentüren, als ye dem nehsten die besten, folgen und werden.

Item darzû ouch dry güldin dem, so von dem verresten ende von schiessens wegen her gon Straspurg kompt.

Solich obgemelt goben und obentüren treffen sich allzûsammen ahthundert güldin. An derselben summen wellent unser herren meister und rat zû Straspurg geben drühundert güldin Ryuisch fry vorusz und das ander werden bezalen nach glichem anzal gemeyn schieszgesellen, die dann umb die goben schiessen.

Und der sitz des schiessens wurt der hieby geschickten snûr sehtzehen lang. Man wurt ouch schiessen in den zirckel, als der hie ussen uff disen brief gezeichnet ist. Und wer den zirckel rürt, behebt einen nohen, und sol man tûn viertzig schüsse.

Und wurt man zû solichem schiessen uff zinstag nach sant Ulrichs tag nehstkünftig<sup>1</sup> zû naht alhie zû Straspurg, an der herbergen sin und morgens uff die mitwoch frûge, so es syben sleht, an dem schieszreyn dazû geordent sin. Und wenn gemeyn schieszgesellen dohin zûsammenkomen, so sollen dieselben gemeynen schieszgesellen usser inen kiesen nûn personen zû den vieren, die die stat Straspurg von irs ratz wegen darzû geordent hat. Das sint zûsammen drizehen personen, die vor- und nachberürter sachen, wo zweytracht wer, maht und gewalt haben sollen, vereynigung zû machen und ouch zû sprechen, ob sich in solichem, schiessen, und dwil es also weret, eynicher hande spenne und unwille under den schieszgesellen ufferstünde, das schiessen und solichs so zû schiessen gehôrt berûren wer, das alles sol zû denselben drizehen personen stan. Und wie sy solich spenn rihten vereynen oder entscheyden, daby sollen die parthen, die es berürt, bliben, on intrag und on wyter uszug ungeverlich und umb gûter fûrderung willen der gemeinen schieszgesellen.

Wann sy also uff die egenant mitwoch frûge zû siben uren

<sup>1</sup> 6. Juli.

zû dem schieszrein kômen, so sol man sy anschriben, umb den sitz loszzedel zû machen, indem als sy die egemelten nûn kiesen, und danoch dieselben loszzedel uszgeben. Und welichem derselben zedel einer zûerst wurt, der sol sinen sitz nemen mitten in der hütten und donoch jeglicher, dem ein zedel wurt, sich setzen, ye einer uff ein sit und der ander uff die ander sit, bitz die loszzedel des sitzes alle genomen werden.

Und wenn der sitz also genomen und geordent wurt, so sol man danach anfohen, ein schusz zû tûn, und nach dem schusz die geschossen böyltz anschriben. Und hat man es dann an dem tage, das man uff die zit desselben tages noch einen schusz getûn mag, das sol ston zû den obgemelten drizehen, des alsdann bescheit zû geben.

Und darnach uff den nehesten donderstag zû morgen, wann die glock siben sleht, oder welich zit dieselben drizehen des bescheyt geben, das schiessen anzûfohen und des obends, wann die glock vier sleht, uffzûhören, und desglich donoch alle tage zû tûn bitz zû ende des schiessens.

Und sol ouch ein yeglicher schiessen einen geschriben boltz, der mit unser schriber hant geschriben sy, und welichem ein boltz zerschossen oder obe einer einen andern boltz schiessen wolt odder würde, der oder die sôllen solich böltz bringen, sinen nammen daruff ouch anzûschriben.

Und sol ouch ein yeglicher schiessen uffrecht mit fryem swebenden arm und mit blossem wambsermel, das die sûle die ahsel und die slüssel die brust nit rûre, und ouch uff fryem stûl on anlenen gantz on allen geverlichen vorteil.

Welicher das nit tete oder zwen böltz einen schusz schûsse, der wer den andern gemeynen schieszgesellen sinen schieszgezûg verfallen und stûnde donoch zû straffen nach erkennen der obgemelten drizehen personen.

Es sollent ouch solich obentûren denen, so die gewinnen, fry gegeben werden, also das sy weder zilern, pliffern, trumptern, uszrûffern, schribern noch yemantz anders daby noch davon zû geben nit schuldig sin sollen in dheinen weg.

Ouch wurt man schiessen in ein umbwendende zylstatt, die von nuwem gemacht und darin vormals nye geschossen worden ist.

Es wurt ouch den obgenanten vieren der statt Straspurg ratzfrûnden enpfolhen werden, mitsampt gesworen schriber und zilern by dem zile und in den dingen glich gemeyn zû sin, jeglichem sin gebûrlich reht zû geben on all geverde.

Ouch wöllent die egenanten unser herren meister und rat uszgeben dise nachgeschriben dryundfûnfzig goben zû obentûren usz dem hafen oder veszlin:

Zûm ersten ein silbernin vergûldt verdeckt becher mit eim



fůsz für fünffzig güldin, item ein silbernin vergůldten verdeckten becher mit eim fůsz für viertzig güldin, item ein silbernin vergůldten verdeckten becher mit eim fůsz für drissig güldin, item einen silbernin becher mit eim vergůldten gesprenge<sup>1</sup> uff einen fůsz für zwentzig güldin, item einen silbernin verdeckten becher mit vergůldtem gesprenge und eim fůsz für fünffzehen güldin, item einen silberin stachelehten becher<sup>2</sup> für zehen güldin, item einen silbernin stachelehten becher für zehen güldin, item einen stachelehten silbernin becher für zehen güldin, item ein silbernin schale für sehs güldin, item ein silbernin schale für sehs güldin, item ein silbernin schale für sehs güldin, item ein silbernin schale für sehs güldin, item ein silbernin schale für sehs güldin, item ein silbernin becher mit eim vergůldten ranfft für fünff güldin, item ein silbernin becher mit eim vergůldten ranfft für fünf güldin, item ein silbernin becher mit eim vergůldten ranfft für fünff güldin, item ein silbernin becher mit eim vergůldten ranfft für fünff güldin, item ein silbernin becher mit eim vergůldten ranfft für fünff güldin, item ein silberin becher mit eim vergůldten ranfft für vier güldin, item ein silbernin becher mit eim vergůldten ranfft für vier güldin, item ein silbernin becher mit eim vergůldten ranfft für vier güldin, item ein silbernin becher mit eim vergůldten ranfft für vier güldin, item ein silbernin becher mit eim vergůldten ranfft für vier güldin, item ein silberin becher mit eim vergůldten ranfft für vier güldin, item ein silbernin becher mit eim vergůldten ranfft für vier güldin, item ein silberin becher mit eim vergůldten ranfft für vier güldin, item ein silbernin becher für dry güldin, item ein silbernin becher für dry güldin, item ein silberin becher für dry güldin, item ein silbernin becher für dry güldin, item ein silberin becher für dry güldin, item ein silbernin becher für dry güldin, item ein silberin becher für dry güldin, item ein silbernin becher für dry güldin, item ein silberin becher für dry güldin, item ein silberin vergůldt beslegde zů eim frowengürtel für eilff güldin, item silberin vergůldt beslegde zů eim frowengürtel für eilff güldin, item

<sup>1</sup> Zierrat in durchbrochener Arbeit.

<sup>2</sup> Ein Becher in glatter Arbeit.

silberin vergüldt beslegde zû ein frowengürtel für aht güldin, item silberin vergüldt beslegde zû ein frowengürtel für aht güldin, item silberin vergüldt beslegde zû ein frowengürtel für aht güldin, item silberin vergüldt beslegde zû ein frowengürtel für aht güldin, item silberin vergüldt beslegde zû ein frowengürtel für sehs güldin, item silberin vergüldt beslegde zû ein frowengürtel für sehs güldin. Item dem nammen, der zûerst usz dem hafem gelesen wurt, zwen güldin, er gewinne sust obentüre oder nit, item dem nammen, der zûlest usz dem hafem gelesen wurt, zwen güldin, er gewinne sust obentüre oder nit.

Und sol man eins yeglichen nammen, wie ein person gewönlich genant ist oder wie einer einen glimpflichen nammen bestympt, lassen schriben, und als dick er einen solchen nammen schribt, also dick sol er geben einen Behemschen oder blaphart oder sehsz pfennige Straspurger werung; und mag man, so dick ein person wil, einen nammen also inschriben lassen, es syent manne, frowen, junge oder alt personen, veren oder nohe. Und wer einen Rynischen güldin gibet, dem sol man zwenundzwentzig nammen schriben.

Man wurt ouch tûn die geschriben zedel in ein veszlin, und wie vil der geschriben zedel sint, so vil ungeschriben zedel wurt man in ein ander vessel tûn. Und usz den ungeschriben zedeln wurt man nemen so vil zedel, als der obentüren sint; daran wurt man schriben die obentüren und dieselben zedel wider under die ungeschriben zedel tûn und undereinander ungeverlich müschen und die veszlin besliessen und ersame personen von des ratz wegen und ouch gesworen schriber und lesere zwischen die zwey vessel setzen, und der allwege nit me, dann einen zedel usz yeglichen vessel eins griffs ungeverlich nemen und die geben, offenlich zu lesen. Und wann man ein obentüre ergriffet under den ungeschriben zedeln, die sol man ouch offenlich lesen und fürderlich anschriben und des nammen, dem dieselb obentür gefallen ist. Und das tûn so lange, bitz die obgemelten dryundfünfftzig goben oder obentüren alle heruszkommen.

Und sol man anfohen uff zinstag nach uszgang der statt Straspurg sünghitmesz<sup>1</sup> nehstkünftig noch dem morgenimbisz uff ein offen platz vor meniglichs angesiht in bywesen etlicher der stat Straspurg ratzfründe, die ernstlich zûsehen süllent, das die dinge redlich zûgangen und jeglichem recht geschehe, besonder wem goben gefallen. Wil der nemen das geschirre oder

---

<sup>1</sup> Hiermit wird nicht das Fest des Johannistags, sondern der um diese Zeit stattfindende Jahrmarkt gemeint sein. Da ferner nicht anzunehmen ist, dass die Ziehung der Lotterie an dem Tage vor dem eigentlichen Beginn des Schützenfestes ihren Anfang nehmen sollte, so wird unter dem angegebenen Datum der 13. Juli zu verstehen sein.

sin obgemelt summ güldin dafür, welhs er dann begert, sol man im ouch lassen folgen fry lidig.

Und wem silberin beslegde zû frowengürteln obgemelt gefellet, do mag dieselb persone, wer die ist, nyeman uszgenommen, solich beslegde zû eim frowengürtel uff sydin bort oder sust tûn machen und offenlich tragen nach sinen gefallen.

Darzû so wil die stat Straspurg nach uszgang ir obgemelten messz uszgeben ein gût rot Lündsch tûch<sup>1</sup>, darumb mit pferden zû louffen nach alter gewonheit, und sol ein jeglich pfert sin der grösse, das es einen gewônlichen man in gewônlichen trabe-harnsch über velt ungeverlich ertragen môge. Und daz von eins jeglichen louffen pferds wegen vorhingeben werden sol ein güldin dem, der dazû geordent wurt, es zû enpfohen, ouch die pferde vorhin zû besehen und inzûschriben.

Und wer sin pferd lasset anfohen zû louffen, der sol es gantz usz lassen louffen und nit uffhören noch ablassen, er sy dann an dem zyle, uff das man sehen môge, welhs louffen pfert das lest ist. Und welhes louffen pfert zûm ersten uber das zil kompt, dem sol man von dem tûch geben drissig elen und donoch dem andern nehsten sehsz elen und donoch dem dirten nehsten vier elen und dem allerlesten ein güldin für ein suw und ein venlin, daran ein suw gemolet sy.

Harumb, lieben herren, bitten wir uwer ersamkeit, disz uwer schieszgesellen zû verkünden und sy zû willigen, zû sollichem obgemelten fruntlichen schiessen zû komen, und disz ouch uwer umbsessen zû enbieten, alsdann mit den uwer by uns zû sin. So wöllen wir in gût gesellschaft früntlich leisten und ouch gütlich beholffen sin by dem zil und in allen obgemelten sachen, ouch in ander schimpf und kurtzwilen, so hie gepflegen werden. Wozû sy reht gewinnen, darzû wellent ouch unser herrenmeister und rat allen den, so ungeverlich zû sollichen schiessen komen, trostung geben, solang solich schiessen und obentüren weret, in der stat Straspurg für meniglich, ouch dar und dannen, an jeglichs gewarsam für sy, ir burger, diener und die iren ungeverlich, uszgenommen ir vigende offen ehter übeltetige lüte und die, den ir stat Straspurg verbotten ist, und die uff derselben statt schaden gewesen und noch nit verrihtet sint, on geverde.

Zû urkund versigelt mit der strengen und vesten her Friderichs zûm Rüst und her Jacob Bocks, beyde ritter, in-gesigel von unser aller wegen uff mendag nach sant Mathis dag apostoli anno etc. LXXIII<sup>o</sup>.

<sup>1</sup> Feines englisches Tuch, Tuch aus London; vgl. Lübben-Walther, Mittelniederdeutsches Handwörterbuch s. v. Lundisch und Schiller-Lübben, Mittelniederdeutsches Wörterbuch Bd. 2, S. 748.

## VI.

# Ein Prophet und Volksdichter am Vorabend der Bauernunruhen.

Von

**J. Knepper.**

Auf der Münchener Hof- und Staatsbibliothek (PO. germ. 66<sup>m</sup>) befindet sich eine äusserst seltene<sup>1</sup> Schrift, die sich betitelt:

Disses büchlein seit von dē geschwinden nuwen finden<sup>2</sup> / Unnd gebruch<sup>3</sup> der rechten / damit der arm gemein man beladē auch was bruch und mangel dar uss entstott / geteilt jnn yffschin unnd nūwen diss kinfftigen jors. Am Ende: Getruck zū strassburg uff grüneck. 12 Blatt (letzte Seite leer) 4<sup>o</sup>, Paginierung jedes vierten Blattes mit grossen Buchstaben (A, B, C). Lettern gotisch. («Uff grüneck» druckte B. Kystler).

Als Verfasser des Büchleins nennt sich gegen Ende des Gedichtes Friedrich Fürer. Er sagt uns dort zugleich, dass eigene böse Erfahrung ihm die Feder in die Hand gedrückt habe: «Der untruw hunt hatt in auch gebissen.» Und diese schlimme Erfahrung hat ihm auch während der Arbeit die Feder geführt. Freilich versichert er uns an der schon angeführten Stelle, dass er geschrieben habe:

Niemans zū schad, schand, schmoch noch for<sup>4</sup> — indessen der ganze Ton verrät, dass er «per experientiam, durch wissen»

---

<sup>1</sup> Weller, repert. typograph. Nr. 215 verzeichnet als einzigen Fundort obige Bibliothek.

<sup>2</sup> S. über das Wort im folgenden.

<sup>3</sup> Vergl. das über «Bruch» weiter unten Gesagte.

<sup>4</sup> mhd. vār Hinterlist, Gefahr.

seine Klagen vorbringt. Mit diesen Klagen ist es ihm nun sichtlich bitterer Ernst, aber trotzdem wirkt das monotone Jammern auf uns häufig wenig ergreifend und oft beinahe komisch, zumal der Dichter nicht nur stofflich und sachlich sich ungemein oft wiederholt, sondern auch in seinem ganzen Stil und speziell in dem seiner Rührszenen fast jedesmal sein stereotypes Verslein in ewig sich wiederholender Melodie und beinahe gleichem Texte herleiert.

Damit habe ich den biedereren Poeten als Meister seiner Kunst schon gekennzeichnet. Seine Verse sind, was Metrik angeht, sicher nicht schlechter als die poetische Durchschnittsware seiner Zeit; man kann oft sogar bei nicht zu schroffem Standpunkte einen gewissen Fluss und eine Art von Glätte konstatieren, aber freilich ein Dichter schlechthin ist Fürer nicht. Dafür fehlt ihm im allgemeinen der Schwung der Gedanken, die Schönheit der Form, die notwendige Erfindungsgabe, kurz es fehlt ihm die «Ader». Allerdings war ja auch der behandelte Stoff einer dichterischen Auffassung und Darstellung durchweg zu ungünstig, als dass wir hier hätten wirklich Grosses erwarten können. Dann hat der Poet auch sprachlich allerorten zu kämpfen, oft hart zu kämpfen, sodass wir ihm ob seines Kampfes nicht selten grollen möchten. Eine ganze Anzahl von bedenklichen Formen tritt uns da entgegen, Formen, denen man die Reim- und Versnot des Dichters ansieht. Mannigmal freilich scheint auch eine gewisse plumpe Nachlässigkeit obgewaltet zu haben, oder aber der Dichter hatte ein miserables Gehör, das ihn Bedenklichkeiten und direkte Ungeheuerlichkeiten formaler Art garnicht als solche empfinden liess.

Die Sprache Fürers weist nun nach ihrer Dialektseite hin eine Menge von Eigentümlichkeiten auf, die mehr oder weniger ausgeprägt alemannisch sind; viele seiner Wendungen und Ausdrücke begegnen uns z. B. sehr oft bei Geiler von Kaysersberg bzw. bei Brant und Murner. Vereinzelte Wendungen und Wörter Fürers sind allerdings ohne jede Analogie und mir leider zum Teil unerklärlich geblieben. Fremdwörter hat er in Menge.

Die Heimat des Poeten und seine Lebensumstände überhaupt sind sonst in volles Dunkel gehüllt. An einer Stelle erwähnt er das «Rotwiler Hofgericht», doch lässt sich daraus — das kaiserliche Hofgericht daselbst bestand bis 1784 — natürlich gar kein Schluss ziehen. Auch der Stand Fürers ist zweifelhaft. Er kennt das Latein und kann es den Leuten «verdeutschen», ja er macht sich lustig über das Latein der «weltlichen», aber sonst scheint er nicht gerade sehr gebildet gewesen zu sein. Schon sein ganzer Stil verbietet eine gegenteilige Annahme, und dass er «der geschriff ungelert» ist, sagt er selbst.



Ungleich mehr als die Form interessiert uns an Fürer die Sache, über die er handelt. Nach der Seite liefert er ohne Zweifel einen recht erwünschten Beitrag für die Geschichte der aufkeimenden Volksoption im Anfange des 16. Jahrhunderts. Es ist zur Genüge bekannt und häufig genug dargestellt, dass diese Option hauptsächlich getragen wurde von der Erbitterung der breiten Masse über den mehr und mehr wachsenden Druck infolge der rücksichtslosen Geltendmachung der Grundsätze des römischen Rechtes. Dieses Recht mit seiner verwickelten Geschäftsführung, seinen dem kleinen Manne unfassbaren Motiven für die Rechtsprechung, seinem Tross von anrühigen Helfern, Advokaten und Prokuratoren,<sup>1</sup> dieses Recht hatte auf allen Gebieten sozialen Lebens eine verhängnisvolle Verwirrung hervorgerufen. Daher die massenhaften, oft masslosen, aber für den Eingeweihten sehr wohl verständlichen Satiren auf dieses Recht von Volkeseite, die fortwährenden Pamphlete auf die Vertreter dieses neuen Rechtes, die oft handgreifliche Option gegen die Rechtsfindung durch die neuen Paragraphen! Es genügt, für die literarische Seite dieses Kampfes an die Namen Brant und Wimpfeling zu erinnern.<sup>2</sup>

Dieser Volksstimmung gegen die «remsche cantzelij» gibt nun auch unser Gedicht den gebührenden Ausdruck,<sup>3</sup> und aus dieser Stimmung heraus will es verstanden und gewürdigt werden. Die ganze Wut des Poeten, der für seine Darlegungen das Gewand eines hochgelehrten Kalendermannes anzieht, richtet sich gegen die Aussauger des kleinen Mannes, der inmitten all der geldhungrigen Kapitalisten, der Advokaten — der «Parellinslüte»<sup>4</sup> — mit ihren tausend Schlichen und Kniffen, der Prozesskrämer mit ihren niefehlenden Hinterpförtchen nicht ein noch ausweiss.<sup>5</sup>

<sup>1</sup> Deshalb forderte u. a. die sog. Reformation Kaiser Friedrichs III. in ihrem 4. Artikel die Abschaffung der römischen Juristen.

<sup>2</sup> Vergl. u. a. meine Schriften: Nationaler Gedanke und Kaiseridee bei den elsäss. Humanisten, Freiburg 1898 und Jakob Wimpfeling, ebenda 1902, passim.

<sup>3</sup> Die Volkslieder jener Zeit zeigen in Ton und Ausdruck natürlich manches Verwandte mit unserem Gedichte. In einem lesen wir gar (vergl. den Titel unseres Poems und über «fundt» weiter unten):

Die newen fünd  
Yetz worden sind  
In aller welt fürgeng.

Vergl. das Gedicht u. a. bei Janssen, Geschichte des deutschen Volkes I<sup>6</sup>, S. 271.

<sup>4</sup> Also der Leute im Baret d. h. der juristischen Doktoren.

<sup>5</sup> Was die eigentümliche Form der Mahnungen und Warnungen betrifft, die an den Kalender mit seinen Heiligenfesten gelehnt sind, so sei hier nur kurz darauf hingewiesen, dass wir dergleichen wunderliche Aufstellungen damals viele haben, wovon schon ein Blick

Die grosse Welt hat kein Erbarmen mehr mit den Kleinen und Gedrückten: man holt ihnen alles weg, schliesslich noch Kuh und Kalb aus dem Stall, sodass der Arme mit Weib und Kind der drückendsten Not ausgesetzt ist. Dabei führen die reichen Herren ein üppiges Prasser- und Schlemmerleben und kümmern sich wenig um Gottes Gebot. Auch die Priesterschaft ist angesteckt, und so wird es auch ihr einst schlecht ergehen, wenn der Tag der Abrechnung kommt und der grosse Messias-Kaiser erscheint. Besondere Wut hegt der Mann des Volkes gegen die «gestreiften Laien»,<sup>1</sup> d. h. die feinen Herren mit nur allzulangen Fingern, die sich gierig nach der Habe des Armen ausstrecken.

So sind die Ausblicke des Dichters auf die Zukunft düster, und kein Hoffnungsstrahl, als nur Gottes Güte und Barmherzigkeit, will ihm leuchten. Da schliesst er sich den Propheten jener Tage an, deren die traurige Zeit ja, wie es zu gehen pflegt, eine ganze Menge hervorbrachte.<sup>2</sup> Und diese, die da

---

in Wellers repertorium typographicum überzeugt. Kalender, die den gewöhnlichen Sterblichen belehrten über «die zwelff zeichen und die syben planeten wie etlicher regieren soll» gab es in Menge. Ja noch mehr wurde geboten: «Danach — heisst es als Fortsetzung der obigen Stelle im Titel eines bei Hupfuff in Strassburg gedruckten Kalenders, Weller Nr. 277 — findet man die guldenzal, wie man den suntagsbuchstaben suchen und welcher adern man lassen soll». Die ganze Welt war damals voll von solchen «Praktiken» und nicht zuletzt griff der kleine Mann nach solchen «Auskunftsmitteln». In ihnen suchte und fand er Trost in seinem Elend — mehr wollte er nicht. Das Astrolögische und Prophetische überwiegt oft durchaus die rein praktischen Fingerzeige, ja die deutschen Kaiserprophetien haben durchweg eine starke soziale Basis.

<sup>1</sup> S. weiter unten, namentlich das noch zu erwähnende Werk von Kampers passim.

<sup>2</sup> Ich kann hier auf diese Männer nicht näher eingehen, doch möchte ich vor allem erinnern an den sog. Kolmarer Revolutionär, einen Anonymus, der eine Menge von Zügen mit Fürer gemein hat, freilich in seiner radikalen Richtung weit über ihn hinausgeht, vergl. zu ihm meine Ausführungen in meiner Schrift Nationaler Gedanke u. s. w. passim. Dann möchte ich als Parallele Wimpfelings «Gebet des Volkes zu Gott» erwähnen, das in sehr düsterer Weise die Not des kleinen Mannes, zumal des Bauern, darstellt und ebenfalls «seiner ganzen Färbung nach die Beachtung des Historikers verdient und für die Stimmung am Vorabende der Bauernkriege höchst charakteristisch ist», s. darüber meine Wimpfelingbiographie S. 303 ff. — Uebrigens erinnern manche Stellen bei unserm Dichter stark an die sog. «Reformation Kaiser Sigmunds», die bekanntlich auch höchstwahrscheinlich einen alemannischen Demokraten, einen revolutionär gesinnten Kleriker, zum Verfasser hat. s. weiter unten. — Allgemeiner Natur sind die Ausblicke über Erscheinungen dieser Art — Prophetentum, Kaisersage u. s. w. — bei Bezold, Geschichte der deutschen Reformation 1890, S. 129 ff., vergl. dann speziell die vortreffliche Schrift von Kampers: Die deutsche Kaiseridee in Prophetie und Sage, 1896 und die Abhandlung Bezold's: Astrolog. Geschichtskonstruktion im Mittelalter (Deutsche Ztschrft. für Geschichtswissenschaft 1892, 29 ff.)

maligen apokalyptischen Ideen und Weissagungen wiederpiegelnde Prophezeiung schliesst wirkungsvoll das grau in grau gemalte Bild, das uns FÜRer in seinen Versen entrollt hat. Der vorsichtig abwägende Geschichtschreiber kann solchen Bildern natürlich nur mit weiser Vorsicht seine Striche zu dem Gesamtgemälde jener Tage entlehnen, denn die subjektive Färbung des Ganzen liegt auf der Hand, aber als Stimmungsbild ist die Dichtung immerhin beachtenswert, ganz abgesehen von ihrem — allerdings nicht allzu hohen — Werte als Literaturprodukt. Ich lasse das Poem nun in seiner originalen Fassung folgen.

Behalter, schöpffer diser welt,

Dyn nam würt billich oft gemelt,  
Süt du die himel treist enbor  
Und diner krafft gantz nichts ist vor,  
Vernunft, wyssheit dem menschen gist  
Durch dyn geburt, herr Jhesu Crist,  
Vatter, dyn crafft, wyssheit, o sun,  
Heliger geist, dyn gnad hat tun  
Mir auch zû stür<sup>1</sup> jn diss gedicht.  
Maria, hilf, gib güt bericht  
Mir ungelerten der geschriff,  
Das ich ussleg die gall und gifft,  
Do mit der arm ietz würt getrenckt,  
Das durch die oberen würt verhenckt.  
Harumb hilf, rot und uffenthalt<sup>1</sup>  
Dyn armen diss jor vor gewolt,<sup>2</sup>  
Des zal ist tusent und finffhundert  
Zwey, der ab mich fast ser wundert,  
Das der armen gülden zal  
Sich ietz erzeiget also schmal  
Und ij mol schmeler den den richen.<sup>3</sup>  
In mynem sünndt es sich verglichen:  
Der richen hochmüt überbochen<sup>4</sup>  
Stot ietz i tag und uf wochen,  
So ich es recht in mir betracht,  
Zwischen rich und arm, ist es vastnacht,  
Als ich die sach vernommen hab,  
So schafft es B der bûchstab.<sup>5</sup>

<sup>1</sup> = Hilfe, Unterstützung («zu stür» sehr häufig bei Brant und Geiler). Vergl. zu dem Verbum das mhd. stm. ûfenthalt = Trost, Unterhalt (neben Aufenthalt).

<sup>2</sup> Vokaltrübungen und dadurch bedingte unreine Reime finden sich natürlich in Masse (für jene Zeit ganz selbstverständlich).

<sup>3</sup> Die goldene Zahl für 1502 ist 2.

<sup>4</sup> bochen = pochen («überbochen» hat Geiler an einer Stelle für increpare s. Schmidt, Histor. Wörterbuch der elsäss. Mundart 1901, S. 365).

<sup>5</sup> Der Sonntagsbuchstabe für 1502 ist B.

Sonn  
güt  
güt

Sonderlich hab ichs wol bedocht,  
Das es ein finsterniss hatt brocht  
Der sunnen, des bin ich gewiss,  
Uff sampstag noch Michaheliss.<sup>1</sup>  
Der arm der würdt vertruckt, veracht,  
Achste Stephani<sup>2</sup> hat es gemacht,  
Das er glich hanget in der wog.  
Ich sprich es sunder alle log.  
Uff der hellgen drig künning tag<sup>3</sup> oben,  
Drift es der schütz, nûn her<sup>4</sup> güt goben.  
Ich melds hernoch uss friem mût,  
Was dem armen schaden dut.  
Mercken dar uff jn pûff stucken,  
Darin der arm man sich mûss bucken.

2. Blatt.

Der erst nûw fundt<sup>5</sup> zû diser fart.

Von dem schribt uns sant Erhart.<sup>6</sup>  
Am suntag darnoch würt man sin gwar,  
Wo ich es frölich melden tar,<sup>7</sup>  
Das ist, das sich der geistlich statt  
Mit dem weltlichen verwickelt hatt.  
Vor mittem tag noch f uren,  
Man spürt es clorlich by den puren,  
Ieglicher zicht jm (sich) ein Doctor,  
Der jn zû zyten trag enbor,  
So man in zû den reten setzt,  
Dadurch der arm fast<sup>8</sup> würt geletzt.<sup>9</sup>  
Ihr spruch der got vast uss den bâchen.<sup>10</sup>  
Was soll sin nebenbrâder sâchen,  
Der jm noch sprechen sol uff stundt,  
Der widder stosset jm zû den mundt,  
Ist güt, er getar nüst anders jehen,<sup>11</sup>  
Ich folgs, der umbstand<sup>12</sup> würds licht sehen,  
Das sin red nit stind glich gemessen.  
Dardurch so würt der arm vergessen,

<sup>1</sup> Michaelis = 29. Sept. Die Sonnenfinsternis fand wirklich statt.

<sup>2</sup> Stephanus = 26. Dez.

<sup>3</sup> Bekanntlich der 6. Januar. — Oben = Abend.

<sup>4</sup> hör.

<sup>5</sup> Vergl. mhd. vund stm. = Fund, Erfindung, Kniff (niuwe vünde = unerhörte Kniffe). s. oben; übrigens schon bei Königshofen.

<sup>6</sup> 8. Januar.

<sup>7</sup> Vom inf. turren (präes. tar) = sich getrauen, dürfen (mhd.), s. weit. unt. Getar u. dar.

<sup>8</sup> Hier noch in der mhd. Bedeutung «sehr stark».

<sup>9</sup> = verletzen (bei Geiler häufig).

<sup>10</sup> Daran gerade nahm man Anstoss, s. weit. unt.

<sup>11</sup> mhd. jehen = sprechen.

<sup>12</sup> = Die Umstehenden, die Beisitzer.

Das er kein grienen zwig erlang.<sup>1</sup>  
O gott, es ist ein herter getrang  
Das ich by miner worheit sag.  
gât Sampstag vor sant Anthoni<sup>2</sup> tag,  
Ist gât, der arm der müss nochlossen,  
Er kan die sachen nit mâtmossen  
Gelich den gelerten in den rechten.<sup>3</sup>  
Wan wir aber den bruch<sup>4</sup> bedechten  
bruch An suntag vor Pauli conversio,<sup>5</sup>  
Vormittag, würden wir nit fro,  
Nün stund, so herb es darumb stot,  
So man volgt der gelerten rott,  
Die fürsten, herren, stett zâ in setzen.  
Den adel schwecht es und dât letzen  
Manchen frummen bidder man,  
Der sin urtel mit der hant bevestigen kan,  
Do die gelerten den kopff druss zucken,  
Ir anschlag blipt hinder dem ofen hucken.  
In der sach kan ich mich gar nit lieben.  
Diss dât den gemeinen man betrüben,  
Der sinen lib für sie müss setzen.  
Wer weiss, gott würt sie es sust<sup>6</sup> ergetzen,<sup>7</sup>  
Darumb so sprich ich on all frog  
gât Fritag nach Paulii, in der wog  
gât Uff liechtmess, im schützen mag ich betüten,  
Es ist nytzt mit den paretlins-lüten<sup>8</sup>  
Zâ handeln vil in weltlichen rott.  
Wer disen handel nit verstott,  
Der schwig, biss er in auch versüch!  
So entpfind er, wo jn druckt der schäch,  
So er jn an sinen füssen treit.

3. Blatt.

Nüw — Sant Dorothea<sup>9</sup> hat geseit

Dor noch an mentag vor mittag,  
Do es pff schläg, do hort ich clag  
Von zweyen, detten einander fieren  
Und retten von dem appellieren.  
Das ist das ander herte stuck  
Domit der arm lit grossen druck,

<sup>1</sup> Man denke an unser ähnliches Bild.

<sup>2</sup> 17. Januar.

<sup>3</sup> Also gleich den Juristen.

<sup>4</sup> mhd. stm. bruch = Bruch, Schaden, Mangel vergl. den Titel  
des Büchleins.

<sup>5</sup> 25. Januar.

<sup>6</sup> mhd. sus, sust, sunst adv. = so, sonst.

<sup>7</sup> mhd. ergetzen swv. = entschädigen.

<sup>8</sup> s. oben. Geiler hat das Wort ebenfalls (an mehreren Stellen,  
s. Grimm und Schmidt a. a. O.).

<sup>9</sup> 6. Februar.



Wurt umbezogen durch nid on not,  
 Das er unwissen jns stüblin got,  
 Do alt bübery stot in geschriben.  
 Unseren vorelteren wer es uberbliben,  
 Zâ verhengens söllich mätwillig trowe.<sup>1</sup>  
 Stolica<sup>2</sup> (!), die heilige jungfrowe,  
 Die halt den widder in güten mossen.  
 Der arm müss leider nochlassen,  
 Wie jn der gelert doctor anwiset,  
 Dem armen sin narung gar verriset,<sup>3</sup>  
 Biss jn der bruch lests<sup>4</sup> uberloufft  
 Und man jm küg und kelber verkaufft.<sup>5</sup>  
 An zinstag vor sant Mathiss tag,<sup>6</sup>  
 Vor mittag, her ein ander clag.  
 Sobald es ffff hat geschlagen!  
 Ich müss etwas noch hin zâhin sagen.  
 Die weltlichen habens auch gelert  
 Und ire zungen gantz verkert  
 Und können auch latin schwetzen,  
 Verston sin glich als vil als die hetzzen.<sup>7</sup>  
 Die redder atzelo hûro zâ aller frog.<sup>8</sup>  
 Es stott worlich in der wog  
 Uff Mattheie ein tag darnoch,  
 Der arm empfocht sin schad und schmoch,  
 Rich und arm würt so verhetzt,  
 Das recht geschwâchet und geletzt  
 Durch zwifach zungen und sölch gesâch,  
 Sie fünden's geschriben jm schartzen<sup>9</sup> bâch  
 Folio nullo, als ich üch sag.  
 Merk darnoch, am mentag  
 Lidet der arm ein sölchen schutz,<sup>10</sup>  
 Im würt erzeiget schmoch und trutz.  
 Getar nütz sprechen vor uberlast.<sup>11</sup>  
 Das schafft der wasserman uff halp fast,  
 Der dât den richter also blenden,  
 Den armen rupffen, schinden, pfenden.  
 O gott, das lass dir gantz missfallen!

1 = Drohung (Form allerdings kaum belegt).

2 10. Februar.

3 = fortfallen s. weit. unten «entrisen».

4 zuletzt oder für «letz» = «böse», gemein = alemannisch

5 Eine recht deutliche Darstellung.

6 24. Februar. Zinstag das bekannte alemannische Wort = Dienstag.

7 = Elstern, vergl. gleich darauf «atzelo» von atzel (agelster)

mhd. = Elster.

8 Eine sehr köstliche Stelle: Diese Halblateiner, verglichen mit schwatzenden Elstern, die gar nicht wissen, was sie eigentlich plappern! Eine dem Verfasser doppelt anstössige Gesellschaft.

9 Ob für «schwarzen»? (Das andere ohne Beleg).

10 Unser «Schuss».

11 = Uebermass, Vergewaltigung, Schaden.

Der dritt nüv fundt düt also kallen.<sup>1</sup>

An zinstag vor Gregorij<sup>2</sup>  
Her zû ein nuge trugnerij!  
Zu ig stund, schörpffer, als ich sag,  
yl minuten noch mittag,  
für man den armen hinder das licht.  
So der rich die sach ansicht,  
Verstet, das jm die urtel schwanckt,  
Glich bald so nimpt er jm (sich) bedang<sup>3</sup>  
Und sucht uff list ein advocaten,  
Der düt jm disen anschlag raten:  
Ir sint doch gefrindet<sup>4</sup> jn den reten,  
Lâgen, wie wir den dingen deten, 4. Blatt.  
Ich sorg, die sach wöll uns entrisen,<sup>5</sup>  
Kind man den handel fürter wisen,  
güt Bis dunrstag vor Gregorii.  
Der widder macht den armen frij  
An golt, an güt, an siner hab.  
Die fürsprechen nement jnnen das gelt ab,  
Hant die zung in beden backen hangen,<sup>6</sup>  
Kummen zû dem armen gegangen:  
Ich habs in lantmanss wise vernummen,  
Unseren herren sigen gescheffde kommen,  
Ich sorg der sachen verlengerung,  
Het ich von dir verwilligung,  
Mich dunckt der handel stand gor herb.  
Wie ducht dich, ab ich ein commiss erwerb,  
So kemen wir der sach ab statt.<sup>7</sup>  
Domit felt der arm jns wasserbatt<sup>8</sup>  
Und went, er habs jm in truwen geroten.  
So kumt der bruch har jnher schrotten.  
bruch An mitwoch vor annunciatio,<sup>9</sup>  
Noch mittag, würt der arm kum fro  
Zu ig lot er im anhencken  
Ein procurator, den müss er schenken,  
Lihen, geben, bestossen die handt.<sup>10</sup>  
Der spricht: als ich die sach verstandt,

<sup>1</sup> = schwätzen, krächzen.

<sup>2</sup> 12. März.

<sup>3</sup> mhd. bedanc stm. = Ueberlegung, Nachdenken.

<sup>4</sup> hier = sichergestellt, bewandert (ähnlich in Brants Narrenschiff).

<sup>5</sup> = elabi, s. ob. verrisen.

<sup>6</sup> Der derbe Ausdruck wieder sehr anschaulich, so recht an Brants Narrenschiff erinnernd.

<sup>7</sup> mhd. abstat = von statten, ledig. Commiss = Auftrag.

<sup>8</sup> = Wasserbad.

<sup>9</sup> 25. März.

<sup>10</sup> mhd. bestözen = bearbeiten, stopfen (bei Tauler-versperren).

So beger lütering<sup>1</sup> der appellacion,  
Rief an künigeklich reformation,<sup>2</sup>  
Sprich, du welst erklert han die artickel.  
Der schütz der trifft die güten stickel.  
güt  
Am ostermentag, ist ungelogen,  
Do mit der arm würt umbgezogen  
güt  
Biss suntag noch der oster wuchen,  
Domit so rücht der fürsprechen kuchen.  
Der arm müß sich des wesserers nieten,<sup>3</sup>  
Er kan sich nit dar vor gehieten.  
Sin einfaltigkeit jn nit vil batt,<sup>4</sup>  
So das aber der rich verstatt,  
Das jm die sach enpfallen will,  
So stricht er hin und schwiget still.  
Und sucht aber einen nawen fundt

Nüv — vor mittag zû der bj stundt

An dunrstag nach Ambrosius.<sup>5</sup>  
Her zû, wie dât der rich alsus!<sup>6</sup>  
Zu dem fistgal<sup>7</sup> dât er sich machen,  
Dem henckt er erst an all sin sachen,  
Domit der arm lit grösseren schaden.  
Lot jn ans kamergericht hin laden  
Oder gon Rotwil ans hofgericht.  
Das solt die überkeit gestatten nicht,  
Das burger, die in einer muren  
By ein ander missen huren,<sup>8</sup>  
Einander ersuchen<sup>9</sup> mit frembden rechten.  
güt  
Wan wûr's an mittwoch vor bedechten,  
So uns kumpt sant Symeonstag,<sup>10</sup>  
Wert fast güt, als ich üch sag.  
Es darf<sup>11</sup> nit fast vil umbfrog,  
Dan so ist es jn der wog,  
Ob der arm by narung blib,  
So jn der rich also umbtrib

<sup>1</sup> = Erläuterung.

<sup>2</sup> Ob die «Reformation» Maximilians, das Gerichtswesen betreffend, — namentlich auch die Vehme, s. unt. «westfölich gericht» — gegeben zu Worms 1495?

<sup>3</sup> Der Sinn der Stelle ist ja klar, indessen finde ich für «wesserer» keinen Beleg (auch bei Grimm und Schmidt nicht).

<sup>4</sup> = nützt (nicht ursprünglich niederdeutsche Form, wie man wohl glauben könnte).

<sup>5</sup> 4. April.

<sup>6</sup> mhd. alsus = auf solche Weise, also.

<sup>7</sup> Fiskal, Polizeirichter.

<sup>8</sup> echt alemannisch für hausen (freilich heute auch niederdeutsch z. B. holländisch und westfölich).

<sup>9</sup> Neben «untersuchen», auch = reizen, erregen (schon mhd.).

<sup>10</sup> 21. April.

<sup>11</sup> = bedarf.

Und jm zûfug sölch schad und schmoch,  
Ee er mag dem rechten nit kumen noch: 5. Blatt.  
Ich wil jm die sach uff die lang banck hencken.  
bruch Sant Jörgen<sup>1</sup> tag solt jr gedencken.  
So kumpt der bruch dem armen man,  
Ders leider nit erharren<sup>2</sup> kan  
Weder früg noch spot zû mitten tag.  
Das er zûrecht doch kummen mag.  
Der schütz hat jm sin narung genomen,  
güt Uff sant Marcus<sup>3</sup> tag ist er kumen.  
güt Am samstag darnoch mag er wol lossen,  
Fint er den wassermann uff der strossen,  
So er uber felt dem rechten noch godt.  
O gott, das niemans sich understott<sup>4</sup>  
Und dem armen zû recht wil helfen.  
Er müß sich scheiden von sin jungen welffen,<sup>5</sup>  
Von hab, von güt, von wib, von kinden.

Nüv — An fritag noch crützes finden<sup>6</sup>

Noch mittag, so es ff hat geschlagen,  
Wurd jch etwas von fürsprechen sagen,  
Dar<sup>7</sup> jch mich sin echt<sup>8</sup> underston,  
So kumpt der finfft nüv fundt horgon:  
Sie heischen jnterlocutoria,  
Legen jn jntergatoria (!).  
Das ist gar no halp büberij.  
güt Zinstag mitwoch noch Sophij<sup>9</sup>  
Stot es sicher jn der wog.  
Wer's nit verstand und der hab frog.  
Was diss latin doch müg betüten,  
Ich müß es tutschen den weltlichen lüten.<sup>10</sup>  
Sie legen jn geistliche frogstück,  
Domit erzeigen sie jr dück  
Und wöllen sich etlicher vorurtel<sup>11</sup> halten.  
Das solt der richter nit lon walten,  
Es tref dan geistlich sachen an.<sup>12</sup>

<sup>1</sup> 23. April.

<sup>2</sup> = durch harren erlangen (mhd).

<sup>3</sup> 25. April.

<sup>4</sup> = sich einer Sache unterziehen (mhd).

<sup>5</sup> mhd. welf bekanntlich = Junges von Tieren, namentlich Hunden.

<sup>6</sup> 3. Mai.

<sup>7</sup> s. oben.

<sup>8</sup> = nur.

<sup>9</sup> 15. Mai.

<sup>10</sup> Wieder eine interessante Stelle s. schon oben.

<sup>11</sup> Hier natürlich in der ursprünglichen Bedeutung: Entscheidung vor dem richterlichen Endurteil.

<sup>12</sup> Also für die will er eine Ausnahme gelten lassen.

Wie kan ein frumer hantwercksman  
 Den gesuchen<sup>1</sup> sin rechtspruch wol nochgeben?  
 Er gehort by allem sinem leben  
 Nin vor sölchen sachen sagen.  
 Der arm der müss sich des beclagen.  
 Das geistlich recht würt jn gezogen,  
 Dem rechten die wessen<sup>2</sup> nase gebogen.  
 Stind clag, antwurt in glicher wog,  
 So würt erkant nach der umbfrog,  
 Was jeder verstünd noch sinem gewissen.  
 So aber die fürsprechen jn hant gerissen  
 Mit sölchen puntten<sup>3</sup> und helen<sup>4</sup> sticken,  
 Ein biderman sin urtel jm mund verzwicken,  
 So kumpt der bruch dem armen man;  
 Der söllichss nit verstot noch kan,  
 Und würt getrungen von sinem rechten.  
 Ich wolt, das die oberhand das bedechten  
 Und hiessen die fürsprechen jn der lingen bliben.<sup>5</sup>  
 An suntag vor Urbani<sup>6</sup> ich schriben.  
 Vor mittem tag, zü einer uren.  
 Die oberen solten doch etwas duren<sup>7</sup>  
 Mit jren armen burgeren han.  
 Durnstag darnach im wasserman  
 Wer güt, das man es recht bedecht,  
 So wurt der arm nit so verschmecht<sup>8</sup>  
 Und möcht dest bass by narung bliben.  
 An mentag darnoch jm widder schriben, 6. Blatt  
 Ist die less güt on zü dem hobt,<sup>9</sup>  
 Sit das eim jeden ist erlobt,  
 Ins recht jn zü ziehen, was er wil.  
 Domit so kumpt der arm ins spil.  
 Wan das die oberen recht bedechten,  
 Gestatten nit söllich spiegelfechten  
 Und spetliss<sup>10</sup> vor den reten machen,  
 So blib man licht uff rechter sachen  
 Und zig glich jn ufrechten ban.

<sup>1</sup> = Zins, Wucher (auch bei Brant und Murner), hier wohl =  
 auf Gesuch.

<sup>2</sup> = wächserne.

<sup>3</sup> = Punkten.

<sup>4</sup> mhd. haele = glatt, geschmeidig (auch bei Brant).

<sup>5</sup> = sich beeilen?

<sup>6</sup> 25. Mai.

<sup>7</sup> = Bedauern, s. das folgende.

<sup>8</sup> Gekränkt.

<sup>9</sup> Was heisst das? Less wohl = Lesse = Aderlass, on zu . . . -bis  
 auf, ausgenommen (den Kopf).

<sup>10</sup> Ob mit spotten zusammenhangend, vergl. das vorhergehende  
 «spiegelfechten» oder (bayrisch) = Flicker, Lappen?



Der sest nū v funt richt Bonefacis<sup>1</sup> an.

Zur n stundt vor mettem tag,  
Hand acht, ir reichen, was er vermag  
Und diser fundt uns sagen wil.  
Es ist anderstwo ein ungehert spil,  
Der rich der mant und bant den armen.  
Es mücht gott jn dem Hymmel erbarmen.  
Er schickt jm . . . .<sup>2</sup> und commun,  
Kupt (kumpt), jm dan jn sinen lun,  
Er lot ein ridig schoff auch laffen  
Oder ein singen verschlahen kaffen.<sup>3</sup>  
Uffs lest schickt er jm ein schulzenbrief.  
Das weltlich recht ich ietz anrief,  
Uff zinstag und eben uff sant Vitt,<sup>4</sup>  
güt In der wog der arm darnider litt.  
güt Nieman wil jn doch understutzen,  
Am fritag darnoch ist es jm schützen,  
Der verschisset, verbant den armen.  
Niemans wil sich uber jn erbarmen.  
Er würt gebroten und geschunden,  
Man vint jr vil der selben kunden,  
Wiewol ich sie nit nennen tar,  
Des bruchss würt man licht auch gewar.  
bruch Den bringt der mentag noch Gervasius<sup>5</sup>  
Zâ mittag, red jch nit umbsuss.<sup>6</sup>  
Wan es ein ieder selbs bedecht,  
So wurt villicht das sigel geschmecht  
Und möcht die gilt nit wol ertragen,  
So man zâ den weltlichen würde sagen,  
Das sie das geistlich recht liessen rugen,<sup>7</sup>  
Ich sie durch die finger und wil zâlügen,  
Wie lang es wül haben bestandt.  
Sölch process die sint erkant  
Und allein uff die erdacht,  
Die dy heiligen kirch veracht,  
Zinss, selgeret,<sup>8</sup> zehende der kirchen nimpt,  
Das jn zâ tån gantz nit gezimpt,  
Oder die jn eesachen ungehorsam weren,

<sup>1</sup> 5. Juni.

<sup>2</sup> Im Original *ztäfa*, mit meinen Hilfsmitteln mir undeutbar, ebenso wie das Folgende.

<sup>3</sup> Kaffen = kaufen? (laffen = laufen u. s. w.). Die Stelle ist mir unverständlich.

<sup>4</sup> 15. Juni.

<sup>5</sup> 19. Juni.

<sup>6</sup> = umsonst.

<sup>7</sup> = ruhen.

<sup>8</sup> Seelgerät (frommes Vermächtnis für das Seelenheil).

gät Den sollent söllich process zûgeheren.<sup>1</sup>  
Das lass ich ietz zû mal an ston.<sup>2</sup>  
gät Durnstag vor Johanniss,<sup>3</sup> jm wasserman,  
Der arm kumpt leider umb sin gät,  
gät Der widder jm den schaden dât  
Uff mentag noch Johanniss.

Der sibend nûv fund bringt ander riss.

Ob jchss villicht wol melden dar,  
Sant Ulrich<sup>4</sup> bringt jn mit jm har,  
Vor mittem tag, so es uf schlacht,  
Das glicksrod hat gar vil dings macht,  
Macht einen truren, den andern ergetzen,  
Gebrüder jn rot, gericht und recht setzen,  
Die samenthafft<sup>5</sup> urtel sollen geben, 7. Blatt  
Das nie beschach by der alten leben.  
Ob man mir das jn args bedecht,  
So dât kein biderman unrecht,  
Mag ich wol jn worheit sagen,  
Es nohet sich den hundstagen  
Und weren biss zû der himmelfart.<sup>6</sup>  
Hilff Maria, den armen lit es gar hart  
Und bringt im heimlich argwon,  
Er muss sin doch jn sorgen ston,  
Ob er einen erzirn, den andern versienen,  
Dan niemans zweyen herren mag gedienen,  
Als uns das evangelium bescheidt.  
bruch An zinstag vor Magdalene<sup>7</sup> ist es geseit  
Noch mittem tag, zu der g stundt,  
Was bruch und mangel daruss kumpt,  
Argwan, nochred und gedencken.  
Man müss besorgen miet, gob<sup>8</sup> und schencken,  
Das der arm nit hat zû tragen,  
Dardurch sin recht licht hinder schlagen  
Wûrd, wan er es melden wolt.  
Man sprech, er ist jm sust nit holt,  
Wir wend ein berg jn ein tal ziehen,  
Der arm kan leider niender<sup>9</sup> fliehen,  
Do er erlangt ein rübige<sup>10</sup> statt.

<sup>1</sup> Ein etwas absonderlicher Gedanke.

<sup>2</sup> = sein lassen, unterlassen.

<sup>3</sup> 24. Juni.

<sup>4</sup> 4. Juli.

<sup>5</sup> mhd. samenthaft (— haftic) = zusammen.

<sup>6</sup> = Mariä Himmelfahrt, 15. August.

<sup>7</sup> 22. Juli.

<sup>8</sup> miete = Gabe, Lohn häufig bei Brant und Murner).

<sup>9</sup> mhd. niender, niener = nirgend.

<sup>10</sup> = ruhige.

Nüv-Osswaldus<sup>1</sup> mirs gesaget hat.

Am zinstag dar vor, uff mitternacht,  
ppbj minuten, als ichs betracht,  
Kumt der acht nüv fundt har drucken,  
Den armen bitten die hundsmucken,  
So er jn seinen sinen (sinn) dut rechen,<sup>2</sup>  
Was jn halt so zwen fürsprechen  
By einander wonen, die brüder sint.  
Der arm besorgt ein bösen windt,  
Der jn under augen werd an gon,  
Das sie einander über die hendel lon  
Und nem ie einer vom andern bericht.  
Wer weiss villicht, ob es beschicht,  
Das wir nit vil gesehen hant,  
Wie wol sie nit ston in einem standt.  
Noch dan bringt es dem armen grusen,  
Er blib licht sust am nechsten husen  
Und liess sin sach schlecht usshin füren,  
Sust müss er sorg halb appeliren.  
Das düt gemeinsam der fürsprechen.  
Man magss auch wol zñ güttem rechen,  
So man jr red schon hat gehert (lies gehort),  
Man heisset doch uss gan uff ein ort  
So man die urtel wil beschliessen,  
Die hundsmucken laffen von habt zñ den fissen  
Dem armen man, stet uff und nider,  
bruch Wie wol der bruch ist gantz dar widder,  
Uff dunrstag noch der himmelfart,  
Eee das die urtel würt uff gespart  
Und entdeckt würt das bedencken.  
Es düt etlicher moss das recht krencken,  
Vor mitem tag, ich loss es bliben,  
Der widder mags zñ gutem schiben,  
güt An sampstag vor sant Bartholome,<sup>3</sup>  
Her zñ, wie es sant Gilgen<sup>4</sup> gen (lies gee)!

Nüv — Nochmitag glich zñ trien 8. Blatt.

Macht manchen armen gellen schrien  
Der ip nüv funt, der sich entdeckt.  
O gott, wer jn erst uff hat geweckt.  
Der hat nit wol doran geton.  
Ich besorg, gott hab jn setzen lon  
Gar jn ein tieff kalt wasserbatt,  
Do er für und lücht vergebens hatt.  
Sin sach stot liecht in glicher wag

<sup>1</sup> 5. August.

<sup>2</sup> = rechnen.

<sup>3</sup> 24. August.

<sup>4</sup> Egidius (1. September).

**güt** An suntag vor nativitatis<sup>1</sup> frog,  
Das ich den fundt nit gantz verhenen,  
Es ist: geistlich und weltlich frenen.<sup>2</sup>  
Es ist ein grosser abbruch jn einer statt,  
Dardurch man vil frumer burger verloren hat,  
Den man das ir uss hatt lon fieren  
Und me dans halp güt miessen verlieren.  
**güt** Geb man den armen stund und tag  
Biss unser lieben frowen oben, als ich sag,  
So treffen jn nit die güten schützen  
Und blib by kinden und wibe sitzen,  
Sprech der der richter lüg und halt,  
Verbrech er dan, so ging gewalt  
Noch zyt genüg, das sin zû verkaffen.  
**bruch** Der bruch dät jn mit gewalt uberlassen,  
Der arm der treit das crütz gar hoch.  
Am fritag aller nechst darnoch,  
So die Glock itt hat geschlagen,  
Müss ich noch me von dingen sagen.  
Es frent<sup>3</sup> oft mancher ein biderman,  
Mit dem er nie zû handlen gwan,  
Solt er billiger rechnung geleben,  
Er miest jm gelt herusser geben.  
Das hat man etwan wol vernommen.  
Es ist leider zû gantz jn die gewonheit kommen.  
Die schrieber die land es auch also hinschlichen,  
Den welfen müss ich dieselben zû glichen.  
Den gilt es glich, wem sterben die kü,<sup>4</sup>  
Echt<sup>5</sup> sie jren buch mit fillen zû.  
**güt** Aber noch eins bin ich gewiss,  
An suntag noch erhöhung crucis,<sup>6</sup>  
So kumpt der wider, ist güt zû liden,  
Uss ander lit hüten riemen schniden.<sup>7</sup>  
Merck also, welcher keüffler<sup>8</sup> es verkafft,  
Und jm das güt durch sin hend lafft.  
Vergisset er sich selbs, nimpt nit ein broten.  
So die suw zû sticken ist geschroten,  
Dan mangel er jns baders namen.  
Ich besorg, sie tügen sich zû vil ubel schamen,  
So sie es verkaffen uss diser hant jn die.  
Der lieb herr sant Michael<sup>9</sup> ist auch hie.

<sup>1</sup> 8. September.

<sup>2</sup> = frönen, mit fron belegen, speziell pfänden.

<sup>3</sup> pfänden s. vorige Anm.

<sup>4</sup> Der kräftige und durchsichtige Vergleich ist sehr vielsagend.

<sup>5</sup> mhd. eht = nur, wenn nur, s. oben S.

<sup>6</sup> 14. September.

<sup>7</sup> Man denke an das verhältnismässig hohe Alter so mancher unserer Wendungen.

<sup>8</sup> Vergl. mhd. koufelaere (Händler, Mäkler).

<sup>9</sup> 29. September.

Samstag darnoch züm frschlag

Vormittag, merck ein ander sag,  
Wüerd ich den y nüwen funt wecken,  
Den oberen handel widerstrecken  
Und sagen, wie es dem armen schadt  
Es ist gewonlich in etlicher statt,  
So sich der rich nit gnüg kan ergetzen,  
Latt er dem armen die hüt<sup>1</sup> jns huss setzen  
Und aller meist mit dem geistlichen stab,  
Ich besorg das erberkeit urlop hab.<sup>2</sup>  
Sie schlemen, tosen und tragen uff. 9. Blatt.  
Schlagen dem armen nach dem muff,<sup>3</sup>  
Domit ein schwerer cost<sup>4</sup> uff got.  
güt Mitwoch noch Francisci<sup>5</sup> es im herb stot.  
So trifft der schütz, rumpt uff genot,<sup>6</sup>  
Wan das er für ein erber rott,  
Das einer uff den andren det ilen,  
Erfür den handel under wilen,  
Wie oft dem armen ungleichss beschee,  
Stroffte disen umb sin gehe.<sup>7</sup>  
güt Wan sie fur kem ein sölche clag.  
Es ist güt uff sant Dionisius<sup>8</sup> tag,  
Im wasserman die odren sprengen,  
Das man jr burger also det trengen,  
So möcht der arm by dem richen bliben,  
Sust dät der bruch in gantz vertriben.  
bruch Und müss me costens gar oft bezalen,  
Dan die haubtsume ist zä drien malen.  
Dernoch an sampstag vor Galii<sup>9</sup>  
Zä mitternacht es stund gar frii,  
Das man arm burger nit so gantz veracht,  
Armüt hat doch Ram uffbracht  
Und ubermüt Troij zerstört  
Und hass den armen Abel ermört.<sup>10</sup>  
güt Hielt man das recht jn gleicher wog  
Uff Simon und Juda,<sup>11</sup> ist on log,

<sup>1</sup> vergl mhd. huot = Aufsicht, Nachstellung u. s. w

<sup>2</sup> Also auch hier die alte Klage.

<sup>3</sup> mhd. muff, mupf = Hängemaul, der Ausdruck = unserm «die Nase rümpfen», spotten.

<sup>4</sup> mhd. köste, kost = Wert, Aufwand, Geldmittel.

<sup>5</sup> 4. Oktober.

<sup>6</sup> mhd genöte genau, unablässig, sehr.

<sup>7</sup> ? Die Wörterbücher bieten auch hierfür keine sichere Auskunft.  
(Ob mit «gehei»-Hohn zusammenhangend oder mit gsche «Eile»?)

<sup>8</sup> 9. Oktober.

<sup>9</sup> 16. Oktober.

<sup>10</sup> An klassischen (und biblischen) Reminiszenzen ist der Poet sonst arm.

<sup>11</sup> 28. Oktober.



So mechten wir unss der gest erwerben.  
Von den wür kürztlich werden heren,  
Das mir nit zû stot, ietz zû rieren,  
Ich sorg, es werd sich anders quartiren,<sup>1</sup>  
Das der rich des armen bedarff,  
Darumb sig keiner dem anderen scharff,  
Zimlicher moss, nit gantz zû ruch,<sup>2</sup>  
Es verdirbt vil wissheit jn arm mans buch,  
Den man durch nit dât hinhinder schiben,

Nûv — Wolfgang<sup>3</sup> vormitag triben,

Wan es fîf schlecht, den pf fundt,  
Der von den gestriften leyen<sup>4</sup> kumt.  
Das ist, so der arm got jn ein recess<sup>5</sup>  
Es süg<sup>6</sup> umb schuld, zinss oder versess<sup>7</sup>  
Und nimpt jm zit an stund und tag,  
In den er vermeint, bezalen mag,  
Und lot die underpfant schriben an,  
So hencken sie das schletterlin<sup>8</sup> dran,  
Verzihung, schirm, friheit und geleit.  
Het mans uff aller heigen (lies heilgen) tag geseit  
Dem armen, was es uff jm trieg!  
Der schütz ist gût, lûg, ob ich lieg.  
Er ist jm unwissen, unbekant,  
Wohin es hafftet<sup>9</sup> oder langt,  
An sontag darnoch jm wasser man.  
Nieman tribt den richen darvon,  
Wan wo ein zil<sup>10</sup> das ender riert.  
So wurt er spötlich umbgefiert  
Mit frembden gericht und auch mit rechten.  
Wan das die armen vor betrechten,  
Was diser punkt jnhalten det,

gût

---

<sup>1</sup> An die ursprüngliche Bedeutung «vierteilen» angelehnt (oder vom Würfel hergenommen?). Vgl. die Prophezeiung am Schluss.

<sup>2</sup> = rauh.

<sup>3</sup> 31. Oktober.

<sup>4</sup> Die «gestreiften Laien» spielen auch bei Geiler eine grosse Rolle. vergl. die Stellen bei Schmidt sub voce gestreift. Dort z. B. die charakteristische Zusammenstellung: «Gestiflete doctores und gestreiflete leyen». Was man also darunter zu verstehen hat, sieht man. Diese Clique — man denkt unwillkürlich an die Parvenus unserer Tage — muss tatsächlich in schlimmem Rufe gestanden haben.

<sup>5</sup> hier = Vergleich, Vertrag namentlich bezüglich rückständiger Gelder, s. das Folgende.

<sup>6</sup> natürlich = es sei.

<sup>7</sup> «Versessene Zinse» = rückständige Zinsen kommt bei Königshofen vor, vergl. Schmidt s. v. versitzen.

<sup>8</sup> = Bleck(apper, Kinderklapper, hier übertragen (so häufig bei Geiler) = Possen treiben.

<sup>9</sup> hier in juristischem Sinne.

<sup>10</sup> hier natürlich in juristischem Sinne = terminus.

bruch      Frilich einer sin nohburen<sup>1</sup> bet,  
Das er jm lühe oder abkafft,  
Ee jn der bruch so hart berafft,  
Uff mentag noch Martini,<sup>2</sup> sig üch kunt,  
Vor mittem tag zâr p stundt,      10. Blatt  
Das er dem richen noch müst hengen,  
So er jn mit ocht und ban det trengen,  
Lâgt und griff sich selber an,  
Bezahlt, ee jn treff ocht und ban,  
So mecht er by siner narung bliben.  
gât      Uff sant Katherinentag<sup>3</sup> jch schriben,  
So ist zu der wogen fasst gât lossen,  
Der arm miest aber sich spielens mossen,<sup>4</sup>  
Sien (lies sin) unnütz brassen under wegen lon.  
Der gît nuv fundt kumpt jnher gon,  
Ist nie gehört vor noch ee  
So gemeyn, merck, mich recht verstee,  
Als ietz jn kürtzen angefangen.

Nüv — uff Andree<sup>5</sup> oben on verlangen,

Noch mittem tag, wenig noch ig,  
Entpocht der mon aber<sup>6</sup> sin schinen.  
Das der gemein man hat erdocht,  
Uss remscher cantzelij<sup>7</sup> har borcht.  
Wan einer besorgt ein uberfal,  
So erlangt er ein kunicklich vital,<sup>8</sup>  
Domit er sich der schuldner wer,  
Es sig gegen arm, rich, bur oder herr  
Das hat die crafft, hebt uff alle recht,  
Die urtel fal jm crum oder schlecht.  
Uff Barbare<sup>9</sup> jm wasserman,  
Geliebt sie jn nit, er drit darvon  
Und behilft sich do mit sim vital.  
Do ist die erberkeit frilich schmal.  
Man solt sölch sachen nit gestatten  
Und schümpflich nuwerung jn lon watten<sup>10</sup>  
Er wer von adel, rich, arm ald ho.

1 Natürlich Nachbarn.

2 11. Nov.

3 25. Nov.

4 verg. mhd. sich mäzen e. gen. = sich mässigen, sich enthalten.  
Uebrigens endlich einmal ein anderer Ton, s. das folgende.

5 30. Nov.

6 = abermals.

7 Grade der Ausdruck will beachtet sein. Das folgende für den  
Rechtsgang sehr bezeichnend.

8 = viktuale Lebensunterhalt?

9 4. Dezember.

10 = waten (auch bei Murner.)

gât Uff Marie conceptio <sup>1</sup>  
Regt sich der widder und ist fast gât,  
Es bringt dem armen gar böss blât,  
Das einer sol vor jm do springen,  
Den er zû recht je nit kan bringen,  
Durch das vital lit sölchen schaden  
Und durch den bruch so hart beladen.

bruch Uff Otilie <sup>2</sup> glich jm winter  
Es steckt ein ander butz <sup>3</sup> darhinter.  
Nach mittem tag, zur 9 stundt  
Merck druff, wass grossen brusts <sup>4</sup> druss kumpt.  
Der arm würt von sinen rechten getrungen,  
Von wib, kinden, narungen gezwungen,  
Er verlirt sin costen, das jm gross schatt,  
Den er uff die sach geleet hatt,  
Und hat verborgt uff gât getruwen.  
Ir öberen lond üch die armen ruwen, <sup>5</sup>  
Die dardurch werden umbgezogen,  
Gewalticklich umb das jr betrogen.  
Man solt es weren, nit lon beschehen,  
Ich entschuldig mich, jch solts nit jehen,  
Das es den armen also det crencken.  
Man müss aber auch hinwider gedencken  
Uff fritag noch sant Thomas <sup>6</sup> tag,  
Die wog es licht ertragen mag.  
Wer weiss, wie es licht würt erholt.  
Aldowil man söllich sachen dolt,  
Sollen jr all jm besten verston,  
Schlecht kein glick jn dise nacion. <sup>7</sup> 11. Blatt

gât Das wil ich befehlen dem nuwen Crist,  
Noch des geburts tag es jm schützen ist,  
Zû lossen gât von disen dingen.  
Der pfff schin den beschluss würt bringen  
Und zeigt uns gar vil ander werck,

N ü v — uff Thome von dem kantzelsbergk, <sup>8</sup>

Noch mittem tag, so es j schlecht,  
Manch frum man würt gantz verschmecht,  
Mit gewolt vertruckt etlicher wilen,

<sup>1</sup> 8. Dezember.

<sup>2</sup> 13. Dezember.

<sup>3</sup> Das Wort hat mehrfache Bedeutung u. a. auch Popanz, Schreckgestalt, hier = Uebel, Schaden vergl. die ganz ähnliche Stelle bei Schmidt s. voce Butze.

<sup>4</sup> mhd. brust stfm. = Bruch, Gebrechen.

<sup>5</sup> natürlich = reuen, dauern.

<sup>6</sup> 21. Dezember.

<sup>7</sup> Eine bedeutungsvolle Wendung!

<sup>8</sup> d. h. Thomas (Becket) von «Canterbury» (29. Dez.).

Es stund wohl, do man uff schlag an die silen <sup>1</sup>  
Die alt pallocii <sup>2</sup> und erberkeit,  
Als mir die alten haben geseit.  
Wan man je nuwe ordenung macht,  
Domit bossheit vertruckt, veracht,  
Ward uss gerit,<sup>3</sup> verspulget <sup>4</sup> gar.  
Wer es je lass, vard sin gewar,  
Do man nider leit westfelisch recht,<sup>5</sup>  
Dadurch der arm man oft verschmecht  
Und mätwilliklich zû schaden brocht,  
Sither man dise abzûg <sup>6</sup> erdocht.  
Man det auch an die silen schriben,  
Das ieder f hantwerck allein solt triben,  
Domit er sich dan möcht ernerren.  
Wil sich hundertfaldigeklich verkeren,  
Besunder jn diser nacion,  
Jr vil mit p ley hantierung umbgon.<sup>7</sup>  
Mir ist, hilt man die alt pallocij,  
So stind nit uff solch trügnerij,  
Und möcht der arm by dem richen bliben,  
Det man nit so vil fürkaufs <sup>8</sup> triben.  
Johannes mit dem gulden mund <sup>9</sup>  
Der richt zû wegen diss nuwen fund,  
Dardurch verfürd würt manig man,  
Das er rechtloss müß bliben stan.  
Wie hant geton die alten frumen,  
Denen wir alle sint noch kumen?  
Hant wol geregirt jr burgerschaft,  
Der arm man was nit so behafft.  
Mir ist; hielt man denselben orden,  
Der mon war nit so dunckel worden <sup>10</sup>  
Vor mittem tag uff sant Gallen.<sup>11</sup> —  
Ir herren, londs üch nit missfallen  
Diss nug gedicht, das ist mein bitt,

man

<sup>1</sup> = Säulen.

<sup>2</sup> Polizei?

<sup>3</sup> von ussrüten = ausreuten oder ussrichten = tadelnd beurteilen.

<sup>4</sup> mhd. verspulgen swv. = eine Gewohnheit ablegen, etwas verachten.

<sup>5</sup> Wir finden die Erwähnung dieses «Rechtes» sehr häufig bei den damaligen süddeutschen Schriftstellern (auch bei Geiler).

<sup>6</sup> = Abbruch, Schaden.

<sup>7</sup> Diese bemerkenswerte Stelle erinnert sehr an einen Passus der sog. Reformation Kaiser Sigmunds, vergl. Janssen, Geschichte. II, 16, S. 432.

<sup>8</sup> = Vorwegkauf zum Zwecke eines recht baldigen wucherischen Wiederverkaufs, auch darüber spricht die in der vorigen Anm. erwähnte Reformation. Brant und Murner haben das Wort häufig in ihren satirischen Schriften.

<sup>9</sup> Joh. Chrysostomus. 27. Januar.

<sup>10</sup> Auch für die Mondfinsternis waren Bedingungen gegeben.

<sup>11</sup> 16. Oktober, s. ob.

Erkirmens<sup>1</sup> wol, verachtens nitt.  
Wer nit hat güt, ist ietz unwerdt,  
Je einer des andern güt begert;  
Wir gedencken nit an die blede<sup>2</sup> zytt,  
Die unss allen ietz fast nohe lytt  
Und uns der dot noch dät schlichen,  
Nimpt den armen, schont nit des richen.  
Ein ieder stell von sinen geferden,<sup>3</sup>  
Lond unss gemencklich eynss werden,  
Samenthaft<sup>4</sup> den übersten richter suchen!  
Der spricht sin recht nit uss den bächen,<sup>5</sup>  
Er richt allein noch unserm verdinen.  
Mit dem lond unss gemeiniglich versienen,  
Das er uns sin göttlich recht nit sprech,  
Allein sin grundloss barmhertzikeit ansech,  
Uns mitteil sin gnod noch unser beger!<sup>6</sup>  
Diss nuw schenckt Friderich Fürer, 12. Blatt  
Gemacht per experienciam, durch wissen,  
Der untruw hunt hatt jn auch gebissen,  
Niemand zû schad, schand, schmach noch for.  
Gott geb unss glick, gesundheit und vil gäter jor!

#### Noch zal dusent fünff hundert jor

Und bj für soll? sag ich fürwor,  
Eenstot (lies enstot) von mitternacht ein plog,  
In zâkinfftig bj joren, merck on log,  
Würt fallen das marmelsteinen pferdt,  
Das Constantino, aller eren verdt,  
Ward uffgericht, der uffrecht stein,  
Der gross palass Rom jch auch mein,  
Eins gehen ends, der bobst dan stirbt,  
Der kaiser an allen enden wirbt<sup>7</sup>

<sup>1</sup> mhd. erkirmen = ergründen.

<sup>2</sup> = zerbrechlich, zaghaft.

<sup>3</sup> = Betrug, Hinterlist.

<sup>4</sup> s. oben.

<sup>5</sup> Das eben ist sein Trost gegenüber den Büchergelehrten des Juristenstandes, s. oben.

<sup>6</sup> Die ganze Stelle ist wohl die innigste und schwungvollste im Gedicht. Die Mahnung, einig, fromm und gut zu sein, kommt ihm sichtlich aus ganzem Herzen. Wir haben also trotz des drohenden Schlusses in unserm Poeten immerhin einen konservativen Neuerer, dessen soziales Programm sich im allgemeinen in zahmen Grenzen hält; dass der Schluss ein taboritisches Gewand zeigt, darf allerdings nicht vergessen werden.

<sup>7</sup> Die Stelle erinnert an die damals in allen Köpfen spukende Weissagung über den Zukunftskaiser Friedrich, dem man die Verwirklichung aller Pläne zuschrieb, die damals die Volksseele d. h. die sozial unzufriedenen Massen beschäftigten. Die Zerstörung Roms und die Züchtigung des entarteten Klerus spielten dabei eine Hauptrolle. Für alles s. Kampers passim.



On all jrrung und widerston.<sup>1</sup>  
Under dem so würt gentzlich vergon  
Die yppige ere, die die priester tragen,<sup>2</sup>  
Als Merlinus vor langen hat dän sagen.<sup>3</sup>  
Eldegaria, die selige kunigin  
Uss Britania, des myn gezüg wil sin.<sup>4</sup>  
Darumb so wach, o hirt, der schoff,  
Das die frantzesich rät dich nit bald stroff!<sup>5</sup>

<sup>1</sup> Gerade diese Partie erinnert wieder an den Kolmarer Anonymus mit seiner phantastischen Prophezeiung über seinen Zukunftskaiser Friedrich, den König des Schwarzwaldes. Dieser «Kung wird vil toden lossen Priester und al bos Regenten und wirt 4 Kungrich under sich bringen, die er wirt behalten zu ewen» (ewig), vergl. meine Schrift: National. Gedanke. . . . S. 170, vergl. daselbst (S. 183) die Ansichten desselben Propheten über den Cäsaropapismus des Zukunftskaisers, der als «oberster Pfarrer» trotz das papstlichen Primates eine Art von kirchlicher Oberaufsicht ausüben soll; daneben erinnert wieder manches an das Programm des Johannes Liechtenberger, dessen «Praktik» ähnliche Reformgedanken aufweist, s. Kampers S. 140.

<sup>2</sup> Man denkt unwillkürlich u. a. auch an Joseph Grünbeck und seine 1508 erschienene Schrift, deren Illustrationen — s. den Priester am Pfluge, den Bauern am Altare bei Bezold a. a. O. S. 147 — eine sehr deutliche Sprache reden.

<sup>3</sup> Der ganz mystische Zauberer aus Wales war einer der Haupteideshelfer der damaligen Schwärmer; seine apokryphen Schriften genossen ein geradezu kanonisches Ansehen.

<sup>4</sup> Gemeint sind die Gesichte der hl. Hildegard von Bingen, deren Visionen damals eine erwünschte Ergänzung der apokalyptischen Träume von Volksbeglückung und allgemeiner Besserung bildeten, s. Kampers a. a. O. S. 63 u. 137. Die Züchtigung des entarteten Klerus bildet auch dabei ein Hauptmoment.

<sup>5</sup> Eine wirkungsvolle Apostrophe Maximilians, die sich deckt mit so vielen ganz ähnlicher Art, wie sie damals an den Kaiser gerichtet wurden, s. meine Schrift Nationaler Gedanke . . . passim. — Uebrigens erinnert unsere ganze Stelle — was von Interesse ist — sehr stark an die Verdeutschung eines Passus bei Bartholomäus Cotton aus dem Jahre 1520. Es heisst in der metrischen Wiedergabe (s. Kampers S. 145) nach der Prophezeiung der Zerstörung des französischen Reiches also:

Dan werden abfallen die grossen caball,  
Sie seyndt von marmelstein oder metall,  
Under dem Kayser Constantino auffgericht  
Zu kommen nach gewonheit und alde pflicht . . .  
Bebstliche gewalt wird den ersterben,  
Regyrung wirt K. Majestät über all erwerben,  
Alsdan die upigen schnöde glory und macht  
Priesterlichs standts verget und wirt veracht.

Leider fehlen mir vorläufig die nötigen Anhaltspunkte für eine Klarlegung des Verhältnisses dieser und ähnlicher Stellen zu einander. Ich muss mich vor der Hand mit der einfache Feststellung dieses eigentümlichen Zusammenhanges begnügen. Das lateinische Original der oben abgedruckten Verse des Barth. Cotton (1293) s. bei Kampers S. 98.

## VII.

# Das Kriegsjahr 1652 in der Fürstabtei Murbach.

(Nach ungedruckten Quellen.)

Von

**L. Ehret.**

Die Berichte über den kriegerischen Einfall des Herzogs Karl von Lothringen enthalten nur spärliche Angaben über das Schicksal der Fürstabtei Murbach und der umliegenden Ortschaften in diesem Kriegszuge.

Die Murbachischen Kanzleiprotokolle (Bezirks-Archiv Ober-Elsass) bringen aus dieser Zeit sehr beachtenswerte und für die Lokalgeschichte hochinteressante Mitteilungen, die in ihren Hauptzügen hiermit der Oeffentlichkeit übergeben werden sollen.

Das «Geschrei» über den Einfall verbreitete sich in Gewweiler am 2. Januar 1652. Sofort traf man Anstalten, die entbehrlichen Kirchenornamente, Reliquien und Kleinodien samt den Urkunden in Fässern in das Predigerkloster nach Colmar zu verbringen. Der hiesigen Bürgerschaft wurde die drohende Gefahr «mit Manier» mitgeteilt. Die kriegsverständigen Hauptleute Junker von Kageneck und von Zindt besichtigten die Mauern und Tore. Die Musterung der wehrfähigen Bürger ergab für alle drei Vogteien 224 Mann. Aus den Vogteien Wattweiler und St. Amarin wurden 30 Musketiere nach Gewweiler beordert. Zur Verstärkung der schwachen Punkte in den Stadtmauern schaffte man Pallisaden herbei. Fallbrücken und Tore erhielten die notwendige Ausbesserung. Der Vogt

von St. Amarin hatte die Stege und Wege auf die «Steuge» zu verhauen und für die Wachen dortselbst zu sorgen. Zwei Leutnants von Vellingen begaben sich auf die ihnen angewiesenen Posten nach Lüders (Lure). — Der Kommandaturabt Erzherzog Leopold Wilhelm, der zugleich auch Bischof von Strassburg war, weilte in Brüssel. Sofort wurden Boten an dessen Statthalter in Zabern abgefertigt, um in dieser schwierigen Zeit Rat zu holen. Dasselbe tat man auch beim Bischof von Basel, der Stadt Colmar und dem Direktorium des oberrheinischen Kreises. Der französische «Gubernator» von Breisach beehrte vom Stifte Hilfstruppen, welcher Bitte man nicht entsprechen konnte. Dessenungeachtet hoffte man von den Franzosen, denen man früher viel «contribuiert» hat, gute Nachbarschaft. Am 27. Januar kam Kunde, dass die lothringischen Völker den Landgraben überschritten und die Städte «Kappolschweyer», Türkheim, Münster, Ammerschweier und Kaisersberg rein ausgeplündert hätten, und dies unter dem Vorwande, dass man in genannten Städten die Franzosen wider die Lothringer unterstützt habe.<sup>1</sup> Auf diese Nachricht hin haben sich in Gebweiler Statthalter, Räte, Offiziere und die Bürgerschaft gegenseitig «verobligiert, Ehre, Leib, Blut, Hab und Gut beieinander zu lassen und keiner vom anderen zu weichen». Weil von Zabern weder Rat noch Trost eintraf, hat der Vizekanzler Dr. Graw von Murbach den wohlerfahrenen Schultheissen von Sulz nach Gebweiler berufen, um ihn nach seinem Gutachten zu befragen. Dieser erging sich in bittere Klagen, dass er von Zabern und Rufach so ganz verlassen sei. Der Obervogt von Sulz habe sich mit den Räten «aus dem Staub» gemacht. Er aber wolle auf seinem Posten bleiben und als ein ehrlicher Beamter für seine Bürgerschaft Ehre, Leib, Gut und Blut einsetzen. — Wie sich die Lothringer näherten, vergrösserte sich auch der Schrecken der Bevölkerung. Am 28. Januar suchten die der französischen Sprache «wohlerfahrenen» Martin Probst und Johann Ulrich Tschob im Auftrage der Murbacher Regierung den General der lothringischen Armee Baron de Fauge, in Egisheim auf, um von ihm eine schriftliche «Salva Guardia» zu erbitten. Sie beriefen sich darauf, dass das Stift nicht den Franzosen, sondern Erzherzog Leopold Wilhelm von Oesterreich zugehöre. Die Abgesandten waren so glücklich, den verlangten Sicherungsschein zu erhalten. Was für

<sup>1</sup> Der franz. Generalleutnant von Rosen hatte sich am Landgraben den Feinden entgegengestellt, musste sich aber nach Ensisheim zurückziehen, von wo aus er Truppenabteilungen nach Sennheim, Bollweiler, Thann u. s. w. verlegte.

Vertrauen konnte man jedoch in die «Salva Guardia» setzen? Im Kloster von Marbach haben die Lothringer dieselben zerrissen und nach Willkür ihrem Plünderungsdrang nachgegeben. — Am 3. Februar lagerten die Feinde in Isenheim, brachen aber schon des anderen Tages nach Sennheim auf. Da kam nach Gebweiler der Befehl, den Lothringern vor Sulz 11 000 Brote zu senden. Herr von Kageneck suchte in Sulz den Kommissar des Herrn de Fauge auf und brachte es durch «vielfältiges Zusprechen» so weit, dass sich dieser mit 3 000 Broten à 1 1/2 Pfund, 18 Sack Hafer und einem guten Trunk zufrieden gab. In Gebweiler war man hierüber wohl zufrieden; und man schickte sich sofort an, die verlangten Brote fertig zu stellen. Am 13. Februar traten die Lothringer den Rückmarsch an und bemächtigten sich bei Sulz der Schäferei des Junker von Kageneck. — Kaum waren die Lothringer weg, so traten die Franzosen mit ihren Erpressungen auf. Generalleutnant von Rosen und der Unterkommandant von Breisach, von Charlevoix, forderten am 14. Februar von Gebweiler, Sulz, Rufach, Wattweiler und Egisheim soviel Lebensmittel, als man in diesen Ortschaften den Lothringern verabfolgt habe. Zwei Tage nachher drohte schon der Oberstleutnant Boulliac, Gebweiler in Brand zu stecken, falls man dem gegebenen Befehle nicht nachkomme. Die murbachische Regierung liess von Charlevoix mitteilen, dass man kraft des Friedensschlusses nichts zu geben schuldig sei. Man hoffe, dass die Herren Franzosen den Friedensschluss respektieren werden. Nun suchten die Franzosen durch Gewalt zu ihrem Ziele zu kommen. In Weckental wurden neun murbachische Untertanen durch einen französischen Obristen abgefangen, um nach Mitteilung des Generalleutnants von Rosen solange in Verwahr gehalten zu werden, bis man sich in Gebweiler bezüglich der geforderten Lieferung mit Boulliac in Ensisheim zu einer Unterredung herbeilasse. Bei Ablehnung dieses Verlangens «dörfte es — wie von Rosen meinte — in Gebweiler der schöpfe nach hergehen». Gleichzeitig traf von Wattweiler Bericht ein, dass sich daselbst aus Furcht vor den Franzosen niemand mehr vor das Tor wage und der Verkehr gänzlich gesperrt sei. So sah man schliesslich in Gebweiler keinen anderen Ausweg, als den rücksichtslosen Boulliac in Ensisheim aufzusuchen. Die Abordnung brachte den Bescheid zurück, dass innerhalb 24 Stunden 200 Viertel Früchte, vier Fuder Wein und vier Ochsen zu liefern seien, widrigenfalls Gebweiler von französischen Truppen in den Belagerungszustand versetzt würde. Zwei Tage darauf sehen wir diese Drohung bereits erfüllt. Von Kageneck und Tschob reisten hierauf zu Charlevoix nach Breisach, um daselbst die Lieferung von

höchstens 50 Viertel Frucht und zwei Fuder Wein in Aussicht zu stellen, dies aber nur gegen einen Revers, dass dieses Zugeständnis auf keiner Verpflichtung beruhe, sondern nur aus freiem Willen zur Erhaltung guter Nachbarschaft erfolge. Boulliac gab sich mit diesem Angebot nicht zufrieden, sondern bestand fest auf der Erfüllung seines Verlangens. Die murbachische Regierung wies in weitem Bittgesuchen und Vorstellungen darauf hin, dass in den Vogteien St. Amarin und Wattweiler nicht zehn Bürger bis zur Ernte Brot hätten. Bei den meisten wäre schon längst kein Stücklein mehr vorhanden. Dies alles wollte bei Boulliac nicht verfangen, und so sah man sich schliesslich zur Entsetzung von Gebweiler mit schwerem Herzen genötigt, die Lieferung auf 80 Viertel zu steigern — (40 Viertel Hartfrucht und 40 Viertel Hafer). Darauf liess Boulliac erwidern, dass seine Soldaten keinen Hafer verzehrten. — Nach langen Unterhandlungen konnte man ihn schliesslich mit 100 Viertel Frucht und drei Fuder Wein zufrieden stellen. Den zur Unterschrift vorgelegten Revers wies er zurück, weil derselbe in deutscher Sprache abgefasst war. Er verweigerte auch die Unterschrift des französischen Textes, und es bedurfte wieder langer Unterhandlungen, bis Boulliac das Versprechen abgab, das Stift Murbach gleich anderen Reichsständen zu traktieren und von weiteren Anforderungen an die Stiftsuntertanen abzusehen. Wie Gebweiler, so sind auch Sulz und Rufach von Boulliac mitgenommen worden, und die Boten aus den drei Städten liefen fortwährend herüber und hinüber, um über den Verlauf der ernstesten Ereignisse zu berichten. Die den Franzosen zugesagte Lieferung suchte man mit Rücksicht auf die Lothringer geheim zu halten. Gerade zu dieser Zeit durchstreiften lothringische Truppenabteilungen das obere Lauchtal und nahmen eine in das Münstertal gehörende Viehherde weg. Einige Bühler Bürger suchten den Räubern die Beute wieder abzujagen, wobei ein Stiftsuntertan erschossen wurde. Um den Lothringern nicht Veranlassung zu geben, Gebweiler «mit Brand zu attaquieren», sah man sich hierselbst in seiner Ohnmacht genötigt, die tapferen Bühler vor Gericht zu stellen.

Kaum war Boulliac befriedigt, so kam von Wattweiler Bericht, dass der französische Obristleutnant von Bornem, der mit 400 Pferden und Fusstruppen Sennheim besetzt hielt, von Wattweiler Hafer und «Küchel die Genüge» verlange, die Stadt blockiert habe, die Bürger im Felde gefänglich wegführe und mit Schlägen übel traktiere. — Er drohte, das St. Amarinthal auszuplündern, wenn seinem Verlangen nicht entsprochen



werde. — Auch die Uffholzer haben am 14. März zu berichten, dass vor den Sennheimer Reitern nichts sicher sei.

Am 14. März liess von Rosen die Hauptleute von Kagen-  
eck und von Zindt nach Bollweiler kommen, um ihnen zu er-  
öffnen, dass die Lothringer abermals einen Plünderungszug in  
diese Gegend planten. Diesem Unheil zu begegnen, regte der  
Generalleutnant bei den Ständen die Gründung eines Defen-  
sionsbündnisses an. Der murbachische Vizekanzler  
warnte davor, dass dies imperative aus Breisach geschehe, da  
die Stände nicht gewohnt seien, von dort aus Vorschriften ent-  
gegen zu nehmen; von Rosen entgegnete hierauf, dass seine  
Intention nur die Erhaltung des Landes sei. Angesichts der  
drohenden Gefahr flosste Sulz ernste Bedenken ein, da es ihm  
vollständig an Volk und Offizieren gebrach. — Man wurde auch  
beim Bischof von Basel vorstellig, dass dieser 100 Mann her-  
schicke. Da die Boten den Bischof in «Pruntrut» nicht vor-  
fanden, liess man die Werbung brieflich zurück. — In Geb-  
weiler wurde die gesamte Bürgerschaft wieder einer Musterung  
unterworfen. In Fäle bezog man von «Milhusen» einen Centner  
Pulver. Nach Luders wurde ein Bote abgefertigt, dass man der  
Untertanen Vieh und andere Habe dortselbst in «wohlver-  
schlossene» Orte verbringe. Am 17. März stand die Armee vor  
Rufach, während einzelne Truppenteile bis nach Merxheim und  
Bergholz vorschwärmten. Bald erschien hier der Generalkommissar  
Simon, der im Namen de Fauge eine «Discretion» verlangte.  
Rufach habe de Fauge 30 Dukaten, und ihm, dem Kommissar, 3  
gegeben. Um zu verhüten, dass das ganze Stift in Asche gelegt  
werde, war man gleich dazu bereit, dem Kommissar 100  
Reichstaler für de Fauge und 10 für den Kommissar bar aus-  
zuzahlen — «es waren ziemlich spanische Dublonen darunter».  
Hierfür hat dieser «bei Verlierung seines ehrlichen Namens»  
versprochen, das murbachische Gebiet zu verschonen. Von hier  
ist der Generalkommissar, mit einem Verzeichnis der zum  
Stifte gehörenden Ortschaften in der Tasche, nach Sulz ge-  
reist, um auch da eine «Diskretion» einzuziehen. Am 29.  
März, als die lothringische Armee in Ungersheim Quartier  
bezogen hatte — 300 Mann kamen bis vor das untere Tor, um  
dann nach Orschweier abzuschwenken — liess de Fauge beim  
Statthalter hier einen guten Trunk holen. Des anderen Tages  
erschieden «allerhand» lothringische Offiziere und verlangten  
Proviant. Sie beklagten sich, dass sich ihr General bestechen  
lasse, während sie Hunger leiden müssten. Sie konnten mit  
10 Viertel Früchten zufrieden gestellt werden. Um Mitternacht  
dieses Tages stellte sich ein Bote von Wattweiler ein, um zu  
melden, dass die Stadt «hart attackiert» sei. Man wandte sich

sofort an den Generalkommissar der lothringischen Armee, dieser möge seinem gegebenen Versprechen gemäss dafür sorgen, dass man die Stiftsortschaften unbehelligt lasse. Der Bote brachte vom Kommissar die Antwort zurück «dieser wolle, dass der Teufel den de Fauge hätte. Dieser solle lieber zu Hause bleiben, wenn er seine Soldaten nicht kommandieren könne». Des anderen Tages meldete ein Wattweiler Bericht, dass die Stadt von 8—12 Uhr erfolglos von den Lothringern bestürmt worden sei. Gleichzeitig wurde um Pulver gebeten. Die Hilfe kam aber zu spät. Gleich darauf berichtete man den «Uebergang» der Stadt. — Dem von Wattweiler Ratsherren erstatteten Berichte zufolge konnte man nicht aussprechen, wie barbarisch und türkisch die Lothringer mit den armen Untertanen, mit jung und alt, krumm und lahm, namentlich aber mit den Weibsbildern umgegangen seien. Viele Bürger sind bei der Plünderung niedergemacht worden. Aus Mutwillen haben die räuberischen Horden die Leichname der Erschlagenen auf die Stadtmauer gestellt, um sie noch als Zielscheibe zu verwenden. Der französische Obrist von Grün aus Thann wollte nachher auf einem Wagen die im Wochenbett liegende Frau des Vogts abholen und in Sicherheit bringen. Da sie schon gerettet war, hat von Grün 20 schreiende Kinder aufgeladen und nach Thann verbracht. — Nach zuverlässigen Berichten trifft den Vogt von Wattweiler an dem Schicksalsschlag seiner ihm anvertrauten Stadt ein grosses Verschulden. Am 31. März (Samstag abend, am Vorabende des Osterfestes) hat er drei lothringische Offiziere in sein Haus aufgenommen und die ganze Nacht hindurch mit ihnen gezecht. Sobald diese dann wieder aus der Stadt waren, hat sofort der Sturm begonnen. Der Vogt konnte sich aber wegen seines erbärmlichen Zustandes erst zeigen, als der ganze Sturm vorüber und nichts mehr zu retten war. Der wenig getreue Verwalter scheint über dies Verhalten kein gutes Gewissen gehabt zu haben, sonst wäre er nachher nicht mit «Weib, Kind, Knechten und Mägden» nach Sulz aufgebrochen, um daselbst die Dienste eines Kommandanten zu versehen. «Er hatte zu den Sulzern geschworen und diese zu ihm». Diese Handlungsweise hat in Gebweiler arge Missstimmung hervorgerufen, doch hat man in der Erwägung, dass auch Sulz dem Erzherzog Leopold Wilhelm untertan ist, von weiteren Schritten gegen den Vogt abgesehen. — Einen Bericht über die Vorgänge in Wattweiler hat er aber trotz vielfältiger Ermahnung nicht eingereicht und sich am 11. Mai noch verlauten lassen, dass ihm der Statthalter in Gebweiler nichts zu befehlen habe, dass nur der

Erzherzog sein Herr sei. Die murbachische Regierung scheint überhaupt nach dem 30jährigen Kriege mit ihren Vögten die traurigsten Erfahrungen gemacht zu haben. Der Vogt von St. Amarin hat sich beim ersten und zweiten lothringischen Einfall mit «Sack und Pack» über die «Steuge» geflüchtet und die armen, trostlosen Untertanen ihrem Schicksal überlassen. Es wäre dann viel davon zu erzählen, wie die Vögte in selbstsüchtigen Absichten die Untertanen um diese Zeit mit willkürlichen Forderungen aller Art schwer bedrängt haben. — Nach dem Fall Wattweilers herrschte um das Schicksal der Stadt Gebweiler schwere Besorgnis. Am 4. April wurde von Rosen in Bollweiler von Gebweiler, Sulz und Rufach um Hilfe angegangen, doch umsonst. Infolge der innern politischen Wirren in Frankreich entstand zwischen den französischen Truppen in Breisach und von Rosen ein Zerwürfnis, das den Ausschluss des Generalleutnants aus Ensisheim zur Folge hatte. Aus diesem Grunde sei er, wie er den Abgesandten bemerkte, selbst hilf- und mittellos. Madame de Guebriant sitze in Basel und habe selbst nichts.<sup>1</sup> Es sei in Ensisheim und Breisach ein «wunderlich Wesen». Der neue Gubernator sei bei ihm in Bollweiler angekommen, man habe ihn aber in Ensisheim und Breisach nicht wollen einlassen.<sup>2</sup> von Rosen erklärte sich bereit, zwei Kompagnien nach Sennheim zu verlegen, wenn Gebweiler und Rufach sich verpflichteten, dieselbe zu unterhalten. Nach seinem Ausschluss aus Ensisheim sei er genötigt, in Bollweiler, Hartmannsweiler, Weckental und Herlisheim Hauptposten zu unterhalten. In Gebweiler konnte man auf das Anerbieten des Generalleutnants nicht eingehen. So war man wieder auf sich allein angewiesen. Der lothringische Anführer de Fauge wurde mit Bittgesuchen bestürmt, die Stadt doch verschonen zu wollen. Mittlerweile fehlte es aber auch nicht an Zurüstungen, um sich nötigenfalls zur Wehr setzen zu können. Alle nach Thann geflohenen Stiftsuntertanen wurden mit ihren Gewehren nach Gebweiler

---

<sup>1</sup> Madame de Guebriant war die durch ihren emporstrebenden Geist, ihre Talente und grosse Gewandtheit bekannte Witwe des Marschalls von Guebriant, die durch Intriguen den Unterkommandanten Charlevoix aus Breisach zu entfernen wusste. Die Besatzung lehnte sich hiergegen auf, so dass Charlevoix bald wieder auf seinen Posten zurückkehrte. Von dieser Zeit an war Charlevoix, der von seiner Feindin vertretenen Politik der franz. Regierung wenig hold und übertrug diese Gesinnung auch auf den königlich gesinnten von Rosen.

<sup>2</sup> Nach von Erlach war 1650 von Tilladet Gouverneur von Breisach und Vertreter der franz. Regierung im Elsass. Da Charlevoix diese Stelle einzunehmen hoffte, entstanden zwischen ihm und Tilladet Reibereien, die diesen bewogen, die Stelle aufzugeben. Sein Nachfolger wurde d'Harcourt, von dem von Rosen hier berichtet.

beordert, der Prälat in Münster wurde um 60 junge Mann angegangen. Vom Vogt zu Egisheim suchte man aus Colmar gegen bar  $\frac{1}{2}$  bis 1 Centner Pulver zu bekommen, weil sonst nirgends welches erhältlich war. Am 10. April kam Sulz an die Reihe. — Von den Lothringern hart bestürmt, verlangte man in Gebweiler Hilfe. In der Unmöglichkeit, dem Wunsche der Nachbarn zu entsprechen, verwies man auf Rufach, das mit 2000 Mann besetzt sei und den Sulzern wohl ein paar hundert Mann abgeben könne. Am 12. April erfolgte auf Sulz ein zweiter Angriff, am 14. der dritte und letzte: die Stadt ging an diesem Tage «über» und hatte nach dem mit den Lothringern getroffenen Akkord 24000 Brote zu liefern.<sup>1</sup> Bei diesen Botschaften setzte man in Gebweiler die Rüstungen fort und hat es schliesslich fertig gebracht, den Mühlbach in den Stadtgraben zu leiten. Man hielt die Stunde der Gefahr für geeignet, der Herrschaft die Erfüllung eines Lieblingswunsches abzutrotzen. Am 20. April verlangte man zum Hauptmann «einen von der Bürgerschaft». Die Regierung willigte nur ungern ein und ermahnte dringend, diesem gehorsam zu sein. Bald darauf hatte der Vizekanzler namens der Herrschaft den Bürgern «gewaltig zuzusprechen», dass diese jetzt aus eigener Macht die von der Herrschaft ernannten Offiziere abgeschafft und durch andere ersetzt habe.

Die lothringische Gefahr ging für Gebweiler glücklich vorbei, doch galt es, noch lange auf der Hut zu sein. Am 26. April erklärte Boulliac in einem Schreiben an die Kanzlei, dass die Brandenburgischen von den Breisachischen als Feind erklärt seien. Geweiler sollte weder ihnen, noch dem Generalleutnant von Rosen etwas geben.<sup>2</sup> «Während die Brandenburgischen und Breisachischen feindlich miteinander chargierten», fiel es den Gebweilern nicht ein, durch unbesonnene Parteigängerei eine neue Gefahr heraufzubeschwören. Sie sind dem Reiche zuständig und wollen, wie Rufach und Sulz, mit diesem Kriege nichts zu schaffen haben. Aus diesem Grunde wird dem Vogt von

<sup>1</sup> An demselben Tage ging das von den Waldnern von Murbach zu Lehen getragene Schloss Weckental in Flammen auf.

<sup>2</sup> Die in den Kanzleiprotokollen oft genannten «Brandenburgischen» standen im Sold des franz. Obristen von Grün in Thann und hatten auf ihren Streifzügen durch die hiesigen Gegenden, namentlich in der Umgegend von Uffholz, unangenehme Erinnerungen hinterlassen. Am 22. Mai zogen sie durch das St. Amarintal nach Lothringen ab, nachdem ihnen von Rosen von der Murbachischen Regierung einen Pass erwirkt hatte. Der Vogt von St. Amarintal hatte «nach dem Gebrauch» das Geleit zu geben und zur Sicherung gegen etwaigen Schaden einen Rittmeister als Geisel zurückzubehalten.

St. Amarin ernstlich befohlen, die 20 Mann, die er ohne Vorwissen der Regierung dem französischen Obristen von Grün zur Verfügung gestellt hatte, zurückzufordern. — Die zur Bildung eines Defensionsbündnisses von den Reichsständen vereinbarte Zusammenkunft hat im August 1652 zu Colmar stattgefunden. Die Abtei Murbach sollte 125 Mann stellen. Alle die zugesagten Verteidigungstruppen bestanden jedoch nur auf dem Papier, da man nicht wagte, die Frage anzuschneiden, wie man sie in dem vollständig verarmten Lande ernähren wollte. Am 6. Februar 1653 traf von der königlichen Regierung in Breisach ein Schreiben ein, nach welchem in Colmar die von Murbach zugesicherten Mannschaften verlangt wurden. Die Antwort hierauf lautete dahin, dass man mit der Verwahrung der «Steuge» und des Stiftes Luders genug zu tun habe, doch wenn andere ihre Völker schickten, wolle man diesem Verlangen hier auch nachkommen. — Da die folgenden Kanzleiprotokolle hiervon nichts mehr verlauten lassen, scheint die Sache mit dieser Antwort erledigt gewesen zu sein.



## VIII.

# Die Reformvorschläge einer elsässischen Landgemeinde an die französische Ständeversammlung von 1789.

Von

**Jos. Schmidlin.**

**D**ass man 1789 im Elsass auf dem Lande über die Vorgänge in Paris ganz anders dachte als in der französischen Metropole, wird leicht zu erraten sein; und doch besitzt der Historiker über die Stimmung der elsässischen Bauern beim Ausbruch der grossen Revolution nur ein ungenaues Bild. In scharfer Beleuchtung tritt sie uns in einem denkwürdigen Gutachten entgegen, das wohl verdient, den Schriften der elsässischen «Gegenrevolution» eingereiht zu werden<sup>1</sup>, und so recht die politische Stimme des Landvolkes aus dem Herzen des Sundgaus darstellt, wenn auch der geistige Urheber der darin enthaltenen Ideen nicht ein gewöhnlicher Bauer gewesen sein dürfte. Es sind die sogenannten Klagepunkte, welche die Gemeinde Blotzheim am 21. März für die Reichsversammlung ausarbeitete, die am 27. April 1789 in Versailles eröffnet werden sollte.

Das Milieu, dem das Aktenstück entwuchs, muss für ländliche Verhältnisse einen hohen Bildungsgrad eingenommen haben; gesundes Raisonement, grosse Sachkenntnis und praktische Verständigkeit liegen jedem dieser Punkte zu Grunde, und ganz moderne Auffassungen, denen die Geschichte inzwischen

<sup>1</sup> Vergl. F. C. Heitz, *La contre-révolution en Alsace de 1789 à 1793*, Strasb. 1865, der allerdings in seiner Publikation nichts aus dieser Werbezeit der Revolution bringt, da er erst im Oktober 1789 beginnt.

Recht gegeben hat, sind darin vertreten. Blotzheim, damals wie heute ein grosser Bauernort des Sundgaus, ist auch ein markanter historischer Rahmen für das Memoire. Die Glanzperiode seiner reichen Vergangenheit war allerdings im Mittelalter gelegen, wo es eine imposante Reihe von Adligen und Freien in seinem Schosse zählte, und zur habsburgischen Herrschaft Landser gehörte; darin besass weiter die Abtei Murbach einen bedeutenden Dinghof.<sup>1</sup> Im Jahre 1525 schlossen sich die Blotzheimer Bauern der revolutionären Bewegung an, gereizt durch die vielen Raubkriege und die territoriale Zentralisation, der sie ausgesetzt waren und nach der blutigen Unterdrückung des Aufstandes noch mehr zum Opfer fielen.<sup>2</sup> Im dreissigjährigen Kriege erhoben sie sich gegen die Gewalttaten der Schweden und erzielten ganz bedeutende Erfolge, bis sie im Jahre 1633 in und nach der Schlacht zu Blotzheim niedergemetzelt, und ihre Häuser eine Beute der Flammen wurden.<sup>3</sup> Auch später wurde Blotzheim noch öfters von den Kriegszügen mitgenommen.<sup>4</sup>

Die französische Herrschaft vollendete das Werk der österreichischen Politik. Auch in Blotzheim wurde die germanische Verfassung nach dem Schema der französischen «Seigneuries» zugeschnitten.<sup>5</sup> Die Herrschaft Blotzheim mit den dazugehörigen Hoheitsrechten und Gefällen gelangte im Jahre 1733 in die Hände der Familie d'Anthès, welche kurz vorher auch das Schloss von Blotzheim erworben hatte.<sup>6</sup> Vogt, Amtmann, Amtschreiber und Fiskalprokurator waren die wichtigsten Leiter der Gemeindeverwaltung; das genossenschaftliche Element war durch Heimbürger und Geschworene vertreten.<sup>7</sup>

<sup>1</sup> Vergl. die habsburg. Urbare von 1303 (Ausg. von Maag S. 30), 1394 ff. (Bezirksarch. Kolm., C 768). Murbach Schöpflin, als. diplom. I, 9 und 90; Urkb. von Basel I, 265. Die Adl. und Fr. im Klosterarch. von Basel und Bezirksarch. von Kolm. 34 ff., in Trouillat (Monum. de l'anc. évêché de Bâle I—III) und Ukdb. von Basel I—III.

<sup>2</sup> Sabourin de Nanton, Blotzheim, son passé, son présent X; Miscellanea Luciscellensia I, 338 und 340 (Manusk. Universitätsbibl. Basel); Mossmann, Cartul. de Mulh. ad 1527; Schreiber, Der deutsche Bauernkr. und die Chroniken.

<sup>3</sup> Sab. de Nanton XI; Bardy, Les Suédois dans le Sundgau (Rev. d'Als. 1853); Fr. R. v. Ichtersheim, Elsass. Topogr., 1710, Art. Blotzheim; die Sterbeakten im Pfarrarch. Blotzh. und die Chroniken.

<sup>4</sup> So 1654, 1677, im span. Erbfolgekr. (Tschamber, Gesch. der St. Hün.; Ochs. Gesch. der St. Basel VII, 35).

<sup>5</sup> Vergl. den Etat des droits et revenus de la seigneurie de Blotzheim im Schlossarchiv von Blotzheim.

<sup>6</sup> Nach den Urk. und Akten im Bezirksarch. Kolmar, Adelsarch. d'Anthès 11 f. und Schlossarch. Blotzheim.

<sup>7</sup> Nach den Urk. und Akten im Gemeindearchiv (Rechnungen, Prozessakten u. s. w.).

Die genossenschaftliche Autonomie der Gemeinde war gerade um die Zeit der Abfassung unseres Aktenstückes in eine schwere Krisis eingetreten. Die Bürger von Blotzheim waren Besitzer und Gerichtsherren der berühmten Augrafenschaft, an deren Spitze ein alle drei Jahre gewählter Augraf stand; auch von der Regierung waren die Eigentumsrechte der Augenossen und ihre besonderen Amtleute anerkannt worden.<sup>1</sup> Dank der Mache des Augrafen Herzog war nun der herrschaftliche Amtmann Kopf auch mit der Verhörung der Aurrechnungen beauftragt worden, wodurch ein Konflikt mit den Behörden drohte;<sup>2</sup> schwer kränkte es die biedereren Bürger, als Kopf ihnen die Worte in den Mund legte, «wir brauchten weder Richter noch Obrigkeit mehr, wir hätten die Macht, selbst alles in unserm Ort zu richten und zu schlichten».<sup>3</sup> Durch eine geschickte Umwandlung der Augrafenschaft in eine private «Kompagnie» am 12. Februar 1789 entrann die Genossenschaft glücklich dem Verluste der Au.<sup>4</sup> Der erste Schritt zur Versöhnung war gerade getan, als die Bürger zur Abfassung des Memorandums zusammenberufen wurden.<sup>5</sup>

Schon hieraus ergibt sich die Unzuverlässigkeit und Zweideutigkeit mancher von den alten Regierungsfaktoren der Gemeinde; nicht viel besser als der Augraf Josef Herzog wahrten seine Brüder, wovon der eine Vogt und Amtschreiber, der andere Einnehmer war, das Interesse der Bürgerschaft.<sup>6</sup> Ihren Rückhalt fanden sie an dem hergelaufenen Gesindel, welches in aufrührerischen Schmähreden seiner Neuerungssucht Luft machte und später (anfangs August) auch den Judenrumpel herbeiführte, welcher mit Unrecht der ganzen Gemeinde zur Last gelegt wurde.<sup>7</sup> Viel konservativer waren die 123 Altbürger und an ihrer Spitze die neugeschaffene Munizipalität, deren

<sup>1</sup> Vergl. meinen Artikel über die Augrafenschaft, die letzte der elsäss. Markgenossenschaften, Ztsch. f. Gesch. des Oberrh. 1901, S. 351 ff. und die daselbst angeg. Quellen und Literatur.

<sup>2</sup> Protocole du comté de l'Aw 1788—92 und Deliberationsregister der Munizipalität 1788/89 im Privatarch. L. Peter. Vergl. den Art. über die Augrafenschaft *ibid.* S. 366 f.

<sup>3</sup> Deliberationsregister 1788/89, S. 15.

<sup>4</sup> Die Augrafenschaft *ibid.* S. 368 ff.

<sup>5</sup> Am 19. März stellte der vom Intendanten zum Untersuchungskommissar ernannte Amtmann Riber im Gemeindehaus vor der ganzen Bürgerschaft die Freiheiten und Rechte der Augenossenschaft (*ibid.* S. 369 f.).

<sup>6</sup> Vergl. die Opposition 1788 gegen die Massregeln der Regierung und der Munizipalität (§ Munizipalbeschl. im Deliberationsreg. 1788/89)

<sup>7</sup> Deliberationsregister 1788/89 S. 50 ff. Vergl. Mieg, Gesch. der St. Mülh. (ad 1789); Ochs, Gesch. der St. Basel VIII, 94; Biseler Chronik (Fuess, D. Pfarrgem. d. Kant. Hirs. S. 381).

Exekutive dem gleichgesinnten Syndikus Schermesser zustand.<sup>1</sup> Obgleich aber die Munizipalität durchaus im Einklange mit den Eingesessenen handelte und «nichts anders als das Gemeinwohl des Ortes suchte», war sie wehrlos dem Spotte des Pöbels ausgesetzt, der sich im Wirtshaus zum Schwanen versammelte.<sup>2</sup> Es war die Zeit des heftigsten Kampfes zwischen der alten feudalen Verfassung und der auf dem Prinzip der Volkswahl beruhenden Munizipalverwaltung.<sup>3</sup> Ihre Königstreue und bei allem fortschrittlichen Streben friedfertige Gesinnung hatte die Blotzheimer Bürgerschaft schon lange glänzend an den Tag gelegt. Als sie 1775 das seitdem in der Literatur so oft gefeierte Aufest stifteten, erklärten sie, zwar unter Inspiration des Amtmanns Hell, als Zweck ihrer Gründung, die reinen Sitten, die schon so lange ihre Freude und ihr Trost gewesen, zu erhalten, Tugend und gute Erziehung zu fördern, Frieden und Eintracht zu bewahren, der Religion gute Christen, dem wohlthätigen, eine so glorreiche Regierung beginnenden Könige treue Untertanen und dem Staate tugendhafte, nützliche Bürger heranzuziehen.<sup>4</sup> Auch in der Auaffäre beriefen sie sich auf die wohlwollenden und gerechten Absichten des Königs; «wir mischen uns», beteuerte die Munizipalität am 22. Nov. 1788, «nur in unsere Geschäfte, wir betragen uns als ruhige Bürger, somit verdienen wir keineswegs den Vorwurf der Unbotmässigkeit».<sup>5</sup>

Den tiefgehendsten Einfluss besass wohl auch auf die politische Stimmung der Bürger von Blotzheim sein mönchischer Klerus. Blotzheim war von jeher der Nährboden klösterlicher Institute gewesen. Bei der Pfarr- und Wallfahrtskirche hatten 1737 die Kapuziner eines ihrer bedeutendsten Häuser der Provinz gebaut, das 18 Religiosen barg und ganz auf die Freigebigkeit des frommen Volkes angewiesen war.<sup>6</sup> Am Südende des Dorfes

---

<sup>1</sup> Vergl. das Deliberationsreg. 1788/89 und das Protocole du comté de l'Aw 1788—92, passim.

<sup>2</sup> Deliberationsreg. 1788/89, S. 6, 8, 14.

<sup>3</sup> Durch die Edikte von 1787 war den von den Seigneurs ernannten, meist unbeliebten Vögten die Verwaltung der Einkünfte, die Beaufsichtigung der öffentlichen Arbeiten und die Verteilung der Auflagen genommen und den von den Bürgern gewählten, vom Vertrauen der Bevölkerung getragenen Munizipalitäten zugeteilt worden. Kein Wunder, wenn die auf ein Aufsichtsrecht eingeschränkten Beamten des ancien régime nur mit feindseligem Misstrauen auf die von ihnen unabhängigen Rivalen blickte (Hoffmann, La H. Als. à la veille de la révol., Rev. cath. d'Als. 1886, p. 128, 141).

<sup>4</sup> Deliberationsakt von 1775 unter den Pièces diplomatiques du Dictionn. d'Als. von Horrer (1787). Vergl. Die Augrafsch., a. a. O., S. 358.

<sup>5</sup> Protocole du comté de l'Aw 1788—93 (Arch. L. Peter)

<sup>6</sup> Sabourin de Nanton, l. c. XV; Elsäss. Kapuzinerchronik im Archiv des Kl. Sigolsheim; P. Grat. von Linden, Die Kapuziner im Els.; Bezirksarchiv, Lützel 36, 4 und L v, Kapuz. Blotzheim.

war in der Blütezeit des Mittelalters eine adlige Cisterzienserinnenabtei gelegen, die im Jahre 1267 von Michelfelden nach Blotzheim verlegt worden war.<sup>1</sup> Als das Kloster niederbrannte, wurde es 1451 als «Propstei» mit der sundgauischen Cisterzienserabtei Lützel verbunden; seit 1464 versahen die Lützeler auch die Pfarrei.<sup>2</sup> Die weissen Mönche wirkten in Blotzheim mit grossem Segen und weitem Blick und brachten ihre erleuchteten Grundsätze bei den Bürgern bald zu allgemeiner Geltung. Als Pröpste wie als Pfarrer besass die Gemeinde meist Männer, die sich ebenso durch ihre Gelehrsamkeit wie durch ihren priesterlichen Geist auszeichneten.<sup>3</sup> Denn im Gegensatz zu vielen anderen Klöstern des Elsasses stand bis zur Revolution das regulare Leben in Lützel in nicht geringer Blüte.<sup>4</sup>

Eben Ende 1788 hatte die Seelsorge in Blotzheim ein junger Ordenspriester angetreten, welcher durch seine Heiligkeit und durch seine standhafte Priestertreue zu den Sternen des Elsasses gerechnet zu werden verdient, P. Bernhardin Juif, der bald allen Stürmen der Revolution trotzen und seine Herde sieben Jahre lang durch das Feuer der Verfolgung führen sollte.<sup>5</sup> Die Seele des Dorfes aber war damals noch nicht er, sondern P. Humbert Barth, seit 1783 Propst und dem Titel nach auch Pfarrer, der später ebenfalls den Eid verweigerte und daher verbannt wurde.<sup>6</sup> Als Augenosse und Mitglied der Munizipalität nahm er fleissig an allen Sitzungen teil und seine Mitbürger schätzten ihn als klugen Ratgeber.<sup>7</sup>

In ihm haben wir wohl den geistigen Vater unserer Artikel zu erblicken, obschon er oder gerade weil er dieselben nicht mit den übrigen Bürgern unterschrieb, da wir anderer-

---

<sup>1</sup> Schoepflin, Als. diplom. II, n. 643 Urk. von 1267; Bezirksarchiv Lützel 34—36; Klosterarch. Basel, Blotzheim.

<sup>2</sup> Bezirksarchiv Lützel 37—39; Urbarium der Probstei Blotzheimb (Gemeindearch. Blotzh.); Miscellanea Luciscellensia I, S. 240, 380 ff. (Universitätsbibliothek Basel).

<sup>3</sup> Als Pfarrer der Theologe Deluce, der heiligmäss. Pastoralmediziner Frowin de Polletier, der spät. Abt Girardin u. s. w.; als Pröpste die spät. Aebte Sapper, Schaller, Tanner, P. Ign. Beck u. s. w. (Urbar, Miscellanea und Bezirksarchiv). Vergl. Ingold, Alsatia sacra II.

<sup>4</sup> Vergl. das Mémoire, welches Lützel 1790 an die Nationalversammlung richtete, und Schwarz, Gesch. der berühmten Cisterzienserabtei Lützel.

<sup>5</sup> Abgesehen von vielen biogr. Aufsätzen in Ms., Kalendern, Heiligenleben und Geschichtswerken hat P. Juif allein im Jahre 1897 zwei ausführl. Lebensbeschreibungen erhalten.

<sup>6</sup> Vergl. meine Schrift Ein Apostel des Sundgaus, P. Bernhardin Juif, der Pfarrer von Blotzheim, S. 53, 131.

<sup>7</sup> Vergl. die Unterschriften im Deliberationsregister und im Protoc. du comté de l'Aw.



seits seine Unterschrift unter dem Beschlusse finden, von dem das Memorandum ausgegangen ist. P. Humbert war es auch, der in derselben Versammlung an erster Stelle zu einem der drei Abgeordneten gewählt wurde, welche die Gemeinde zur Distriktversammlung nach Belfort schickte.<sup>1</sup> Schon im November des vorhergehenden Jahres hatten die bürgerfeindlichen Beamten den beliebten Pater als den hinterlistigen Anstifter des Widerstandes der Augenossen denunziert; tief beleidigt hatte er sich von den Beratungen zurückgezogen. Doch die Munizipalität ruhte nicht eher, als bis der Syndikus den Propst bestimmt hatte, sie wiederum mit seiner Gegenwart zu beehren, die ihr absolut notwendig sei. Zugleich stellte sie seiner Tüchtigkeit das rühmlichste Zeugnis aus: mit Zustimmung der Regierung habe er ihren Wünschen nachgegeben und im Rate den Pfarrer ersetzt; seither habe man in ihm nur Weisheit, Gerechtigkeit und den uneigennützigsten Eifer für die Interessen der Gemeinde gefunden, aus seinem Munde nur heilsame Ratschläge vernommen, für den Gehorsam und die Achtung gegenüber der Regierung, für die Aufrechterhaltung des gegenseitigen Einklanges und des Friedens mit den Gemeindebeamten, für Billigkeit und Mässigkeit in allem.<sup>2</sup>

Das wertvolle Schriftstück, das uns im Deliberationsregister aus der schönen Hand des Syndikus Schermesser überliefert ist,<sup>3</sup> legt ein hervorragendes Zeugnis ab für das redliche Reformstreben, den freien Blick und die hohe Bildung der Absender und seines Verfassers, für ihr Verständnis der Zeitlage und Bedürfnisse, das allerdings durch einen etwas utopischen Idealismus getrübt wurde, für die grossen Hoffnungen, die sie auf die neue Ordnung setzten. Abgesehen von ihrer feindseligen Stellung gegen die Zünfte verdienen die Klagepunkte auch die Würdigung des Sozialpolitikers und des Wirtschaftstheoretikers. Der Reihe nach empfehlen sie die Steigerung der Gewalt der Munizipalität, zu deren Gunsten sie die radikale Verdrängung der alten Faktoren herbeiwünschen, die Abschaffung des Strassengeldes, die Zurückerstattung der Waldrechte, die Wiederherstellung der Macht des Pfarrers, die Allgemeinheit und Unentgeltlichkeit des Schulbesuches, die Gründung eines Kollegiums im Sundgau, die Beibehaltung der Klöster, die Abschaffung gewisser Institutionen, die Errichtung von Dorfmärkten, die

<sup>1</sup> Deliberationsregister 1788/89, S. 34 ff.

<sup>2</sup> Protocole du comté de l'Aw 1789—1792 (Privatarch. L. Peter), Sitzung vom 22. Nov. 1788.

<sup>3</sup> Deliberationsregister der Munizipalität von 1788—1789, S. 30—34 (Papierheft von 56 nummerierten Blättern im Privatarchiv L. Peter Blotzheim).

Herabsetzung der Gerichtskosten, die Verminderung der herrschaftlichen Gefälle, die Gleichförmigkeit von Mäss und Gewicht und die Einführung einer Dorfmiliz.

Am 21. März versammelte sich also auf dem Gemeindehause, berufen vom Vogt Herzog, gemäss königlicher Verordnung «nicht nur die Munizipalität, sondern auch die ganze Gemeinde des Fleckens Blotzheim», um das Dekret des Königs über die Reichsversammlung zu vernehmen, die Klagepunkte aufzusetzen und zur Wahl der drei Stellvertreter zu schreiten.<sup>1</sup> Folgende «Klagepunkte oder Beschwerden», getragen von 104 Unterschriften, wurden einzugeben beschlossen.

Untertänigste  
Vorstellungen und Bemerkungen  
der Gemeinde  
des Fleckens Blotzheim  
im Oberen Elsass  
des Distrikts von Hünigen<sup>2</sup>  
an die allgemeine Reichs-Versammlung.

Die zufolge königlicher Verordnungen den 21. Merz 1789 auf dem gemeinen hauss versammelte Gemeind des Fleckens Blotzheim, um denen gutthätigsten Absichten des christlichsten Königs, der alle seine unterthanen ohne unterschied, ihre allgemeine und besondere anliegen, Beschwerden und Begehren durch ihre erwählte Stellvertreter bey der nächsten Reichs-Versammlung Ihrer Majestät vortragen zu lassen, so väterlich einladet, mit ehrfurchtsvollster Erkenntlichkeit zu entsprechen, hat nach reifer überlegung alles dessen, was vorzustellen und zu erbitten wär, einhellig beschlossen, der wahrhaft patriotischen öffentlich verlessenen und ausgelegten Vermahnung der Zwischenkommission von Strasburg unterm 25. letzteren Hornungs, nach ihrem ganzen inhalt ohne ausnahm einigen Artikels beyzufallen und anzuhängen, jedoch mit nachstehndem Zusatz als —

Erstlichen dass die Municipalitäten,<sup>3</sup> derer nutzbarkeit

<sup>1</sup> Deliberationsregister S. 30.

<sup>2</sup> Schon 1787 waren die Distriktversammlungen geschaffen worden; zu den sechs Distrikten des Elsasses gehörte auch Hünigen. (Frayhier, Hist. du clergé cathol. d'Als.: Avant la révolution; Tschamber, Gesch. der Stadt Hünigen.)

<sup>3</sup> Die Munizipalverwaltung (12 Munizipalitätsmitglieder, worunter Syndikus und Pfarrer) wurde durch die Verordnung vom 12. Juli 1787 an Stelle der Geschworenen in den Gemeinden eingeführt (vgl. Véron-Réville, Hist. de la révol. franç. dans le H.-Rhin; Strobel, Vaterländ. Gesch. des Elsasses XXVI). In Blotzheim 1. Versammlung am 10. Aug. 1788.

disse ganze gegend täglich erfahret, nicht nur aufrecht gehalten, sondern ihnen auch eine gewisse gewalt und ansehen, ohne welches sie nur dem gespöht ausgesetzt sind,<sup>1</sup> in denen gemeinden keinen nutzen schaffen können und deswegen auf dem jetzigen fuss nicht bleiben wollen. Die kleine polizey, welche die Regierende Burger- oder stättmeister in denen Stätten des Elsasses zu verwalten haben,<sup>2</sup> und auch die Verrichtungen des Gescheids oder feldgerichts,<sup>3</sup> zu Vermeidung vieler unordnungen, missverständnissen und weitläufigen kösten, die schon durch eine Anweisung der Elsässische Zwischenkommission anvertraute Vertheilung, Einnahm und liefferung der Herrschaftlichen gefäll und gebühr;<sup>4</sup> die Verwaltung der Gemeind-Einkünften und Waldungen unter aufsicht der Landstände und nach ihrer Verordnungen;<sup>5</sup> wie auch die Macht, die nöthige nicht über 50  $\%$  steigende Reparationen an denen Kirchen, gemeinen Häusern, Brunnen, brücken, steegen ohne weitere Bevollmächtigung machen zu lassen,<sup>6</sup> übergeben; auch ein jedes

---

<sup>1</sup> Dies war speziell in Blotzheim der Fall (vgl. die Massregeln vom 19. Okt. 1788 Deliberationsregister S. 8).

<sup>2</sup> Ueber die Stett- oder Bürgermeister der kaiserl., königl. und Landstädte des Oberelsasses Loyson, La H.-Als. à la veille de la révol. (Rev cath. d'Als. 1885 avril). In den Landgemeinden war die innere Polizei das einzige Recht, das auch nach 1787 (Règl. vom 12. Juli) den Vögten und dadurch den Herren verblieben war. (Loyson, l. c., p. 128 u. 141). Auch in Blotzheim hatte nach dem Urbar von 1568 der Vogt «die kleinen Unrecht», Vogt und Geschworene besaßen nur ein beschränktes Strafgebot (Bezirksarchiv, d'Anthès 16).

<sup>3</sup> Während Syndikus und Munizpalität gewählt wurden, geschah die Bildung des «Gerichts», eines Bürgerausschusses, durch Ernennung und Selbstergänzung; im Hüniger Distrikt bestand dafür das aus Vogt und geschworenen «Bereinrichtern» zusammengesetzte «Gscheid» (Loyson, l. c. 1885 mars). Gerichtsurkunden dieses wirtschaftl. Instituts im Gemeindearchiv Blotzheim.

<sup>4</sup> Durch die Edikte von 1787 war auch diese Funktion den Schultheissen und Gerichten zu Gunsten der Munizpalitäten entzogen worden (Loyson l. c.). Vorher besorgte in Blotzheim wie im ganzen Elsass die Verteilung das Bereingericht, die Einnahme der herrschaftl. Receveur; nach dem Urbar von 1568 der genossenschaftl. Heimbürger.

<sup>5</sup> Auch dazu war schon der erste Schritt damals getan (Loyson l. c.); tatsächlich erliess von der Revolution an und schon 1789 die Munizpalität die Almend- und Waldordnung (vgl. das Deliberationsregister). Diese autonome Selbstverwaltung bestand in der Markgenossenschaft des früheren Mittelalters unter den Zwölfen (Urkunde von 1299 Bezirksarchiv Lützel 36, 1); im 18. Jahrhundert hatten die Verwaltung Vogt, Einnehmer und Geschworene, in Konkurrenz mit dem Heimbürger; über den Konflikt zwischen dem herrschaftlichen und dem bürgerlichen Element hinsichtlich der Au ist oben gehandelt.

<sup>6</sup> Vorher Sache von Vogt und Geschworenen, für landwirtschaftliche Dinge die des Heimbürgers.

Mitglied der Municipalität aus dem Bürgerstand, mit einbegriff des Schreibers, von der Wache und dem gemeinen Werk befreyt,<sup>1</sup> und eine Besoldung der ausserordentlichen Mühewaltung an denen Werktagen vestgesetzt werde.

Zweytens dass das unerträgliche Strassen-geld<sup>2</sup> wiederum abgethan, und jeder gemeind ihr antheil an denen Landstrassen in der Nähe ausgesteckt werde, welchen sie in bestem stand zu erhalten besorgt seyn wird.

Drittens dass das Elsas an jenen Staats-schulden, welche vor Vereinigung desselben mit der französischen krone gemacht worden waren, nichts zu zahlen habe.<sup>3</sup>

Viertens dass jeder Gemeinde ihr entzogener theil an der königlichen Waldung des Oberen Elsasses, die Hart genannt, mit allen alten Rechten darinnen zurückerstattet werde.<sup>4</sup>

Fünftens dass denen Pfarrherren eine gewisse gewalt zurückgestellt werde, den ungehorsam und die ausgelassenheit der jugend mit bescheidenheit zu bestraffen, damit demselben mit grösserer Ehrfurcht und unterthänigkeit begegnet werde, und die gar zu gemeine meistens von der Grösse der Gerichtskosten herrührende unsträflichkeit des lasters, wenigstens in etwas ein end gemacht werde.

Sechstens dass in allen orten, wo es immer möglich seyn wird, denen schuhlmeister eine kleckende Besoldung ausgeworfen werde, damit alle sowohl reiche als arme Kinder

---

<sup>1</sup> Zum Wachdienst, der auf eine alte öffentliche Freienpflicht zurückgeht, war die ganze Gemeinde in sogenannte Rotten geteilt (vgl. die Notiz des Pfarrers Seb. Hornnickel im Taufbuch von Blotzheim). Zum gemeinen Werk gehören die herrschaftlichen Frohndienste und die Gemeindeleistungen (Urbar von 1568: Bezirksarchiv, C 768).

<sup>2</sup> Als Weggeld musste jeder Wagen, der Bartenh. passierte, einige Pfennige zahlen, die zur Hälfte an die Herrschaft Landser, zur Hälfte an die Gemeinden des Amtes fielen, zum Unterhalt der Landstrasse (Bezirksarchiv E, Herwarth L. 2 n. 1, 5).

<sup>3</sup> Es war dies eine der lebhaftesten politischen Kontroversen, welche sich an die Ausführung des westfälischen Friedens anschlossen, und sie spielte auch nachher noch eine bedeutende Rolle.

<sup>4</sup> Im früheren Mittelalter besaßen die angrenzenden Gemeinden volles Nutzungsrecht in der Hart, deren Markgenossenschaft sie bildeten (vgl. Urkunde Heinrichs IV. von 1004 Trouillat, Monum. de l'anc. évêché de Bâle I 189). Die Landesherren wussten ihnen aber ein Recht um das andere zu entwinden, und im 16 Jahrhundert besaßen die «Hartgenossen» nur noch Dürholz und Eichelrecht (Urkunde von 1545 im Gemeindearchiv Blotzheim, Urbar von 1568 im Bezirksarchiv C 768, 815, 820). Eine königliche Ordonnanz hob die meisten Rechte auf, erst 1728 wurde das Weiderecht anerkannt (Mémoire von Onimus in der Stadtbibliothek Kolm.). Vgl. mein Werk, Ursprung und Entfaltung des habsburgischen Rechte im Oberelsass, 124 ff. 225 ff. 242.



ohnentgeldlich unterwiessen werden mögen; dass aber auch durch ein neues geboth denen Eltern, unter gewisser unnachlässiger von denen Kirchmeyer zum nutzen der kirche einziehender Straffe eingeschärft werde, ihre kinder fleissig in die schuhl und in die Christliche Lehre zu schicken.<sup>1</sup>

Siebentens dass dem Sundgau auch ein Collegium zur unterweissung der jugend gegönnet, die in denen Kayserlichen Staaten mit trefflichen erfolg übliche Normal-schuhle<sup>2</sup> in allen Pfarreyen des Elsasses eingeführt und die schuhlmeister darinn ohnentgeldlich unterrichtet werden; welches alles ohne kosten des Königs und des Landes bewerkstelliget werden könnte, wenn folgender Vorschlag begnemmiget und vollzogen würde.

Im Elsass befinden sich nur drey Collegien, als eines in Colmar, das andere in Strasburg und dritte in Molsheim; dieselbe sind mit Weltpriester besetzt, derer kost und bestallung sehr hoch zu stehen kömmt, und denen nach gewissen jahren des Professoriats ein Leben längliches gehalt bestimmt ist.<sup>3</sup> Wenn nun in diessen reichgestifteten und [mit] weitschichtigen gebäuw versehenen Collegien, klostergeistlichen zu Professores aufgestellt würden, welche Summen würden nicht in jedem jährlich erspartet werden? solchen geistlichen brauchten auf den kopf jährlich auf's Höchste 500 g bezahlt zu werden, darmit sie gemeinschaftlich unter einem Obern ihres ordens ehrlich leben könnten. Der obere wäre zugleich der Aufseher oder Prefect der schuhlen und müsste die stelle eines kranken und abwesenden Lehrers vertreten; er würde seine untergebene wie auch die Schühler in guter Zucht halten; die Professoren

---

<sup>1</sup> Bisher war der Volksschulunterricht fakultativ und entgeltlich gewesen; der Schulmeister war Kirchenbeamter (Bezirksarchiv, Lützel 40, 11). Bei Gelegenheit der Stiftung der Au erhielt er neue Einkünfte gegen die Unterrichtung der ärmsten Kinder (Brief Holls bei Horrer l. c.), und 1789 wurde auch der Tugendpreis in diesem Sinn verwandt (Protoc. in comté de l'Aw 1788-92). Unentgeltlich wurde der Schulbesuch erst nach Vermehrung der Gemeindecinkünfte durch die Einverleibung der Au.

<sup>2</sup> Es sind die österreichischen Lehrerseminare gemeint, die Abt Felbiger von Sagan († 1788) von 1774 an nach dem Muster seiner 1765 in Breslau gegründeten Normalschule in den kaiserlichen Ländern einrichtete. Vergl. die von ihm ausgearbeitete «Allgemeine Schulordnung für die deutschen Normal-, Haupt- und Trivialschulen» und sein Methodenbuch für Lehrer der deutschen Schulen. 1775. Im Elsass fehlten zu jener Zeit ähnliche Anstalten noch vollständig. In Blotzheim wurde der Schulmeister nach einer Prüfung vom Lützeler Abt kontraktmässig angestellt.

<sup>3</sup> Es waren das Jesuitenkolleg von Molsheim und die königl. Kollegien von Strassburg und Kolmar, deren Leitung nach Aufhebung des Jesuitenordens Weltgeistlichen übergeben worden waren. Vergl. Ch. Pfister, *L'Alsace sous la domination française*, Nancy 1893, p. 13 und die Arbeiten von Gény über die elsässischen Jesuitenschulen.



würden sich weder durch die Menschen-furcht noch durch eine zage Willfährigkeit gegen kinder, von derer Elteren gute Pfründen oder wenigstens starke Empfehlungen dafür zu hoffen sind, von treulicher Verrichtung ihres Amtes abhalten lassen; ihre eifersucht würde einzig dahin zielen, dass sie der Religion rechtschaffene Christen, dem König getreue unterthanen, und dem Land in allen sachen nützliche mitbürger bilden möchten.

Solten etwann die verschiedene klöster des Elsasses nicht lehrer genug verschaffen können, so dörfte nur denen im Strasburger Bissthum wohlbekannte Vätern der Frommen Schuhlen, die in Rastatt ein Collegium, so der gewöhnliche wohnsitzes ihres P. Provinzials ist, rühmlichst versehen,<sup>1</sup> ein wink gegeben werden: eilends würden sie tüchtige französisch gesinnte Männer abschicken, wenigstens ein Collegium zu besetzen, bis sie innerhalb wenig jahren die nöthige anzahl für die übrige und endlich für eines im Sundgau zu errichtendes würden gepflanzt haben. Diesse schwarzgekleydete, Chorfreye und dem Bischoff unterworffene Väter, derer erbauliche sitten, wissenschaft und gesunde lehre ihnen in sehr vielen Staaten Teutschlands sonderbar in denen kayserlichen grosses ansehen erworben, sind durch ein Viertes gelübd verbunden, die kinder im lessen, schreiben, im Christenthum, in verschiedenen sprachen, in allen wissenschaften zu unterrichten. Ihre Regel verbietet ihnen, liegende güter zu besitzen, und hält sie an, auf den ersten befehl des Landesherrn ohne weigerung das Collegium zu räumen.<sup>2</sup> Sie begnügen sich mit einem gehalt unter 500  $\text{g}$  auf den Mann; mit der, wohnung, die ihnen unterhalten, oder für dero unterhaltung eine bestimmte Summe zugegeben wird; mit einem ihnen höchstnöthigen garten, den sie durch ihre leyen-brüder, für derer unterhalt nichts besonders zu zahlen ist, pflanzen lassen. nebst diessem sind sie eifrig im predigen, im Christenlehre-halten, im beicht-stuhl, wo sie denen besten Grundsätzen der Gottesgelehrtheit<sup>3</sup> folgen, und in besuchung der kranken, zu denen sie beruffen werden. Sie nehmen auch,

---

<sup>1</sup> Die frommen Schulen hatte Joseph Calasanz in Rom, der Gründer des Piaristenordens, für den unentgeltlichen Unterricht armer Kinder in den Städten gegründet. Sie verbreiteten sich nicht minder nach Deutschland und Oesterreich und nahmen bald auch den höheren Unterricht in die Hand.

<sup>2</sup> Vergl. die Ordensregeln der Piaristen, 2 Bde. bei Seyferth, Halle 1783 und 1784.

<sup>3</sup> Ohne Zweifel im Hinblick auf die auch vom Hofe verurteilte jansenistische Irrlehre, von der die ganze theolog. Literatur jener Tage, selbst das Werk des Pfarrers P. Deluce von Blotzh., angekränkt war (Hergentröther, Kirchengesch. III, 463 ff.).

wenn es ihnen erlaubt wird, kostgänger an, und erziehen sie trefflich wohl.

Was also in denen drey obgenannten mit Ordensgeistlichen besetzten Collegien erspart werden könnte, würde mehr denn kleckend seyn, ein neues in einer Stadt ohne besatzung oder in einem grosen flecken des Sundgau anzulegen und zu unterhalten, zum grössten Vortheil nicht nur der adelichen und der Stadtleuthen, sondern auch der ehrlichen Bürgern auf dem Land, die zur gebührenden Erziehung ihrer kinder mit beschwerlichen kósten dieselbe bishero weit von sich und sogar in die fremde haben entfernen und also beträchtliche Summen aus dem Lande schicken müssen.

Zugleich würden durch solche ersparung und durch die beysteuern von seiten der im Sundgau gelegenen ehemaligen Jesuiten-Häusser St. Morand, St. Ulrich und Oehlenberg,<sup>1</sup> mittel genug übrig bleiben, in allen vier Collegien alljährlich eine gewisse anzahl der schuhlmeister aus jedem amt des Elsasses zu versammeln, um sie nicht nur in der normal-schule, sondern auch in der Rechen- und Feld-messereykunst (darvon besagte Vätter der frommen schulen die ächte übung haben)<sup>2</sup> unterrichten und während ihrer lehrzeit, die nicht gar lang dauern würde, ohnentgeldlich ernähren zu lassen, vielleicht sogar ihnen die Reisskosten und jährliche besoldung zur ohnentgeldlichen unterweissung wenigstens in denen armen gemeinden zu zahlen.

Achtens dass alle Abteyen, Stifter und klöster beyden geschlechts, namentlich jenes der regulierten Chorherrn von Marbach bey Colmar,<sup>3</sup> als höchstnóthige Zufluchtsörter der ehrlichen burgers-kinder, der Handwerker und benachbarten Armen,<sup>4</sup> im ganzen Elsass mit allen ihren besitzungen und sonderbar mit dem Recht, die ihnen einverleibten Pfarreyen durch ihre Religiosen versehen zu lassen,<sup>5</sup> nicht nur beybehalten, sonder auch, zuzug der friedens-schlüss niemal in Commende zu fallen

---

<sup>1</sup> Vergl. Ingold, *Alsatia sacra*, 2 Bde. und Schwarz, *Populäre Kirchengeschichte*, 2. Bd.

<sup>2</sup> Vergl. die Regel a. a. O. Auch in Oesterreich hatte Pfarrer Kindermann, ein Schüler Felbigers, den Industrieunterricht mit dem Landschulwesen verbunden. Schon Felbiger hatte eine «Erkenntnis der Anwendung der verschiedenen Erdarten» zur Verbesserung des Ackerbaus geschrieben.

<sup>3</sup> Vergl. Ingold, Schwarz und Frayhier, *Histoire du clergé en Alsace avant, pendant et après la révolution*.

<sup>4</sup> Vergl. für diesen Punkt besonders das Memorandum Lützels an die Nationalversammlung. Lützel unterhielt 10 Handwerker, 80 Diener, 100 Tagelöhner, Hunderte von Invaliden und die Armen der ganzen Umgebung.

<sup>5</sup> Nicht zuletzt war wohl auch an die 15 inkorporierten Pfarreyen Lützels und speziell an Blotzheim gedacht (vergl. Schwarz a. a. O.).

versichert, wie auch für allzeit bevollmächtigt werden, ohne weitere Erlaubnuss, gleich nach dem Absterben oder Aufgeben ihrer Obrigkeit zur freyen wahl einer anderen in gegenwarth des Bischofs und zweyer Landes-häupter als königliche Commissär unter Vorsitzung ihrer höheren ordens-obrigkeit zu schreiten, jedoch mit dem beding, dass der Aufsatz der Commissär über die wahl, an Hoff abgeschickt und von ihm die bestättigung derselben, zur Handhabung der königlichen Rechten erhalten werde. Desgleichen dass in Zukunft denen Benedictiner- und Bernardiner Abteyen nicht mehr so starke Pressionen auferlegt, und dieselbe nur zum nutzen der königlichen Pfarrherrn, zu besoldung der schuhlmeister in denen armen gemeinden, zur steuer der kranken und nothleidenden etc. angewandt werden können.<sup>1</sup>

Neuntens dass die so unnützig als beschwehrliche Zünften der handwerker<sup>2</sup> und die aufsicht der Mareschause-Reutter über die Dorff-wache, das betteln sonderbar der ausländischen geistlichen und weltlichen, alle glücks-häffen, die unordnungen der wirthshäusser, die befreuyung der judenschaft vom frohnewachen und schier von denen königlichen auflagen und ihre wuchereyen durch behörige Verfügungen abgethan, und die Ausfurt alles holtzes aus dem land verbothen werde.<sup>3</sup>

Zehendens dass zwar die Ausfurt des getreids, so lang sie dem Land nachtheilig seyn wird, verbothen, der getreidhandel aber in kleinem innerhalb der ortschaften freybleibe, indem es jedermann sonderbar denen Armen über die massen schwer fällt, wegen einer geringkeit auf den markt zu gehen. Wenigstens sollten neue frucht-märk errichtet werden. Der Flecken Blotzheim wär eines der bequemsten orten darzu und hat desto mehr Recht einen Marck zu begehren,<sup>4</sup> indem derselbe jährlich Don gratuit bezahlt.<sup>5</sup>

<sup>1</sup> Gegen sie war schon längere Zeit eine Bewegung im Gange; schon Turgot (1776) hatte sie zu Falle gebracht, was indes in weiten Kreisen Unzufriedenheit erregte.

<sup>2</sup> Das gilt namentlich für Lützel, wie man dem Memorandum, das die Abtei 1790 an die Nationalversammlung einreichte, entnehmen kann. Vergl. Schwarz, Geschichte der berühmten Cisterzienserabtei Lützel. S. 41 ff. Dies lässt uns ebenfalls auf P. Humbert als den Verfasser schliessen.

<sup>3</sup> Dieses uralte markgenossenschaftl. Verbot galt für die Hart (vergl. die Hartordn. von 1543 Innsbr. Pestarch. XIV, 491) und die Au (Ürk. von 1543 im Gemeindecarch. Blotzh.), wurde aber von den Beamten öfters missachtet.

<sup>4</sup> Darum wurde auch einige Jahrzehnte später auf Bitten der Gemeinde der Markt gewährt, der jetzt noch besteht, allerdings nicht mehr als Fruchtmarkt.

<sup>5</sup> 1765 schon figurierte Blotzh. als Flecken (bourg) bei der Verteilung des königl. don gratuit, das den Städten und Flecken aufgelegt

**Eilffftens** dass dem neu aufzusetzenden bürgerlichen und peinlichen gesetzbuch eine unveränderliche Tax der Gerichtskosten und der geldstraffen zugesetzt und in allen orten kundgemacht werde, als welche so überschwenklich sind, dass sie nimmer können übertragen und mit stillschweigen übergangen werden.

**Zwölfften** s dass die herrschaftliche Rechte und gefäll in geld überall auf einen billigen fuss für alle Zeit vestgesetzt werden, damit ihre Verpachter oder schaffner durch übertriebene forderungen die unterthanen nicht mehr so leicht drücken und aussaugen können.<sup>1</sup>

**Dreyzehndes** dass im ganzen Elsas die im gewerb so beschwerliche ungleichheit des gewichts und maasses <sup>2</sup> abgeschafft und eine vollkommene gleichförmigkeit im gewicht und maass aller gattungen eingeführt werde.

**Vierzehndens** dass zu Ersparung grosser und unnütziger kösten eine bessere ordnung mit dem militzen-spielen gemacht und deswegen aus denen knaben jeder gemeinde eine verhältnissmässige anzahl der militzen durch die gewöhnliche Polizeybeamten des orts mit zuziehung der municipalität jährlich gezogen, und für derselben Sold, so lang sie nicht in einer Besatzung, sondern in ihrem ort sich aufhalten, nichts bezahlet werde.<sup>3</sup>

Also beschlossen und unterschrieben von gesammter gemeind des obbesagten Fleckens Blotzheim, den Tag, monath und jahr wie obsteht.

Schermesser Sindic, Veltin kerber u. s. w.

---

wurde; durch die Patentbriefe vom 18. Juni wurde es mit der jährl. Kontribution von 130 Livres belegt (Horrer, Dict. hist., géogr. et polit. de l'Als. I, Bl.).

<sup>1</sup> Bisher war das droit de taille eine unfixierte Geldabgabe gewesen, welche die Herrsch. jährl. auf das Dorf legte; ebenso waren viele der anderen Gefälle fliessender Natur (Schlossarch. Blotzh., Etat des droits et revenus de la seign. de Bl. von 1720).

<sup>2</sup> Die Antwort des Magistrats von Münster an das Kolmarer Bureau lehrt, wieviel Kopfzerbrechen es kostete, die einheimischen Pfennige, Batzen und Florin in die inkommensurablen Brüche des franz. Geldwertes umzurechnen (Hoffmann, Rev. cath. d'Als 1885, p. 55). Zu den Basler Steblern. Schill. und Gulden des Mittelalters waren noch Groschen, Plappert, Rappen, Vierer, Taler, Rhein- und Reichsgulden, Kronen, Dicken, Dukaten u. s. w. gekommen (vergl. Wurstisen, Ochs und Mone, besond. Hanauer, Les monnaies de l'Als.).

<sup>3</sup> Dieser Gedanke wurde später durch die Nationalgarde verwirklicht, die in den elsässischen Dörfern und auch in Blotzheim bis zum deutsch-französ. Kriege als Bürgermiliz der Gemeinde unter staatlicher Kontrolle bestanden.

## IX.

# Klebererinnerungen und die Ergebnisse der neusten Forschungen über den General.

Von

**Hans Klæber, Oberstleutnant a. D.**

(Zum 9. März 1903, der 150. Wiederkehr des Geburtstages des  
General Klebers.)

Nach dem Erscheinen meines Werkes «Leben und Taten des französischen Generals Jean Baptist Kleber» im Jahre 1900 zur hundertsten Wiederkehr seines Todestages habe ich die Forschungen über den seltenen Mann unaufhörlich fortgesetzt, und es ist mir gelungen, noch einzelne Erinnerungen an ihn aufzufinden, sowie über manches, worüber bis jetzt noch Unklarheit herrschte, Licht zu schaffen. Es sei mir gestattet, zum heutigen Tage darüber das Nachstehende niederzulegen.

Das unruhige Leben des Generals hat es mit sich gebracht, dass die Spuren, die er zurückgelassen hat, über weite Länder zerstreut sind, und der Umstand, dass Kleber direkte Nachkommen nicht hat, ist die Veranlassung, dass ein Mittelpunkt fehlte, wo kleinere Andenken an den General zusammengehalten wurden. Die umfangreiche Alsatia-Sammlung des Herrn Ferdinand Reiber zu Strassburg, die vieles auf Kleber bezügliches enthielt, ist im Jahre 1896 laut letztwilliger Verfügung des Erblassers meistbietend versteigert worden, sodass auch die darin befindlichen Klebererinnerungen in alle Winde zerstreut worden sind. Die Möglichkeit einer auch nur annähernd genauen Uebersicht von dem zu geben, was noch an den General er-



innert, fehlt daher. Immerhin rechtfertigen die uns erhaltenen Erinnerungen wohl eine Betrachtung:

Wie bekannt, wurde der General Kleber, am 14. Juni 1800 in Kairo ermordet.

Der Schauplatz des Meuchelmordes war ein Laubengang, der das Hauptquartier des Generals mit der Wohnung seines Generalstabschefs, des Generals Damas, verband. Beide Gebäude standen, wie noch mehrere andere zum Hauptquartier gehörige Häuser, in einem umfangreichen Garten an dem damals noch ganz schattenlosen Esbekija-Platze, der jetzt mit seinen tropischen Gewächsen, seinen Springbrunnen und Kiosken aller Art, sowie seinen täglichen Militärkonzerten eine Hauptsehenswürdigkeit der Stadt ist. Auf der Stelle des damaligen französischen Hauptquartiers steht jetzt das grösste und schönste Hotel Kairo's, das «Hotel Stephard». In seinen herrlichen Gartenanlagen sieht man noch heute eine alte, gewaltige Sykomore, in deren Schatten Kleber nach den Anstrengungen des Dienstes häufig ausgeruht haben soll. Der Baum ist in Kairo unter dem Namen «Kleberbaum» bekannt und steht so nahe dem die Gärten des Hotels vom Esbekija-Platze trennenden Eisengitter, dass er jedem Vorübergehenden sichtbar ist. Fälschlicher Weise verlegt der Portier des Hotels neben manchen sonstigen Anekdoten auch den Tod Klebers unter diesen Baum.

Ausser diesem «Kleberbaum» gibt es in Kairo noch das dort allgemein bekannte «Kleberhaus» (auf S. 301 meines oben genannten Werkes bereits kurz erwähnt). Es ist noch dasselbe, welches Bonaparte dem General als «Dank der französischen Nation» schenkte nach seiner Rückkehr aus Syrien. Kleber hatte dieses Haus vor dem Aufbruch nach Syrien bereits bewohnt, sehr wahrscheinlich mit dem General Cafarelli zusammen und hatte dasselbe, sowie den kleinen an das Haus stossenden Garten vielfach verschönt. Es hatte bis zum Einrücken der Franzosen in Kairo einem der damaligen Todfeinde derselben, dem Mamelukenführer Ibrahim Bey gehört und war also wohl für die Republik konfisziert worden, sodass Bonaparte darüber verfügen konnte. Da der General Cafarelli vor Akka gefallen war, so wurde Kleber nunmehr durch Bonapartes Schenkung am 28. Juni 1799 alleiniger Besitzer des Hauses. Bewohnen konnte er dasselbe zunächst nicht, da seine Division in Damiette und Mansura stand. Erst nachdem Bonaparte Aegypten am 23. August verlassen und Kleber am 1. September als Oberbefehlshaber in Kairo eingezogen war, konnte er es benutzen, wenn er nicht im Gebäude des Hauptquartiers wohnte. Auch dieser Zustand dauerte nur bis zum 19. März 1800, dem Ausmarsch der Truppen zur Schlacht bei Heliopolis. Da während dieser Schlacht

in Kairo der (zweite) Aufstand ausbrach, wobei das Hauptquartier stark beschädigt wurde, so nahm Kleber seine Wohnung während der Niederwerfung desselben und auch nachher in Gizeh, also auf dem andern, dem linken Ufer des Nil. Denn das ihm von Bonaparte geschenkte Haus lag inmitten des Araberviertels, innerhalb eines ganz unglaublichen Gassengewirrs, aus dem bei etwa abermals ausbrechenden Unruhen eine Rettung unmöglich gewesen wäre. Es liegt abseits der die Araberstadt vom Esbekije-Platze aus in südöstlicher Richtung durchschneidenden Hauptverkehrsader, der sogenannten «Muski». Hat man diese bis über den sogenannten «Rond Point» passiert, so verfolgt man eine nach rechts abzweigende Seitengasse, die mehrfache Ecken und Winkel bildend, endlich auf einen kleinen Platz führt, an welchem das Haus steht. Ohne ortskundige Führung ist dasselbe kaum aufzufinden. Auch ich habe es nur mit Hilfe des Herrn Apotheker Kaiser gefunden, dessen Offizin in der Muski, in der Nähe des Rond Point, sich befindet. Das Kleberhaus gehört jetzt einem Grosskaufmann, der einen Teil der Räume zu Warenlagern benutzt, während in dem übrigen noch vor einigen Jahren der deutsche Klub seine Versammlungen abhielt. Das Innere dieser Räume, sowie das Aeussere des Hauses und seines Gartens lässt noch deutlich die Einrichtung eines vornehmen Türkenhauses erkennen.

Ausser Kairo ist es nur Belfort, wo sich das Haus, in welchem Kleber während des grössten Teils seines Aufenthaltes gewohnt, hat feststellen lassen. Auch finden sich in und bei Belfort zahlreiche Erinnerungen an ihn, den damaligen Baumeister, die in meinem oben genannten Werke bereits Erwähnung gefunden haben.

In seiner Vaterstadt Strassburg weiss man bekanntlich nicht einmal sein Geburtshaus. Dagegen steht es fest, dass Kleber seit seinem 8. Lebensjahre im Hause zum Büredanz im damaligen «Grünen Bruch» jetzt Kleberstaden aufwuchs. Im Jahre 1761 heiratete bekanntlich Klebers Mutter, die seit 1756 Witwe war, zum zweiten Mal und zwar den Zimmermann (Bauunternehmer) Johann Martin Bürger, der dieses Haus bewohnte, sodass es nunmehr auch den Aufenthalt des kleinen Jean Baptist wurde. Dieser Umstand in Verbindung damit, dass Kleber vermutlich später selbst Besitzer dieses Hauses war, hat zu der, von mir in meinem Werke schon erwähnten irrtümlichen Annahme geführt, dass er in diesem Hause auch geboren wurde.

Da es gelungen ist, in dieser Häuser- bzw. Besitzfrage der Familie Bürger-Kleber noch einiges zu ermitteln, so sei die ganze Angelegenheit hier nochmals im Zusammenhang behandelt :

Der Stiefvater Klebers, Johann Martin Bürger, besass ausser dem Hause zum Büredanz noch das Haus zum «Goldenen Anker» auf dem damaligen Faubourg de Saverne (jetzt Kronenburger Vorstadt) Nr. 16, und den engländischen Hof, ein Landhaus in der Gemarkung Bischheim bei Strassburg. Nach seinem schon 1764 erfolgten Tode erhielt seine Ehefrau, Klebers Mutter, eines dieser Häuser, während die übrigen wohl an die Kinder aus der ersten Ehe, nämlich den Architekten Franz Martin Bürger und die seit 1761 mit einem gewissen Anton Fink zu Strassburg verehelichte Maria Magdalena Bürger fielen.

Welches der drei Häuser Klebers Mutter zufiel, ist zwar nicht mit voller Bestimmtheit zu sagen. Es spricht aber folgendes dafür, dass es das Haus zum «Büredanz» gewesen sein wird:

1. Johann Martin Bürger wohnte, als er die Witwe Kleber heiratete, im Hause zum «Büredanz» und behielt mit seiner neuen Familie diese Wohnung bei. Es liegt daher nahe, dass er dieses Haus auch seiner Frau vermacht hat, um es ihr zu ersparen, nach seinem Tode die gewohnte Heimstätte zu verlassen.

2. Wegen der Miete für das Haus zum «Goldenen Anker» standen im Jahre 1771 die Erben Johann Martin Bürgers im Prozess mit einem gewissen Daniel Gross, der behauptete, er habe dieses Haus seiner Zeit von dem Erblasser gekauft. Das Haus zum Goldenen Anker gehörte somit nicht Klebers Mutter (allein), sondern den Erben des Verstorbenen. (Gross wurde übrigens mit seinem Einwande abgewiesen.)

3. Nach dem am 2. Oktober 1791 erfolgten Tode der Mutter beerbte diese als einziges überlebendes Kind, der spätere General Jean Baptist Kleber, damals Inspekteur der öffentlichen Bauten im Ober-Elsass mit dem Sitze in Belfort. Zu dieser Erbschaft gehörte auch ein Haus «in Strassburg». Es kann also die Mutter nicht den engländischen Hof allein besessen haben, denn dieser lag in Bischheim, nicht in Strassburg.

4. Der engländische Hof wurde im Jahre 1801, also nach Klebers Tode versteigert. Der im «Dekadenblatt» enthaltenen Versteigerungsanzeige zufolge wurden Nachgebote auf das Gut bei dem Friedensrichter des 4. Bezirks zu Strassburg (an dem Steingässlein, im Schlupf Nr. 5) bis zum 27. Vendemiaire (19. Oktober 1801) angenommen.

5. Sein «Haus in Strassburg» verkaufte Kleber bereits im Jahre 1795.

Es kann dieses sein Haus also kaum ein anderes gewesen sein, als das zum «Büredanz», während er bei den übrigen

zum Teil Mitbesitzer gewesen zu sein scheint, oder später geworden ist. (Vergleiche weiter unten.)

Nun nennt zwar Kleber selbst sein Haus in Strassburg «klein» (vergleiche Comte Pajol: Kléber sa vie etc. S. 161), während an Stelle des Hauses zum «Büredanz» später das stattliche Hecht'sche Haus entstand, welches seit 1871 den verschiedensten hohen Staatsbeamten als Wohnung gedient hat. Dieser scheinbare Widerspruch klärt sich aber auf, wenn man annimmt, dass das Haus zum «Büredanz» an sich zwar «klein» das zugehörige Grundstück aber umfangreich gewesen sein wird. Da nach Teicher: General Kleber ein Lebensbild S. 11, auf dem Grundstück, als es die Familie Knoderer, später Ratisbonne besass, eine Gerberei stand, so ist diese Annahme wohl berechtigt. Sie wird unterstützt durch den Umstand, dass der General Kleber, als er die französischen Truppen vor Mainz befehligte, im Winter 1794—95 — nachdem er von seinen sechs Pferden bereits drei infolge schlechter Unterkunft und Verpflegung in seinem Hauptquartier Ober-Ingelheim verloren hatte — seine noch übrigen drei nach Strassburg sandte und sie auf diese Weise rettete. Sicherlich hatte er von der Pflege im eigenen Stall diese Wirkung erhofft, so dass bei seinem «kleinen» Hause Stallung vorhanden gewesen sein wird. Wäre es Kleber nur darum zu tun gewesen, die Pferde in einem guten Stall unterzubringen, so hätte er sicherlich einen näheren Ort als Strassburg gewählt und vor allen Dingen einen solchen, der nicht wie dieses unmittelbar an der Landesgrenze lag, sondern nach dem Innern Frankreichs zu.

Wir glauben daher, mit ziemlicher Gewissheit annehmen zu dürfen, dass der General Kleber nach dem Tode seiner Mutter im Jahre 1791 Besitzer des Hauses zum «Büredanz» in Strassburg wurde und dies bis 1795 gewesen ist, wo er sein Besitztum verkaufte.

Aus der Tatsache, dass Kleber überhaupt Hauptbesitzer war, geht gleichzeitig hervor, dass er nicht, wie oft angenommen, zu den gänzlich unbemittelten Generälen der Republik gehörte, und es erklärt sich hierdurch leicht, dass er imstande war, sich nach seiner Verabschiedung im Jahre 1797 ein Landhaus in Chaillot einem damaligen Villenvororte von Paris, zu kaufen.

Nach Chaillot gelangte man von Paris aus, wenn man die rue de Chaillot entlang wanderte, die noch jetzt an den ehemaligen Ort mit ihrem Namen erinnert und die in ihrer ganzen Flucht unverändert geblieben ist. Sie endete damals auf dem Carrefour des batailles, an dessen Stelle heut die weit grössere Place de Jena liegt. Auf der andern Seite des Carrefoures begann die rue des batailles, deren erstes am Carrefour gelegenes



Haus die Villa Klebers war. Es war dasselbe, welches später der berühmte Sänger Delfarte (geb. 1806) bewohnte. Die rue des batailles lief im Zuge der jetzigen Avenue de Jena, quer durch die jetzigen Anlagen des Trocadero und dann im Zuge des jetzigen Boulevard Delessert weiter. Um die Erinnerung an Kleber in dieser Gegend der Stadt wach zu erhalten, erhielt eine, (allerdings auf dem anderen Ufer der Seine gelegene Strasse seinen Namen. Erst später, unter dem zweiten Kaiserreich, nachdem die den Place du Trocadero und die Place de l'Etoile verbindende unschöne Avenue de Longchamp gerade gelegt war, erhielt diese den Namen Avenue de Kléber. Sie ist eine der schönsten und vornehmsten Strassenzüge des heutigen Paris. Die frühere rue de Kléber heisst jetzt rue de la Fédération.

Wo Klebers feinstiges Anwesen in Chaillot verblieben ist, darüber konnte bisher nichts ermittelt werden. Vielleicht hat es der Vater des Sängers Delfarte von Kleber erworben. Dass der General sein Besitztum verkauft hat, bevor er im Jahre 1798 mit Bonaparte nach Aegypten ging, ist wohl anzunehmen. Die Kaufsumme hat er bei den damaligen sehr ungünstigen Zeiten und den traurigen Geldverhältnissen der Republik wohl kaum in Wertpapieren angelegt. Viel wahrscheinlicher ist es, dass er dieselbe an seinen Verwandten (Sohn seines Stiefvaters) Franz Martin Bürger gesandt hat, um sie zweckmässig zu verwalten. Vielleicht hängt hiermit die schon erwähnte Versteigerung des engländischen Hofes zusammen, dessen Flächeninhalt mit Klebers Geld vergrössert, oder dessen Ertragsfähigkeit u. s. w. unter Zuhilfenahme desselben verbessert worden sein mag. Ueber den Wert dieses Grundstückes und seine Beschaffenheit sagt die schon erwähnte Versteigerungsanzeige vom Jahre 1801 folgendes:

«Das letzte Gebot ist 90 000 Franken. Dieser schöne Landsitz ist in dem Bann zu Bischheim am Saum, eine Stunde von Strassburg gelegen, enthält 189 und einen halben Acker, ist gegen Morgen und Mitternacht durch die Ill eingeschlossen und mit einer Allee von 900 grossen und wohlgewachsenen Platanen besetzt, gegen Mittag und Abend zieht sich ein breiter Graben, der zu dem Gut gehört. Das Hauptgebäude ist eines der schönsten von beiden rheinischen Departementen. Die Gärten haben einen herrlichen Boden, sind auf eine angenehme Art abgeteilt und mit tragbaren Obsthäumen von erster Qualität besetzt.» In der Anzeige heisst es weiter, dass sich Kauflustige an das schon genannte Friedensgericht, an Herrn Bürger in der Regenbogengasse Nr. 20, oder an den Rechtsgelehrten Schwingdenhammer wenden können.



Woher das Gut seinen Namen «Engländischer Hof» bekommen hat, darüber sind die Ansichten geteilt. Einige sind der Meinung, dass der Kaufmann Robert Königsmann, dem der Hof zu Anfang des 17. Jahrhunderts gehörte und der auf ihm den ersten Tabak anbaute, zu welchem er den Samen aus England bezogen hatte, zu Erinnerung an dieses Ereignis ihm den Namen, gegeben hat. Andere behaupten, das Gut habe man erst einige Zeit später so genannt, als es einem Engländer gehörte, der wie nebenbei erwähnt sein mag, einer der Richter König Karls I. gewesen sein soll.

Von den Häusern, die dem General Kleber während seiner zahlreichen Feldzüge kürzere oder längere Zeit als Einquartierungsgast beherbergt haben und die ich in meinem Werke, so weit sie sich feststellen liessen, erwähnt habe, hat augenblicklich das Schloss des kleinen Fleckens Châteaugiron in der Vendée eine gewisse aktuelle Bedeutung erlangt. Der bei dem Ehezwist des sächsischen Kronprinzenpaares zu trauriger Berühmtheit gelangte Giron hat bekanntlich behauptet, er entstamme einer altadligen französischen Familie, womit er vermutlich die der Marquis de Château Giron gemeint haben wird. Kleber lernte diese Familie auf seinen Zügen durch das Land kennen und stand kurz vor seiner Abreise von Toulon nach Egypten mit einer Comtesse de Château Giron in sehr lebhaftem Briefwechsel. Von dem Schlosse sind heut nur noch Ruinen übrig.

Im übrigen dürfte es noch interessieren, dass der General als er während seines Zuges gegen den Pascha von Damaskus von Akka aus nach dem Jordan vorrückte, wiederholt in Nazareth und zwar im dortigen Franziskanerkloster in Quartier war; das Aeussere und Innere dieses Klosters hat sich seitdem fast gar nicht verändert.

Während aus Klebers Tätigkeit als Baumeister, wie ich in meinem Werke ausgeführt, eine grosse Anzahl Zeichnungen und Entwürfe zu Bauten bis auf uns gekommen sind, sind Handschriften von ihm nur noch sehr wenige vorhanden. Die Reibersche Alsaticasammlung besass davon nur drei, von denen die auf Seite 153 meines Werkes wiedergegebene sich in meinem Besitz befindet. Wohin die beiden andern gekommen sind, ist nicht bekannt. Eine derselben ist eine Einladung zum Diner nach Chaillot, die Kleber bei einem Freunde in Paris hinterliess, weil er denselben persönlich nicht antraf. Die andere ist ein von Kleber selbst aufgestellter Bedarfsetat seiner Division während des Krieges in der Vendée.

Bei seinen hervorragenden militärischen Eigenschaften ist es selbstverständlich, dass Kleber auch den einzigen Orden besass, den die Republik zu vergeben hatte, den «Ehrensäbel».

Er hat ihn indessen verhältnismässig spät erhalten, vermutlich weil er nicht nur mit den Machthabern in Paris zerfallen war, sondern sich auch mit seinem Obergeneral Jourdan nicht besonders stand. Erst Bonaparte hat ihm denselben verliehen, als beide sich bereits auf ihren Flaggschiffen befanden. Bonaparte sandte vom Bord des «Orient» den kostbaren Säbel an Bord des «Franklin» mit einem Schreiben, welches nur die wenigen Worte enthielt: «Ich bitte Sie, Bürger General, den Säbel, welchen ich sende, als ein Zeichen meiner Achtung und Freundschaft anzunehmen. Ich stelle nur die eine Bedingung, dass Sie sich desselben am Tage der Schlacht bedienen». Augenscheinlich hat Kleber diesen Säbel, wohl weil er ihm zu kostbar schien, nicht nach Egypten mitgenommen, sondern ihn zu seinen Verwandten nach Strassburg geschickt. Dort ist er, wie der elsässische Geschichtsforscher Pfarrer Rathgeber berichtet, später in der Stadtbibliothek aufbewahrt worden und mit dieser während der Belagerung Strassburgs im Jahre 1870 untergegangen. Dass der Säbel nicht mit nach Aegypten kam, geht auch aus dem hervor was General Ernouf in seinem Werke «Le général Kléber, Paris 1867» sagt: «Damas, der von Mainz bis Heliopolis in Klebers Umgebung (zuletzt sein Generalstabschef d. V.) und der Vollstrecker seines letzten Willens war, hat in Frankreich sein bescheidenes Vermögen auseinandergesetzt. (Augenscheinlich nur das aus Aegypten mit zurückgekommene). Das von ihm erbaute Haus (muss heissen: «umgebaute» d. h. das «Kleberhaus») fiel in die Hände der Engländer. Damas konnte nichts retten als eine kleine Anzahl von Geschenken, die von Kleber seit langer Zeit für seine alten Kameraden der Sambre-Maas-Armee zurückgelegt waren. Unter diesen Andenken befand sich ein Säbel mit Damaszener Klinge. Griff und Scheide von Silber. Er stammte aus der Schlacht am Berge Tabor und war für den General Ernouf (Vater des Biographen Klebers) bestimmt.» Des Ehrensäbels von Toulon geschieht also keine Erwähnung. Ob der aus der Schlacht am Berge Tabor stammende als Kriegsbeute anzusehen oder von Bonaparte als Ehrensäbel verliehen worden ist, darüber hat sich nichts ermitteln lassen. Während sich dieser Säbel im Jahre 1867 noch in der Familie der Grafen Ernouf befand, ist der gewöhnliche Dienstsäbel Klebers noch jetzt in Händen des Herrn Charles Reiber, in Wävre in Frankreich, der ihn im Jahre 1896 aus der Sammlung seines Bruders Ferdinand erstand.

In seiner Stellung als Oberbefehlshaber der Armee in Aegypten besass Kleber selbst das Recht, den Ehrensäbel zu verleihen, und es hat sich einer dieser Säbel bis heut erhalten. Er befindet sich im Besitz einer mit dem Herrn Professor

Dr. Herrmann, Assistenten beim kgl. Skulpturen Museum zu Dresden verwandten Familie, die in Magdeburg wohnhaft ist. Die Klinge dieses Säbels, nach ihrer Form zu schliessen, türkische Arbeit, trägt die Inschrift: «Le général en Chef Kleber à l'adjutant-général Devaux 10 brumaire an 8». Griff und Scheide sind nicht mehr ursprünglich, sondern ergänzt. Devaux, der während der Belagerung von Akka bereits wiederholt verwundet worden war, hatte sich am 10 brumaire (1. Nov. 1799) dadurch ausgezeichnet, dass er bei der durch die Türken beim Fort Lesbeth, in der Nähe von Damiette, versuchten Landung mehrere Fahnen eroberte, wofür ihn Kleber mit dem Ehrensäbel belohnte.

Im Jahre 1804 war Devaux Kommandant von Mainz, 1813 kämpfte er bei Lützen und Bautzen, und es scheint als wenn während dieser Zeit u. a. auch ein Leutnant Hildebrand bei ihm Adjutant gewesen ist. Jedenfalls ging der Ehrensäbel Devaux's, wohl nach dem im Jahre 1818 erfolgten Tode des Generals, in den Besitz eines Leutnant Hildebrand über, der ausweislich der kgl. preuss. Rangliste im Jahre 1817 als ältester Sekondleutnant im 10. Husaren Regiment erscheint. Das Regiment stand in der Provinz Sachsen unter andern mit einer Schwadron in Schöneburg bei Magdeburg. Nachdem Hildebrand, der inzwischen in seinem Regiment zum Major aufgerückt war, im Jahre 1850 seinen Abschied als Oberstleutnant genommen hatte, verkaufte er den Ehrensäbel Devaux's an die oben erwähnte Familie in Magdeburg.

Wie in meinem Werk erwähnt, besass der General Kleber die Porträts einer grossen Anzahl seiner Waffengefährten. Hieraus erwuchs ihm selbstverständlich die Pflicht, auch seinerseits diesen sein Konterfei zu senden. Die meisten zu diesem Zweck gemalten Bilder entstammen dem Pinsel Jean Guérins (geb. 1760) des damals berühmtesten Porträtmalers Strassburgs, den einzelne Sammelbiographien schlechthin den «Maler Klebers» nennen. Von diesen Bildern sind noch jetzt eine ganze Anzahl vorhanden, die sich meist im Besitz von Kunst- und Antiquitäten-Handlungen, oder von Museen befinden. In Paris ist es die Firma «Meyer und Weil», in Hamburg die Sammlung von Jaffé, welche solche Bilder besitzen. In letztgenannter Sammlung befindet sich auch eine Elfenbeinschnitzerei, die vermutlich den General Kleber darstellt. Es ist ein Medaillon, welches in Bas-Relief das Gesicht im Profil, die rechte Seite zeigt. Die Aehnlichkeit mit sonstigen Bildern Klebers ist, wie mir mein Bruder, Hauptmann Kläber in Altona mittheilte indessen nicht festzustellen. Auch der Auffassung des Profils, allerdings linke Seite, wie es die auf der Schlussseite meines Werkes wieder-

gegebene Klebermedaille zeigt, entsprechen die Züge auf der Elfenbeinschnitzerei nicht. Die Bilder die in den beiden genannten Kunsthandlungen sind, stellen vielleicht Nachahmungen des auf Porzellan gemalten, Miniaturbildes dar, welches während der letzten Weltausstellung im Jahre 1900 im grossen Kunstpalast ausgelegt war und den Sammlungen des Louvre gehört.

Während von den genannten Porträts nicht bekannt ist, woher sie stammen, besitzt das Nationalmuseum zu Stockholm in seiner Gemäldegalerie ein Gouachebild von Kleber, wie die voraufgeführten, Brustbild, aber in etwa  $\frac{1}{2}$  Lebensgrösse, dessen Herkunft man kennt. Ich fand es bei meiner Anwesenheit in Stockholm im Sommer 1902, unter Nr. 204 der genannten Sammlung. Es trägt in der unteren rechten Ecke den Namen Guérin, und auf der unteren Leiste des Rahmens die Bezeichnung «Kleber», darüber: «Geschenk Sr. M. des Königs». Ganz in der ihm eigenen Auffassung hat auch hier der Künstler den General in französischer Generalsuniform, ohne Kopfbedeckung mit wallenden blonden Locken dargestellt. Der Konservator der Gemäldegalerie Herr Dr. Georg Göthe teilte mir auf meine Anfrage liebenswürdigerweise mit, dass nach Auskunft des Hofmarschallamtes das Bild aus dem Nachlass des ersten Königs der jetzigen schwedischen Dynastie, Karls XIV. Johann, also des früheren französischen Generals Bernadotte stammt. Dieser war längere Zeit in den Jahren 1794—1796 Brigadegeneral in Klebers Division und schon in meinem Werke habe ich auf die enge Waffenbrüderschaft hingewiesen, welche ihn mit seinem Vorgesetzten verband (S. 167 a. a. O.). Wann und wie der damalige General Bernadotte in Besitz des Bildes gelangte, darüber wird vielleicht etwas in die Oeffentlichkeit dringen, wenn die jetzt noch versiegelten Papiere desselben, d. h. des Königs Karls XIV. Johann, geöffnet sein werden. Es soll dies erst nach etwa 50 Jahren geschehen dürfen, also wohl vermutlich 100 Jahre nach dem im Jahre 1844 erfolgten Tode des Königs.

Ausser den in Oel, Gouache und Aquarellen gemalten Bildern von Kleber gibt es zahlreiche Porträts von ihm in Kupferstich und anderer Stichmanier. Die reichhaltigste Sammlung dieser Art besitzt das Kunstmuseum zu Strassburg. Die Bilder derselben entstammen verschiedenen Künstlern, einige unter ihnen sind ebenfalls von Guérin.

Ein Oelgemälde, ebenfalls Brustbild von Kleber, welches wohl einzig in seiner Art ist, befindet sich endlich im Schlosse zu Versailles, in dem Saal, von welchem aus man unmittelbar in die Galerie des batailles gelangt. Die jetzigen Reisebücher, auch Bâdecker, bezeichnen diesen Raum meist als Saal VIII.



Früher hiess er «Salle de 1792», weil in ihm ausser zwei Schlachtengemälden nur Jugendbilder berühmter französischer Generäle — auch ein solches von Bonaparte — hängen, meist in der Uniform, die sie 1792 trugen. Unter diesen zahlreichen, durchweg dunkelfarbigen französischen Gemeinen- Unteroffizier- und Leutnants-Uniformen fällt sofort eines in weisser Uniform auf. Es stellt Kleber dar als Unterleutnant im kaiserlich-königlich österreichischen 38. Infanterie Regiment Graf Kaunitz (später Prinz von Württemberg) dem er von 1777 bis 1785 angehörte. Der weisse österreichische Waffenrock mit den dem Regimente eigenen mattlilafarbenen Rabatten, Aermelaufschlägen und Kragen mutet in seiner französischen Umgebung ganz eigenartig an. Das Bild trägt die Bezeichnung «Kleber».

Betritt man von der Salle de 1792 die Galerie des batailles, so bemerkt man, verteilt zwischen den die Wände dieses Prachtsaales zierenden 33 Kolossalgemälden von Schlachten, 14 mächtige bronzene Tafeln. Diese Tafeln enthalten die Namen aller französischen Heerführer bis zum Brigadegeneral hinab, welche den Tod für das Vaterland gestorben sind.

Auf Tafel I. beginnen die Prinzen aus den königlich französischen Häusern, dann folgen 2. die Admiräle, 3. die Marschälle von Frankreich, 4. die Grossmeister der Artillerie und die General-Obersten, 5. die «Guerriers célèbres et Commandants d'Armées», 6. die Generalleutnants und im Range gleichen, endlich 7. die Brigadegeneräle und gleichgestellten Offiziere. Innerhalb jeder einzelnen dieser 7 Klassen folgen sich die Namen der zu Ehrenden nach der Zeitfolge der Todesjahre. Im Ganzen umfassen sie den Zeitraum von 850 bis 1837. Der Name des Generals Kleber findet sich als vorletzter der Klasse 5, die einen Teil der Tafel III einnimmt. Die Ehrung lautet:

Jean Baptiste Kléber  
† 1800 Caire.

Noch zwei weitere Ehrungen für Kleber finden sich in Paris, die ebenso wie die vorstehende aus der Regierungszeit des Königs Ludwig Philipp (1830—1848) stammen.

Zunächst ist das Deckengemälde in der Salle des Fresques et Verrerie im Louvre zu erwähnen, welches den Augenblick darstellt, wo Bonaparte vor der belagerten Festung Akka den um sich versammelten Generälen seinen Entschluss mitteilt, Syrien zu räumen und nach Aegypten zurückzukehren. Das Bild ist vom Maler Cogniet gemalt, einem Schüler Guérins, der den Kopf Klebers ganz in der Auffassung seines Meisters wiedergegeben hat und ihn unmittelbar seitwärts rückwärts der Figur Bonapartes erscheinen lässt.



Auch am Arc de Triomphe de l'Etoile ist Kleber verherrlicht und zwar auf dem Bas-Relief, welches die Einnahme Alexandriens darstellt. Es ist eines von denen, welche die nach Neuilly zu gekehrte Seite des gewaltigen Bauwerkes zieren, seitdem die ersten daran angebrachten entfernt worden sind, welche nur die Person des Kaisers Napoleon verherrlichten. Die Porträtähnlichkeit Klebers ist wegen der bedeutenden Höhe, in der das Relief sich über dem Beschauer befindet, schwer festzustellen.

Zu einem sofort in die Augen fallenden Denkmal Klebers, wie es ihm z. B. seine Vaterstadt errichtet hat, ist es in der damaligen Landeshauptstadt niemals gekommen, trotz der grossen Verdienste die der General anerkanntermassen um sein Vaterland gehabt hat.

Warum dies nicht geschah, davon soll ein anderes Mal die Rede sein.

## X.

# Auch ein Achtundvierziger.

Eine Pfälzer Geschichte

von

**August Schricker.**

«Sprecht nicht so wegwerfend vom Jahre Achtundvierzig,» warf der Rentamtman Siegel über den Tisch hinüber. «Der Mensch stammelt anfangs, und dann erst beginnt er zu reden. Dem deutschen Volke ist es geradeso ergangen. Damals war man eben noch nicht am Buchstabieren. Das haben wir in den sechziger Jahren gelernt. Und jetzt lernen wir allmählich reden und werden es immer noch besser lernen.»

Die beiden jungen Herren, denen diese Worte galten, gehörten der eine der Verwaltung, der andere der Justiz an. Sie waren vor kurzer Zeit vom Examen gekommen, waren schneidige Disputierer und mit ihren Ueberzeugungen schon ganz fertig, wie das heutzutage üblich ist. Nun sahen sie sich in dem Angriff, in welchem der eine den anderen gegen einen unmächtigen Gegner unterstützt hatte, plötzlich unterbrochen. Denn der Rentamtman war ein Mann von Autorität, und an der Tüchtigkeit seiner Gesinnung war nicht zu zweifeln.

Es entstand eine Pause in der Tafelrunde des sonntäglichen Frühtrunkes; dann begannen Sondergespräche.

Unterdessen brachen jene beiden auf, denn sie durften sich in der kleinen Stadt, in welcher es sonst wenig zu sehen gab, den Wechsel der Mittagzüge nicht entgehen lassen, welche immer eine Menge von Fremden brachten, von Einheimischen mit fortnahmen. Die älteren Herren, vertraute Freunde des Rentamtmanns, waren nun unter sich. Wie ein Ton, der hier

angeschlagen, von der anderen Seite als Echo wiederherklingt, so war bald die ganze Gesellschaft inmitten eines lebhaften Gespräches über die Jahre jener politischen Bewegung. Einige hatten die denkwürdige Zeit handelnd und leidend erlebt, andere erinnerten sich an Verwandte und Bekannte, denen Interessantes begegnet war, man erzählte von den Plänen Jener, von den Taten dieser, und von den bald eingreifenden Gegenwirkungen.

Eine Geschichte aus jener Zeit wusste der Rentamtman. Es war lange her, dass er sich nicht mehr herbeigelassen hatte, sie zu erzählen; eben zwei Jahre, — seitdem man die Frau, von der in der Geschichte die Rede ist, hinausgetragen hatte auf den stillen Friedhof am Hardtgebirg, unter die italienische Weide, an welcher die Familie Siegel ihr Familiengrab besass.

Die Tischgenossen wussten das und bewahrten ein andächtiges Schweigen, als der Rentamtman zu erzählen begann:

Es war ein Sommer-Sonntag grad wie heute. Als ich querfeldein wandernd an die Höhe kam, von der aus man Annweiler sieht, trug der Wind eben von unten aus dem Tal die Klänge eines Chorals herauf. Ich blieb stehen und lauschte. Da unten im Dorfe stieg jetzt mein alter Onkel und Vormund auf die Kanzel; in der ersten Bank sass das Emmele, auf dem Chor waren Freunde und Kameraden, und einer unter ihnen, der riesenmässige «Botenstoffelche». Der jüngere Schullehrer spielte die Schlusskadenz, um dann sorgfältig seine langen Füsse von dem Pedal zu entfernen und sich auf einem Punkte im Halbkreise gegen die Gemeinde zu drehen.

Ich musste lachen, als ich daran dachte, und daran, dass er der erste sein sollte, den ich mir wegen seiner Geltung bei den jungen Leuten als Mitapostel gewinnen wollte.

Sein Vater war ein wohlhabender Fuhrmann, der zwischen den Gebirgstälern und den Städten der Ebene hin und her fuhr, und von seinem Geschäft den Namen «Botenkaspar» erhalten hatte. Von dem steten Aufenthalte in der freien Luft, auf Strassen und Wegen, mochte die grosse Gestalt, die Stoffelche von seinem Vater hatte, ihre Festigkeit und Rundung erhalten haben. Er ging etwas übergebeugt, als ob er sich seiner Grösse schäme, die zu seinem dermaligen Berufe nicht gehörte. Denn eigentlich hatte er ein Fuhrmann bleiben wollen, und dem Vater wäre das recht gewesen. Die sanfte Mutter aber hatte ihn zu Höherem bestimmt; er sollte Lehrer werden. In das Seminar rückte er ab, nachdem er mir die Elemente der Fibel beigebracht hatte, als Lehrer kehrte er in das Dorf zurück zur Zeit, da ich auf die Universität zog. Freunde waren

wir immer geblieben; nun hoffte ich, dass er sich von mir ein anderes ABC lehren lassen werde, das mir selbst erst in den letzten Wochen beigebracht worden war.

Ein Mitglied des revolutionären Komitees der Pfalz war nach Heidelberg gekommen, wo ich Studierenshalber mich aufhielt. Aus dem Studieren selbst war noch nicht viel geworden. Die Zeit war erregt, alle Tage kam Neues aus Frankfurt, Berlin, München und Paris. In der Hirschgasse wurden einige Vormittage der Woche Speere geschwungen, nachmittags lockte die Bowle in Handschuhheim oder Neckarsteinach. Mein Schmerz war, dass ich in das Korps Hermunduria, dem meine Freunde angehörten, nicht eintreten durfte. Ich schien meinem Onkel noch zu jung; in einem Jahre würden wir wieder davon reden, meinte er beim Abschied. So kam ich zwar auf die Kneipe, auf den Fechtboden und zu den Messuren, traf aber auch mit den anderen Bekannten, die sich keiner Verbindung angeschlossen hatten, regelmässig zusammen und wurde eingeladen, einem politischen Kränzchen beizuwohnen, das sich jeden Donnerstagabend versammelte.

Hier wurden die schwersten politischen Probleme spielend gelöst; auf die Fürstenknechte und Finsterlinge, — so hiessen alle, welche die Gesinnungen des Klubs nicht teilten — ging es los mit Pfeil und Schleuder der Rede. Oft schien es mir, als ob die Weltgeschichte nur darauf gewartet habe, von unsern Hauptrednern in die richtige Bahn geschoben zu werden. Ab und zu erschien auch ein Professor und liess sich bewundern. Das Anziehendste aber war eine allwöchentlich verlesene, nur als Manuskript vorhandene humoristische Zeitung unter dem Titel: «Bomben und Granaten».

Allmählich wurde das Ding ernsthafter, die Reichsverfassung sollte durchgeführt werden. Ein Abgesandter von Frankfurt erschien und hielt an uns eine glühende Rede. Zwei Tage darauf exerzierten wir schon heimlich in dem grossen Magazin eines Krämers zwischen Zuckerhüten, Kaffeesäcken und Kisten von Cichorie. Auf die Kneipe der «Hermunduria» kam ich über diesem allem nur mehr selten. Auch hier setzte es heftige Debatten, in welchen ich mit wenigen Genossen als «linker Flügel» immer in der Minorität blieb.

In jenem Magazin war es, dass ein Pfälzer Delegierter erschien und mir erklärte, ich sei ausersehen, in meinen Heimatort zu gehen und das Tal revolutionieren zu helfen; ich sollte mich dem Bezirkskommissar Schnappert zur Verfügung stellen.

Da war ich nun, sinnend über meine Aufgabe, aber — gesteh ich's nur — noch öfter an das Emmele denkend, die da unten in der ersten Bank unter der Kanzel des Onkels

sass und keine Ahnung hatte, dass ich mitten im Semester wieder nach Hause kommen werde,

Was der Onkel wohl sagen wird? Ich hatte eine Entschuldigung. Einige der Professoren hatten die Vorlesungen geschlossen, weil die Studenten nicht mehr auf den Bänken sitzen wollten, indess ringsum alles aus den Fugen ging.

Die Orgel ertönte von neuem. — Ich erhob mich von der Bank und schritt, einen Busch von Heckenrosen in der Hand, dem Dorfe zu. Eben kam ich recht, als die Kirche ausging. Die Herauskommenden grüssten mich verwundert, blieben dann stehen und schauten mir nach.

Ich stellte mich auf den hochgelegenen Friedhof; Frauen und Mädchen gingen vorüber. Ich fürchtete, Emma könnte unter ihnen sein, und schritt gegen die Mauer hin, da ich sie nicht zum erstenmal mitten unter den andern sehen wollte. Auf das Dorf hinüberschauend erkannte ich sie; an der Seite ihres Bruders schritt sie gegen das Forsthaus hin, das einige Minuten ausserhalb des Dorfes lag. Jetzt war ihr eine Freundin nachgesprungen, eine von denen, die mich gesehen hatten; sie flüsterte ihr etwas zu, Emma trat zur Seite und wandte sich um. Ich hörte mein Herz klopfen und hatte kaum die Besinnung, zum Zeichen, dass ich sie erkannt hatte, meine Rosen in die Höhe zu heben. Dann war sie um die Ecke.

Nun kam der Onkel Pfarrer. Er hatte in der Sakristei schon gehört, dass ich da sei. Die Erklärung meiner Anwesenheit schien ihm ungenügend, und wir schritten beide schweigsam gegen das Pfarrhaus hin.

Bei der Dorflinde stehen zwei Wirtshäuser; das eine, in dem die kleinen Leute zu verkehren pflegten, schien gefüllt, und eben wurde das Fenster aufgestossen und eine schwarz-rot-goldene Fahne herausgehängt.

«Was ist hier los?» fragte ich. — «Der Herr Schnappert ist von Pirmasens herübergekommen und hält eine Volksversammlung», lautete die Auskunft. Aus dem Ton, in dem sie gegeben wurde, merkte ich, dass mein Onkel der Versammlung keine Sympathien entgegenbringe. So war ich also mit einemmale am Beginn meiner Wirksamkeit. Es war mir nicht angenehm. Viel lieber wäre ich den kurzen Weg hinauf an den Waldrand gegangen, wo ich im letzten Frühling immer das halbe Stündchen zwischen Predigt und Mittagessen zu sitzen und zu plaudern pflegte.

Der Herkules am Scheidewege ging aber nicht den Pfad, an dem lockend die Geliebte stand. Ich hielt mir aus dem Plutarch, den wir in der vierten Gynnasialklasse gelesen hatten, die Geschichte von den Gracchen vor und von dem lacedämon-



ischen König, sodann einige Stellen aus Schiller und Herweg, und nach kurzem Besinnen erklärte ich es für meine Pflicht, den Bezirkskommissär unverweilt aufzusuchen.

«Einen Säbel trägt er, wie ein reitender Gendarm» — unterbrach der Onkel meine opfermutigen Gedanken.

«Wer?»

«Nun, der Schnappert!»

Die Parteinahme meines Onkels gegen die Bewegung, der ich als dienendes Glied angehören sollte, war mir peinlich. Nach den Schilderungen des Emissärs in Heidelberg war kein anständiger Mensch mehr im Lande, der ihr nicht zujauchzte, und nun: der erste Mann, den ich traf, dazu mein Onkel, sprach so unverhohlen seine abschätzigste Meinung über den Bezirkskommissar aus. Ich merkte, dass ich vorsichtig zu sein hatte; im selben Augenblick aber dachte ich daran, mir auch eine Wehre zu verschaffen, um mich würdig dem bewaffneten Bezirkskommissär vorstellen zu können.

Ich wusste eine Waffe im Haus, — die einzige an dem friedlichen Orte. Ich erinnerte mich, sie hing oben in einer Dachkammer, in der die verstorbene Tante ihre Aepfel auf Strohmatten aufzubewahren pflegte. Aber der Onkel beobachtete mich so seltsam, — oder glaubte ich dies nur, weil ich kein gutes Gewissen hatte. Es war ja richtig: der Onkel hatte mich an Selbständigkeit gewöhnt, mich schon seit einigen Jahren wie einen jüngeren Freund behandelt, und wenn ich etwas durchaus wollte, konnte ich es auch tun, das wusste ich. Aber gerade deshalb war es mir peinlich, hinter seinem Rücken etwas vorzunehmen. Und doch fühlte ich, dass ich meine Revolutionsarbeit nicht alsobald vor seinen Augen sehen lassen konnte. So ging ich denn ohne Waffe aus dem Hause.

Das Dorf bot einen seltsamen Anblick. Man sah in der Strasse keinen Mann; nur Frauen und Kinder. Die Frauen standen unter der Türe zu einer Zeit, in der sonst in den Bauernhäusern gegessen wurde; die Scharen der Kinder trieben sich bei der Linde am Weiher mit vielem Geschrei herum; einige hatten kleine schwarz-rot-gelbe Fahnen, Schiffhüte aus Zeitungspapier und Säbel aus Fichtenholz.

Die beiden Wirtshäuser waren wie zwei Festungen. Die Gäste in der «Krone» beobachteten offenbar sorgfältig, was drüben im «Fuchs» vorging; auch die Köpfe des Lehrers Christoph und des Försters Frank, des Bruders meiner Emma, wurden sichtbar. Im «Fuchs» entstand jetzt eine Bewegung. Die Leute wälzten sich in Knäueln aus der Türe; immer erschollen noch Hochrufe. Jetzt trat ein kurzer, übermässig dicker Mann auf dünnen Beinen, mit gerötetem Gesichte und schweiss-

triefend unter die Türe, immer umgeben von einer Anzahl von Leuten, die heftig auf ihn einsprachen. Ich erkannte ihn sogleich nach der Beschreibung, die man mir in Heidelberg von ihm gegeben hatte, hätte er auch nicht die dreifarbigte Schärpe und den Schleppsäbel getragen. Das Auffallendste waren die grossen, runden Brillengläser, und die Art, wie er den Kopf auf die Seite legte und die Stirnhaut zusammenzog, um unter der Brille hinweg in die Nähe zu sehen.

Ich trat auf ihn zu, und sprach einige Worte. Er schüttelte mir kräftig die Hand und stellte mich als eine «bewährte junge Kraft» vor. Mein Blick fiel auf das Fenster der «Krone» von dem sich eben der Kopf des Försters Frank heftig zurückbog.

War schon der erste Eindruck der Umgebung des Bezirkskommissärs kein angenehmer gewesen, denn ich sah vor allen andern zwei übelberüchtigte Individuen sich an ihn drängen, so wurde ich bei näherem Zusehen immer kleinmütiger. Da war keiner, mit dem ich bei meinem Onkel oder dem Revierförster Frank hätte erscheinen dürfen. Sobald als möglich suchte ich mich loszumachen, wie auch ich den andern, mit Ausnahme Schnapperts, nicht angenehm zu sein schien. Um vier Uhr sollte grosse Volksversammlung sein; eine halbe Stunde vorher sollte ich mit dem Bezirkskommissär eine Besprechung haben.

Das Mittagessen war nicht fröhlich wie sonst. Der Onkel sprach nicht viel; ich nur das Nötigste; aber ich dachte nicht an die Politik, ich dachte an Emmele.

Am Sonntag ehe ich in die Universitätsstadt reiste, hatte ich oben an der Waldspitze von ihr Abschied genommen, und den letzten Baum, der in den Hügel vorsprang, konnte ich von meinem Platze aus gerade noch sehen. Dabin zog es mich.

Der Onkel ging in die Studierstube, — er hatte Nachmittags-gottesdienst; ich schlug mich durch den Garten hinter dem Hause, über einen Bach, längs der Mauer über die Strasse, bis ein Hohlweg mich aufnahm. An seinem Ende oben am Walde stand ich nun. Kein Laut ringsum, als das Flöten einer Amsel, der Schlag eines Finken. In der Ebene wechselten Wolken-schatten mit den hellgrünen Flecken, die von der Sonne beschienen wurden; fernhin blitzte der Strom auf, Dörfer und Städte wurden sichtbar. Die Vorgänge der letzten Tage und Stunden gingen mir fluchtartig durch den Kopf, auch das böse Gesicht des Försters sah ich wieder, und wie er den Kopf wegwendete, als mir Herr Schnappert die Hand schüttelte. Da fiel mein Blick auf Blumen zu meinen Füßen; ich nahm vier oder fünf jeder Art, das gab einen Strauss für sie. Und nun wurde ich ungeduldig und ging nach der Stelle, von der aus ich nach dem

Forsthaue schauen konnte. Der Förster trat unter die Tür, band die Hunde los, und ging langsam gegen das Dorf hin. Als er eine Weile verschwunden war, regte es sich wieder am Hause. Es war Emmele. Sie schaute rechts und links und sprang dann vorwärts durch die Wiese. Ein Reh, das ihr der Bruder voriges Jahr aus dem Walde gebracht und das sie aufgezogen hatte, folgte ihren Schritten. Zwischen den Weiden tauchte das helle Kleidchen auf und verschwand wieder. Am Grenzrain ging sie herauf, ich eilte ihr entgegen.

«Fritz — bist du da? Ist das Studium schon zu Ende?» fragte sie lächelnd und strich das Köpfchen ihres braunen Gesellen, der sich an sie schmiegte.

Ich stammelte, denn merkwürdig: auch ihr wagte ich nichts von meiner eigentlichen Mission mitzuteilen. Wir beide waren befangen.

Als wir oben in den Wald kamen, sagte sie: «Fritz, es ist schön, dass du mich auch nicht vergessen hast.»

«Aber Emmele!»

«Ja, von den Studenten in Heidelberg erzählt man nichts Gutes.»

«Aber Emmele!»

Nach und nach kam alles ins Geleise; wie ehemals fassten wir uns bei der Hand, schritten den Waldweg auf und ab, und das Reh gaiste fröhlich zwischen uns hin und her. Wir sprachen über alles, was in den letzten vier Monaten begegnet war. «Fritz, Du bist auch verändert», sagte sie mit einemmale, indem sie stehen blieb und mir in die Augen schaute.

Mich traf diese Rede auf das Aeusserste, ich meinte, sie wolle inquirieren.

«Du hast Dir die Haare scheeren lassen.» «Ja, Emmele», antwortete ich erleichtert, «in den langen Locken sah ich auch noch aus wie ein Gymnasiast.»

«Aber die kurzen Locken stehen Dir auch gut», erwiderte sie, und fuhr tiefatemholend fort: «Fritz, ich muss Dir auch etwas erzählen, aber Du musst nicht böse werden.» Ich schaute sie verwundert an und schüttelte die kurzen Locken. Sie sprach weiter: «Weist Du, das Stoffelche, der Lehrer . . .»

«Nun, der will Dich doch nicht heiraten», brach ich los.

«Ja, er hat's gewollt, aber sei mir nicht böse, ich kann nichts dafür. Er ist immer zum Bruder gekommen, der gerne hat, wenn man ihm auf dem Klavier und der Zither vorspielt, und als der Georg einmal nicht da war, hat er mich gefragt, ob er eine Hoffnung haben dürfe, und dass er mich liebe . . .»

«Da soll doch; — aber ich will ihm . . .» wettete ich, «Was hast Du gesagt?»

«Ich bin davongelaufen, und seitdem kommt er nicht mehr, so oft ihn auch der Georg einlädt.» — «Er ist ein guter Mensch, seelengut», setzte sie begütigend hinzu, «aber so gross, ja viel zu gross für mich.»

Damit hatte es auch seine Richtigkeit. Wenn man uns Dreie nebeneinander gestellt hätte, wäre es gewesen, wie bei den Orgelpfeifen; eine immer um einen Kopf kleiner als die andere.

Während wir von diesem Gespräche hingenommen waren, ergriff das Reh den geeigneten Moment, da Emma ihre Hand hatte sinken lassen, und verzehrte den Blumenstrauss bis auf einen kleinen Rest.

Erschreckt schaute Emma auf und sagte: «Das ist ein böses Zeichen.» Ich tröstete sie und ging daran, ihr einen neuen Strauss zu sammeln. Aber hier gab es wenig Blumen. Dazu musste man vorne hin an die sonnige Waldecke, die in die Ebene hinausschaute. Während wir dorthin schritten, blieb das Reh stehen, bewegte die Ohren und sprang zu Emma. Dann hörten auch wir, nähergekommen, Lärm und Schelten. «Ach Gott ein Unglück, — ein Unglück, — der Bruder!» stiess Emma hervor. Ich sprang wie mit Flügeln am Waldsaume hin. Emma folgte mit dem Reh, das lange stehen blieb und dann doch wieder nachsprang.

Da wo die Gebirgsstrasse mit einer kleinen Erhebung in den Wald mündet, standen sechs Männer: oben an einer Eiche der Förster Frank, unten die anderen, alle mit Jagdflinten. Drei der Männer kannte ich; ich hatte sie am Mittag in Begleitung des Herrn Schnappert gesehen. Der Förster sah aus, wie der Gott Thor des germanischen Götterhimmels; seine breitschultrige Gestalt schien noch gewachsen, seinen langen rötlichen Bart legte der Wind nach einer Seite, sein Auge schoss Blitze und bewaffnet war er wie ein Tscherkesse. Eine Doppelflinte lag im halben Anschlag in seinem Arme, eine andere hing an seiner Achsel, ein starker Genickfänger an seiner Seite. Wie die Helden bei Homer vor dem männermordenden Kampfe einander schmähten, — so auch hier.

«Dein Reich hat jetzt ein Ende», schrie der eine der Männer.

«Mach' die Probe, wenn Du Dir traust, wälscher Hannickel», warf der Förster zurück.

«Der Wald ist jetzt frei, er gehört uns mit allem, was drinnen ist,» rief der zweite.

«Hol Dir, was drinnen ist, lumpiger Heiner, hier geht der Weg! Wer mit der Flinte im Walde ist, dem versalz' ich den Rehbraten mit Pulver.»



Die fünf schrien einander an und drangen vor; der Förster hob die Flinte an die Wange. — Hinter mir sah ich bleich Emma heraneilen, nun litt es mich nicht länger hier oben, ich sprang auf die Strasse und rief: «Halt!»

Von beiden Seiten schien man betroffen mich hier zu sehen. — «Sagen Sie dem Herrn Revierförster, dass der Wald jetzt frei ist,» schrien mir die Gesellen zu. «Sie sind ja der Herr Adjunkt vom Herrn Bezirkskommissär.» Dieser Titel hatte für mich in diesem Augenblick etwas sehr wenig Erfreuliches. Ich stotterte, es müsse alles in Ordnung vor sich gehen, als Emma auf der Strasse erschien und ihre Hände bittend zu ihrem Bruder ausstreckte, der wie eine Säule ober ihr stand.

Aus der Mitte der fünf Männer tönte im Abgehen das Wort: «Nun es muss ja heute nicht sein, wir kommen ein andermal.» Der Förster setzte die Flinte ab und stieg herab. Er nahm Emma bei der Hand und sagte zu ihr: «Bist Du bei dem gewesen? Das hat jetzt ein Ende. Hast Du's gehört? Der ist Adjunkt von dem Herrn Bezirkskommissär, — Revolution, — Walddevastation, — Wilddieberei, — Lumperei, — Halunken, — mit dem ist's aus.»

«Aber Herr Frank», sprach ich in versöhnlich bittendem Tone, und streckte meine Hand aus, um die seine zu fassen.

«Lassen Sie sich Ihre Hand von Herrn Schnappert schütteln. Adieu! Und das Stoffele denkt grad wie ich!»

Er piff den Hunden und ging mit Emma den Fusssteig aufwärts.

Ich stand wie versteinert. Emma wandte sich noch einmal um, — sie weinte. Fast hätte ich es auch getan.

Der Wind trug die Klänge der Glocken herüber. Die Nachmittagskirche war aus; ich hatte zu tun, um zu festgesetzter Zeit im «Fuchs» zu erscheinen.

Es war unmöglich, noch zu dem Bezirkskommissär zu gelangen, so sehr war er belagert. Erst in der Volksversammlung, im stickend heissen Saale, konnte ich mich zu ihm durchdrängen und erhielt meinen Platz neben ihm am Präsidententische angewiesen.

Sehr zerknirscht musterte ich die Gesellschaft. Da sah ich zur Seite die Männer stehen, welche eben ein Rehtreiben hatten der Volksversammlung vorziehen wollen. Der mit seinem Spitznamen als «welscher Hannickel» bezeichnet worden war, den kannte man als den geschicktesten Wilddieb der Gegend; er war in seiner Jugend zur Fremdenlegion desertiert und betrieb nach seiner Rückkehr den Schmuggel über die nahe französische Grenze; daher sein Beiname. Der «schiefe Heiner»,



seines Zeichens ehemaliger Totengräber, galt als der Hehler. Da waren auch noch andere Catilinarier der Dorfmarken, da waren aber auch Leute, die ich immer mit Achtung angesehen hatte, und von denen ich nur Rühmliches hatte reden hören. Da war der alte Feuerversicherungsinspektor Hübel, ein ehemaliger Lehrer aus der Nachbarschaft, den man aus dem Schulhaus hinausgeworfen hatte, weil er eine pädagogische Zeitschrift hielt, die seinem Pfarrer nicht angenehm war. Da war der Felder vom Wiedertäufershof, der ein Jahr wegen Amtsehreubeleidigung «gesessen» hatte, als das Patrimonialgericht einer Waldgenossenschaft die Nutzungen, welche sie «seit König Dagobert» besessen hatte, wegprozessierte. Da war der Metzgermeister Arnold, der Republikaner geworden war, seit ihm auf der Wanderschaft in München ein Polizeibeamter das Wanderbuch nur visierte, nachdem er ihm seinen angeblich «demokratischen» Schnurrbart hatte abschneiden lassen, — da war der blasse Gelehrte Herr Melchior, mit dem blossen Hals, dem breiten Hemdkragen ohne Halstuch und dem fadenscheinigen schwarzen Rock, ein ehemaliger *candidatus theologiae*, der in seiner Jugend einen der Teilnehmer am Frankfurter Attentat bei sich beherbergt hatte, als «Demagog» in Untersuchungshaft gekommen war, es darnach zu keiner Anstellung mehr hatte bringen können und nun davon lebte, für Frankfurter Buchhändler aus fremden Sprachen zu übersetzen.

Herr Schnappert begann seine Rede. War er mir in der Frühe fast ein wenig komisch vorgekommen, so bekam ich nun gewaltigen Respekt, als er die Brille vorsichtig vor sich auf den Tisch gelegt hatte und die langgezogenen Worte donnernd in den Saal hinunterschleuderte. Das war ein Redner, dem alles aus tiefster Seele kam. Er schilderte die Bewegung der Geister, welche die Einheit Deutschlands wollten, die Willkür, welche das öffentliche Leben vergifte, die Missbräuche der Zensur unter der er selbst — er war Redakteur gewesen — gelitten habe; die Fürsten, die sich dem Willen des Volkes widersetzten, müssten gezwungen werden, und unter einem Kaiser, und, wenn es nicht anders gehe, unter einer Republik werde der Völkerfrühling erblühen.

Atemlos lauschte die Menge; hie und da brach es in gedrängten Beifallssalven los. Wie mich das erhob, stärkte, wiederbefestigte! Denn ich war über dem Missgeschick mit Emmas Bruder schon wankend geworden. Was die andern sprachen und wieder sprachen, — Catilinarier und brave Leute, — hörte ich nicht mehr; ich beschloss meiner Sendung treu zu bleiben.

Herr Schnappert wollte noch in das nahe Städtchen; dort

sollte am Abend noch Sitzung des Bezirkskomitees sein. Er fuhr voraus; ich versprach ihm zu folgen.

Im Pfarrhause sagte man mir, der Onkel habe seinen gewohnten Spaziergang unternommen. Ich wollte nach oben in die Dachkammer, das Schwert zu holen; neben dem mit einem Säbel umgürteten Bezirkskommissär wollte ich nicht waffenlos erscheinen. Und siehe: es hing noch an seiner alten Stelle, im Schrank der Apfelkammer.

Bei der Oeffnung von Hünengräbern am Nordende des Bienwaldes — es mochte zwanzig Jahre her sein — war in einer trockenen Lössschichte eine wunderbar erhaltene Schwertklinge zum Vorschein gekommen. Kenner hatten sie für eine alemannische Spatha erklärt, und mein Vater, ein eifriger Sammler, hatte sie erworben. Dann kamen andere und erklärten sie für keltisch, andere für römisch; man nahm die Restauration nach römischem Muster vor und liess eine Scheide aus dunkelblauem Leder fertigen, die an einer stählernen Kette hing. So hatte ich das Altertum geerbt.

Ich hängte die Waffe um und wollte durch die Hintertür das Haus verlassen. Eben kam der Onkel Pfarrer durch den Garten. Als er mich sah, ging ein leises Lächeln über sein Gesicht, dann wurde er wieder ernst, und mit dem gewöhnlichen milden Ton sagte er: «Mach' Deine Dummheiten, wo Du willst, stoss Dir die Hörner ab, wo Du willst, aber hier nicht, nicht in der Gegend, wo man uns kennt, — den Gefallen tust Du mir.» Und ohne ein Wort weiter nahm er die Kette des Schwertes, zog sie über meinen Kopf und schloss: «Adieu Fritz, komm wieder, wenn Du gescheit geworden bist».

Ich war ausser mir vor Zorn und Beschämung; aber er hatte Recht; es war besser, wenn ich mich anderwärts verwenden liess. Das sagte ich auch Herrn Schnappert am gleichen Abend noch. Er war dessen zwar nicht zufrieden, wollte aber die Sache der provisorischen Regierung in Kaiserslautern vortragen. Acht Tage hielt ich mich still zu Hause, sie wurden mir am Ende unerträglich. Denn der Onkel sprach fast nichts mit mir und Emma war von ihrem Bruder zu Verwandten über den Rhein geschickt worden. Der Förster blieb unnahbar. Er war in einem Zustande gereizter Wildheit, dass niemand mehr mit ihm zu reden wagte. Er hatte eine grosse blau-weiße Kokarde auf den Hut gesteckt, ging immer bis an die Zähne bewaffnet und führte ausser den Jagdhunden noch eine ungeheure Dogge mit sich. Einige Male wurde auf ihn geschossen, aber die Furcht, die er, der einzelne, verbreitete, war so gross, dass in seinem Bezirke die freie Jagd für ein zweifelhaftes Vergnügen galt, das man nicht aufsuchte.

Endlich kam ein Brief, der mich zu Herrn Schnappert beschied; von ihm erhielt ich den Auftrag, in das rechtsrheinische Bayern zu gehen. Eine ansehnliche Summe wurde mir auf die Hand gelegt und die Einzelheiten auseinandergesetzt. Ich hatte in den Städten wie Würzburg, Schweinfurt, Nürnberg und anderwärts Briefe abzugeben, solche zu empfangen und die geheimen Mitteilungen nach der Pfalz, die man dem Papier in gewöhnlicher Schrift nicht anvertrauen wollte, in Chiffren zu übersetzen. Wäre der Schlag nicht gewesen, der meine junge Liebe getroffen hatte, so wäre das eine lustige Reise gewesen; sicher reiste ich auch, denn mit meinem Täschchen an der Seite sah ich aus wie ein heimkehrender Student, und ähnelte allem eher als einem Verschwörer. — Aber die Sorge um Emma verliess mich nicht bei Tag und Nacht. Ihr Bruder hatte sich in meiner Phantasie in einen Berserker verwandelt, der das arme Kind von der Aussenwelt abspernte. Auf alle meine Briefe und Botschaften, die ich auf verschiedenen Wegen an sie zu bringen suchte, kam auch nicht das kleinste Zeichen.

Nach kurzer Zeit — der Auftrag war vollzogen, — fuhr ich nach Hause, Heidelberg berührend. In der Universitätsstadt war alles im wüsten Durcheinander. Freischaren hatten die Stadt und die Umgegend besetzt; «Bassermann'sche Gestalten» mit wehenden Hahnenfedern auf den hellgrauen Schlapphüten zogen durch die Strassen; zwischen ihnen wieder ideal-schöne Menschen mit edlem Gesichtsschnitt, wallenden Locken und traurigem Ausdruck der Mienen.

Mittag war eben vorüber, und ich ging die Hauptstrasse hinauf einen verliebten Gedanken in mir tragend, der zu meiner Mission wenig passte. Ich wollte hinauf auf die Berge zum Speierhof, um über den Rhein hinüberschauen zu können in meine Pfalz, wohin ich Emma sicher zurückgekehrt glaubte.

«Wo sie mir wohnt, die Liebste . . .» Eben hatte ich diese Worte zitierend vor mich hingesprochen, als ein Lärm vor einem Gasthof der Hauptstrasse mich aufschreckte. Hier schien das Quartier eines höheren Offiziers der Freischaren zu sein; eine Fahne hing heraus, und Adjutanten mit Schärpen hatten vor dem Tore zu Pferde gehalten. Eine Menge von Zuschauern hatte sich hinzugedrängt; von der anderen Seite her waren Studenten gekommen, die vor einigen Chaisen herritten.

Wer kennt sie nicht, diese Studentenfuhrwerke, die sich überall gleichen, ob die Stadt Jena oder Erlangen, Heidelberg oder Bonn heisst? Die Form etwas veraltet, die Farben etwas verblasst, die Pferde etwas abgetrieben — ihre Insassen aber jung, frisch und übermütig.

Das letztere schien diesmal in besonders hohem Grade der Fall zu sein. Ehe man sich's versah, war der Zusammenstoss zwischen den Studenten und den Offizieren der Freischaren fertig. Ich eilte hinzu, denn ich hatte die mir teuern grünen Farben erkannt; von der Seitenstrasse nahten noch gelbe und rote und weisse Mützen. Die Menge nahm herüber und hinüber Partei und ein wildes Geschölle tobte zum Himmel, aus dem ein geübtes Ohr alle komment- und inkommentmässigen Beleidigungen entnehmen konnte. Ich kam neben den Senior des Korps zu stehen, dessen Gast ich gewesen war; wir begrüßten uns mit flüchtigem Händedruck, denn das Wortgefecht war im schönsten Gange und mit einer scharfen, norddeutschen Kopfstimme sagte der junge Recke dem Freischärler eine Reihe der stärksten Injurien, dass ich begütigend dazwischenfuhr, denn das ging über die einfache «Remperei» hinaus, das war fanatische politische Parteinahme gegen den anderen.

Eben schien es noch ernsthafter zu werden; in einer wenig entfernten Gruppe wurde ein Säbel gezogen, eine Anzahl von Stöcken zur Abwehr erhoben, als hier die Pedelle, drüben aus dem Gasthaus kommend Herren vom Stadtrat erschienen und die Streitenden trennten.

Ich wurde in einer der Chaisen mitgenommen; es sollte zu einer Bowle aufs Land gehen. Was ich hier hörte, war wieder ein Schlag, der mich betäubte. Ich hatte gehofft, meine Freunde vom vorigen Semester wenigstens zu einem Teile noch auf meiner Seite zu finden, und nun traf ich sie alle als erbitterte Gegner der Bewegung. Ihre hämischen und verächtlichen Aeusserungen waren so heftig, dass ich nur dazu kam, im Allgemeinen zu erklären, ich sei anderer Meinung. Jenseits der Neckarbrücke stieg ich aus; ich hatte mein Nachmittagsziel nicht aus den Augen verloren. Man liess mich gegen das Versprechen ziehen, abends auf die Korpskneipe zu kommen. Dort würde man mich, wie man sagte, schon bekehren.

Ich war recht unglücklich, fühlte ich mich doch wie ein Ball zwischen den Parteien hin- und hergeworfen. Wer die Innigkeit studentischer Beziehungen kennt, wird begreifen, dass ich das Tischtuch zwischen mir und den alten Freunden nicht alsobald entzwei schneiden konnte. Bekümmert stieg ich die Höhe hinan; aber ich war achtzehn Jahre alt, über mir schmetterte ein Fink, wie an jenem Sonntag, da ich mit Emmele zuletzt durch den Wald gegangen war, vor mir lagen die Berge der Hardt im blauen Dufte. Kam ich dort um die Ecke, dann sah ich den Einschnitt des Höhenzuges, an dem ich die Lage unseres Dorfes erkennen konnte. Sehnsüchtig schaute ich,



auf dem Speierhose angekommen, hinüber. Hier blitzte der Neckar aus der Ebene herauf, dort der Rhein. Ich hielt das Glas mit dem rötlichen «Schiller» über das Geländer und trank es der Fernen zu, zog dann die Briefftasche und las die ersten Verse, die ich in diesem Frühling gedichtet hatte, ja ich suchte sogar eine Melodie, las und sang vor mich hin:

Die Vöglein singen im Walde  
Aus heller voller Brust,  
Ich möchte sie übersingen  
In lauter Liebeslust.

Die Vöglein singen alle,  
Dass Frühling worden ist;  
Ich aber singe und juble,  
Dass Du mein Liebchen bist.

Auf einmal hörte ich hinter mir ein Knirschen der Kiesel, doch ehe ich mich umwenden konnte, lagen zwei Hände auf meinen Augen. Ich dachte, einer der studentischen Freunde mache sich den Scherz, drehte unwillig den Kopf und knurrte. Da erscholl ein Stimmchen, wie das eines Engels: «Wer ist's?» «Wer ist's?» Nun wusste ich, wer es war, und in freudigem Schreck muss ich ein dummes Gesicht gemacht haben, denn Emma rief: «Wie er ausser sich ist! Bin ich denn ein Gespenst?»

Es war wirklich Emma! Wie sie schön geworden war! Damals im Frühling hatte sie noch das runde, rosige, pausbackige Gesicht eines Kindes; jetzt waren die Züge etwas länger, die Wangen etwas blässer, aber die braunen Augen leuchteten so gross, so verständig, wie wenn ihr in dem Leid, das sie betroffen, eine neue Welt aufgegangen wäre. Denn ihr Bruder war hart gegen sie gewesen, hatte auf mich gescholten, ihr verboten an mich zu denken, ihr das Versprechen abgenommen, niemals an mich zu schreiben, und sie sorgte sich auch um ihn, den sie in gefährlichem erbitterten Kampfe wusste. Aber nun war das ja vorüber, heute hatte sie mich getroffen, morgen fand sie ihren Bruder wieder, es war wie der erste Sonnenstrahl nach dem Gewitter.

Aber der Sonnenblitz verschwand, und die Wolken schoben sich wieder zusammen.

Allmählich war auch die Tante Emmas, eine kurzatmige dicke Frau, den Berg heraufgekommen, Emma hatte es nicht erwarten können, die Aussicht in die Pfalz wiederzusehen, und war vorangeeilt. So hatte uns ein gleicher Zug hier vereint und uns einige Minuten des Alleinseins vergönnt.

Die Tante machte erstaunte Augen, da sie Emma bei einem



Studenten stehen fand. Sie kam näher, und' ich wurde vorgestellt. Es war eine unfreundliche Ueberraschung. — «Ah, Herr Fritz Siegel, -- den Revolutionsmann habe ich mir anders vorgestellt,» sagte sie mit leisem Spott und fuhr zu Emma gewendet fort: «Hätte ich nicht selbst den Vorschlag gemacht, den Nachmittag hier heraufzugehen, ich müsste denken, Du habest hinter meinem Rücken . . .»

«Aber Tante!» — warf Emma flehend ein.

«Du weisst» — erwiderte jene, «was ich Deinem Bruder habe versprechen müssen; Du kennst ihn selbst, wie er ist . . . Wir dürfen nicht hier bleiben.»

«Nein, Nein — — da gehe ich! — Adieu!» — stiess ich hervor, drückte die Hand Emmas, und war schon den steilen Abhang vor mir hinabgesprungen und unter den Büschen verschwunden.

Die Lust, unter den Freunden zu erscheinen und politische Wortkämpfe zu führen, war mir verleidet. Ich ging zum Bahnhof und wartete auf den Zug nach Ludwigshafen. Im gleichen Zuge, wenige Wagen vor mir sass Emma mit ihrer Tante. Diese fuhren nach Neustadt weiter, ich blieb in Ludwigshafen, wo ich Besorgungen hatte.

Jene Nacht war die erste meines Lebens, in der ich aus innerer Unruhe keinen Schlaf fand. Bis zum Morgen wälzte ich die widrigen Gedanken hin und her: Wäre ich nur aus der Sache draussen, wäre ich nur nie in dieselbe hineingekommen. Ich fühlte wie kindisch unvorsichtig es gewesen war, ohne eigentlichen Drang, ohne eigentliche Ueberzeugung, ohne etwas von dem ganzen Zusammenhang der Dinge zu verstehen, mich in die Politik, wie in eine Art von Sport gestürzt zu haben. Aber nun war ich einmal drinnen, nun galt es, wie bei einem leichtsinnig unternommenen Ehrenhandel, der einem zuwider geworden ist, mit Anstand das Ende zu finden. Ich wollte zum Bezirkskommissär und mein Verhältnis zu ihm in Frieden lösen.

Ich fuhr in einem Einspanner durch die Rheinebene, da ich da und dort Briefe abzugeben hatte, und sass Mittags in einem Wirtshaus an der Strasse, während das Pferd gefüttert wurde. Ich griff nach einer Zeitung, die eben angekommen war. Sie war der politischen Bewegung günstig und deutete auf der ersten Seite in geheimnisvollen Worten an, dass mit den Männern der Aktion im rechtsrheinischen Bayern durch einen verlässigen Vertrauensmann Verbindungen angeknüpft seien, die Grosses in Aussicht stellten. Das ging auf mich. Auf der zweiten Seite war zu lesen, dass die Scharen Schlöffels gestern abend mit den Korps in Heidelberg in Streit geraten

seien und dass Schlöffel die Mitglieder der Hermunduria und anderer Völkerschaften auf ihrer Kneipe ergreifen und als feudal und volksfeindlich habe in den Turm werfen lassen.

Ich lachte, wenn auch nicht sehr vergnügt. — Wäre ich gestern Abend gewesen, wo ich gemäss meines Versprechens hätte sein sollen, so wäre ich, der auf der ersten Seite Gepriesene, als Feudaler der zweiten Seite in den Turm gewandert.

Ganz unten stand noch eine Notiz von Herrn Schnappert. Er hatte in der vorigen Woche den Pfarrer von Rodalben, der sich durch heftige Umtriebe gegen ihn bemerkbar gemacht hatte, an die Grenze gebracht mit der Drohung, ihn bei der Wiederkehr erschiessen zu lassen.

«Wäre ich nur ganz aus der Sache draussen» — die Gedankenreihe von heute Nacht kehrte mit verstärkter Wucht wieder. Aber trotz derselben, — dass die Angelegenheit auch ihre furchtbar ernste Seite habe, in der es sich um Leben und Zukunft handle, das war mir auch jetzt noch nicht zum Bewusstsein gekommen.

Dies sollte bald werden. Im Dunkeln war ich in das Dorf gekommen, und hatte vor der «Krone» erregte Gruppen getroffen, indes der «Fuchs» leer stand. Ich bog ab, aber es war mir, als ob mich die Leute, darunter der Förster und der lange Christoph, erkannt hätten. Mein Haus war einsam; der Onkel war von einem Amtsgange über Land noch nicht heimgekehrt. Ich stieg in die Dachkammer hinauf, nicht um nach dem Römerschwert zu schauen, sondern weil es das einzige Fenster war, von welchem aus man die Lichter im Forsthaus erkennen konnte. Dort an jenem Fenster musste sie sitzen. Ich versuchte auf gut Glück das Zeichen, mit dem wir uns schon ehemals «gute Nacht» gesagt hatten; ich erhob das Licht, liess es wieder sinken und tat dies mehreremale. Drüben schien man dies Zeichen erwartet zu haben, denn der Gruss wurde in derselben Weise erwidert. Wie war ich selig!

Ein Lärm im Ort liess mich aufhorchen. Jetzt hörte ich deutlich den Ruf: «Die Preussen kommen.» An den Fenstern der Bauernhäuser erschienen Lichter, Laternen hüpften wie Irrlichter über die Strassen, an der Haustüre schlug es mit dem eisernen Klöpfel heftig an. Ein Mann war eingetreten und sagte in heftiger Weise, er müsse mich sprechen. Ich erkannte die Stimme. Es war die des Stoffele, eines Mannes der Gegenpartei, meines Nebenbuhlers. Er zog mich in die Stube, und redete unter der Stimme hastig auf mich ein; «Die Preussen kommen; bei Kirchheimbolanden war ein Gefecht; Du bist auf der Liste, gehe so schnell als möglich fort, heute Nacht vielleicht sind die Soldaten hier.»

Wo ist Herr Schnappert ?

Der Schullehrer nannte den Namen des nächsten Städtchens und setzte dazu : «Du tust gut, ihm recht schnell zu melden, dass die Preussen sich so unerwartet in diese Gegend geworfen haben, denn wenn sie den erwischen, — dann . . .»

Nun galt es kein Zaudern ; ihn musste ich warnen. In weniger als einer Viertelstunde war ich mit dem Christoph aus dem Hause, ohne den Onkel gesehen zu haben. Als wir beide am Forsthaus vorüberschritten, schlugen die Hunde an. Ich blickte nicht auf, — wir sprachen kein Wort, aber es war mir, als hörte ich neben mir einen tiefen Seufzer. Beim Beginn der Anhöhe trennten wir uns ; ich drückte dem Stoffele die Hand und empfahl ihm herzliche und beruhigende Worte an meinen Onkel.

Ich lief durch die Nacht hin, wie niemals in meinem Leben. Im Städtchen war, trotzdem die Zeit schon gegen den Morgen ging, alles auf den Beinen. Der Bezirkskommissär war erfreut, mich zu sehen. Dass die Preussen in der Nähe seien, wusste er schon. Boten kamen und gingen. Jeder brachte schaurigere Nachrichten. Herr Schnappert empfing sie mit Mut und Ruhe, aber die Tische des Wirtshauses wurden leerer und leerer. Jeder der Gehenden hatte einen anderen Grund, und immer wenn derselbe vorgetragen wurde, schaute mich der Bezirkskommissär bedeutsam an. Eine Schar Sensenmänner, die sich auf dem Rathaus gelagert hatte, war, ohne ein Wort zu sagen, abgezogen, wie es hiess gegen ein nahes Grenzdorf hin. Herr Schnappert stellte von den wenigen Männern, die ihm noch treu geblieben waren, Posten aus ; als wir sie im Morgengrauen inspizierten, war nur mehr ein Drittel vorhanden. In das Hauptquartier zurückgekehrt trafen wir den Bürgermeister und den Beigeordneten, die uns flehentlich baten, den Ort zu verlassen, damit nicht die Soldaten es ihm entgelten liessen. Noch gründlicher wirkte das Geheul und das wütende Belfern einiger Weiber, die mit allem Möglichen drohten, falls wir uns nicht beeilten, fortzukommen.

So zogen wir denn die Posten ein und gingen zehn Mann hoch auf der «Heckmesserseite» nach Frankreich.

Wir kamen aus dem Regen in die Traufe. Der Bezirkskommissär war bei seiner Beileibtheit von dem raschen Gang an dem schwülen, dunstigen Sommermorgen erschöpft. Wir suchten das Wirtshaus des ersten elsässischen Dorfes Walschbronn auf. Kaum sassen wir, so begann vor der Tür ein Lärm. Wir hätten es nicht schlimmer treffen können. Hier hatte sich jener katholische Geistliche niedergelassen, gegen den der Ausweisungsbefehl ergangen war. Einige seiner Anhänger,

die sich zu ihm gesellt hatten, erkannten uns und verbreiteten die Kunde von unserer Ankunft. Der Wirt klapperte bloss und aufgeregt in seinen Holzschuhen zu uns herein; ein französischer Offizier von der Grenzbesatzung erklärte, dass er uns nicht schützen könne, und zeigte auf das Türchen in der Hinterwand der Scheune; wir überschritten einen Bach und waren in wenigen Augenblicken wieder auf pfälzischem Boden.

Es blieb nur ein Weg; längs der Grenze hinzuwandern. Dort mussten wir bald auf ein grösseres Dorf stossen, in dem ein Wagen zu haben war. Denn Herr Schnappert kam nur mehr mühsam vorwärts.

Nach einem kurzen Weg, zu dem wir mehrere Stunden gebraucht hatten, blickte aus einer waldigen Mulde ein Turm herüber, und in kurzer Zeit sassen wir in einer stattlichen Wirtsstube hinter einem grossen grünen Ofen, der wie eine Festung in die Stube vorgebaut war, den Rücken an eine alte Tafelung gelehnt, vor uns blinkenden Trank und kräftigen Imbiss.

Es bediente uns die Tochter des Wirtes, eine Gestalt, wie eine Brunhilde, kräftig und mächtig, und so gross, dass sie mich, der ich doch kein kurzer Geselle war, noch um die dicke blonde Haarflechte, die über ihren Kopf gelegt war, überragte. Sie setzte sich mit ihrem Vater an unsern Tisch und holte fleissig Wein. Wir lebten wieder auf; die beängstigende Blässe im Gesicht des Bezirkskommissärs wich einer angenehmen Röte. Schon blitzten auch wieder seine Aeuglein unter der Brille, schon beschrieb er mit militärtechnischen Ausdrücken unsern «geordneten Rückzug», wie er die morgendliche Hetzjagd nannte, in der wir das Wild vorstellten.

Der Wirt, auf die Geräusche seines Dorfes besser eingeübt, als wir, stand plötzlich mit erstauntem Gesicht auf und ging ans Fenster. Unsere Blicke folgten den seinen, und wir sahen unsere Sensenmänner von gestern über den Abhang am anderen Dorfe herunterziehen.

«Wir rallieren uns wieder» — lachte der Bezirkskommissär und trat mit mir unter die Tür. Wir sahen, wie sich die Bewaffneten in die zwei oberen Wirtshäuser verteilten. Ein Teil schritt auf unsere Türe los.

Wir begrüßten sie; aber welche Veränderung hatte die eine Nacht in den Leuten hervorgebracht. Wir konnten freilich nicht wissen, dass sie auf eine weit vorgeschobene Reiterpatrouille gestossen und von ihr angeschossen worden waren, dass sie dann mit ihren drei Verwundeten querfeldein zogen und in zwei Dörfern, in denen sie auf dem sechsständigen Marsch hatten rasten wollen, nur wilde Worte und Flüche ge-



funden hatten. Das alles, dazu die tausendfach übertriebenen Nachrichten von den Vorgängen draussen in der Ebene, die ernsthafte Sorge, wie es nun zu Hause bei Weib und Kind gehen werde, hatte die Leute ausser sich gebracht. Sie drängten uns in die Stube und schrieen uns an: «Da sitzen sie, essen und trinken, lassen sich's wohl sein. Ihr habt uns die Supp' eingeschüttet, Ihr müsst sie mitauslöffeln». Wir sassen wieder hinter unserem Tisch, und Herr Schnappert versuchte vergebens zu Wort zu kommen. Es wurde immer ärger. Denn auf die Kunde, dass wir hier seien, waren auch die Freischärler aus den anderen Wirtshäusern in unseres geströmt. Die ganze Stube und der Gang waren von Bewaffneten gefüllt, zu den Fenstern herein schauten die Kinder, Weiber und Greise des Dorfes. Es war ein wilder Lärm; vergebens begütigte der Wirt und schickte nach dem Waibel. — Kein Lichtblick! Wir nahmen mehr Injurien entgegen, als sie von sämtlichen Gerichten des Landes in einem Menschenalter abgeurteilt werden können. Vergebens versicherte sie Herr Schnappert, dass er mit ihnen «für die Freiheit und Einheit» sterben wolle, — man hörte ihn nicht mehr in dem unendlichen Getös.

Am ärgsten trieben es der wälsche Hannickel und der schiefe Heiner. Draussen fuhr ein Einspanner an, — ich sah, es war der lange Christoph. Ich rief unsere Brunhilde, die eigentlich Barbara hiess, und bat sie um Gotteswillen schnell hinauszueilen, und dem Lenker des Gefährts zu sagen, dass wir hier seien. Sie huschte durch die Küchentüre, die neben dem Ofen war, und nun sah ich sie auch draussen bei dem Pferde stehen. Dann erschien sie wieder und sagte: «Er kommt gleich; er ist Euretwegen da». Dort erschien der Botenstoffelche auch unter der niederen Türe; er musste sich bücken, um durchzukommen, und nun arbeitete er sich gegen uns her. In demselben Augenblicke aber spielte sich eine andere Szene ab. Der wälsche Hannickel hatte sich mit stetem Schimpfen und Schlagen auf den Tisch in eine Wut hineingesteigert, deren Anblick entsetzlich war. Er kreischte, seine Augen waren rot, wie die eines Raubtieres. War es aufrichtig, oder war es Komödie, — ich weiss es nicht; wollte er einen von uns töten, oder uns nur schrecken, — ich weiss es nicht. Er erhob blitzschnell sein Gewehr mit dem aufgesetzten Bajonette und stiess es mit einem scheusslichen Wort zwischen unseren Hälsen durch, dass ein Splitter des Getäfels auf meinen Rockkragen zu liegen kam. Eben so schnell aber hatte er eine der wichtigsten Ohrfeigen, welche verabreicht werden können, und Barbara war es, die sie ihm mit kunstgerechtem Ansatz beigebracht hatte. Ein Sturm erhob sich gegen das Mädchen, aber schon



stand der lange Christoph vor ihr und warf die Feinde zurück. Der Stoss mit dem Bajonett hatte auch eine Anzahl der älteren Männer ernüchtert, und sie stellten sich auf die Seite des Bezirkskommissärs.

Während der wälsche Hannickel hinausgeschoben wurde, winkte uns unsere Beschützerin und wir traten zum zweitenmale an diesem Morgen durch die Küche einen geordneten Rückzug an. Trotz der Eile nahm die Brunhilde sich doch soviel Zeit, um mich beim Aermel zu fassen und leise zu fragen: «Wer ist denn der Grosse? Was der für helle Augen hat, und Kourage hat er auch».

Das Hinterhaus mündete auf einen zur Zeit ganz stillen Feldweg; in wenigen Minuten erschien der Einspänner des Lehrers. Es folgte ein rascher Abschied, nur Stoffele schien mir die Hand des Mädchens einen Augenblick länger zu halten, als es nötig war, wendete sich auch noch einmal um, trotzdem das junge Ross scharf anzog, und Barbara stand noch am Zaun und schaute uns nach. Im Nu waren wir im ersten französischen Grenzdorf, Liederscheidt, und bald darauf kamen wir an einen Wegstein, an welchem geschrieben stand «Route départementale, Bitsch 15 kil.».

Wir waren über der Grenze und suchten bei den nächsten Häusern ein Fuhrwerk, denn Christoph wollte nach Hause, um dem Onkel womöglich am gleichen Tage noch Nachrichten von mir zu bringen. Als wir allein abseits standen, ergriff ich seine Hand, ihm zu danken, dass gerade er nach mir ausgefahren sei. Ich hatte diese Worte mit besonderer Betonung gesagt. Er wandte den Kopf ab, wie wenn es ihm schwer würde, zu reden, und antwortete in bewegtem Ton: «Red' mir nicht davon, es tut mir weh. Ich hab' es um ihretwillen getan, es wäre ihr zu nahe gegangen, wenn Dir etwas Schlimmes begegnet wäre.» Ja, Emma hatte Recht gehabt: Er war gut, seelengut, und mir standen die Tränen im Auge, als er sein Wägelchen wendete und auf der Waldstrasse verschwand.

In Bitsch las Herr Schnappert Zeitungen, studierte Karten und sprach mit den zahlreichen Flüchtlingen, die schon vor uns angekommen waren. Erregte politische und militärische Verhandlungen füllten den Abend; immer mehr wuchsen die Hoffnungen beim Sprechen, wie die Seifenblasen vor dem Hauch des Mundes, immer klarer und unzweifelhafter legte man es sich zurecht, wie vor der einmütigen Erhebung, die nun folgen werde, jeder Widerstand der «Soldateska» verschwinden müsse.

Mir war bei der Sache nicht wohl zu Mute, obwohl ich die Empfindung bekam, dass fast alle dasjenige, was sie aus-

sprachen, auch wirklich glaubten. Gegenreden wollte ich nicht, denn ich war um die Hälfte jünger als die jüngsten der Tischgenossen, unter denen auch sehr ehrwürdige Häupter sassen. So fragte ich denn, als wir an der Schlafzimmertür schieden, wohl mit etwas bekümmelter Miene den Bezirkskommissär, was denn morgen geschehen solle. Er schaute mich mit bedeutendem Blick unter der Brille heraus an; streng und erhaben, wie ich ihn nie gesehen, und mit dem Ton eines Propheten sprach er: «Alles wird gut gehen, wir fallen den Preussen in den Rücken.»

Das war mir nach dem Erlebten zuviel. Beim Frühstück gab es eine Auseinandersetzung, und am Schlusse derselben liess er mich ziehen, milder und gütiger, als ich erwarten durfte. Zu solchen Dingen, — meinte er, gehöre «der Glaube an die allbewältigende Kraft der Idee».

Nach einigen Kreuz- und Querzügen im Elsass kam ich wieder nach Heidelberg. Es war eben der Tag, da sich die «Korps» wieder «aufgetan» hatten, und ihre Farben wieder in der Hauptstrasse prangen liessen. Nun trat ich in meine «Hermunduria» ein, von meiner Adjutantentätigkeit erzählte ich nichts.

Mehrere Wochen, und es verlautete, der Prinz von Preussen werde kommen. Mit getheilten Stimmungen wurde die Nachricht aufgenommen. In meiner Umgebung war die Begeisterung gross; ich hielt mich, — wie das selbstverständlich ist, — neutral.

Eines Nachmittags stand ich mit der Mappe vor dem Kollegienhause, als viele Einspänner mit Studenten meiner Farben und Angehörigen anderer Korps vorüberkamen. In einer der ersten Droschken war noch ein Platz frei. Man hielt und rief mich herbei. Ich dachte an eine Ausfahrt auf das Land, stieg ein, und erst als ich sass, hörte ich, dass es zur Eisenbahn gehe, da der Prinz von Preussen in wenigen Minuten ankommen werde. Der Bahnhofplatz war abgesperrt, ringsum stand die Menge; man sah manche freudige, aber auch viele finstere und trotzigte Gesichter.

Wie haben sich seitdem die Zeiten geändert! Wir haben jetzt denselben Mann als den Einiger des Reiches auf manchem Bahnhofs einfahren sehen; erblicke ich dann die leuchtenden Gesichter, höre die hellen Jubelrufe, so denke ich immer an jene Stunde in Heidelberg und habe die doppelte Freude, dass wir jetzt gefunden haben, was wir damals vergeblich suchten.

Der Prinz trat aus dem Bahnhof und stieg in den Wagen. Die Begleitung des Prinzen wurde rasch von den anfahrenden Wagen aufgenommen. Als der letzte derselben sich eben füllte,

rief ein Insasse unseres Wagens dem Kutscher ein Wort zu, — unsere Droschke schliesst sich dem Zuge des Prinzen an, die anderen folgen, und unter dem Staunen der Menge, und zu meinem eigenen grössten Erstaunen ging es voran, immer dem Prinzen nach.

Wir hatten eine bedeutsame Demonstration gemacht, grösser, als wir es wahrscheinlich selbst wussten. Alle Zeitungen brachten Berichte, tadelnde und lobende Urteile wurden laut, die Namen wurden genannt, auch der meine; die Demonstranten bald in den Himmel gehoben, bald in den Kot getreten, alles, dem Himmel sei Dank, nur mit Worten oder auf dem Papier. Ich war so unschuldig wie ein neugeborenes Kind.

In jenen Tagen erhielt ich von dem Onkel einen Brief, der sich erkundigte, was an der Nachricht der Zeitung sei, die ihm der Förster Frank voller Freude in das Haus gebracht habe, dass auch die Hermunduren dem Prinzen von Preussen das Geleit gegeben hätten.

Das Sommersemester nahte dem Ende. Einmal rückte der Pedell auf meine Stube und lud mich vor das Universitätsgericht. Ich sollte über meine politische Tätigkeit Auskunft geben. Die Fragen wurden von mir etwas sophistisch auf mein Tun und Leiden in der Universitätsstadt bezogen und dahin beantwortet, dass ich dem Zusammenstoss der Korps mit den Freischaren vor jenem Gasthof als begütigender Zuschauer angewohnt habe, dass ich an jenem Abend, an dem die Hermunduren in den Turm geworfen wurden, nur zufällig nicht in ihrer Gesellschaft gewesen sei, auch dass ich in dem Wagenzuge hinter dem Prinzen von Preussen hergefahren sei.

Zu eben derselben Zeit wurde drüben in der Pfalz eine Untersuchung angestellt, ob ich unter dem bewaffneten Zuzug des Bezirkskommissärs Herrn Schnappert gewesen sei. Das Wort «bewaffnet» wurde besonders betont. Dank der ruhigen Vorsicht meines Onkels brachte mich die alemannische Spatha aus der Aepfelkammer nicht ins Verderben.

Ich hielt mich, während das alles braute und brodelte, abseits in der Stille, welche damals noch in Heidelberg entstand, wenn die Ferien begonnen hatten. Es hätte mir diese Ruhe nach so bewegter Zeit gefallen, wenn nicht immer die Gedanken an Emma gewesen wären, zu der es mich zog und von der ich nicht das leiseste Lebenszeichen hatte erhalten können, seit jene Lichter am Fenster auf- und niedergeglitten waren.

Im September kam ein Brief meines Onkels und eingeschlossen war eine Einladung zur Hochzeit des Schullehrers Christoph mit Jungfrau Barbara Kurz. Es war unsere tapfere Brunhilde vom Morgen des Rückzugs. Ich konnte nach Hause

kehren. In Hinsicht auf die beinahe eingetretene Arrestation als Mitglied der konservativen Korps und auf meine Teilnahme an der Demonstration am Bahnhof glaubte man höheren Orts das Verhältnis zu dem Bezirkskommissär Schnappert günstiger beurteilen zu können, zudem es notorisch sei, dass sich dasselbe nur in der Teilnahme an einer von dem Bezirkskommissär Schnappert abgehaltenen Volksversammlung und in einer Begleitung desselben über die Grenze manifestiert habe. So war im schönsten bayerischen Kurialstil zu lesen.

Offenbar hatte mein Onkel dies Aktenstück abwarten wollen, ehe er mir die Einladung zur Hochzeit schickte. Ich musste mich eilen, wenn ich noch zu rechter Zeit kommen wollte, und ich durfte doch bei der Hochzeit des braven Stoffele mit unserer Rächerin nicht fehlen.

An der Endstation der Eisenbahn, in Neustadt, kamen zwei Gendarmen auf mich zu und fragten mich nach dem Namen. Ich wurde verhaftet. Auch der erbauliche Brief meines Onkels, den ich aus der Tasche zog, genügte nicht; ich hatte ein langes Verhör zu bestehen und kam anstatt vormittags zur Trauung, spät abends in das Dorf.

Die Hochzeitsgäste sassen in der «Krone». Es war grosse Bewegung, als ich ankam. Man begrüßte mich fast wie einen aus der Gruft Erstandenen, und manches geflüsterte Wort sagte mir, dass es dem und jenem nicht so gut ergangen sei, wie mir. Der treffliche Idealist Schnappert war indes nach Amerika entkommen.

Aber dass ich's gestehe: mir lag mehr als an allem daran, zu wissen, wie es Emma ergehe, die ich an der Tafel vergeblich suchte. Oben am Tische, neben der jungen Frau Barbara sass thronend, den geteilten Bart wie zwei Flammen aus dem Gesicht streichend, der Förster und wartete, bis ich zu ihm hinaufkam. Stoffele führte mich zu ihm. Ich fragte jenen nach seiner Schwester, und er erwiderte mit einem Blitz aus seinen stahlgrauen Augen: «Sie wartet zu Hause auf Dich, Du kannst sie holen, das Tanzen geht bald an».

Als ich mit ihr zum Tanze antrat, wir uns die Hände drückten und übergücklich in die Augen schauten, da zitierte ich im Scherz ein Wort, das ich jüngst aus «Hamlet» in mein Exzerptenheft geschrieben hatte:

«Lasst uns einsehen,  
dass Unbesonnenheit uns manchmal dient,  
wenn tiefe Pläne scheitern».

## XI.

# Die elsässischen Weinernten in den verflossenen Jahrhunderten.

Nach den elsässischen Chroniken zusammengestellt

von

**Dr. August Hertzog.**

Alles im Leben des Landwirthes dreht sich um den Ausfall seiner Ernten, um den höheren oder niedrigeren Ertrag seiner Felder oder Reben; wer jemals eine alte Chronik oder auch nur ein altes Familien- oder Hausbuch durchgelesen hat, wird gestaunt haben, welche harte Leidensgeschichte der oft arg bedrängte Bauernstand durchgemacht hat; denn durch grosse Fehljahre kamen oft Hunger und Not über den Bauernstand, der aber nach einigen guten Jahren, diese leicht vergass und sich bald wieder erholte. Nicht genug aber, dass die Natur Fehljahre brachte; keine Fehde, kein Krieg gingen damals vorüber ohne den Landwirt am meisten zu beschädigen, und durch verheerende Naturereignisse wurde naturgemäss der Bauer wiederum am härtesten heimgesucht. Auf den folgenden Blättern, soll nun der Versuch gemacht werden, in kurzen Sätzen und Angaben für die einzelnen Jahrgänge die Freuden und Leiden unserer elsässischen Bauern in der Vergangenheit vorzuführen, die ihnen aus dem Ausfall der Weinernten erwachsen sind. In dieser Zusammenstellung werde ich aber auch diejenigen Missernten zur Erwähnung bringen, welche infolge verheererender Kriegszüge und Ritterfehden durch die Menschen selbst herbeigeführt worden sind, als ob die Natur allein nicht schon oft genug solche der Welt bescheeren könne. Wie ganz anders ist es doch zu unsern Zeiten geworden? Nie hat man vernommen, dass der letzte grosse Krieg zwischen Frankreich und Deutschland in einzelnen Gegenden wo er hauste, die Ursache von Missernten oder Fehlherbsten gewesen sei.



Ueber die ältesten Angaben, die zwar etwas spärlich fliessen, ist zu bemerken, dass sie zumeist nur grosse Missjahre erwähnen, sogen. «Hungerjahre»; man kann füglich daraus schliessen, dass die anderen des betreffenden Jahrhunderts, die nicht erwähnt werden, mindestens mittelgut gewesen sind und, wenn selbst Fehljahre, doch keine grosse, der Aufzeichnung werthe, wirtschaftliche Not erzeugt haben.

Erst verhältnismässig spät fing man an in den Klosterchroniken zuerst die Ernteauffälle fleissiger aufzuzeichnen, und mit der Zeit werden die Angaben über Ernten und Herbst immer häufiger sodass vom XVI. Jahrhundert ab, die unten noch zu gebenden Listen, lückenlos ausseben.<sup>1</sup>

Als Hauptquellen für meine Aufzeichnungen sind zu erwähnen: alle bisher im Druck erschienenen *Elsässischen Chroniken*: die «*Strassburgischen Chroniken*» von *Closener*, von *Koenigshofen* und ihren Nachschreibern, die *Gebweiler Dominikanerchronik*, die *Chronik der Dominikaner von Colmar*, die überaus geschwätzige *Chronik der Thanner Franziskaner*, die

<sup>1</sup> Angabe der Quellen, deren Abkürzungen.

Annales Argentinenses. Mon. hist. Germ. Script. T. XVII	= Ann. Arg.
Annales Basileenses. Mon. hist. Germ. Script. T. XVII	= Ann. Bas.
Annales Marbacenses. Id. Id.	= Ann. Marb.
Annales Maurimonasterienses Id. Id.	= Ann. Maur.
Archiv-Chronik. Code hist. et dipl. de la ville de Strasbourg.	= Arch. Chron.
Basler Chronik. Edit. Wurstisen.	= Basl. Chron.
Capitularien. Ausg. Boretius.	= Cap.
Closener et Koenigshoven. Code hist. et dipl. de la ville de Strasbourg.	= Clos. Koen.
Closener. Ausg. Hegel.	= Clos. Heg.
Collectaneen Specklin's. Bulletin de la Société pour la conserv. des mon. hist. d'Als. T. XIII et XIV.	= Speckl. Coll.
Chronik von Seb. Büheler. Bulletin de la Société pour la conserv. des mon. hist. d'Als. T. XIII.	= Seb. Büh.
Colmarer Wunderbuch. Kaufhauschronik Ed. Waltz.	= Colm. Wundb.
Colmarer kleine Chronik von Billing. Ausg. Waltz.	= Bill. kl. Chron.
Dominikanerchronik v. Gebweiler. Ausg. Mossmann.	= Dom. Gebw.
Dominikanerchronik v. Colmar. Ausg. Liblin.	= Dom. Colm.
Polyptique d'Irminon Prolégomènes. Ausg. Guérard.	= Polypt. d'Irm. Prol.
Koenigshofen. Ausg. Hegel.	= Koen. Heg.
Mat. Berler's Chronik. Code hist. et dipl. de la ville de Strasbourg und Bulletin de la Société pour la conserv. des mon. hist. d'Als. T. XVII.	= Mat. Berl.
Raisseisen's Memoriale. Edit. Reuss.	= Raiss. Mem.
Strobel, Geschichte des Elsasses.	= Strob. Gesch.
Trausch's Chronik. Bulletin de la Société pour la conserv. des mon. hist. d'Als. T. XV.	= Trausch.
Die Weinjahre im Elsass. Von Vikar Müller.	= Vik. Müller.

*Berlersche Chronik* und die im *Code historique et diplomatique de la ville de Strasbourg* veröffentlichte sog. *Archivchronik*; dann noch die in dem «*Bulletin de la Société pour la conservation des monuments historiques d'Alsace*», jüngst im Druck erschienenen elsässischen Quellenwerke und Chroniken, unter anderen die *Chronik des Strassburger Bürgers Trausch* und die jährlichen Aufzeichnungen des Molsheimer Weinschlages zu Strassburg. In dieser Zeit werden nicht nur die überaus guten und schlechten Jahrgänge mehr aufgeschrieben, sondern es wird jetzt, zu Verwaltungs- und Steuerzwecken, alljährlich in den städtischen Kanzleien Ertrag und Preis des Weines im Herbst, verzeichnet. Ferner seien hier noch erwähnt: *Raissen's Memoriale* meist Aufzeichnungen über Strassburg und Umgebung; die *Chronik von Closener und Koenigshofen*, Heggel'sche und Schilter'sche Ausgabe. Guérard's *Polyptique d'Irminon* und die *Capitularien* lieferten die Angaben über die frühesten Zeiten der folgenden Tabelle; die *Annales Argentineses*, *Marbacenses*, *Maurimonasterienses* und *Annales basilenses* haben ebenfalls einige Mitteilungen geliefert. Bei jeder Angabe sind zugleich auch in Abkürzung die Quellen angegeben, denen die Mitteilungen entnommen sind. Diese Quellenangaben sind durch die Schrift von dem anderen Texte herausgehoben.

Ein elsässisches Sprichwort sagt «Saurer Wein, teurer Wein»; es wird sehr oft bestätigt; denn beinahe jedesmal wenn der Wein sauer war, ist er dabei auch teuer gewesen. Auch das andere Wort, das behauptet, viel und gut seien nie beisammen, findet im allgemeinen Bestätigung, doch findet man auch nicht gerade selten, viel und gut wirklich beisammen. Auffallen dürfte dem Leser sicher auch die im Verzeichnisse sehr oft erscheinenden langen beinahe lückenlosen Reihen schlechter Jahrgänge; wenn man dann noch die zahllosen politischen, sozialen und religiösen Stürme der vergangenen Jahrhunderte beachtet, so wird man sich gewiss staunend fragen, wie es möglich war, dass der Bauer, zäh und ausharrend auf eine bessere Zukunft bauend, auf seinen rosszerstampften Schollen, in seinen oft eingeäscherten Dorfschaften, aushielt. Das waren alles Ereignisse, welche den Fleiss des Landmannes auf lange Jahre hinaus vereitelten, aber doch eines ihm nicht geraubt haben, ein ungemein festes Vertrauen auf Gott der sicher einmal wieder alles ersetzen und alle erlittenen Drangsale in Freude und Wohlergehen umwandeln würde. Eine bescheidene Zufriedenheit, ein angeborener fröhlicher Sinn, eine grosse Ordnungsliebe und Anhänglichkeit an die bestehenden Zustände, ein treues Hängen am guten Alten, das alles hat den elsässischen Bauern nie im Stich gelassen und durch Unglück und Not aufrecht erhalten.

Die oft vermutete Regelmässigkeit im Erscheinen schlechter und guter Jahre, ist ganz und gar nicht zutreffend. Wie sind dabei solche lange Reihen von Missjahren hintereinander, zu erklären? Manche dieser Reihen sind durch andauernde Kriege und ihre Verheerungen hervorgerufen worden, viele aber dürften den verheerenden Rebkrankheiten zuzuschreiben sein.

In der Tat finden sich Anhaltspunkte für diese Schlussfolgerungen in den oft sehr eingehenden Schilderungen des *Franziskaners von Thann*, welcher in vielen Aufzeichnungen darauf hinweist, dass der Herbst wie in den Vorjahren schlecht ausgefallen sei, weil allerhand Krankheiten und schlimme Witterung, über die Reben hergekommen seien. Ja, für das Jahr 1543 und 1694 finde ich ganz genau erkenntlich, die schlimme Blattfallkrankheit als «Brenner» auch «Mehltau» erwähnt und beschrieben. Wenn wir nun bedenken, dass in früheren Zeiten, die Rebleute gar keine Mittel kannten, zur Bekämpfung dieser schlimmen Krankheiten, so dürfte manche grosse Serie von Missherbsten nicht nur im Krieg und seinen Verheerungen, sondern auch noch in anhaltender Wiederkehr dieser Rebkrankheiten, ihre Erklärung finden. Gegen Frost suchte man sich schon vor Jahrhunderten durch Einlegen der Reben zu schützen (1460). Für 1485 melden der Franziskaner von Thann und Specklin eine ganz merkwürdige Erscheinung, die ich nur dem heftigen Auftreten einer Reben- resp. Traubenkrankheit, zuschreiben kann: es fielen nämlich in einer Nacht, am 10. August, die Beeren von den Trauben, ja nach dem Franziskaner von Thann die ganzen Trauben vom Stocke herunter. Was mag das für eine Krankheit gewesen sein? Ich wüsste von den heutigen Trauben- oder Rebenkrankheiten nur den Black-Rot zu nennen, der solche Wirkungen zeigt. Diese sehr verderbliche Krankheit zerstört nämlich innerhalb zwölf Stunden den ganzen Behang des befallenen Gebietes, indem die Beeren und Trauben zum Absterben gebracht werden, und dann auch losfallen da sie dürr werden. Solche Krankheit hat sich damals wohl auch eingestellt gehabt, wurde dann aber erst bemerkt, als die Trauben resp. die Beeren ganz dürr waren und abfielen. Damals wusste man noch nichts vom Wesen dieser Pilzkrankheiten, daher die anscheinend überraschende Erscheinung des Abfallens der Beeren; man hatte das erste Auftreten der Krankheit gar nicht wahrgenommen.

Merkwürdig sind dann noch in dieser Beziehung zwei Mitteilungen über sogen. Barttrauben: einmal ward eine solche 1539 bei Andlau, und ein zweitesmal bei Wettolsheim 1630 gefunden. Damals wussten sich selbst die Gelehrten die Sache nicht zu erklären. Aber im zweiten Jahrzehnte des vorigen

Jahrhunderts (1818), wurde nach Angabe des Herrn Stoltz aus Andlau, des bekannten elsässischen Ampelographen, in der Umgebung von Weissenburg, auch eine solche Barttraube gefunden, und nach Strassburg an die naturwissenschaftliche Fakultät, geschickt. Es wurde damals festgestellt, dass dieser Bart weiter nichts anderes war, als eine Schmarozerpflanze aus der Gattung der Seiden, welche wie die Kleeseide den Klee, diesmal eine Traube befallen hatte. *Tabernaemontanus* in seinem Herbarium erwähnt auch für das Jahr 1287 eine Traube mit Bart. Hier möchte ich auch noch auf die beinahe ununterbrochene Reihe schlechter Jahre mit teilweise sehr hohen Weinpreisen aufmerksam machen, welche mit 1579 beginnt und bis 1630 mit wenig guten Jahrgängen, sich erstreckt hat. Daraufhin kamen dann noch die argen Verheerungen des sogen. Schwedenkrieges.

Die Ursachen solch grosser und sehr scharfer Missjahre die sich zudem auf so lange ununterbrochene Dauer erstreckten, können nur in schlechten Witterungsverhältnissen verbunden mit Rebkrankheiten, die man jedoch damals nicht kannte, und auch nicht bekämpfen konnte, gefunden werden. Die Winzer von dazumal mussten eben solche Heimsuchungen ruhig über sich ergehen lassen, bis über einem Male, die verheerenden Krankheiten zurückblieben, worauf dann die Reben gewöhnlich wieder kolossale Erträge lieferten, die man in den letzten hundert Jahren, jedenfalls nie wieder erhielt. In unserer Zeit der wissenschaftlichen Aufklärung, wo uns das Wesen aller Rebkrankheiten, genau bekannt ist, und wir allerdings mit grossen Opfern zu meist, dieselben zu bekämpfen imstande sind, haben wir keine so grosse Mehrerträge, aber dafür auch keine so scharfe Missjahre, besonders keine solche Perioden der Fehljahre mehr, wie dies unsere Voreltern gekannt haben. Wir zwingen unsere Reben alle Jahre etwas zu tragen, ohne dass sie irgendetmassen einige Zeit ausruhen könnten; dies ist aber vielleicht die Ursache der allmählichen Abschwächung der Widerstandskraft unserer Reben. Lehrt doch die Erfahrung dass die Pilzkrankheiten *Peronospora* und *Oidium* gerade dort am stärksten auftreten, wo seit Jahren regelmässig dagegen durch Spritzen und Schwefeln gearbeitet wird. Es scheint als ob die Pilze sich mit der Zeit den Bekämpfungsmitteln einfach anpassten. In den verflossenen Jahrhunderten wusste man nichts von Schwefel und Kupferbrühe, die Reben mussten sozusagen aus eigener Kraft die Anfälle der Krankheiten überstehen, und so neugekräftigt wieder sehr grosse Erträge abwerfen, oder falls die Anfälle zu heftig waren und zu lange dauerten, musste an jenem Orte der Weinstock einfach verschwinden, um dann erst nach langen Jahren wieder angepflanzt werden zu können.



Dann fällt auch noch der Umstand in die Wagschale, dass damals in den tieferen Lagen keine Reben angebaut werden durften; in diesen Lagen verewigen sich aber in unserer Zeit die Pilzkrankheiten, sodass sie heutzutage nie mehr ganz verschwinden, während dies in jener früheren Zeit nicht der Fall war. War die Krankheit einmal wieder verschwunden, so trat sie sobald nicht wieder auf, da die guten und eigentlichen Reblagen nicht sehr empfänglich sind, und oft lange der Verseuchung entgehen, derselben lange widerstehen bis sie endlich, doch zu stark geworden, diese Reben dann auch beschädigt. Nur so lassen sich die Phänomene der langen Perioden von Misswachs, und der oft unerhörten Massenerträge in den vorigen Jahrhunderten erklären. Damals überaus starke Extreme, heute durchweg mehr Mitteljahre und Mittelserträge.

Sehr auffallend sind dann noch für die vergangenen Jahrhunderte die ausserordentlich frühen Jahrgänge, wie solche in den letzten drei Jahrhunderten nie vorgekommen sind. Hervorzuheben sind in dieser Beziehung 1186, 1228, 1282, 1289, 1304, 1351, 1420, 1473, 1540 und endlich noch 1717.

Ebenso findet man öfters in der Geschichte die Erwähnung grosser Heuschreckenzüge mit auch für die Reben argen Verheerungen im Gefolge, so 875, 1337, 1339, 1542.

Ein einziges Mal finde ich Maikäferbeschädigungen erwähnt, 1688.

Brenner und Miltau werden genannt 1543, 1694, 1698 und 1789.

Der Wurm wird mit Namen erst 1771 für Colmar durch Billig erwähnt, 1781 wird derselbe als «Butz» durch denselben Geschichtsschreiber als arger Schädling bezeichnet, heute noch ist dieser Ausdruck in der Umgegend von Colmar üblich. Starker Raupenfrass im Jahr 1246.

Das 19. Jahrhundert gibt ein weit schöneres Gesamtbild. Es kennt die abscheulichen Völkerkriege nicht mehr, wie sie das 18. Jahrhundert noch erfahren hat; selbst die grossen napoleonischen Kriege haben auf unseren Rebbau nicht den verheerenden Einfluss ausgeübt, wie die Kriegszeiten der drei vorigen Jahrhunderte. Jetzt sind es nur noch rein natürliche Ereignisse, welche die Ernten beeinflussen, und nicht mehr grausame Willkür kriegführender wilder Volkshaufen. Jetzt gibt die Wissenschaft auch dem Rebmanne gute und wirksame Mittel zur Hand, die Krankheiten zu bekämpfen und durch gute, sorgsame Pflege wird die Rebe gezwungen Erträge abzuwerfen. Eigentliche, grosse Fehljahre, wie solche in früheren Jahrhunderten keine Seltenheit waren, gibt es nun nicht mehr zu verzeichnen. Auch sind die Mitteilungen über die Herbste



des verflossenen Jahrhunderts weit zahlreicher und zuverlässiger; jetzt hat man die Zeitungen und Fachzeitschriften welche Jahr für Jahr genau Buch halten und über den Ernteausschlag berichten; auch führt man jetzt eine öffentliche Statistik welche genauere Mitteilungen verzeichnet. Jetzt differenzieren sich die Angaben über Ober- und Unter-Elsass weit mehr als in alten Zeiten, wo die Chroniken oft ungenauere Angaben machten, so dass man nicht immer weiss, ob sie sich aufs ganze Gebiet oder nur auf einen Teil unseres Landes beziehen.

Selbstverständlich gilt im Zweifel jede chronikalische Mitteilung für die Gegend in welcher die Chronik oder das betreffende Hausbuch entstanden sind.

Zum Schlusse sei noch auf die Zusammenstellung hingewiesen, welche lückenlos volle drei Jahrhunderte umfassend, vor einigen Jahren Herr *Vikar Joh. Müller aus Düttlenheim*, nach Aufzeichnungen alter Hausbücher, im Drucke hat ausgehen lassen.

Die nun folgenden Mitteilungen, in denen sich Freud und Leid des elsässischen Winzerstandes widerspiegeln, dürften wie ich hoffe, nicht ohne Teilnahme aufgenommen werden; die Verehrer des köstlichen Weines werden gewiss mit sichtlichem Interesse daraus ersehen wie weit der Weg ist vom Weinberg in den Keller, und welchen Gefahren der Weinbau jedes Jahr ausgesetzt ist.

- 452—455 Zerstörten die Hunnen alles auf ihren Streifzügen; die Chroniken erzählen dass da wo sie durchgeritten kamen, mehrere Jahre nachher gar nichts mehr gedieh.
- 585 Grosses Fehljahr für alles; sehr hohe Produktpreise. *Polypt. d'Irm. Prol.*
- 780 Sehr kalter Winter, die Vögel fielen tot hernieder, Reben erfroren. *Protocollum Marbacense.*
- 762, 779, 793 Drei sehr grosse Hungerjahre. *Polypt. d'Irm. Prol.*
- 764 Sehr kalter Winter, Reben erfroren, dauerte bis in das nächste Frühjahr. *Prot. Marb.*
- 765 Infolgedessen kleiner Herbst. *Revue d'Als.* 1860.
- 805 Schlechte Ernten, Hungerjahr. *Cap. Theod. Vil.*
- 809 Grosser Misswachs, darauf starke Hungersnot. *Cap. Aquisgr.*
- 812 Schlechte Ernten, darauf grosses Hungerjahr. *Cap. von 813.*
- 820 Fehljahr und grosser Hunger. *Polypt. d'Irm. Prol.*
- 823 Ernten durch Hagel zerstört. *Clos. Koen.*
- 824 Schlechte Ernten. *Polypt. d'Irm. Prol.*
- 832 Kalter und langer Winter, Bäume und Reben erfroren, Tiere fielen zahlreich der Kälte zum Opfer. *Prot. Marb.*

- 833 Kleiner Herbst.
- 851 Grosse Teuerung und Sterben. *Speckl. Coll.*
- 852 Abermals infolge brach- und ödeliegender Felder. *Speckl. Coll.*
- 864 Gute Ernten und Herbst. *Speckl. Coll.*
- 871 Gutes Jahr sowohl an Frucht als an Wein. *Speckl. Coll.*
- 875 Frucht und Bäume durch Wanderheuschrecken zerstört und geschädigt. *Clos. Koen.*
- 876 Pest und Hungersnot, Felder blieben öde und verlassen. *Speckl. Coll.*
- 880 Grosser Heideneinfall, Felder durch Krieg verheert. *Clos. Koen.*
- 899 Reiche Ernten und Herbst, niedrige Produktpreise. *Polypt. d'Irm. Prol.*
- 908 Einfall der Ungarn, grosse Verheerungen. *Speckl. Coll.*
- 919 Die Ungarn zerstören im Elsass Feld und Reben. *Clos. Koen.*
- 937 Erneute Hunneneinfälle und Verheerungen. *Speckl. Coll.*
- 941 Geringe Ernten, grosse Hungersnot. *Polypt. d'Irm. Prol.*
- 942 Abermals Fehljahr. *Polypt. d'Irm. Prol.*
- 975 Ergiebiges Weinjahr, sehr niedrige Preise. *Polypt. d'Irm. Prol.*
- 977 Abermals sehr viel Wein, äusserst billig. *Polypt. d'Irm. Prol.*
- 1000 Reich an grossen Elementarereignissen, schlechtes Jahr. *Clos. Koen.*
- 1051 Wenig Wein, hohe Preise. *Polypt. d'Irm. Prol.*
- 1056 Schlechter Jahrgang, grosse Teuerung. *Strob. Gesch. d. Els.*
- 1063 Strenge Kälte Mitte April, Reben erfroren. *Billing, Rev. d'Alsace 1859.*
- 1070 Wegen grossen Frostes konnte man die Osterkommunion nicht abhalten. *Bill. Rev.*
- 1074 Gefroren die Bäche bis auf den Grund. *Bill. Rev.*
- 1092, 1094 Sehr schlecht mit Krankheiten und Hungersnot. *Strob. Gesch. d. Els.*
- 1093 Infolge sehr strengen Winters von 1092/93 erfroren die Reben. Kleiner Herbst, Teuerung. *Prot. Marb.*
- 1096 Grosses Sterben und Hungersnot. *Speckl. Coll.*
- 1100 Schlechte Ernten, grosses Hungerjahr. *Ann. Arg.*
- 1126 Sehr wenig, grosse Teuerung. *Dom. Gebw.* Grosse Kälte, Reben erfroren. *Bill. Rev.*
- 1128 Ernte klein, Teuerung und Hungersnot. *Dom. v. Gebw.*
- 1129 Reben erfroren. *Dom. Gebw.*
- 1136 Viel Regen, kleiner Herbst. *Dom. Gebw.*

- 1143 Arg kalter Winter, erfroren Bäume und Reben. *Ann. Marb.*  
1144 Infolgedessen kleiner Herbst.  
1146 Frost am 22. Mai, alles erfroren. *Dom. Gebw.*  
1150 Arge Winterkälte, alles erfroren. *Ann. Marb.*  
1151 Infolge desselben geringer Herbst.  
1157 Grosse Kälte im April, Bäume erfroren. *Dom Gebw.*  
1176 Heisses trockenes Jahr, schlechte Ernte, grosse Hungersnot. *Ann. Maur.*  
1181 Guter Herbst, reiche Ernte, Wein gut und leicht verkäuflich. *Ann. Marb.*  
1184 Trockner heisser Sommer, gutes Weinjahr? *Ann. Marb.*  
1185 Soviel Wein wie seit Menschengedenken nicht dagewesen. *Ann. Marb.*  
1186 Trotz der Weissagungen der damaligen Kalendermacher, so erzählt Koenigshofen, traf nichts von dem Prophezeiten ein, der Winter war so warm, dass viele Bäume im Januar zur Blüte kamen; wahrscheinlich guter Herbst. *Ann. Marb.*  
1187 Am 17. Mai fiel grosser Schnee, erfroren beinahe alle Früchte. *Ann. Arg.*  
1186 Frühes Jahr, sehr warmer Winter, Ernte im Mai, Herbst im Juli und August. *Speckl. Coll. Ann. Arg.*  
1188 Grosse Kälte von Mai bis Juni; Reben erfroren. *Bill. Rev.*  
1190 Sehr kalter Winter Ausgangs 1189, erfroren die Reben zu Berg und in der Ebene, deshalb Teuerung der Weine. *Th. Frz. Chron.*  
1191 Es gab ein gutes Jahr und zwar wiederum den Prophezeiungen der Astrologen zum Trotz. *Clos. Koen.*  
1194 Misswachs mit nachfolgender Teuerung und Hungersnot. *Th. Frz. Chron.*  
1195 Misswachs, grosse Teuerung und Hungersnot. *Ann. Arg.*  
1196 Schlechtes Jahr.  
1197 Geringe Ernteerträge, Sterben, Teuerung und Hungersnot. }  
1198 Abermals schlechtes Jahr. }  
1199 Schlechtes Jahr. } Während dieser letzten vier Jahre wurden im Elsass die Ernten durch den Krieg zwischen Bischof Konrad von Strassburg und Graf Otto vernichtet sodass daraus grosse Teuerung entstand. *Ann. Marb. Speckl. Coll.*  
1202 Grosses Fehljahr, «grosse Teure und Hunger», darauf «grosses Sterben». *Th. Frz. Chron.*  
1203 Die obere Mundat durch Krieg überzogen und die Ernten dadurch verheert. *Th. Frz. Chron.*  
1205 Viel Reben im Oberelsass durch fürchterliche «Hochgewitter» (Hagel) zerstört. *Th. Frz. Chron.*  
1206 Viel Wein und billig. *Ann. Arg.*  
1207 Guter Herbst, billige Weinpreise. *Clos. Koen.*

- 1210 Grosser Hagelschaden in den Reben der Gegend von Ruffach; wuchs wenig aber sehr guter Wein. *Th. Frz. Chron.*
- 1213 Kleiner Herbst, das Fuder Wein (24 Ohmen, 12 Hektoliter) galt hundert Pfund. *Dom. Gebw.*
- 1217 | In dieser Zeit war «zwey oder drey Jahr her eine  
1218 | grosse Quantität Wein im Elsass durchgehends gewach-  
1219 | sen, also dass man ein Fuoder umb einen rauhen Gul-  
| den haben kunte». *Th. Frz. Chron.*
- 1220 Ergiebiges Weinjahr, gute Qualität. Niederlage der be-  
trunkenen Lothringer zu Rosheim. *Clos. Koen.*
- 1221 Das «arme Ober-Elsass und Suntgau» mit Krieg über-  
zogen, alles ward verheert und zerstört; darauf folgte  
Teurung an Frucht und Wein, Hungersnot und Sterbent.  
*Th. Frz. Chron.*
- 1223 Krieg zwischen dem Bischof von Strassburg und den pfr-  
tischen Parteien dauert fort; allerorts werden die Ernten  
und Früchte verheert. *Th. Frz. Chron.*
- 1227 Guter Wein, aber kleiner Herbst. *Th. Frz. Chron.*
- 1228 Frühes und gutes Weinjahr, Ernte der Frucht an Johanni  
Rebenblüte im April, Herbst um Laurentii, beendet. *Dom.  
Colm. und Th. Frz. Chron. Speckl. Coll.*
- 1228 | In diesen drei Jahrgängen wurden die Pfirter und bischöf-  
1229 | lich-strassburgischen Landesgebiete mit Krieg überzogen,  
1230 | wodurch die Ernte aller Arten und Orten vernichtet  
| wurden. *Koen. Ausg. Hegel Speckl. Coll.*
- 1232 Sehr warmer Sommer, guter Wein. *Dom. Colm. und  
Th. Frz. Chron.*
- 1233 Sehr kalter und langer Winter von 1232 auf 1233, so  
dass Ströme und Flüsse überfrozen waren. Reben und  
Bäume erfrozen. *Th. Frz. Chron.*
- 1234 Erfrozen die Reben im Januar. *Ann. Marb. Speckl. Coll.*
- 1236 Reiche Weinlese. *Dom. Colm.*
- 1237 Vor Herbst galt der Wein 16 Pfd. die 6 Ohmen. Wein  
billig. *Ann. Marb.*
- 1243 Sehr kalter Winter und viel Schnee. Reben erfrozen.  
*Th. Frz. Chron.*
- 1246 Grosse Teurung sowohl in Wein als Früchten infolge un-  
geheuren Raupenfrasses. *Th. Frz. Chron.*
- 1247 «Kalter langer und herber Winter, also dass die Wein-  
reben an vielen Orthen grosse Noth gelitten, an vielen gar  
verfrozen seyndt». *Th. Frz. Chron.*
- 1248 In diesem Jahr war eine grosse Hungersnot. *Th. Frz. Chron.*
- 1250 Herber und gar zu langer Winter, mit viel Schnee und  
Eis, der viel Schaden anrichtete. *Th. Frz. Chron.*

- 1252 Ueberfluss an Wein. *Th. Frz. Chron.*
- 1253 Furchtbare Hagelschläge haben grossen Schaden angerichtet.  
*Th. Frz. Chron.* Ergiebiges Frucht- und Weinjahr *Clos Koen.*
- 1254 Starke Stürme richteten arge Verwüstungen an. *Th. Frz. Chron.*
- 1255 Guter ergiebiger Herbst. *Th. Frz. Chron.* Viele Weine blieben auf den Reben stehen oder wurden ausgeschüttet wenn er nicht gut war. *Speckl. Coll.*
- 1256 Schlechtes Frucht- und Weinjahr, arge Not. *Dom. Colm.*
- 1258 Schlechtes Weinjahr, die Trauben wurden in Körben und Säcken unreif eingeheimst. Früchte verfaulten im Felde, darauf grosse Teuerung. *Dom. Colm. u. Clos. Koen. Speckl. Coll.*
- 1259 Gutes Weinjahr, billige Preise. *Clos. Koen.*
- 1260 Reiches Weinjahr, sehr niedrige Preise. *Clos. Koen.* Grosses Wasser *Speckl. Coll.*
- 1261 Nach *Clos. Koen.* sehr viel Frucht, billige Preise, der *Dom. Colm.* dagegen sagt das Gegenteil.
- 1262 Gutes Jahr. *Clos. Hegel. u. Th. Frz. Chron.*
- 1263 Harter Winter, Reben erfroren? *Th. Frz. Chron.*
- 1266 Winter und Frühling gar zu nass, sodass viele Früchte davon zu Grunde gingen. *Th. Frz. Chron.*
- 1267 Gutes Weinjahr, billige Preise. *Ann. bas.* Grosse Teuerung. *Speckl. Coll.*
- 1268 Sehr kalter Winter dauert bis Urbani, alle Reben zu Berg und zu Tal erfroren, Wein überall sehr selten. *Th. Frz. Chron.*
- 1269 Wuchs guter Wein. *Dom. Colm.*
- 1270 Reife Trauben in der Oktav der Heiligen Peter und Paul zu Rufach. *Ann. bas.*
- 1271 Faulten die Trauben am Stock infolge anhaltender Nebel vor Herbst. *Ann. bas. u. Th. Frz. Chron.*
- 1272 Viel Wein, der Vorrat an altem Wein verhinderte nämlich eine Teuerung, nachdem im folgenden Jahre.
- 1273 nur sehr wenig Wein gewachsen war. *Th. Frz. Chron.* Reben erfroren. *Dom. Colm.*
- 1274 Herbstete man erst um Martini herum. *Dom. Colm.* Guter Wein. *Trausch.*
- 1275 Wurden die Reben und Obstbäume im August durch starke Stürme mitgenommen, darum wenig Früchte und Trauben. *Dom. Colm.* Grosse Teuerung, Misswachs. *Speckl. Coll.*
- 1276 Reiches Weinjahr, Qualität sehr gut. *Dom. Colm.*
- 1277 Ergiebige Ernten und Herbsteträge, sehr billige Preise. *Dom. Colm.* Erfroren alle Reben auf Urbani. *Speckl. Coll.* Diese und folgende Notiz beziehen sich wohl auf dasselbe Ereignis.



- 1278 Am 25. Mai erfroren die Reben. *Dom. Gebw.* Ueberfluss an allem. *Dom. Colm.*
- 1279 Reben und Bäume erfroren. *Clos. Koen.*
- 1280 Schlechte Witterungsberichte. *Dom. Colm.* Alles trotzdem wohlfeil. *Th. Frz. Chron.*
- 1281 Mittelherbst, das Viertel Wein galt 9 Pfennige. *Dom. Colm.* Grosse Wasser im Frühling. *Speckl. Coll.*
- 1282 Sehr früher Herbst, guter aber teurer Wein, das Viertel 2 Sol. *Dom. Colm.* Um Marie Himmelfahrt neuer Wein auf dem Markte zu Strassburg. *Ann. hospit. Argent.*
- 1283 Gutes Jahr in allem, viele Früchte und Obst. *Dom. Colm.*
- 1284 Gab es viel guten Wein. *Dom. Colm.*
- 1285 Guter Herbst, ziemlich viel und guter Wein, Herbstanfang 7. Oktober, man besorgte jedoch, der Wein würde sich nicht halten. *Th. Frz. Chron.*
- 1286 Reiche Fülle von Früchten aller Art, Wein aber dennoch teuer. *Dom. Colm.*
- 1287 Wuchs an einigen Orten recht guter Wein. *Dom. Colm.*
- 1288 Am 15. April erfroren die Reben. *Dom. Colm.* Genügsames Jahr, billige Preise. *Koen. Heg.* Grosser Wind der viel Schaden anrichtete. *Speckl. Coll.*
- 1289 Frühes Jahr, gute Weinernte und gute Qualität. *Dom. Colm.* Um Neujahr blühten die Bäume, um Hilari, 14. Januar, schlugen die Reben aus, Erdbeeren im Walde, darauf gutes Jahr. *Speckl. Coll.*
- 1290 Aeusserst reiche Blüte, die aber nicht zur Frucht gelangte, wegen schlechten Wetters im Sommer. *Dom. Colm.*
- 1291 Wuchs ein sehr guter und berühmter Wein. *Dom. Colm.*
- 1292 Grosse Kälte im Hornung, viele Reben erfroren. *Dom. Colm.*
- 1293 Wein qualitativ und quantitativ gut. *Dom. Colm.* Darauf harter Winter, Reben erfroren. *Speckl. Coll.*
- 1294 Sehr kalt im Januar, viele Reben litten Not. *Dom. Colm.* Mangel an Früchten. *Clos. Heg.*
- 1295 Um Ostern Reif und Hagel, die alle Früchte verderbten. *Th. Frz. Chron.*
- 1296 Sehr reicher Herbst, so dass Wein umsonst verzapft wurde. *Dom. Gebw.*
- 1297 Ueberfluss an Wein der umsonst zum Verschank kam. *Clos. u. Koen.* Sehr gut zugleich. *Dom. Colm.*
- 1298 Weinüberfluss, spottbillig. *Clos. Koen.*
- 1299 Schwere und grosse Kriegsläufte im Elsass, wodurch viele Landschaften arg verheert wurden. *Th. Frz. Chron.*
- 1300 Wein im Ueberfluss und gutes Gewächs. *Th. Frz. Chron.* Umsonst gab man den Wein hinweg. *Speckl. Coll.*
- 1301 Gutes Weinjahr. *Th. Frz. Chron.*

- 1302 Am 1. September grosser Schnee der viel schadet, Wein sehr teuer. *Dom. Colm.* Wuchs ein schwacher, elender, saurer Wein. *Th. Frz. Chron.*
- 1303 Grosser Forst im Januar, Frühjahrsfrost 25. April, der Wein ward aber gut. *Dom. Colm.* Sehr heisser trockener Sommer «dass der Wein in den Kellern abstande». *Th. Frz. Chron. Speckl. Coll.*
- 1304 Milder Winter, sehr früher Jahrgang, sehr guter Wein, welcher die Zunge der armen Leute ganz merkwürdigerweise zu lösen vermochte. *Dom. Colm.*
- 1305 Langer Winter, Frost in den Reben, viele Störche und andere Vögel erfroren. *Dom. Colm.* Beginn der Lese 12. Oktober, schlechter Herbst, wenig Trauben, schlechter Wein infolge hinzutretender Fäulnis. *Th. Frz. Chron.*
- 1306 Beginn des Herbstes um Michaelis, «war ein halber Herbst». *Th. Frz. Chron.*
- 1308 Gutes Jahr. *Speckl. Coll.*
- 1309 Den 5. Oktober fing man an zu herbsten, nicht viel, aber guter Wein. *Th. Frz. Chron.*
- 1310 Sehr kalter Winter. *Prot. Marb.*
- 1311 Fehljahr, Misswachs infolge des sehr strengen und langen Winters 1310|11. *Prot. Marb.*
- 1313 Sehr schlechtes Jahr, darauf grosse Not. *Dom. Gebw. Pest und Teurung. Speckl. Coll.*
- 1314 Andauernd grosse Hungersnot. *Th. Frz. Chron. Speckl. Coll.*
- 1315 Schlechte Ernten, Hungersnot. Andauernder Regen vom Monat Mai bis auf Allerheiligen, sodass der Wein nicht reif werden konnte und zu Grunde ging. *Th. Frz. Chron. Speckl. Coll.*
- 1316 Abermals grosser Misswachs und Teurung. *Dom. Gebw. u. Clos. Koen.*
- 1317 Hungersnot und Missernten dauern fort. *Th. Frz. Chron.*
- 1318 Grosse Hungersnot in Rufach und Umgegend. *Th. Frz. Chron.*
- 1320 Gutes Jahr; zu schliessen aus der Erzählung Speckle's, dass die Strassburger zwei Kriegsheere speisten. *Speckl. Coll.*
- 1322 Schlechte Witterung, ganz nass und feucht. *Speckl. Coll.*
- 1323 Kalter Winter, Reben erfroren. *Th. Frz. Chron.*
- 1324 Folglich kleiner Herbst. *Prot. Marb.*
- 1325 Ergiebiges Weinjahr, billige Preise. *Clos. Koen.*
- 1327 Mittelmässiges Jahr, Brot und Wein war für die Not «und in Qualitate war der Wein nit gar stark und nicht gar schlimm». *Th. Frz. Chron.*
- 1332 Beginn der Lese 20. Oktober; viel aber saurer Wein, wegen kontunuiierlichem Regenwetter. *Th. Frz. Chron.*

- 1333 Quantitativ und qualitativ gut. *Str. Chron.* Fassmangel. *Speckl. Coll.*
- 1334 Wein erfroren. *Koen. Heg.* Am Georgstag. *Clos. Koen. Speckl. Coll.*
- 1337 Fehljahr, «Wein ist schier gar keiner gewachsen». Heuschrecken. *Th. Frz. Chron.*
- 1338 Vollkommenes und an allen Sachen überflüssiges Jahr, Wein sehr billig; *Th. Frz. Chron.* Reben allenthalben durch die Kriegszüge Bischof Bertholds von Strassburg und Kaiser Ludwigs verheert. *Koen. Heg.*
- 1339 Grosse Heuschreckeneinwanderung im Ober- und Unterelsass, Reben und Obstbäume total abgefressen. *Th. Frz. Chron.*
- 1340 Grosse Pest und Hungersnot im Gefolge, weil die Felder wegen Mangel an Arbeitern nicht bebaut wurden. Schlechter Herbst. *Th. Frz. Chron.*
- 1341 Starker Winterfrost bei Jahresausgang. *Th. Frz. Chron.*
- 1342 Folglich geringer Herbst. *Th. Frz. Chron.*
- 1343 Nasser Sommer, trotzdem Wein allenthalben gut geraten. *Th. Frz. Chron.*
- 1346 Misswachs an Wein und Korn, Hungersnot. *Dom. Gebw.*
- 1347 Grosser Frost in der Nacht vom 7. September, liederlicher Herbst, schlimmer Wein. *Th. Frz. Chron.* Schlechtes Jahr, andauernd Not und Pest. *Dom. Gebw.*
- 1348 Andauernde Pest, der schwarze Tod. *Th. Frz. Chron.*
- 1349 Misswachs an Wein und Früchten, die Felder blieben wegen der Pest unbestellt. *Th. Frz. Chron.*
- 1351 Mitte Juni hatten alle Reben verblüht; um Heiligkreuztag im September war der Herbst schon fertig, der Wein über die Massen gut. *Th. Frz. Chron.*
- 1353 Herbstanfang, 4. Oktober, qualitativ und quantitativ berühmter Wein, billige Preise. *Th. Frz. Chron. Clos. Koen.* Viele Reben blieben ungeherbstet. *Speckl. Coll.*
- 1359 Sehr kalter Winter, Reben erfroren. *Koen. Heg.*
- 1362 Sehr heisser Sommer. viel und guter Wein, sehr kalter Winter. *Th. Frz. Chron.* Ergiebiges Weinjahr. *Koen. Heg.*
- 1363 Abermals heisser Sommer, sehr wenig Frucht und Wein. Ausserordentlich kalter Winter. *Th. Frz. Chron.*
- 1364 Abermals sehr heisser Sommer, der Winter 63/64 hatte bis in den Monat Mai gedauert; wenig Wein, Wein sauer. Ernten auch noch durch Krieg zerstört. *Speckl. Coll. Th. Frz. Chron.*
- 1365 Alles durch die Engländer verheert und zerstört, kleiner Herbst. Sehr langer harter Winter darauf. *Th. Frz. Chron. Speckl. Coll.*

- 1366—1371 Misswachs und Teurung. *Clos Koen. Speckl. Coll.*
- 1372 Reicher Herbst und guter Wein. *Clos. Koen. Th. Frz. Chron.* Wein sehr teuer, da man keinen baute, auch keiner wuchs, in den Vorjahren; grosser Herbst. *Speckl. Coll.*
- 1373 Ziemlich viel Wein, jedoch nicht so viel wie im Vorjahre, billige Preise. *Th. Frz. Chron.*
- 1375 Gutes Jahr an Früchten und Wein. *Clos. Koen.* Herbst um Michaelis, der zweiten Engländer wegen ward ein Teil Reben erst um Weihnachten gelesen, Wein davon war seyger und zech und gar nicht gut. Darnach kamen vieler guter Jahre aufeinander, wuchs so viel Wein und Korn «dass es ihrer viele verdross». *Speck. Coll.*
- 1376 Guter Herbst. *Clos. Koen.* Wenig Wein, hohe Preise. *Mat. Berl.*
- 1377 Gutes Jahr, reicher Herbst, billige Preise. *Mat. Berl. Clos. Koen.*
- 1378 Gutes Jahr, billige Preise aller Nahrungsmittel. Im Unterelsass Wein teuer. *Clos. Koen.* Auf Urbani verdarben die Reben, Wein teuer. *Speckl. Col.*
- 1379 Gutes Jahr, billige Preise. *Clos. Koen.*
- 1380
- 1381 { Ununterbrochene Reihe guter Jahre, andauernd billige
- 1382 { Nahrungsmittelpreise. *Clos. Koen.*
- 1383 {
- 1384 Ueberaus guter und grosser Herbst, sehr billiger Wein. *Th. Frz. Chron.*
- 1385 Anhaltend grosse Regengüsse im Herbst. *Clos. Koen.*
- 1386 Weine wohlfeil und in grossen Mengen vorhanden. *Clos. Koen. Trausch. Speckl. Coll.*
- 1387 Gutes Jahr andauernd billige Preise. *Dom. Gebw.*
- 1388 Gutes Jahr, billige Preise. *Koen. Heg. Th. Frz. Chron.*
- 1391 Gutes Weinjahr, billig. *Koen. Heg.*
- 1392 Reiches Jahr, viel Wein, guter Wein. *Koen. Heg.*
- 1393 Gutes Weinjahr, billig und gut. *Th. Frz. Chron.*
- 1394 Viel und guter Wein. *Trausch.* Trockener Sommer, wuchs guter Wein der auch wohlfeil war. *Speckl. Coll.*
- 1395 Viel Wein, sehr billig. *Th. Frz. Chron.* Grosse Stürme richteten an Bäumen und Reben grossen Schaden an. *Speckl. Coll.*
- 1396 Viel Wein und billig. *Th. Frz. Chron.*
- 1397 Viel Wein und billig, früher Jahrgang. *Th. Frz. Chron.*
- 1398 Gutes und reiches Weinjahr. *Clos. Koen. Speckl. Coll.*
- 1399 Infolge starken Winterfrostes erfroren alle Gewächse. *Th. Frz. Chr.*

- 1400 Sehr heisser, trockener Sommer; guter Wein. *Th. Frz. Chron.* Kleiner Herbst.
- 1401 Unwetter im Sommer; geringer Herbst, Teuerung. *Clos. Koen.*
- 1403 Starke Stürme beschädigen die Bäume und die Reben. *Th. Frz. Chron.*
- 1404 Grosse Sommerhitze, Wein vermutlich gut? *Clos. Koen.*
- 1406 Kleine Ernten, Teuerung. *Clos. Koen.*
- 1407 Grosse Kälte bis April, alles erfror. *Clos. Koen. Th. Frz. Chron.*
- 1408 Grosse Kälte bis Mittfasten, Reben erfroren. *Th. Frz. Chron.* Alle Weine in den Kellern gefroren. *Speckl. Coll.*
- 1409 Reben erfroren um Martini 1408, geringer Herbst. *Th. Frz. Chron.*
- 1412 Grosser Hagel, der die Reben in Boden hinein verschlug. *Th. Frz. Chron.*
- 1414 Gutes Jahr an Wein und Früchten. *Trausch.* Grosse Teuerung, sehr trockener heisser Sommer. *Speckl. Coll.*
- 1415 Infolge anhaltender Regenfälle, elende Ernte, Heuet und Herbst. *Th. Frz. Chron. Clos. Koen.*
- 1416 Ergiebiger Herbst, Wein billiger nach Herbst. *Trausch.* Grosse Wassergüsse beschädigten die Reben sehr, Herbst besonders in den Berglagen, gering. *Th. Frz. Chron.*
- 1418 Viel Wein. *Arch. Chron.*
- 1419 Schlechter Wein infolge grosser Regengüsse. *Arch. Chron.*
- 1420 Früher und guter Herbst. *Dom. Gebw.* Auf Ostern Rosen (April 7), mitten im April reife Erdbeeren und Kirschen, die Reben in Blüte, um Johanni reife Trauben, Ernte und Herbst waren gut. *Speckl. Coll.*
- 1421 Nasser Jahrgang mit Ueberschwemmungen, geringer Herbst. *Trausch. Speckl. Coll.*
- 1422 Guter Herbst, billige Weinpreise. *Clos. Koen.*
- 1423 Reben erfroren. *Prot. Marb.*
- 1424 Reben erfroren, hohe Weinpreise für das folgende Jahr. *Mat. Berl.* Guter Herbst, Wein billig. *Trausch.*
- 1425 Kleiner Herbst. *Mat. Berl.*
- 1426 Ausnahmsweise warmer Winter folglich *Mat. Berl.*
- 1427 Gutes Weinjahr?
- 1429 Mitten im Jahr erfror alles Korn; wohl auch die Reben? *Speckl. Coll.*
- 1430 Erfroren Korn und Wein. *Arch. Chron. Th. Frz. Chron.*
- 1431 Sehr viel und wohlfeiler Wein, dass an vielen Orten der Mörtel mit Wein angemacht wurde, wegen Fassmangels. *Th. Frz. Chron.*



- 1432 Ergiebiger Herbst, billige Weinpreise. *Trausch*. Reben erfroren. Fehlherbst, Teuerung. *Speckl. Coll. Bill. Rev.*
- 1433 Sehr grosser Herbst, Wein spottbillig. *Th. Frz. Chron. Speckl. Coll.*
- 1434 Erfroren Wein und Korn. *Mat. Berl.*
- 1435 Um Georgentag grausamer Reif, der beinahe alle Weinberge verderbte, sehr kleiner Ertrag, teurer Wein. *Th. Frz. Chron.*
- 1436 Infolge Winterfrosts 1435, geringer Herbst, teure Weine. *Th. Frz. Chron.* Guter Herbst, Wein nicht teuer nach *Trausch*.
- 1438 Grosser Misswachs infolge lang andauernden Regenwetters, wenig und teurer, dazu schlechter Wein. *Th. Frz. Chron.*
- 1439 Karge Ernten, Notjahr. *Mat. Berl.*
- 1440 Harter und langer Winter von Ende Dezember d. J. bis Ausgangs Januar nächsten Jahres, Bäume und Reben erfroren. *Th. Frz. Chron.*
- 1441 Fruchtbares Jahr. *Trausch*.
- 1442 Kleiner Herbst. *Th. Frz. Chron.* Dagegen nach *Trausch*, gutes Jahr. Erfroren Korn und Wein. *Mat. Berl. Arch. Chron.*
- 1443 Gutes Jahr. *Dom. Gebw.* Kleiner Herbst, grosse Sommerhitze, guter Wein. Abermals sehr kalter Winter der bis in den Mai des folgenden Jahres dauerte. *Th. Frz. Chron.* Bezieht sich wohl auf den Winter 1442, wie in *Bill. Rev.* zu sehen.
- 1444 Gutes Weinjahr, billige Preise. *Clos. Koen.*
- 1445 Langer kalter Winter 1444/45, bis in den Monat Mai hinein; Reben erfroren, trotzdem wuchs viel aber saurer Wein. *Th. Frz. Chron.* War alles wohlfeil. *Speckl. Coll.*
- 1446 Erfroren die Reben, sehr wenig Wein, man fing in Strassburg an Bier zu brauen. *Arch. Chron.* Erfroren am Palmtag die Reben. *Th. Frz. Chron. Speckl. Coll.*
- 1447 Ungewöhnliche Kälte, hat sowohl der Ernte als auch dem Herbst einen grossen Stoss gegeben: der Wein ward sauer und teuer. *Th. Frz. Chron.*
- 1448 Frost und Schnee am 20. April, alles in Blüte, trotzdem ohne Schaden verlaufen, darauf guter Herbst, wohlfeiler Wein. *Th. Frz. Chron.* Gutes Jahr, guter Wein. *Trausch*.
- 1449 Billiger Wein. *Th. Frz. Chron.*
- 1450 Guter Mittelherbst. *Gebw. Dom.*
- 1453 Grosser Schaden durch Regen und Ueberschwemmungen, dennoch ein guter Herbst. *Th. Frz. Chron.*
- 1454 Weine billig in der Fasten, grosser Herbst. *Th. Frz. Chron.* Grosser Hagel und Wind, macht stellenweise viel Schaden. *Speckl. Coll.*

- 1455 Weine sehr billig im April. *Th. Frz. Chron.*
- 1457 Grosser Hagelschlag, zerschlug alles Getreide, die Reben und die Obstbäume. *Th. Frz. Chron.*
- 1458 Schlechtes Jahr, grosse Teuerung an Wein und Früchten. *Th. Frz. Chron.*
- 1460 Kalter Winter, Reben erfroren wo sie nicht eingelegt worden waren; Frost im Juni bei der Blüte: Teuerung. *Th. Frz. Chron.*
- 1461 Gutes Jahr. *Th. Frz. Chron.*
- 1462 Ziemlich fruchtbares Jahr. *Th. Frz. Chron.*
- 1463 Abermals gutes Jahr. *Th. Frz. Chron.*
- 1464 Gutes Jahr. *Th. Frz. Chron.*
- 1465 Wuchs «trefflich saurer Wein», *Mat. Berl.* Saurer ungeniessbarer, sogar der Gesundheit schädlicher Wein. Grosser Herbst, «wuchs trefflich saurer Wein». *Th. Frz. Chron. Speckl. Coll.*
- 1466 Vortrefflicher Wein. *Th. Frz. Chron.*
- 1468 Grosses Notjahr, Pest und Hungersnot, die Schweizer verheeren den ganzen Sundgau. *Th. Frz. Chron.*
- 1469 Alles sehr wohlfeil. *Th. Frz. Chron.*
- 1470 Billiger Wein. *Th. Frz. Chron.*
- 1471 Herbst gar wohl geraten, nicht Fässer genug, dazu der Wein sehr gut. *Th. Frz. Chron.*
- 1472 Sehr heisser Sommer, vortrefflicher Wein. *Mat. Berl.*
- 1473 Grosser Herbst, gute Qualität. *Dom. Gebw.* Sehr frühes Jahr, Blüte der Bäume bereits im Hornung, alles schon grün wie im Mai, zu Pfingsten zeitige Erdbeeren und Kirschen, ausgehenden Brachmonats reife Trauben; Herbst vor Bartholomei (24. August), viel und gut. *Th. Frz. Chron. Speckl. Coll.*
- 1474 Regen vom 1. Juli bis 4. September, wuchs ein gar saurer dabei sehr billiger Wein. *Th. Frz. Chron.*
- 1476 Gutes Jahr, Weine billig. *Th. Frz. Chron.*
- 1477 Kriegsverheerungen, infolge derselben teures Jahr. Qualität gut, *Th. Frz. Chron.* Qualität gut, Quantität gering, hohe Preise. *Dom. Gebw.*
- 1478 Wein und Frucht teuer. *Trausch.* Nach Wursteisen (Hanauer) war der Herbst so gut wie in fünfzig Jahren nicht.
- 1479 Reicher Herbst, desgleichen in fünfzig Jahren nicht erlebt. *Th. Frz. Chron.*
- 1480 Ergiebiger Herbst. Wein sauer und teuer. *Dom. Gebw.* Misswachs durch Regen, Teuerung. *Mat. Berl.* Später Herbst, saurer und teurer Wein. *Th. Frz. Chron.*
- 1481 Grosser und guter Herbst, trotzdem Wein und alles teuer. *Trausch.* Nass und regnerisch, viel und blutsaurer Wein;

- im Elsass doch noch ziemlich gut, und so wohlfeil dass man ein Mass um ein Ei haben konnte. *Th. Frz. Chron.*
- 1482 Anhaltend grosse Teuerung, grosser und guter Herbst. *Trausch.* Teurer Wein im Schwabenland, guter Herbst im Elsass. *Th. Frz. Chron.*
- 1483 Ergiebiges Jahr an Wein und Früchten, viel und guten, dazu billigen Wein. *Dom. Gebw. Arch. Chron.* Herbstanfang 2. Oktober, sehr viel und guter Wein, ausserordentlich billig, ein leeres Fass wird um den Inhalt gegeben. *Th. Frz. Chron.*
- 1484 Mehr wie im vorigen Jahr, dazu gut und wohlfeil. *Dom. Gebw. Arch. Chron.* Man gab den Wein um Gottswillen, den Ohmen um ein Ei. *Speckl. Coll.*
- 1485 Kleiner Herbst, Preise hoch. *Mat. Berl. Dom. Gebw.* In einer Nacht auf dem St. Lorenztag alle Trauben (Beeren) von den Stöcken gefallen, niemand konnte sich's erklären, sonst guter Herbst und Wein wohlfeil. *Th. Frz. Chron. Speckl. Coll.*
- 1486 Schlechtes Jahr, Misswachs, Wein teuer. *Trausch. Th. Frz. Chron.*
- 1487 Grosser Hagel, Reben stark beschädigt; *Th. Frz. Chron.* Weinteuerung wegen Misswachs. *Trausch.*
- 1488 Abermals kleiner Herbst, Wein teuer. *Trausch.*
- 1489 Die Teuerung hält an. *Trausch.* Mittelmässiger Herbst, teurer Wein. *Th. Frz. Chron.*
- 1490 Langer Winter, kalt bis Johannis Bapstistae, sehr starker Frostschaden. *Th. Frz. Chron.*
- 1491 Abermals langer Winter bis in den Mai hinein, langwährende Regenfälle, daraus Misswachs und Teuerung. *Th. Frz. Chron. Trausch.* Wein teuer, im Mai erfroren. *Arch. Chron.*
- 1492 Wein sauer und teuer. *Trausch. Th. Frz. Chron.*
- 1493 Viel und guter Wein, billig. *Trausch. Th. Frz. Chron.*
- 1494 Erfroren die Reben am 23. April, kleiner Herbst. *Dom. Gebw.*
- 1495 Viel Wein und billig, Fassmangel. *Trausch. Th. Frz. Chron.*
- 1496 Ausgezeichneter Herbst, billige Preise, Fässer doppelt so teuer als der Wein. *Trausch. Th. Frz. Chron. Mat. Berl.* Teurer und guter Wein. *Speckl. Coll.*
- 1497 Herbstanfang 5. Oktober; mittelmässiger Wein. *Th. Frz. Chron.* Guter Wein teuer. *Speckl. Coll.*
- 1498 Kleiner Herbst, Wein wird teuer. *Trausch.*
- 1499 Guter Herbst, billiger Wein. *Th. Frz. Chron.*
- 1500 Hungerjahr. *Th. Frz. Chron.* Wein schlägt auf, schlechter Herbst. *Trausch.*

- 1501 Elendes Fehljahr. *Th. Frz. Chron.*
- 1502 Wein sehr billig. *Dom. Gebw.* Um Pfingsten sehr grosse Kälte, dass Vögel davon zu Grunde gingen. *Bill. Rev.*
- 1503 Grosser Herbst nach *strassburgischen Chroniken*. dagegen Misswachs nach *Gebweiler Dominikanerchronik*. Misswachs wegen allzugrosser Hitze nach *Th. Frz. Chron.* Frostscha den an den Bäumen. *Bill. Rev.*
- 1504 Gutes Weinjahr, billige Preise. *Dom. Gebw.* Abermals grosse Hitze, Misswachs und teurer Wein. *Th. Frz. Chron.*
- 1505 So viel Wein wie in hundert Jahren nicht dagewesen, sehr billig. *Th. Frz. Chron.* Wein wieder sehr billig. *Dom. Gebw.*
- 1506 Gutes Jahr an allem was zur Nahrung dient. *Dom. Gebw.* Bäume und Reben erfroren. *Bill. Rev.*
- 1507 Grosser Herbst, sehr billiger Wein. *Th. Frz. Chron.* Uebermässig heisser Sommer, Teuerung. *Trausch.* Grosser Hagel beschädigte stellenweise die Reben. *Speckl. Coll.*
- 1508 Nasser Sommer, wuchs geringer Wein. *Dom. Gebw.* Sehr kalter Winter. *Bill. Rev.*
- 1509 Wein billig, reiche Lese. *Dom. Gebw.*
- 1510 Gutes Weinjahr, wuchs sehr viel Wein. *Dom. Gebw.*
- 1511 Grosse Kälte, Reben erfroren. *Trausch.*
- 1512 Wein erfroren, kleiner Herbst. *Dom. Gebw.*
- 1513 Viel Wein im Elsass trotz des Frostes, Wein dennoch teuer. *Dom. Gebw.* Schlägt jedoch ab nach dem Herbst. *Th. Frz. Chron.*
- 1514 Ergiebiger Ertrag sowohl der Reben als der Felder. *Dom. Gebw.*
- 1515 Nasser Sommer, Wein teuer. *Trausch.*
- 1516 Trockener Sommer, guter Wein aber wenig, Teuerung. *Th. Frz. Chron. u. Trausch.*
- 1517 Reben erfroren am 25. April, sehr kleiner Herbst. *Dom. Gebw. Th. Frz. Chron. Trausch.*
- 1518 Genügsames Jahr an Wein und Korn. *Dom. Gebw.* Herbstanfang 2. Oktober; mittelmässiger Herbst und Wein. *Th. Frz. Chron.* Wein und Korn fehlen, Teuerung. *Trausch.* Grosse Teuerung. *Speckl. Coll.*
- 1519 War ein guter Herbst und der Wein billig. *Dom. Gebw.*
- 1520 Wuchs wenig Wein und war teuer. *Dom. Gebw.*
- 1521 Gutes Weinjahr, Preise niedrig. *Dom. Gebw.* Herbstanfang 5. Oktober, ziemlich gut und viel, billig. *Th. Frz. Chron.*
- 1522 Wein teuer. *Trausch.*
- 1523 Frucht und Wein war dies Jahr genug. *Dom. Gebw.* Viel Wein. *Trausch.* Gutes Jahr. *Th. Frz. Chron.*

- 1524 Kleiner Herbst, Wein teuer. *Dom. Gebw.* Wein teuer. *Th. Frz. Chron.*
- 1525 Wuchs guter und viel Wein. *Dom. Gebw.* Trockenenes Jahr, guter Wein, Mittelpreise. *Th. Frz. Chron.*
- 1526 Gutes Jahr an Wein und anderen Sachen. *Dom. Gebw.* Viel Wein aber mittelmässig gut, billig. *Th. Frz. Chron.*
- 1527 Wuchs wegen Sonnenhitze wenig Wein; *Dom. Gebw.* Ueberflüssig Korn, Weizen, Gersten, Haber etc. Ganz heisser Sommer und Dürre; viel Trauben an den Reben, die Sonne verdörnte sie fast. *Th. Frz. Chron.*
- 1528 War Wein und Frucht genug. *Dom. Gebw. Th. Frz. Chron.* Grosse Teurung. *Speckl. Coll.*
- 1529 Trauben nicht reif, Wein schlecht. *Dom. Gebw.* Der neue Wein hatte gar keinen Preis, weil die Trauben nicht reif wurden, man nannte ihn den Türken- und Wieder-täuferwein. *Th. Frz. Chron. Speckl. Coll.*
- 1530 Geriet alles ziemlich gut, Weine dennoch teuer. *Dom. Gebw.* Teurung. *Th. Frz. Chron. Speckl. Coll.*
- 1531 Kleiner Herbst, hohe Weinpreise. *Dom. Gebw.* Starker sehr verderblicher Frühjahrsfrost am 14. April. *Th. Frz. Chron. Speckl. Coll.*
- 1532 Viel und sehr guter Wein. *Dom. Gebw.* Gutes Jahr. *Th. Frz. Chron.*
- 1533 Wuchs ein gar saurer Wein, dazu ward er teuer. *Dom. Gebw.* Saurer und teurer Wein. *Th. Frz. Chron.*
- 1534 Sehr wenig, aber besserer Wein. *Dom. Gebw. Th. Frz. Chron.*
- 1535 Trauben nicht reif, kleiner, schlechter Herbsterttrag. *Dom. Gebw.* Grosser Frost während der Rebenblüte. *Th. Frz. Chron.*
- 1536 War viel Wein, Korn und Obst. *Dom. Gebw. Th. Frz. Chron.*
- 1537 Wuchs abermals viel Wein. *Dom. Gebw. Th. Frz. Chron.*
- 1538 Erfroren die Reben, trotzdem Herbst befriedigend. *Dom. Gebw. Th. Frz. Chron.*
- 1539 Gab es so viel Wein dass Mangel an Fässern war. *Dom. Gebw. Th. Frz. Chron. Trausch.* Ausserordentlich grosser Herbst, Wein sehr billig, viele liessen denselben auslaufen. *Speckl. Coll.*
- 1540 Wuchs wiederum viel Wein. *Dom. Gebw. Th. Frz. Chron. Trausch.* Im Oktober wieder Kirschen, Erdbeeren, Himbeeren. *Trausch.* Bei Andlau fand man ein grossen Drauben in den Reben, der hatte, einer guten Elen lang, ein ritzrothen Bart, also man in abschnitt, brocht man in gen Strassburg, zeigt in dem rat und vilen hundert bür-



gern, den drug man gen Heidelberg und schenckt in Pfalzgraf Ludwig; der Pfalzgraf schickt in gen Speir, schenckte in kaysser Carles. Man sagt hinder den guten trauben war ein Judas, also auch hinder den reichsdag, weil er ein roten Bart hatte. Herbst im August, Trauben wie Meertrauben, Wein wie Malvasier und dessen viel. *Speckl. Coll.*

- 1541 Ward ein guter Herbst. *Dom. Gebw.* Viel Trauben aber nicht reif. *Trausch.*
- 1542 Grosse Heuschreckenschwärme, haben wo sie niederfielen alles kahlgefressen und grossen Schaden getan. *Seb. Bühl.* Wein sehr sauer, aber teuer. *Dom. Gebw. Th. Frz. Chron.*
- 1543 Erfroren die Reben. *Dom. Gebw.* Elender Herbst, Frühjahrfrost am 20. Mai; Hagel, Regen und Brenner (Blattfallkrankheit) geben den Reben noch den Rest. *Th. Frz. Chron.*
- 1544 Wenig aber guter Wein. *Dom. Gebw.* Im Sundgau um Thann herum infolge grosser Hagelschläge und schlechter Sommerwitterung sehr wenig und dazu saurer Wein. *Th. Frz. Chron.* Hagel und Weinteuerung infolge desselben. *Trausch.*
- 1545 Kleiner Herbst, ausgezeichnete Qualität, Wein teuer. *Dom. Gebw.*
- 1546 Wurde der Wein gut, mittlere Preise. *Dom. Gebw. Th. Frz. Chron.*
- 1547 Guter Mittelherbst warmer Sommer. *Dom. Gebw.*
- 1548 Reben durch Frost vernichtet, sehr kleiner Ertrag. *Dom. Gebw.*
- 1549 Mittelherbst Wein schlägt auf. *Trausch.* Reif am 11. Mai Reben erfroren. *Bill. Rev.*
- 1550 Kleiner Herbst, hohe Preise. *Trausch.* Hitziger Sommer, frühe Ernte und Herbst, die ziemlich wohl ausgaben. *Th. Frz. Chron.*
- 1551 Weine teuer. Wenig Wein, aber gut. Grosser Schnee auf Michaeli, grosse Kälte bis Allerheiligen, die Trauben mussten unterm Schnee hervorgesucht werden. *Th. Frz. Chron.*
- 1552 Hohe Weinpreise schlechter Herbst und wenig Frucht, infolge grosser Hagelschläge. *Th. Frz. Chron.*
- 1553 In Gebweiler Weine teuer. *Dom. Gebw.*, billig in Molsheimer Gegend. *Trausch.*
- 1554 Teurer Wein. *Trausch.*
- 1555 Saurer und teurer Wein. Kalter Sommer. *Trausch.*
- 1556 Heisser Sommer, guter dabei teurer Wein. *Dom. Gebw.*

- Trausch.* Feiner Herbst und gar köstlicher Wein, desgleichen bei Manns Gedenken nicht gewachsen. *Th. Frz. Chron.*
- 1557 Heisser Sommer Mittelherbst, mittlere Weinpreise. *Dom. Gebw. Trausch.*
- 1558 Heisser Sommer, Preise fallen. *Dom. Gebw. Trausch.*
- 1559 Sehr heisser Sommer, früher Herbst und guter Wein. *Th. Frz. Chron. Trausch.*
- 1560 Mittelherbst, Wein schlägt etwas ab. *Trausch.* Kalter Winter. *Bill. Rev.*
- 1561 Thanner Gegend grosser Hagel, kleiner Herbst, Wein teuer. *Th. Frz. Chron.* Hagel und Teuerung. *Trausch. Seb. Bühl.* Kälte dauerte bis in den Monat März, Reben erfroren. *Bill. Rev.*
- 1562 Teuerung wegen Misswachses. *Dom. Gebw.* Wenig Wein, sauer und abgeschmackt infolge Hagelschlages und grosser Regengüsse. *Th. Frz. Chron.* Teuerung hält an. *Trausch.*
- 1563 Kleiner Herbst, Wein teuer. *Dom. Gebw. Th. Frz. Chron.* Die Weinpreise schlagen wieder ab.
- 1564 Guter Herbst, Preise sinken. *Dom. Gebw.* Halber Herbst, sehr guter Wein. *Th. Frz. Chron.* Grosse Teuerung. *Speckl. Coll.* Hagel und Frost, Frost am 6. Mai. *Bill. Rev.* Preise steigen. *Trausch.*
- 1565 Grimmig kalter Winter, kleiner Herbst. *Dom. Gebw.* Sehr kalter Winter, viel Schnee im Februar, Reben und Bäume erfroren. *Th. Frz. Chron.* Zu Colmar nicht so viel Wein gewachsen, dass ein Pfaff hätte können Messe damit lesen. *Colm. Wunderb.* Abermals Fröste, Preise steigen. *Trausch.*
- 1566 Mittelherbst, Preise sinken. *Trausch.* Weinteuerung. *Wurst. Basl. Chron.* Abermals Teuerung. *Speckl. Coll.*
- 1567 Mittelherbst und Mittelpreise. *Trausch.*
- 1568 Gutes Jahr, Mittelpreise. *Trausch.* Kalter Winter, Frühling und Sommer feucht, mittelmässiger Herbst. *Th. Frz. Chron.*
- 1570 Feuchter Sommer, Wein kaum trinkbar und teuer. *Trausch.* Wegen vielen Regens faulte Alles, sehr wenig und schwacher Wein. *Th. Frz. Chron.* Reben erfroren. *Bill. Rev.*
- 1571 Grosses Fehljahr. *Dom. Gebw.* Sehr kalter Winter anfangs des Jahres, geringer Herbst, Teuerung sehr stark. *Th. Frz. Chron. Trausch.*
- 1572—75 waren nacheinander schlechte Jahrgänge daher fünfjährige grosse Not und Teuerung. *Dom. Gebw. Trausch.*
- 1572 Sehr kalter Winter in den ersten Monaten des Jahres,

- Alles erfroren, kleiner Herbst, Wein teuer. *Th. Frz. Chron.* Grosse Teuerung in Allem. *Trausch.*
- 1573 Abermals sehr kalter Winter, Frostschaden, erbärmlicher Herbst, Wein nicht reif und nichts nutz, sondern schier gar Essig. Langandauernde nasse Witterung Trauben faulen. *Th. Frz. Chron. Trausch. Speckl. Coll. Seb. Bühl.*
- 1574 Abermals Missernten und kleiner Herbst, andauernde Teuerung und Hungersnot. *Th. Frz. Chron.* Wein teuer, Ausfuhrverbot. *Trausch.* Grosser Hagel um Strassburg, Teuerung dauert fort. *Speckl. Coll.*
- 1575 Wein ziemlich wohlgeraten, Preise schlagen etwas ab. *Th. Frz. Chron.* Guter Herbst, billigere Preise. *Trausch.* Am Karfreitag (1. April) und Jakobi 1. Mai erfroren die Reben, Frucht und Wein dennoch genug, Preise aber andauernd hoch. *Speckl. Coll.* Diese und die folgende Notiz beziehen sich wohl auf dasselbe Ereignis.
- 1576 Wein erfroren am 1. Mai, Preise schlagen wieder auf. *Trausch.*
- 1577 Wein sehr teuer, kleiner Herbst. *Trausch.*
- 1578 Mittelherbst, doch noch ziemlich hohe Preise. Ziemlich guter Herbst Preise sinken wieder etwas. *Trausch.*
- 1579 Nasser Sommer, saurer oft untrinkbarer und teurer Wein. *Trausch.* Wieder ein leidiger Herbst, Trauben sauer wie Weiden, unreif und gefroren heimgebracht, ein erbärmlich ungesundes Getränk. *Th. Frz. Chron.*
- 1580 Wein teuer, Fehljahr. *Trausch. Th. Frz. Chron.*
- 1581 Viel und guter Wein. *Th. Frz. Chron.*
- 1582 Wein billiger. *Dom. Gebw.*
- 1583 Guter Herbst, vorzüglicher Wein, Preise billig, die Fässer gelten dreimal mehr wie deren Weininhalt. *Trausch.* So guter Herbst dass viele Reben ungelesen blieben. *Speckl. Coll.*
- 1584 Grosser Weinüberfluss, billige Preise. Fässer siebenmal so teuer als der Wein. *Trausch.* Ziemlich grosser und gar guter Herbst. *Th. Frz. Chron.*
- 1585 Nasser Sommer, schlechter Herbst, teurer Wein. Preise steigen um das fünffache. *Trausch. Th. Frz. Chron.* Alles wieder teuer, obwohl alles im Ueberfluss vorhanden. *Speckl. Coll.*
- 1586 Grosse Teuerung, schlechter Herbst, kleine Ernte. *Trausch. Th. Frz. Chron. Speckl. Coll.*
- 1587 Weine teuer, grosse Kriegsverheerungen. *Trausch.* Wegen andauernden Regenwetters im Sommer ziemlich schlechter Herbst. *Th. Frz. Chron.* Kalter Winter 1586/87; alle Reben erfroren. *Bill. Rev.*

- 1588 Nasses und feuchtes Jahr, der Herbst war auch gar schlecht, wenig Wein, sehr sauer und abgeschmackt, grosse Teuerug in Allem. *Th. Frz. Chron. Trausch. Dom. Geb.*
- 1589 Schlechte Ernte und Herbst, sehr grosse Teuerung. *Trausch. Th. Frz. Chron.*
- 1590 Guter Herbst, doch hohe Preise. *Trausch.* Gab es einen kostbaren Ausbund von Wein und viel, aber nicht so gar viel, sehr hohe Weinpreise. *Th. Frz. Chron.* Reben erfroren. *Bill. Rev.*
- 1591 Weinteuerung dauert an. *Dom. Geb.* Sehr kalter Winter bei Jahresanfang, kleiner Herbst, Teuerung dauert an. *Th. Frz. Chron.* Besserer Herbst, Wein schlägt wieder etwas ab. *Trausch.*
- 1592 Wein abermals teuer. *Dom. Gebw.*
- 1593 Wenig Wein, immer teuer, doch etwas gesunken. *Dom. Gebw.* Mittelmässiger Herbst, nicht gar viel und nicht gar gut, hohe Preise. *Th. Frz. Chron. Trausch.* Reben erfroren am 6. Mai. *Bill. Rev.*
- 1594 Die Reben erfroren, Wein immer noch teuer. *Trausch.* Sonntag Exaudi, starker Reif, Reben erfroren, Schaden gelitten, der Seckhel aber gefüllt. *Colm. Wunderb.*
- 1595 Wein immer noch selten und teuer, infolge grosser Kälte und schädlichen Frostes. *Th. Frz. Chron. Trausch.*
- 1596 Kleiner Herbst noch höhere Preise infolge ausserordentlich grosser Hitze. *Th. Frz. Chron. Trausch.*
- 1597 Durchaus ein Fehljahr an Wein und Frucht, viel Regen, Gefrist, Reifen und Hagel. *Th. Frz. Chron.* Wein schlägt doch etwas ab. *Trausch.*
- 1598 Andauernde Weinteuerung, kleiner Herbst. *Th. Frz. Chron.* Nach *Trausch* wieder etwas billiger. Reben erfroren um Ostern. *Bill. Rev.*
- 1599 Guter Herbst, sehr guter Wein, Preise etwas billiger. *Dom. Gebw.* Wein genug und fürtrefflich. *Th. Frz. Chron.* Guter Herbst, mittlere Preise. *Trausch.* Dieses Jahr ist sehr guter Wein gewachsen und war sehr unwert. *Colm. Wunderb.*
- 1600 Genügsamer Herbst. *Dom. Gebw.* Ziemlich viel Wein, aber ziemlich sauer. Grosser Frost im Dezember 1599, dass man zu Colmar die Reben hat abhauen müssen, also dass diese Stadt nicht über ein Fuder Wein gewachsen. *Colm. Wunderb.* Wenig und teuer. *Trausch.*
- 1601 Herbst gar übel geraten. *Dom. Gebw.* Erschröcklich nasses Fehljahr. *Th. Frz. Chron.* Wider Verhoffen Kälte, also daz man hat herbsten müssen und ist der Wein ziemlich sauer worden. *Colm. Wunderb.*

- 1602 Reben und Nussbäume erfroren, Wein teuer. *Trausch*. Unbeschreibliche, ausserordentliche Kälte, Reben zu Berg und Tal erfroren. *Th. Frz. Chron.* Teurer Wein. *Colm. Wunderb.* Fröste 23. April und 13. Mai. *Bill. Rev.*
- 1603 Wein ziemlich sauer und teuer. *Th. Frz. Chron.* Wein teuer. *Trausch.*
- 1604 Grosser und guter Herbst. *Th. Frz. Chron.* Wein abermals teuer. *Trausch.* Grosse Kälte bei Jahresanfang, die Reben trieben nicht vor Ende Mai. *Bill. Rev.*
- 1605 Voller Herbst. *Th. Frz. Chron.* Wein schlägt um die Hälfte wieder ab. *Trausch.*
- 1606 Geringer, schlechter, saurer Wein. *Th. Frz. Chron.* Teurer Wein gering. *Vik Müller.* Ein Fuder Rotwein, zu Sulzbach um Ostern gegen eine Kuh verhandelt. *Colm. Wunderb.* Schlägt ums doppelte des Vorjahres auf. *Trausch.* Erfroren vor Herbst. *Bill. Rev.*
- 1607 Kleiner Herbst, aber guter Wein, teurer Wein. *Th. Frz. Chron.* *Vik Müller.* Geringer Herbst, Preise steigen nochmals. *Trausch.*
- 1608 Sind die Reben stark erfroren. *Dom. Gebw.* Sehr grosse Kälte im Januar, Reben und Obstbäume erfroren, ganz geringer Herbst, sehr hohe Preise. *Th. Frz. Chron.* Wenig und schlecht. *Vik Müller.* Teuerung dauert fort. *Trausch. Bill. Rev.*
- 1609 Wein und alles teuer. *Trausch.* Kleiner Herbst, Wein ziemlich gut. *Th. Frz. Chron.*
- 1610 Grosse Teuerung in Allem. *Trausch.* Schlechter und sehr wenig Wein, Regen und Hagel haben Alles verderbt, Wein teuer. *Th. Frz. Chron.* Ausserordentlich trockenes Jahr. *Vik Müller.*
- 1611 Guter Mittelherbst. *Dom. Gebw.* Ziemlich guter Wein, ein sog. Glückherbst, so dass etliche viel, andere sehr wenig Wein machten. *Th. Frz. Chron.* Wenig Wein, *Trausch.*
- 1612 Ziemlich gutes Jahr, in dem es Wein und Früchte genug gab. Die Preise haben abgeschlagen. *Th. Frz. Chron.* Trockener Sommer, guter Wein, schlägt etwas ab im Preise. *Trausch.* Nach Billings kleiner Colmärer Chronik, sind die Reben dies Jahr erfroren. *Bill. kl. Chron. Colm. Wunderb.*
- 1613 War ein Glückherbst, wie auch die Erndt, weil grosser Hagel viel geschadet. *Th. Frz. Chron.* Wein teuer. *Trausch.* Ziemlich viel, sauer. *Vik Müller.*
- 1614 Herbst gering. *Dom. Gebw.* Der Wein wuchs ziemlich sauer, Quantität mittelmässig, die Preise schlagen nicht



- auf. *Th. Frz. Chron.* Wenig und sauer, dazu teuer  
*Vik. Müller. Trausch.* Reben erfroren. *Bill. Rev.*
- 1615 Im Januar grosser Schnee, scharfer Frost, Reben und Obst erfroren. Abermals Frost am 13. Mai; wenig aber guter Wein. *Th. Frz. Chron.* Geringer Herbst, teurer Wein, *Dom. Gebw.* Viel und gut. *Vik Müller.*
- 1616 Gewöhnlicher guter Herbst. *Dom. Gebw.* Herbstanfang 10. September, trefflicher Herbst, sehr guter Wein. Jedoch unglücklicher Ertrag, da in einigen Gegenden sehr wenig Wein gewachsen ist. *Th. Frz. Chron.* Grosser Hagel um Colmar herum. Wenig aber gut. *Vik. Müller.* Reben erfroren. *Bill. Rev. Colm. Wunderb.*
- 1617 Waren viel Trauben aber nicht reif, Preise schlugen etwas ab. *Th. Frz. Chron. Dom. Gebw.* Viel, sehr sauer, erst in zwei Jahren geniessbar. *Vik. Müller.*
- 1618 Weinteuerung, kleiner Herbst. *Dom. Gebw.* War ein Fehljahr, Wein sauer und teuer. *Th. Frz. Chron.* Mittelherbst, mittelmässig. Teuerung dauert an *Trausch. Vik. Müller.*
- 1619 Sehr starker Frost im Januar, Reben und Bäume erfroren: trotzdem viel Korn und Wein, Preise andauernd hoch. *Th. Frz. Chron.* Andauernd hohe Preise. *Trausch. Dom. Gebw.* Sehr grosser Hagelschlag bei Colmar. *Colm. Wunderb.*
- 1620 Wein andauernd hoch im Preise. *Dom. Gebw. Trausch.* Wenig und gut. *Vik Müller.*
- 1621 Grosse Kälte in den ersten drei Monaten, Reben und Bäume erfroren, war ein gar geringer Herbst, sehr hohe Preise. *Th. Frz. Chron.* Grosse Fröste, kleiner Herbst, Wein teuer. *Trausch.* Wenig und sauer. *Vik. Müller.*
- 1622 Wein teuer. *Bill. kl. Chron. Colm. Wunderb.* Abermals sehr grosse Kälte und arger Frostscha den an Reben und Bäumen. *Th. Frz. Chron.* Wenig und schlecht. *Vik. Müller.*
- 1623 Reben abermals erfroren, geringer Herbst. *Th. Frz. Chron.* Grosse Teuerung in Allem wegen des Krieges. *Dom. Gebw. Trausch.* Wenig und schlecht. *Vik. Müller.*
- 1624 Weinpreise schlugen beständig auf. *Dom. Gebw.* Früher Herbst, guter Wein, Preise sinken. *Trausch.* Gar guter Wein aber wenig. *Th. Frz. Chron.* Viel und gut. *Vik. Müller.* Reben erfroren. *Bill. Rev.*
- 1625 Weinpreise sehr hoch. *Dom. Gebw.* Schöner und guter Herbst in der Gegend von Thann; viel Wein im Land durch den Krieg verderbt. *Th. Frz. Chron.* Wenig und schlecht, und darum sehr teuer. *Vik. Müller. Trausch.*

- 1626 Kleiner Herbst, dessen ungeacht schlagen die Preise etwas ab. *Dom. Gebw.* Regnete sechs Wochen, Wein teuer. *Bill. kl. Chron.* Schädlicher Reif im Mai. *Colm. Wunderb.*
- 1627 Kleiner Herbst, Preise sehr fest. *Dom. Gebw.* Frost im Januar, mittelmässiger Herbst. *Th. Frz. Chron.* Teurer Wein. *Trausch.* Wenig und sauer. *Vik. Müller.*
- 1628 Reben im Frühling erfroren, hohe Preise, steigend. *Dom. Gebw.* Ziemlich guter und «häuffiger» Wein, trotzdem sehr hohe Preise. *Th. Frz. Chron.* Gar nichts erfroren. *Vik. Müller.* Der Schlegelherbst bey den gefrorenen Trauben. *Bill. kl. Chron.*
- 1629 Guter Wein und guter Mittel'ertrag. *Dom. Gebw.* Wenig und saurer Wein. Viel und gut, reicher Herbst. *Vik. Müller.* Reben erfroren. *Bill. Rev.* Wein schlägt gegen Juli herum stark ab. *Bill. kl. Chron. Th. Frz. Chron. Colm. Wunderb.*
- 1630 Besser und mehr als 1629. Im Herbst zu Wettolsheim eine Traube mit Bart,  $\frac{3}{4}$  Ellen lang, gefunden. *Colm. Wunderb.*
- 1631 Viel und noch besser, Weinpreise sinkend. *Dom. Gebw. Vik. Müller.*
- 1632 Herbst zufriedenstellend. *Dom. Gebw.* Im Niederelsass wenig und sauer. *Vik. Müller.*
- 1633 Wenig und schlecht. *Vik. Müller.*
- 1634 Viel, dabei auch gut. *Vik. Müller.*
- 1635 Wenig und sauer. *Vik. Müller.*
- 1636 Ob des Krieges kleiner Herbst, Reben konnten nicht bestellt werden. *Dom. Gebw.* Wenig und schlecht *Vik. Müller.*
- 1637 Kriegsverheerungen mindern den Herbst abermals *Dom. Gebw.* Viel und gut. *Vik. Müller.*
- 1638 Guter Wein, wegen des Krieges aber andauernd Mangel und Hungersnot. *Dom. Gebw.* Ausstich von Wein, sehr teuer. *Vik. Müller.*
- 1639 Viel und sauer. Holzäpfelwein genannt. *Vik. Müller.*
- 1640 Ziemlich viel und sauer. *Vik. Müller.* In diesem Jahr sind die geflüchteten Bauern wieder zurückgekommen und fingen wieder an die Güter zu bauen; während des Krieges hat man weder gesäet noch geerntet oder geherbstet. *Dom. Gebw.*
- 1630—1642 Man hat etliche Jahr, 1630—1642 den Herbst nicht können einmachen, noch viel weniger hat man können die Frucht bauen, weil kein Mensch sicher im Feld hat stehen können, vil weniger einiges Stückh Vieh

- behalten, das ihm nicht von den hungrigen und ver-  
stohlenen Soldaten were weggenommen worden. *Th. Frz. Chron.*
- 1641 Wenig und sauer. *Vik. Müller.* Wenig, schlecht und  
teuer infolge anhaltenden Sommerregens. *Th. Frz. Chron.*
- 1642 Kleiner Herbst. Wein teuer. *Th. Frz. Chron.* Wenig  
aber gut. *Vik. Müller.*
- 1643 Mittelherbst, mittelmässig gut. *Vik. Müller.*
- 1644 Sehr gut aber wenig. *Vik. Müller.*
- 1645 Gut aber noch weniger. *Vik. Müller.*
- 1646 Wenig und gut. *Vik. Müller.*
- 1647 Wenig aber gut. *Vik. Müller.* Quantitativ und qualitativ  
guter Herbst. *Th. Frz. Chron.* Wein schlägt ab. *Bill.  
kl. Chron.*
- 1648 Ziemlich gut, hie und da auch saurer Wein. *Vik. Müller.*  
Gutes und fruchtbares Jahr an Korn und Wein, jedoch  
Wein teurer als im Vorjahre. *Th. Frz. Chron.*
- 1649 Sauer und wenig. *Vik. Müller.* Preise fest. Herbst  
und Erndt nie fern. *Th. Frz. Chron.*
- 1650 Gab es wieder viel und guten Wein. *Dom. Gebw.* Dieses  
Jahr ist in Allem ein erwünschtes Jahr gewesen, billige  
Weinpreise, *Th. Frz. Chron.* Wenig und besser. *Vik.  
Müller.*
- 1651 Grosse Winterkälte bei Jahresanfang, Frucht und Weins  
halben ein gutes Jahr, Wein billig zu kaufen. *Th. Frz.  
Chron.* Ziemlich viel und mittelgut. *Vik. Müller.*
- 1652 Es hat, Gott sey Lob und Dank gesagt, ein ziemlich  
guter, reicher und schöner Herbst, in Quantitate und  
Qualitate dem Wetter und Herbst gleicher Wein abgeben.  
*Th. Frz. Chron.* Reicher Herbst, guter Wein. *Vik. Müller.*
- 1653 Reichlicher Herbst und sehr guter Wein. *Th. Frz.  
Chron. Vik. Müller. Bill. kl. Chron. 1753.*
- 1654 Mittelmässiger Herbst an Quantität der Trauben, und  
wegen Unwetter ein gar schlechter saurer und unge-  
schlachter Wein. Hohe Preise für die guten alten Jahr-  
gänge. *Th. Frz. Chron.* Viel und gut. *Vik. Müller.*
- 1655 Reichlich, dazu Ausstichwein. *Vik. Müller.* Mittelmässiger  
Herbst, sowohl in Quantitate als in Qualitate. Billige  
Preise. *Th. Frz. Chron.*
- 1656 Schlechter Herbst, weil es ein kalter, nasser Sommer  
gewesen und sehr viel geregnet, im Blust hatte es wenig  
Samen, und was da war, war meistens verriesen, wegen  
Nässe und Kälte konnten die Trauben nicht ausreifen und  
ward also ein saurer Wein und gar nicht viel. *Th. Frz.  
Chron.* Kleiner Herbst, mittelmässig gut. *Vik. Müller.*

- 1657 Gering und wenig, gemeiner Tischwein. *Vik. Müller.* Schlechter Herbst, Reben erfroren, sowohl im Winter als im Frühling; die Preise schlugen auf. *Th. Frz. Chron.* Viel und schlecht. *Raisseisen.*
- 1658 Schlecht und wenig, erfroren. *Vik. Müller.* Grosse Winterkälte im Januar, Reben erfroren; war ein erbärmlicher Herbst und noch ein viel miserablerer Wein. *Th. Frz. Chron.* Reben erfroren, wenig Wein. *Raisseisen.*
- 1659 Viel und sehr saurer Wein. *Gebw. Dom.* Geringer Herbst, ungeschlachter Wein, sauer und abgeschmackt, trotzdem teuer. *Th. Frz. Chron.* 12., 13. und 14. Mai Frost. *Raisseisen.* Viel und gut, mehr als man hoffte. *Vik. Müller.*
- 1660 Viel und sehr guter Wein. *Vik. Müller. Gebw. Dom.* War ein annehmlicher guter Wein und hat ziemlich viel ausgegeben. Billigere Preise. *Th. Frz. Chron.* Sehr gut. *Raisseisen.*
- 1661 Viel und besser als 1660. *Vik. Müller. Raisseisen.* War ein betrübtter Herbst, weiln nit nur allein wenig Wein, sondern dazu noch ein ganz saurer und ungeschmackter Wein gewachsen: Reif im April und Mai, kontinuierliches Regenwetter den Sommer hindurch und auch im September. *Th. Frz. Chron.*
- 1662 Mittelmässiger Herbst und Wein. *Th. Frz. Chron.* Wenig und schlecht. *Vik. Müller.*
- 1663 Herbsterttrag sehr klein. *Gebw. Dom.* Man hat schier nichts von Wein gemacht. Frühjahrsfröste und Hagel im Sommer, trotzdem keine Teuerung. *Th. Frz. Chron.* Wenig und schlecht. *Vik. Müller.*
- 1664 Herbst schlecht, Wein sauer. *Gebw. Dom.* Mittelmässiger Herbst, saurer Wein, trotzdem noch immer keine Teuerung. *Th. Frz. Chron.* Viel und mittelmässig gut. *Vik. Müller.*
- 1665 Viel und guter Wein. *Gebw. Dom.* Schlechter Wein. *Raisseisen.* An einigen Orten des Oberelsasses erfroren die Reben; hat ziemlich viel Wein abgegeben, aber nicht sonderlich gut, billige Preise. Der Wein war gesund und liess den Mann beim Verstand. *Th. Frz. Chron.*
- 1666 Viel und vorzügliches Gewächs. *Gebw. Dom. Raisseisen.* War ein gar guter Herbst, Wein ausbündig gut, billige Preise. *Th. Frz. Chron.* Der beste des Jahrhunderts. *Vik. Müller.*
- 1667 Guter Herbst. *Gebw. Dom.* Grosser Reif im Mai; sehr wenig Wein, trotzdem keine hohen Weinpreise. *Th. Frz. Chron.* Viel und mittelmässig. *Vik. Müller.*

- 1668 Schlechter Wein, aber viel. *Vik. Müller. Gebw. Dom.*  
Gutes Weinjahr. *Th. Frz. Chron.*
- 1669 Guter Wein und viel. *Gebw. Dom. Vik. Müller.* Viel  
Wein. *Raisseisen.* Sehr kleiner Herbst; kaltes, reg-  
nerisches, ungeschlachtetes Wetter, dazu Reif im Mai, Hagel  
im Sommer; Wein sauer und abgeschmackt. *Th. Frz.*  
*Chron.*
- 1670 Reben erfroren, wenig Wein. *Raisseisen.* Herbst nicht  
gut geraten. *Dom. Gebw.* Sehr grimmige Kälte im Januar;  
Fröste im Mai; sehr wenig Wein und sauer. *Th. Frz.*  
*Chron.* Sehr viel und gut. *Vik. Müller.*
- 1671 Mittelherbst. *Dom. Gebw.* Mittelmässiger Wein und ein  
Glücksherbst. *Th. Frz. Chron.* Guter Wein. *Vik. Müller.*
- 1672 War ein schlechter Herbst. *Dom. Gebw.* Guter, schöner,  
reichlicher Herbst, trefflicher Wein. *Th. Frz. Chron.*  
Wenig und schlecht. *Vik. Müller.*
- 1673 Schlecht und wenig. *Vik. Müller. Raisseisen.* Wenig  
aber doch guter Wein, Preise dennoch nicht zu teuer.  
*Th. Frz. Chron.* Wein sauer und billig. *Bill kl. Chron.*
- 1674 Reben durch Hagel zerstört, geringer Herbst. *Raisseisen.*  
Wenig und schlecht. *Vik. Müller.* Herbst nicht wohl  
geraten, teils wegen Kälte im Frühjahr, teils wegen  
Mangels guter Kultur infolge feindlicher Ueberläufe. *Th.*  
*Frz. Chron.*
- 1675 Sehr schlechter Herbst. *Dom. Gebw. Vik. Müller.* So-  
viel als nichts gemacht, teils wegen feindlicher Ueberläufe,  
teils wegen Unwetters und Reifes im Frühling, dabei  
sauer. *Th. Frz. Chron.* Teurer und saurer Wein,  
Trauben gefroren an den Reben und zeitigten nicht. *Bill.*  
*kl. Chron.*
- 1676 Glücksherbst, der Wein war mittelmässig gut. *Th. Frz.*  
*Chron.* Wenig aber sehr gut. *Vik. Müller.*
- 1677 Wein sehr gut. *Raisseisen.* Viel aber gering. *Vik. Müller.*  
Guter Herbst, aber schlechtes Lesewetter mit Frost; ge-  
ringe Qualität. *Th. Frz. Chron.*
- 1678 Viel und gering. *Vik. Müller.* Guter Herbst und guter  
Wein. *Th. Frz. Chron.*
- 1679 Viel aber doch recht gut. *Vik. Müller.* Reben im Früh-  
jahr erfroren, wenig Wein, dieser schlägt auf. *Th. Frz.*  
*Chron.*
- 1680 Viel und vorzüglich. *Vik. Müller.* Ziemlicher Herbst, es  
hat ein guter, köstlicher Wein gegeben. Wein schlägt  
ab. *Th. Frz. Chron.*
- 1681 Weniger aber gut. *Vik. Müller.* Viel Trauben an den  
Reben, reiften aber ungleichmässig aus wegen anhalten-



- den schlechten Wetters; ziemlich viel Wein und mittelmässig gut. *Th. Frz. Chron.* Reben erfroren. *Bill. kl. Chron.*
- 1682 Viel und mittelmässig. *Vik. Müller.* Sehr guter, warmer Winter, sodass die im vorigen Herbst hängen gebliebenen Trauben noch ausreiften, den 7. Januar fing man also an, eine Nachlese zu halten, wobei ziemlich viel herauskam, doch war der Wein nicht sonderbar stark. Im Herbst viel Wein und gut. *Th. Frz. Chron.*
- 1683 Viel, dabei sehr gut. *Vik. Müller.* War ein solcher herrlicher und vollkommener Herbst, dass man in vielen Jahren nicht mehr und besseren Wein gemacht. *Th. Frz. Chron.*
- 1684 Weniger aber Ausstichwein. *Vik. Müller.* Grimmige Kälte im Januar, sehr heisser, dürerer Sommer, Trauben in der Blüte zerstört, sehr wenig Wein aber gut. *Th. Frz. Chron.* Reben erfroren. *Bill. kl. Chron.*
- 1685 Erfroren, geringer und saurer Herbst. *Vik. Müller.* Viel Reif, Regen und Nebel, sehr schlechter Herbst, Trauben nicht reif, saurer und ungeschlachter Wein; was reif war faulte sehr stark und wurde vom Reif verbrüht. *Th. Frz. Chron.*
- 1686 Mehr, dabei sehr gut. *Vik. Müller.* Wetter nach Wunsch, gutes Jahr für Frucht und Wein; schöner, reichlicher und guter Herbst und Wein. *Th. Frz. Chron.*
- 1687 Wenig und sauer. *Vik. Müller.* Schlechtes Wetter den Sommer hindurch und vor Herbst, grosses Faulen der Trauben; schlechter Herbst und schlechter Wein. *Th. Frz. Chron.* Reben erfroren. *Bill. kl. Chron.*
- 1688 Viel und gering. *Vik. Müller.* Frühjahrsfröste, Maikäfer und Verriesen der Blüte haben sehr geschadet; wenig Wein aber ziemlich gut. *Th. Frz. Chron.*
- 1689 Wenig und gut, diesen Wein hat der Krieg verzehrt. *Vik. Müller.* Schlechter Herbst und wenig Wein; grosse Hagelschläge im Sommer und schlechtes Wetter beim Blühen. *Th. Frz. Chron.* Sehr kalt 25. März, Reben erfroren. *Bill. kl. Chron.;*
- 1690 Viel und guter Wein. *Dom. Gebw. Vik. Müller.* Mittelmässiger Herbst. Etwas weiter meldet die Chronik: «widerumb ein Fehljahr in Wein und Frucht». Weinpreise steigen. *Th. Frz. Chron.*
- 1691 Wenig, dabei noch mittelmässig gut. *Vik. Müller.* Hat nichts geben und noch dazu einen sauren Wein infolge von Winterfrost, Reif im Frühjahr und Unwetter im Sommer. Preise steigen weiter. *Th. Frz. Chron.* Hagel, Reben erfroren. *Bill. kl. Chron.*

- 1692 Weniger und schlecht. *Vik. Müller.* Fast gar kein Herbst und sehr schlechter Wein infolge von Frost und Unwetter. *Th. Frz. Chron.*
- 1693 Etwas grösserer Herbst, mittelgut. *Vik. Müller.* Sehr wenig Wein und sauer, schlechtes Wetter im Sommer, sehr starke Hagelschläge. *Th. Frz. Chron.* Weinteuerung. *Bill. kl. Chron.*
- 1694 Noch grösserer Herbst, aber mittelmässiger Wein. *Vik. Müller.* Gespöriger (spärlicher) Herbst, der Wein jedoch ziemlich gut. Ursache: Brenner und Miltau. *Th. Frz. Chron.* Teuerung wegen Krieg und Fürkauf. *Bill. kl. Chron.*
- 1695 Weniger und schlecht. *Vik. Müller.* War ein Wein, dass leider ihn schier kein Mensch hat geniessen können, so sauer und abgeschmackt. Trauben wegen langen Regnens im Sommer nicht reif geworden; man musste sie mit Stösseln zerdrücken, um sie zu keltern. *Th. Frz. Chron.*
- 1696 Noch weniger und mittelgut. *Vik. Müller.* Aus denselben Ursachen, sehr wenig und sauer. *Th. Frz. Chron.* Grosser Hagel, Reben erfroren. *Bill. kl. Chron.*
- 1697 Reben erfroren. *Bill. kl. Chron.* Viel und mittlere Qualität. *Vik. Müller.* Leider wieder ein leidiger Herbst und saurer Wein wegen anhaltenden Regenwetters und Reifes, im Herbst konnten die Trauben nicht ausreifen. Teuerung dauert an. *Th. Frz. Chron.*
- 1698 Wenig und gering. *Vik. Müller.* Trockener Sommer, Traubenbeeren wie Pfefferkörner, Wein köstlich und stark. *Bill. kl. Chron.*<sup>1</sup> Geringer Herbst und gar schlechter Wein; Reben erfroren im vorigen Winter, Reifen im Frühling; im Sommer anhaltendes Regenwetter und grosse Hagelschläge, Brenner und Platzregen. Weine teuer. *Th. Frz. Chron.*
- 1699 Viel und sehr gut. *Vik. Müller.* Mittelmässiger Herbst und guter Wein; in den Bergreben viel, in der Ebene wenig. (Vielleicht Pilzkrankheiten, Brenner?) *Th. Frz. Chron.*
- 1700 Bedeutend grösserer Herbst, guter Wein. *Vik. Müller.* Mittelmässiger Herbst und saurer Wein. Trauben nicht reif wegen wüstem kalten Regenwetter. Hohe Preise dauern an. *Th. Frz. Chron.*
- 1701 Viel und gut. *Vik. Müller.*

---

<sup>1</sup> Diese Notiz bezieht sich auf 1699.

- 1702 Viel und mittelmässig. *Desgl.*
- 1703 Viel und sehr gut, sehr trockner Jahrgang. *Desgl.*
- 1704 Wenig und gut. *Desgl.*
- 1705 Ziemlich viel und mittelmässig. *Desgl.*
- 1706 Sehr viel und gut. *Vik. Müller.* Dürerer Sommer. *Bill. kl. Chron.*
- 1707 Ebenso viel, ebenso gut. *Vik. Müller.* Sehr heisser Sommer, sehr grosser Herbst. *Bill. kl. Chron.*
- 1708 Wenig aber gut. *Vik. Müller.*
- 1709 Sehr kalter Winter, erfroren Reben und Bäume. *Dom. Gebw. Bill. kl. Chron.* Wenig und sauer. *Vik. Müller.*
- 1710 Ziemlich viel und mittelmässig. *Vik. Müller.*
- 1711 Sehr viel und gut. *Vik. Müller.* Grosse Kälte im Februar. *Bill. Rev.*
- 1712 Sehr guter Wein. *Dom. Gebw.* Viel Wein und gut, *Vik. Müller.* 20. und 21. März Reif, Reben erfroren. *Bill. Rev.*
- 1713 Wenig und saurer Wein. *Dom. Gebw.*
- 1714 Wenig und schlecht im Unter-Elsass. *Vik. Müller.* Mittelmässiger Herbst im Ober-Elsass. *Dom. Gebw.*
- 1715 Wenig und gut im Unter-Elsass. *Vik. Müller.* Im Ober-Elsass, guter Herbst, guter Wein. *Dom. Gebw.*
- 1716 Wenig und schlecht, saurer Wein. *Dom. Gebw.* Reben erfroren am 16. Februar. *Bill. kl. Chron. Bill. Rev.*
- 1717 Wenig und gut im Unter-Elsass. *Vik. Müller.* Im Ober-Elsass mittelmässiger Herbst, guter Wein. *Dom. Gebw.*
- 1718 Viel, Ausstich von Wein im Unter-Elsass. Sehr frühes Jahr, gegen Ende Juli reiften die Gutedel, Weinlese im September. *Vik. Müller.* Im Ober-Elsass gab es gar viel und einen köstlichen Wein. *Dom. Gebw.* Reben erfroren mehrenteils. *Bill. kl. Chron.*
- 1719 Viel und gut im Unter-Elsass. *Vik. Müller.* Im Ober-Elsass guter vollkommener Herbst. *Dom. Gebw.* Ungeheim gesegneter Herbst. *Bill. kl. Chron.*
- 1720 Sehr viel Wein, dazu gut; Mangel an Fässern. *Dom. Gebw. Vik. Müller.*
- 1721 Sehr kleiner Ertrag im Ober Elsass. *Dom. Gebw.* Wenig und mittelmässig im Unter-Elsass. *Vik. Müller.*
- 1722 Viel und guter Wein im Ober-Elsass. *Dom. Gebw.* Im Unter-Elsass viel und mittelmässig. Im Sommer viel Hagel. *Vik. Müller.*
- 1723 Herbst wohl und glücklich ausgefallen im Ober-Elsass. *Dom. Gebw.* Wenig aber gut im Unter-Elsass Frühlingsfröste. *Vik. Müller.* Reben dreimal erfroren, 10. Februar, 10. April und 24. Mai. *Bill. kl. Chron.*
- 1724 Sehr viel und gut. *Vik. Müller.*

- 1725 Viel aber sauer, nasser Sommer. *Vik. Müller. Bill. kl. Chron. ad 1740.*
- 1726 Wenig aber sehr gut. Kalter Winter, trockener Sommer. *Bill. kl. Chron.*
- 1727 Viel und sehr gut. *Bill. kl. Chron.*
- 1728 Viel und sehr gut. *Bill. kl. Chron.*
- 1729 Wenig und mittelmässig. *Bill. kl. Chron.*
- 1730 Wenig und gering. *Bill. kl. Chron.*
- 1731 Ziemlich viel und gut. *Vik. Müller.* Im Februar starker Schneefall, grosse Kälte, Reben zu Berg und Tal erfroren. *Bill. kl. Chron.*
- 1732 Wenig und sauer, Trauben erfroren vor der Reife. *Vik. Müller.*
- 1733 Wenig und von mittlerer Güte, Frühlingsfrost. *Desgl.*
- 1734 Wenig und mittelmässig. *Desgl.*
- 1735 Ebenfalls wenig und von mittlerer Güte. *Desgl.*
- 1736 Viel und mittelmässig. *Vik. Müller.* Ein Frost im Juni nahm alles hinweg, was von dem schönen Feldseggen an den Reben sich sehen liess. *Bill. kl. Chron.*
- 1737 Ziemlich viel und gut. Juni und Juli andauernd gutes Wetter, Hagel. *Vik. Müller.*
- 1738 Wenig, aber Ausstichwein. *Vik. Müller.* Neuer Wein war sehr gut. *Bill. kl. Chron.*
- 1739 Sehr viel von mittlerer Güte. *Vik. Müller.* Ausserordentlich grosser Herbst. *Bill. kl. Chron.*
- 1740 Wenig, sauer, kalter Winter, Reben erfroren. *Vik. Müller.* Saurer Wein, schlimmer als der von 1725. Gross Gewässer. *Bill. kl. Chron.*
- 1741 Wenig aber sehr gut. *Vik. Müller.*
- 1742 Viel und sauer. *Desgl.*
- 1743 Mittelmässiger Herbst, mittlere Qualität. *Desgl.*
- 1744 Wenig aber sehr gut. *Desgl.*
- 1745 Wenig aber gut. Strenger Winter mit Frostschaden. *Vik. Müller.* Im Januar Reben erfroren. *Bill. kl. Chron.*
- 1746 Ziemlich viel und gut. *Vik. Müller.* 22. Dezember Reben erfroren. *Bill. kl. Chron.* 22. May grausamer Hagel von Kienzheim bis Beblenheim, Alles verwüstet. *Colm. Wunderb.*
- 1747 Wenig aber gut. *Vik. Müller.*
- 1748 Ziemlich viel und mittelmässig gut. *Desgl.*
- 1749 16. Mai, erfroren die Reben. *Bill. kl. Chron.* Wenig aber gut. *Vik. Müller.*
- 1750 6. Mai, Reben erfroren. *Bill. kl. Chron.* Wenig aber gut. *Vik. Müller.*
- 1751 Ziemlich viel Wein, mittelmässig gut. *Vik. Müller.*

- 1752 Ziemlich viel und gut. *Desgl.*
- 1753 Ziemlich viel und gut. *Vik. Müller.* Wuchs ein Ausbund guten Weins wie 1653. *Bill. kl. Chron.*
- 1754 Wenig und schlecht, sehr nasses Jahr. *Vik. Müller.*
- 1755 Wenig aber gut. *Vik. Müller.* Den 4. Februar, Reben erfroren, doch vortrefflicher Wein. *Bill. kl. Chron.*
- 1756 Wenig und mittelmässig gut. *Vik. Müller.*
- 1757 Ziemlich viel und gut. *Desgl.*
- 1758 Wenig und von mittlerer Güte. *Desgl.*
- 1759 Ziemlich viel und gut. *Desgl.*
- 1760 Gesegneter Herbst, Mangel an Fässern, Ausstich von Wein. *Desgl.*
- 1761 Noch mehr als im Vorjahre, dabei mittelgut, abermals Mangel an Fässern. *Desgl.*
- 1762 Ziemlich viel Wein und von mittlerer Güte. *Desgl.*
- 1763 Wenig dabei sauer. *Desgl.*
- 1764 Wenig und mittelmässig gut. *Desgl.*
- 1765 Quantitativ und qualitativ Mittelherbst, nasser Jahrgang. *Desgl.*
- 1766 Ziemlich viel, sehr gut. *Vik. Müller.* Die Reben erfroren um Weihnachten. *Bill. kl. Chron.*
- 1767 Wenig und sauer, Ende April Schnee, der etliche Tage liegen blieb. *Vik. Müller.* Reben erfroren den 21. Januar und am Ostertag. *Bill. kl. Chron.*
- 1768 Wenig und schlecht. *Vik. Müller.*
- 1769 Wenig und sauer, Trauben wurden nicht reif. *Desgl.*
- 1770 Wenig und von mittlerer Güte. *Vik. Müller.* Wein teuer. *Bill. kl. Chron.*
- 1771 Wenig und mittelmässig gut. *Vik. Müller.* Warmer Winter; schlechter Herbst, weil die Würmer alles aufzehrten. *Bill. kl. Chron.*
- 1772 Ziemlich viel und von mittlerer Güte. *Vik. Müller.* Der Herbst fiel hier sowie im ganzen Lande sehr reichlich aus; jedermann machte mehr als er hoffte. Warmes Spätjahr und schöner milder Winter; kurz vor Weihnachten zeitige Erdbeeren. *Bill. kl. Chron.*
- 1773 Wenig und mittelmässig. *Vik. Müller.* Vom 28. Hornung bis 25. April hat es nie geregnet. Der Herbst fiel im ganzen Elsass schlecht aus, wegen dem kalten Wetter in dem Blühet. *Bill. kl. Chron.*
- 1774 Mittelmässiger Herbst, aber guter Wein. *Vik. Müller.*
- 1775 Viel und mittelmässig gut. *Vik. Müller.* Der Herbst war im ganzen Land ausserordentlich reichlich und gesegnet. Mancher Schatz trug zehn und mehr Bottige. *Bill. kl. Chron.*



- 1776 Wenig und schlecht. Im Hornung strenge Kälte. *Vik. Müller.* Der Herbst fiel gering, der Wein schlecht aus. *Bill. kl. Chron.* Reben erfroren am 3. März. *Bill. Rev.*
- 1777 Nicht viel aber gut. *Vik. Müller.* Den 16. Oktober fing man in Colmar an zu herbsten. Wein teuer. *Bill. kl. Chron.*
- 1778 Nicht sehr viel aber ziemlich gut. *Vik. Müller.* Herbst den 12. Oktober Auwein 5—7 livres, Hartwein 7—8 livres. *Bill. kl. Chron.*
- 1779 Nicht sehr viel aber ziemlich gut. *Vik. Müller.* Der Herbst war mittelmässig, Wein fiel gut aus. Mancher stichelte; gutes warmes Spätjahr. *Bill. kl. Chron.*
- 1780 Ziemlich viel und mittelmässig gut. *Vik. Müller.* Sommer äusserst trocken, Herbst mittelmässig, wie auch der Wein. *Bill. kl. Chron.*
- 1781 Sehr viel und gut. *Vik. Müller.* Sommer sehr heiss, Wein geriet äusserst wohl; Herbstanfang 27. September; der Butz verzehrt das meiste in der Au (Butz = Wurm). *Bill. kl. Chron.*
- 1782 Viel und mittelmässig gut. *Vik. Müller.* Herbstanfang 16. Oktober, Quantität sehr gross, Qualität gering; im Gebirge ein halber Herbst. *Bill. kl. Chron.*
- 1783 Viel und Ausstich von Wein, der beste des Jahrhunderts, heisser trockener Sommer. *Vik. Müller.* Am 23. April litten die Reben im Colmarer Bann sehr stark von einem Himmelsgefrost. Starke Gewitter, grosser Hagelschaden in und um Colmar. Herbst am 6. Oktober. In Colmar ein halber Herbst, der Wein war aber gut. Im Gebirg aber grosser Herbst und guter Wein. *Bill. kl. Chron.*
- 1784 Ziemlich viel und mittelmässig. *Vik. Müller.* Sehr kalter Winter, Reben stark erfroren. Herbstanfang 25. September zu Colmar; kleiner Herbst, hohe Preise in Colmar und Umgebung. *Bill. kl. Chron.*
- 1785 Wenig und schlecht. *Vik. Müller.* Herbstanfang zu Colmar 17. Oktober; sehr reicher Herbst. *Bill. kl. Chron.*
- 1786 Wenig und gering; Früher Frost. *Vik. Müller.* Winter- und Maifröste haben zu Colmar den Herbst genommen, sehr kleiner Herbst in Colmar und Umgegend, Weine teuer. Winterfröste um Weihnachten, welche Schaden an den Reben anrichteten. *Bill. kl. Chron.*
- 1787 Nicht viel, ziemlich gut. *Vik. Müller.* Hagel am 17. Juli in der Umgebung von Colmar. Herbst mittelmässig, Wein ziemlich gut, hohe Preise. *Bill. kl. Chron.*
- 1788 Viel und gut. *Vik. Müller.* Die Weinlese gegen Ende September, war sehr gesegnet, es wurde fast alles zu

Most, so dass jedes Büttig 3 Ohmen gab, Weine billig. November und Dezember sehr grosse Winterkälte. *Bill. kl. Chron.*

- 1789 Wenig und schlecht. *Vik. Müller.* Oktober, Herbst, was nicht eingelegt war, gab Nichts, der kalte Winter, Hagel und Mehltau vereitelten alles. *Bill. kl. Chron.*
- 1790 Mittelmässig und gut. *Vik. Müller.*
- 1791 Wenig und mittelmässig gut. *Desgl.*
- 1792 Wenig und schlecht; ungünstige Witterung. *Vik. Müller.* Samstag 18. und Montag 20. Februar, erfroren die Reben; Sonntag 22. März Himmelsgefrost tat grossen Schaden an den Reben in der Höhe und Tiefe. *Bill. kl. Chron.*
- 1793 Wenig aber gut. 1792<sup>er</sup> im Januar sehr teuer. *Vik. Müller.* Sonntag 2 Junius Himmelsgefrost, wodurch die Reben in hiesiger Aue und den niederliegenden Gegenden des Colmarer Bannes, sowie auch die Tiefen in dem Gebürge weggenommen worden sind; sie schlugen zwar wieder aus, brachten aber keine Samen. Sehr heisser Monat Julius, lange kein Regen. *Bill. kl. Chron.*
- 1794 Viel und sehr gut. *Vik. Müller.* Julius 11, zerstörte ein furchtbares Hagelwetter die Reben von Egisheim und Wettolsheim und Mitte September Herbstanfang zu Colmar und Umgebung; Colmarer Bann, sonderlich die Au, Theinheim, etc. trugen sehr viel. Wein dessen ungeachtet sehr teuer. Assignatenwirtschaft. *Bill. kl. Chron.*
- 1795 Wenig und gut. *Vik. Müller.* Sehr strenge Kälte im Januar, machte grossen Schaden an Reben, Gemüsen und Früchten im Felde. Grosse Teuerung. Der Herbst fiel mittelmässig aus, weil viele Reben im vorigen Winter erfroren. Wein theuer. Schlechtes regnerisches Herbstwetter. *Bill. kl. Chron.*
- 1796 Wenig und gut. *Vik. Müller.* Der ganze April war windig und trocken, daher die Reben zurückblieben und man selten ein Laubblatt sah. 25. Mai dicker und stinkender Nebel bis gegen Mittag. Herbst Mitte September, um die Stadt reichlich, so wie im Gebirg gering. Most teuer. *Bill. kl. Chron.*
- 1797 Wein die Menge, mittelmässig gut. *Vik. Müller.*
- 1798 Ziemlich viel und gut. *Desgl.*
- 1799 Wenig und schlecht. Böser Sommer. *Desgl.*
- 1800 Wenig aber gut. Kalter Winter. *Desgl.*
- 1801 Viel und mittelmässig. Viel Regen im Herbst. *Desgl.*
- 1802 Wenig und mittelmässig. *Desgl.*
- 1803 Wenig und mittelmässig. *Desgl.*

- 1804 Vollkommener Herbst und mittelmässig gut. Mangel an Fässern. *Desgl.*
- 1805 Wenig und sauer, Reben erfroren. *Desgl.*
- 1806 Wenig und mittelmässig. *Desgl.*
- 1807 Viel und sehr gut. *Desgl.*
- 1808 Viel und mittelmässig. *Desgl.*
- 1809 Wenig und sauer. Erfroren. *Desgl.*
- 1810 Wenig und mittelmässig. *Desgl.*
- 1811 Mittelherbst, der beste seit 1783, Kometenwein. Heisser trockener Sommer. *Desgl.*
- 1812 Mittelmässiger Herbst und mittelgut. *Desgl.*
- 1813 Wenig und schlecht, Reben erfroren. *Desgl.*
- 1814 Wenig und schlecht, erfroren. *Desgl.*
- 1815 Wenig und gut. *Desgl.*
- 1816 Wenig und sauer, erfroren. *Desgl.*
- 1817 Wenig und sauer, erfroren. *Desgl.*
- 1818 Viel und gut. *Desgl.*
- 1819 Mehr, besser als 1818. *Desgl.*
- 1820 Wenig und gering, erfroren. *Desgl.*
- 1821 Wenig und sauer, erfroren. *Desgl.*
- 1822 Mittelherbst, Ausstich von Wein. An Mariä Himmelfahrt Trauben reif, früher Herbst. *Desgl.*
- 1823 Wenig und gering, erfroren. Mittelherbst in Dambach. *Desgl.*
- 1824 Wenig und schlecht, erfroren. *Desgl.*
- 1825 Viel und gut. In Dambach Hauptwein. *Desgl.*
- 1826 Noch viel mehr und mittelgut. *Desgl.*
- 1827 Mittelherbst, Ausstich von Wein, Frost an vielen Orten. *Desgl.*
- 1828 Viel und mittelmässig. *Desgl.*
- 1829 Wenig und mittelmässig. *Desgl.*
- 1830 Wenig und gering, erfroren. *Desgl.*
- 1831 Wenig und mittlere Qualität. *Desgl.*
- 1832 Nicht viel aber ein Hauptwein. *Desgl.*
- 1833 Wenig und mittelmässig. *Desgl.*
- 1834 Mittelherbst, Ausstich von Wein. *Desgl.*
- 1835 Viel und dabei auch gut. *Desgl.*
- 1836 Wenig und gut. *Desgl.*
- 1837 Wenig und gering. *Desgl.*
- 1838 Wenig und gut. *Desgl.*
- 1839 Wenig und mittelmässig. Viel Fäulnis der Trauben. *Desgl.*
- 1840 Wenig und gut. *Desgl.*
- 1841 Mittelherbst, mittlere Qualität. *Desgl.*
- 1842 Viel und gut. *Desgl.*

- 1843 Wenig, mittelmässig, Frost vor Herbst. *Desgl.*  
1844 Mittelmässiger Herbst. *Desgl.*  
1845 Nicht viel, aber gut. *Desgl.*  
1846 Grosser Herbst, ein Hauptwein. Heisser und trockener Sommer. *Desgl.*  
1847 Mittelherbst. In vielen Orten erfroren. *Desgl.*  
1848 Mittelherbst und gut. *Desgl.*, sowie *eigene Notizen und Erinnerungen.*  
1849 Viel und schlecht. *Desgl.*  
1850 Mehr aber sauer. *Desgl.*  
1851 Sehr wenig und schlecht. *Desgl.*  
1852 Wenig und gering. *Desgl.*  
1853 Noch viel weniger, aber mittelgut. *Desgl.*  
1854 Noch weniger, doch gut. Erfroren. *Desgl.*  
1855 Mittelherbst und gut. *Desgl.*  
1856 Sehr wenig aber gut. *Desgl.*, sowie *eigene Notizen und Erinnerungen.*  
1857 Ziemlich viel, Ausstich, der beste des Jahrhunderts. *Desgl.*  
1858 Sehr viel und gut. Mangel an Fässern, stellenweise. *Desgl.*  
1859 Ziemlich viel und gut. *Desgl.*  
1860 Ziemlich viel und sauer. *Desgl.*  
1861 Qualitativ und Quantitativ mittelmässig. *Desgl.*  
1862 Ziemlich viel, etwas besser. *Desgl.*  
1863 Ziemlich viel, noch etwas besser. *Desgl.*  
1864 Ziemlich viel und sauer. *Desgl.*  
1865 Ziemlich viel, sehr gut. *Desgl.*  
1866 Sehr viel aber schwach. Ein Hauptwein. *Desgl.*  
1867 Ziemlich viel und gut. *Desgl.*  
1868 Mittelherbst und sehr gut. *Desgl.*  
1869 Sehr wenig und mittelmässig gut. Grosse Beschädigung durch den Wurm. *Desgl.*  
1870 Viel und gut, Hauptwein. *Desgl.*  
1871 Kaum ein halber Herbst, sauer. *Desgl.* Im Ober-Elsass sehr viel. *Eigene Notizen und Erinnerungen.*  
1872 Mittelherbst, mittelgut. *Desgl.*  
1873 Sehr wenig aber gut, erfroren; Brenner und Hagel. *Desgl.*  
1874 Viel und sehr gut. *Desgl.* Mittelherbst im Oberelsass. *Eigene Erinnerungen.*  
1875 Sehr viel und auch gut. *Desgl.*  
1876 Mittelherbst, besser als 1875. *Desgl.*  
1877 Ziemlich viel aber sauer. *Desgl.*  
1878 Wenig und gut. *Desgl.* Ausstichwein im Ober-Elsass. *Eigene Notizen.*

- 1879 Sehr wenig und sauer; Schwarzbrenner, Oïdium und Hagel, kurz vor Herbst. *Desgl.*
- 1880 Etwas mehr, ziemlich gut, erfroren. Kalter Winter 1879/80. *Desgl.*
- 1881 Mittelmässig, besser als 1880. *Desgl.*
- 1882 Wenig, schlecht und sauer. *Desgl.*
- 1883 Wenig, ziemlich gut, Oïdium. *Desgl.*
- 1884 Wenig, sehr gut, Oïdium. *Desgl.*
- 1885 Grosser Herbst, ziemlich gut, in einigen Gegenden des Unter-Elsass jedoch nur Mittelherbst. *Eigene Notizen und Erinnerung.*
- 1886 Sehr wenig bis Mittelherbst, im Ober-Elsass sehr gut. *Desgl.*
- 1887 Mittelherbst, mittelmässig gut. *Desgl.*
- 1888 Wenig, ziemlich gut. *Desgl.*
- 1889 Wenig und schlecht. *Desgl.*
- 1890 Ziemlich viel und gut. *Desgl.*
- 1891 Mehr und mittelgut. *Desgl.*
- 1892 Ziemlich viel und gut. *Desgl.*
- 1893 Viel und sehr gut. *Desgl.*
- 1894 Wenig und gut, Winterfröste. *Desgl.*
- 1895 Kleiner Herbst, mittelmässig gut. *Desgl.*
- 1896 Ziemlich viel, nicht gar gut. *Desgl.*
- 1897 Kleiner Herbst, mittelmässiger Wein. *Desgl.*
- 1898 Guter Herbst, mittelmässiger Wein. *Desgl.*
- 1899 Mittelherbst von mittlerer Güte. *Desgl.*
- 1900 Schöner Herbst und guter Wein. *Desgl.*
-



## XII.

### Sagen aus dem krummen Elsass,

gesammelt von Lehrern und Lehrerinnen der Schul-  
inspektion Saarunion,

veröffentlicht von

**Kreisschulinspektor Menges.**

Im November 1900 habe ich den Lehrern und Lehrerinnen einen Vortrag über die pädagogische Verwertung der Sage im Unterricht gehalten. Bei dieser Gelegenheit regte ich sie an, die Sagen ihres Wirkungs- und Heimatortes zu sammeln, um auch auf diese Weise die Erforschung des Volkstums fördern zu helfen. Die Anregung ist auf fruchtbaren Boden gefallen; denn seither sind mir nahezu 300 Sagen zugegangen, von denen meines Wissens die meisten noch nicht veröffentlicht sind. Wenn ich sie hiermit der Oeffentlichkeit übergebe, so geschieht es mit dem Wunsche, die elsässischen Sagensammlungen, besonders diejenige von Stöber-Mündel (Die Sagen des Elsasses), in schätzenswerter Weise zu ergänzen.

#### I. Aus dem Kanton Saarunion.

##### 1. Die Entstehung der Kirche zu Münster in Lothringen.

In Altweiler erzählt man sich von dem benachbarten lothringischen Dorf Münster die folgende Sage. Nicht weit von dem Platze, wo heute dieses Dorf liegt, wohnte einst ein reicher Graf namens Nikolaus. Eines Tages ging er auf die Jagd, nur

von seinem treuen Hunde begleitet. Als der Graf an einem Weiher vorbei ging, rutschte er aus und fiel in das Wasser.

Der treue Hund erkannte die Gefahr seines Herrn und sprang sogleich in das Wasser. Es gelang ihm, den Grafen am Stiefel zu erhaschen und an das Land zu ziehen. Der Graf gelobte, dem lieben Gott für diese wunderbare Rettung zu danken.

Bald darauf liess er einen Esel schwer mit Goldmünzen beladen und ihn dann frei gehen. An dem Orte, wo der Esel zusammenbrach, liess der Graf ein herrliches Gotteshaus nach Art des Strassburger Münsters erbauen. So entstand die Kirche von Münster. Jeder der beiden Türme ist 70 m hoch.

Das Grabmal des Grafen Nikolaus und seiner Gemahlin ist in der Kirche zu Münster zu sehen. Der obere Teil zeigt beide in Stein ausgehauen auf dem Totenbett. Zu ihren Füßen sieht man einen Hund, der in seinem Maule die Stiefelspitze seines Herrn hält.

Mitgeteilt von Lehrer Hirschinger zu Altweiler.

## 2. Das gefleckte Kalb.

Ein Butterhändler von Wittersburg (Lothringen) kehrte einmal in der Nacht von Harskirchen heim. Als er an die Ruhbank kam, die am Wege nach Hinsingen steht, sah er ein geflecktes Kalb. Er meinte, es sei jemand fortgelaufen, und suchte es einzufangen. Immer aber entkam es. Beim Eingang von Altweiler sprang es in die Gärten. Als der Mann das Dorf auf der andern Seite verliess, lief es wieder einige Schritte vor ihm her und begleitete ihn so bis zum Walde. Hier verschwand es. Kaum war es nicht mehr zu sehen, so hörte er einen furchtbaren Knall. Vor Angst sollen ihm die Haare die Mütze in die Höhe gehoben haben.

Mitgeteilt von Lehrerin Müller zu Hinsingen.

## 3. Das gesattelte Pferd.

Vor vielen Jahren ging ein Freiersmann von Hinsingen nach Altweiler. Spät in der Nacht kehrte er beim Mondenschein heim. Er musste auch am Friedhof vorbei. Da sah er an der Kirchhofmauer auf einmal ein gesattelttes Pferd. Steigbügel, Zaum und Beschläge schienen aus reinem Silber zu sein, so glitzerten sie. Das Pferd bewegte sich langsam an der Mauer entlang. Der Reiter lehnte an dem Pferd, den Kopf an den Hals gedrückt. Der junge Mann schaute eine Weile nach dem Orte hin. Dann setzte er seinen Weg fort, ohne sich vor Angst noch einmal umzusehen.

Mitgeteilt von Lehrerin Müller zu Hinsingen.

#### 4. Der gespensterhafte Pfiff.

Ein alter Jäger von H i n s i n g e n ging einst im Winter auf die Jagd. Am Abend trat er den Heimweg an. Es war noch fast so hell wie am Tage. In der Nähe des Freiwaldes hörte er einen Pfiff. Er glaubte, es wäre ein Bekannter, der mit ihm gehen wollte, und piff dagegen. Viermal wurde das Pfeifen beantwortet. Plötzlich kam es dem Jäger so nahe, als wenn es ihm über der Schulter am Ohr wäre. Er drehte sich um, sah aber niemand. Ohne wieder dagegen zu pfeifen, ging er schnell seinen Weg weiter. An jener Stelle soll es in der Adventzeit nicht «sauber» sein.

Mitgeteilt von Lehrerin Müller zu Hinsingen.

#### 5. Die weisse Frau im Freiwald.

Im Freiwald bei B i s s e r t sah man früher des Nachts eine grosse Frau in weissen Kleidern. Unter dem Arme trug sie ein grosses Bündel und auf dem Kopfe ein weisses Tuch. Sie kam oft bis an den Saum des Waldes. Dann ging sie weinend wieder zurück.

Viele Leute sind der weissen Frau schon begegnet. Sie seufzte nur und ging weiter. Wer aber ihren Weg kreuzte oder über sie spottete, der verirrte sich im Walde. Hohe Berge und undurchdringliche Hecken traten ihm in den Weg, und er kam lange nicht nach Hause. Den guten Leuten aber zeigte die weisse Frau den richtigen Weg.

Mitgeteilt von Lehrer Klein in Bissert.

#### 6. Das versunkene Kloster.

Unweit der Saline Haras (zu Saaralben) liegt an der Waldecke nicht weit von B i s s e r t ein kleiner See. Nach der Sage stand hier vorzeiten ein Kloster. Von Jahr zu Jahr vergrösserte sich sein Grundbesitz, und es wurde zuletzt reich und mächtig. Aber infolge ihrer Wohlhabenheit verfielen die Mönche in Gottlosigkeit und Sünde.

Doch die göttliche Strafe brach plötzlich herein. Als sie eines Tages wieder schwelgten und sich in ausgelassenen Lustbarkeiten ergingen, spaltete sich unter ihren Füßen die Erde, und sie fuhren lebendig in die Hölle hinab. An der Stelle des Klosters entstand ein See. Aber in seinem Wasser lebt kein Fisch und gedeiht keine Pflanze. Nur eine mächtige Dornenhecke erhebt sich am Ufer.

Mitgeteilt von Lehrer Klein zu Bissert.

## 7. Der Hoh-Jäger.

An einem Sonntag ging einmal ein Wilddieb von Bissert auf die Jagd. Im Walde starb er eines jähen Todes. Nach dem Tod fand er keine Ruhe. Er musste zur Strafe beständig umherirren und hoh, hoh, hoh schreien. Darum wird er der Hoh-Jäger genannt.

Einst waren an einem Abend in einem Hause viele Leute versammelt. Da hörten sie draussen plötzlich den Hoh-Jäger rufen. Sie gingen hinaus und riefen: «Hoh, hoh, hoh!» Da verfolgte er sie bis an die Haustüre. Weil er sie aber nicht einholen konnte, stieg er auf das Dach und warf einen Knochen zum Schornstein hinein. Darauf schrie er:

«Ihr habt mir helfen jagen;  
jetzt könnt ihr mir helfen nagen!»

Mitgeteilt von Lehrer Klein zu Bissert.

## 8. Das Feuermännchen.

In der Honau (Wiesental der Saar) bei Bissert sah man früher in der Nacht ein feuriges Männlein. Von weitem glich es einer Flamme mit einem Schweif. Rief man es an, so kam es mit ungeheurer Schnelligkeit auf einen los.

Einst gingen um die Mitternacht zwei Männer von Schopperten nach Bissert. Da sahen sie in der Niedermatt das Feuermännchen. Der eine rief:

«Firmann, Firmann, Haferstroh!  
Zeig, wie schnell bisch du do!»

Da kam es herangebraust wie ein Wirbelwind, und sie wichen schnell beiseite. Das Feuermännchen drehte sich vor ihnen im Kreise herum und versank dann in den Boden.

Ein Mann ging einmal früh morgens, als es noch dunkel war, hinaus, um zu mähen. Er setzte sich in der Honau auf einen Heuhaufen. Da sah er plötzlich das Feuermännchen über den Wiesen schweben. Es kam auf ihn zu und flog in grosser Geschwindigkeit an ihm vorüber.

Bei Tagesanbruch ging einst ein Mann durch die Honau gegen Keskastel und gewahrte von ferne das Feuermännchen, hielt es aber für die Laterne an einem Wagen und freute sich, dass er nun fahren könnte. Aber plötzlich flog das Feuermännchen mit rasender Schnelligkeit an ihm vorbei. Sein feuriger Schweif erhellte weithin die Gegend. Endlich verschwand es über dem Hinsinger Walde.

Mitgeteilt von Lehrer Klein zu Bissert.

## 9. Die Steinbrücke am Gutenbrunner Wald.

An der Steinbrücke vor dem Gutenbrunner Wald, nicht weit von Harskirchen, sah man früher am Abend oft einen Mann einherwandeln. Er bat die Vorübergehenden immer, ihm doch den Weg nach Buckenuni (Saarunion) zu zeigen, aber ja nicht über ein Wasser. Keiner aber vermochte dies. Eines Abends nun gab ihm ein Vorübergehender zur Antwort: «Alle guten Geister loben den Herrn; wirf deinen Stab ins Wasser wie Moses, und du kannst trockenen Fusses hindurch!» In demselben Augenblick war die Seele des armen Mannes erlöst. Von diesem Tage an sah man ihn nicht mehr.

Mitgeteilt von Lehrerin Kexel, früher zu Harskirchen, jetzt zu Strassburg.

## 10. Die feurige Frau.

Vor vielen, vielen Jahren lebte zu Harskirchen ein Ehepaar, das eine Wirtschaft betrieb. Die Leute waren kinderlos und sparsam; und da ihr Geschäft gut ging, erwarben sie sich ein grosses Vermögen. Nun war die Wirtin eine sehr schöne und stolze Frau. Sie kleidete sich immer fein und trug ihren Reichtum auf jegliche Weise zur Schau. Dies erregte den Neid und die Missgunst der Nachbarn. Sie konnten sich den Reichtum der Wirtsleute nicht erklären. Und bald ging das Gerücht, das Ehepaar hätte einen spät am Abend angekommenen reichen Fremdling in der Nacht erschlagen, beraubt und die Leiche im Keller vergraben. Als der Wirt gestorben war, gab die Frau das Geschäft auf und lebte ganz zurückgezogen, von jedermann ängstlich gemieden. Endlich starb auch sie und ward begraben.

Während des Leichenschmauses kam einer der Erben, der den Wein auftrug, voller Entsetzen aus dem Keller herauf und rief: «Sie sitzt im Keller unter dem Weinfass und ist ganz feurig!» Da ergriffen die Anwesenden die Flucht. Seit jener Zeit geht die unglückliche Wirtin jede Nacht in ihrem Hause um. Sie findet keine Ruhe im Grabe und muss so für ihre bösen Taten büssen. Bald zeigt sie sich im Keller, bald schaut sie aus einem kleinen Giebelfenster sehnsüchtig nach Sonnenaufgang, bald wandelt sie auf der First des Daches. Immer ist sie von lodernnden Flammen eingehüllt. Der alte Eingang zum Keller und die Ecke, wo die Frau sich unter dem Weinfass zeigte, wurden später zugemauert. Seither sieht man sie nicht mehr.

Mitgeteilt von Lehrer Weber zu Harskirchen.



### 11. Die Rathauswirtin zu Harskirchen.

Das heutige Gemeindehaus zu Harskirchen war vor Zeiten ein Wirtshaus. Hier wohnte eine stolze Frau, die jeden Sonn- und Feiertag ein neues, prächtiges Kleid an hatte. Wer zu ihr in die Wirtschaft ging, kam nicht mehr lebend heraus; denn sie ermordete die Gäste und raubte ihnen das Geld.

Als sie gestorben und begraben war, fand man sie gleich wieder auf einem Fass im Keller. Seither treibt sie jede Nacht ihr Unwesen im Gemeindehaus und in den Nachbarhäusern. Man sah sie um Mitternacht schon oft am Rande des Brunnens sitzen, der dem katholischen Schulhaus gegenüber steht. Hier soll sie häufig sitzen und stricken.

Mitgeteilt von Lehrerin Kexel, früher zu Harskirchen, jetzt zu Strassburg.

### 12. Die Ratflasche im ehemaligen Amtsgerichtskeller zu Harskirchen.

Als nach der Teilung der früheren Grafschaft Saarwerden der Fürst von Nassau-Saarbrücken die Gemeinde Harskirchen zum Hauptorte des ihm zugesprochenen Gebietsteiles erwählte, wurden in der neuen Hauptstadt schleunigst eine Menge herrschaftlicher Gebäude errichtet für den Verwaltungsdienst sowie zur Wohnung der Beamten. Das erste Haus auf der Ostseite der Finstingerstrasse war damals das Amtsgericht. Hier mussten sämtliche Einwohner der Dörfer des Fürsten ihre Streitigkeiten zum Austrage bringen.

Nun gab es in jener Zeit an diesem Amtsgericht Richter, die sich durch grosse Weisheit auszeichneten, sodass sie wahre salomonische Urteile fällten. Man staunte und forschte lange vergeblich nach der Quelle dieser Weisheit. Endlich fand man sie. Im Amtsgerichtskeller stand eine grosse, merkwürdig geformte Flasche, die mit «Rat» gefüllt war. Vor Beginn der Sitzungen nun stiegen die Richter in den Keller hinab, tranken aus dieser Flasche und holten sich auf diese Weise den Rat zu ihren tadellosen Urteilen.

Eine andere Sage lautet: Vor alten Zeiten wurde Harskirchen von einem hohen Beamten verwaltet, der den Titel «Rat» führte. Wegen seiner Strenge und Gottlosigkeit war er gehasst und gefürchtet. Als er gestorben war und man den Sarg zur Tür hinausstrug, wo der Geistliche wartete, erschien der Gefürchtete plötzlich an einem Dachfenster und warf einen Stein nach dem Pfarrer. Von nun an trieb der Rat als Unhold im Amtsgericht sein Wesen, ging nachts mit Gepolter darin um und brachte bald diesen, bald jenen Teil des Hauses in Unordnung. Um

diese Plage los zu werden, liessen die Bewohner einen Kapuziner kommen, der den Rat in eine grosse Flasche bannte. Die Flasche wurde fest verschlossen und in einen dunkeln Winkel des Kellers gestellt. Seither hatte man vor dem Unhold Ruhe.

Mitgeteilt von Lehrer Weber zu Harskirchen.

### 13. Das Dorfkalb von Harskirchen.

Zum katholischen Pfarrhause von Harskirchen gehören auch eine Scheune und zwei Ställe. Während die Scheune jedes Jahr an einige Landwirte zur Unterbringung des Heues vermietet ist, kann der eine Stall nie vermietet werden. Es würde sich niemand dazu bewegen lassen, in diesem Stalle Vieh einzustellen, weil im Dorfe allgemein der Glaube verbreitet ist, dass es dort nicht geheuer sei.

Die Dorfsage berichtet nämlich, dass darin ein weisses Kalb hause. Das Tier mache jede Nacht zur Geisterstunde die Runde durch das Dorf. Finde es eine Stalltür offen, so schaue es hinein und bringe dem Eigentümer Unheil; denn am folgenden Morgen liege sicher eins seiner schönsten Tiere verendet im Stalle. Nach dem Rundgang kehre das Kalb in den Pfarrhausstall zurück. Wenn man Tiere darin unterbringe, seien sie schon in der ersten Nacht unbedingt dem Tod verfallen. Einst wurden, so erzählt man sich, bei einem Truppendurchmarsch Kavalleriepferde in den Stall gestellt. Am andern Morgen lagen einige verendet am Boden; die überlebenden aber zitterten am ganzen Körper, waren mit Schaum bedeckt und völlig erschöpft.

Nur wenige Dorfbewohner haben das gespenstische Kalb schon gehört oder gesehen. Einst ging ein Tagelöhner mitten in der Nacht durch das Dorf, um in einer benachbarten Gemeinde als Drescher am Morgen früh zur Stelle zu sein. In der Nähe des katholischen Pfarrhauses vernahm er ein trabendes Geräusch wie von einem grösseren Tiere. Er wunderte sich darüber, wie ein solches um diese Zeit auf die Gasse kommen konnte. Als er nun näher kam, sah er vor der offenen Tür des Pfarrhausstalles ein weisses Kalb, das ihn mit glühenden Augen anlotzte. Der Mann entsetzte sich vor dem Spuk, suchte ihn durch Bekreuzigen und durch Aussprechen der Namen des dreieinigen Gottes zu bannen und entfernte sich eilenden Schrittes.

Mitgeteilt von Lehrer Weber zu Harskirchen.

### 14. Die Mohr und ihre Jungen.

In den ersten Frühlingsnächten jeden Jahres pflegt sich in den sogenannten Langgärten, die am Weg von Harskir-

chen nach der Honauer Mühle liegen, eine grosse Mohr (Mutterschwein) zu zeigen. Manchmal sieht man sie allein, manchmal hat sie Junge bei sich, gewöhnlich sieben. Im ersteren Falle gibt es ein unfruchtbares, im letzteren ein fruchtbares Jahr. — Eine ähnliche Erscheinung soll oft am «enge Brückel» zwischen Harskirchen und Saarunion zu sehen sein. Nur kommt die Mohr hier aus der Saar und die Ferkel schwimmen lebhaft grunzend auf dem Wasser umher. Aus dieser Erscheinung werden aber keine Schlüsse über den Ernteaussfall des Jahres gezogen.

Mitgeteilt von Lehrer Weber zu Harskirchen.

### 15. Die Erscheinungen am engen Brückel.

Die Strasse von Harskirchen nach Saarunion führt da, wo sie sich der Saar am meisten nähert, über eine schmale Brücke, die im Volksmund «s enge Brückel» heisst. Hier soll es des Nachts nicht geheuer sein. Um Mitternacht kommt gewöhnlich ein grosses Schwein mit zwölf Jungen den Berg herab gegen die Brücke. Alte Leute wollen die Tiere schon oft gesehen haben. Ein beherzter Mann ging einst um die Mitternachtsstunde an den Platz und sah das Schwein auch. Rasch fing er es ein, steckte es in einen Sack und lief damit eilends heim. Als er aber zu Hause ankam, war der Sack leer und das Schwein verschwunden.

Andere Leute haben um Mitternacht am engen Brückel schon einen grossen, schwarzen Hund angetroffen.

Noch andere erzählen von einem grossen einäugigen Mann, der einen breiten Hut auf hat und einen langen Mantel trägt und um die Mitternachtsstunde auf einem Schimmel am engen Brückel hin- und herreitet.

Einige sind hier auch schon einem Mann begegnet, der im Graben sitzt und jämmerlich klagt. Er lässt sich von den Vorübergehenden bis zu der Stelle tragen, wo die Strasse steigt. Dort ist er auf einmal spurlos verschwunden.

Mitgeteilt von Lehrerin Kexel, früher zu Harskirchen,  
jetzt zu Strassburg

### 16. Die Schätze von Willer.

Ganz nahe bei Harskirchen liegt der Nebenort Willer. Ein Mann aus diesem Orte kehrte einst spät am Abend nach Hause. Da bemerkte er an einer Hecke glühende Kohlen. Als er sich darnach bückte, erblickte er tief unten im Boden eine Kiste, die mit Gold gefüllt war. Er nahm sich vor, sie am nächsten Morgen auszugraben. Am andern Morgen kam er

auch wirklich wieder an den Platz. Da hörte er plötzlich eine Stimme rufen: «Keinen Schritt weiter, sonst musst du sterben!» Voll Angst und Schrecken kehrte er eilends um und wagte nicht mehr, diesen Ort zu betreten.

Auf solche verborgene Schätze deuten auch goldene Schäfchen hin, die man in Willer manchmal um die Mitternachtsstunde sieht.

Mitgeteilt von Lehrerin Kexel zu Strassburg,  
früher zu Harskirchen.

### 17. Die silbernen Glocken von Willer.

Wer bei niederm Wasserstand die Furt bei Willer überschreitet, dem fällt am rechten Saarufer altes Mauerwerk auf, das aus dem Ufer herausschaut und etwa eine Elle hoch mit Erde überdeckt ist. Es bildet die Reste einer römischen Heerstrasse, welche aus Südosten kam, an dieser Stelle die Saar kreuzte und dann gen Norden nach Keskastel zog. Die Spuren dieser Strasse sowie das gelegentliche Auffinden von Gebäuderesten bei Willer haben wohl die folgende Sage entstehen lassen.

Vor alten Zeiten war Willer eine grosse blühende Stadt. Die Einwohner waren so wohlhabend, dass sie für ihre Kirche zwei silberne Glocken anschafften, die aller Stolz waren und mit ihrem Geläute die Herzen erfreuten. Da brach ein schwerer Krieg über das Land herein. Der Feind nahte sich verheerend und plündernd der Stadt. Die geängstigten Einwohner flohen in die Wälder. Was wertvoll war, verbargen sie oder nahmen es mit. Auch die silbernen Glocken wollte man den Feinden nicht als Beute überlassen. Man versenkte sie in einen tiefen Brunnen und schüttete ihn zu.

Als die Feinde herkamen und so wenig Beute fanden, zerstörten sie die Stadt von Grund aus. Der Krieg dauerte noch viele Jahre, und die unglücklichen Flüchtlinge wagten es nicht heimzukehren. Sie wanderten nach andern Gegenden aus und nahmen das Geheimnis der versenkten Glocken mit ins Grab. So ruhen die Glocken heute noch in ihrem sichern Versteck und haben noch nicht gefunden werden können, trotzdem schon verschiedene Schatzgräber ihr Glück versucht haben. Wer aber in der heiligen Christ- oder Osternacht über die Fluren der zerstörten Stadt schreitet, vernimmt aus der Tiefe der Erde ein wunderbar schönes Klingen: es ist das Geläute der versunkenen Silberglocken.

Mitgeteilt von Lehrer Weber zu Harskirchen

### XIII.

## Laut- und Formenlehre der Mundart des Kantons Falkenberg in Lothringen.

Von

**N. Tarral.**

### Einleitung.

Die folgende Abhandlung bezweckt eine wissenschaftliche Darstellung des Dialektes, den die Umwohner der mittleren Deutschen Nied gegenwärtig sprechen. Die hierbei in Betracht kommenden Orte liegen in einem Kreise, dessen Durchmesser vom mittleren Laufe des genannten Flüsschens, mit dem Dorfe Falkenberg als Mittelpunkt, gebildet wird und dessen Peripherie sich mit den Grenzen des gleichnamigen Kantons im grossen und ganzen deckt. Die Namen jener Gemeinden sind: Falkenberg, Lubeln<sup>1</sup>, Baumbiedersdorf, Ober- und Niederfillen, Gänglingen, Maiweiler, Elwingen, Edelingen, Steinbiedersdorf, Gesslingen, Tetingen, Trittelingen, Redlach und Lauterfangen. Dass in den angeführten Ortschaften genau dieselbe Mundart geredet wird, soll bei der bekanntlich bis in die kleinsten Weiler, ja im letzten Grunde bis auf die einzelnen Personen zurückgehenden Teilbarkeit eines jeden Dialektes nicht behauptet werden; aber im wesentlichen ist die Sprache der umschriebenen Gegend die gleiche und unterscheidet sich auch wesentlich von den jenseits ihrer Grenzen gesprochenen Mundarten. Im Süden und Westen fällt die Kreislinie des Falkenberger Dialektes mit der französischen Sprachgrenze zusammen, im Osten berührt sie das Forbacher, im Norden das Bolchener Mundartgebiet. Nur einige Unterschiedsmerkmale seien hier angeführt. Im Niedtale tritt

<sup>1</sup> Ausgangspunkt meiner sprachlichen Untersuchungen.



in den Fürwörtern «das» und «was» t ein: d à t, w à t heisst es z. B. in Lubeln, d à s und w à s in dem bloss eine Stunde entfernten St. Avold; dort wird k i n t, w i n t (Kind, Wind) gesagt, hier k è n t und w è n t; um Falkenberg ist Verdampfung von a zu o eingetreten, so noch in Oberfillen, während in dem nur zwei Kilometer nördlicher gelegenen Mähringen das helle a geblieben ist.

Zu welchem Sprachzweige gehört nun die Mundart der mittleren Nied? Man pflegt gemeinlich das gesamte Deutsch-Lothringen dem fränkischen Dialekte zuzuweisen. Das trifft nicht ganz zu. Rein fränkisch, genauer mittelfränkisch, andere nennen sie oberfränkisch, ist nur die Mundart des Kreises Diedenhofen. In der entgegengesetzten Ecke Lothringens, im Kreise Saarburg, spricht man dagegen überwiegend alemannisch; in der Mitte, d. h. in den Kreisen Forbach und Bolchen, zu welchem letzterem der Kanton Falkenberg gehört, herrscht ein Uebergangsdialekt, halb fränkisch, halb alemannisch, und zwar kann man hier die merkwürdige Beobachtung machen, dass einerseits der Konsonantismus fränkisch geblieben ist, andererseits aber der Vokalismus alemannischen Einflüssen nicht widerstanden hat. So findet sich in Mittel-Lothringen überall fränkisches p für pf; hingegen zeigt sich ebendort die alemannische Abneigung vor der gemeindeutschen Diphthongierung des i und û zu ei und au, die Verkürzung von langem i, die Entrundung des œ zu ê, die Verdampfung des a zu o usw.

Der Irrtum jener, die durchweg den lothringischen Dialekt zum fränkischen Sprachstamm rechnen, beruht also wohl auf unzureichender Kenntnis der mundartlichen Verhältnisse dieses Landes. Man hat den Fehler begangen, bloss den Konsonantenstand zu berücksichtigen, als ob der Vokalismus gar keine Rolle zu spielen hätte. Allerdings ist die Sprache Lothringens, das so weitab an der äussersten Südwestecke des Deutschen Reiches liegt und erst vor 30 Jahren seinen Sprachgeschwistern wieder zugesellt wurde, bis jetzt noch nicht eingehend studiert worden. Und doch sind die lothringischen Mundarten der wissenschaftlichen Erforschung ebenso würdig als bedürftig. Kaum eine andere deutsche Gegend ist der Dialektentwicklung so günstig als gerade Lothringen. Lothringen hat sich früher als sein Nachbarland Elsass aus der geistigen Gemeinschaft mit dem übrigen Deutschland gelöst; seine Mundart war den Einflüssen des Hochdeutschen weniger ausgesetzt und zeigt deshalb eine viel einheitlichere Entwicklung und reinere Bildungen. Diese eigenartige, ganz naturgemässe, von aussen nicht gestörte Entwicklung ist noch dadurch gefördert worden, dass die französische Verwaltung den Unterricht im Deutschen allgemein vernachlässigte. So konnte die lothringische Mundart

ihre Eigentümlichkeiten festhalten; sie hat eine Menge Altertümlichkeiten bewahrt, die der Schriftsprache unbekannt sind. Ausserdem ist für Lothringen von dem zerstörenden Einfluss grösserer Städte auf die Mundart keine Rede; die einzige Stadt von Bedeutung, Metz, gehörte stets dem romanischen Sprachgebiete an. Endlich kommt speziell für das Niedtal der Umstand hinzu, dass es kein Industriegebiet ist wie das Mosel- und Saarrevier, wo durch das Zuströmen fremder Elemente manches Stammeigentümliche verwischt wird. Die Bevölkerung an der mittleren Nied treibt hauptsächlich Ackerbau und ist in ihren Sitten, Gewohnheiten und ihrer ganzen Lebensweise sehr konservativ.

Wenn es nun schon im allgemeinen vom grössten Interesse ist, einen Volksdialekt zu studieren, der sich zur Schriftsprache verhält etwa wie eine natürliche Blume zu einer künstlichen, wie ein in seinem alten Bette einherfliessender Bach zu einem von Menschenhänden gebauten Kanal, wie die malerische Landtracht einer Bauernmaid zu dem Modekleid der Stadtdame, so gilt das nicht zum mindesten für den lothringischen Dialekt; auch er hat den Erdgeschmack des Bodens, auf dem er sich entwickelt hat, und ist mit seiner Weichheit und traulichen Gemütlichkeit ein treues Spiegelbild des ruhigen, fleissigen, genügsamen Völkchens, von dem er gesprochen wird.

Doch mit der Poesie der Mundart wollen wir uns hier nicht beschäftigen. Der Gegenstand dieser Abhandlung ist, das Wesen einer der lothringischen Mundarten zu ergründen, diese vom rein philologischen Standpunkte aus zu untersuchen, die Gesetze ihres Organismus aufzufinden, die Veränderungen zu zeigen, welche die einzelnen Laute der Qualität und Quantität nach durchgemacht haben. Ein erster Teil wird die Lautlehre, ein zweiter Teil die Formenlehre behandeln.

Und da eine wissenschaftliche Darstellung eines Dialektes vom alten Sprachstande ausgehen muss, so ziehen wir zum Vergleiche das Mittelhochdeutsche heran, dessen Laut- und Formverhältnisse zugleich einfacher und durchsichtiger sind als die neuhochdeutschen, obschon selbstverständlich jenes nicht als die Urstufe der Mundart zu gelten hat.

Die Vorstufe der Mundart kennen wir nicht. Lothringen ist ausserordentlich dürftig in den Schriftquellen früherer Zeit vertreten. Das ältere lothringische Deutsch ist lediglich aus Urkunden zu schöpfen, die stets mehr oder minder sich der Schriftsprache zu bedienen pflegen; eine poetische Literatur gibt es nicht. Die vorliegende Untersuchung muss sich daher auf die Umgangssprache der jetzigen Generation beschränken.

Da es in einer solchen Arbeit auf eine genaue Lautbezeichnung ankommt, so wird das System des Strassburger Sprach-

forschers Joh. Kraeuter zur Anwendung gebracht. Zur besseren und schnelleren Orientierung möge hier vorläufig auf folgende Hauptpunkte seines phonetischen Systems hingewiesen werden:

Für einen Laut gibt es nur ein Zeichen; alle Lautfolgen werden in ihre Bestandteile aufgelöst. Wir schreiben daher nicht x, sondern ks, nicht z, sondern ts, aber auch nicht ng, sondern ŋ, nicht ch, sondern ʒ; nicht sch, sondern š. Da ferner die Mundart das weiche und harte s kennt, so soll ʒ für das weiche, s für das harte s oder ss stehen. Zur Bezeichnung des j der im Dialekt vorkommenden französischen Wörter wird ȝ dienen. Doppelkonsonanten werden in den Mundarten nicht als solche ausgesprochen und daher auch nicht geschrieben. Wo velares ch oder g besonders zu bezeichnen war, wird 'ç bzw. 'g gewählt.

Bei Vokalen wird die Länge durch das Akut angedeutet; der Gravis dient zum Zeichen der offenen Aussprache; der Circumflex steht über langen offenen Vokalen. Silben mit untersetztem , tragen den Hauptton. Nasalierung wird durch untersetztes polnisches , bezeichnet.

In der Ausführung werde ich zuerst das Wort anführen, wie es in der Mundart lautet, dann das mittelhochdeutsche bzw. französische und zuletzt in Klammern das neuhochdeutsche Wort oder, wenn notwendig, die Bedeutung.

Die wichtigsten Abkürzungen sind:

- Mda. = Mundart,
- Ahd. = Althochdeutsch,
- Mhd. = Mittelhochdeutsch,
- Nhd. = Neuhochdeutsch,
- Frz. = Französisch.

Ein Stern (\*) vor einem Wort zeigt an, dass dies nicht bezeugt ist.

## Erster Teil.

### Lautlehre.

#### I. Der Vokalismus.

##### § 1. Uebersicht der Vokale.

Die Mundart hat zehn kurze Vokale:

- geschlossen: a, e, i, o u;
- offen: à, è, i, ù;
- trüb: ø.

Sie zählt ferner neun lange Vokale:

- geschlossen: á, é, í, ó, ú;
- offen: à, è, i, ù.

Die kurzen geschlossenen Vokale lauten wie die entsprechenden neuhochdeutschen. Die genaue Aussprache der offenen Vokale wird im Laufe der Ausführung näher angegeben werden. ə ist der kurzgesprochene dumpfe Laut des nhd. e in unbetonten Silben: machen.

Ausserdem hat die Mundart acht Diphthonge:

aī, áī, eī, éī, oī, óī, uī, úī.

Es sind dies eigentliche Doppellauter, d. h. jeder einzelne Vokal, aus denen der Diphthong zusammengesetzt ist, wird für sich artikuliert.

## § 2. Etymologische Verhältnisse des Vokalismus der Mundart.

### A. Die betonten kurzen Vokale.

Dem mittelhochdeutschen Vokalismus tritt der mundartliche folgendermassen gegenüber:

#### Mhd. a

wird in den weitaus meisten Fällen zu offenem á (â), ein der Mundart eigentümlicher, zwischen a und o in der Mitte schwebender Laut, der bald kurz bleibt, bald lang wird. Kurzes á steht:

1. vor einfacher Tenuis: bākən, backe und backen (Backe und backen); ákəs, ackes (Axt); ʒák, sac (Sack); śtrák, strac (gerade, straff); wākən, wacke (Kieselstein); śmakən, smekən und smaken (schmecken und riechen); plākən, placke (Fleck); ápəl, apfel (Apfel); Kápəl (Kappelle); Káp, Kappe (Mütze); blát, blat (Blatt); rát, rat (Rad); pát, pate (Taufzeuge); mát, mat (matt); dát, daʒ (das); wát, waʒ (was). Folgt aber eine der Ableitungssilben -el und -er, so wird geschlossenes a beibehalten, das auch in der Regel die Kürze bewahrt: ʒadəl, satel (Sattel); fatər, vater (Vater); lang wurde es jedoch in kádər, kater (Kater), dessen Stammsilbe übrigens schon im Mhd. schwankende Quantität zeigt.

2. vor einfacher Spirans: áf, affe (Affe); gráf, grap (Grab); śáfən, schaffen (arbeiten); śáf, schaf (Schrank); sà'ʒ, sache (Sache); krà'ʒən, krachen (mit der Peitsche knallen); b'à'ʒ, bach (Bach); d'à'ʒ, dach und tac (Dach und Tag); śl'à'ʒ, slac (Schlag); á'ʒən, nache (Nachen); k'à'ʒel, kachel (Kachel); l'à'ʒən, lachen; m'à'ʒən, machen; w'à'ʒən, wachen; gàs, gaʒʒe (Gasse); wàsər, waʒʒer

(Wasser); gràs, gras (Gras); glàs, glas (Glas); ʒàs, saʒ (Sitz); fàs, vaʒ (Fass).

3. vor den Verbindungen einer Spirans mit t: kràft, kraft (Kraft); ʒàft, saft (Saft); gàšt, gast (Gast); làšt, last (Last); nàšt, ast (Ast); fàštən, vasten (fasten); fàšt, vaste (fast); ʒàts, saz (Satz); špàtsəl, spatz (Spatz); àtsəl, agelster (Elster); kàts, katze (Katze).

4. vor l, m und n, wo diese im Nhd. Geminat erfahren haben, bezw. im Dialekt nachfolgende Dentalis an l oder n assimiliert wurde; vor einem r steht à nur da, wo jenes schon im Mhd. geminiert war: àl, al (all); fàl, val und valle (Fall und Falle); šàlən, schallen; hàlən, halten; špàlən, spalten; špàl, spalte (Scheitel); fər kàlən, erkalten (erfrieren); kàm, kamp (Mähne); làm, lamp (Lamm); štàm, stam (Stamm); flàm, vlam und vlamme (Flamme); bàm, ban (Bann); màm, man (Mann); šàn, schande (Schande); ànər, ander; nàr, narre (Narr); kàrən, karre (Karren); dagegen fà r<sup>1</sup>, varre und var (Stier); štà rən, starn (starren, mit unbewegten Augen hinsehen). Auch vor m mit angehängtem -el gilt à: hàməl, hamel (Hammel); folgt aber die Nachsilbe -er, so steht offenes a: hamər, hamer (Hammer); kamər, kamer (Kammer).

5. vor ng und vor l, mit dem ein anderer Konsonant als Tenuis verbunden ist, wobei zwischen l und g, wenn dieses im Wortauslaute steht, ein i sich entwickelt: àŋəl, angel (Stachel); àŋs, angest (Angst); šlàŋ, slange (Schlange); štàŋ, stange (Stange); sàŋ, zange (Zange); fàŋən, zu vāhen (fangen); bràŋən, prangen und brangen (prahlen); màməl, mangel (Mangel, offener Beinschaden); làŋ, lange (Adv.); bəlīʒ, balc (Balg); gəl jən, galge (Hosenträger); həl wər, halber; šmàlmən, schwalwe (Schwalbe).

Zu langem à wird mhd. a vor den mit einer Tenuis oder Spirans verbundenen l, m und n: vor lk: kàlk, kalc (Kalk); bàlkən, balke (Balken); — vor lp: kàlf, kalp (Kalb); hàlf, halp (halb); — vor lt: àlt<sup>2</sup>, alt; kàlt, kalt; wàlt, walt (Wald); gəwàlt, gewalt (Gewalt); — vor ls und lz: hàlš, hals (Hals); ʒàls, salz (Salz); ʒàlsən, salzen; dagegen sind wjàls, walze (Walze); wàlsən, walzen; fàls, valz (Fuge); fàlsən, valzen, und màls, malz (Malz), mit kurzem Vokal wie im Nhd., wohl kein altes Gut der Mundart; — vor nk:

<sup>1</sup> Nur in dem Ausdruck ʒə fà r gèn (zum Stier gehen) gebräuchlich.

<sup>2</sup> Assimilation des t (d) an l oder n erfolgt nur im Wortinnern, nie im Auslaut.



bāŋk, bank (Bank); dāŋk, danc (Dank); dāŋkəŋ, danken; gāŋk, ganc (Gang); drāŋk, tranc (Trank); gəštāŋk, gestanc (Gestank); štrāŋk, stranc (Strick); gəʒāŋk, sanc (Gesang); šwāŋk, swanc (Schwung); klāŋk, klanc (Klang); plāŋkəŋ, planke (Planke); kāŋkər, kanker (Baumkrebs); krāŋk, kranc (krank); lāŋk, lanc (lang, Adj.); wāŋk<sup>1</sup>, wanc (Wank); — vor nt: bānt, hant (Band); hānt, hant (Hand); lānt, land (Land); štānt, stant (Stand); fərštānt, verstant (Verstand); lāntər, lanterne (Laterne); māntəl, mantel (Mantel); wānt, wānt (Wand); sānt, zan, älteste Form zant (Zahn); — vor n + Spirans: bānf<sup>2</sup>, hanef (Hauf); gāns, gans (Gans); grāns, graus (Maul); gāns, ganz; dānsəŋ, tanzen; dāns, tanz (Tanz); plānsəŋ, pflanzen; — vor mp: dāmp, dampf (Dampf); krāmp, krampf (Krampf). Eine Ausnahme mit kurzem ā bildet ślāmp, spätmhd. slamp (Taufessen).

Die Verdampfung tritt also, wie die bisher angeführten Beispiele beweisen, in der Regel vor harten Konsonanten ein; vor weichen erfährt der Vokal blosser Dehnung, ohne seine Klangfarbe zu verändern. Geschlossenes langes ā für mhd. a steht also:

1. vor den Medien b, d und g, wobei letztere gewöhnlich ausfällt: grāwəŋ, graben und grabe (graben und Graben); šāwəŋ, schaben; bādəŋ, baden; lát, lade (Lade und Laden); māt, made (Made); šādəŋ, schaden. grāt, gerat. ahd. girad und girado (gerad und gerade); špāt, spate, niederländisch spade (Spaten); māt, maget (Magd); klān, klagen; klā, klage (Klage); drān, tragen; ʒān, sagen; wān, wagen (Wagen); wānər, wagner (Wagner); in jājəŋ, jagen, ist g an das anlautende j assimiliert worden und so vor dem völligen Schwund bewahrt geblieben; māgər (mager) und māgəŋ (Magen) sind aus dem Nhd. in die Mda. gedrungen; gewöhnlich werden dur (dürr) und leip (Leib) dafür gebraucht. Vor angehängtem -el und -er bleibt a kurz: gabəl, gabel (Gabel); šnabəl, snabel (Schnabel); nabəl, nabel (Nabel); hawər, haber (Hafer); awər, aber.

2. vor den einfachen Liquiden und Nasalen: māləŋ, maln (malen); sāl, zal (Zahl); šāl, schale (Schale der Eier und Hülsenfrüchte); šāl, schal (fade); pār, par (Paar); špārəŋ, sparn (sparen); gār, garn und gar (Garn und weich

<sup>1</sup> wird nur gebraucht in dem Ausdruck: hāt noʹʒ kain wāŋk (hat noch keinen W.); d. h. ist noch ganz, unversehrt (von Kleidungsstücken, Möbeln und dgl.)

<sup>2</sup> vor n und einfacher Spirans wird der Vokal nasaliert

gekocht); fá r ə n, varn (fahren); s á m, zam (zahn); š á m ə n, schemen und schamen (schämen); n á m ə n, name (Name); g ə m á n ə n, manen (erinnern).

3. wenn r folgt, verbunden mit einem Konsonanten, der nicht f oder w ist; vor m, k und t wird das r nicht mehr artikuliert, und m klingt in angefügtes -ə n aus, während zwischen r und c (g) ein i eingeschoben wird: á m ə n, arm; w á m ə n warm; ʒ á k, sarc (Sarg); m á k, marc (Grenzstein); b á t, bart (Bart); s á t, zart; w á t ə n, warten; š w á t, swarte (Schwarte); k á t, karte (Karte); g á t ə n, garte (Garten); w á t s ə l, warze (Warze); h á t s, harz (Harz); á r i ʒ, arc (klug, schlau); m á r i ʒ, marc, ahd. marg (Knochenmark); b a r i ʒ, barc (verschnittenes Schwein). Kurzes a haben jedoch beibehalten die Adjektiva h a r t; š t a r k, starc (stark); š w a r t s, swarz (schwarz); deshalb haben sie auch das r nicht eingebüsst.

4. vor s und r in ursprünglich offener Silbe: h á s, has (Hase); n á s, nase (Nase); w á ʒ ə n, wase (Rasen); h á w ə n, haven (Topf).

5. vor hs und ht; die Dehnung tritt hier lediglich als Ersatz für den Verlust des h ein: w á s, wabs (Wachs); fl á s, vlahs (Flachs); w á s ə n, wabsen (wachsen); d r á t, traht (Traglast); n á t, naht (Nacht); á t, ahte (Acht); š l á t, slaht (Schwade, Reihe abgemähten Grases). Vor angehängtem -el werden h und kurzes a beibehalten: d a ' ʒ t ə l, dahtel (Ohrfeige); w a ' ʒ t ə l, wahtel (Wachtel); ausserdem in nhd. Lehnwörtern; m a ' ʒ t, maht (Macht); š l a ' ʒ t (Schlacht).

Abgesehen von diesen und den andern bereits angeführten Ausnahmefällen bleibt a in der Regel nur noch vor r + w oder f kurz und geschlossen: g a r w, garbe (Garbe); f a r w, varwe und varn oder varm (Farbe und Farrenkraut); š a r f, scharpí (scharf); k a r f, karpfe (Karpfe); h a r f, harpfe (Harfe). Bloss in d á f, darf, ist Dehnung erfolgt, vielleicht durch Uebertragung aus dem Plural, wo a in offener Silbe steht.

Abweichend von der nhd. Schriftsprache ist a zu è (kurz und offen) umgelautet worden

1. häufig vor sch; im Mhd. waren bei einigen Wörtern mit dieser Spirans zwei Formen, eine mit a und eine mit e, vorhanden, die letztere allerdings fast nur in alemannischen Denkmälern: w è š ə n, waschen und weschen; t è š, tasche und tesche (Tasche); f l è š, vlasche und vlesche (Feldflasche); è š, asch, niederländisch esch (Esche); è š ə n (nur im Plural gebräuchlich), asche und esche (Asche); hierzu è š ə r, escher (groblineenes Tuch zum Auslaugen der Asche), und è š ə r mit w ü ' ʒ (Aschermittwoch). Die umlautende Wirkung von sch wird auch durch einen davorstehenden Konsonanten nicht verhindert: f è l š, valsch,

(falsch); plètšən, zu mhd. platzen (geräuschvoll aufschlagen, stark regnen); rètšən, zu mhd. ratzen (klatschen, übel nachreden); lètš, dem nhd. Latsche entsprechend (loses Maul); mit langem è wegen der folgenden Konsonantverbindung: hènš, hantschuoch (Handschuh); èrš, ars (Arsch).

2. vor ei der folgenden Silbe: èrwət, arebeit (Arbeit); der Vokal ist, wie das a, vor r + w gedehnt worden.

3. manchmal vor l- und m-Verbindungen; vor lt: fèl, valte (Falte); fèlən, valten (falten); èltər, alter und altaere (Alter und Altar), hat möglicherweise den Umlaut nach Analogie der Pluralia auf -er angenommen; — vor lm: pèlmən, palme (Palme); hèlmən, halm (Halm); — vor mp: klèmpən<sup>1</sup>, klamben (die Glocke anschlagen); èmpərən, antworten (antworten); — vor mt: šèmt<sup>2</sup>, scham (Schamgefühl); vom Verbum šámən kann dieser Umlaut jedenfalls nicht entlehnt sein; im Nhd. ist umgekehrt das Zeitwort umgeläutet, das Substantiv nicht.

4. vor verschiedenen Konsonantverdoppelungen, die sich wenigstens zum Teil durch ein ursprünglich in der Endsilbe vorhanden gewesenes i oder j erklären lassen; vor en: dèn, tanne, altniederländisch dennja, niederländisch den (Tanne); vor tz: pèp, pap und peppe (Kleister); sèpən, zapfe (Zapfen); vor ff: rèfən, raffen und reffen (auflesen, zusammenraffen); vor tz: plèts, platz, lat. platea, griechisch πλατῆα (Platz); krètšən, kratzen und kretzen.

5. bei einigen Substantiven auf -el, nach Analogie der Diminutiva mit dieser Endsilbe, und bei Verbis auf -ern: hè; əlnūs, zu mhd. hasel (Haselnuss); pèpəlboim, papel (Pappelbaum); šnèdərən, schnateren (schnattern); klèpərən, klappern; hierzu klèpər (Klapper).

6. in noch einigen andern, isoliert dastehenden Fällen: šét, schate und schete (Schatten); der Umlaut ist wohl aus dem mhd. Plural scheten auf den Singular übertragen worden; és, ahse, lat. axis (Achse), mit Ersatzdehnung; ebenso èt, ahte (acht, Zahlwort); gèr, gar (zum Verstärken von àl, alle, dienend); in den beiden letztern Wörtchen, von denen jenes einen Mehrheitsbegriff enthält, dieses ein Zahladjektiv vor sich hat, mag der Umlaut auf Angleichung an Substantiva, die ihn im Plural haben, beruhen.

Bei andern Bildungen wie šél, schale (Schale), und wél, wal (Wahl), mit geschlossenem e, hat die Mda. keinen Um-

<sup>1</sup> und <sup>2</sup> Auch hier ist, wie überhaupt vor m + Tenuis, Dehnung eingetreten.

laut geschaffen, sondern diese Substantiva direkt von den Verbis *šélən*, scheln (schälen), und *wélən*, weln (wählen) abgeleitet; ganz konsequent wird *šél* nur von Früchten gesagt, die geschält werden, z. B. von Äpfeln, Birnen, Kartoffeln u. dgl.; ferner heisst so die Baumrinde, die sich ja auch losschälen lässt, während *šál* (s. oben) eine Hülse bedeutet, die geöffnet wird, z. B. einer Nuss, eines Eies, von Bohnen, Erbsen usw.

Auch im Zeitwort *felən*, vallen (fallen), liegt keine lautliche Umbildung vor, sondern blosser Vertauschung mit dem Kausativum *vellen* (fällen); nach dem Grundverbum richtet sich das Kompositum *gəfelən*, gefallen (gefallen). Auch in *welən*, wallen und *wellen* (sieden und siedend machen) sind Transitivum und Intransitivum zusammengestossen.

Bei *šlən*, slagen (schlagen), *iχ šlən* (ich schlage), hat Uebertragung aus der zweiten und dritten Person Singularis stattgefunden.

Auf einer andern Ablautstufe steht *krubələn*, krappeln (krabbeln); *bol*, hal (Spielball), mit entschiedenem *o*; hier könnte man aber auch rein lautliche Angleichung an *bol*, bolle (grosser runder Löffel), voraussetzen; *šolmən*, ahd. *scalmo*, mhd. *schelme* (Schelm); *moltər* (vgl. lat. *molo*, ich mahle), mhd. *malter* (Getreidemass); hierzu *moltərən* (ein bestimmtes Quantum Getreide als Müllerlohn nehmen).

#### Mhd. e

hat seine kurze und geschlossene<sup>1</sup> Aussprache in der Mda. regelmässig beibehalten

1. vor den Tenuis *k* und *t*: *dəkən*, decken und decke (decken und Decke); *wək*, wecke (Keil, Semmelbrötchen); *bət*, bette (Bett); *wətən*, wetten. Dagegen steht der offene Laut vor der labialen Tenuis, und zwar kurzes *è* vor *pp*: *trèp*, treppe (Treppe), langes *è* vor einfachem *p*: *hèp*, hepe (Hippe).

2. vor *ll* und *l* + Konsonant: *həl*, helle (Hölle); *kəl*, kelle (Kelle); *štelən*, stellen; *kwelən*, quellen (Kartoffeln schwellen); *welwən*, welben (wölben); *gəwelw*, gewelbe (Gewölbe); *welər*, welcher (welcher); *šmelsən*, smelzen (schmelzen): *bels*, pelz (Pelz); *gelsən* (schneiden), zu mhd. *gelze* (geschnittenes Schwein); *swelf*, zwelf (zwölf); *velš*, velse (Felsen). Vor angehängtem *-er* hat sich der offene Laut erhalten: *hèlər*, heller (Heller); *tèlər*, teller (Teller).

3. vor Spirantverdoppelungen und -Verbindungen: *lefəl* leffel (Löffel); *šefən*, scheffen (Schöffe); *šefən*, schepfen

<sup>1</sup> Vgl. Wilmanns, Deutsche Grammatik, I, § 197.

(schöpfen); *š r e f ə n*, schrepfen (schröpfen); *f ə r w e ʒ ə n*, wachen und wecken (erwachen und wecken); *l e ś ə n*, leschen (löschen); *ə r g e t s ə n*, ergetzen (ergötzen); *m e t s i ŋ ə r*, metzjer (Metzger); *h e t s ə n*, hetzen; *f e ś t*, veste (fest); *g e ś t*, geste (Gäste); *k e ś t*, kesten (Kastanie); vor *ss* und *ʒʒ* kann sowohl *e* als *è* stehen: *b l e s*, altnordisch *blese*, spätmhd. *blasse* (weisser Fleck auf der Stirne, dann Kuh mit einer Blässe); *b e s ə r*, beʒzer (besser); aber *è s*, esse (Ass); *m è s ə r*, meʒzer (Messer).

In offenes *è*, mit Beibehaltung seiner Quantität, ist mhd. *e* übergegangen

1. vor doppeltem *m*, *n* und *r*: *š t è m ə n*, stemmen; hierzu *š t è m* (Querdamm): *f l è m ə n* (mit *m* für *n*), vlennen (das Gesicht verziehen); *d è n*, tenne (Hausflur); *n è n ə n*, nennen; *r è n ə n*, rennen; *b l è r ə n*, blerren (plärren); *š p è r ə n*, sperren.

2. vor *n* + Media; dabei wird *d*, ausser wenn *-el* angehängt ist, dem *n* assimiliert: *b ə h è n*, behende; *l è n*, lende (Lende); *š è n ə n*, schenden (schimpfen); *b è n d ə l*, bendel (Bündel); *t r è n d ə l n*, trendeln (langsam sein); *è ŋ*, enge; *š t r è ŋ*, strenge; *b è ŋ ə l*, bengel (Knüttel); *š p è ŋ l ə r*, spengeler (Kesselflicker); *d è ŋ ə l n*, dengeln (die Sense schauf klopfen); *h è ŋ*, hengel (Henkel).

Steht aber *e* vor einer mit Tenuis oder Affrikata verbundenen Nasalis, so wird es zu *è* verlängert: *d è ŋ k ə n*, denken; *š è ŋ k ə n*, schenken; hierzu *g ə ś è ŋ k* (Geschenk); *h è ŋ k ə n*, hāhen und hengen (hangen und hängen); *š w è ŋ k ə n*, swenken (schwenken); *s è ŋ k ə n*, senken (senken und sinken) *d r è ŋ k ə n*, trenken (tränken); *š l è ŋ k ə r n*, slenkern (schlenkern); *è ŋ k ə l*, enenkel und enkel (Kindskind und Fussknöchel); *s è n t*, senfte (sanft); *d è m p ə n*, dempfen (dampfen); *k r è m p ə l*, kreppe (Häckchen); *g ə r è m s*, geremze (Gerāms); *š p r è n s ə n*, sprenzen (begiessen); dazu *š p r è n s* (Giesskanne). Nur bei *š è ŋ k ə l*, schenkel (Knochen), und *h è ŋ k ə n*, henkən (erhängen) hat sich die Kürze behauptet.

3. vor einem mit beliebigen Konsonanten, nur nicht *z*, verbundenen *r*: *è r w ə n*, erben; *f ə r d è r w ə n*, verderben; *h è r w ə ś*, herbes (Herbst); *m è r*, merhe (Mähre); *w è r m ə l n*, wermen (wärmen); *h è r t ə n*, herten (aushalten); *g è r w ə n*, gerwen (gerben); doch ist langes *è* in *f è r w ə n*, verwən (färben), trotz kurzem *a* in *f a r w* (Farbe), zur Geltung gekommen. Vor *rz* entsteht langes *é*: *m é r t s*, merze (März); *k é r t s*, kerze (Kerze); *é r t s*, erze (Erz).

Ausser dem letztern Falle entspricht dem mhd. *e* ein langes geschlossenes *é* in der Regel vor einfacher Konsonanz: *š é l ə n*, scheln (schälen); *w é l ə n*, weln (wählen); *s é l ə n*,



zeln (zählen); *élènt*, ellende, ahd. *elenti* (Elend); *élèniȝ*, ellendec (elend); *él*, elle und ele (Elle); *nérān*, nern (nähren); *šwérān*, swern (schwören); *wérān*, wern (wehren); *hévān*, heben; *hév*, heve (Hefe); *éjān*<sup>1</sup>, egen (eggen); *éj*, egede (Egge); *éǰal*, esel (Esel); *léw*, lewe (Löwe). Nur wenn *d* nach Abfall eines End-*e* in den Auslaut tritt, behält das vorhergehende *e*, wie vor *t* (s. oben), seine Kürze bei: *ret*, rede (Rede); darnach ist *redān*, reden, gebildet. Langes *è* in *špènān*, spenen (von der Mutterbrust entwöhnen), scheint auf lautlicher Anlehnung an *špèn*, spān (Holzspan) zu beruhen; der Regel nach müsste es geschlossenes *é* haben wie *gəwénān*, wenen (gewöhnen).

Als Ersatzdehnung vor ausgefallenem *h* steht *è* in *hès*, hehse (Hechse, Hüftbein); *wèsān*, wehsen (wachsen); *gəwès* (Gewächs); *trètər*, trehter (Trichter). Wenn *h* vor andern Konsonanten als *s* oder *t* verstummt ist, so unterbleibt die Dehnung: *gəməliȝ*, gemechlich (langsam).

Vor Nasalverbindung ist *e* bei einigen Wörtern zu offenem kurzen *i* geworden: *himt*, hemedc (Hemd); *frimdiȝ*, vremede (fremd); *minš* (Mensch und Geliebte); *finšter*, venster (Fenster).

Das Zeitwort *mīštān*, mesten (mästen) ist mit *mīštān*, mīsten (düngen), dem es begrifflich nahe steht, lautlich zusammengefallen.

Ursprüngliches *a* ist ohne Umlaut in *lātsān*, letzen, gotisch *latjan*, und in *gəǰāts*, gesezte (Gesetz) zu *saz*. bewahrt geblieben; *gəǰets*, mit *e*, bedeutet ein Gesätze (zehn Kügelchen) des Rosenkranzes.

#### Mhd. ē

behält seine offene Aussprache in der Mda., wo wir es mit *è* bezeichnen, in der Regel bei

1. vor doppelter oder auslautender Tenuis: *lèkān*, lëcken; *šlèk*, snëcke (Schnecke); *štèkān*, stëcke (Stecken); *flèkān*, vlëcke (Schmutzflecken); *flèk*, vlëc (eingesetztes Stück Zeug); *špèk*, spëc (Speck); *štèpān*, stëppen (Strümpfe stopfen); *èpās*, ètewaȝ (etwas); *šnèp*, snëpfe (Schnepfe); *lèt*, abd. *lëtto* (Lehm); *gəbèt*, gebët (Gebet). Ausgenommen ist *šèk*, schëcke (scheckige Kuh); hierzu *šèksiȝ*, (scheckig); langes *è* zeigt ausserdem noch *šprèȝān*, sprëchen (plaudern, sich

<sup>1</sup> ist die genau dem mhd. *egen* entsprechende Form, welche man auch nhd. erwarten sollte; *eggen* ist niederdeutsch.

unterhalten), das sich an *gəʃprɛχ* (Gespräch), aus mhd. sprächen, angelehnt hat<sup>1</sup>.

2. vor doppelter Spirans: *lɛfər*, ahd. *lëffur* (Lippe); *pɛfər*, *pfëffer* (Pfeffer); *pɛχ*, *pëch* (Pech); *ər lɛχt* (durstig, trocken), zu *lëchen* (vertrocknen); *rɛχən*, *rëche* und *rëchenen* (Rechen und rechnen); *štɛχən*, *stëchen* (stechen und stecken); *brɛχən*, *brëchen*; *wəkəltər*, *wëcholder* (Wachholder); *mɛsən*, *mëzzen* (messen); *ɛsən*, *ezzen* (essen); *frɛsən*, *vrëzzen* (fressen).

3. vor ll und l + Tenuis: *hɛl*, *hël* (hell); *mɛlkən*, *mëlken*; t wird an l assimiliert, wenn es nicht am Wortende steht: *gɛlən*, *gëlten*; aber *gɛlt*, *gëlt* (Geld); *wɛlt*, *wëlt* (Welt).

4. vor Doppel-r und r + f, z, ch (aus g): *šɛrən*, *schërren* (scharren); *wɛrfən*, *wërfen*; *hɛrts*, *hërze* (Herz); *bɛriχ*, *bërc*, ahd. *bërg* (Berg). Vor r + Tenuis tritt langes *ɛ* ein: *pɛrt*, *pfërt* (Pferd); *mɛrk*, *market* und *mërket* (Markt); hierzu *mɛrkən*, *marketen* (markten).

Geschlossen ausgesprochen und zugleich gedehnt wird mhd. *ɛ* in den meisten übrigen Fällen:

1. vor Media, wenn keine Ableitungssilbe folgt; vor b: *lɛwən*, *lëben*; *ɛwiχ*, mhd. *ebehōu*, schlesisch *ëwich*, angelsächsisch *ifig* (Efeu); vor inlautendem und deshalb zu d gewordenem t: *bɛdən*, *bëten*; *trɛdən*, *trëten*; vor g, das mitunter ausfällt: *fɛjən*, *vëgen* (fegen); *ʒɛjən*, *sëgen* (sägen); *ʒɛj*, *sëge* (Säge); *ʒɛjən*, *sëgen* (Segen); *ʒɛnən*, *sëgenen* (segnen); *rɛn*, *rëgen* (Regen); *rɛnən*, *rëgenen* (regnen); *ʒɛsəl*, *sëgense* (Sense). Die Erhaltung des kurzen Vokals in *wɛχ* oder *wək*, *enwëc* (weg) ist der energischen Aussprache dieses häufig imperativisch gebrauchten einsilbigen Adverbs zuzuschreiben.

2. vor den einfachen Liquiden: *gɛl*, *gël* (gelb); *mɛl*, *mël* (Mehl); *ɛr*, *ër*; *wɛn*, *wëren*; *bəgɛr*, *begër* (Begehr); *gəʃwɛr*, *geswër* (Geschwür); *šmɛr*, *smër* (Schmiere); hierzu *šmɛrən*, *smirn* (schmieren); *štɛriŋ* (Starrsucht), zu der germ. Wurzel *stër* in *starren* (starr werden); *hɛr*, *hër*, ist aus demselben Grunde als *wɛχ* kurz geblieben.

3. Vor andern als den bereits angeführten r-Verbindungen: *štɛrwən*, *stërben*; *kɛrən*, *këren* (Kern); *fɛrən*, *vërne* (vorjährig); *ɛrnəʃ*, *ërnest* (Ernst); *fɛrʃ*, *vërsen* (Ferse); *gɛrʃ*, *gërste* (Gerste); *pɛrʃ*, *pfërsich* (Pfirsich); *wɛrt*, *wërt(d)*;

<sup>1</sup> Für «sprechen» im nhd. Sinne wird *šwɛtsən* (schwätzen) angewandt, z. B. *wɛlʃ šwɛtsən* (französisch sprechen).

h é r t, h é r t, ahd. h é r d (Herd); h é r t, h é r t e, ndl. herde (Herde); w é r k, werch (Werg); s w é r š, zu tw é r c (quer). Ferner vor l + ch, wenn dieses erhalten ist, in welchem Falle ein i zwischen beide tritt: w é l i c h, w é l c und w é l c h (welk). Ist ch dagegen abgefallen, so geht é in è über: š è l, schèlch (scheel).

4. vor einfacher Spirans: b é ž ə n, b é s e m e (Besen); w é ž ə n, w é s e n (Wesen).

5. vor s und t als Ersatzdehnung für verstummtes h: ž é š t ə r, s é h s t e r (Sechter); w é s ə l, w é h s e l (Wechsel); w é s ə l n, w é h s e l n (wechseln); k n é t, k n é h t (Knecht); r é t, r é h t (recht); g ə r é t, g ə r é h t (passend). Nach Schwund eines intervokalischen h ist é durch Kontraktion entstanden in s ə n, z ə h e n (zehn).

Eine Ableitungssilbe bewirkt gewöhnlich, dass die Quantität des mhd. Lautes gegen die allgemeine Regel der Mda. sich gleich bleibt; in Nominibus auf -ec, -el und -er wird é auch vor Media zu kurzem geschlossenem e, in Verbis auf -eln und -ern zu kurzem offenem è: l e d i ç, l è d e c (ledig); l e d ə r, l è d e r (Leder); w e d ə r, w è t e r (Wetter); f e d ə r, v è d e r (Feder); n e b ə l, n è b e l (Nebel); š w e b ə l, s w e v e l und s w e b e l (Schwefel); g e b ə l, g è b e l (Giebel); f l e d ə r m u s, v l è d e r m ú s (Fledermaus); b è d ə l n, b è t e l e n (betteln); f l è d ə r n, v l è d e r n (flattern). Offenes é zeigt l è w ə r, l è b e r (Leber), und langes é hat sich in l è j ə r, l è g e r (Lager von Tieren), vielleicht durch Anlehnung an nhd. Lager (zu mhd. lāge), geltend gemacht.

Bei mehreren Wörtern mit é im Mhd. ist in der Mda. das i der Urform erhalten, oder, wenn schon im Mhd. zwei Formen, eine mit e und eine mit i, vorhanden waren, so entscheidet sich die Mda. für letztere: g i ' s t ə r, got. g i s t r a, niederländisch g i s t e r e n, mhd. g è s t e r n (gestern); n i š t, lat. n i d u s, mhd. n è s t (Nest); demnach scheinen die Vokale wirklich die Neigung zu haben, vor š umzulauten; so e, wie schon gesehen, in m i n š, f i n š t ə r, a in w è š ə n, t è š usw. Altes i haben ferner bewahrt g i n, got. g i b a n, mhd. g è b e n; g ə ž i n, got. s a i h w a n, mhd. s è h e n; w i j ə n, mhd. w è g e n (wiegen und wāgen); é k i s, mittelniederländisch e g g e d i s s e, mhd. e g e d è h s e (Eidechse); g ə š i n, mittelniederländisch g e s c h i e n, niederländisch g e s c h i e d e n, mhd. g e s c h è h e n; š i r m ə l, s c h è r b e und s c h i r b e (Scherbe); m i s, m è s s e und m i s s e (Messe); h i l f, h è l f e und h i l f e (Hilfe); t r i l ə n, d r è l l e n und d r i l l e n (drehen); endlich haben noch i für mhd. é: k r i b i s, k r è b e ž (Krebs); b i l ə n, b è l l e n.

Auf eine andere Ablautstufe scheint a für mhd. é zu deuten in f ə r b á š t ə n, niederländisch b a r s t e n, mhd. b è r s t e n; g ə f r á ' ç t, v r è c h (frech); k w à l, altnordische Nebenform k a l, mhd. q u è l l e (Quelle); dazu k w à l ə n, q u è l l e n.

Bei fo'zten, vëhten (vagabundieren), ist der Vokal des Partizips auf den Infinitiv übertragen worden; dazu fo'ztert (Fechtbruder); bruməs, brëmse (Stechfliege), hat sich an brüməln, brummen und brëmen, angelehnt.

Mhd. i

wird als geschlossener Laut in der Regel nur vor *z* beibehalten: mi*z*, mich; di*z*, dich; *z*i*z*, sich; štri*z* (Strich); gəštri*z*, gestrichen; gəwi*z*, gewichen; desgleichen vor *ht* in Wörtern, die das *h* nicht eingebüsst haben, weshalb es wahrscheinlich ist, dass dieselben erst später in die Mda. aufgenommen worden sind: gə*z*i*z*t, gesiht (Gesicht); gəš*z*i*z*t, geschichte (Geschichte); gəwi*z*t, gewichte (Gewicht); gəri*z*t, gerichte (Gericht); ri*z*ti*z*, rihtec (richtig); fərfl*z*tən, verpflihten (verpflichten); fl*z*t, pfliht (Pflicht); bei letzterem Worte spricht auch *f* (statt *p*) für die Entlehnung.

Zu offenem, etwas nach *e* hin neigendem *i* wird es vor Geminationen und Konsonantverbindungen:

1. vor doppelter und im Auslaute stehender einfacher Tenuis: šikən, schicken (*z*i*z* š. heisst «sich betragen»); gəšik, geschicke (Geschick, Fertigkeit); fərštikən, ersticken; fikən, vicken (prügeln); wik, wicke (Wicke); wikəl, wickel, (Wickel); klikən, knicken; blikən, blicken (glänzen, von der Sonne)<sup>1</sup>; dazu blikərt (vorübergehender Sonnenschein); krip, krippe (Krippe); šmit, smit (Schmied); šnit, snit (Schnitt); bit, mit; bitər, bitter; mitən, mitte (Mitte); mitəl, mittel (Mittel). Geschlossen bleibt das *i* ausnahmsweise in dik, dicke (dick), das in adverbialem Gebrauche mit der Bedeutung «oft» (wie im Mhd.) zu dek geworden ist, und in glit, gelit (Glied).

2. vor doppeltem *l*, *m* und *n*: štil, stille; wilən, wille (Wille); štim, stimme (Stimme); šwimən, schwimmen (schwimmen); klimən, klimmen; špin, spinne (Spinne); sin, sin (Sinn); rinən, rinnen (laufen, von einem Gefäss); dagegen hat rən, rinne (Rinne) sich an das Faktitivum rennen angelehnt.

Vor Doppel-*r* wird die offene Aussprache des *i* bis zu *è* getrieben: èrən, irren; èr, irre; èrtum (Irrtum); gəšèr, geschirre (Geschirr, Gerät); dazu anšèrən (dem Pferde das Riemenwerk anlegen).

3. vor *l* + beliebiger Konsonanz; *d* fällt dahinter aus:

<sup>1</sup> Für «blicken» (mit den Augen) gebraucht man gukən (gucken).

mil, milde; wil, wilde; mildoi, miltou (Mehltau); ʒilwær, silber (Silber); milʒ, milch (Milch).

4. vor e + Media oder Spirans; d wird assimiliert, wenn nicht -el folgt: binæn, binden; finæn, finden; sinæn, schinden; gæšwin, geswinde (geschwind); hinær, hinder (hinter); hinærn, hindern; aber windæl, windel (Windel); šwindæl, swindel (Schwindel); wèn, winde (Winde), hat sich nach dem Kausativum «wenden» gerichtet; fiŋær, vinger (Finger); swiʒæn, twingen (zwingen); ʒiŋæn, singen; špriŋæn, springen; diŋ, ding (Ding); briŋæn, bringen; kliŋæl, klingel (Klingel); kliŋæln, klingeln; piŋštæn, plingsten (Pflingsten); wiŋært, wingarte (Weingarten); grin-sæn, mit ableitendem s, aus mhd. grinnen (das Gesicht verziehen); lins, linse (Linse).

Vor Nasal + Tenuis wird aber aus mhd. i ein langes i: riŋk, rinc (Ring); driŋkæn, trinken; wiŋkæn, winken; wiŋk, winc (Wink); wiŋkæl, winkel (Winkel); kint, kint (Kind); wint<sup>1</sup>, wint (Wind); tint, tinte (Tinte); grint, grint (Grind); blint, blint (blind); ʒlimp, slimp (schief, schräge). Ausnahme: rint, rint (Rind). Vor -el und -er bleibt i in der Regel kurz: špriŋkældiʒ, zu sprinkel (gesprenkelt); wintær, winter (Winter); wiŋkæl hat vielleicht durch Anlehnung an winkæn die Dehnung mitgemacht; zu è ist i geworden in hèmper, hintber und himper (Himbeere); in blèŋkæn, niederländisch blinken (blinken).

5. vor Spiranten und Spirantverbindungen: gægrif, gegrifen (gegriffen); grif, grif (Griff); gif, gip (gib); gæšlif, geslifen (geschliffen); gæpiŋ, gepiŋen (gepiŋen); šif, schif (Schiff); gæwis, gewisse (gewiss); gæwisæn, gewissen (Gewissen); gæbis, gebiŋen (gebissen); dazu gæbits, gebiŋ (Gebiss); nis, ahd. hniz (Niss, Lausei); gæriss, geriŋen (gerissen); riŋ, riŋ (Riss); štiftæn, stiften; hitŋ hitze (Hitze); ʒitsæn, sitzen; dištæl, distel (Distel); fiŋ, viŋch (Fisch); diŋ, tiŋch (Tisch); friŋ, vriŋch (frisch).

Unter etwa denselben Bedingungen wie ē hat mhd. i Dehnung erfahren; so

1. vor einfachen Konsonanten: pli w, gebliben (geblieben); gæri w, geriben (gerieben); gæšri w, gescriben (geschrieben); gædri w, getriben (getrieben); fri dæn, vride (Frieden); šli dæn, slite (Schlitten); gæštrit, gestriten (gestritten); gærit, geriten (geritten); gælit, geliten (gelitten); ris, rise (Riese); wis, wise (Wiese); špilæn, spiln (spielen); špil,

<sup>1</sup> ist aber kurz in dem Ausdruck: ʒnèl wi dær wint (schnell wie der Wind).



spil (Spiel); štíl, stil (Stiel); díl, tille und dil (Diele, Brett). Im Adj. fil, vil (viel), das häufig enklitisch gebraucht wird, ist i kurz geblieben; lang wurde es nach der Regel in hín, hin, das als Adj. mit der Bedeutung «tot» (von Tieren) fast nur in prädikativer und deshalb betonter Stellung Anwendung findet; das Adv. hin ist kurz.

2. vor r-Verbindungen, ausser vor r + ch und ʒ; n fällt nach r ab: štír, stirne (Stirne); wirt, wirt (Wirt); bir, birne (Birne); kirš, kirse (Kirsche); hirt, hirte (Hirt); iřd ən, irdin (irden). Dagegen kirʒ, kirche (Kirche); dazu kirw, kirchwihe (Kirchweih); hirš, hirʒ (Hirsch).

3. als Ersatzdehnung für ausgefallenes h vor t: rítən, rihten (richten); dazu rit, riht (richt).

Vor den Nachsilben -el und -er tritt die Verlängerung des i nicht ein; dasselbe bleibt in der Regel auch geschlossen: himəl, himel (Himmel); kidəl, kitel (Kittel); štibəl, stivel (Stiefel); widər, wider (wieder); aber nach w ist es offen geblieben: sibəl, zwibolle (Zwiebel); šwijərmətər, zu mhd. swiger (Schwiegermutter). Vor einer r-Verbindung wird die Dehnung des i nur dann durch eine Ableitungssilbe verhindert, wenn diese nicht an Tenuis angehängt ist: wirbəl, wirbel; firməln, firmən; aber sirkel, zirkel.

Anderer Umlaut ist anzunehmen für šuŋkən, schinke (Schinken); gúr, gēr und gir (Gier); dazu gúriʒ, girec (gierig); šúrmən, schirm und schärm (Schutz, Obdach).

#### Mhd. o

ist mit unveränderlicher Qualität und Quantität von der Mda. übernommen worden

1. vor doppelter Tenuis: klo k, glocke; flo ck ən, vlocke (Flocke); štok<sup>1</sup>, stoc(ck); rok, roc(ck); rok ən, rocke (Roggen); šok əln (schütteln), zu mhd. scho c (Schaukel); kop, kopf; krop, kropf; dro p<sup>2</sup>, zu spätmhd. tropfe (Tropf); štop ən, stopfen; dazu fəršt op ən (verstecken) und das Subst. št op ən (Stöpsel); rop ən, rupfen und ropfen; dazu fər op ən (zerreißen); klo p ən, klopfen. Dasselbe gilt, wenn o vor einfacher Tenuis in geschlossener Silbe steht: gro p,

<sup>1</sup> wird nie für «Stab» gebraucht, hat aber die übrigen Bedeutungen des nhd. «Stock», z. B. Stockwerk; Stock Kartoffeln, Bohnen, Blumenstock.

<sup>2</sup> dem Subst. Tropfen entspricht drip, zu dri p ən, triefen, niederländisch druipen.

grop (grob); got, got (Gott); špot, spot (Spott); krot<sup>1</sup>, krot (Kröte); gəbot, gebot (Gebot).

2. vor doppelter Spirans und Spirantverbindungen: hofən, hoffen; hofniŋ, hoffenunge (Hoffnung); jo'χ, joch; ko'χen, kochen; ko'χ, koch; do'χ, doch; gəbro'χ, gebrochen; šprosəl, sproʒʒe (Leitersprosse); štros, stroʒʒe (Kehle, Gurgel); koštən, kosten und kost; frošt, vrost (Frost); oks, ohse (Ochse). Ebenso vor einfacher Spirans in geschlossener Silbe: hof, hof; šlos, sloʒ (Schloss).

3. vor ll und l + Konsonant: bol, bolle (grosser runder Löffel); fol, vol (ll); dəfolən, den vollen (die Fülle); štolən, stolle (Wagenstollen, unterirdischer Gang, Liedstrophe); šolən, scholle; rol, rolle; foljən, volgen (folgen); štols, stolz; hols, holz; molkən, molken (Käsewasser); wolken, wolke; folk, volk; koltər, kolter (Pflugmesser); golt, golt (Gold).

Mhd. o ist in offenen Silben, vor einfachen Liquiden und r-Verbindungen zu ó verlängert worden:

1. vor Media im Inlaut: lówən, loben; ówən, obene (oben); ówəs, obeʒ (Obst); bó'gən, boge (Bogen); klówən, klobe (Pfeifenkopf); — vor inlautender einfacher Tenuis und Spirans: gót, gote (Patin); gəbót, geboten; ówən, oven (Ofen); hós, hose (Strumpf)<sup>2</sup>. Vor Nachsilben ist die Kürze geblieben: dodər, toter (Dotter); bodən, bodem (Boden); vogəl, vogel; hobəl, hovel und hobel; fodərən, voderen und vorderen (fordern); odər, oder.

2. vor l und r: wól, wol (wohl); hól, hol (hohl); óliχ, mhd. öle, öl mit den Nebenformen ole, ol, ahd. oli, altsächsisch olig, niederländisch olie; špór, spor (Sporn); bó'rən, boren (bohren); dazu bór (Bohrer); kórən, korn und koren (kosten).

3. vor r + Konsonant: bórjən, borgen; mórjən, morgen (Morgen); ʒórjən, sorgen; ʒóriχ, sorge (Sorge); dórƒ, dorf; kórƒ, korp (Korb); wórt, wort (Wort); wórt, worden; mórt, morhe und more (Mohrrübe); pórt, pforte; n fällt nach r ab: hór, horn; sór, zorn; dór, dorn; mór, morn und morne (morgen); gəbór, geborn (geboren). Vor-el ist o nicht gedehnt worden in horətsəl, horniʒ, niederländisch horzel; auch palatales χ lässt nach r keine Dehnung zu: štorχ, storch.

<sup>1</sup> nur als Schimpfwort gebraucht; die Kröte heisst in der Mda. mók.

<sup>2</sup> Hose (Beinkleid) nennt sich in der Mda. büks.

Als blosse Ersatzdehnung für verstummtes h steht ó in *dótər*, tohter (Tochter); *gəfórt*, gevorht (gefürchtet); *fər-fórtən*, ervorhten (furchtsam). Durch Kontraktion ist, nach Ausstossung des intervokalischen h, *fó* (Marder) aus mhd. *vohe* (Füchsia) gebildet.

In nicht wenigen Wörtern ist ursprüngliches u statt mhd. oder nhd. o von der Mda. bewahrt, namentlich vor m, n und tz: *kùmən*, kómen, altsächsisch und angelsächsisch *cuman* (kommen); dazu *wilkùm*, mhd. *willekomen* neben *willekumen* (willkommen); *kùmat*, *komat* (Kummet); *huniχ*, *honec* neben *hūnic*, angelsächsisch *huneg*, anord. *hunang* (Honig); *dúnər*, *doner*, angelsächsisch *thunor*, gotisch *thunara*; *klùts* (Klotz, Kugel), mhd. *kloz*, gotisch *klutta-*; *rùts*, *roz* (Rotz), aus einer germanischen Wurzel *hrut* (indogermanisch *krud*); *trùts*, mhd. *tratz*, *trotz* und *trutz* (Trotz); *trùtsən*, mhd. *trätzen* und *tretzen* (trotzen); *trùtsiχ*, *tratzec* und *tretsec* (trotzig); *dùtsənt*, *totzen* (Dutzend). Ferner ist u manchmal vor k und ch erhalten: *bùk*, mhd. *boc* (Bock), angelsächsisch *bucca*, englisch *buck*, anord. *bukkr*, urkeltisch *bucco*, armenisch *buc*, indogermanisch *bhugo*; *drùkən*, mhd. *trocken* und *trucken* (trocken); *wù'χ*, *woche* (Woche), angelsächsisch *wucu*; *k'nù'χən*, *knoche* (Knochen), gotisch *\*knuqa-*. Altes u findet sich endlich noch in *ùf<sup>1</sup>*, *offen*, gotisch *upans*; dazu *ùfən-hèrtsiχ* (*offenherzig*); *ùfənbàrən* (*offenbaren*); in *rùšt*, *rost* (Rost), zu der germanischen Wurzel *rud* (in rot); dazu *rùštiχ* (*rostig*); in *mús*, *mos* (Moos), gotisch *\*musa-*, lat. *muscus*.

Andern Ablaut besitzen *mùt*, *motte* (Motte); *brudəln* *brodeln*; dazu *èšənbrudəl*, *aschenbrodele* (Aschenbrödel); *burt*, *borte* (Borte, Besatz).

Eine mitteldeutsche Eigenheit ist a für o in *wánən*, *wonen* (wohnen); dazu *wániŋ*, *wonunge* (Wohnung).

In *bàrkirχ*, *borkirche* (Emporkirche) beruht a für o wahrscheinlich auf Anlehnung an *bàr*, *bàre* (Bahre).

Vor sch ist o zu e umgelautet worden in *freš*, *vrosch* (Frosch); *keštən* (Plur.), mhd. *kost* und *koste* (Kosten); dazu *uŋkeštən* (Unkosten); jedoch könnte bei *freš* der Umlaut einfach vom Plural auf den Singular übertragen sein, während *keštən* möglicherweise nach Analogie anderer umlautender Pluralia gebildet ist.

Das Verbum *hèryən* ist intensive Ableitung von *hèrən*, wie mhd. *horchen* zu ahd. *hòran* (hören).

<sup>1</sup> mit *ùf*, mhd. *ûf* (auf) zusammenfallend.

Mhd. ö

hat die Mda. aufgegeben, weil seine Aussprache ihr zu kompliziert ist. Der Umlaut ö verbindet nämlich die Lippenrundung des o mit der Zungenstellung des i. Aus Bequemlichkeit ersetzt nun die Mda. ö durch einen andern, einfachern Laut, der nichts mit o zu tun hat, aber dessen Umlaute in der Klangfarbe am nächsten steht, nämlich e, das immer geschlossene Aussprache hat. Uebrigens findet sich mhd. ö fast nur im Plural auf -er und bei Deminutiven, selten im Singular: *getər*, göter (Götter); *felkər*, völker; *leχər*, löcher; *knepχən*, zu knöpfelin (Knöpfchen, kleiner Knirps); *dre pχən*, tröpfelin (Tröpfchen); *kerpər*, korper und körper. Langem ó im Sing. entspricht auch langes é im Plural: *dér fər*, dörfer, zu *dórf* (Dorf). Dehnung ist ferner, trotz der Nachsilbe -el, in *knédəl*, knödel, eingetreten, was sich nur durch spätere Entlehnung aus dem Nhd. erklären lässt; in der Tat sind die Knödel kein lothringisches Volksgericht.

Auch solche Wörter lauten in der Mda. um, die erst nhd. nach Analogie anderer Wortgruppen im Plur. ö angenommen haben: *hef* (Höfe); *fegəl* (Vögel); *šlesər* (Schlösser); *kep* (Köpfe): *šte k* (Stöcke); *keχ* (Köche); *welw* (Wölfe); mit Länge wie im Sing.: *wértər* (Wörter); *hér* (Hörner); *éwən* (Oefen). Natürlich kann nur der Plural derjenigen Substantive herangezogen werden, die im Sing. das o beibehalten haben; so ist z. B. der Plural von *búk*, *boc* (Bock), in der Mda. *bik*; i vertritt dort, wie wir noch weiter unten sehen werden, den Umlaut von u.

Der Mda. eigen ist der Umlaut in *evəršt*, mhd. oberest mit der Nebenform *oberist*, ahd. *oberöst* und *oberist* (oberst); die Form auf -ist wurde hier ausschlaggebend.

Der Umlaut e ist ein zweites Mal zu i umgelautet worden in *tilpəl*, *tölpel* (Tölpel).

Mhd. u

wird, allgemein gesagt, vor Geminationen und Spiranten zu offenem ù; dieses steht

1. vor Tenuis: *búkəl*, buckel (Rücken); *drúkən*, trocken und trucken (trocken); *drúkən*, truckenen (trocknen); *šlúk* (Schluck), zu mhd. *slucken* (schlucken)<sup>1</sup>; *sùp*,

<sup>1</sup> Das Verbum lautet in der Mda. *šlikən*; dasselbe ist entweder durch Umlaut von *slucken* gebildet, oder mit ahd. *slicken* (schlemmen) verwechselt worden.

suppe; kúpər, kupfer. Ebenso vor auslautender Media: sūχ, zuc (Zug). Geschlossen bleibt aber das u vor p(f) aus pf in Verbis mit intensiver und iterativer Bedeutung: štupən, stupfen (stossen); šupən, schupfen (schieben); šlufən, slupfen und slüpfen (schlüpfen); im Subst. šnupən, snupfe (Schnupfen) zum mhd. Verbum snupfen (schnauben)<sup>1</sup>;

2. vor Spiranten und Spirantverbindungen: nūs, nuž (Nuss); šütz, schuž und schuz (Schuss und Schutz); nūts, nütze und nutz; nūtsən, nützen (oberd.) und nutzen (md); brūšt, Brust; lūšt, lust; fūks, vuhs (Fuchs);

3. vor doppelter Nasalis: gəklùm, geklommen (geklommen); gəšwùm, geswommen (geschwommen); kùmər, kumber (Kummer); štùm, stum (stumm); drùm, trumbe und trume (Trommel); drùmən, trumeln (trommeln); žùn, sunne (Sonne); nùn, nunne (Nonne); fərgùnən, gunnen (gönnen); gəwùn, gewonnen (gewonnen);

4. vor n, dem eine andere Konsonanz als Tenuis folgt; d wird assimiliert: štùn, stunde; wùn, wunde; wùnər, wunder; ùn, unde (und); bəžùnərš, zu besonder (besonders); abžùnərliχ, zu sunderlich (absonderlich); žùnš, sunst (sonst); dazu imžùnš (umsonst); lùn, lunge; wùnš, Wunsch; fərnunft, vernunft;

Vor Nasal + Tenuis tritt dagegen langes ù: krùmp, krump (krumm); štùmp, stumpf; lùm pən, lumpe (Lumpen, Lappen)<sup>2</sup>; jùŋk, junc (jung); drùŋk, trunc (Trunk); gədrùŋk, getrunken; šprùŋk, sprunc (Sprung); gəžùnt, gesunt (gesund); grùnt, grunt (Grund); rùnt, runt (rund); pùnt, pfunt (Pfund); blùnt, blunt (blond); hùnt, hunt (Hund)<sup>3</sup>; auch vor n + z gilt ù: grùnsən, grunzen. Die Dehnung ist vor n + Tenuis nicht erfolgt, wenn -el, -er und -en angehängt sind: duŋkəl, dunkel; muntər, munter; fuŋkən, vunke (Funke); tuŋkən (eintauchen); drùŋkən, trinken, ist an drùŋk, gedrùŋk, angeglichen.

Wie die andern Vokale, ist auch u in der Regel lang und geschlossen

1. vor r + Konsonant: wùrmən, wurm; duriχ, durch (durch, entzwei); wurtsəl, wurzel; kúrts, kurz; gúrjəl, gurgel; hùrt, hurt (Hürde); gəbúrt, geburt; túr, turn (Turm, Gefängnis); dúrš, durst; štúrmən, sturm (Zeit, Periode, Moment, Laune); múrš, mursch (morsch); túrš,

<sup>1</sup> Offenes ù hat šnùfən (Taback schnupfen), ein jüngeres Wort.

<sup>2</sup> Im Sinne von «verächtlicher Mensch» wird lump wie nhd. Lump, kurz gesprochen.

<sup>3</sup> Als Schimpfwort gebraucht, ist hunt kurz.



torse, ahd. torso und turso (Kohlstrunk); fúr, vurch (Furche); ausgenommen ist wurf, mit kurzem Vokal, das sich an wêrfæn anlehnt. Für kúršt, kruste, erklärt sich die Kürze dadurch, dass die Verbindung r + st keine ursprüngliche ist, sondern erst später zustande kam, nachdem, wie in niedersächs. korste, Metathesis des r eingetreten war; kúršt wäre also nach derselben Regel wie z. B. brúšt, lúšt (s. oben) kurz geblieben;

2. Vor einfachen Nasalen und r, wenn keine Nachsilbe folgt: frúm, vrum (fromm); dazu frúmiχkeīt, vrūmecheit (Frömmigkeit); aber ʒumær, sumer (Sommer); ʒún, sun (Sohn); aber lunæn, lun und luns (Lünse, Achsnagel); špúr, spur; aber buræn, brunne (Brunnen); erwähnt sei noch das Kompositum fúrwiſt, mhd. virwize, ahd. firiwizi und furwizze (Vorwitz);

3. Vor Media in offenen Silben, wenn keine Verkleinerungssilbe folgt: štú, stube; štúdæn, studen (stützen); júdæn, Plur. zu jut, jude; dagegen ʒudæln, sudelen (sudeln); pudæln (im Wasser plätschern); rudæln (rütteln); šudærn, ndd. schuddern (schaudern); kugæl, kugel; dazu kugæln (kugeln).

Im Mhd. unterbleibt der Umlaut des u vielfach vor Nasal + Konsonant, durchgängig vor lt und ld; die Mda. hat ihn durchgeführt: ìm, umbe und ümbe (um); ìnær, dazu die Zusammensetzungen drìm (darum), rìm (herum); ìnær unter, ahd. untar und untir (unter); dazu die Komposita ìnærkleīt (Unterleid), ìnærpânt (Unterpfand), ìnærhålt (Unterhalt); ìnæršt, unterest mit der Nebenform unterist; ìnæn, unten, hat sich an ìnær angeglichen. Bei den Wörtern mit lt oder ld verschmilzt die Dentalis mit dem l: šlilīχ, schuldec (schuldig); gædīlīχ, gedultec (geduldig); gīlæn, guldin (golden); hīlsæn, hulzin (hölzern); šīlær, schulter, ahd. scultirra.

Vor auslautendem lt (ld) wird u zu o «gebrochen»: gædolt, gedult (Geduld); šolt, schult (Schuld); dazu šoltæn (Schulden). Anderer Ablaut ist o in broʒ, bruch (Bruch, Leibschaden); flos, vloʒ (Rheuma); šlop, slupf (Schlinge).

#### Mhd. ü

widerstrebt dem Charakter der Mundart aus demselben Grunde wie ö; nach Verlust der Lippenrundung fällt es mit dem einfachen und für das Gehör dem ü am nächsten stehenden i-Laut zusammen, dessen fernere Schicksale es teilt: zu offenem kurzem i wird es

1. vor doppelter Tenuis: brik, brücke<sup>1</sup>; drikæn,

<sup>1</sup> Die Formen mit ü vor ck sind mitteldeutsch; im Oberdeutschen hat diese Konsonanz den Umlaut verhindert.

drücken; *štik*, stücke (Stück); dazu *štikər* (ungefähr); *bikən*, bücken; *mik*, mücke; *rik* rücke (Rücken); *glik*, gelücke (Glück); *lik*, lücke; *flik*, vlücke (flügge); *slkən*, zücken; *rikən*, rücken; *knipən*, knüpfen; *dipən*, zu der mhd. diminutiven Nebenform tüpfen von topf; *šip*, schüppe (Schaufel); *hipən*, hüpfen (hinken); *hit*, hütte;

2. vor doppelter Spirans und Spirantverbindungen: *kisən*, küssen (Kissen); *šlisəl*, schlüssel (Schlüssel); *kiχən*, küchen (Küche); *štitsən*, stützen; *šits*, schütze (Flurschütz); *grits*, grütze (Grütze); *pits*, pfütze;

3. vor *l*, *m* und *n*, wenn sie geminiert oder mit anderen Konsonanten verbunden auftreten: *wilən*, wüllin (wollen); *brilən*, brüllen; *fərgilən*, vergülden (vergolden); *krimən*, krümben (krümmen); *krim dən*, krümbe (Krümmung); *bəkimərn*, bekümben (bekümmern); *ʒin*, sünde; *bindəl* bündel; *mins*, münze; *finf*, vünf (fünf); *winšən* (wünschen).

Ebenfalls unter ähnlichen Bedingungen wie mhd. *i* wird *ū* zu geschlossenem langem *i*

1. vor einfacher Liquida oder Nasalis; *mil*, mül (Mühle); *hil*, hüle (Höhle); *ʒin*, süne, Plur. von *sun* (Sohn); *dir*, tür (Tür); *fir*, vür (für und vor), mit den Zusammensetzungen *firan* (voran), *firus* (voraus); *špirən*, spüren; dazu *špir* (Gefühl); *širən*, schüren;

2. vor *r* + Konsonant: *gəbirtiχ*, gebürtec (gebürtig); *biršt*, bürste (Bürste und Borste); *birštən* bürsten; *fərdirštərn*, verdürsten (verdursten); *birιχ*, bürge; *mir*, mürwe (mürbe); *birt*, bürde; *firšt*, vürste (vorderste); dazu *firšt dir* (Vordertür).

Vor Nachsilben herrscht geschlossenes kurzes *i*: *ibəl*, übel; *kibəl*, kübel; *hibəl*, hübel (Hügel); *gribəln*, grübeln; *iwər*, über; *kiniχ*, künec (König); *fidəl*, vülin (Füllen); *d* steht für *l* durch Dissimilierung wegen des auslautenden *l*; *miniχ*, münech (Mönch); *brigəl*, brügel (Prügel); *brigəln*, brügeln (prügeln); *bidən* und *bit*, büten (Bütte); hierher gehört auch *firtu'χ*, (Vortuch, Schürze), wo das zweite Glied als Ableitungssilbe gilt.

Im Gegensatz zum Mhd. und Nhd. haben in der Mda. den Umlaut nicht angenommen: *dur*, dürre (dürr, mager); dazu *durən* (dorren und dörren); *šusəl*, schüssel (Schüssel); *duštər*, ndd. düster.

Anders lautet ab *fértən*, vürhten (fürchten), ahd. *furihten* und *forahtan*; *e* ist nichts anders als ein *o*-Umlaut, der auf die Formen angl. *forahtian*, angs. *forhtian*, got. *faurhtjan* zurückzuführen ist.

B. Die betonten langen Vokale.

Mhd. *ā*

wird in der Regel zu langem, offenem, d. h. nach *o* hinneigendem *ā*, wie auch die folgende Konsonanz beschaffen sein mag: *ā wæt*, *ābent* (Abend); *bābš*, *bābest* (Papst); *lān*, *lāzen* (lassen); *wā*, *wāge*; *plān*, *plāgen*; *plā*, *plāge*; *ʒāmən*, *sāme*; *rāt*, *rāt* (Rat); *brādən*, *brāte* (Braten); *nāl*, *nādel*; *ādər*, *āder*; *nā*, *nāhe*; *šlāfən*, *slāfen* (schlafen); *klāter*, *klāfter*; *jāmər*, *jāmer* (Jammern); dazu *jāmər n* (jammern); *dā*, *dā*; *bār*, *bāre* (Bahre); *blās*, *blāse*; *jār*, *jār* (Jahr); *šprāʒ*, *sprāche* (Sprache); *nāt*, *nāt* (Naht); *mās*, *māze* (Mass); *mālən*, *mālen* (malen); *frāvāge* (Frage); *frān*, *vrāgen*; *nātən*, *ātem*; *mānt*, *mānet* (Monat); *brāʒmānt*, *brāchmānet* (Brachmonat); *šwāər*, *swāger* (Schwager); *krāpən*, *krāpfe* (Hacken); *āl*, *āle* (Schusterable); *šlāf*, *slāf* (Schlaf und Schläfe); *māʒən*, spätmhd. *mān*, oberd. *māg-same* (Mohn); *salāt*, *salāt*; *špidāl*, *spitāl*; *štāl*, *stāl* (Stahl); *blādər*, *blātere* (Hitzblätter); *kānən* (Plur.), *kām* und *kān* (Schimmel auf Wein); *āmāʒt*, *āmaht* (Ohnmacht).

In *brāt*, *brāht* (gebracht) ist mhd. *ā* auch der Qualität nach unverändert beibehalten; es bestätigt sich hier wieder die Regel, dass der vor ausfallendem *h* stehende betonte Vokal seine Klangfarbe nicht einbüsst, sondern bloss gedehnt wird, wenn er nicht schon lang war.

Das häufig in satzunbetonter Stellung gebrauchte Hilfsverb *hān*, *hān* (haben), ist gekürzt worden.

Vor *w* entwickelt sich ein *i* nach mhd. *ā*, das lang und geschlossen bleibt: *klāiw*, *klāwe* (Klaue); *pāiw*, *pfāwe* (Pfau); *grāiw*, *grā*, Plur. *grāwe* (grau); *lāiw*, *lā*, flekt. *lāwer* (lau).

Bis zu *ó* ging die Verdumpfung des mhd. *ā* in *jó*, *jā*; *wór*, *wār* (wahr); dazu *wórheit* (Wahrheit); *bló*, *blā* (blau); *gədón*, *getān* (getan); *tópən*, *tāpe* (Pfote); und über *o* hinaus zu *ù* in *wù*, *wā* (wo).

Vor Nasalis ist *ā* manchmal in *ē* übergegangen: *mēnda*, *māntac* (Montag); *špēn*, *spān* (Spahn); *ēmēts* und *ēmēt-səl*, *āmeiʒe* (Ameise); *prēm*, *brāme* (Dornstrauch); ferner in *ēl*, *āl* (Aal), angls. *ael*, engl. *eel*, germ. St. *ēla-* neben *āla-*. Bei *ēmēts* ist *ē* ein von folgendem *ei* bewirkter Umlaut wie bei *ēr wæt*, *arbeit*. Bei *špēn* und *prēm*, die selten im Sing. vorkommen, hat Uebertragung aus dem Plur. stattgefunden; *mēnda* endlich lässt sich auf eine im Ahd. allerdings nicht belegte Form *mānintac* zurückführen.

Mhd. *ê*

wird in der Regel mit seiner geschlossenen Länge beibehalten: *gên, gèn* (geben); *štén, stèn* (stehen); *klé, klè* (Klee); *wé, wè* (weh); *ér, ère* (Ehre); *kér, kère* (Kehr); *ʒél, sèle* (Seele); *léræn, lèren* (lehren und lernen); *lér, lère* (Lehre); *lénæn, lèhenen* (leihen und entleihen); *bér, bèr* (Zuchteber); *lérȳin, lèrche* (Lerche); *hérš, hèrſch* (stattlich); *swén, zwène* (zwei).

Offenes *ê* haben *gêræn, gère* (Schoss); *hâr<sup>1</sup>*, mitteldeutsch und niederdeutsch *hère* (Herr); *kanèl, kanel* (Zimmet). Derartige Ausnahmen scheint also die allgemeine Regel nur vor Liquida zu erleiden.

Bei *weniȳ, wènic* (wenig), ist *ê* kurz geworden, wahrscheinlich unter dem Einfluss der Nachsilbe.

Zu der *â*-Gruppe gehören *sáiw, mhd. zêhe* (Zehe), mit der Grundform \**taihwò(n)*, und *šláiw, slêhe* (Schlehe), got. \**slaihwo*; die Mda. hat demnach bei diesen Wörtern den ursprünglichen Vokalismus bewahrt. Auch dem nhd. Sprehe steht mundartliches *špráiw* (Staar) gegenüber.

Mhd. *î*

ist im allgemeinen nur vor leichter Konsonanz oder in offenen Silben lang und geschlossen geblieben:

1. vor Media: *pliwæn, beliben* (bleiben); *riwæn, riben* (reiben); *šriwæn* schriben (schreiben); *swibæln, zwivelen* (zweifeln); *lidæn, liden* (leiden); *šnidæn, sniden* (schneiden); *krít, kride* (Kreide); *ʒít, side* (Seide);

2. vor einem zwischen Vokalen zu *d* gewordenem *t*: *ridæn, riten* (reiten); *štridæn, striten* (streiten); *frida, vritac* (Freitag); ausgenommen vor der Nachsilbe *-er*: *ritær, riter* (Sieb), wo *î* kurz und *t* beibehalten wird;

3. vor Liquida: *fil, vile* (Feile); *pílær, pfilaere* (Pfeiler); *firæn, viren* (feiern); *lir, lire* (Leier);

4. vor intervokalischem *s*: *iʒæn, isen* (Eisen); *wiʒæn, wisen* (weisen); *wis, wise* (Weise, Melodie); *špís, spise* (Mörtel);

5. als Ersatzdehnung vor geschwundenem *h*: *lit, liht* (leicht); dazu *ærlitærn, erlihtern* (erleichtern); jedoch ist vor angefügtem *-el* Kürzung erfolgt: *tisæl, dihsel* (Deichsel).

<sup>1</sup> dient in dieser Form ausschliesslich zur Bezeichnung des Orts Pfarrers, des Herrn par excellence, dann eines Geistlichen überhaupt. Dagegen wird als Titel vor Personennamen kurzes *hèr* gebraucht, dem oberd. *hèrre* entsprechend und sicher erst dem Nhd. entlehnt.

Vor schweren Konsonanten und vor Konsonantverbindungen, überhaupt in geschlossener Silbe ist mhd. *i* kurz geworden:

1. vor *t* und *s* im Wortauslaut: *šit*, *schit* (Scheit); *sit*, *zit* (Zeit); aber in *sidən* (bei Zeiten); *sidiz*, *zitec* (zeitig, reif), hat nur wegen der Nachsilbe kurzen Vokal; *štrit*, *strit* (Streit); aber *štridən*, *striten* (streiten); *nit*, *nit* (Neid); *wit*, *wit* (weit); *žit*, *site* (Seite); *ris*, *ris* (Reis), aber im Plur. *rižər*; *pris*, *pris* (Preis); *is*, *is* (Eis);

2. vor den übrigen Spiranten und Spirantverbindungen: *wis*, *wiž* (weiss); *drisiz*, *drižec* (dreissig); *bisən*, *bižen* (beissen); *risən*, *rižen* (reissen); *fər wisən*, *verwižen* (verweisen); *rif*, *rif* (Reif, gefrorener Tau); *štif*, *stif* (dicht, Stärkemehl); dazu *štifən*, (stärken); *grifən*, *grifen* (greifen); *pi fən*, *pfifen* (pfeifen); *šlifən*, *slifen* (schleifen); *riž*, *rich* (reich); *gliž*, *geliche* (gleich); *kižən*, *kichen* (schwer atmen, keuchen); *šližən*, *slichen* (schleichen); *špižər*, *spicher* (Speicher); *štrižən*, *strichen* (streichen); *wižən*, *wichen* (weichen); *ližt*, *liche* (Leichenbett); *bižt*, *biht* (Beichte); *bižtən*, *bihten* (beichten); *dritsen*, *drizehen* (dreizehn); *krišən*, *krischen* (kreischen);

3. vor Nasalen: *min*, *min* (mein); *din*, *din* (dein); *žin*, *sin* (sein); *šin*, *schin* (Schein); *šinən*, *schinen* (scheinen); *win*, *win* (Wein); *šwin*, *swin* (Schwein); *pin*, *pine* (Pein); *linən*, *linen* (leinen); *šrinər*, *schriner* (Schreiner); *hint*, *hinet* (letzte Nacht); *lim*, *lim* (Leim); *kimən*, *kimen* (keimen); langes *i* steht ausnahmsweise in *fin*, *vin* (fein).

Am Wortende sowie vor *g*, *h* und *w* wird mhd. *i* zu offenem *i*, das in *j* ausklingt; dieser Schmarotzerlaut tritt dann an die Stelle der angeführten Uebergangskonsonanten: *drij*, *dri* (drei); *blij*, *bli* (Blei); *brij*, *bri* (Brei); *gij*, *gige* (Geige); *rij*, *rihe* (Reihe, Linie, und Reihen am Fuss); vor Nachsilben wird *i* gekürzt: *bijəl*, *bihel* (Beil); *zijən*, *sihen* (sehen); *wijer*, *wiwer* (Weiher); *frijən*, *vrien* und *vrižen* (freien); *gəšwijən*, *geswige* (geschweige).

Die Mda. hat also die gemeindeutsche Diphthongierung des langen mhd. *i* nicht mitgemacht, eine Eigentümlichkeit, die von alemannischen Einflüssen herrührt. Nur in wenigen Wörtern ist *i* zu *eī* geworden, das unter denselben Umständen wie der einfache Laut ein *j* im Gefolge hat: *beīj*, *bi* (bei); *freīj*, *vri* (frei); *weījən*, *wihen* (weihen); *šneījən*, *snien* (schneien); *kreījən*, *kriegen* und *krigen*; *leīp*, *lip* (Leib)<sup>1</sup>; *gə-*

<sup>1</sup> Dazugehöriges *lipliž* (leiblich), nur im Ausdruck l. *kužinŋ* (Vetter) gebräuchlich, ist mit *lipliž* aus lieblich (lieblich) zusammengefallen.



šēit, geschide (gescheidt). Diese Bildungen sind wohl aus dem nordwestlothringischen Dialekt in die Mda. gekommen; in der Diederhofener Gegend z. B. ist die Abneigung gegen diphthongiertes i schon nicht mehr zu Hause.

Mhd. ò

wird in der Regel als ó beibehalten: n ó t, nòt (Not); ó š t æ r n, òstern; r ó s, ròse; b r ó t, bròt; t ó n, dòn und tòn (Ton); r ó t, ròt; r ó š t, ròst; l ó n, lòn (Lohn); b æ l ó n æ n, belònen (belohnen); fl ó χ, vlòch (Floh); fr ó, vrò (froh); g r ó s, gròž (gross); š t r ó, strò (Stroh); h ó χ, hòch; h ó t s i t, hòchzit (Hochzeit); h ó m u t, hòchmuot (Hochmut); d ó t, tòt; t r ó š t, tròst; š t ó s æ n, stòžen (stossen); s w ó, zwò (zwei); š l ó s, slòze (Hagelkorn); b l ó s, blòz (bloss).

Als einzige Ausnahme hat l o s, lòs (Adj. und Adv.), wegen derselben Ursache die Kürze erhalten, als h è r, h i n und w è k sie gegen die Regel behalten haben: die Befehlsform wurde verallgemeinert. Dagegen ist im Kompositum g o t l ó ž i χ, gotlòs (gottlos), die Länge regelrecht geblieben.

Eine Lautvariante, a für o, zeigt d r á š æ l, dròschel (Drossel); b r é s æ l, bròsem (Brosame), hat wegen der hinzugetretenen Deminutivendung -el Umlaut erfahren.

Mhd. ù

hat seine Länge, wie mhd. i, nur in offenen Silben vor leichter Konsonanz bewahrt:

1. vor Media: d ù w, tùbe (Taube); d r ù w, trùbe (Traube); š r ù w, schrùbe (Schraube); š r ù w æ n, schrùben (schrauben); ž ù w æ r, sùber und sùwer (sauber); ž ù w æ r n, sùbern (säubern); š t r ù w æ n, strùben (sträuben); d ù w, dùge (Fassdaube);

2. vor r: b ù r, gebùr (Bauer); ž ù r, sùr (sauer); t r ù r, trùre (Trauer); t r ù r æ n, trùren (trauern); l ù r, lùre (Lauer); l ù r æ n, lùren (lauern); m ù r, mùre (Mauer); d ù r æ n, tùren (dauern, bedauern); d ù r æ n, dùren (dauern, beharren);

3. vor inlautendem s: b ù s, bùse (Beule); ž ù ž æ n, sùsen (sausen); b r ù ž æ n, brùsen (brausen); h ù ž æ n, hùsen (hause);

4. vor m und folgendem e: d ù m æ n, dùme (Daumen); k ù m und k ù m æ r l i χ, kùme (kaum).

In geschlossener Silbe und vor Position bildenden Konsonanten wird mhd. ù zu kurzem u:

1. vor Tenuis: r u p, rùpe (Raupe); k r u t, krùt (Kraut); h u t, hùt (Haut); l u t æ r, lùter (lauter); r u t, rùte (Raute, Fensterscheibe); b r u t, brùt (Braut); l u d æ n, liuten und lùten (läuten);

2. vor s im Auslaut und allen übrigen Spiranten: hus, hūs (Haus); mus, mūs (Maus); aber m ú ʒ ə n (mausen); lus, lūs (Laus); aber l ú ʒ ə n (lausen); us, ú ʒ (aus); štrus, strú ʒ (Strauss); hufən, hūfe (Haufen); ʒufən, sūfen (sau-  
fen); bru'χən, brūchen (brauchen); hu'χən, hūchen (hau-  
chen); bu'χən, būchen (bauchen, in heisser Lauge einwei-  
chen); dazu bu'χ (Wäsche); štru'χəl n, strūcheln (straucheln);  
bu'χ, būch (Bauch); tuštən, tūschen (tauschen); tuš, tūsch  
(Tausch); fušt, vūst (Faust); šnutsən, sniuzen und snūzen  
(schneuzen). Offenes ù hat ùf, ùf (auf), das mit ùf aus  
offen zu einem Wort verschmolzen ist; dazu die Komposita nūf  
(hinauf), r ù f (herauf) u. a.

Mhd. ù wird zu ùi vor w und im Wortauslaut, wo noch  
ein w hinzugefügt wird: bùi w ə n, būwen (bauen); tr ù i w ə n,  
trūwen (trauen); ʒ ù i w, sù (Sau); bùi w, bù (Bau); nach  
dem Abfall von ch auch in r ù i w, rūch (rauh und roh)<sup>1</sup>.

Die Mda. hat also nach alemannischem Muster ebensowenig  
Neigung ù in au als i in ei zu diphthongieren. Nur das Zahl-  
wort d a u ʒ ə n t, tūsent (tausend), enthält den nhd. Doppellaut,  
scheint demnach der Schriftsprache entlehnt zu sein. War  
1000 der Mda. früher eine unbekannte Zahl?

#### Mhd. ae

bleibt in der Regel offenes ê: fêlən, vaelen (fehlen); fêlər  
zu vaele (Fehler); lêr, laere (leer); lêrən, laeren (leeren);  
kês, kaese (Käse); šwêr, swaere (schwer); gnêdiχ,  
genaedic (gnädig); šêr, schaere (Scheere); štrêl, strael  
(Kamm); štrêlən, straelen (kämmen); rêdiχ, raetich  
(Rettich); rêdərš, raetersche (Erzählung, Märchen); drêjən,  
draejen (drohen); mêjən, maejen (mähen); krêjən, kraejen  
(krähen); ʒêjən, saejen (säen); êsiχ, ahd. âʒig (appetitlich).  
Zu kurzem ê wird es vor -er: jê mərliχ, jaemerlich (jäm-  
merlich).

Ein h wird nach ae durch j ersetzt: gêj, gaehe (jäh, steil);  
sêj, zaehe (zäh).

Dieselbe Aussprache wie im Nhd. hat ʒêliχ, saelec (selig),  
ist also diesem entlehnt.

#### Mhd. oe

wird zu é nach dem gleichen, in der Mda. geltenden laut-  
physiologischen Gesetz der Lippenentrundung, nach welchem ô  
zu e geworden ist. Beispiele: bés, boese (böse); hêrən,  
hoeren (hören); nêdiχ, noetic (nötig); šén, schoene (schön);

<sup>1</sup> Ein rohes Ei = ə ruiw ei.

tréštān, troesten; ərléʒān, erloesen; blét, bloede; frénān, vrōnen und vroenen (Frohndienst leisten); štérān, stoeren. Wie ferner durch Aufgabe der Lippenrundung ū zu i, so wird

Mhd. iu

zu i vereinfacht, und zwar vor einfachem l, n und r, inlautendem t, wenn kein -er folgt, und s: il, iule (Eule); hīlān, hiulen (heulen, weinen); nīn, niun (neun); fīr, viur (Feuer); dīr, tiure (teuer); šīr, schiure (Scheune); gəhīr, gehiure (geheuer); štīrān, stiuren (stützen); lit, liute (Leute); dītān, diuten (deuten, zielen); dazu bəditān, bediuten (bedeuten); hingegen itərš, iuter (Euter), mit kurzem i; mis, miuse (Mäuse); hīʒər, hiuser (Häuser); ausserdem vor geschwundenem h: litān, liuhten (leuchten); dazu litərštok (Leuchter).

Vor andern Spiranten als s und Spirantverbindungen sowie vor m tritt Verkürzung ein: hīfān (häufen), zu hūfe (Haufen); krits, kriuze (Kreuz); dītš, diutsch (deutsch); fiʒt, viuchte (feucht), wo h nicht verstummt ist; šīmān (schäumen), zu schūm (Schaum).

Im Auslaut und vor n + Tenuis wird iu zu offenem i: špri, spriu (Spreu); knī, kniu (Knie); frīnt, vriunt (Freund); frīntliʒ, vriuntlich (freundlich); dagegen frīnšuf, vriuntschaft (Freundschaft), mit kurzem i wegen des Ausfalls von t zwischen Konsonanten.

An mehreren Beispielen hatten wir sehen können, dass, wenn im Mhd. neben der Form mit iu eine andere mit ū vorhanden war, für die Mda. nur letztere in Betracht kam. Aber auch bei Wörtern, die im Mhd. nur mit iu belegt sind, steht hier manchmal u; gewöhnlich ist dies der Fall vor w: ruiw, riuwe (Reue), mit dem Uebergangslaut i, der, wie schon bemerkt, nach mhd. ū vor w sich einstellt; ruiwān, riuwen (reuen); ʒuiwān, siuwe, Plural von sū (Sau); nuiw, niuwe (neu); bluībəl (Bläuel), zu bliuwen (bläuen); šuiwān, schiuhēn (scheuen); ʒuibəl, siule (Schustersäule), zu ahd. siuwan (nähen); knūiwān, kniuwen (knieen), mit langem ū, vielleicht durch Anlehnung an knī (Knie); hūt, hiute (heute). Nur das Kollektivum gəbij, gebiuwe (Gebäude), hat eine umgelautete Form.

Bei einigen Wörtern ist iu vor w in oi übergegangen: oiwiʒ, iuch und iuwich (euch); oiwər, iuwer (euer); koiwān, kiuwen (kauen); kloībəl, kliuwel (Knäuel); dieses oi entspricht, wie wir weiter unten sehen werden, dem mhd. ou.

Endlich steht eī für iu in deībəl, tiuvel (Teufel); dazu deībəlhaftiγ, tiuvelhaftic (verteufelt); gətreī, getriuwe (treu); gəseījən, geziuge (Zeuge); eī ist nichts anderes als der Umlaut von ou.

### C. Die betonten Diphthonge.

#### Mhd. ei

wird bald zu áī, bald zu dessen Umlaute éī, je nachdem es in Wörtern steht, deren Stamm ursprünglich auf a, o und u ausging, oder in solchen, deren Wurzelform ein i (j) in der Endsilbe aufweist. Die Mda. hat demnach die Spuren der alten Stammunterschiede noch deutlich bewahrt. Beispiele:

1. mit áī: áīt, eit (Eid), Wz. aitha-; áīdəm, ahd. eidum (Eidam); áīn, ein; áīniγ, einec, ahd. einag (einig); hierzu áīnsiγ, einzec (einzig); káīn, kein; áīs, eiγ (Eiterbeule); šwáīs, sweiγ (Schweiss); láīt, leit (Leid); bráīt, breit; báīn, bein; láīn, alein (allein); štáīn, stein; háīn, heim (heim); dáīl, teil; dáīsən, deisem, ahd. deismo und deisam (Sauerteig); ráīs, reise, ahd. reisa (Reise); dazu ráīγən, reisen; ráīf, reif (Reif, ringförmiges Band); kráīs, kreiγ (Kreis); láītər, leiter, ahd. leitara; háīγər, heiser, got. heisa-; bəšáīt, bescheit (Bescheid); špáīγ, speiche; wáīs, weise, ahd. weiso (Waise); máīdəl, meit, ahd. magad (Maid, Mädchen); bláīγ, bleich; wáīγ, weich; ráīγən, reichen; sáīγen, zeichnen und zeichnenen, ahd. zeihhan und zeihhanen; gáīš, geist; láīš, leist (Leisten); máīnšt, meist; kráīš (Schrei), zu krischen, Praet. kreisch. Kurzes ai steht vor Vokal, g und j: haī, heie, ahd. heia (Holzhammer); laī, leie, asächs. leia (Schiefertafel); daī, teic, ahd. teig (weich, vom Obst); waīən, weijen (wiehern); vereinzelt in haīs, heiγ (heiss);

2. mit éī: éīn, einiu (eine, Zahlw.); kéīn, keiniu (keine); gəméīn, gemeine, ahd. gimeini (gemein und Gemeinde); kléīn, kleine, ahd. kleini (daneben klin); h éīlən, heilen, got. hailjan; h éīl, (heil); géīšəl, geisel (Peitsche); déīlən, teilen, got. dailjan; š éīdən, scheiden; š éīt, scheide; véīl, veile, ahd. feili (feil); w éīs, weiγe, ahd. weizzi (Weizen); γ éīf, seife, got. \*saipjò, finn. saippio; kléīt, kleit (Kleid); méīštər, meister; šw éīsən, sweiγen (schweissen); špr éīdən, spreiten (ausbreiten); br éīdən, breite, got. braidei (Breite); w éīγən, weichen (weich machen und werden); šléīfən, sleifen (schleifen); bl éīγən, bleichen. Kurz ist der Diphthong im Wortauslaut und vor g geworden: eī, ei, got. addj (Ei); sweī, zwei; meī, meie, lat. Majus (Mai); -leī, leige (-lei);

eījǝn, eigen; neījǝn, neigen; seījǝrt (Zeiger), zu zeigen; fǝrʃteījǝn (versteigern) zu steigen; meīǝr, meier und meiger (Meier, Bürgermeister).

Keine eigentliche Berechtigung hat der Umlaut in ʒéit, seite (Saite), got. saita; wéit, weide (Weide), ahd. waida; péit (Tuchrolle), got. paida; éiγ, eich (Eiche), got. \*aiks. Bei diesen Wörtern beruht der Umlaut eī auf Angleichung an andere Feminina auf -e, ahd. -i, wie bréidǝn (Breite). Umgekehrt heisst es áichǝl, eichel, ahd. eihhila, für zu erwartendes éichǝl. (Dieser doppelte Widerspruch liesse sich so erklären: der Baum wurde früher regelgemäss áich genannt; darnach wurde áichǝl gebildet und in dieser Form beibehalten, während das Stammwort zu einer andern Gruppe übergang). Anlehnung an die Adjektiva auf -ig hat bei héiγ, ahd. heilac, mhd. heilec und heilic (heilig), stattgefunden.

Auch sch bewirkt hier wieder Umlaut: héiʃǝn, eischen, ahd. eiskǝn (heischen, betteln); héiʃǝn, heizen, ahd. heizzǝn (heissen); fléiʃ, vleisch (Fleisch).

Zu mǝnǝn wurde meinen, asächs. mǝnjan, ndl. meenen, (Wurzel man); eilf wie im Nhd. zu elf; eimber zu éimǝr (Eimer), asächs. ǝmbar, mndl. ǝmer, ndl. emmer.

Bei štrǝm, strieme und streime (Strieme, Strich, Linie), das häufiger im Plural als im Singular vorkommt, wurde é als Umlaut aufgefasst und infolgedessen eine neue Einzahl štrǝm gebildet.

#### Mhd. ie

wird zu langem offenem i monophthongiert: brif, brief; dinǝn, dienen; dinst, dienst (Dienst); dip, diep, (Dieb); lit, liet (Lied); dir, tier; fir, vier; lip, liebe; bǝliwǝn, zu lieben; liwǝr, lieber; bijǝn, biegen; flijǝn, vliegen; šisǝn, schiezen (schiessen); gris, grieʒ (Griess, Sandboden); gisǝn, giezen (giessen); dazu gis (Giesskanne); kriγ, krieg (Krieg); sijǝn, ziehen; dif, tief; fǝrlirǝn, verliesen (verlieren); bir, bier; gǝbidǝn, bieten; fǝrbidǝn, verbieten; rimǝn, rieme (Riemen); nisǝn, niesen; wiγǝn, wieche (Docht). Vor den Nachsilben -el und -er wird der vereinfachte Doppellaut auch noch gekürzt: sijǝl, ziegel; kiwǝr, kienforhe (Kiefer); lidǝrdiγ, liederlich; (d für l beruht auf Dissimilation und Assimilation zugleich). Lang ist er jedoch in špigǝl, spiegel, vielleicht weil die Mda. dieses Wort erst später sich zu eigen machte.

Bei fǝrdriʒǝn, verdriezen (verdriessen), das selten im Infinitiv gebraucht wird, mag die Kürze des Vokals im Partizip auf den der übrigen Formen übertragen worden sein.



Geschlossenes *i* steht vor *ht*: *līt*, lieht (Licht), das somit denselben Laut besitzt wie dazugehöriges *lītən*, *liuhten* (leuchten), ohne dass gegenseitige Anlehnung stattgefunden haben muss; ferner *in iməs*, *iemān* (jemand), und *n iməs*, *niemān* (niemand), deren *ie* (aus ahd. *eo*) eine andere Vorgeschichte hat als dasjenige der übrigen Wörter, wo es auf *io*, *iu* zurückgeht.

Vor *r*-Verbindung gewinnt das zweite Element des nhd. *ie* das Uebergewicht, während *i* untergeht; vor *r* + Tenuis entsteht ein langes *é*: *fértəl*, vierteil (Viertel); vor *l* + Liquida ein kurzes *e*: *ferliŋ* (ein Viertel Pfund); vor *r* + Affrikata ein kurzes *è*: *fèrtsen*, vierzehen (vierzehn); *fèrtsiγ*, vierzec (vierzig).

#### Mhd. ou

wird zu *ói*: *lóifən*, *loufen* (laufen); *glóiwən*, *geloube* (Glaube); *bóimən*, *boum* (Baum); *dróim*, *troum* (Traum); *stóif*, *stoup* (Staub); *sóimən* *zoum* (Zaum); *kóif*, *kouf* (Kauf); *góikəln*, *goukeln* (gaukeln, hin- und herschwanken); *dróif*, *troufe* (Traufe); *i wərhóipt*, (überhaupt), zu *houbet*; *dóif*, *toufe* (Taufe); *róimən*, *roum* und *rāme* (Milchrahm); *óiy*, *ouch* (auch); *róif*, *roufe* (Futterleiter); *ʒóimən*, *soum* (Saum).

Am Wortende sowie vor *g* und *n* steht kurzes *oī*: *froī*, *vrouwe* (Frau); *oī*, *ouge* (Auge); *loī*, *louge* (Lauge); *gənoī*, *genouwe* (genau, sparsam); *doī*, *tou* (Tau); *hoīwən*, *houwen* (hauen); *roīwən*, *rouben* (rauben).

Der Monatsname *auš*, *ougest* (August), kann wohl nur durch Kontraktion aus ahd. *agusto*, Nebenform von *augusto*, nach Unterdrückung des intervokalischen *g*, entstanden sein.

#### Mhd. öu

wird zu *éi*; dieser Umlaut findet sich in Wörtern vor, deren Endsilbe im Got. ein *j* enthielt; die Mda. hat ihn auch da durchgeführt, wo er im Oberd. durch folgenden Labial und bisweilen durch *ch* verhindert worden ist: *gléiwən*, oberd. *gelouben*, mda. *gelöuben*, got. *galaubjan* (glauben); *ərléiwən*, *erlouben* und *erlöuben*, got. *urlaubjan* (erlauben); *déifən*, *toufen* und *töufen*, got. *\*daubjan* (taufen); *kéifən*, *koufen* und *köufen*, got. *\*kaupjan* (kaufen); *léikən*, *lougnen* und *löugnen*, Nebenformen *louken* und *leuken*, got. *laugnjan* (leugnen); *dréimən*, *troumen* und *tröumen* (träumen); *séimən*, *zoumen* und *zöumen* (zäunen); *ʒéimən*, *soumen* und *söumen* (einen Saum nähen); *sléifən*, *sloufen* und *slöufen*

(schleifen, schleppen); *rēīχən*, rouchen und rōuchen (rauchen und räuchern).

Jedoch hat folgendes *w* die Bildung des Umlauts in der Mda. nicht gestattet; im Mhd. bestehen auch dann zwei Formen, eine mit *ou* und eine mit *ōu*, nebeneinander; *w* hat ausserdem Verkürzung des Diphthongs bewirkt: *goī*, *gouwe* und *gōuwe* (Gau, Kalkboden); *hoī*, *houwe* und *hōuwe* (Heu); *droīwən*, *drouwen* und *drōuwen* (drohen); *štroīwən*, *strouwen* und *strōuwen* (streuen). Nur wo im Mhd. der Umlaut allgemein anerkannt ist, hat sich ihm auch die Mda. nicht widersetzt: *freīən*, *vrōuwen* (freuen); *frēīt*, *vrōude* (Freude).

Sekundärer Umlaut tritt ein vor Deminutivendungen und *i*-haltigen Ableitungssilben; auf diesen hat *n* keinen Einfluss: *freīfχīn*, *vrouwelin* (kleine Frau); *eīfχər*, zu *oīwən*, Plur. von *oī* (Auge); *witleīfich*, *witloufic* (weiläufig).

Bemerkt sei noch, dass der Umlaut *ēī* von *óī* (mhd. *ou*) sich mit dem von *ái* (mhd. *ei*) der Aussprache nach vollständig deckt.

#### Mhd. *uo*

wird in der Regel zu offenem langem *ù*: *blùt*, *bluot* (Blut); *blùdən*, *bluoten* (bluten); *mùt*, *muot* (Mut); *štùl*, *stuol* (Stuhl); *šnùr*, *snuor* (Schnur); *blùm*, *bluome* (Blume); *dùn*, *tuon* (tun); *grùw*, *gruobe* (Grube); *bù'χ*, *buoch* (Buch); *dù'χ*, *tuoch* (Tuch); *flù'χən*, *vluochen* (fluchen); *ʒù'χən*, *suochen* (suchen); *pùl*, *pfuol* (Pfuhl, Lache, Pfütze); *krù'χ*, *kruoc* (Krug); *plù'χ*, *pfluoc* (Pflug); *rù*, *ruowe* (Ruhe); *rùn*, *ruowen* (ruhen); *hùn*, *huon* (Huhn); *fùs*, *vuoʒ* (Fuss); *šù'χ*, *schuoch* (Schuh); *kù*, *kuo* (Kuh); *brù'χ* *bruoch* (Sumpf, Moorboden, feuchte Wiese); *rùs*, *ruoʒ* (Russ); *šùl*, *schuole* (Schule); *bù*, *buobe* (Bube, Knabe, Sohn); *fùr*, *vuore* (Fuhre); *grùmət*, *gruonmât* (Grummet); *sù*, *zuo* (zu); *mùm*, *muome* (Muhme, als Anrede älteren Frauen gegenüber üblich); *špùl*, *spuole* (Spule).

Bei den Adjektiven ist *uo* zu kurzem *ù* (*u*) geworden: *gùt*, *guot* (gut); dazu *gùdi'χkeit*, *güetecheit* (Güte); *gənù'χ*, *genuoc* (genug); *klu'χ*, *kluoc* (klug); *wušt*, *wüeste*, ahd. *wuosti* (wüst).

Folgendes *-er* hebt die Länge nicht auf: *brùdər*, *bruo-der* (Bruder); *fùdər*, *vuoter* (Futter); *lùdər*, *luoder* (Luder, Aas); *mùtər*, *muoter* (Mutter) ist dem Nhd. entnommen und wird nur wenig für das gewöhnliche *mama* gebraucht.

Zu den Wörtern mit *ù* im Mhd. ist *gùmən*, *guome* (Gaumen) übergetreten.

Für buoche (Buche) hat die Mda. umgelautetes *bīȝ*, häufiger in der Zusammensetzung *bīȝboīm*; hierzu *hēm-bīȝ* (Hainbuche), mit kurzem *i* wegen seiner Stellung in nebenbetonter Silbe; im 16.—18. Jahrhundert gab es auch in der Schriftsprache eine Nebenform *Büche*; die niederdeutsche Form ist *boeke*.

Vor deminutiver Endung hat *mīme*, zu *muome* (Muhme), den Umlaut erhalten.

#### Mhd. *üe*

wird zu offenem *i*: *blit*, *blüete*, eigentlich Plural von *bluot* (Blüte); dazu *blidān*, *blüējen* (*blüten*); *rīw*, *rüebe* (Rübe); *brī*, *brüēje* (Brühe); *kīl*, *küele* (kühl); *grīn*, *grüene* (grün); *hīdān*, *hüeten* (hüten); *rīrān*, *rüeren* (rühren); *driw*, *trüebe* (trübe); *bīsān*, *büēzen* (büssen); *fīlān*, *vüelen* (fühlen); *brīdān*, *brüeten* (brüten); *fīrān*, *vüeren* (führen); *rīmān*, *rüemen* (rühmen); *wīlān*, *wüelen* (wühlen), *wīdīȝ*, *wüetec* (wütend); *hīnār*, *hüener* (Hühner); *bīȝār*, Plural von *būȝ* (Buch); *fīdār*, *vüetern* (füttern); *glīdīȝ*, *glüetec* (glühend); *kīn*, *küene* (kühn).

Vor *ht* bleibt der geschlossene Charakter des mhd. *üe* bewahrt: *nītār*, *nüehtern* (nüchtern).

Dem mhd. *müēje* (Mühe) entsprechendes *mēit* (mit dentalem Zusatz) ist eine Entlehnung aus den nördlichen Nachbardialekten.

In *brīlān*, *brüelen* (brüllen), ist wie im Nhd. Kürze eingetreten; die mit diesem Zeitwort verbundene Idee des Rohen, Heftigen, mag die raschere Aussprache desselben veranlasst haben.

#### D. Unbetonte Vokale und Diphthonge.

In jeder etwas schnell und ohne Anspruch auf Formenschönheit geredeten Mundart sind alle nicht oder schwach betonten Vokale und Diphthonge der Unterdrückung bezw. Abschwächung sehr ausgesetzt; so auch in der vorliegenden. Von allen Lauten ist natürlich tonloses *e* im weitesten Umfang der Apokope und Synkope anheimgefallen. Am Wortende in ungedeckter Stellung fällt es immer ab, welches auch die Natur des vorausgehenden Konsonanten oder die Quantität der Stammsilbe sein möge: *fēšt*, *veste* (fest); *driw*, *trüebe* (trübe); *dīr*, *tiure* (teuer); *klēīn*, *kleine* (klein); *šén*, *schoene* (schön); *špēt*, *spaete* (spät); *kīl*, *küele* (kühl); *lēr*, *laere* (leer); *mīt*, *müede* (müde); *blét*, *bloede* (blöde); *bāhèn*, *behende*;

flik, flücke (flügge); mīr, mūrwe (mürbe); bēs, boese (böse); èŋ, enge; mil, milde (mild); èr, irre; dur, dūrre (dūrr); hūt, hiute (heute); ret, rede; =klá, klage; nás, nase; ráīs, reise; mūr, mūre (Mauer); šīr, schiure (Scheune); blūm, bluome (Blume); bŭ, bube; jut, jude; há s, hase; gæsel, geselle; pát, pate; á f, affe. Ausgenommen ist die Prāp. ó n e, á n e (ohne).

In gedeckter Stellung wird unbetontes e in der Regel bloss vor Nasalen und Liquiden als stummes, wenig charakteristisches ə beibehalten: b ŭ ʒ ə n, busem (Busen); fá d ə n, vadem (Faden); b o d ə n, bodem (Boden); á ĩ d ə m, eidem (Eidam); h è l f ə n, helfen; e ĩ j ə n, eigen; á w ə t, á bent (Abend); s á ĩ ʒ ə n, zeichen; f o g ə l, vogel; n á g ə l, nagel; w è s ə l, w è c h s e l; á k ə r, acker; h ŭ ŋ ə r, hunger; f a t ə r, vater; f ə r l á ŋ ə n, verlangen. Vielfach klingt -ə r, besonders bei Kindern, wie einfaches a: á k a, (Acker); h ŭ ŋ a (Hunger); f a t a (Vater); d a p a (schnell); f a g é n (vergehen).

Vor andern Konsonanten tritt dagegen fast immer Synkope ein, sogar, im Gegensatz zur nhd. Schriftsprache, bei der 2. und 3. Person Sing. Ind. Praes. der Verba auf d oder t sowie bei Superlativen: f ĩ n š, findest; f ĩ n t, findet; g ə b ĩ t š, gebietest; g ə b ĩ t, gebietet; r ĩ t š, reitest; r ĩ t, reitet; r e t š, redest; r e t, redet; ʒ é n š, segnest; ʒ é n t, segnet; ʒ ĩ š t (sūsseste); h è r t š t (härteste). Dasselbe gilt von der 2. Person der Verba mit spirantischem Stammauslaut: l e š t, leschest (löschest); d á n š t, tanzest.

Umgekehrt ist tonloses e der Endsilbe nicht wie im Nhd. völlig untergegangen bei den Substantiven ó w ə s, obeʒ (Obst); á k ə s, ackes (Axt); h è r w ə š, herbest (Herbst); é r n ə š, ernst (Ernst); doch zwischen n und t wurde es ausgestossen: m á n t, mánet (Monat); h ĩ n t, hinet (diese Nacht). Vor ch ist es zu schwachem i geworden: m á n ĩ ʒ, manec, ahd. manag (manch), bezw. blieb ahd. i erhalten: m ĩ n ĩ ʒ, mūnech, ahd. munic (Mönch). Dasselbe geschah durch Anlehnung an den Vokal der Tonsilbe in k r ĩ b ĩ s, mhd. krēbeʒ, ahd. krēbiʒ (Krebs).

Unbetontes a wird zu ə abgeschwächt in der Ableitungssilbe -sam: l á n s ə n, (langsam); bei n ĩ m ə s, nieman (niemand); ĩ m ə s, ieman (jemand); d á ĩ s ə n, ahd. deisam (Sauer Teig); m á ʒ ə n, mágsame (Mohn); w ĩ ŋ ə r t, wingarte (Weinberg); g r ŭ m ə t, gruonmát (Grummet); zu u im Suffix -schaft: h è r š u f (Herrschaft); r è ʒ ə š u f (Rechenschaft); f r ĩ n š u f (Freundschaft); bei ʒ u r u m p ə r t (Sauerampfer); d é m u t (Demant) ist mit d é m u t (Demut) zusammengetroffen; a ward zu o in b u b o l t ə r, vivalter (Falter).

In nachtoniger Silbe ist i vor sch ganz ausgefallen: h è r š,

hērisch (herrlich, stattlich); b ū r š (bāurisch); k i n š, (kindisch); l ē p š (läppisch); k n è p š (knapp); p é r š (Pfersich); zu ə wurde es herabgedrückt bei den Stoffbezeichnungen auf -in: h i l l s ə n, hulzin (hölzern); i r d ə n, irdin (irden); g i l ə n, guldin (golden); bei i m e s, imbiž (grosses Essen); g r ū m p ə r, gruntbir (Kartoffel); ū š ə l t, unslit (Unschlitt); in den Suffixen -nisse, -ic, -lich und -chin hat es sich erhalten: ə r l é i b n i s (Erlaubnis); f i n š t ə r n i s (Finsternis); k i n i k (König); ž é l i χ (selig); h é i l i χ, heilec und heilic (heilig); s w a n s i χ (zwanzig); p r e d i χ, predige (Predigt); k r è f t i χ (kräftig); f r é l i χ (fröhlich); l i p l i χ (lieblich); h é i m l i χ (heimlich); b r i d ə r χ i n (Brüderchen).

Tieftoniges o ſt teils zu u gedämpft worden: b i š u f (Bischof); k i r χ u f (Kirchhof); á f u s (Amboss); teils zu ə herabgesunken: h á f ə l (Handvoll); m ū f ə l (Mundvoll); m ū m p ə r, muntbor (Vormund).

Nichtbetontes u wird zu ə in n á p ə r, nächbüre (Nachbar). Das Suffix -unge lautet in der Mda. -i ŋ: h o f n i ŋ (Hoffnung); m á n i ŋ (Mahnung); š t e i j i ŋ (Versteigerung).

Der Diphthong ei wird in nebetoniger Silbe zu ə: ə r w ə t (Arbeit); š u l m i š t ə r (Schulmeister); w o l b ə l (wohlfeil); š ó r š t ə n (Schornstein); ebenso in den Suffixen -heit und -keit: b ó s i t (Bosheit); w i t χ i t (Weite, Entfernung); á r m χ i t (Armut); h á i m χ i t (Heimat); nur bei nhd. Lehnwörtern ist er zu e i geworden: é w i χ k e i t (Ewigkeit); f r e i h e i t (Freiheit).

Bei k n o b l o χ (Knoblauch) und á l m á s (Almosen) hat sich der unbetonte Diphthong an den Vokal der Tonsilbe angeglichen. Das Suffix -tuom wurde bloss verkürzt: r i χ t u m (Reichtum); b i š t u m (Bistum).

## Die französischen Vokale.

### A. Die betonten Vokale.

Den Einfluss der frz. Sprache hat die Mda., mit der wir uns beschäftigen, in besonders hohem Masse erfahren; sie wimmelt geradezu von frz. Wörtern und Wendungen. Dies kann nicht wundernehmen: stösst doch das Gebiet der Mda. an die frz. Sprachgrenze, und waren die ältern Generationen dazulande der Sprache Frankreichs, dem sie politisch angehörten, mehr oder weniger mächtig. Es fragt sich nun, welches das Schicksal des einzelnen Fremdwortes nach der Entlehnung gewesen ist. Zwei entgegengesetzte Verfahrensweisen sind zur Anwendung gekommen; entweder fügt sich das frz. Wort in



jeder Beziehung der deutschmundartlichen Weise, oder man bemüht sich, so viel als möglich die ursprüngliche Gestalt des Wortes festzuhalten. Der erste Standpunkt, der einer völligen Angleichung, ist innerhalb der Mundart zeitlich der frühere, während später die Rücksicht auf die fremde Sprache das Uebergewicht erhält. Was in alter Zeit an frz. Fremdwörtern in die Mda. eingedrungen ist, hat vollständig die Gestalt von einheimischen Wörtern angenommen; ihre Laute haben dieselben Veränderungen mitgemacht, so dass die Fremdlinge kaum noch als solche zu erkennen sind. Als einen Zuwachs späterer Zeit kann man betrachten, was sich nur unvollständig anzugleichen vermochte; heute bleibt die fremde Gestalt fast unverändert. Wenn aber das geliehene Wort einmal in den wirklichen Besitz und lebendigen Gebrauch der Volkssprache übergegangen ist, dann findet auch in der Gegenwart eben so gut als früher eine Angleichung statt, ein Beweis dafür, dass die Mundart ihre Aneignungsfähigkeit noch nicht verloren hat.

Ein Hauptgegensatz zwischen den mundartlichen und den aus dem Frz. herübergenommenen Wörtern besteht in bezug auf den Accent. Die Mda. betont, wie alle deutschen Dialekte, in der Regel die erste Silbe des Wortes; beim Frz. liegt der Ton eher auf der Endsilbe. Die heimische Betonung wird nun meistens auf die entlehnten Wörter übertragen.

Bei manchen Fremdwörtern zeigt sich das Bestreben, sie dem Sprachbewusstsein, dem Zusammenhang mit dem übrigen Wortmaterial durch volksetymologische Umgestaltung näher zu bringen. Es versteht sich, dass in formaler Hinsicht die Fremdwörter eine weit grössere Willkür ertragen als einheimische; an Zwitterbildungen aus deutschen und französischen Wortteilen sowie an den widersinnigsten Verstümmelungen des fremden Sprachgutes fehlt es nicht. Auch der Bedeutung nach unterliegen die Lehnwörter viel leichter der Veränderung als die aus dem altdeutschen Sprachschatz ererbten. Nach diesen allgemeinen Bemerkungen wenden wir uns nunmehr dem Einzelnen zu:

#### Frz. a

ist zu *â* geworden in *krâwât*, cravate (Halsbinde); *šâlàt*, échalotte (Schalotte); *làt*, latte (Latte); *pàsən*, passer (nicht spielen); zu *â* in *lâ*, là (hier); *genərál*, général (General); *kupərál*, caporal (Corporal); *sèldát*, soldat. Zu *e* wird es umgelautet vor *i* der folgenden Silbe: *mèrmít*, marmite (Kochtopf); *kètrin*, Catherine; *fěš*, fascine (Faschine, Reissigbündel); vor Deminutivendungen: *lèməl*, lame (Messer-

klänge); b è w è t, bavette (Beffchen); m è m s, mamelle (Euter-  
spitze); vor ch: b è t š, bâche (Wagendecke); è n š, anche (Hahn,  
am Fasse); kl è n š, clanche (Klinke); k ū r è š, courage; ferner  
in f è s o, façon (Kleiderschnitt); d è m, dame (Dame): è de,  
altfrz. ade (Ade). Durch i wird es vertreten bei glin an,  
glaner (Aehren lesen); von glaner ist auch abgeleitet gl è n-  
t à r n (das Getreide hinter dem Schnitter aufheben).

Im übrigen hat frz. a seine Klangfarbe beibehalten: a p a r t,  
à part (besonders); c a r a c o, caraco (Frauenjacke); s i r a š,  
cirage (Wichse); m a r i, Marie; M a g r i t, Marguerite; f a b r i k,  
fabrique (Kirchenvermögen); dagegen f a b r i k (Fabrik); pl a-  
k a š, placage; š a s, zu chasse (Gehrock); g a r t, garde (Auf-  
seher); t a p i, tapis (Teppich); p a l t o, paletot (Männerjacke).  
Langes á haben wie im Frz.: g á r, gare (Station); c á š, cage  
(Käfig); r á r, rare (selten); š á r l, Charles (Karl).

#### Offenes e

wird teils beibehalten: g a ž è t, gazette; f i c è l, ficelle (Hanf-  
schnur); m i š è l, Michel; f è r m à n, ferme (fest); e k s p r è s,  
exprès; bl è s i r à n, blessé (verwunden); s è r è n, serier  
(drücken); a l è r t, alerte (munter); r è g ə l, règle (Lineal);  
a f è r, affaire (Sache); s è ž i r à n, saisir (in Beschlag nehmen);  
m è, mais (aber); teils wird es geschlossen: k o l e, collet  
(Kragen); t ū p e, toupet (Dreistigkeit); b r e w e, brevet (Diplom);  
d i w e, duvet (Federdecke); m a r t i n e, martinet (Geißel); f i l e,  
filet; s è r v è t, serviette; a p e p r e, à peu près (ungefähr);  
ž ū š t a p e, juge de paix (Friedensrichter); d e p e š, dépêche  
(Depesche); a m p e š i r à n, empêcher (verhindern). Infolge der  
Accentverschiebung ist es zu kurzem i abgeschwächt worden  
bei s ū m i t à r, sous-maitre (Unterlehrer); p è r m i t i r à n, per-  
mettre (erlauben), bei letzterem unter dem Einfluss von per-  
mission.

#### Geschlossenes e

wird verschieden behandelt; in r e p ū n d i r à n, répondre (bür-  
gen); k ū ž e (Entlassung, Militärzeit); k a l i t è t, qualité (Quali-  
tät); k a r t j e, quartier (Viertel), ist es beibehalten; in g e n a-  
r à l bleibt das erste e geschlossen, während das zweite zu  
stummem e wird; letzteres geschieht auch mit dem zweiten e  
in r è p a t i r à n, répéter (wiederholen), wo aber das erste offene  
Aussprache annimmt; und mit dem e in n ū m ə r o (Nummer).  
In m u d ə l, modèle (Form), ist die Endsilbe -èle an die deutsche  
Deminutivendung -el angeglichen worden. Zu i ist e geworden  
in m i k a n i k, mécanique (Dreschmaschine); zu a i in p a w a i,

pavé (Pflaster); mit vorhergehendem i verschmolz es in milji, millier (Tausend Pfund Stroh oder Heu).

#### Dumpfes e

wird zu kurzem geschlossenem e in refuʒirən, refuser (verweigern); neʒwe, neveu (Neffe); rəsəwər, receveur (Einnahmer); zu offenem è in žèle, gelée (Schweinskäse); es verstummt gänzlich in smīne, cheminée (Kamin), maʒrit, Marguerite.

#### Frz. i

ist in der Regel zu geschlossenem kurzem i geworden oder als solches erhalten: ami, ami (Freund); liwər, livre (Livre); liwər n, livrer (liefern); kit, quitte (frei); kitirən, quitter (verlassen); wəlis, valise (Felleisen, Handkoffer); wərni, vernis (Firnis); niś, niche (Nische); mis, mise (Gebot, bei Versteigerungen); sətis, sottise (Grobheit); pri, prix (Preis). Vor qu bekommt es jedoch offene Aussprache: buʒtik, boutique (Laden, Werkstatt); eksplikirən, expliquer (erklären); pik, pique (heimlicher Groll); pikəl, pique (Picke).

#### Offenes o

wird in der Regel zu geschlossenem o: paʒors, par force (durchaus); propər, propre (rein); kəle, collet (Kragen); raport, rapport (Bericht, Angabe); hot, hotte (Rückenkorb); dot, dot (Mitgift); šop, échoppe (Schuppen); bətin, bottine (Stiefelchen); gedehnt wird es in mót, mode; komót, commode (Kommode); kamizól, camisole (Wolljacke); vor Nasal verwandelt es sich in u: kumi, commis (Ladengehülfe); kumədirən, commander (befehlen); bunfa, bonne foi (aufrichtig); pumat, pommade; labunər, à la bonne heure (so recht!); mument, moment; kumiser, commissaire (Polizeikommissar); bunər, bonheur (Glück). In šalát hat es sich dem vorhergehenden Vokal angeglichen.

#### Geschlossenes o

ist als solches erhalten: karaco, caraco (Frauenjacke); palto, paletot (Männerjacke); numəro, numéro (Nummer); ložirən, loger (logieren); malapropo, mal à propos (zur Unzeit); kaņiwo, caniveau (Strassenrinne); šapo, chapeau (Damenhut); polèt, épaulette; polin, Pauline; Dehnung ist erfolgt in šóse, chaussée (Strasse); šósoŋ, chausson (Socke); durch u wird es ersetzt in mument, moment; mudəl, mo-

dèle (Form); in offenes á geht es über bei ʒás, sauce; folgendem e hat es sich assimiliert in prè sè sjon, procession (Prozession).

Frz. u

ist entweder wie deutsches ü zu i geworden: fūti, foutu (zerbrochen, krepirt); bīro, bureau; dīwe, duvet (Federdecke); līʒièr, luzerne (Luzernerklée); rēwi, rebut (Abfall); bīfe, buffet; kīwèt, cuvette (Waschschüssel); flit, flôte (Flöte); oder aber zu u: refuʒirən, refuser (verweigern); aʒustirən, ajuster (zurechtsetzen); ʒuʒirən, juger (urteilen); ʒuʃtepe, juge de paix (Friedensrichter); kaʒuʃ, capuche (Kapuze); amuʒirən, amuser (amüsieren): amuʒèt, amulette (Erholung); kofitur, confiture (Eingemachtes); tul, tulle (Tüll); bul, bulle (Kugel, Blase); ʒul, Jules (Julius).

B. Die Mischvokale.

Frz. ai

hat seine Aussprache behalten: raī, rail (Schiene); deraījen, dérailler (entgleisen); paījas, paille (Springfedermatraze); kaṅaī, canaille; faījit, faillite (Bankrott); frz. aī wird zu eī: feīas, faïence (Porzellan).

Frz. ay

ist nichts anders als eine Verbindung von ai (offen) und i; der erste Laut wird nun in der Mda. zu einem geschlossenen: kreījə, crayon (Griffel, Bleistift); peī, pays (Land).

Frz. eu

wurde zu e in neʒwe, neveu (Neffe); apepre, à peu près (ungefähr); zu è in bunèr, bonheur (Glück); alabunèr, à la bonne heure (das lasse ich mir gefallen!); zu u in uʒen, Eugène.

Frz. ou

wird mit kurzem u wiedergegeben in buʒə, bouchon (Pfropfen); bu!, boule (grosse Kugel); kup, coupe (Hiebabteilung eines Waldes); burs, bourse (Börse); muʒtat, moutarde (Senf); raʒu, ragoût (Braten mit gewürzter Tunke); támbur, tambour (Eingang einer Kirche); lang wurde es in túr, tour (Turm, Gefängnis); ʒú, sou; trúbəl, trouble (trübe): offen in bütik, boutique; bütèl, bouteille (Flasche).

Frz. oi

hat sein erstes Element, den flüchtigen Halbvokal u, in den Konsonanten w übergehen lassen: š w a ʒ i r ə n, choisir (wählen); t w a l s j r e, toile cirée (Wachstuch); b ɔ<sup>n</sup> s w a, bonsoir (guten Abend!); nach w und f hat Verschmelzung stattgefunden: w a l, voile (Schleier); ʔ r w a, au revoir (auf Wiedersehen!); b ʊ n f a, bonne foi (aufrichtig).

Frz. oy

wird durch oī wiedergegeben: m ɔ i j è, moyen (Mittel); d ɔ i j è, Doyen (Eigennamen); a m p l o i j i r t ə r, employé (Beamter); w ɔ i j a š, voyage (Reise); w o i j a ʒ i r ə n, voyager (reisen).

C. Die Nasalvokale.

Nicht selten ist die Nasalierung der frz. Vokale beim Uebertritt in die Mda. verloren gegangen; in der Regel geschieht dies in kurzen Silben. Der nasale Konsonant erhält dann seine normale Aussprache wieder zurück oder schwindet vollständig: m u m è n t, moment (Augenblick); l o ʒ ə m è n t, logement (Wohnung); p è r m i s j ó n, permission (Erlaubnis); k u m i s j ó n, commission (Auftrag); k u m p l i m è n t, compliment (Gruss); ʒ a m à n t, charmant (nett); dagegen m ə m a, maman (Mutter); r a ʒ i r ə n, ranger (ordnen); š a ʒ i r ə n, changer (ändern, wechseln); ʒ á l e, Jean; a m b è, eh bien (nun gut!); m ʊ s j e, monsieur; k ɔ k o m ə r, concombre (Gurke); ʔ l a, allons (wohl-an!); b u m, bombe; t r u m p i r ə n, tromper (täuschen); r e p u n d i r ə n, répondre (bürge); g r u m ə n, gronder (schelten); a f r u n t, affront (Beleidigung); b l ũ n t, blond; ũ ŋ k ə l, oncle (Onkel); k a n ũ n, canon (Kanone).

Silbenlänge und Beibehaltung der Nasalität gehen gewöhnlich miteinander: t è<sup>m</sup> b r e, timbre (Briefmarke); k ũ<sup>n</sup> t, compte (Rechnung); k ũ<sup>n</sup> t w a, comptoir (Zählisch); k ũ<sup>ž</sup> e, congé (Abschied, Militärdienst); t á<sup>m</sup> b u r, tambour; s á<sup>s</sup> e, censé (ungefähr, sozusagen); š á<sup>s</sup>, chance (Glück); p ũ<sup>m</sup> p j e, pompier (Feuerwehrmann); t á<sup>n</sup> t, tante und tente (Tante und Zelt); l á<sup>n</sup> t ə r, lanterne; ʒ á<sup>n</sup> t i, gentil (artig); k ũ<sup>n</sup> t r è r, contraire (Gegenteil); s è<sup>m</sup> p ə l, simple (einfach); f ũ<sup>s</sup> j ə r, foncier (Steuerer); k ũ<sup>s</sup> è l, conseil (Rat); á<sup>n</sup> d i w ə n, endive (Salat); t r á<sup>n</sup> k i l, tranquille (ruhig); p l a f ɔ, plafond (Decke); k a n s ɔ, caleçon (Unterhose); f è<sup>s</sup> ɔ, façon (Form); b ʊ<sup>s</sup> ɔ, bouchon (Pfropfen); k ɔ<sup>š</sup> ɔ, cochon (Schwein); k ʊ<sup>ʒ</sup> i ŋ, cousin (Vetter); ʒ á<sup>m</sup> b o ŋ, jambon (Schinken); m ɔ l t o ŋ, molleton (Multontuch); ʒ á<sup>n</sup>, Jean.



### D. Die unbetonten Vokale.

Die vor oder nach einer hochbetonten Silbe stehenden tonlosen Vokale verstummen entweder ganz oder werden zu ə: k a m r á t, camarade (Kamerad); b á n d ə l i r, bandoulière (Bandelier); š à l à t, échalotte (Schalotte); l ə s t i k, élastique (Gummi); k u p r á l, caporal (Korporal); p r o s w ɛ r w a, procès verbal (Protokoll); w ɛ t i r ə n, avertir (warnen); k u m ə d i r ə n, commander; p ɔ l è t, épaulette. In k u p r á l ist nebetoniges a zu u verdumft worden.

## II. Der Konsonantismus.

### § 3. Etymologische Verhältnisse des Konsonantismus der Mundart.

Die Konsonanten der Mda. verhalten sich zu den mittelhochdeutschen wie folgt:

#### b

ist im Anlaut mit wenigen Ausnahmen weich geblieben: b á l i ʒ, balc (Balg); b ɛ r i ʒ, bère (Berg); b ú r, hür (Bauer); b u i w ə n, hūwen (bauen); b o i m ə n, boum (Baum), b ũ ʒ, buoch (Buch); b l ũ t, bluot (Blut); b l ũ m, bluome (Blume); b r ũ š t, brust; b r ũ d ə r, bruoder (Bruder); b r ó t, brót; b l è ʒ, bléch; b l á s, bläse; b á p š, bábes und pábes (Papst); b e l s, belz und pelz (Pelz); b l è r ə n, blerren (plärren); b o l ə r n, bollern und buldern (poltern); b r à ŋ ə n, brangen und prangen (prahlen); b r i g ə l, brügel (Prügel).

Dieses b ist allen fränkischen Dialekten gemeinsam. Zu p ist es nur hie und da vor l oder r verschoben worden: p l i w ə n, beliben (bleiben); p r è m, bráme (Dornstrauch); p l o ʒ, bloch (Block, Klotz). Vielleicht hat sich alemannischer Einfluss bei diesen Wörtern geltend gemacht.

Inlautend steht nicht b, wie im Mhd., sondern w, wie im Mittelfränkischen; die Mda. hat also den urgermanischen weichen Spiranten, wie er im altsächsischen herrscht, unverschoben bewahrt. Nur wenn die Ableitungssilbe -el unmittelbar darauf folgt, ist b eingetreten: ɛ r w ə t, arbeit; á w ə t, ábent (Abend); g r á w ə n, grabe und graben (Graben und graben); š á w ə n, schaben; l è w ə r, léber; l é w ə n, leben; a w ə r, aber; ɛ r w ə n, erben; š t é r w ə n, sterben; ʒ i w ə n, siben

(sieben); kló w ə n, klobe (Kloben, Pfeifenkopf); f ə r d è r w ə n, verderben; ʒ i l w ə r, silber; i w ə r, über; h è r w ə š, herbest (Herbst); é w ə n, eben; h a w ə r, haber, niederländisch haver (Hafer); ʒ ú w ə r, süber (sauber); r i w ə n, riben (reiben); ś r i w ə n, schriben (schreiben); d r i w ə n, triben (treiben); g a r w, garbe; r i w, rüebe (Rübe); d r ú w, trübe (Traube); ś t r ú w ə n, strüben (sträuben); h è w ə n, heben; ó w ə s, obe (Obst); ó w ə n, obene (oben); g r ú w, gruobe (Grube); r o i w ə n, rouben (rauben); h á l w ə r, halber; k è l w ə r, kelber (Kälber); ʒ è l w ə r, selber. Dagegen: h e b ə l, hebel und hevel (Hebel); h o b ə l, hobel und hovel (Hobel); h i b ə l, hübel (Hügel); i b ə l, übel; k i b ə l, kübel; n e b ə l, nēbel; š w e b ə l, swēbel und swēvel (Schwefel); n a b ə l, nabel: ś n a b ə l, snabel (Schnabel); g a b ə l, gabel; g r i b ə l n, grübeln; s á b ə l n, zabeln, Nebenform zappeln.

Nach langem u kann w (für b), das nach Abfall eines Schluss-e in den Auslaut getreten ist, auch verstummen: b ú, buobe (Bube, Knabe, Sohn); ś t ú, stube. Von b ú lautet die Mehrzahl regelmässig b ú w ə n, während zu dem Sing. ś t ú ein Plural ś t ú n gebildet worden ist.

Nach m wird b assimiliert: k ú m ə r, kumber (Kummer); b ə k i m ə r n, bekümben (bekümmern); d r i m, darumbe (darum); l è m ə r, lemben (Lämmer); k r ú m ə r, krumber (krummer); k r i m ə n, krümben (krümmen); i m, imbe (Imme, Biene); i m ə s, imbi (Mahlzeit); d r u m, trumbe (Trommel).

In á f u s, anebò (Amboss) ist b, vielleicht durch Anlehnung an f ú s (Fuss), zu f geworden.

## p

besitzt das Mhd. im An- und Inlaut nur bei einigen, erst nach der zweiten Lautverschiebung überkommenen Lehnwörtern; die Mda. behält dasselbe bei: p á r, par (Paar); p è l m ə n, palme und balme (Palme); p è ʒ, pēch und bēch; p i n, pine (Pein); p á t, pate, lat. pater; p á k ə n, packen; k á p, kappe; k á p ə s, kappas (Kappes).

Dasjenige p, welches im Mhd. das in den Auslaut tretende b ersetzt, erscheint als f in ś t ó i f, stoup (Staub); k á l f, kalp (Kalb); k ó r f, korp (Korb); g r á f, grap (Grab); h á l f, halp (halb). Nach m ist es geblieben: k r ú m p, krumpp (krumm); ś l i m p, slimp (schief); ś l á m p, slamp (Taufessen); ś w á m p, swamp (Schwamm); ferner in l e i p, lip (Leib); d i p, diep (Dieb); a p, ap (ab). In d o i w, toup (taub) ist das w der flektierten Formen auf den unflektierten Nom. Sing. übertragen worden.

Für mhd. pf (ph) steht im An-, In- und Auslaut das alte, von der Verschiebung nicht ergriffene p, wieder ein Beweis für den mittelfränkischen Standpunkt des Konsonantismus der Mda.:

1. im Anlaut: p è r t, pfèrt (Pferd); pl ù 'χ, pfluoc (Pflug); p à n, pfanne; p ó r t, pforte; p i f, pfife (Pfeife); p à l, pfäl (Pfahl); pl à n s ə n, pflanzen; p è f ə r, pfëffer; pl á š t ə r, pflaster; p á f, pfaffe; p o š t ə n, pfost (Pfoften); p í l ə r, pfilaere (Pfeiler); p á ī w, pfāwe (Pfau); p ó t, pföte; p ù l, pful (Pfütze); p í t s, pfütze (Brunnen); p é r š, pfërsich (Pfirsich); p r u m, pflúme, lat. prunum (Pflaume); pl u m, pflúme (Flaumfeder); p e i t, pfeit (Tuchrolle).

Bei den nhd. Lehnwörtern macht die Mda. durch Bequemlichkeit aus dieser Affrikata eine einfache Spirans: f è n i χ (Pfennig); fl é j ə n (pflegen); fl i χ t, pfliht (Pflicht).

2. im Inlaut: à p ə l, apfel; k ù p ə r, Kupfer; d a p ə r, tapfer (schnell); s i p ə l, zipfel; š n u p ə n, snupfe (Schnupfen); k n i p ə n, knüpfen; š u p ə n, schupfen (schieben); k e p ə n, köpfen; k l o p ə n, klopfen; š n è p ə n, snipfen (schnellen); š t o p ə n, stopfen; š t u p ə n, stupfen (stossen); š t i p ə n, stipfen (stützen); š n è p, snëpfe (Schnepfe); h i p ə n, hüpfen (hinken); r o p ə n, rupfen und ropfen; d r o p, tropfe (Tropf); š i p ə n, schüpfen (schaufeln); t u p ə n, tupfen; s o p ə n, zopfen (zupfen); g u p ə n, gupfe (Spitze); ž ũ r ù m p ə r t, zu ampfer (Sauerampfer).

Andere Wörter mit inlautendem p sind niederdeutscher Herkunft: š t è p ə n, mhd. steppen (Strümpfe stopfen); k i p, nnd. kippe (Spitze); l à p ə n, mhd. lappe (Lappen); š n à p ə n, mhd. snappen (schnappen); š l à p, nnd. slappe (Schlappe, Pautoffel); k n à p (knapp); r à p ə l n (rappeln); h é p, mhd. heppe und hepe (Hippe, Sichelmesser).

In den paar Ausnahmefällen, wo Verschiebung stattgefunden hat, geht diese über die Affrikata hinaus bis zur Spirans: š e f ə n, schepfen (schöpfen); š l u f ə n, slupfen (schlüpfen); š r e f ə n, schrepfen (schröpfen). Wahrscheinlich haben wir es hier wieder mit alemannischen Eindringlingen zu tun.

3. im Auslaut: k o p, kopf; k r o p, kropf (Vormagen der Vögel); k n o p, knopf; š t ù m p, stumpf; d á m p, dampf; t r ù m p, trumpf; k ù m p, kumpf (Schleifsteinhorn); ž ù m p, sumpf; š t r ù m p, strumpf; š o p, schopf (Haarschopf).

d

ist anlautend in der Regel erhalten: d à 'χ, dach; d e k ə n, decken; d i ŋ, dinc (Ding); d ó r f, dorf; d ù ŋ k ə l, dunkel; d r á t, drát (Draht); d i t š, diutsch und tiusch (deutsch); d r e š ə n, drëschen. Vor einem r schwankt die Mda. wieder zwischen

Tenuis und Media: *trilən*, *drillen* (drehen); dazu *tril* (Karussell); zu *t* ist *d* ferner geworden in *tisəl*, *dihsel* (Deichsel), vielleicht durch partielle Assimilation an die folgende harte Spirans.

Intervokalisch hat es sich behauptet vor Nachsilben, d. h. wenn noch ein Konsonant hinter dem folgenden Vokale steht: *redən*, *reden*; *lidən*, *liden* (leiden); *adər*, *ader*; *sedəl*, *zedele* (Zettel); *fádən*, *vadem* (Faden); *bodən*, *boden*; *fedər*, *vēder* (Feder); *fridən*, *vride* (Frieden); *flədər n*, *vladern* (flattern). Folgt aber nur ein *e*, so wird dieses abgeworfen und *d* tritt als *t* in den Auslaut: *mát*, *made*; *ret*, *rede*; *šát*, *schade*; *lát*, *lade*; *krit*, *kride* (Kreide); *žit*, *side* (Seide). Dasselbe gilt nach *r*: *èrt*, *ërde*; *birt*, *bürde*.

Nach *l* und *e* fällt *d* aus, wofern ihm nicht *-el* angehängt ist: *mil*, *milde*; *wil*, *wilde*; *bál*, *balde*; *èn*, *ende*; *bə h è n*, *behende*; *gə š w in*, *geswinde*; *lèn*, *lende*; *šà n*, *schande*; *wèn*, *winde*; *štùn*, *stunde*; *wùnər*, *wunder*; *ùn*, *unde* (und); *šènən*, *schenden* (schimpfen); *hùnərt*, *hundert*; *hìnərn*, *hindern*; *šinən*, *schinden*; *finən*, *finden*; *binən*, *binden*; *gilən*, *guldin* (golden); *ànər*, *ander*; dazu *ènərn* (ändern); *šiliž*, *schuldec* (schuldig); *wènən*, *wenden*; *inən*, *unden* (unten); *inər*, *under* (unter); *hinər*, *hinder* (hinten); *hlnən*, *hinden* (hinten); *mùl*, *mulde* (Backtrog); *gə š w ù n*, *geschwunden* (geschwunden); *hùn*, *hunde* (Mehrzahl von *hùn t*); ebenso nach *r* vor konsonantischer Endung: *wèrən*, *wèrden*. Aber: *hàndəl*, *handel*; *šwīndəl*, *swindel* (Schwindel); *wīndəl*, *windel*; *bèndəl*, *bendel*; *sundəl*, *zundel*; *šlīndəl*, *schindel*; *trèndəl n*, *trendeln*. Bei *žit*, *sünde*, ist *d* durch den Einfluss des Hochdeutschen erhalten.

t

ist altgermanisches *d*; dasselbe ist anlautend in der Mda. gewöhnlich nicht verschoben worden: *dà'ž*, *tae* (Tag); *dānsən*, *tanzen*; *doīw*, *toup* (taub); *dúw*, *túbe* (Taube); *dót*, *tót*; *dif*, *tief*; *dóif*, *toufe* (Taufe); *déilən*, *teilen*; *dīr*, *tier*; *dīl*, *tille* (Dill); *dórtiž*, *tòrēht* (töricht); *dipən*, *tüpfen* (Topf); *daužənt*, *túsent* (tausend); *dapər*, *tapfer* (schnell); *dèn*, *tenne* (Hausflur); *dīr*, *tūr* (Türe); *drán*, *tragen*; *driŋkən*, *trinken*; *drùŋk*, *trunc* (Trunk); *drāŋk*, *tranc* (Trank); *dróif*, *trouf* (Traufe); *dróim*, *troum* (Traum); *driw*, *trüebe* (trübe); *driwən*, *triben* (treiben); *drùm*, *trumbe* (Trommel); *drùmən*, *tromelen* (trommeln); *dripən*, zu *triefen*; dazu *driþ* (Tropfen); *drop*, *tropfe* (Tropf); *duməl n*, *tumeln* (eilen); *doī*, *tou* (Tau); *dùn*, *tuon* (tun); *dīš*,

tisch; dū'z, tuoch (Tuch); dèn, tanne; dótər, tohter (Tochter); dúrən, türen (dauern, bedauern); drát, traht (Traglast); daī, teic (weich, vom Obst); drúkən, trocken; dír, tiure (teuer); deībəl, tiufel (Teufel); dèŋəlŋ, tengeln (die Sense klopfen).

In Wörtern aber, die erst verhältnismässig spät deutsch wurden, sowie manchmal vor r, steht wie im Mhd. t: tóp, tåpe (Pfote); tès, tasche; tåštən, fasten; tuštən, tüşchen (tauschen); dazu tuš (Tausch); tëlər, teller; tèmpəl, tempel; trèn, trahen (Träne); trón, tròn (Thron); tüt, tiute (Düte); truiwən, trūwen (trauen); trúrən, trüren (trauern); trúr, trüre (Trauer); trúriç, trürec (traurig); trèfən, treffen; trèndəlŋ, trendeln; trèp, treppe; trédən, treten; gətreī, getriuwe (treu); trètər, trehter (Trichter); tro'z, troc (Trog); tróšt, tróst; tréštən, troesten; trúts, trutz (Trotz); trútsən, tratzen (trotzen); tuŋkən, tunken (eintauchen); tipəl, zu ahd. topfe (Tüpfel).

Im Auslaut ist altes d immer zu t verschoben worden; ein auslautendes d gibt es also in der Mda. ebensowenig als im Mhd. In den flektierten Formen und den Ableitungen solcher Wörter, die im Nom. Sing. auf t statt d ausgehen, kommen natürlich die für d geltenden Regeln in Anwendung: rát, rat (Rad), Plur. rədər; bat, bat(d); blát, blat (Blatt), Plur. blədər; áit, eit (Eid); gèlt, gèlt (Geld); glit, gelit (Glied), Plur. glidər; gút, guot (gut), flekt. gúdər; šmít, smit (Schmied); dót, tót, flekt. dódər; rót, röt, flekt. ródər; blút, bluot (Blut); aber blúdən; sit, zit (Zeit); aber sidiç (zeitig); blint, blint (blind); aber blinər (Blinder); grúnt, grunt (Grund); aber ʒəgrún gèn (zu Grunde gehen); hánt, hant (Hand), Plur. hèn; húnt, hunt (Hund), Plur. hún; lánt, lant (Land), Plur. lènər; geʒúnt, gesunt (gesund); kint, kint (Kind), Plur. kin; wint, wint (Wind); rint, rint (Rind), Plur. rinər; rúnt, runt (rund), flekt. rúnər; gədolt, gedult (Geduld); bret, brèt (Brett), Plur. bredər; šilt, schilt (Schild); štánt, stant (Stand); aber gut im štán (in gutem Zustande); sánt, zan und zant (Zahn), Plur. sèn; hért, hërte (Herde). Von šolt, schult (Schuld) lautet der Plural mit Uebertragung des t aus dem Sing.: šoltən (Schulden).

Nach l ist t, wenn es nicht im Wortauslaute stand, spurlos geschwunden; nur in einigen, nicht in allen Substantiven auf -er hat es sich gehalten: fèlən, valten (falten); fèl, valte; fərkálən, erkalten (gefrieren); hálən, halten; špálən, spalten; špál, spalte; gèlən, gelten; gədiliç, gedultec (geduldig); èltər, elter (älter); šilər, schulter; da-



gegen *eltər*, alter und altaere (Alter und Altar); *koltər*, kolter (Pflugmesser); *molter*, malter (Getreidemass).

Bei Wörtern, die auf *st* oder *ste* endigen, wird das *t* meistens nicht mehr gehört: *gáiš*, geist; *hèŋš*, hengest (Hengst); *àngš*, angest (Angst); *fàš*, vaste (fast); *hàs*, hast (du hast); *bírš*, Bürste; *érnəs*, ernst (Ernst); *hèrwəš*, herbest (Herbst); doch sagt man *láš*t, last; *máš*t, mast; *ráš*t, rast; *miš*t, mist.

Dem Schwund des *t* nach *s* entspricht es, wenn *ákəs*, ackes (Axt), *ówəs*, obež (Obst), *bápš*, bábes (Papst), und *jets*, *iezuo* (jetzt) nicht wie im Nhd. ein *t* bekommen haben.

Intervokalisches wird mhd. *t* gewöhnlich durch unverschobenes *d* vertreten: *brádən*, bráte (Braten); *fúdər*, vuoter (Futter); *šlidən*, slite (Schlitten); *trédən*, treten; *bédən*, beten; *bídən*, bieten; *bèidel*, biutel (Beutel); *rádən*, ráten; *bèdəl*n, betelen (betteln); *špédər*, später (später); *bládər*, blátère (Blase); *rédəl*, roetel (Rötel); *ludən*, liuten (läuten); *lodər*, loter (locker); *hidən*, hüeten (hüten); *kádər*, kater; *wedər*, wéter (Wetter); *štrídən*, striten (streiten); *ridən*, ríten (reiten); *šidən*, schüten (schütten); *fedə*, veter (Vetter); *gudižkeit*, zu güete (Güte); *dodər*, toter (Dotter); *sidər*n, zíttern (zittern); *kídəl*, kítel (Kittel). Vor *-er* steht bisweilen auch *t*; *fatər*, vater; *mutər*, muoter (Mutter); *bútər*, buter (Butter); *lutər*, lúter (lauter). Doppeltes *t* bleibt immer Tenuis: *špotən*, spotten; *mitən*, mitte; *mitəl*, mittel; *mút*, motte; *lèt*, lètte (Lehm).

Nach Konsonanten ist es im Inlaut erhalten: *bižtən*, bihten (beichten); *báš*tən, brésten (bersten); *bírš*tən, bürsten; *diš*təl, distel; *fléitən*, vlehten (flechten); *wintər*, winter; *mántəl*, mantel; *fáš*tən, vasten (fasten).

Hier möge das merkwürdige unverschobene *t* der pronominalen Neutra *dát*, *waž* (was); *wát*, *waž* (was), und *ət*, *ež* (es) angeführt werden, deren Unbetontheit die Entwicklung des Reibungsgeräusches beeinträchtigt haben mag.

Unverschoben ist auch das End-*t* des Nom. und Akk. der substantivierten Neutra der Adjektive: *grósət*, gróžež (Grosses); *gúdət*, guodež (Gutes); *júnət*, jungež (Junges); *kléinət*, kleinež (Kleines); *šlétət*, slehtež (Schlechtes); *šénət*, schoenež (Schönes) u. s. w.

g

bleibt im Anlaut eine wirkliche Media und wird demnach als leichter Schlaglaut gesprochen: *gabəl*, gabel; *gèij*, gaehe

(jäh); gátəŋ, garte (Garten); gàs, gaʒʒe (Gasse); goī, gou (Gau); gin, gēben; gērən, gère (Schoss); gən, gèn (gehen); gél, gël (gelb); gaīs, geiʒ (Geis); gištər, gestern; glàs, glas; glàt, glat (glatt); gót, gote (Patin); gráīw, grá (grau); grós, gròʒ (gross); gukəŋ, gucken; gəwénən, gewēnen (gewöhnen); glóīwen, geloube (Glaube).

Ein k steht anlautend für g in Lehnwörtern: klok, glocke, mlat. clocca (Glocke); kluk, glucke und klucke (Henne); krošən, gros und grosse (Groschen).

Im Inlaut sind die Verhältnisse etwas verwickelter: nach a, lang oder kurz, wird g mit folgendem e unterdrückt: frán, vrágen (fragen); frá, vrage; wá, wáge (Wage); plá, pláge; plán, plágen; šwár, swáger (Schwager). Die Zusammenziehung bewirkt Länge, wo diese noch nicht vorhanden war: klán, klagen; klá, klage; drán, tragen; ʒán, sagen; wán, wagen (Wagen); mát, maget; am dá (am Tage); dálón, tagelòn (Tagelohn). Dagegen sind mágəŋ (Magen); magər (mager); šrágəŋ (Schragen), mit erhaltenem g, dem Nhd. entnommen; für die beiden ersteren Wörter gebraucht die Mda. noch jetzt viel häufiger leīp (Leib) und dur (dürr).

Ferner ist bei den Verbis auf -nen mit dem Stammvokal ē Kontraktion erfolgt: rénəŋ, rēgenen (regnen); dazu rén, rēgen (Regen); ʒénəŋ, sēgenen (segnen); aber ʒéjəŋ, sēgen (Segen), wo sich das g vielleicht durch den Einfluss des Nhd. erhalten hat.

Die Partizipia starker Verba auf -gen werfen diese Endung immer ab: gədrá, getragen; gəšlá, geslagen (geschlagen); gəsó, gezogen; gəfló, gevlogen; bədró, betrogen.

Von diesen Fällen abgesehen wird g nach Vokal in der Aussprache von j nicht unterschieden; vor -el jedoch bleibt es (stimmhafter) Verschlusslaut: lejəŋ, legen (legen und liegen); ʒéjəŋ, sēgen (sägen); ʒéīj, sēge (Säge); féjəŋ, vēgen; éjəŋ, egen (eggen); éīj, egede (Egge); léjər, lēger (Lager); wījəŋ, wēgen (wägen und wiegen); lij, lūge; wīj, wige (Wiege); gəseījəŋ, geziuge (Zeuge); gij, gige (Geige); flijəŋ, vliegen; eījəŋ, eigen; auch in jajəŋ ist g durch Angleichung an den Anlaut als j erhalten geblieben. Dagegen: nágəl, nagel; kegəl, kegel; špigəl, spiegel; kugəl, kugel; fogəl, vogel; brigəl, brügel (Prügel); ʒīgəlwás<sup>1</sup> (Siegellack), zu sigel. Eine Ausnahme macht fléjəl, vlegel (Dreschflegel).

Nach ou ist g in w übergegangen: oīw, ouge (Auge), Plur. oīwəŋ; loīw, louge (Lauge).

<sup>1</sup> eigentlich = Siegelwachs.

Nur drei Konsonanten, l, n und r, treten mit g verbunden auf; nach l und r wird es inlautend zu j, auslautend, nach dem Abfall eines Schluss-e, zu  $\gamma$ , das noch ein i vor sich nimmt; mit n verschmilzt es zu  $\eta$ : *foljæn*, folgen; *færdiljæn*, tilgen; *gǎljæn*, galge (Hosenträger); *ʒórjæn*, sorgen; *mórrjæn*, morgen (Morgen); *bórrjæn*, borgen; *biri $\gamma$* , bürge; *ʒóri $\gamma$* , sorge; *slá $\eta$* , slange (Schlange); *bè $\eta$ æl*, bengel; *šprinjæn*, springen; *sù $\eta$* , zunge; *hofni $\eta$* , hofenunge (Hoffnung).

Zu *ž* ist das zweite g in *guržæl* geworden; die Angleichung an das erste scheint auf halbem Wege stehen geblieben zu sein.

Vor s fiel g mit Ersatzdehnung aus bei *máʒæn*, *mag-sáme* neben *máhen* (Mohn).

k

ist an keiner Stelle des Wortes verschoben worden; das urgermanische k lebt also in der Mda. überall fort: Im Anlaut: *kál*, *kal* (kahl); *kálf*, *kalp* (Kalb); *kált*, *kalt*; *kint*, *kint* (Kind); *kiri $\gamma$* , kirche; *kléin*, kleine; *kúmæn*, komen (kommen). Der Kuckuck<sup>1</sup> heisst in der Mda. *guguk*; für Kribs-Krabs (bei Goethe) sagt man hier *grips-gráps*. Im Inlaut: *brik*, brücke; *ek*, ecke; *lik*, lücke; *mik*, mücke (Fliege); *rik*, rücke (Rücken); *búkæl*, buckel; *bikæn*, bücken; *wek*, wecke (Brötchen); *wik*, wicke; *bákæn*, backe; *drikæn*, drücken; *rokæn*, rocke (Roggen); *wákæn*, wacke (Kiesel); *flik*, vlücke (flügge); *hukæn*, hücken, Wz. *huk*, (hocken, sitzen). Im Inlaut nach Konsonant: *hè $\eta$ kæn*, hengen (hangen und hängen); *dri $\eta$ kæn*, trinken; *fèrkæl*, verkel (Ferkel). Im Auslaut: *špèk*, spēc(ck); *ʒák*, sac(ck); *rok*, roc(ck); *búk*, boc(ck); *kálk*, kalc(k); *krá $\eta$ k*, kranc(k); *bá $\eta$ k*, banc(k); *sárk*, sarc, Gen. *sarkes*, (Sarg).

Wenn c im Mhd. das in den Auslaut gerückte g vertritt, so wird es, ausser nach n, zur gutturalen Spirans; nach hellem Vokal steht  $\gamma$ , nach dunklem  $\gamma$ ; nach l und r entwickelt sich vor c(g), nunmehr  $\gamma$ , ein i; nk wird zu  $\eta$ k: *huni $\gamma$* , honec (Honig); *kri $\gamma$* , krieck (Krieg); *ledi $\gamma$* , lēdic (ledig); *héili $\gamma$* , heilec (beilig); *ʒéli $\gamma$* , saelec (selig); *āini $\gamma$* , einēc (einig); *māni $\gamma$* , manec (manch); *kini $\gamma$*  neben *kinik*, *kūnic* (König); *wé $\gamma$* , wēc (Weg); *wè $\gamma$*  neben *wēk*, *enwēc* (weg); *dà $\gamma$* , tac (Tag); *sù $\gamma$* , zuc (Zug); *plù $\gamma$* , pfluoc (Pflug); *klu $\gamma$* , kluoc (klug); *krù $\gamma$* , kruoc (Krug); *gənu $\gamma$* , genuoc (genug);

<sup>1</sup> Dafür ist gauch die gewöhnliche mhd. Bezeichnung.

bà liγ, balc (Balg); wé liγ, welc (welk); á riγ, arc (klug, listig, schlau; diese Bedeutungen hat das der Mda. unbekannt mhd. karc; es scheint also hier eine Verwechslung stattgefunden zu haben); bè riγ, bērc (Berg); há riγ, harc (verschnittenes Schwein); m á riγ, marc (Knochenmark); bó riγ, borc (Borg); gə ʒ á ŋ k, sanc (Gesang); g á ŋ k, ganc (Gang); š p r ú ŋ k, sprunc (Sprung); ri ŋ k, rinc (Ring); j ú ŋ k, junc (jung); l á ŋ k, lanc (lang); š w á ŋ k, swanc (Schwung); kl á ŋ k, klanc (Klang); š t r á ŋ k, stranc (Strang); h è ri ŋ k, herinc (Hering). Dem Nhd. entlehnt ist di ŋ, dinc (Ding), für häufigeres ʒ á 'γ, sache.

v (f)

ist sich im An- und Auslaut gleich geblieben: fá l, val (falb); fe l ə n, vallen (fallen); f è l š, valsch; f à ŋ ə n, zu v á hen (fangen); fu l, vù l (faul); fi n ə n, vinden; fl á s, vlachs (Flachs); f ó, vohe (Edelmarder); f ó d ə r n, vordern; fr á n, vragen; fro ī, vrouwe (Frau); fr ú m, vrum (fromm); fé r t ə n, vürhten; br if, brief; di f, tief; š á f, scháf; š á f, schaf (Schrank); wolf, wolf; ho f, hof; š ar f, scharf und scharpf; fi n f, vünf; sw elf, zw elf (zwölf); d ó r f, derf; ú f, ú f (auf).

Im Inlaut ist zwischen altem v und dem jüngern aus p verschobenem f zu unterscheiden: während letzteres ein kräftiger stimmloser Spirant bleibt, wird ersteres sehr schwach und halb stimmhaft gesprochen: š lá f ə n, sláfen (schlafen); w è r f ə n, wērfen; gr i f ə n, grifen (greifen); h è l f ə n, hēlfen; ri f ə n, rife (gefrorener Tau); hu f ə n, hūfe (Haufen); š á f ə n, schaffen; r è f ə n, raffen; á f, affe; ho f ə n, hoffen. Dagegen: ó w ə n, oven (Ofen); h é w, heve (Hefe); h á w ə n, haven (Topf). Vor -el wird v zu b: sw í b ə l n, zwivelen (zweifeln); de ī b ə l, tiuvel (Teufel); š t i b ə l, stivel (Stiefel); š we b ə l, swevel (Schwefel); wo l b ə l, wol veile (wohlfeil).

Zwischen Konsonanten fällt f aus: ʒ è n t, senfte (sanft); h á l t ə r, halfter; ebenso war t nach langem Konsonant Vokal: kl á t ə r, kláfter (Klafter); aber l ú f t, luft.

Vor z ist f in 'γ übergegangen bei f ú 'γ s e n (fünfzehn), und f u 'γ s i c h (fünfzig).

Unverschobenes p hat dri p ə n, triefen (tropfen), alt-sächsisch driopan, niederländisch druipen; dazu dri p (Tropfen).

w

ist anlautend erhalten: w á n, wagen (Wagen); w á, wáge; w é l, wal (Wahl); w ó r, wár (wahr); w è š ə n, weschen; w á t, waʒ (was); w á ʒ ə n, wase (Rasen); w i γ ə n, wieche

(Docht); w ù, wá (wo); w u 'γ, woche; w á n ə n, wonen (wohnen). In b è r w o l f, werwolf (Werwolf) beruht das b wahrscheinlich auf Dissimilierung; doch könnte dieses Wort auch mit Bezugnahme auf ein bekanntes Tier (Bär) durch volksetymologische Umbildung entstanden sein.

Auch im Inlaut wird es in der Regel beibehalten: b ù i w ə n, bùwen (bauen); t r ù i w ə n, truwen (trauen); h o i w ə n, houwen (hauen); d r o i w ə n, drōuwen (drohen); š t r o i w ə n, strōuwen (streuen); o i w ə r, iuwer (euer); o i w i γ, iuwich (euch); k n ù i w ə n, kniuwen (knien); r ù i w ə n, riuwen (reuen). Nach Konsonanten: š w à r, swàger (Schwager); š w e š t ə r, swēster (Schwester); š w a r t s, swartz (schwarz); š w è r, swaere (schwer); s w é n, zwène (zwei); s w e l f, zwelf (zwölf); ausgefallen ist es in s i b ə l, zwibolle und zibolle (Zwiebel); t i š ə n, zwischen, ndl. tuschen.

Interkonsonantisches w ist unterdrückt worden in è r t s, erweiz (Erbse).

Gut erhalten hat sich unser Halbvokal in der Verbindung qu: k w á d ə r, quáder (Quader); k w e l ə n, quellen (abkochen); k w e t š ə n, quetzen (quetschen); k w à k, quéc (Quecke); k w e t š (Zwetsche); k w à l ə n, quèllen; dazu k w à l (Quelle).

Vor -el wird w zu b: b l u i b ə l (Bläuel), zu bliuwen (schlagen); k l o i b ə l, kliuwel und kniuwel (Knäuel); l á i ð b ə l - d i γ, zu lá (lau), flekt. láwer; k r á i b ə l n, krouwen (krauen, kratzen).

Rückt das w nach abgeworfenem Schluss-e in den Auslaut, so wird es gewöhnlich abgeworfen: f r o i, vrouwe (Frau), Plur. f r o i w e n; g ə b i j, gebiuwe (Gebäude); r ù, ruowe (Ruhe); darnach ist r ù n, ruowen (ruhen) gebildet; m i r, mürwe (mürbe); hierzu die flektierte Form m i r ə r; g ə t r e i, getriuwe (treu). Beibehalten wurde das w in f a r w, varwe (Farbe), dem f è r w ə n zur Seite steht, und in dem Lehnwort l é w, lewe (Löwe).

Anderseits hat die Mda. ein w im Auslaut bewahrt, wo es mhd. nur noch in flektierten Formen steht: g r á i w, grá (grau), Plur. gráwe; r ù i w, ró (roh), flekt. r á w e r; k l á i w, klà und kláwe (Klaue). Uraltes w ist erhalten in s á i w, zèhe (Zehe), Grdf. taihwòn.

#### h

ist seinem Ursprung nach ein gutturaler Reibelaut gewesen und als solcher noch jetzt im Nhd. auslautend und vor t beibehalten; dagegen hat es sich in der Mda. an allen Stellen des Wortes zum blossen Hauchlaut verflüchtigt oder ist ganz verschwunden.



Das anlautende h ist noch immer sehr deutlich vernehmbar: hán, hán (haben); hèlmən, halm; hálən, halten; himt, hemde (Hemd); hút, hiute (heute); híl, hüle (Höhle); h u n i z, honec (Honig); h è r z ə n, horchen. Undeutlicher wird h im Anlaut der minder betonten Endsilben -heit und -haft artikuliert, ohne jedoch ganz zu verschwinden: freīheit, vriheit (Freiheit); fulheit, vülheit (Faulheit); gəwénheit, gewonheit; wórheit, wárheit; h è r t s h è f t i z, h è r z e h a f t (herzhaft); deībelhafti z, tiuvelhaft (verteufelt); warhafti z, wárhaft (wahrhaftig).

Unorganisches h ist vor héīšən, eischen (heischen, beteln) getreten, welcher Zusatz auf Angleichung an héīšən, heißen (heissen) beruht, sodass in der Mda. beide Verba der Aussprache nach vollständig zusammengestossen sind.

Intervokalisches h ist entweder ausgefallen oder in j übergegangen. Der Schwund des h ist mit einer Kontraktion der umgebenden Vokale verbunden: šlén, slahen (schlagen); sén, zēhen (zehn); g ə z i n, sēhen; f ó, vohe (Marder); štál, stahel (Stahl); ná, náhe. Der Uebergang von h in j findet in der Regel nach langem Vokale statt: weījən, wihen (weihen); f ə r s e i j ə n, verzihen (verzeihen); si j ə n, ziehen; z i j ə n, sihen (sehen); s è i j, zaehe; g è i j, gaehe (jäh); ri j, rihe (Reihe, Linie); ri j, rihe (Reihen am Fuss); bi j ə l, bihel (Beil); nach kurzem Vokal in šw è j ə r š; swēher (Schwägerin), und in den Komparativen n è j ə r (näher); h è j ə r (höher).

Statt h ist nach u ein w eingeschoben worden: š u i w ə n, schiuhen (scheuen), nach a ein palatales g: á g ə r, eher (Aehre).

Vor s und t fällt es in der Regel mit Hinterlassung von Ersatzlänge aus: è s, ahse (Axe); fl á s, vlachs (Flachs); h è s, hehse (Hechse, Schenkel); é k i s, egedēhse (Eidechse); z é š t ə r, sēhster und sehter (Sester, Sechter); w á s, wahs (Wachs); w è s ə n, wehsen (mit Wachs überziehen); w á s ə n, wahsen (wachsen); dazu g ə w è s (Gewächs); w è s ə l n, wēhseln. Bei t i s ə l, dihsel (Deichsel) ist wegen des -el nicht nur keine Dehnung eingetreten, sondern der an sich schon lange Vokal noch gekürzt worden. Wo h vor s nicht verstummte, da wurde es zum Verschlusslaute k: o k s, ohse (Ochs); f ú k s, vuhs (Fuchs); z e k s, sēhs (sechs); n è k š t (nächste); h è k š t (höchste). Vor t: á t, ahte (Acht); á t ə n, ahten (achten); è t, ahte (acht); ri t ə n, rihten (richten); ni t ə r n, nüehtern (nüchtern); li t, lihte (leicht); li t ə n, lihten (leuchten); lí t, lieht (Licht); fé r t ə n, vürhten (fürchten); fr ú t, vruht; ná t, naht (Nacht); tr è t ə r, trehter (Trichter); kn è t, knēht (Knecht); r è t, rēht (recht); šl è t, slēht (schlecht); d ó t ə r, tohter (Tochter);

šlát, slahte (Schwade); ərdát, erdächt (erdacht). Hierher gehört auch lút, nnd. lucht für luft, in den Ausdrücken gemər us dər lút, in dər lút štén (geh' mir aus dem Lichte, im Lichte stehen) gebräuchlich; dazu die Zusammensetzung lútlo'χ (Luftloch). In dem oft unbetonten nít, niht (nicht), ist h ohne Ersatzdehnung ausgefallen. Nicht selten behauptet sich h vor t als Reibelaut, namentlich bei solchen Wörtern, die kein altes Sprachgut der Mda. zu sein scheinen: flíχt, pfliht (Pflicht); fərflíχtən, verpflihten; ríχtər, rihter; gəwíχt, gewihte (Gewicht); gəzíχt, gesihte (Gesicht); gəšíχt, geschíht (Geschichte); šla'χtən, slahten (schlachten); šla'χt, slahte (Schlacht); gərèχt, gerèht; heχt, heht (Hecht); ma'χt, maht (Macht); meχtíχ, mehtic (mächtig); feχtən, vèhten (fechten); dazu fo'χtən (bettelnd im Lande herumstreichen); bíχt, biht (Beichte); bíχtən, bihten; wèχtər, wahtaere (Wächter); wèksəl (Wechsel, Schuldschein). Neben rét und slét kommen auch rèχt und šlèχt ohne wesentlichen Unterschied der Bedeutung gebraucht.

In fléītən, vlèhten (flechten), und fléīt, vlèhte (Flechte), ist ein i an die Stelle des h getreten.

### ch

hat sich als kräftiger Reibelaut in der Regel erhalten: brèχən, brèchen; lá'χən, lachen; má'χən, machen; štèχən, stèchen (stechen und stecken); wà'χən, wachen; fərweχən, aus wecken und wachen zusammengesmolzen, bedeutet wecken und erwachen; got. j hat zwar Umlaut bewirkt, aber ch ist durch Anlehnung an wà'χən geblieben; hu'χən, hùchen (hauchen); štru'χələn, strùcheln (straukeln); wíχən, wieche (Docht); zìχəl, sichel; šprá'χ, spráche; wù'γ, woche; ərlèχt, zu lèchen (ausgetrocknet, verdurstel); kírχ, kirche; íχ, ich; dá'χ, dach; lo'χ, loch; šwà'χ, swach (schwach); bláíχ, bleich; plo'χ, bloch (Block, Klotz); brá'χ, brách; no'χ, noch.

Auch steht ch im Auslaut für h: šù'χ, schuoch, Gen. schuohes (Schuh); fló'χ, vlòch, Gen. vlòhes (Floh); hó'χ, hòch, flekt. hòher, (hoch).

Weggefallen ist ch für auslautendes h in der Regel nach l und r: fúr, vurch (Furche); šèl, schèlch (scheel); wel, flekt. welər, welch, flekt. welher; zolər, solch, flekt. solcher; ausserdem in der Práp. nà, nach, durch Anlehnung an das Adj. nà, nàch, flekt. nàher (nah), wo die unflektierte Form von den andern beeinflusst wurde; hierzu die Komposita dè m-nà (demnach), und d anà (darnach); ferner endlich bei zu-

sammengesetzten Wörtern am Ende des ersten Gliedes: hót-sit, höchzit (Hochzeit); nâpər, nächgebür (Nachbar); gə-méliʒ, gemehlich (langsam); búštaw, buochstap (Buchstabe).

Wenn ch nach l oder r stehen geblieben ist, so wird nach gedehntem Vokal ein i eingeschoben: dúriʒ, durch (gebrochen, zerrissen); wéliʒ neben wél, wēlch und welc (welk); keliʒ, kēlch, ahd. kēlich (Kelch); sáriʒ neben ʒák, sarch und sarc (Sarg); dagegen mílʒ, milch; kíriʒ, kirche, wo i kurz geblieben ist.

Ein t wird nach ch hinzugefügt bei gəfráʒt, vrēch (frech); dazu gəfráʒtiʒkeit, vrēchheit; líʒt, lich (Leichenbett).

### j

ist anlautend geblieben: jó, já; jámər, jámer (Jammer); jár, jár (Jahr); joʒ, joch; sogar ursprüngliches in jír, mhd. ir (ihr). Die Interjektion tʒù, jù (juchhe) erhält ein Vorschlag-t, und es entsteht, da j nach t zu ʒ werden muss, eine Affrikata.

Zu je ist ie geworden in jets, iezuo (jetzt), und jetwidər, ietwēder (jeder), während bei iməs, ieman durch Anlehnung an níməs, nieman (niemand) der Vokal i geblieben ist und e in sich aufgenommen hat.

Im Inlaut zwischen Vokalen steht in der Mda. ein j immer da, wo es im Mhd. bald gesetzt, bald ausgelassen wurde: mējən, maejen und maen (mähen); drējən, draejen und draen (drehen); nējən, naejen und naen (nähen); ʒējən, saejen und saen (säen); krējən, kraejen und kraen (krähen); ejər, eier und eijer (Eier); mejər, meier und meijer (Meier, Bürgermeister); frijən, vrien, got. frijòn (freien); dazu frijər (Freier); dieses j, das in der Mda. deutlich artikuliert wird, darf nicht als ein blosser Uebergangslaut, als ein unorganisches Einschiesel aufgefasst werden, sondern ist, wie der Umlaut zeigt, etymologisch begründet.

In blidən, blüejən (blühen), und glidiʒ (glühend), zu glüejən, erklärt sich das d durch Ableitung dieser Wörter von blit, blüete (Blüte), und glút, gluot (Glut); das in den Inlaut gerückte t ist nach der Regel erweicht worden.

### s

wird anlautend vor und inlautend zwischen Vokalen zu stimmhaftem, weichem ʒ: ʒán, sagen; ʒámən, sáme (Samen); ʒənt, senfte (sanft); ʒúr, sùr (sauer); ʒún, sun (Sohn); ʒumər, sumer (Sommer); ʒùn, sunne (Sonne); ʒóimən,

soum (Saum); g ə ʒ i n, sēhen; b é ʒ ə n, bēsem (Besen); i ʒ ə n, isen (Eisen); é ʒ ə l, esel; ʒ ú ʒ ə n, sūsen (sauen).

Dagegen wird es im Auslaut nach Vokal zu stimmlosem, scharfem s: gl á s, glas; gr á s, gras; hu s, h ū s (Haus); pris, pris (Preis); is, is (Eis). Dasselbe gilt, wenn s erst nach Verlust eines e auslautend wird: b é s, boese (böse); bl á s, blāse; r ó s, rōse; h á s, hase; n á s, nase; k è s, kaese. Kehrt aber s in den Inlaut zurück, so wird es auch wieder erweicht: gl è ʒ ə r (Gläser); hi ʒ ə r (Häuser); b é ʒ ə r (böser); bl á ʒ ə n (blasen); r ó ʒ ə n (Rosen); h á ʒ ə n (Hasen).

Ein s, vor dem h ausfiel, ist immer scharf, sowohl im In- als im Auslaut: w á s, wabs (Wachs); fl á s, vlabs (Flachs); è s, ahse (Axe); é ki s, egedehse (Eidechse); w á s ə n, wabsen (wachsen); w é s ə l n, wēhseln; ti s ə l, dihsel (Deichsel); h ist eben nicht ohne weiteres geschwunden, sondern hat sich dem s assimiliert, wodurch dieses verstärkt wurde.

Von der Nachsilbe -el wird s verschiedenartig beeinflusst: Verschärfung tritt ein bei br é s ə l, brosem (Brosame), und ʒ é s ə l, sēgense (Sense); Uebergang in š findet statt bei gé ī š ə l, geisel (Peitsche); weiches ʒ hat nur é ʒ ə l, esel.

Durch scharfes s wird natürlich das im Mhd. selten vorkommende ss vertreten: pr è s, presse; pr è s ə n, pressen; g ə wi s, gewis(ss); m è s, mēsse.

Bei fr ir ə n, vriesen (frieren) und f ə r li r ə n, verliesen (verlieren) ist das r aus dem Partizip in die Formen des Präsens gedrungen.

In den Konsonantverbindungen sl, sm, sn, sw, sp und st wird s zu dem Reibelaut š, welchem die Mda. nicht bloss im Anlaut Raum gewährt, wie das Nhd., sondern auch, nach alemannischem Muster, im In- und Auslaut: š l á f ə n, slāfen (schlafen); š li ʒ ə n, slichen (schleichen); š l é n, slahen (schlagen); š l è t, slēht (schlecht); š l é ī f ə n, sleifen (schleifen, schleppen); š li m p, slimp (schief); š m á l, smal (schmal); š m é r, smēr (Schmiere); š m ə l s ə n, smelzen (schmelzen); š n i d ə n, sniden (schneiden); š n a b ə l, snabel (Schnabel); š n ū r, snuor (Schnur); š w a r t s, swarz (schwarz); š w á t, swarte (Schwarte); š wi m ə n, swimmen (schwimmen); š p í l ə n, spiln, (spielen); š p í g ə l, spiegel; š p á l ə n, spalten; š p è k, spēc (Speck); š t ū l, stuol (Stuhl); š t á ŋ, stange; š tr è l, strael (Kamm); š t é n, štèn (stehen); š t è r ə n, stērne (Stern); f è s p ə r, vēsper; n á s t, ast (Ast); ni s t, nēst; di s t ə l, distel; ʒ ú n s t, sunst (sonst); k ū n s t, kunst; l ū s t, lust; f ə r l ū s t, verlust; br ū s t, brust; f á s t ə n, vasten; f á s t, vast; fe s t, veste (fest); fe s t, fēst (Fest); let s t, lest und leʒʒist, niederdeutsch letist und lezt für lezt (letzte); b á s t ə n, brēsten



(bersten); mišt, mist; lášt, last; mǎšt, mast; nĕkšt (nächste); š ů štər, schuo(h)s(ù)taere (Schuster).

Nach l und r geht ebenfalls s in š über: hǎlš, hals; fĕlš, velse (Fels); t ů rš, torse (Kohlstrunk); ěrš, ars (Arsch); kĭrš, kirse (Kirsche); fĕrš, vĕrse; fĕn ǎltərš hĕr (von alters her); milərš (Müller's). In der Verbindung rst wird das t im Auslaut oft nicht mehr gehört: ěrš, ěrste; bĭrš, b ū rste; aber bĭrštən, b ū rsten; d ů rš, durst, gĕrš, gĕrste; ǎnərš, anderes und anderst (anders).

Nach sonstigen Konsonanten wird s beibehalten: gǎ<sup>n</sup>s, gans; grǎ<sup>n</sup>s, grans (Maul); nach h, wenn dieses nicht ausfällt, sondern zu k wird: f ů k s, vuhs (Fuchs); ʒ e k s, sehs (sechs); o k s, ohse (Ochse). In der Konsonantengruppe hst wird es aber zu š wegen des hinzutretenden t: nĕkš (nächste); hĕkš (höchste); ʒ e kš (sechste).

Durch Kontraktion ist s in gǎwĕn, gewesen, unterdrückt worden.

Die stark ausgeprägte Vorliebe der Mda. für den Reibelaut

### sch

lässt erwarten, dass derselbe überall da beibehalten wird, wo er schon im Mhd. für altes sc anerkannt war; in der Tat ist er an allen Stellen des Wortes geblieben: ʒ ě t, schatte (Schatten); š ǎ m ə n, schamen (schāmen); š ǎ f, schaf (Schrank); š ě r ə n, schĕrren (scharren); š ĭ t, schit (Scheit); š ĭ r, schiure (Scheune); š o l t, schult (Schuld); š ĭ l ə r, schulter; š r ĭ w ə n, schriben (schreiben); š r ů w ə n, schr ū ben (schrauben); ě š ə n, asche; w ě š ə n, waschen; l e š ə n, leschen (löschen); d r e š ə n, drĕschen; h ě ĭ š ə n, eis chen (heischen); f ĭ š, visch; m ĭ n š, mensch; f ě l š, valsch; b ĭ š u f, bischof; m ů r š, mursch (faul); f r ĭ š, vrish; h ĭ p š, h ū besch (h ū bsch); d ĭ t š, diutsch (deutsch); k ĭ n š, kindisch; f r e š, vrosch; b ů r š, gebiuresch (bāurisch).

In fər wĭtš ə n, zu wischen (erwischen), wird ein t vor, in t ů št ə n, t ū schen (tauschen), ein t nach sch eingeschoben; auch ein p-Zusatz kommt vor: f o r š p ə r n, vroschen (nach forschen).

### ʒ

ist in- und anlautend gewöhnlich durch den stimmlosen Spiranten s ersetzt: gr ó s, gròʒ (gross); š t r ǎ s, stráʒe (Strasse); kr ǎ ĭ s, kreĭʒ (Kreis); gr ĭ s, grieʒ (Sandboden); ǎ ĭ s, eiʒ (Geschwür); f l o s, vluʒ (Rheuma); f ǎ r d r ĭ s ə n, verdrieʒen (verdriessen); f ǎ r d r ů s, urdruʒ (Verdruss); š l ó s, slòʒə



(Hagelkorn); *nīs, niȝ* (Lausei); *štrus, strúȝ* (Strauss); *stósæn, stóȝen* (stossen); *šisæn, schieȝen* (schiessen); *bisæn, biȝen* (beissen); *færwisæn, verwiȝen* (verweisen); *us, úȝ* (aus); *ȝàs, saȝ* (Sitz); *ówæs, obeȝ* (Obst); *kribis, krebeȝ* (Krebs). Ebenso *ȝȝ*: *wàsær, waȝȝer* (Wasser); *šprosæl, sproȝȝe* (Leitersprosse); *gàs, gaȝȝe* (Gasse); *mèsær, meȝȝer* (Messer); *mèsæn, mēȝȝen* (messen); *šlisæl, slúȝȝel* (Schlüssel); *wisæn, wiȝȝen* (wissen); *stros, stroȝȝe* (Kehle).

Stimmhaftes *ȝ* ist dafür eingetreten bei *múȝæn, múȝen* (mausern), vielleicht durch Anklingen an *múȝæn* (mausen) zu *mús* (Maus); dazu *múȝiȝ* (traurig); ferner bei *lázæn* neben *lân, láȝen* und *lân* (lassen); in *šgingȝ* über bei *krišæn, kriȝen* und *krischen* (kreischen, schreien, schimpfen); *hirš, hirȝ* (Hirsch); *héisæn, heiȝen* (nennen, genannt werden), das mit *héišæn, eischen* (betteln) zusammengefallen ist; nur bis zu der Affrikata *ts* ist die Verschiebung gediehen bei *šúts, schuȝ* (Schuss); *gæbits, zu biȝ*, (Gebiss); *brènètsæl, zu neȝȝel*, (Brennnessel); *émètsæl, ameiȝe* (Ameise); *èrts, arweiȝ* und *erwiȝ* (Erbse).

Unverschobenes *t* haben, wie schon erwähnt, *dát, daȝ* (das); *wát, waȝ* (was); *æt, eȝ* (es), sowie der Nom. und Akk. Neutr. des substantivierten Adjektivs: *gúdæt, guoteȝ* (Gutes) u. s. w.

z

wird im Anlaut sowie nach *l* und *e* zu scharfem *s*; hier ist demnach germanisches *t* über die Affrikata hinaus bis zur Spirans verschoben worden: *sáīȝæn, zeichen*; *sùndæl, zunder*; *sùŋ, zunge*; *swibæln, zwivelen* (zweifeln); *swelf, zwelf* (zwölf); *sêij, zaehe* (zäh); *sánt, zan* (Zahn); *sabæln, zappeln*; *sám, zam* (zahn); *sát, zart*; *sóimæn, zoum* (Zaum); *sit, zit* (Zeit); *sál, zal* (Zahl); *sélæn, zeln* (zählen); *sû, zuo* (zu); *srik, zerücke* (zurück); *sijen, ziehen*; *swén, zwêne* (zwei); *sáīw, zèhe*; *sén, zèhen* (zehn); *séræn, zern* (zehren); *sedæl, zedele* (Zettel); *sidærn, zittern*; *sór, (zorn)*; *sibæl, zwibolle* (Zwiebel); *sikæn, zücken* (zucken); *slpæl, zipfel*; *swiŋæn, twingen* (zwingen); *swérš, twerch* (quer); *hols, holz*; *šmåls, smalz* (Schmalz); *måls, malz*; *šmelsæn, smelzen* (schmelzen); *ȝåls, salz*; *ȝålsæn, salzen*; *fåls, valz* (Falze); *fålsæn, valzen*; *plånsæn, pflanzen*; *gelsæn, zu gelze* (verschnittenes Schwein); *mils, milze* (Milz); *swansīȝ, zweinzie* (zwanzig); *glåns, glanz*; *fråns, (Franz)*. Dagegen ist weiches *ȝ* im *frånȝæl, franze* (Franse); hierzu *gæfrånȝælt* (mit Fransen besetzt).

Anlautendes t ist nicht verschoben worden in *tīśān*, zwischen. Dem nhd. Zwetsche entspricht in der Mda. *q wētš*.

Im In- und Auslaut nach Vokal und r hat sich z (tz) als Affrikata behauptet: *grīts*, grütze; *hīts*, Hitze; *lātsān*, letzen; *netśān*, netzen; *šītsān*, sitzen; *š witsān*, switzen (schwitzen); *šīts*, schütze (Flurschütz); *pīts*, pfütze (Brunnen); *kāts*, Katze; *dūtsānt*, totzen (Dutzend); *nūts*, nütze; *stutsān*, stutzen (schmollen); *rūts*, rotz; *š nutsān*, sniutzen (schneuzen); *krētsān*, kratzen und kretzen; *trūtsān*, tratzen und tretzen (trotzen); *truts*, trutz (Trotz); *glitsār n*, glitzern; *špātsəl*, spatz; *š wētśān*, swetzen (schwätzen); *kūrts*, kurz; *wūrtsəl*, wurzel; *érts*, erze (Erz); *kérts*, kerze; *hērts*, hërze (Herz); *š warts*, swarz (schwarz).

l

hat keine Aenderung erfahren: die Mda. zeigt nicht, wie gewisse andere, die Neigung, l zu mouillieren oder schwinden zu lassen; im Gegenteil besitzt diese Liquida von allen Konsonanten die grösste Festigkeit. Geblieben ist es im Anlaut: *léwān*, leben; *gléiwān*, gelouben (glauben); *fərlirən*, verliesen (verlieren); nach Konsonanten: *kloībəl*, kliuwel und kniuwel (Knäuel); im Mhd. und Nhd. steht n durch Dissimilierung wegen des auslautenden l; *flījən*, vliegen; *plānsān*, pflanzen; im Inlaut: *fələn*, vaelen (fehlen); *mālen*, mālen (malen); *hīlən*, hiulen (heulen, weinen), vor Konsonanten: *gədolt*, gedult (Geduld); *kālt*, kalt; *bāl*, balde (bald); *swelf*, zwelf (zwölf); *tilpəl*, tölpel und törpel; im Auslaut: *ful*, vül (faul); *fil*, vil (viel); *hīl*, hūle (Höhle); in der Geminatio: *bilən*, bëllen; *felən*, vallen (fallen); *él*, elle und elne (Elle).

Kein l hat das im Mhd. nicht belegte *fi ś pər n*, älter nhd. flistern und flispern (flüstern).

r

ist bedeutend wandelbarer; geblieben ist es im Anlaut: *rèγān*, rëche (Rechen); *rót*, röt; *roīwān*, rouben (rauben); *rīmān*, rieme (Riemen); *rū*, ruowe (Ruhe); nach Konsonanten: *brèγān*, brëchen; *brūdər*, bruoder (Bruder); *bru'γān*, brüchen (brauchen); *frān*, vragen; *štroīwān*, ströuwen (streuen); *šprā'γ*, spräche; *drij*, dri (drei); im Inlaut: *fārən*, varn (fahren); *kórən*, koren (kosten); *špārən*, sparen; *hërən*, hoeren (hören); in der Verdoppelung: *hër*,

hërre (Herr); šèrən, schërren (scharren); blèrən, blerren (plärren); nàr, narre (Narr); pàr, pfarre (Pfarrei); kàrən, karre (Karren); dūr, durre (dürr, mager).

Ursprüngliches r ist bewahrt in prum, mhd. pflume und prume, ahd. pfruma, lat. prunum (Pflaume).

Im Auslaut und vor Konsonanten wird einfaches r nur sehr schwach oder gar nicht mehr artikuliert. Die Zungenspitze wird nicht in vibrierende, die obere Wandung der Mundhöhle berührende Bewegung gesetzt, sondern bleibt träge unten liegen und begnügt sich damit, ein kurzes unbetontes a hervorzubringen. Tritt aber auslautendes r in den Inlaut zurück, so wird es wieder gesprochen: pàr und pá, par (Paar); dír und día, tür (Tür); fir und fia, vür (vor); fər und fa, vür (für); šir und šia, schiure (Scheune); fir und fia, viur (Feuer); wór und wóa, wår (wahr); dir und dia, tier (Tier); bir und bia, bier; mir und mia, mir; dir und dia, dir; rər und réa, roere (Röhre); múr und múa, mure (Mauer); widər und wida, wider (wieder); hàr und hàa, hâr (Haar); jár und jáa, (Jahr); fatər und fata, vater; mütər und müta, muoter (Mutter); mèsər und mès a, mezzər (Messer); dórf und dóaf, dorf; kórf und kóaf, korp (Korb); dúrš und dúaš, durst; birš und biaš, bürste; gərš und géaš, gërste; kerpər und keapa, Körper; fértən und féatən, vürhten; štérwən und štéawən, stërben; wirt und wiat, wirt; birt und biat, bürde; aber dírən, Plur. von dia (Tür); dírər und díra, Plur. von dia (Tier) u. s. w. Nach demjenigen a, das die helle Klangfarbe behält, lässt verstummendes r blasse Ersatzdehnung zurück, indem das tonlose a, wodurch r vertreten wird, in dem andern aufgeht: gártən und gátən, garte (Garten); bárt und bát, bart; kárt und kát, Karte; sárt und sát, zart; wártən und wátən, warten. Geblieden ist es in kurz gesprochenem hart (hart).

Zuerst Metathesis und dann Verkümmern des r ist bei kuršt neben kuašt, kruste, eingetreten. Vollständig unterdrückt wurde es in bástən, brësten (bersten).

Schon im Mhd. ist r bei einigen Wörtern im Auslaut nach langem Vokal oder vor artikulationsverwandten Lauten ausgefallen: mé, mère, mër und mè (mehr); wèlt, wërlt und wëlt (Welt); neben vordern galt schon im 14. Jahrhundert hier und da vodern; letzteres ist die Form der Mda.

m

ist im wesentlichen gut erhalten. Anlautend: málən, maln (mahlen); mily, milch; müt, muot (Mut). In der gewöhnlich

vortonigen Praep. mit ging das m in b über, wie schon zu mhd. Zeit in der Verbindung mitalle, woneben betalle gebräuchlich war. Inlautend: n á m ə n, name; h i m ə l, himel (Himmel); k ù m ə n, kumen (kommen); vor Konsonanten: d á m p, dampf; k r ù m p, krump, (krumm); š l i m p, slimp (schief); h i m t, hemde (Hemd). Auslautend: s á m, zam (zahn); i m, ùmbe (um); f r ù m, vrum (fromm); p r u m, pflúme (Pflaume); b l ù m, bluome (Blume). Die auf rm endigenden Wörter haben eine zweifache Aussprache: entweder tritt dumpfes ə zwischen beide Konsonanten, oder das r fällt aus, und m wird mit dem Anhängsel -ə n versehen: á r ə m und á m ə n, arm; w á r ə m und w á m ə n, warm; l è r ə m und l è a m ə n (Lärm); š ú r ə m und š ú a m ə n, schirm (Schutz, Obdach). Die Nachschlagsilbe -ə n hängt sich immer an auslautendes einfaches m einsilbiger Wörter mit dem Stammvokal ó i (mhd. ou), sowie an lm: b ó i m ə n, boum (Baum); ʒ ó i m ə n, soum (Saum); s ó i m ə n, zoum (Zaum); r ó i m ə n, roum (Rahm); h è l m ə n, halm; š w á l m ə n, swalwe (Schwalbe), mit m statt w.

Nicht zu halten vermochte sich m in der tonlosen Endsilbe -em, die zu -ə n abgeschwächt wird: b é ʒ ə n, bēsem (Besen); b ù ʒ ə n, buosem (Busen); f á d ə n, vadem (Faden); n á t ə n, átem (Atem). Ferner ist lanksam (langsam) zu l á n t s ə n, heim zu h á i n geworden.

Hingegen hat sich m behauptet in š è m t (Scham), während es schon im Got. und Abd. durch Assimilation an folgendes d (t) zu n übergegangen war: skanda, scanta, (mhd. schande), Abstraktbildung zu der germ. Wurzel skam. Daneben hat die Mda. š à n (Schande).

n

bleibt in den meisten Stellungen, ausser nach r und vor Spirans: n á t, naht (Nacht); n á l, nádel; n ù i w, niuwe (neu); h ù n, huon (Huhn); m á n, man (Mann); ʒ i n, sin (Sinn); š n ù r, snuor (Schnur); w á n ə n, wonen (wohnen); w ù n, wunde; á n ə r, ander; h i n ə r, hinder (hinter); l á n t, lant (Land); k i n t, kint (Kind); r ù n t, (rund); s á n t, zan (Zahn); ng wird zu ŋ, nk zu ŋ k: è ŋ, enge; s ù ŋ, zunge; f á ŋ ə n, zu váhen (fangen); f i ŋ ə r, vinger (Finger); b á ŋ k, banc (Bank); j ù ŋ k, junc (jung); l á ŋ k, lanc (lang); d è ŋ k ə n, denken; d r i ŋ k ə n, trinken; f ù ŋ k ə n, vunke (Funke). Dagegen š t i r, stirne (Stirn); g é r, gērn; d ó r, dorn; s ó r, zorn; g á r, garn; g ə b ó r, geborn (geboren); g ə š ó r, geschorn (geschoren); g ə š w ó r, gesworn (geschworen); f ə r l ó r, verlorn (verloren); m ó r, morn (morgen), kontrahiert aus morgen;

hōrētsəl, horniz (Hornisse); tūr, turm und turn (Turm, Gefängnis); letzteres kann auch ein frz. Lehnwort sein. Jedoch ist n nach r nicht abgefallen, wenn noch ein e folgte: štērən, stērne (Stern); hirən, hirne (Hirn); fērən, vērne (vorjährig); burən, brune, angls. burna (Brunnen); das Schluss-e wird also abgestossen und dafür ein ə zwischen r und n geschoben. Weiterhin ist n vor s geschwunden: ʒésəl, sēgense (Sense); dišda, dinstac (Dienstag); dūšda, dunerstac (Donnerstag); a wird zum Ersatz für den Verlust des n vor s und f nasalisiert: gā<sup>n</sup>s, gans (Gans); grā<sup>n</sup>s, grans (Maul); hā<sup>n</sup>f, hanf. Dieser Vorgang lässt sich nur vor einfacher Spirans beobachten; vor z bleibt n, und a erfährt keine Nasalisierung: gāns, ganz; dāns, tanz; plānsen, pflanzen.

Mitunter auch ist n vor s zu i geworden, so im Plural gēis (Gänse); liiʒən (Linsen), zu lins, linse; ferner in bliiślàŋ, blintsliche (Blindschleiche), wo zunächst t ausgefallen war.

Andererseits hat die Einschlebung eines n zwischen Vokal und Konsonant stattgefunden in máĩnšt, meist, und ʒintər, sit und sint (seit), aus sint und her zusammengesetzt.

Im Anlaut der Wörter nāšt, ast, und nātən, átem, hat sich n infolge irrtümlicher Worttrennung nach dem Akkusativ des Artikels dən (den) mit dem Substantiv vereinigt. Umgekehrt wurde des anlautende n von nache (Nachen) als zum Artikel gehörig aufgefasst und abgelegt: à'ʒən.

In der Mda. hat bir, bir (Birne) nicht wie im Nhd. das n aus dem Plural in den Sing. übertragen, und wäre dies einmal der Fall gewesen, so hätte es wie bei štir, stirne u. a. auch wieder verschwinden müssen.

In mhd. spinel (Spindel, Stecknadel) wird d im Nhd., g in der Mda. zu n hinzugefügt: špìŋəl (frz. épingle).

## Die französischen Konsonanten in der Mundart.

### b

ist anlautend erhalten: bētš, bāche (Wagendecke); bütik, boutique (Laden, Werkstatt); botin, bottine (Stiefelchen); bul, boule (Kugel); bušq, bouchon (Pfropfen); bünèr, bonheur (Glück). Zwischen Vokalen und nach r wird es zu w: bəwèt, Babette (Barbara); rewi, rebut (Auswurf); pros-wèrwa, procès verbal (Protokoll); tɔwàk, tabac; səwot, sabot (Holzschuh); doch bleibt es vor -el: kùrbəl, corbeille



(Körbchen); trúbə̀l, trouble (trüb). Auslautendes -be wird p: barp, Barbe (Barbara). Nach m fällt b vor leichter Nachsilbe aus: kɔkɔmər, concombre (Kürbis); bùm, bombe; dagegen: jámbon, jambon (Schinken); ambə̀ra, embarras (Verlegenheit). Auch in dem jungen Lehnwort tēmbər, timbre (Briefmarke), ist es nicht assimiliert worden.

p

ist überall hart geblieben: a pə̀rt, à part (besonders); pəsən, passer (nicht spielen); pləkə̀š, placage; tapi, tapis (Teppich); ampeširən, empêcher (verhindern); propər, propre (rein); plèʒir, plaisir; kə̀puš, capuche (Kaputze); šə̀po, chapeau (Hut); kup, coupe (Holzschlag); parə̀ple, parapluie.

d

ist ebenfalls erhalten und wird nur in der Endung -de, wo es bei der gänzlichen Verstummung des e in den Auslaut tritt, zu t: mót, mode; komót, commode; pumat, pommade; mudəl, modèle (Form); repundirən, répondre (dafür stehen); bə̀ndəlir, bandoulière (Bandelier): kumədírən, commander (befehlen); mətət, moutarde; gə̀rt, garde (Zollaufseher); blunt, blond.

t

hat sich nicht bloss im An- und Inlaut, sondern auch im Auslaut nach Konsonant behauptet: tapi, tapis (Teppich); trúbə̀l, trouble (trüb); traŋkil, tranquille (ruhig); trumpirən, tromper (täuschen); trip, tripe (Gedärme); bütəl, bouteille; bütik, boutique; futi, foutu (entzwei); fótəl, fauteuil; wətirən, avertir (warnen); a pə̀rt, à part; ə̀lert, alerte (munter); rapə̀rt, rapport (Meldung); mumə̀nt, moment; afrunt, affront (Beleidigung). Es wird aber, wie im Frz., auslautend nach Vokal in der Regel nicht gehört: pə̀lto, paletot; file, filet; kole, collet (Kragen); tupe, toupet (Dreistigkeit); rewi, rebut (Auswurf); diwe, duvet (Federdecke); bife, buffet; ausgenommen sind sawot, sabot (Holzschuh) und dot, dot (Mitgift).

g

behält als Kehllaut seine Aussprache bei: gə̀r, gare (Bahnhof); gə̀ʒèt, gazette; magrit, Marguerite; glinən, glaner (Aehren

auflesen); g a r t, garde; r è g ə l, règle (Lineal); r a g u, ragoût (Braten mit Sauce); ebenso als palataler Zischlaut: u ž e n, Eugène; ž è n i r ə n, gêner; k ù ž e, congé; ž è l e, gelée; l o ž i r ə n, loger; ž u ž i r ə n, juger (urteilen); r a ž i r e n, ranger (ordnen); š a ž i r ə n, changer (ändern); ž a n t i, gentil (artig); ausgenommen ist g e n ə r ə l, général. Am Wortende, nach Abfall eines -e, wird es zu š gesteigert: s i r a š, cirage (Wichse); p l a k a š, placage; k a š, cage (Käfig); p a š, page (Seite eines Buches); k u r è š, courage; t a p a š, tapage (Lärm); ž u š t ə p e, juge de paix (Friedensrichter).

c

ist unverändert herübergekommen; wie dort lautet es bald wie k, bald wie s: k a r a k o, caraco (Frauenjacke); k o k o m ə r, concombre (Kürbis); k ù m i, commis; k a n i w o, caniveau (Strassenrinne); k a š, cage; k r à w à t, cravate; s i r a š, cirage; k a n s o, caleçon (Unterhose); f è c o, façon; f i s e l, ficelle; f ù s i e r, foncier (Steuer); s á s e, censé (ungefähr); š á s, chance; k i t a s, quittance (Quittung).

qu

klings auch in der Mda. wie k: k a l i t é t, qualité (Qualität); k a r t j e, quartier (Viertel); e k s p l i k i r ə n, expliquer (erklären); k i t, quitte (frei); k i t i r ə n, quitter (verlassen).

j

lautet wie im Frz.: ž a m b o n, jambon (Schinken); a ž u s t i r ə n, ajuster (zurecht machen); ž u ž i r ə n, juger (urteilen); ž u š t ə p e, juge de paix (Richter); b o ž u r, bonjour; ž a l u, jaloux (neidisch); ž a, Jean; ž u l i, Julie; ž u s t i s, justice (Gericht).

ch

behält seine Aussprache bei, wird also durch ein š dargestellt: š á r l, Charles; š a l à t, échalotte (Schalotte); š è f, chef; m i š è l, Michel; d e p e š, dépêche (Depesche); a m p e š i r ə n, empêcher (verhindern); b u š o, bouchon (Pfropfen); k a p u š, capuche (Kaputze); š w a ž i r ə n, choisir (wählen). Vor dem š entwickelt sich ein t in b è t š, b á c h e (Wagendecke).

f

bleibt unverändert: p l a f o, plafond (Zimmerdecke); a f r ù n t, affront; b ù n f a, de honne foi (aufrichtig); f è r m ə n, ferme fest, gesund); r e f u ž i r ə n, refuser (verweigern).

v

wird richtig wie weiches w ausgesprochen: wal, voile (Schleier); ũwrije, ouvrier (Arbeiter); diwe, duvet; kiwèt, cuvette (Waschschüssel); walis, valise (Felleisen, Handkoffer); newe, neveu (Neffe); pavāī, pavé (Pflaster); liwər, livre; liwərn, livrer (liefern); sèrwét, serviette; wèrni, vernis (Firnis); wèrnirən, vernir (firnissen). In den Auslaut tretendes v wird zu f: bètraf, betterave (Rübe); èsklaf, esclave (Sklave).

s

hat im Anlaut und nach Konsonanten seine Schärfe in der Regel bewahrt: sawot, sabot (Holzschuh); sèʒirən, saisir (in Beschlag nehmen); sèʒi, saisie (Beschlagnahme); sèmpəl, simple (einfach); sèrwirən, servir (bedienen); sèrwét, serviette; sùm, somme (Summe); burs, bourse (Börse); bò<sup>n</sup>swa, bonsoir; kûsèl, conseil (Rat); musje, monsieur. Weiches ʒ haben im Anlaut, vielleicht durch den Einfluss des Nhd., ʒú, sou, und ʒàs, sauce. Zwischen Vokalen hat s seine weiche Aussprache beibehalten: šwaʒirən, choisir (wählen); kuʒiŋ, cousin; sèʒirən, saisir; sèʒi, saisie. Rückt aber das intervokalische s in den Auslaut, so wird es verschärft: mis, mise (Gebot, bei Versteigerungen); sotis, sottise (Schimpfwort). Im Anlaut wird s vor t und p nach deutscher Art zu s: štèr, stère (Kubikmeter Holz); špidil, perspective (Fernrohr); nicht so im Wortinnern: aʒustirən, ajuster; žustis, justice. Stummes s im Wortlaut bleibt in der Regel unausgesprochen: wèrni, vernis; kumi, commis; tapi, tapis. Dagegen eksprès, exprès.

x

wird inlautend so, wie es ist, übernommen: eksəməl, examen; weksirən, vexer (ärgern). Im Auslaut bleibt es stumm bei Substantiven, während es bei Adjektiven zu s wird: pri, prix (Preis); žústəpe, juge de paix; dagegen žalus, jaloux; kajós, curieux.

z

behält seine weiche Aussprache nur im Inlaut bei: gaʒèt, gazette; liʒièr, luzerne (Luzernercklee); anlautend wird es, wie das mhd. z, zu hartem s: swáf, zouave.

l

unterliegt keiner Veränderung, soweit es im Frz. nicht erweicht war: *lè məl*, lame (Klinge); *walis*, valise; *žèle*, gelée; *fisèl*, ficelle; *règəl*, règle; *tránkil*, tranquille (rubig). Das mouillierte l wird inlautend zu lj, im Auslaut dagegen verliert es die Mouillierung: *paljas*, pailasse (Matratze); *milji*, millier (tausend Pfund); *butel*, bouteille; *kùrbəl*, corbeille (Körbchen); *fótèl*, fauteuil; *smul*, smouille (Hirse); *kùsèl*, conseil; *famil*, famille. Inlautend und daher zu lj ist es geworden in *kanəlji*, canaille. Stumm bleibt auslautendes l in *zánti*, gentil (artig); es wird stumm in *proswèrwa*, procès verbal. Vor hinzutretender Deminutiv-Endung -el ist es durch Dissimilierung zu d geworden: *mérdəl*, merle (Amsel); *ándudəl*, andouillette (Wurst).

r

hat dieselben Schicksale wie in deutschen Wörtern: im Auslaut und vor Konsonanten büsst es gewöhnlich seine Artikulation ein und wird durch tonloses a vertreten: *mèrmit* neben *mèamit*, marmite (Kochtopf); *fèrmən* und *fèamən*; *ferme* (fest); *əlèrt* und *ələat*, alerte; *mérdəl* und *médəl*, merle; *proswèrwa* und *proswəawa*, procès verbal; *sèrwét* und *səawét*, serviette; *wèrni* und *wəani*, vernis; *raport* und *rapoat*, rapport; *kùrbəl* und *kùabəl*, corbeille; *viktər* und *viktoa*, Victor; *bəžur* und *bəžua*, bonjour; *bùnèr* und *bùnəa*, bonheur; *əfèr* und *əfəa*, affaire; *plèžir* und *plèžia*, plaisir; *támbur* und *tám bua*, tambour; die Endung -ər, für frz. -re, wird zu a herabgedrückt: *propər* und *propa*, propre; *liwər* und *liwa*, livre; *liwərn* und *liwan*, livrer; *səmètər* und *səmèta*, sous-maitre. Nach a geht r in diesem auf: *magrit*, Marguerite; *šál*, Charles; *rár* und *rá*, rare; *gár* und *gá*, gare; *bəswar* und *bəswa*, bonsoir; *pafors*, par force; *mutat*, moutarde; *kajós*, curieux. Vor t in kurzer betonter Silbe ist r geblieben: *apart*, à part; *kartje*, quartier. Sonst blieb es in der Regel nur im An- und Auslaut sowie nach Konsonanten vor dem Untergang geschützt: *rapoat*, rapport; *rá*, rare; *propa*, propre; *proswəawa*, procès verbal; *ambəra*, embarras. Stumm bleibt es in der Endung -er: *kartje*, quartier; *uwrije*, ouvrier (Arbeiter).

m und n

bereiten keine Schwierigkeit im Anlaut, zwischen Vokalen

und nach Konsonanten, wo sie ungeschmälert beibehalten werden: *mót*, mode; *mudəl*, modèle; *mèrmit*, marmite; *šmine*, cheminée (Kamin, Schornstein): *lè məl*, lame (Klinge); *not*, note: *glinən*, glaner (Aehren auflesen); *wèrni*, vernis; nach *r* wird an *m* wie im Deutschen die Nachklangsilbe *-ən* angehängt: *fèrmən*, ferme (fest). Wo *m* und *n* im Frz. den vorhergehenden Vokal nasalieren und dabei ihre eigene Existenz verlieren, da werden sie in der Mda. verschieden behandelt: entweder geben sie kein nasales Element an den Vokal ihrer Silbe ab und behalten dann völlig ihre natürliche Artikulation bei, was meistens in betonter Endsilbe stattfindet: *mumènt*, moment; *ložəmènt*, longement; *kumpli m è n t*, compliment; *afrùnt*, affront; *kanún*, canon; *žamànt*, charmant; *kumisjón*, commission; *pèrmisjón*, permission; *bùn*, bombe; oder sie bewirken die Nasalierung des Vokals; doch geht diese nicht so weit als im Frz., und dementsprechend wird der nasale Konsonant nicht vollständig aufgegeben, sondern bleibt, wenn auch mehr oder minder abgeschwächt, erhalten; dies geschieht in der Regel vor Labial und Dental: *ambəra*, enbarras; *tèmbər*, timbre; *támbur*, tambour; *lámbrì*, lambris (Getäfel); *kùnt*, compte (Rechnung); *kùntwa*, comptoir; *trumpirən*, tromper; *ampeširən*, empêcher; *pùm pje*, pompier; *sèmpəl*, simple; *ándudəl*, andouillette; *repundirən*, répondre; *bàndəlir*, bandoulière; *blùnt*, blund; *lántər*, lanterne; *akùnt r è r*, au contraire; *žánti*, gentil; *tánt*, tante und tente (Tante und Zelt); ebenso vor gutturalen Konsonanten: *ùnkəl*, oncle; *tráŋkil*, tranquille (ruhig). Vor Spiranten wird der Nasal nicht mehr gehört: *kùze*, congé; *fúsièr*, foncier (Steuer); *kúsel*, conseil; *sá<sup>n</sup>se*, censé; *šá<sup>n</sup>s*, chance. Manchmal auch ist der nasale Konsonant untergegangen, ohne dass der voraufgehende Vokal Nasalierung erfährt; es ist aber anzunehmen, dass eine solche früher gegolten hat: *mama*, maman; *ražirən*, ranger; *šažirən*, changer; *kùmədirən*, commander; *kokomər*, concombre; *músje*, monsieur; *žále*, Jean; *ambè*, eh bien; *ala*, allons.

Die Aussprache der Endung *-on* ist der frz. gewöhnlich identisch: *kansə*, caleçon; *fèsə*, façon; *bušə*, bouchon; *košə*, cochon; *támpə*, tampon (Tuchballen); *plafə*, plafond; oder es ist Gutturalnasal in den Auslaut getreten: *žámboŋ*, jambon; *moltoŋ*, molleton; dasselbe geschieht bei *kùziŋ*, cousin; *krèŋ*, crin (Pferdehaar); *žàŋ*, Jean.



### Nichtlautgesetzliche Wandlungen.

Dass französische Wörter bei ihrem Uebergang in die Mda., der nicht auf schriftlichem, sondern mündlichem Wege erfolgte, öfter unrichtig aufgefasst wurden, ist nicht auffallend. Durch Anklingen an vorhandene heimische Wörter, die zwar nicht identisch mit ihnen sind, deren Stamm aber zu einem Teil das gleiche Lautmaterial enthält, können derartige falsch verstandene Ausdrücke zu mitunter komischen Zwitterbildungen Anlass geben. So z. B. entstehen Wörter, die einen französischen und deutschen Bestandteil haben; gewöhnlich steht der eine zum andern oder zum Ganzen in irgend einer Beziehung: šara-wán, char à bancs (Wagen mit Sitzbänken; wán = Wagen); kanabet, canapé (Sopha; bet = Bett); mètlat, matelas (Matratze; lat = Lade); agutsèrwis, à votre service (zu dienen; güt = gut); wèrmišèl, vermicelle (Fadennudeln; mišèl = Michel); sumpós, supposé (vorausgesetzt, im Falle dass; sum = zum); papisəri, tapisserie (Tapete), ist durch Anlehnung an Papier gebildet.

Bei andern Lehnwörtern zeigt sich das Bestreben, sie dem Sprachbewusstsein durch verdeutlichende Zusätze näher zu bringen: pèrseládən, persiennes (Fensterladen); flàŋku'χən, flan (Fladen); liʒièrklé, luzerne (Luzernerklee).

Französische Wörter können deutsche Ableitungssilben erhalten: grĩnsiχ, grincheux (zänkisch, bissig); matériŋ, matière (Eiter); mérdəl, merle (Amsel); ándudəl, andouillette; papijole, papillotte (Haarwickel; -le = lein).

Es kommt auch vor, dass frz. Endungen miteinander vertauscht werden; tiroŋ, tiroir (Schublade).

Sogar ähnlich lautende frz. Wörter sind verwechselt worden: modèl bedeutet «Medaille»; daneben m'udəl, ebenfalls von modèle, im Sinne von «Form».

Der Artikel verschmilzt untrennbar mit dem vokalisch anlautenden Substantiv: labe, l'abbé; lisje, l'huissier (Gerichtsvollzieher); lami, l'ami (Pferdenamen).

Gewisse Konsonanten stehen füreinander; so l für n und umgekehrt: kanso, caleçon (Unterhose); patrol, patron (Muster); eksaməl, examen; l für r: marbəl, marbre (Marmor).

#### § 4. Aenderung in der Quantität.

Nicht bloss in der Qualität der mhd. Vokale sind, wie wir gesehen haben, bedeutende Wandlungen eingetreten; auch

die Quantität hat tiefgreifende Aenderungen erfahren. Unter welchen Bedingungen die Mda. Dehnung kurzer und Verkürzung langer Vokale anerkannt hat, wollen wir im Folgenden etwas näher untersuchen.

### A. Dehnung kurzer Vokale.

Unter den Faktoren, welche bei der Zerrüttung der Quantitätsverhältnisse mitgewirkt haben, spielt wieder die Natur der auf den Vokal folgenden Konsonanz eine Hauptrolle.

1. Einfluss der Liquiden und Nasalen. Stämme, die auf einfaches l, m, n, r ausgehen, werden in der Regel gedehnt; dasselbe gilt, wenn nach r ein anderer Konsonant (n, w) abgefallen ist: kál, kal (kahl); štélən, steln (stehlen); málən, maln (mahlen); wól, wol (wohl); míl, mül (Mühle); ná mən, name; šámən, schamen (schämen); sám, zam (zahn); frúm, vrum (fromm); há n, han (Hahn); ʒún, sun (Sohn); bí r, bir (Birne); bér, ber (Beere); mí r, mir; dí r, tür (Tür); pá r, par (Paar); špúr, spur; ér, ér; gúr, gir (Gier); fír, vür (vor); šwérən, swern (schwören); štárən, starn (starren); gér, gerne; hór, horn; dór, dorn; sór, zorn; štír, stirne; mí r, mürwe (mürbe); mó r, morn (morgen); fərlór, verlorn (verloren); gəbór (geboren). Der kurze Vokal ist vor m hie und da geblieben: kúmən, komen (kommen); kú m at, komat (Kummet); ferner in den einsilbigen Adverbien hēr, hēr; hí n, hin; fil, vil (viel); als Adjektiv in der Bedeutung «tot» (von Tieren) ist hí n der Regel nach lang, während fil durch Uebertragung auch als Adj. kurz bleibt.

Die Nachsilben -el und -er bewirken nach m, -ec nach n Erhaltung der Kürze: há m ə l, hamel (Hammel); hí m ə l, himel (Himmel); h a m ə r, hamer (Hammer); k a m ə r, kamer (Kammer); ʒ u m ə r, sumer (Sommer); h u n i ʒ, honec (Honig); k i n i ʒ und k i n i k, künec (König).

Die Dehnung unterbleibt auch vor Geminationen: ál, al (all); fál, valle (Falle); felən, vallen; št el ə n, stellen; flám, vlam und vlamme; štám, stanı (Stamm); b a n, ban (Bann); ʒ ún, sunne (Sonne); ér, irre; d u r, dürre; ferner vor l und n, nach denen d oder t ausgefallen ist: fè l, valte; fè l ə n, valten; mí l, milte (mild); wíl, wilde; špál, spalte; špál ə n, spalten; hál ə n, halten; fə r k á l ə n, erkalten; behèn, behende; bí n ə n, binden; fí n ə n, finden; gə š w i n, geschwinde (geschwindigkeit); št ún, stunde. Die Assimilation des t an l tritt nur dann ein, wenn t nicht im unmittelbaren Wortauslaute stand.

Im Gegensatz zum Nhd. sind Stammsilben, die auf Nasal

oder Liquida ausgehen, denen eine andere Konsonanz als Media folgt, der Dehnung meistens nicht entgangen; t bleibt nach l bestehen, wenn es den Auslaut bildete: ált, alt; kált, kalt; wált, walt (Wald); kálk, kalc (Kalk); bálkən, balke (Balken); kálf, kalp (Kalb); hálš, hals; bāŋk, bank (Bank); dáŋk, danc (Dank); krāŋk, kranc (krank); láŋk, lanc (lang); šêŋkən, schenken; lánt, lant (Land); bānt, bant (Band); hánt, hant (Hand); gá<sup>n</sup>s, gans; gāns, ganz; dāns, tanz; dāmp, dampf; ènt, ente; šprênsən, sprenzen (giessen); árəm, arm; wárəm, warm; ʒárij, sarch und sarc (Sarg); mák, marc (Marke, Grenzstein); máriŋ, marc (Mark); gátən, garte (Garten); wátsəl, warze; wátən, warten; kát, karte; férš, vërse (Ferse); kérts, kërze; kířš, kirse (Kirsche); méřts, merze (März); gérš, gërste; štérwən, sterben; hért, hërt und hërte (Herd und Herde); wérk, wërc (Werg); swérš, zu twërc (quer); férən, vërne (vorjährig); kërən, kërñ; sírkəl; zirkel; írdən, irdin (irden); riŋk, rinc (Ring); driŋkən, trinken; kint, kint (Kind); blint, blint (blind); šlimp, slimp (schief); kórf, korp (Korb); dórf, dorf; ʒórjən, sorgen; mórjən, morgen; wórt, wort; krúmp, krump (krumm); júŋk, junc (jung); šprúŋk, sprunc (Sprung); gəʒúnt, gesunt (gesund); húnt, hunt (Hund); wúrmən, wurm; dúrij, durch; wúrtsəl, wurzel; kúrts, kurz; múřš, mursch (morsch); bírij, bürge; dúřš, durst; bířš, bürste.

Kurzes a haben der Regel zuwider die Adjektive hart, hart, und štark, stare (stark), während bei sárt, zart, die Dehnung regelgemäss eingetreten ist. Hermann Paul (Beiträge 9, 119) sucht dies auch im Nhd. hervortretende Schwanken durch die Annahme zu erklären, dass lautgesetzlich der lange Vokal nur in den flektierten Formen eingetreten und dann durch Ausgleich bald die eine, bald die andere Form durchgedrungen sei. Ursprünglich habe es hãrt, hãrte, zãrt, zãrte geheissen; in hãrt habe der Vokal der unflektierten, in zãrt der der flektierten Form gesiegt. Doch ist nach Wilmanns (d. Gr. I, 307) diese Annahme schwerlich richtig. «Denn gerade wenn dem energischen Accent des kurzen Vokals sich noch eine Silbe unterordnet, zeigt die Sprache Neigung, der Dehnung zu widerstehen.» Von einer solchen Neigung, ist aber wenigstens in der uns beschäftigenden Mda., die überdies eine eigentliche Flexion nicht kennt, wenig zu verspüren. Ich möchte speziell bei diesen Wörtern in ihrer Bedeutung und der damit zusammenhängenden Betonungsweise das ausschlaggebende Moment für den Unterschied in der Quantität suchen: hart und štark werden ibrem Sinne gemäss energisch und kurz, sárt

(zart) dagegen weich und gedehnt gesprochen. Ein Beleg für diese Erklärung ist *fīn*, *vin* (fein), welches den langen Vokal beibehält, während sonst immer das *i* vor *n* kurz wird.

Vor Nasal oder Liquida behauptet sich die Kürze, wenn eine Media folgt; (Beispiele mit *ld* und *nd* haben wir oben gesehen); vor *mb*: *k ù m ə r*, *kumber* (Kummer); vor *ŋ*: *š l à ŋ*, *slange* (Schlange); *è ŋ*, *enge*; *f i ŋ ə r*, *vinger*; *b r i ŋ ə n*, *bringen*; *l ù ŋ*, *lunge*; vor *rb*; *è r w ə n*, *erben*; *g a r w*, *garbe*. Ferner vor *r + w*, *f*: *f a r w*, *varwe* (Farbe); *f a r w*, *varm* (Farrenkraut); *š a r f*, *scharpf* (scharf); vor *nk* und einer Nachsilbe: *f ù ŋ k ə n*, *vunke*; *d ù ŋ k ə l*, *dunkel*; *t ù ŋ k ə n*, *tunken* (eintauchen); endlich in Wörtern, bei denen *r* durch Metathesis hinter den Vokal getreten ist: *b u r ə n*, *brunne* (Brunnen); *k u r š*, *Kruste*.

2. Einfluss der Verschlusslaute. Vor einfacher Tenuis behält der Vokal in der Regel seine Kürze, falls jene im Auslaut oder im Inlaut vor *-er* steht: *ʒ à k*, *sac* (Sack); *š l à ʒ*, *slac* (Schlag); *g r à f*, *grap* (Grab); *r à t*, *rat* (Rad); *b a t*, *bat* (Bad); *b l à t*, *blat* (Blatt); *d à ʒ*, *tac* (Tag); *d à t*, *daʒ* (das); *w à t*, *waʒ* (was); *p à t*, *pate*; *f a t ə r*, *vater*; *b e t*, *bet* (Bett); *b r e t*, *bret* (Brett); *g ə b è t*, *gebèt*; *g i f*, *gip* (gib); *g l i t*, *gelit* (Glied); *š m i t*, *smit* (Schmied); *g r o p*, *grop* (grob); *g ə b o t*, *gebot*; *k r o t*, *krote* (Kröte); *b ù k*, *boc* (Bock); *s ù ʒ*, *zuc*, *zuges* (Zug); *b ù t ə r*, *buter* (Butter). Ausnahmen: *w è ʒ*, *wēc* (Weg), wo Uebertragung aus dem Plural oder der Prāp. *w é j e n*, von *wēgen* (wegen) stattgefunden hat; das Adverb *w è ʒ* (neben *w è k*), *enwēc* (weg) ist nach der Regel kurz; *k á d ə r*, *kātere* (Kater); hier ist zu berücksichtigen, dass der Stammvokal schon im Mhd. keine bestimmte Quantität zeigte, und dass die Endung *-ere* mit *-er*, das im Grunde nur ein *r*-Suffix vorstellt, nicht auf eine Stufe zu stellen ist.

Vor inlautendem *t* ist in der Regel Dehnung eingetreten: *b é d ə n*, *bēten*; *t r é d ə n*, *trēten*; *g ə l i t*, *geliten* (gelitten); *g ə š t r i t*, *gestriten* (gestritten); *g ə r i t*, *geriten* (geritten); *g ə š n i t*, *gesniten* (geschnitten); *g ə t r ó t*, *getreten*; *š p à t*, *spate* (Spaten); *š l i d ə n*, *slite* (Schlitten); *š è t*, *schate* (Schatten).

Dass vor Doppeltenuis von Länge keine Rede ist, braucht kaum angedeutet zu werden.

Vor Media wird der kurze Vokal in der Regel gelängt, wobei *g* nicht selten verloren geht; nur die Wörter mit den Ableitungssilben *-el* und *-er* sträuben sich stets dagegen: *l é w ə n*, *leben*; *h é w ə n*, *heben*; *ó w ə n*, *obene* (oben); *ó w ə s*, *obeʒ* (Obst); *p l i w*, *gebliben* (geblieben); *g ə d r i w*, *getriben* (getrieben); *g ə h á w*, *gehaben* (gehoben); *g r á w e n*, *graben*; *l á d ə n*, *laden*; *l á t*, *lade*; *š á t*, *schade*; *m á t*, *made*; *b á d ə n*,



baden; grát, gerat, ahd. girado (gerade); wán, wagen (Wagen); klán, klagen; mát, maget (Magd); ʒán, sagen; drán, tragen; rén, rēgen (Regen); ʒénən, sēgenen (segnen); gəbó, gebogen; gəsó, gezogen; gəšlá, geslagen (geschlagen); dagegen: widər, wider (wieder); ledər, lēder; lèwər, lēber; kegəl, kegel; knebəl, knebeln; fedər, vēder; gebəl, gibel (Gibel); adəl, adel; gabəl, gabel; šnabəl, snabel (Schnabel); nabəl, nabel; awər, aber; hawər, haber (Hafer); šwijərmutər, zu swiger (Schwiegermutter); sibəl, zwibolle (Zwiebel); ibəl, übel; kibəl, kübel; hibəl, hübel (Hügel); brigəl, brūgel (Prūgel); gribəl, grūbeln; hobəl, hobel; fogəl, vogel; ewəršt, oberest (oberst); ʒudəl, sudelen (sudeln). Langes á hat nur nágəl, nagel, vielleicht auch durch Anlehnung an nágən, nagen, womit nagel stammverwandt ist; dazu nэгəlchər, negellin (Nelken). Kurzen Vokal vor Media haben ausnahmsweise noch: bodən, boden; jut, jude; aber Plur. júdən; das nhd. Lehnwort redən, reden; dazu ret, rede; gin, geben. Vor g ist i kurz geblieben: lijən, ligen (liegen); wijən, wigen (wiegen, wāgen); gəšwijən, geswigen (geschweige); nach lijən hat sich lejən, legen, gerichtet.

3. Einfluss der Spiranten. Einfaches f (v) und s verursachen Dehnung, wenn sie inlautend waren: há s, hase; ná s, nase; lé s ə n, lesen; wé ʒ ə n, wesen; rí s, rise (Riese); wí s, wise (Wiese); gə rí w, geriben (gerieben); ó w ə n, oven (Ofen); há w ə n, haven (Hafen); standen sie dagegen im Auslaut, so bleibt der kurze Vokal: glá s, glas; grá s, gras; hof, hof; šà f, schaf (Schrank); ausserdem vor -el: ští b ə l, stivel (Stiefel); š w e b ə l, swēvel (Schwefel).

Die Dehnung unterbleibt vor allen übrigen Spiranten und Spirantenverbindungen, an welcher Stelle des Wortes sie auch stehen mögen: fás, vaʒ (Fass); krá'χ, krach; wù'χ, woche; kráft, kraft; gášt, gast; šla'χtən, slahten (schlachten); gəʒiχt, gesichte (Gesicht). Etwas anderes ist es, wenn h vor s oder t ausfällt; dann tritt Ersatzdehnung ein: wás, wabs (Wachs); wásən, wahsen (wachsen); flás, vlabs (Flachs); hēs, hehse (Hechse); nát naht; drát, traht; wésəl, wēseln; rítən, rihten, dó t ə r, tohter; frút, vruht (Frucht).

#### B. Verkürzung langer Vokale.

Während im Nhd. die Verkürzung der langen Vokale auf ein enges Gebiet beschränkt ist und ein durchgreifendes Gesetz sich dabei nicht wahrnehmen lässt, hat sie in der Mda. sehr weit um sich gegriffen; aber auch da ist es nicht möglich,



eine für alle langen Vokale gültige Regel aufzustellen, indem Momente, welche bei dem einen die Verkürzung begünstigten, auf einen andern ohne Einfluss sind.

Langes *â* zeigt die grösste Festigkeit; es bleibt auch da, wo es im Nhd. verkürzt wurde: *blâdər*, *blâtere* (Hitzblase); *jâ mər*, *jâmer* (Jammer); *wâ fən*, *wâfen* (Waffe); *klâtər*, *klâfter* (Klafter); *brât*, *brâht* (gebracht); *drâšəl*, *drâschel* (Drossel); *lân* und *lâʒən*, *lân* und *lâʒen* (lassen); *prêm*, *brâine* (Dornstrauch); *nâ pər*, *nâchgebûre* (Nachbar); *mânt*, *mânet* (Monat); nur das unbetonte Hülfswort *hân*, *hân* (haben), wurde kurz.

Auch *ê* blieb unversehrt: *lérʒin*, *lêrche* (Lerche); *hèr*, *hère* (Herr Pfarrer); *hérš*, *hèrisch* (herrlich); einzige Ausnahme: *weniʒ*, *wènic* (wenig), durch die Nachsilbe *-ic* veranlasst.

Dagegen scheint die Mda. Abneigung gegen langes *i* zu haben; in geschlossener Silbe und vor Spiranten wird es immer beseitigt: *min*, *min* (mein); *din*, *din* (dein); *ʒiu*, *sin* (sein); *wis*, *wiʒ* (weiss); *šit*, *schit* (Scheit); *šin*, *schin* (Schein); *win*, *wîn* (Wein); *ris*, *ris* (Reis); *is*, *is* (Eis); *riʒ*, *rich* (reich); *sit*, *zit* (Zeit); *štrit*, *strit* (Streit); *wit*, *wit* (weit); *lim*, *lim* (Leim); *nit*, *nit* (Neid); *rif*, *rif* (Reif); *gliʒ*, *gelich* (gleich); *pin*, *pine* (Pein); *šwin*, *swin* (Schwein); *ʒit*, *site* (Seite); *pris*, *pris* (Preis); *drisiʒ*, *driʒec* (dreissig); *kiʒən*, *kichen* (keuchen); *šliʒən*, *slichen* (schleichen); *risən*, *riʒen* (reissen); *špiʒər*, *spicher* (Speicher); *grifən*, *grifen* (greifen); *pifən*, *pifèn* (pfeifen); *fərwišən*, *verwiʒen* (verweisen); *biʒtən*, *bichten* (beichten); *tisəl*, *dihsel* (Deichsel); *šrinər*, *schriner* (Schreiner).

Von den Wörtern mit *ô* haben nur *šlôs*, *slôʒ* (Schloss), *lôs*, *lôs* (los), und *hofart*, *hòchvart* (Hoffart), Kürzung erfahren. Dagegen hat sich die Länge in *hòtsit*, *hòchzit* (Hochzeit), und *šlós*, *slöz* (Hagelkorn) gehalten.

Aehnliche Tendenz wie *i* verrät *û*; wenn andere Konsonanten als *Media* und *r* folgen, gibt es die Länge auf: *hut*, *hût* (Haut); *krut*, *krût* (Kraut); *lutər*, *lûter* (lauter); *rup*, *rûpe* (Raupe); *huʒən*, *hûchen* (hauchen); *štruʒələn*, *strûcheln* (straucheln); *us*, *uʒ* (aus); *štrus*, *strûʒ* (Strauss); *hus*, *hûs* (Haus); *mus*, *mûs* (Maus); *tuš*, *tûsch* (Tausch); *fušt*, *fûst* (Faust); *ʒufən*, *sûfen* (saufen); *hufən*, *hûfe* (Haufen); *ful*, *vûl* (faul); *brun*, *brûn* (braun); *šum*, *schûm*, (Schaum); *rumən*, *rûmen* (räumen); *û* bleibt nur lang vor *-me*: *dûmən*, *dûme* (Daumen); *kûm*, *kûme* (kaum).

Der Umlaut *iu* leidet Verkürzung vor Konsonantverbindungen und *-er*: *ditš*, *diutsch* (deutsch); *krits*, *kriuze*

(Kreuz); *fiγt*, *viuhte* (feucht); *fri n š ù f*, *vriundschaft* (Freundschaft); *itər š*, *iuter* (Euter).

Die Verkürzung des *ie* beschränkt sich auf vereinzelte Fälle: *fèrtsen*, vierzehen; *fèrtsiγ*, vierzec (vierzig); *sijəl*, ziegel; *ferdri sən*, verdriezen (verdriessen).

Der Diphthong *uo* ist bei Adjektiven zu kurzem *u* geworden: *g ù t*, *guot* (gut); *g ə n ù 'γ*, *genuoc* (genug); *w u š t*, ahd. *wuosti* (wüst); *k l u 'γ*, *kluoc* (klug); ausserdem vor *-er* in *m ù t ə r*, *muoter* (Mutter); in *f ù d ə r*, *vuoter* (Futter); dagegen hat sich die Länge gehalten.

Es lässt sich also im allgemeinen sagen, dass diejenigen langen Vokale, die im Nhd. zu Diphthongen wurden, in der Mda. die Länge eingebüsst haben; es sind dies *i*, *ù* und *iu*. Ihre Behandlung ist alemannisch.

### § 5. Umlaut.

Die Mda. weicht im Gebrauch der umgelauteten Vokale erheblich vom Nhd. ab: ein und derselbe Vokal kann, je nach der folgenden Konsonanz, im Umlaut verschiedene Qualität, bald offene, bald geschlossene Aussprache annehmen; in manchen Wörtern findet sich ein Umlaut vor, namentlich von *a*, der sich weder mittelbar noch unmittelbar auf die Wirkung eines *i* zurückführen lässt; in der Erweiterung des Umlautgebietes durch Analogiebildungen ist die Mda. manchmal weiter, manchmal auch nicht so weit gegangen als die Schriftsprache, wie die Flexionslehre noch des nähern zeigen wird.

#### Mhd. a

wird in der Regel zu offenem *è*, jedoch vor *st*, *pf* und *mitunter* auch vor *l* + Kons. zu geschlossenem *e* umgelautet: *h à n t*, *hant*, pl. *h è n*;<sup>1</sup> *b à n t*, *bant*, pl. *b è n ə r*; *h á l š*, *hals*, pl. *h è l š*; *m à n*, *man*, pl. *m è n ə r*; *bl à t*, *blat*, pl. *bl è d ə r*; *r à t*, *rat*, pl. *r è d ə r*; *gr à f*, *grap*, pl. *gr è w ə r*; *kr à f t*, *kraft*, pl. *kr è f t ə n*; *w à l t*, *walt*, pl. *w è l*; *g à r t ə n*, *garte*, pl. *g è r t ə n*; *far w*, *varwe* (Farbe), Verb. *f è r w ə n*; *w á m ə n*, *warm*, Verb. *w è r m ə l n*; *m á t*, *maget* (Magd), pl. *m è t*; *gl à s*, *glas*, pl. *gl è ʒ ə r*; *è r w ə t*, *arebeit*; *è š ə n*, *asche*; *t è š*, *tasche*; *w è š ə n*, *waschen*; *f è l š*, *valsch*; *è l t ə r*, *alter* und *altaere*; *f è l*, *valte*; *f è l ə n*, *valten*; *p è l m ə n*, *palme*;

<sup>1</sup> Beibehaltung oder Veränderung der Quantität hängt von der Beibehaltung oder Veränderung der folgenden Konsonanz ab, gemäss den im Vokalismus aufgestellten Regeln.

h è l m ə n, halm; pl è t s, platz; d è n, tanne; è t, ahte; è s, ahse; mit e: n à š t, ast, pl. n è š t; g à š t, gast, pl. g è š t; k à l t, kalt, subst. k e l t; à p ə l, apfel, pl. e p ə l.

Mhd. à

geht immer in è über: š p r à 'ç, spräche, verb. š p r è ç ə n; n à t, nàt (Nacht), pl. n è t; m à n t, m à n e t (Monat), pl. m è n t; b r à d ə n, bràte, Dem. b r è t ç i n; è l, à l (Aal); è m è t s ə l, àmeiže; š p è n, sp à n (Spahn).

Mhd. o

hat als Umlaut mit Verlust der Lippenrundung geschlossenes e: h o l s, holz, pl. h e l ç ə r; d ó r f, dorf, pl. d é r f ə r; k ó r f, korp, pl. k e r w; l o 'ç, loch, pl. l e ç ə r; p l o 'ç, bloch, pl. p l e ç; h o f, hof, pl. h e f; r o k, roc, pl. r e c; k o p, kopf, pl. k e p; w ó r t, wort, pl. w é r t ə r; k o 'ç, koch, fem. k e ç i n; f o g ə l, vogel, pl. f e g ə l; h ó r, horn, pl. h é r; d ó r, dorn, pl. d é r; b r o 'ç, bruch, pl. b r e ç; š l o p, slupf (Schlinge), pl. š l e p; f r e š, vrosch.

Mhd. ô

verliert im Umlaut ebenfalls die Lippenrundung und wird zu é: b r ó t, bròt, pl. b r é d ə r; f l ó 'ç, vlòch (Floh), pl. f l é; g r ó s, gròç, comp. g r é s ə r; h ó 'ç, hòch, comp. h é ç ə r; t r ó š t, tròst, verb. t r é š t ə n; b r é s ə l, bròsem (Brosame); h é r ə n, hoeren; n é d i ç, noetic; š é n, schoene.

Mhd. u

wird in den meisten Fällen offenes i, vor n, r und einfachem l jedoch geschlossenes i: b ù k, boc, pl. b i k; b ù k ə l, buckel, pl. b i k ə l; n u s, nuç (Nuss), pl. n i s; l u š t, lust, Koll. g ə l i š t ə n; š u t s, schuç (Schuss), pl. š i t s; s u 'ç, zuc, pl. s i ç; f ù k s, vuhs, pl. f i k s; b ə k i m ə r n, bekũbern; š t ù m p, stumpf, pl. š t i m p; š i l i ç, schuldec; g ə d i l i ç, geduldec; g i l ə n, guldin (golden); h i l s ə n, hulzin (hölzern); f ə r g i l ə n, vergulden (vergolden); š i l ə r, schulter; w i l ə n, wullin (wollen); dagegen: m i l, mùl (Mühle); h i l, hũle (Höhle); ç ù n, sun (Sohn), pl. ç i n; d i r, tũr; f i r, vũr (vor); š p i r ə n, spũrn (spũren); m i r, mũrwe (mũrbe); k i n i ç, kũnec (König); d ù r š, durst, Verb. f ə r d i r š t ə r n; w ù r m ə n, wurm, pl. w i r m ə n; b i r š, bũrste. Dieses i steht auch vor Ableitungssilben: h i b ə l, hũbel (Hũgel); h i b š, hũbesch (hũbsch). Der Umlaut von

Mhd. ù

ist immer geschlossenes i: *mus*, *mùs* (Maus), pl. *mīs*; *hus*, *hùs* (Haus), pl. *hīzər*; *hut*, *hùt* (Haut), pl. *hit*; *fušt*, *fùst* (Faust), pl. *fišt*; *bru'χən*, *brùchen* (brauchen), conj. imp. *briχt*; *il*, *iule* (Eule); *štrus*, *strùz* (Strauss), pl. *štris*; *hufən*, *hùfe* (Haufen), pl. *hifən*; *mul*, *mùl* (Maul), pl. *milər*; *šum*, *schùm* (Schaum), Verb. *šimən*; *nīn*, *niun* (neun); *dīr*, *tiure* (teuer); *hīlən*, *hiulen* (heulen); *lit*, *liute* (Leute).

Mhd. ou

wird in *eī* umgelautet: *gléiwən*, gelouben (glauben); *déifən*, toufen (taufen); *kéifən*, koufen (kaufen); *léikən*, löugnen (leugnen); *dréimən*, tröumen (träumen); *zéimən*, söumen (einen Saum nähen); *réiχən*, röuchen (rauchen, räuchern); *freīfyin*, vrouwelin (Fräulein); *bóimən*, boum (Baum), pl. *béimən*. Als Umlaut von

Mhd. uo

gilt offenes i: *bridər*, pl. von *brùdər*, bruoder (Bruder); *blūt*, *bluot* (Blut), Koll. *gəblit*; *štùl*, *stuol* (Stuhl), pl. *štil*; *šnūr*, *snuor* (Schnur), pl. *šnir*; *bù'χ*, *buoch* (Buch), pl. *bīzər*; *krù'χ*, *kruoc* (Krug), pl. *kriχ*; *fùdər*, *vuoter* (Futter), Verb. *fidərən*; *hùn*, *huon* (Huhn), pl. *hinər*; *fùs*, *uoʒ* (Fuss), pl. *fīs*; *kù*, *kuo* (Kuh), pl. *kī*; *blit*, *bluot* (Blüte); *grīn*, *grūene* (grün); *filən*, *vüelen* (fühlen).

Mhd. ei

ist nicht umlautsfähig, wohl aber das in der Mda. ihm entsprechende *aī*, das in *eī* übergeht: *áin*, ein, fem. *eīn*; *báin*, bein, pl. *béin*; *dáil*, teil, Verb. *déilən*; *šwáīs*, *swēiʒ* (Schweiss), Verb. *šwéīsən*.

§ 6. Konsonantenwechsel.

Wir fassen unter diesem Titel verschiedene Arten von Veränderungen auf dem Gebiete des Konsonantismus zusammen, die, im Vergleich zu den bisher besprochenen lautgesetzlich durchgeführten Wandlungen, von weniger durchgreifender Bedeutung sind, da sie nur sporadisch auftreten. Die Neigung, einen Konsonanten für einen andern eintreten zu lassen, kommt schon im Mhd. nicht gerade selten vor und

mag zum grossen Teil in dem Streben nach Assimilation und Dissimilation begründet sein. Folgende Fälle von Vertauschungen, namentlich innerhalb der Gruppe der Liquiden, lassen sich in der Mda. nachweisen :

l für r: m ú r w o l f, mûlwërf (Maulwurf); hier hat Umstellung stattgefunden; l und r haben ihre Plätze gewechselt; volksetymologische Umbildung tat das Uebrige, indem sie durch Anlehnung an einen andern bekannten Tiernamen das e zu o werden liess; tîlpæl, tîrpel und tîlpel; zunächst ging das Schluss-r in l über, wie in der unbetonten Endsilbe anderer besonders Lehnwörter, z. B. mhd. priol neben prior, marmel neben marmor, martel neben marter, oder durch Anlehnung an die deminutive Nachsilbe -el; hernach wurde durch Assimilation an das zweite auch das erste r zu l; s û n d æ l, zunder; f è ʒ æ l, vaser (Faser, Franse); die beiden letztern Fälle erklären sich ganz einfach durch Suffixvertauschung. Andererseits hat bei prum, pflûme (Pflaume) kein Uebergang von r zu l stattgefunden.

l für n: š l è k, snëcke (Schnecke); k l i k æ n, knicken; in diesen beiden Wörtern ist der Wechsel vor k erfolgt, ist also wahrscheinlich durch diesen Umstand hervorgerufen worden; k l i p æ l, knüpfel (Knüttel); hier mag l auf Assimilation an das auslautende l beruhen. Hingegen ist altes l in kloībæl, kniuwel (Knäuel) nicht vertauscht worden, während es im Mhd. und Nhd. durch Dissimilation wegen des l am Wortende zu n wurde.

r für l steht, ausser in m ú r w o l f (s. oben), in dem Ortsnamen s è n t a f ó r, Sanct-Avol(d).

r für n: m æ r (ma), man; in diesem stets unbetonten Pronomen fiel zunächst n ab; das übriggebliebene tonlose a wurde dann als nachlässig artikuliertes -æ r aufgefasst, wie in f a t a für fatær (Vater), und infolgedessen bei etwas sorgfältigerer Aussprache damit vertauscht; k r o p æ l, knorpel; hier kann auch blosse Metathesis vorliegen.

n für m: h á i n, heim und hein; in unbetonter Silbe: n â t æ n, âtem und âten; l â n s æ n, lansam; d á i s æ n, deisem (Sauerteig); nicht m, sondern ursprüngliches n, jedoch mit Beimischung eines gutturalen Elementes, hat h é b à ŋ, hebamme, ahd. hevianna.

m für w: š m á l m æ n, swalwe (Schwalbe); m i r, w i r; m á l b æ r, waltber (Heidelbeere); n û m æ n, niuwan (nur); m u r w è t s i ʒ, ahd. wurmâʒic (wurmstichig); p o l m æ r, pulver.

b für m: m a r b æ l, marmer und marmel; b i t, mit; schon mhd. gab es betalle für metalle.



m für b: širmæl, scherbe.

b für w: bérwolf, werwolf (Werwolf); hier ist wohl Dissimilation anzunehmen.

w für m: mūr wèt siγ, wurmāzic; das eine ist an die Stelle des andern getreten, wie l und r in mūr wolf; fār w, varm und varn (Farrenkraut), das nun genau so lautet wie far w (Farbe). Zu bemerken ist, dass in beiden Fällen der Wechsel von m und n nach r geschehen ist.

m für n: dimærn (donnern), zu donner; ebenso die Komposita dimær wedær, dimær stáin; flèmæn, vlenen (das Gesicht verziehen, die Zunge zeigen).

d für l: déidæln, teilen; fidæl, vūlin (Füllen); lidær diγ, liederlich; in den beiden ersten Wörtern beruht die Ersetzung des l durch d auf Dissimilation vor hinzugetretenem l, im letzten auf Assimilation an vorhergehendes d und zugleich auf Dissimilation des anlautenden l.

### § 7. Assimilation.

Es kommen in der Mda. verschiedene partielle und totale Assimilationen benachbarter Konsonanten vor. Die wichtigsten hierher gehörigen Fälle sind folgende:

Vor einem Labial wird n zu m: hèm bī γ, hainbueche (Hainbuche); šim bā ĩn, schienebein (Schienbein); ebenso assimiliert sich das n im Auslaut einsilbiger Präpositionen oder Verbalformen vor den mit m anlautenden Pronomen: amær, (an mir); fèmær (von mir); gemær (gehn wir); lámær (lassen wir); die Gruppe nt b wird nach Ausfall des t, das eine Verhärtung des b hinterlässt, zu mp: grùm pær, gruntbir (Kartoffel); kimpæt, kintbette (Kindbett); šèmpærliγ, schantbaere (schändlich); mùmpær, muntbor (Vormund); èmpéræn, en(t)bèrn (entbehren); rùm bèn æl, runtengel (Rundholz); hier ist b durch Anlehnung an das Grundwort geblieben; auch ntw ist zu mp geworden in èmpærn, antwurten (antworten);

Umgekehrt ist m vor f zu n übergegangen in kån fær, kampfær.

Die Verbindungen tb, tw und gb sind zu p verschmolzen in wil p ræt, wiltbraete (Wildbrei); èpæs, ètewaγ (etwas); nã pær, nã(ch)g(e)bære (Nachbar); wipo ĩmæn, wide(boum).

Zu k verwachsen tg und dg: èŋk éjæn, entgegene; éki s, eg(e)dehse (Eidechse).

Aus dv wird f: à fæk át (Advokat).

Ein b assimiliert sich an nachfolgendes und vorhergehen-

des m: ðm ə s, imbiʒ (Imbiss, Mahlzeit); gɪm ə r, gip mir (gib mir); vor s geht b zu t über. das dem s nächststeht: ɛ r t s, erbse.

Folge einer Assimilation ist es auch, wenn d und t nach l, d nach n, h vor t und s ausfallen: b ə l, balde; h ə l ə n, halten; fɪ n ə n, finden; k n ɛ t, knēht; w ə s ə n, wahren u. s. w., oder wenn mit Nasalisierung des vorhergehenden Vokals nt vor v schwindet; m ʊ f ə l, muntvol (Mundvoll); h ə f ə l, hantvol (Handvoll); das Gewicht des zurückbleibenden Konsonanten wird vermehrt, also muss er seinen Nachbarlaut in sich aufgenommen haben.

### § 8. Lautverlust.

Auslautendes e wird immer abgestossen: r ɛ t, rede; b r i k, brücke; l i t, liute (Leute). Die Nachsilbe -isch verliert stets ihren Vokal: h ɛ r š, hērisch (stattlich); k i n š, kindisch, u. s. w.

In pro- und enklitischen Wörtern wird häufig Ausfall von Vokalen und Konsonanten durch Anlehnung verursacht. Von den Formen des Artikels schwächt sich d ə t zu t, welches dann gewöhnlich mit dem vorhergehenden Worte zusammengesprochen wird, z. B. l ə n t k i n t (lasst das Kind). Besonders gern verschmilzt der so verstümmelte Artikel mit einem vorausgehenden Einsilber: ʊ f ə t (auf das); a n t (an das); ð n t (in das); i m ɛ t (um das); i ʒ ə t (ich das); m i r ə t (mir das); ebenso werden die Formen des Pronomens in satzunbetonter Stellung abgeschwächt und angelehnt: ʊ f ə n (auf ihn); i m ə n (um ihn); i w ə r n (über ihn); d ʊ n (du ihn); d ʊ t (tue es); w ʊ h ə š t ə n (wo hast du ihn).

Der Vokal einiger Präpositionen geht in Zusammensetzungen verloren: d r i n (darin); d r ə n (daran); d r ʊ f (darauf); s r i k (zurück); s ə m ə n (zusammen); Elision findet vor einem vokalisch anlautenden Worte statt: s ʊ f ə r g ɛ n (zu Opfer gehen).

Manche Komposita sind zu einsilbigen Wörtern zusammengeschrumpft; nur der anlautende Konsonant des zweiten Gliedes ist erhalten in h ɛ n š, hantschuoch (Handschuh); k i r w, kirchweih (Kirchweih); der auslautende des ersten in l ə ĩ n (allein); aus mehr als zwei Elementen bestehende adverbiale Ausdrücke beseitigen den Vokal eines Mittelgliedes: h i n t ə m ə l (hie und da ein Mal); b e i n ɛ n t ə r (beieinander); n ɛ w ə n ɛ n t ə r (nebeneinander).

Nach langem Vokal verstummen mitunter b, w, ch und r:

bû, buobe (Bube); štú, stube; rù, ruowe (Ruhe); vróī, vrouwe (Frau); nâ, nâch (nach); mē, mēr (mehr).

In Konsonantgruppen wird oft der eine oder andere unterdrückt: ch nach l und r und vor beliebiger Konsonanz: ʒolær, solcher; welær, welcher; fúr, vurche (Furche); hómút, hòchmuot (Hochmut); ǵǵmèliχ, gemechlich (gemächlich, langsam); búštaw, buochstap (Buchstab); ferner auslautendes t nach s: fàš, vaste (fast); ǵáīš, geist; érnəš, ernst (Ernst); ǵérš, ǵērste; hèrwəs, herbest (Herbst); n nach r: ǵér, ǵērne; dór, dorn; f und p zwischen Vokalen: ʒènt, senfte (sanft); háltær, halfter; šlitærš, splitter; n vor s: ʒésəl, sēgense (Sense); dišta, dinstac (Dienstag); w nach r in mír, mūrwe (mürbe); nach z in síbəl, zwibolle (Zwiebel), und tišə̀n, zwischen; s im Auslaut von ǵip, ǵips. Nach langem á wird r nicht mehr artikuliert: ǵátə̀n, garte (Garten); wátə̀n, warten. In fodə̀rn, vordern und vodern (fordern) hat vielleicht das r der Nachsilbe den Ausfall des r der Stammsilbe veranlasst.

### § 9. Lautzusatz.

Dem Schwund steht die Hinzufügung eines Lautes gegenüber. Beide Vorgänge bilden scheinbar einen starken Gegensatz, beruhen aber auf demselben Prinzip: Erleichterung der Artikulation.

So hat sich in der Regel ein svarabhaktisches i zwischen r, l und folgender Gutturalis oder Spirans entwickelt: áriχ, arc (arg); máriχ, marc (Knochenmark); báriχ, barc (verschnittenes Schwein); báliχ, balc (Balg); bèriχ, bērc (Berg); dúriχ, durch; bíriχ, bürge; bóriχ, borg; keliχ, Kelch; zwischen r und n, m und s drängt sich ein dumpfes ə: kérə̀n, kērn; hirə̀n, hirne; štērə̀n, sterne; burə̀n, brunne; brùməs, brēmse.

Folgende konsonantische Zusätze kommen in Betracht: einsilbige Wörter auf m klingen in angefügtes -ə̀n aus: ámə̀n, arm; wámə̀n, warm; šúrmə̀n, schirm; hèlmə̀n, halm; lèrmə̀n (Lärm); bóimə̀n, boum (Baum); sóimə̀n, zoum (Zaum); šwálmə̀n, swalwe (Schwalbe); einen t-Zusatz bekamen liχt, lich (Leichenbett); ǵə̀frá'χt, vrēch; ǵə̀fá'χt, vach (Fach); sánt, zan (Zahn); fə̀rwitšə̀n, zu wischen (erwischen); tuštə̀n, túschen (tauschen); wo hingegen das Nhd. ein t im Auslaut angenommen hat, verhält sich die Mda. ablehnend: àkəs, ackes (Axt); ówəs, obe; (Obst); bábš, bábes (Papst); dobəl (doppelt); jets, iezuo (jetzt); bíš, bis

(bist); h à š, h à s (hast); - š ù f, - s c a f (-schaft); Zusatz von n erfahren n à s t, a s t; n à t ə n, à t e m; s i n t, s i t (seit); m á ĩ n š t, m e i s t. Vor der Deminutivendung - e l wird bei Stämmen auf n bald ein d, bald ein g eingeschoben: f è n d ə l, v a n e (Fahne); k è n d ə l, k a n e l (Dachtraufe); š p i ŋ e l, s p i n e l (Spindel); ein p zwischen m und t: ž à m p t, s a m t (samt); ž à m p t (Sammet); f ə r d à m p t (verdammt); ferner in n è m p l i c h (nämlich); nach sch in f o r š p ə r n (forschen).

### § 10. Metathesis.

Wiederholt tritt Umstellung bei r ein: b u r ə n, b r u n n e, niederdeutsch b o r n (Brunnen), mit Schmarotzer - ə; k u r š t und k u a š t, k r u s t e; k r ó p ə l, k n o r p e l, mit Ausfall des n; b á š t ə n, b r è s t e n (bersten), wo jedenfalls r erst nach der Metathesis unterdrückt wurde.

### § 11. Accent.

In der vorliegenden Mundart herrschen dieselben Accentregeln wie in allen andern deutschen Dialekten. Für das einfache Wort gilt auch hier als Grundsatz: der Hochtou n ruht auf der Stamm- oder Wurzelsilbe, welche immer die Anfangsilbe ist; ihr sind alle andern Silben des Wortes untergeordnet. Verletzungen dieser Hauptregel sind in der Mda. seltener als im Nhd. zu verzeichnen: es heisst zwar auch dort l ə b è n d i γ, l e b e n d i g; mhd. l e b ə n d i c; aber h ə l è n ə r, ahd. h ə l u n d e r, mhd. h o l (n) d e r; w è k ə l t ə r, mhd. w è c h o l t e r (Wachholter); h ə r è t s ə l, h ó r n i γ (Hornisse); l ə t ə r š, l u t h e r i s c h.

Die Lage der Nebentöne ist verschieden; das Wort hat zwar im allgemeinen eine absteigende Betonung, aber gleichmässig absteigend ist sie nicht. Die dritte Silbe kann sich der zweiten Silbe unterordnen, sie kann sich auch umgekehrt über diese erheben. Das Mass der Unterordnung ist übrigens nicht immer dasselbe; vielmehr sind die Tonabstufungen der minder betonten Silben so mannigfaltig, dass sie sich kaum gegeneinander abgrenzen lassen.

In zusammengesetzten Hauptwörtern trägt die Wurzelsilbe des ersten Gliedes den überwiegenden Hauptton: š i r d i r (Scheunentor); f i r t u ' γ (Schürze); g r ó s f a t ə r (Grossvater); m á n t š i n (Mondschein); das verbale Kompositum verlangt umgekehrt einen höhern Ton für das zweite: f ə r l i r ə n (verlieren); ə r l é γ ə n (erlösen).

Ausser der Lage kommt auch die Beschaffenheit des Hauptaccentes in Betracht; je nach der Quantität der Vokale zeigt er wechselnde Unterschiede. Doch sind die Accenteigentümlich-

keiten einer Mundart schwer zu fixieren und fassbar darzustellen. Im allgemeinen wird bei kurzen Silben der Ton kräftig gestossen: à p ə l (Apfel); n ʉ t s ə n (Nutzen); bei langen schwillt er allmählich ab, so dass er zweigipfelig wird: g r ó o s (gross); k á a t (Karte); w i i s (Wiese); b r ú u ʒ ə n (brausen); h é e r ə n (hören).

Was die französischen Fremdwörter anbelangt, welche seit längerer Zeit eingebürgert sind, so haben auch sie den Accent auf die Anfangsilbe zurückgezogen: b ʃ r o, bureau; k ə f e, café; b ʉ t ə l, bouteille; è d e, adieu; š ɔ s e, chaussée; f è s ɔ, façon; m ə d a m, madame; k ʉ r è š, courage; ə l è r t, alerte; f i l e, filet; k ə r t j e, quartier; ž è l e, gelée; r ə p o r t, rapport; p ʉ m a t, pommade; b ʉ n è r, bonheur; k ə p u š, capuche; b ɔ ž u r, bonjour; oder der Accent wird wenigstens auf die vorletzte Silbe zurückgezogen: m i r ə b e l, mirabelle.

Obige Regel gilt nicht für die fremden Ableitungssilben -ei, -ieren: s w a ʒ i r ə n, choisir (wählen); m e j ə r é ĩ, mairie (Bürgermeisteramt).

## Zweiter Teil.

### Flexionslehre.

#### I. Deklination.

##### A. Artikel.

##### § 12.

Es gibt in der Mda. wie im Nhd. ein dreifaches Genus und einen doppelten Numerus, aber nur drei Kasus; der Genitiv ist bis auf wenige Reste verloren gegangen.

	sing.		plur.
	masc.	fem.	für die 3 genera
nom.	d a (d ə r)	d i (d ə)	d i (d ə)
dat.	(d ə m) ə m	d a (d ə r)	(d ə n) d ə
acc.	d ə n, d ə	d i (d ə)	d i (d ə)

Die Form da des Nom. Sing. Masc. und des Dat. Sing. Fem. entspricht der im ersten Teil angeführten Regel, nach welcher unbetontes -er wie a lautet; jedoch wird dieses a des immer in Proklisis stehenden Artikels noch kürzer gesprochen als im Auslaut von Substantiven; auch ist die abgeschwächte



Form *da* häufiger als die vollere *dər*, fällt aber mit dem **Akk.** *də* durchaus nicht zusammen. Die **Mda.** besitzt also noch einen wirklichen **Nom.** des Artikels, während in den nördlichen Dialekten der **Akk.** an dessen Stelle getreten ist. Das *r*-lose *da* steht ebensowohl vor vokalischem als vor konsonantischem Anlaut: *da diś* (der Tisch); *da hama* (der Hammer); *da ówən* (der Ofen); *da áwət* (der Abend).

Im **Dat. Sing.** verstummt *d* gewöhnlich, immer nach dentalem Auslaut und nach Präpositionen, mit denen der Artikel zu einem Ganzen verschmilzt: *hinərəm* (hinter dem). Der **Akk.** dagegen behält das anlautende *d* immer bei, vielleicht deswegen, weil sonst der bestimmte Artikel mit dem unbestimmten (*ən* = einen) verwechselt werden könnte, oder weil *n* besser imstande ist, *d* zu halten, insofern beide dieselbe Artikulationsstelle haben. Im **Mhd.** lehnte sich der **Akk.** des Artikels oft an ein vorhergehendes Verbum an, so in dem bekannten Vers Walters von der Vogelweide: Philippe setze en weisen úf. Der **Akk.** behält das auslautende *n* nur vor **Dentalis**: *dən dip* (den Dieb); *dən dót* (den Tod); *dən nár* (den Narr); vor den übrigen Konsonanten fällt es ab: *də mán* (den Mann); *də šáf* (den Schrank).

Der **Nom.** und **Akk. Sing. Fem.** und der **Nom.** und **Akk. Plur.** haben kurzes offenes *i* und werden nur in ganz schneller Rede zu *də* abgeschwächt.

Der **Nom.** und **Akk.** des Neutrums ist als blosses *t* im allgemeinen nur nach *l* und *n* erhalten, nach sonstigem Anlaut als *ət*: *hól't brót* (hole das Brot); *län't kint* (lasst das Kind); in dieser Weise verschmilzt der **Art.** mit **Präpositionen**: *ant* (an das); *int* (in das); *úfət* (auf das); *dürchət* (durch das).

Statt des Genitivs gebraucht man bei Sachen die Präposition *fèn* (von), die mit dem **Dat. Sing. Masc.** und **Neutr.** des Artikels zu *fèm* verwächst: *da dáy fèm hus* (der Dach des Hauses); *da dekəl fèm búχ* (der Deckel des Buches); *ət lit fèn da ʒún* (das Licht der Sonne). Bei Personen wird der **Gen.** immer durch den **Dativ** und ein Pronomen possessivum ersetzt: *əm kiniχ ʒi ʒún* (der Sohn des Königs); *mi fátər ʒin hus* (das Haus meines Vaters); *dəm nápər ʒin hún t* (des Nachbars Hund); *dər mütər jir fréit* (der Mutter Freude).

Im übrigen ist die **Mda.** in der Anwendung des Artikels nicht freigebiger als das **Nhd.**; nur dann wird ein den Satz eröffnendes Substantiv durch den Artikel wieder aufgenommen, wenn es besonders hervorgehoben werden soll. Dann hat eben der Artikel die Funktion eines demonstrativen Pronomens erhalten.

B. S u b s t a n t i v a.

§ 13.

a) die starke Form.

1. Ohne Umlaut: masc. da dá'ɣ (der Tag), da frint (der Freund); neutr. ət kint (das Kind); ət finštər (das Fenster).

	Masculinum		Neutrum	
Sg. N.	da dá'ɣ	da frint	ət kint	ət finštər
G.	fəm dá'ɣ	fəm frint	fəm kint	fəm finštər
D.	əm dá'ɣ	əm frint	əm kint	əm finštər
A.	dən dá'ɣ	də frint	ət kint	ət finštər
Pl. N.	di dá	di frin	di kin	di finštər
G.	fən də da	fən də frin	fən də kin	fən də finštər
D.	də dá	də frin	də kin	də finštər
A.	di dá	di frin	di kin	di finštər.

Die Mda. hat sich die Deklination sehr einfach gemacht: der Genitiv beider Numeri wurde abgeschafft und durch fən mit dem Dativ ersetzt. Der Dativ seinerseits fällt mit dem Akkusativ zusammen, in der Einzahl durch Abstossung des -e, in der Mehrzahl durch Verlust des n.

Neben dem Dativ dá'ɣ, welcher durch Uebertragung aus dem Akk. entstanden ist, gibt es noch einen lautregelmässigen Dat. dá, der durch Kontraktion aus tage, nach Ausfall des g, gebildet wurde, aber nur in dem Ausdruck am dá (bei Tag) gebräuchlich ist. Der Dat. ist immer n-los, selbst wenn eine Präposition vorhergeht: an də dá (an den Tagen); in drij dá (in drei Tagen).

Der Plural kin drückt das Verhältnis zu den Eltern aus; im Sinne von «Kleinen» gibt es auch noch die Form kinər.

Nach obigem Paradigma gehen nur wenige Substantive: šwin (Schwein); àkər (Acker); šrit (Schritt); lit (Leute) u. a.

2. Mit Umlaut: masc. da kórf (der Korb); da nágəl (der Nagel); fem. di kû (die Kuh); di bāŋk (die Bank); neutr. ət wórt (das Wort).

	Masculinum		Femininum		Neutrum
			Singular		
N.	da kórf	da nágəl	di kû	di bāŋk	ət wórt
G.	fəm kórf	fəm nágəl	fən da kû	fən da bāŋk	fəm wórt
D.	əm kórf	əm nágəl	da kû	da bāŋk	əm wórt
A.	də kórf	də nágəl	di kû	di bāŋk	ət wórt

	Masculinum		Femininum		Neutrum
			Plural		
N.	di kerw	di nêjəl	di ki	di bēŋk	di wértər
G.	fēn də kerw	fēn de nêjəl	fēn də ki	fēn də bēŋk	fēn də wértər
D.	də kerw	də nêjəl	de ki	də bēŋk	də wértər
A.	di kew	di nêjəl	di ki	di bēŋk	di wértər.

Dieser Deklination folgen *hof*, *hof*; *fádən*, *vaden*; *fogəl*, *vogel*; *ówən*, *ofen*; *ʒún* (Sohn); *štrus* (Strauss); *špru'χ* (Spruch); *gəbru'χ* (Gebrauch); *brùdər* (Bruder); *túr* (Turm); *sánt* (Zahn); *hus* (Haus); *hán* (Hahn); *fušt* (Faust); *kruť* (Kraut); *hut* (Haut); *mul* (Maul); *mus* (Maus).

Im Gegensatz zum Nhd. haben den Umlaut im Plur. angenommen *hùnt* (Hund), pl. *hìn*; *mágən* (Magen), pl. *mějən*; *wán* (Wagen), pl. *wèn*; *mánt* (Monat), pl. *mènt*; *bógən* (Bogen), pl. *béjən*; *brót* (Brot), pl. *brétər*; *hufən* (Haufen), pl. *hifən*; ausserdem lauten in der Mda. solche Wörter um, deren Stammvokal *ái* dem mhd. *ei* entspricht: *áis*, *eiʒ* (Geschwür), pl. *éis*; *báin* (Bein), pl. *béin*; *štáin* (Stein), pl. *štéin*; *ráif* (Reif), pl. *réif*; *gáiš* (Geist), pl. *géišťər*.

Häufiger als im Nhd. ist, namentlich bei Wörtern sächlichen Geschlechtes, der Plural auf *-er*: *bet* (Bett), pl. *betər*; *krits* (Kreuz), pl. *kritsər*; *štik* (Stück), pl. *štikər*; *gəʒiχť* (Gesicht), pl. *gəʒiχťər*; *gəšprèχ* (Gespräch), pl. *gəšprèχər*; *hèrts* (Herz), pl. *hèrtsər*; *himť* (Hemd), pl. *himďər*; *brót* (Brot), pl. *brétər*; *diŋ* (Ding), pl. *diŋər*; *hántwèrk* (Handwerk), pl. *hántwèrkər*; *dir* (Tier), pl. *dirər*; *gəbèt* (Gebet), *gəbèďər*; *gəʒets* (Gesetz), pl. *gəʒetsər*; *gəwiχť* (Gewicht), pl. *gəwiχťər*; *špil* (Spiel), pl. *špílər*; *plèťs* (Platz), pl. *plèťsər*; *ènt* (Ende), pl. *ènər*; auch einige Masculina haben diese Endung angenommen; *rèšt* (Rest), pl. *rèštər*; *štil* (Stiel), pl. *štilər*; *brif* (Brief), pl. *briwər*; *diš* (Tisch), pl. *dišər*; *wéχ* (Weg), pl. *wéjər*; *gáljən*, *galge* (Hosenträger), pl. *gáljər*.

Umgekehrt lehnen einige Wörter die Pluralendung *-er* ab und begnügen sich mit dem Umlaut: *wúrmən* (Wurm), pl. *wirmən*; *dór* (Dorn), pl. *dér*; *hór* (Horn), pl. *hér*; *wáľť* (Wald), *wèľ*.

Von der Deminutivendung *-χin*, die beim Plural zu *-χər* wird, soll noch weiter nun die Rede sein.

#### b) Die schwache Form.

Beispiele: masc. *da minš* (der Mensch); *da knét* (der Knecht); *di fróī* (die Frau); *dát jâr* (das Jahr).

	Masculinum	Femininum	Neutrum	
Sg. N.	da minš	da knét	dì froī	ət jār
G.	fēm minš	fēm knét	fèn da froī	fēm jār
D.	əm minš	əm knét	da froī	əm jār
A.	de minš	də knét	dì froī	et jār
Pl. N.	dì minšən	dì knétən	dì froīwən	dì jārən
G.	fèn də minšən	fèn də knétən	fèn de froīwən	fèn də jārən
D.	də minšən	də knétən	də froīwən	də jārən
A.	dì minšən	dì knétən	dì froīwən	dì jären.

Ebenso werden abgewandelt: l à š t (Last); f e l š (Fels); l á i š t (Leisten); t è š (Tasche); h è n š, fem. (Handschuh), pl. h è n š ə n.

Mehrere Substantiva, die im Nhd. stark sind, schliessen sich in der Mda. der schwachen Deklination an: jār (Jahr), wenn keine Zahl davorsteht, z. B. d i j ā r ə n g ě n r ĩ m (die Jahre gehen herum); dagegen: ə t ʒ i j e t s w a n s i c h j ā r (es sind jetzt 20 Jahre); i n d r i j j ā r (in 3 Jahren); ə r h á t f ě r t s i ʒ j ā r (er hat 40 Jahre); ferner k n é t (Knecht), pl. k n é t ə n; d ĩ p (Dieb), pl. d i w ə n; f i š (Fisch), pl. f i š ə n; w i r t (Wirt), pl. w i r t ə n; gewöhnlich entbehren die zur schwachen Deklination übergetretenen Wörter den Umlaut des Nhd.: á k ə s (Axt), pl. á k ə s ə n; k l ũ t s (Klotz), pl. k l ũ t s ə n; b á ʒ (Bach), pl. b á ʒ ə n; ʒ á k (Sarg), pl. ʒ á k ə n; ʒ a d ə l (Sattel), pl. ʒ a d ə l n; š n a b ə l (Schnabel), pl. š n a b ə l n; n á t (Nacht), pl. n á t ə n; f a t ə r (Vater), pl. f a t ə r n; m ũ t ə r (Mutter), pl. m ũ t ə r n; d ó t ə r (Tochter), pl. d ó t ə r n; ʒ u i (Sau), pl. ʒ u i w ə n; andere bekommen ihn: k r á f t (Kraft), pl. k r ě f t ə n; á m ə n (Arm), pl. ə a m ə n; oder haben ihn gar auf den Siug. übertragen: h è l m ə n (Halm), pl. h è l m ə n; p è l m ə n (Palme, Buchs), pl. p è l m ə n; f r e š (Frosch), pl. f r e š ə n.

Wörter, bei denen in der Mda. das n in den Sing. gedrunken ist und sich dort festgesetzt hat, sind: b á k ə n (Backe, Wange); g ə d á ŋ k ə n (Gedanke); r á n t ə n (Rand); g e s e i j ə n (Zeuge); k á r ə n (Karre und Karren); e k ə n (Ecke); š o l ə n (Scholle); m ĩ t e n (Mitte), g ě r ə n, g ě r e (Schoss); g l ó i w ə n (Glaube); mit Umlaut im Plural: n á m ə n (Name), pl. n ě m ə n; h u f ə n (Haufe), pl. h i f ə n.

Mitunter hat sich stammauslautendes n im Sing. der Mda. gehalten, wo es im Nhd. als Pluralendung aufgefasst und infolgedessen abgeworfen wurde: w o l k ə n, mhd. wolken (Wolke); k e d ə n, k e t e n (Kette); k i ʒ ə n, k ũ c h e n (Küche); m ě t ə n, m e t t e n (Mette).

Andere Wörter, denen umgekehrt das Nhd. im Nom.

Sing. *n* beigegeben hat, bleiben in der Mda. stark : *rīk*, mhd. *rūcke* (Rücken); *wéīs*, *weiže* (Weizen); *šèt*, *schate* (Schatten).

Wenn der Sing. aus rein lautlichen Gründen auf *-ən* ausgeht, so muss diese Endung als Flexion des Plurals dienen: *würmən* (Wurm), pl. *wirmən*; *ámən* (Arm), pl. *éamən*; *bóimən* (Baum), pl. *béimən*; *hèlmən* (Halm), pl. *hèlmən*; *štèrən* (Stern), pl. *štèrən*; *kérən* (Kern), pl. *kérən*.

Nur im Plural sind gebräuchlich *èšən* (Asche), und *keštən* (Kosten), wozu *únkeštən* (Unkosten), mit Umlaut wegen des folgenden *š*.

#### § 14. Alte Kasusreste.

1. Den Genitiv hat die Mda. über Bord geworfen; dennoch sind Reste eines früheren Genitivs erhalten

a) bei Zahl-, Mass- und Zeitbestimmungen: *ùžər áinər* (unser einer); *oiwər*, *jir swén* usw. (eurer, ihrer zwei usw.); *drijərlei* (dreierlei) usw.; *kops héjər*, *kléinər* (Kopfs höher, kleiner): *hútsdás* (heute des Tages = heutzutage); *áfáns*, *usgáns di wùž*, *dánər wùž*, *də mánt*, *ət frijər* usw. (Anfangs, Ausgangs diese Woche, die nächste Woche, diesen Monat, dieses Frühjahr usw.); *gəhántsdá'ž* (Johannistag); *štéfənsdā'ž* (Stephanstag); *nuijāršdā'ž* (Neujahrstag).

b) bei Verwandtschaftsbegriffen oder bei Appellativ- und Eigennamen: *kinskint* (Kindskind, Enkel); *fatəršbrüdər* (Vaterbruder, Onkel); *brüdəršbù* (Brudersohn, Nefte); *šwestəršmaīdəl* (Schwestertochter, Nichte); *mütər godəs* (Mutter Gottes); *nápəršhus* (Nachbarhaus); *beiwánərš*, *beišrinərš* (bei Wagners, bei Schreiners); *mīlārškatrin* (Müllers Katherine); *šteinspièr* (Steins Pierre); *ər iš bés úf meijərš* (er ist böse auf Meiers); *ər iš frīnšufbit mûts* (er ist mit den Muths verwandt). Von Eigennamen, die auf *s* endigen, wird sogar ein schwacher Genitiv gebildet, weil das Genitivverhältnis nicht gut anders zum Ausdruck gebracht werden könnte: *èrnəsən krištin* (Ernsten Christine); *kolbusən majan* (Colbus' Marianne).

c) in formelhaften Ausdrücken und Redewendungen sowie in Zusammensetzungen: *fèŋkīnsbeīn* (von Kindsbeinen); *wátwúnərš* (was Wunders); *im gotəswilən* (um Gotteswillen); *in gotsnámən* (in Gottes Namen); *úfdərgáns hėrgotswèlt* (auf der ganzen Herrgottswelt); *wirtsbù* (Wirtssohn); *wirtsmáidəl* (Wirtstochter); *ət iš nīt dər*



wért (es ist nicht der [Mühe oder Rede] wert); mǎnskèrl (Mannskerl); búršlit (Bauersleute); hèrgotsblùmǎn (Herrgottsblumen); ʒùndas-, wértaskléīdǎr (Sonntags-, Werktagskleider); šáwəshùštǎn (Schafshusten); pèrtsmišt (Pferdemist); fogəlsništ (Vogelnest); glikskint (Glückskind); minəs-, dinəs-, ʒinəs-, jirəsgliʒǎn (meines-, deines-, seines-, ihresgleichen); mi lebsdǎ (mein Lebtage); štérvənskran̄k (sterbenskrank); léwənsǒǎfǎr (Lebensgefahr); dodəsǎŋšt (Todesangst); fèn rétswéjǎn (von rechtswegen). Auch schwache Genitive gibt es noch in einigen Verbindungen: šlèkənhus (Schneckenhaus); róʒənstok (Rosenstock); birəns̄til (Birnenstil); pǎfənzǎk (Pfaffensack); kǎtsəndrèk (Katzendreck); fróīwənhùt (Frauenhut); bùksənknoƿ (Hosenknopf).

2. Der Dat. hat die Form des Akk. angenommen; Ueberbleibsel eines alten Dativs sind: fèn hèrtsǎn (von Herzen); am dǎ (bei Tage).

### § 15. Verschiedene Substantivbildungen.

Zu den männlichen Appellativnamen werden Feminina nicht wie im Mhd. und Nhd. vermittelt der Ableitungssilbe -inne, -in (= in) gebildet, sondern mit dem Suffix s. Dasselbe geht auf romanisches -esse (lat. issa) zurück (vgl. maitresse, Herrin, maïresse, Bürgermeisterin) und wird nach r der Regel gemäss zu š; abgeschwächt lautet die ganze Endung aš (für ərš): liinaš (Lügnerin); fəredaš (Verräterin); fułənsaš (Faulenzerin); dǎlenaš (Tagelöhnerin); šwèjaš (Schwägerin); šùlmīštaš (Schulmeisterin, Frau Lehrer); kèīʒaš (Kaiserin); pariʒaš (Pariserin). Durch Uebertragung wird dieses Suffix auch bei Femininis verwendet, denen kein männliches Nennwort zur Seite steht: nédərš (Nähterin); kǎtəns̄lèjǎrš (Kartenschlägerin). Endlich wird nach Analogie dieser Wörter ein š auch an Sachnamen gehängt, die weiblich sind und auf -er endigten: itərš (Euter, frühnhd. Euters); šlitərš (Splitter); rèdərš (Rätsel, Märchen).

Nur solche Substantiva mobilia, die nicht auf -er ausgehen, haben ein Femininum mit -in neben sich: kénijin (Königin); prinsèsin (Prinzessin). Ein uhd. Lehnwort jüngsten Datums ist lérərin (Lehrerin).

Um das Weibchen eines Tieres zu bezeichnen, wird der Name desselben mit mutər verbunden: mutər hùnt (Hündin); mutər kǎlf (Kälbin).

Zahlreiche Masculina auf -er nehmen noch ein t-Suffix hinzu, vielleicht durch Anlehnung an Wörter, die auf -hart

endigten, wie *bāštərt*, mhd. *bastart* (Bastard), *bānkərt*, *banchart* (Bankert); die gewöhnliche Aussprache des *-ərt* ist *-at*: *brāŋat* (Prahler); *úfgukat* (Aufpasser); *štiŋkərt* (Stinker); *k w ā k s a t* (Nesthocker); *g ā ʒ a t* (Gänserich); *klewat* (Maikäfer); *eījat* (weiblicher Häring); *mīlyat* (männlicher Häring); *knipat* (Knoten); *blikat* (Sonnenstrahl); *šluksat* (Schluchzen); *štésat* (Stössel); *ʒurumpat* (Sauerampfer).

Ein männliches Substantiv mit persönlicher Bedeutung, das im Nhd. auf *-e* ausgeht, kann sich in der Mda. den *Nominibus agentis* auf *-er* anschliessen: *kirχəšefər* (Kirchenschöffe).

Kollektivnamen mit der Vorsilbe *ge-* erhalten mitunter noch ein *s-*Suffix, das dem Worte einen verächtlichen Beigeschmack gibt: *gədiŋs*, zu *diŋ* (Ding); *gədrəks*, zu *drək* (Schmutz); *gəlūts* (Geläute); *gəšrips* (Geschreibsel); *gələīfs* (Lauferei); *gəštrits*, zu *štridən* (streiten); *gəsəŋks* (Gezänke); *gəʒəms*, zu *ʒāmən* (Same); *gəkrīdərs*, zu *krut* (Kraut); *gəkliŋəls* (Geklingel); *gəkləpərs*, zu *kləpərn* (klappern); *gəʒufs*, zu *ʒufən* (saufen).

Von Adjektiven werden Abstrakta mit dem erweiterten Suffix *-igkeit* abgeleitet: *gūdiχkeit* (Güte); *fələšičkeit* (Falschheit); *gəfrā'χtiχkeit* (Frechheit); oder mit *-cheit*: *həlyχit* (Heiligkeit); *hólyχit* (Hohlheit, Höhlung); *witχit* (Weite, Entfernung); *nəkyχit* (Nähe); *ləŋχit* (Länge); *ámχit* (Armut); *háimχit* (Heimat). Bei denen auf *-ichkeit*, die infolge der Einschaltung des *-ig* dreisilbig geworden sind, hat die Nachsilbe *-keit* einen starken Nebenton und rettet deshalb ihren vollen Diphthong, während sie bei der andern Gruppe von Wörtern, die zweisilbig sind, unbetont ist und abgeschwächt wird.

Das Abstraktum *həlšet* (Halbscheid, Hälfte) ist nicht etwa mit *heit* zusammengesetzt, sondern mit dem Verbalsubstantiv *scheide* von *scheiden*.

Mit der deminutiven Endung *-ling* werden mehrere Konkreta gebildet: *trəplīŋ* (Treppenstufe); *ferlīŋ* (Viertel Pfund); *pétərliŋk* (Petersilie); *drišliŋər* (Schwamm, Pilz), zu *driš* (unangebaut).

Das Suffix *-sal* setzte sich an *šreksəl* (Schreck) hinzu. Suffixvertauschung ist erfolgt bei *bəditnis* (Bedeutung).

Unterdrückung eines Wortteiles und dessen Ersatz durch einen verdeutlichenden Zusatz hat stattgefunden bei *witfroī* (Witwe), *witmán* (Witwer).

In substantivischen Gebrauch können nicht bloss Infinitive übergehen, sondern auch das *Verbum finitum* und satzartige

Verbindungen: *dāt iš áin dún* (das ist ein Tun = einerlei); *ət iš keīn mus dā* (es ist kein Muss da = Notwendigkeit); *du háš káin ferštéštə miχ* (du hast kein Verstehst du mich = Verstand).

### § 16. Genuswechsel.

Abweichend vom Nhd. und teilweise auch vom Mhd. sind in der Mda.

1. Masculina: *èltər*, daχ alter (das Alter); *àŋəl*, der und diu angel (Stachel); *bàkən*, der backe (die Backe und der Backen); *bīr*, daχ bier (das Bier); *dər bütər*, der und diu buter (die Butter); *dər dāχ*, daχ dach (das Dach); *dər dil*, dər und diu dil (die Diele); *dər ekən*, diu und daχ ecke (die Ecke); *dər hofat*, diu hoffart; *dər koštən*, diu und diu kost (die Kost); *dər mark* (die Mark); *dər mót* (die Mode); *dər pīts*, diu pfütze; *dər dèn*, der, diu und daχ tenne (die Tenne); *dər šprosəl*, der sprozže (die Sprosse); *šolən*, diu scholle; *dər wolkən*, der und diu wolke (die Wolke).

2. Feminina: *di bà'χ*, diu bach (der Bach); *di bol*, der balle (der Ball); *di bór* (der Bohrer); *di felš*, der vels (der Fels); *di freš*, der vrosch (der Frosch); *di hobəl*, der hobel; *dər horètsəl*, der horniχ (die Hornisse); *di klùts*, der und daχ kloz (der Klotz); *di lát*, der lade (der Fensterladen), zusammenfallen mit *di lát*, (die Lade); *di mišt*, der mist; *di šèt*, der schate (der Schatten); *di špát*, der spade (der Spaten); *di salát*, der salát (frz. la salade); *di žák*, der sarc (der Sarg); *di drip*, der tropfe (der Tropfen); *di flnštər*, daχ vënster (das Fenster); *di wikəl*, der wickel.

3. Neutra: *dāt iməs*, der und daχ imbiχ (der Imbiss); *dāt minš*, der und daχ mensche (Geliebte); *miž èr*, la misère (das Elend); *dāt plèts*, der platz. Sämtliche Frauennamen sind sächlichen Geschlechtes; auch die auf Frauenspersonen, ob jung oder alt, sich beziehenden Fürwörter sind Neutra. Merkwürdig ist, dass das weibliche Geschlecht, konkret genommen, sein Genus verliert, während doch leblose Dinge das ihrige von ihm geborgt haben. Wollte man dadurch die Idee des Schwachen, Niedlichen, Kleinen zum Ausdruck bringen? Ein Zeichen von Missachtung der Frau gegenüber oder gar ihre Herabdrückung zum blossen Gegenstande ist jedenfalls nicht darin zu erblicken.

Wird das zweite Glied eines Kompositums durch ein anderes Wort oder Suffix ersetzt, oder bekommt das Simplex eine

neue Endung, so wird das Genus entsprechend verändert: *dər hoīšprūŋ*, *diu hōuschrēcke* (die Heuschrecke); *dər pētərliŋk*, *der pētərsilje* (die Petersilie); *ən āintər*, *swēitər dritər*, *firtər* usw. (eine Eins, Zwei, Drei, Vier usw.); *di ślitərsš* (der Splitter); *di rēdərš* (das Rätsel, Märchen); dieser Kategorie von Wörtern ist auch *hēnš* (fem.), *der hantschuoch* (der Handschuh) beigetreten; *mētlat*, *le matelas* (die Matratze) erhielt das Geschlecht von *lāt* (Lade).

Bei *di hirən*, *daʒ hirne* (das Hirn) hat der Wechsel des Genus den des Numerus zur Folge gehabt; man sagt: *di hirən ʒin rusgəloif* (das Gehirn ist herausgelaufen); die Endung *-ən*, die aus der gewöhnlichen Einschlebung von *ə* zwischen *r* und *n* entstanden ist, hat natürlich dazu beigetragen; der Begriff des Wortes ist für die Pluralbildung kein Hindernis, hat doch auch das Nhd. neben der einfachen eine kollektive Form.

### § 17. D e m i n u t i o n .

In allen Dialekten ist die Neigung zur Deminution eine sehr starke; sie findet dort in dem vertrauten Verkehrston ihren eigentlichen Boden; auch werden ja die Deminutiva vorzugsweise zu sinnlichen Wesen, Personen und Sachen, gebildet, um die sich die Sprache der Mundart fast ausschliesslich bewegt.

Mehrere Verkleinerungssuffixe stehen der unsrigen zu Gebote.

Ueberreste der ältesten und einfachsten Deminutivbildung sind gewisse Substantiva auf *-əl*, das durch Apokope aus alemannischem *-eli* entstanden ist: *fēr kəl* (Ferkel); *špātsəl* (Spatz); *ātsəl* (Elster); *māīdəl* (Mädchen); *brésəl* (Brosame); *ʒésəl* (Sense); *širməl* (Scherbe); *hēi ʒəl* (= Häuschen, Abtritt); *hiŋkəl* (Hinkel); *sikəl* (Zicklein); *tipəl* (Tüpfel); *wātsəl* (Warze); *horətsəl* (Hornisse); *špāiyəl* (Speiche); *šprosəl* (Sprosse); *kloībəl* (Knäuel); *hibəl* (Hügel); *tisəl* (Deichsel); *frān ʒəl* (Franse); *ēmətsəl* (Ameise); *lēməl*, frz. *lame* (Messerklinge); *bīndəl* (Bündel); *hēksəl* (Häcksel); *brokəl* (dicke Milch); *fidəl* (Füllen); *mērdəl*, frz. *merle* (Amsel); *grīməl* (Krume); *dāīdəl* (Teil). Die meisten dieser Wörter stehen durch den Untergang des Grundwortes isoliert und werden deshalb nicht mehr deutlich als Deminutiva empfunden; gerade deswegen aber konnten sie ihre eigentümliche Form in der Mda. behaupten, und zwar umso leichter, als sie mit den Substantiven auf *-el*, das auf



abd. -ilo, -ila zurückgeht, zusammenfielen. Wenn aber manche Wörter dadurch, dass sie nur in der deminutiven Form üblich geblieben sind, ihre deminutive Bedeutung verloren haben, so lassen sie sich dennoch immer als Deminutiva auffassen, indem ihnen stets der allgemeine Begriff der Abhängigkeit und Zugehörigkeit, des Kleinen und Unselbständigen anhaftet; sie waren sicher ursprünglich als Deminutiva gedacht, erscheinen aber nicht mehr als solche.

In ihrem Geschlecht stimmen diese Deminutiva mit ihrem Grundwort überein, wenn der Zusammenhang mit einem solchen noch nicht aus dem Bewusstsein geschwunden ist, sonst aber sind sie in der Regel Neutra. Männlich sind špátsəl, tipəl, hibəl, kloībəl, horètsəl; weiblich žésəl, wátsəl, špáichəl, frànžəl, èmètsəl; sächlich fèrkəl, máidəl, hinkəl etc.

Die gewöhnliche Deminutionssilbe der Mda. ist -χin (aus -chen mit Uebergang des e zu i nach ch in unbetonter Silbe), das immer den Umlaut des Stammvokals bewirkt. In der Mehrzahl wird -chin nach Analogie der Substantiva, die in diesem Numerus auf -ər ausgehen, zu -χər (χα): rut (Raute, Guckfenster), ritχin; kù (Kuh), kiχin; wán (Wagen), wènχin, pl. wènχər; jut (Jude), jitχin; mus (Maus), miχin, pl. miχər; fús (Fuss), fiχin, pl. fiχər; dúw (Taube), diχin, pl. diχər; žún (Sohn), žinχin, pl. žinχər; hán (Hahn), hènχin, pl. hènχər; hùn (Huhn), hinχin, pl. hinχər; šáf (Schaf), šéfχin, pl. šéfχər; kaninχin (Kaninchen), pl. kaninχər; filètχin (Veilchen), pl. filètχər. Als Deminutivum ist auch, nach Annahme eines auslautenden n, lérχin (Lerche) aufgefasst und dazu ein Plural lérχər gebildet worden.

Was das Geschlecht der mit -χin verkleinerten Wörter anbelangt, so nehmen diese nicht etwa wie im Nhd. das sächliche an, sondern behalten immer dasjenige des Grundwortes bei: di ritχin, dər wènχin, dər hènχin, dər žinχin u. s. w.

Bei Wörtern, die ihren Plural durch Anhängen von -er bilden, kann die Endung -χər im Plural an dieses Suffix treten: hus (Haus), pl. hižər, hižərχər; plèts (Platz), pl. plètsər, plètsərχər; fàs (Fass), fèsχər und fèsərχər; mul (Maul), pl. milər, milərχər; krits (Kreuz), kritsərχər; diš (Tisch), pl. dišər, dišərχər; kint (Kind), pl. klnər, klnərχər.

Im übrigen steht bei den Deminutiven in der Ein- und Mehrzahl vor den Verkleinerungssilben derjenige Stammauslaut, den das Grundwort in der Flexion der Mundart, d. h. im



Plural zeigt: bû (Bube), pl. bû wæn, also bifχin, bifχær; oī (Auge), pl. oī wæn, also eīfχin, eīfχær; froī (Frau), pl. froī wæn, also freīfχæn, freīfχær; hūnt (Hund), pl. hīn, also hīnχin, hīnχær; hānt (Hand), pl. hèn, also hènχin, hènχær; ʒūi (Sau), pl. ʒūi wæn, also ʒiifχin, ʒiifχær.

Bei gutturalem Stammauslaut tritt vor -χin ein pleonastisches -əl, um eine wohllautende und deutliche Ableitung zu gewinnen, da der Gebrauch von blossem -χin einen Uebel-laut hervorbringen und der Anlaut dieser Nachsilbe sich von dem Auslaut der Stammsilbe nicht abheben würde: bû'χ (Buch), biχəlχin, biχəlχær; lo'χ (Loch), leχəlχin, leχəlχær; štik (Stück), štikəlχin, štikəlχær; rok (Rock), rekəlχæn, rekəlχær; bá'χ (Bach), bèχəlχæn, bèχəlχær; tro'χ (Trog), treχəlχin; šû'χ (Schuh), ši-gəlχin, ši-gəlχær.

Die Substantiva auf -en verlieren bei der Deminution diese Endung, ob sie nun schon im Mhd. vorhanden war oder erst in der Mda. dazu gekommen ist: gátæn (Garten), géatχin, ó wæn (Ofen), éfχin; dipæn (Topf), dipχin; fádæn (Faden), fétχin; há wæn (Hafen), héfχin; štopæn (Pfropfen), štepyχin; lûmpæn (Lumpen), limpyχin; lá-pæn (Lappen), lèpyχin; brádæn (Braten), brétχin; ebenso, jedoch mit Einschaltung von -əl, nach Guttural: štèkæn (Stecken), štèkəlχin; kû'χæn (Kuchen), kiχəlχin; hákæn (Hacken), hékəlχin.

Die auf -el und -er ausgehenden Nomina werden ganz regelmässig durch Anfügung von -χin im Sing., von -γær im Plur. verkleinert: fogəl (Vogel), fegəlχin, fegəlχær; gabəl (Gabel), gèbəlχin, gèbəlχær; fiŋær (Finger), fiŋærχin, fiŋærχær.

Eine unbewusste Häufung von Verkleinerungssilben ist es, wenn alten Deminutiven auf -el, die nicht mehr als solche erkannt sind, noch ein -chen angehängt wird: máidəlχin (Mädchen); fèrkəlχin (Ferkelchen); eīærwiʒəlχin (Eierwieselchen); hīŋkəlχin (Hinkelchen); ʒīkəlχin (Zickelchen); fidəlχin (kleines Füllen); griməlχin (Krümchen).

Die Deminution der Vornamen geschieht in der Regel durch Anhängung eines -le, das wie -əl aus alemannischem -eli hervorgegangen ist; bei dem einen ist der Vokal vor, bei dem andern der Vokal nach l weggefallen. Diese Art der Verkleinerung wird gewöhnlich nur von Kindern oder für Kinder gebraucht: petørle und piørle (Peter, Pierre); luile (Louis); ʒimle (Simon); ʒále (Jean); frènsle (Franz); marile (Marie); anale (Anna); alfōsle (Alfons);

ž o ʒ é f l e (Joseph); ebenso m a m a l e (Mama); p a p a l e (Papa).

Französische Mädchennamen, die auf einen Konsonanten auslauten, werden durch blosse Anfügung eines -e verkleinert: k a t r i n e (Catherine); m a g r i t e (Marguerite); b a w è t e (Babette); m a ī j a n e (Marie-Anne).

Daneben ist auch die Endung -chen zur Deminution der Eigennamen besonders erwachsener Personen im Gebrauch: ž u l ʒ i n (Jules); á n ʒ i n (Anna); k è t r i n ʒ i n (Catherine); ausserdem -el für ältere Leute: b è r b ə l (Barbe); g r é d ə l (Margaretha); n i k ə l (Nicolas); j á k ə l (Jacques); ʒ i m ə l (Simon). Diese können durch Hinzufügung von -chen inbezug auf Kinder nochmal verkleinert werden: n i k ə l ʒ i n usw.

Aus der Kindersprache stammen endlich folgende vereinzelte Deminutivformen: p á p i (Grosspapa); m á m i (Grossmama); mit e: m i m e (Muhme); f e d e (Vetter, Onkel); mit o: p á t o (Pate); g o d o (Patin).

Verkleinerte weibliche Namen sind natürlich Neutra, da schon die unverkleinerten dieses Geschlecht zeigen.

### C. Adjektiva.

#### § 18.

Die Eigenschaftswörter können stark und schwach flektiert werden. Die schwache Deklination unterscheidet sich jedoch von der starken nur im Nom. Sing. Masc. und im Dat. Sing. Masc. und Neutr., während das Fem. und der ganze Plural beider Formen identisch sind.

Als Paradigma dient š é n (schön).

		a) starke Form:			b) schwache:		
		Masc.	Fem.	Neutr.	Masc.	Neutr.	Plur.
Sg.	N.	š é n ə r	š é n	š é n	š é n	š é n	š é n
	D.	š é n ə m	š é n	š é n	š é n e n	š é n ə n	š é n
	A.	š é n ə n	š é n	š é n	š é n ə n	š é n	š é n

Der Sing. des Fem. und des Neutr. sowie der Plur. entbehren in allen Kasus jeder Endung. Beachtenswert ist namentlich die flexionslose Form des Neutrums in attributiver Stellung: ə š é n h u s (ein schönes Haus); ə g r ó s f i r (ein grosses Feuer); ə g ú t k i n t (ein gutes Kind); ə n á l t p é r t (ein altes Pferd); k á l t w á s ə r (kaltes Wasser); l á ŋ l é w ə n (langes Leben). Somit hat die Mda. den alten Stand der Dinge bewahrt; in mhd. Zeit konnte die unflektierte Form ebenfalls

zwischen Artikel und Substantiv treten: *daʒ wilt swin* (das wilde Schwein = Wildschwein).

Im Auslaut der Adjektive ist *n* nur vor Vokalen, *h* und Dentalen hörbar; vor den andern Konsonanten verstummt es: *šén hols* (schönes Holz); *šé máidəl* (schönes Mädchen); *šénə bóimən* (schönen Baum); *grósən diš* (grossen Tisch); *grī wis* (grüne Wiese); *kléī fróī* (kleine Frau).

Dem substantivisch gebrauchten Neutrum des Adjektivs wird die Endung *-ət* (= mhd. *eʒ*, mit unverschobenem *t*) angehängt, z. B. *ə grósət* (ein grosses); *ət grósət* (das grosse); *ə gúdət* (ein gutes); *ət gúdət* (das gute); *ə júŋət* (ein junges); *ət júŋət* (das junge).

Nach einem Zahlwort nimmt der Plural des attributiv gebrauchten Adjektivs die Endung *-er* an: *fīr grósər béimən* (vier grosse Bäume); *sweī šénər pēr* (zwei schöne Pferde); *drij šwérər štéin* (drei schwere Steine). Diese Formen sind wohl als Ueberbleibsel eines alten Gen. Plur. zu betrachten.

Reste eines alten Gen. Sing. haben sich nach *è p ə s* (etwas) und *ništ* erhalten: *è p ə s šénes* (etwas Schönes); *è p ə s grósəs, šlèχtəs* (etwas Grosses, Schlechtes); *ništ gúdəs* (nichts Gutes); *ništ ibəls* (nichts Uebels).

Ein uralter Dativ ist erhalten in der Zusammensetzung *hèlwənnát*, zurückzuführen auf ahd. in der halbin naht (Mitternacht).

### § 19. Verschiedene Adjektiv-Bildungen.

In der Mda. wird das Suffix *-ig* selten unmittelbar an den Auslaut des Stammwortes gehängt; nach *l* und mitunter nach *r* hat sich ein *d* eingeschoben: *búkəldiχ* (buckelig); *kit-səldiχ* (kitzelig); *grúzəldiχ* (gruselig); *rúnsəldiχ* (runzelig); *šimməldiχ* (schimmelig); *šwàŋəldiχ*, zu mhd. *swanc* und *swankel* (schwank, biegsam); *kridəldiχ* (krittelig, empfindlich); *kružəldiχ* (kraus); *špriŋkəldiχ* (gesprenkelt); *nidərdiχ* (niedrig); *húŋərdiχ* (hungrig).

Sonst wird gewöhnlich *s* eingeschaltet: *inəwəntsiχ* (inwendig); *užəwəntsiχ* (auswendig); *nitsiχ* (neidisch); *štrúpsiχ* (struppig); *šèksiχ* (schäckig); *šmértsiχ* (schmierig); *hártsiχ* (haarig); *štirtsiχ* (stierig, störrig); *blútsiχ* (blutig); *žúmpsiχ* (sumpfig).

Eine Folge dieser Einschiebungen war, dass *-diχ* und *-siχ* (*-tsiχ*) als einheitliche Endsilben erschienen und neben *-iχ* oder anderen Suffixen selbständig gebraucht wurden: *wəkərdiχ* (wacker); *lèkərdiχ* (lecker); *nàksiχ* (nackend); *rénsiχ* (regnerisch); *dúmpsiχ* (dumpf); *klépsiχ* (klebend);

dórtiγ, statt tórdich (thöricht); šmúdiγ (schwül); blimærdiγ (blumig); nitgútsiγ (nichtsutzig); húnsiγ (hündisch); šwinsiγ (schweinish, geizig); tápsiγ (täppisch).

Das einfache Suffix -iγ tritt als blosse Wucherung zu den Adjektiven frimdiγ (fremd); gotlósiγ (gottlos); élèniγ (elend); bóshafðiγ (boshaf); hèrtshèftiγ (herzhaft); báfisiγ (barfuss); das Adj. glidiγ (glühend) ist entweder von glút (Glut) abgeleitet, oder aus mhd. glüendec durch Kontraktion entstanden.

Bei einigen Adjektiven auf -lich wird das anlautende l dieser Nachsilbe als Auslaut des Stammwortes aufgefasst und das so abgetrennte -ig nach Analogie der übrigen Bildungen auf -diγ mit einem d versehen: blóældiγ (bläulich); ródældiγ (rötlich); žisældiγ (süsslich); žúrældiγ (säuerlich); krénkældiγ (kränklich).

Vor -lich ist -ær an den Stamm getreten in hëfærliγ (höflich) und im Adv. kúmærlīγ (kaum).

## § 20. Steigerung der Adjektiva.

Der Komparativ der Adjektive wird durch Anhängen von -ær (-a), der Superlativ durch Anhängen von -št gebildet: šén (schön), šénær, šenšt; krèftiγ (kräftig), krèftijær, krèftiγšt; grós (gross), grésær, gréšt (mit Assimilation).

Einige Komparative und Superlative nehmen in der Wurzelsilbe den Umlaut an, andere nicht: frúm (fromm), frúmær, frúmšt; dùm (dumm), dùmær dùmšt; kált (kalt), káltær, kálšt; glát (glatt), glátær, glátšt; ful (faul), fulær, fulšt; ám (arm); ámær, ámšt; šmál (schmal), šmálær, šmálšt; dagegen grós (gross), grésær, gréšt; kúrts (kurz), kirtsær, kirtšt; låŋ (lang), lèŋær, lèŋšt; ált (alt), élær, élšt; jûŋk (jung) jìŋær, jìŋšt;

Von den in der Mda. umgelauteten Formen sind besonders hervorzuheben ewæršt, mhd. oberist und oberòst (oberst), und inæršt (unterst).

Regelmässig sind gebildet firšt (vorderst), zu fir, mhd. vūr (vor), und hinæršt (hinterst), zu hinær (hinter).

Wie das Neutrum des Positivs ist dasjenige des Komparativs in attributiver Stellung flexionslos: ə šénær hus (ein schöneres Haus); ə grésær štik (ein grösseres Stück). Auch hat das Fem. des Komparativs durch Apokope sein Endungs -e verloren: ə besær froī (eine bessere und einer bessern Frau). Beim Masc. ist die flektierte Form nicht gebräuchlich, weil die attributive Verwendung des männlichen Komparativs vermieden und entweder durch den Positiv mit vorgesetztem mé



(mehr) oder durch Umschreibung mit einem Relativsatz vertreten wird; ersteres geschieht nach dem unbestimmten, letzteres nach dem bestimmten Artikel: *ə mé grósər mán* (ein grösserer Mann); *dər mán wu gəlértər iš* (der gelehrtere Mann).

In der Verbindung mit *káin* (kein) wird der Komparativ in der Regel durch *ʒo* (so) mit dem Positiv ersetzt: *káin ʒo dù mər minš* (kein so dummer Mensch); *kéin ʒo gəfráyt kinər* (keine so frechen Kinder).

Nach *niš* (nichts) und *èpəs* (etwas) steht der Genitiv des Komparativs: *niš besərəs* (nichts Besseres); *èpəs šénəres* (etwas Schöneres).

Zur Verstärkung des Komparativs dient *fil* (viel), das gern wiederholt wird: *fil fil besər* (viel besser).

Um den absoluten Superlativ auszudrücken, bedient man sich der Adverbia *gāns* (ganz) und *ʒér* (sehr) mit dem Positiv: *gāns gūt* (ganz gut); *ʒér šén* (sehr schön).

Die Steigerungsform von *fil* ist *mé* (mehr), Sup. *máinšt*. Statt *dər máinšt* (am meisten) sagt man jedoch häufiger *dər filšt*; «meistens, meistens» wird durch *ət máinšt, di máinšt sit* (= frz. *la plupart du temps*) wiedergegeben. Das Adv. *gér* heisst im Komp. *liwər* (lieber), im Sup. *am lipštən*.

Nach dem Komparativ steht bei Vergleichen *ès* (als) oder *wi* (wie); beide werden gewöhnlich verbunden, wenn *ʒo* (so) vorhergeht: *ʒo riʒ ès wi dú* (so reich als du).

Statt *am* (am) mit dem Superlativ setzt man öfter bei allen drei Geschlechtern in der Ein- und Mehrzahl *dər* (der): *di fróī, wu dər bešt koʒən kán* (die Frau, welche am besten kochen kann); *dət máidəl, wu dər šenšt nējən kán* (das Mädchen, das am schönsten nähen kann); *di búwən, di dər šnəlšt kánən lóifən* (die Buben, die am schnellsten laufen können); *ət iš dər bešt* (es ist am besten); *di lit, wu dər riʒš bin* (die Leute, die am reichsten sind); *dət hus, wu dər hékšt iš* (das Haus, das am höchsten ist). Diese Redewendung scheint, wie noch manche andere, der frz. Syntax entnommen zu sein: *les personnes qui travaillent le mieux* (am besten); *les chiens qui courent le plus vite* (am schnellsten); *les objets qui nous sont le plus chers* (am teuersten). Die Superlative «zuerst» und «zuletzt» werden ebenfalls nach dem Frz. durch *dər éršt* und *dər letšt* wiedergegeben, mit dem Unterschiede jedoch, dass diese Ausdrücke durch Uebertragung der Formen des Sing. Masc. auf alle übrigen Numeri und Genera stets unverändert bleiben: *dər kluʒ git dər érš ná* (der Kluge gibt zuerst nach; le premier); *di*



klu'χæn gin dər érš ná; dər érš bin iχ aršrok (zuerst bin ich erschrocken); di élštæn kùmæn dər lešt dran (die Aeltesten kommen zuletzt dran).

Ein Wort mit komparativer Form hat positiven Sinn, nämlich èŋštər (ängster), das gewöhnlich für àŋšt (angst) gebraucht wird: ich hán èŋštər und àŋšt (ich habe angst); at iš mir èŋštər (es ist mir angst); dieser Komparativ tritt sogar an die Stelle des Substantivs àŋst (Angst); fèn lutər èŋštər (vor lauter Angst); ich hán dódəsèŋštər usgəštàn (ich habe Todesangst ausgestanden).

#### D. Zahlwörter.

##### § 21.

##### a) Grundzahlen.

Zunächst mögen die Zahlen vorgeführt werden, die irgend eine Besonderheit aufweisen: 1. áin, éin (mit Umlaut), áin; flektiert áinər, éin, áint; die übrigen Zahlen werden nicht flektiert; 2. swén, swó, sweī, mit Erhaltung der Dreigeschlechtigkeit (mhd. zwêne, zwò, zwei); 3. drij, für alle Genera, verkürzt in dritsen (dreizehn) und drisiχ (dreizehn); 4. fir, aber fértsen (14), fértsiχ (40); fértəl (Viertel); 5. fünf, aber fú'χsen (15), fú'χsiχ (50), mit Uebergang des f in niederdeutsches ch vor s; 6. ʒeks, mit geschlossenem e, aber ʒèχsen (16) und sèχsiχ (60) mit offenem è; 7. ʒiwən, aber mit Ausfall des n bei ʒiwətsen (17), ʒiwətsiχ (70); 8. èt, mit Umlaut; dagegen à'χsen (18) und àχsiχ ohne Umlaut; 9. nin, jedoch nèintsen (19) und nèintsiχ (90); 10. sén.

Die übrigen Zahlwörter sind regelmässig gebildet oder bieten nichts Auffallendes: 11. elf; 12. swelf; 20. swansiχ; 21. áinəs wansiχ, für die drei Geschlechter; ebenso 22. sweījəs wansiχ; 23. drijəs wansiχ; 28. ètə- und aχtəswansiχ; 29. ninəs wansiχ; 100. húnərt; 101. húnərt ùn áin, éin, áin, flektiert húnərt ùn áinər, éin, áint; die Konjunktion ùn (und) wird immer gesetzt; 102. húnərt ùn swéī, swó, swéī; 103. húnərt ùn drij; 110. húnərt ùn sén; 200. sweīhúnərt; 300. drihúnərt; 400. firhúnərt; 800. èthúnərt; 1000. dauʒənt. Ein Vielfaches von 100000 wird stets mit Hülfe des Adv. mál (mal) gebildet: 500000. fünf mál húnərt dauʒənt; eine Million wird durch sen mál húnərt dauʒənt ausgedrückt.

Die erste Zahl wird genau wie ein Adjektiv behandelt, hat also je nach ihrer Stellung eine starke und schwache Deklination; sogar ein schwacher Plural wird von ihr gebildet: *di áīnən* (die Einen); hingegen bleiben die drei Geschlechtsformen von 2 in allen Kasus unverändert. Jene kann ferner die Funktion eines unbestimmten Artikels übernehmen; dann ist sie unbetont und wird abgeschwächt zu masc. *ən* und *ə*, fem. und neutr. *ə*.

Um auszudrücken: «in etwa 8 Tagen, vor ungefähr 3 Wochen, nach etwa 2 Jahren», bedient man sich der Wendungen in *ən dá'χər èt, for ə wú'χər drij, nà ə járər swéī*; das *-ər* zwischen dem Substantiv und dem Zahlwort ist wohl nichts anders als eine Verstümmelung der unbetonten Konjunktion «oder». Aehnlich ist *štíkər ʒeks* (etwa sechs) aus «ein Stück oder sechs» kontrahiert worden.

Um zu sagen: «er ist in den zwanziger, dreissiger, vierziger Jahren», heisst es ohne Flexionsendung: *ər iš in də swansiz, drisiz, fèrtsiz*; *jār* braucht nicht hinzugefügt zu werden.

Bei ungefähren Zahlangaben bedient man sich zumeist einer dem Frz. entlehnten Wendung: *in də drisiz* (dans les trente, etwa dreissig). Das daneben vorkommende *ungefèr* (ungefähr) wird fast immer mit *ʒó* (so) verbunden: *ʒó ungefèr húnərt*.

Die Zahlen 1 und 2 stimmen abweichend vom nhd. Sprachgebrauch bei Angabe der Tageszeit mit dem Worte «Uhr» im Genus überein: *éīn úr* (ein Uhr); *swó úr* (zwei Uhr); *ə fértəl uf éīn* (ein Viertel auf eins); *ə fértəl nà swó* (ein Viertel nach zwei); *ət iš swó fərbéī* (es ist zwei vorüber). Vielleicht hat sich auch hier französischer Einfluss geltend gemacht: *éīn úr = une heure*. Bei «halb» dagegen ist die Flexion des attributiv gebrauchten Nom. Sing. Masc. verallgemeinert worden; wie es z. B. heisst: *ʒi iš hálwər dót* (sie ist halb tot), so wird auch gesagt: *ət iš hálwər éīn* (es ist halb eins); *hálwər swó* (halb zwei) usw.

#### b) Ordnungszahlen.

Von den Ordnungszahlen ist nur die erste eine von ihrer Grundzahl unabhängige Bildung: 1. *éršt*, ahd. *éristo*, Sup. zu *ēr* (eher); *qnter* zu frz. *un* wird bloss von den Kindern beim Spielen gebraucht. Die übrigen Ordinalia werden von den Kardinalzahlen abgeleitet, und zwar von 2 bis 19 durch Anhängen eines *t*, von den höhern Zahlen vermittelt der Superlativendung: 2. *swéīt*, vom Neutrum der Grundzahl; *drit*,

regelmässig zu *drij* gebildet, nur mit Verkürzung wie in *dritsen* (dreizehn); 4. *firt*; 5. *finft*; 6. *ʒekšt*; 7. *ʒiwət*, mit Ausfall des *n* wie in *ʒiwətsen* (siebzehn); 8. *étšt*, mit Superlativendung, weil sich sonst die Ordnungszahl von der Grundzahl, die auf *t* ausgeht, nicht unterscheiden würde; 9. *nint*; 10. *sént*; 18. *áʒsent*; 20. *swansišt*, mit Unterdrückung des palatalen Spiranten vor *s*; 100. *húnəršt*.

Die substantivisch gebrauchten Zahlen werden in der Mda. durch die flektierten männlichen Formen der Ordinalia ersetzt; auch die Zahl «Eins» wird in dieser Verwendung nach Analogie der übrigen durch Hinzufügung von *-ter* gebildet: *ən áıntər* (eine Eins); *e sweitər* (eine Zwei); *ən dritər* (eine Drei); *ən étštər* (eine Acht); *ə séntər* (eine Zehn); *ə swansištər* (eine Zwanzig); *ən drisištər* (eine Dreissig); *ən húnərtštər* (eine Hundert).

Statt der Grundzahl steht die Ordnungszahl vor *su* (zu) in Sätzen wie: *ʒi bin sùm sweitən, sùm dritən, sùm firtən, sùm ʒekštən kùm* (sie sind zu zwei, zu drei, zu vier, zu sechs gekommen); daneben: *ət bi jər swei gəwén* usw. (es sind ihrer zwei gewesen usw.).

Bei Angabe des Jahres wird das Jahrhundert der Kürze halber ausgelassen; «im Jahre 1870» heisst: *im ʒiwətsištə jār* (im siebzigsten Jahre).

### c) Teilzahlen.

Um einen Bruch mit dem Zähler eins auszudrücken, verbindet die Mundart den Nenner als Ordinalzahl mit dem Subst. *dáil* (Teil), das aber, von *fértəl* (Viertel) abgesehen, nicht wie im Nhd. abgeschwächt und zu der Zahl als blosser Nachsilbe hinzugesetzt wird: *dər drit dáil* (ein Drittel);  $\frac{1}{5}$  *dər finft dáil*;  $\frac{1}{6}$  *dər ʒekšt dáil*;  $\frac{1}{10}$  *dər sént dáil*. Dagegen wird ein Bruch mit einem höhern Zähler als eins durch die Verbindung einer Grundzahl mit *dáil* angedeutet:  $\frac{2}{3}$  *sweī deilər*,  $\frac{3}{4}$  *drij deilər*,  $\frac{4}{5}$  *fir deilər*; ist der Nenner um mehr als eine Einheit grösser als der Zähler, so wird er ausdrücklich angegeben;  $\frac{2}{5}$  *sweī deilər fən finf*;  $\frac{5}{8}$  *finf deilər fən aʒt*.

Die Deminutivsilbe *-ling* wird zur Bruchbildung benutzt in *ferliŋ* (Viertel Pfund). Andere Zusammensetzungen von Zahlwörtern sind solche mit dem alten Subst. *lei*: *sweīərlei* (zweiertei); ferner mit dem durch *-tiʒ* erweiterten Suffix *-fáʒ* (= fach): *áinfáʒtiʒ* (einfach); von *-hánt* (Hand) gibt es nur das Kompositum *álərhánt* (allerhand).

Für den einfachsten Bruch  $\frac{1}{2}$  hat die Sprache ein von den Zahlwörtern unabhängiges Wort *hálwær*, *hálw*, *hálw* (halber, halbe, halbes); wird es substantivisch gebraucht oder ist ein Substantiv sächlichen Geschlechtes zu ergänzen, so gilt für das Neutrum die Form *hálwæt* (halbes). Vor einem Adjektiv steht immer durch Ausgleich der flektierte Nom. Sing. Masc., wie vor dem Substantiv «Uhr»: *ʒi bin hálwær dót gəwèn* (sie sind halb tot gewesen); *ət iš šon hálwær dúŋkel* (es ist schon halb dunkel); *iχ bin hálwær kránk* (ich bin halb krank).

Von elliptischen Bildungen ist nur *ánərthálw* (andert-halb) gebräuchlich.

### E. Pronomina.

#### § 21.

##### a) Personalia.

Die persönlichen Fürwörter haben je eine betonte volle und eine unbetonte, bisweilen verkürzte Form. Der fehlende Genitiv wird durch *fèn* (von) mit dem Dativ ersetzt.

	1. Person		2. Person	
	betont	unbetont	betont	unbetont
Sg. N.	<i>iχ</i>	<i>əχ, χ</i>	<i>dú</i>	<i>də</i>
D.	<i>mír (mia)</i>	<i>mər (ma)</i>	<i>dír (día)</i>	<i>dər (da)</i>
A.	<i>miχ</i>	<i>miχ</i>	<i>diχ</i>	<i>diχ</i>
Pl. N.	<i>mír (mia)</i>	<i>mər (ma)</i>	<i>jír (jia)</i>	<i>jər (ja)</i>
{D. A.	<i>ús</i>	<i>ús</i>	<i>oīwiχ</i>	<i>oīwiχ.</i>

##### 3. Person.

	Masculinum		Femininum		Neutrum	
	betont	unb.	bet.	unb.	bet.	unb.
Sg. N.	<i>ér (éa)</i>	<i>ər (a)</i>	<i>ʒi</i>	<i>ʒə</i>	<i>ét</i>	<i>ət, t</i>
D.	<i>ém</i>	<i>əm, m</i>	<i>ir, (ia)</i>	<i>ər (a)</i>	<i>ém</i>	<i>əm, m</i>
A.	<i>én</i>	<i>ən, n</i>	<i>ʒi</i>	<i>ʒə</i>	<i>ét</i>	<i>ət, t</i>
			bet.	unb.		
			Pl. N.	<i>ʒi</i>	<i>ʒə</i>	
			D.	<i>énən</i>	<i>ən</i>	
			A.	<i>ʒi</i>	<i>ʒə</i>	

Im Plural der 2. Person ist der alte Akk. *iuwich* auf den Dativ übertragen, im Plural der 1. Person umgekehrt der alte Akk. *unsich* durch den Dativ verdrängt worden. Dieser Ausgleich erklärt sich aus dem Umstand, dass in der Mda. der dritte und vierte Fall gerade beim Plural nicht streng aus-

einander gehalten werden; so heisst es: *ich hân ʒ'æt gə-ʒát* (ich habe es ihnen gesagt); *hâš də ʒ'æt gîn* (hast du es ihnen gegeben), während im Sing. der Dat. des Pronomens nach diesen Verben stehen würde.

Wenn von Frauen die Rede ist, wird das Neutr. des Fürwortes gebraucht.

Für die Anrede an eine ältere oder fremde oder den höhern Gesellschaftsklasse angehörende Person ist der Plural des Pronomens der 2. Person üblich; das Anreden mit «Sie» ist der Mda. fremd.

b) reflexivum.

Das Reflexivpronomen hat weder Genitiv noch Dativ. Als Ersatz dafür gebraucht man sowohl im Sing. als im Plur. die Akkusativform *ʒiχ* (sich).

c) possessiva.

Die besitzanzeigenden Fürwörter weichen insofern von der Deklination der gewöhnlichen Adjektiva ab, als sie nur bei substantivischem Gebrauch flektiert werden. Die adjektivisch gebrauchten sind in allen Casus eines jeden Genus unverändert: *min* (mein); *din* (dein); *ʒin* (sein); *û ʒər* (unser); *oīwər* (euer); *jir* (ihr); das *n* der Singularformen wir nur vor Vokalen, *h* und Dentalen gehört; statt *-ər* bzw. *-r* des Plurals ist *-a* das Gewöhnliche. Beispiele: *fè mi fatər* (meines Vaters, von meinem Vater); *an di ʒún* (an deinen Sohn); *wejən ʒi mütər* (wegen seiner Mutter); *beī û ʒər nâpər n* (bei unsern Nachbarn); *in jir hi ʒər* (in ihren Häusern) usw. Bei weiblichen Personennamen wird das Possessivverhältnis durch das Neutrum *ʒin* ausgedrückt: *əm mari ʒi rok* (der Marie ihr Rock). Die Pluralformen haben Genitivfunktion in den Ausdrücken *û ʒər*, *oīwər*, *jir swén*, *drij* usw. (unser, euer, ihrer zwei, drei usw.).

Die substantivisch gebrauchten Possessiva werden folgendermassen flektiert:

	Masc.	Fem.	Neutr.	Plur.
Sg. N.	<i>minər</i>	<i>mini</i>	<i>mint</i>	<i>minən</i>
D.	<i>minəm</i>	<i>minər</i>	<i>minəm</i>	<i>minən</i>
A.	<i>minən</i>	<i>mini</i>	<i>mint</i>	<i>minən</i>

Es scheinen also diese Pronomina in absoluter Stellung das Bedürfnis einer Endung zu haben, um Geschlecht und Zahl deutlich hervortreten zu lassen. Nur so erklärt es sich, warum beim Fem. ursprüngliches *e*, anstatt abzufallen, vermutlich unter dem Einfluss des Vokals der ersten Silbe zu *i* ge-



worden ist, und der Nom. Plur. die schwache Endung -ən angenommen hat.

Ebenso werden dekliniert *dinər, dini, dint, dinən* (deiner, deine, deines, deine); *ʒinər, ʒini, ʒint, ʒinən* (seiner usw.); *ûʒər, ûʒəri, ûʒərt, ûʒərn* (unser usw.); *oīwər, oīwəri, oīwərt, oīwərn* (euer usw.); *jirər, jiri, jiret, jirən* (ihr usw.).

Vor den Possessivpronomen steht in der Mda. nie der Artikel, auch dann nicht, wenn sie substantivisch gebraucht werden: *mint* (das meine); *dini* (die deine); *ʒinər* (der seine); *ûʒərn* (die unsern); *oīwərt* (das eure); *ət iʃ jirt* (es ist das ihrige).

Die erst im Nhd. aufgekommenen pronominalen Ableitungen auf -ig, wie «meinig, deinig» usw., sind nicht in die Mda. gedrungen.

#### d) Demonstrativa.

Als hinweisendes Fürwort dient mitunter einfaches betontes *dər, di, dāt* (der, die, das); gewöhnlich aber gebraucht man Zusammensetzungen dieses Pronomens mit *lā* (= frz. *là?*), um etwas Nahes, Gegenwärtiges zu bezeichnen, oder mit *dórt* (dort, woneben *lórt*, durch Angleichung an *lā*), um auf etwas Entferntes hinzuweisen. Diese Verbindungen sind also analog wie das in der Mda. nicht vorhandene «dieser» gebildet, das aus der Verschmelzung des einfachen Demonstrativums mit der Partikel *sé* (= *ecce*) entstanden ist.

Sehr oft werden *dər lā* durch Wiederholung des *lā* verstärkt: *dər lā lā, dāt lā lā*; das erste ist betont, das zweite nicht.

Der zu bezeichnende Gegenstand kann zwischen das Pronomen und *lā* treten, aber auch hinter diesem stehen: *dər mán lā* (dieser Mann); *dāt lā hus* (dieses Haus).

Ein anderes hinweisendes Fürwort besitzt die Mda. in *dər ʒəl, di ʒəl, dāt ʒəl*, der Form nach dem nhd. «derselbe, dieselbe, dasselbe» entsprechend; jenes ist aber rein demonstrativ; die Bedeutung der Determination und der Identität, welche «derselbe» gewöhnlich hat, ist *dər ʒəl* vollständig fern; letzteres wird übrigens nur absolut verwendet. Beispiel: *wén iʃ ət gəwén? dər ʒəl* (wer ist es gewesen? jener dort); im Gegensatz zu *dər lā* wird *dər ʒəl* immer in Bezug auf etwas Entfernteres angewandt, gerade wie *dər lórt*.

	Masc.	Fem.	Neutr.	Plur.
Sg. N.	<i>dər ʒəl</i>	<i>di ʒəl</i>	<i>dāt ʒəl</i>	<i>di ʒələn</i>
D.	<i>dəm ʒələn</i>	<i>dər ʒəl</i>	<i>dəm ʒələn</i>	<i>də ʒələn</i>
A.	<i>də ʒələn</i>	<i>di ʒəl</i>	<i>dāt ʒəl</i>	<i>di ʒələn</i>

e) determinativa.

Als Pronomen determinativum wird ausser dem betonten *dër, di, dät* mit folgendem Relativ meistens *dər nèm p- liχ, di nèm pliχ, dät nèm pliχ* (der, die, das nämliche) gebraucht; seltener ist *dərjè niχ* (derjenige), das dem Nhd. entlehnt zu sein scheint.

Eine eigentümliche Bildung ist *ʒótər* (solcher), im Sing. stets mit dem unbestimmten Artikel verbunden. Mit *solch* (aus *so* und *-lich* entstanden) hat *ʒótər* das erste Element der Zusammensetzung gemein; das *t* ist vielleicht ein blosser Uebergangslaut vor der Flexionssilbe *-ər*. Doch liesse sich *ʒótər* auch von *sò-tàn-er* (sotaner) herleiten. Die Form *ʒótər* ist unveränderlich: *ə ʒótər mán* (ein solcher, einen solchen Mann); *ə ʒótər froī* (eine solche, einer solchen Frau); *ʒótər lit* (solche Leute, solchen Leuten).

Auch *ʒèlwər* (selber) ist indeklinabel: *iχ ʒèlwər*; *mir ʒèlwər*; *ʒi ʒèlwər* (sie, Fem. Sing. und Plur.); *mir ʒèlwər* (wir selber). Eine Bildung wie «selbst» gibt es in der Mda. nicht.

f) relativa.

Um das relative Verhältnis auszudrücken, bedient sich die Mda. ausschliesslich des Lokaladverbiums *wù* (wo): *dər mán, wù gəštór wiš* (der Mann, welcher gestorben ist); *di froī, wu gəsát hát* (die Frau, welche gesagt hat); *di kìn, wu dórt špilən* (die Kinder, welche dort spielen).

Der Genitiv «dessen» und «deren» kann auf dreifache Art wiedergegeben werden: entweder durch einfaches *wù*, oder durch *wù* in Verbindung mit *fèn*, welche Partikeln aber nicht nebeneinander stehen, sondern das Hauptwort zwischen sich nehmen, oder endlich durch *wù* und folgendem Pronomen possessivum: *ət kint, wù ér dər fatər iš*, oder *wù ér dər fatər fèn iš*, oder *wù ér ʒi fatər iš* (das Kind, dessen Vater er ist); *dər mán, wù də froī dót iš*, oder *wù də froī fèn dót iš*, oder *wù ʒi froī dót iš* (der Mann, dessen Frau tot ist); *dì kìn, wù dì èltərn riχ bìn*, oder *wù dì èltərn fèn . . .* oder *wù jir èltərn . . . .* (die Kinder, deren Eltern reich sind).

g) interrogativa.

Die absolut gebrauchten fragenden Fürwörter sind: *wén* (wer), *wát* (was); *welər, weli, welt* (welcher, welche, welches); *wát fər aīnər, wát fər ein, wát fər aīnt*

(was für einer, eine, eines); wāt fərər, wāt fəri, wāt fərt, durch Anhängen der Flexionsendungen -ər, i und t an wāt fər. Vor einem Substantiv stehen: welər, wel, wel (welcher, welche, welcher); wāt fər ən, ən, ən (was für ein, eine, ein).

Anm. Bei wén hat Uebertragung des Akk. auf den Nom. stattgefunden. In welər, mhd. *welch*, ist wie in *šél*, *schelch* (*scheel*), das *ch* ausgefallen. Das *i* von *weli* beruht auf Ausgleichung an *mini*, *dini*, *ʒini* (*meine* etc.). In einem Fragesatz tritt wāt fər ən nach alter Weise getrennt oder wie im Nhd. verbunden auf: wāt iš dāt fər ən mán und wāt fər ən mán iš dāt (was für ein Mann ist das).

#### . h) indefinita.

Folgende unbestimmte Fürwörter sind in der Mda. im Gebrauch: mər, ma (*man*); iməs (*jemand*); niməs (*niemand*); áin, éin, áint (*einer, eine, eines*); káin, kéin, káint (*keiner, keine, keines*); jetwidər (*jedweder*) steht vor Substantiven und ist indeklinabel; jetwidəráinər, jetwidəréin, jetwidəráint (*jedweder einer, eine, eines*), in absoluter Stellung; wenix (*wenig*), ohne Flexion; fil (*viel*), ebenso; etlix (*etliche*), wird schwach flektiert, wenn kein Substantiv folgt: et bī jar etlixən gawén (*es sind ihrer etliche gewesen*); epəs (*etwas*); niš und ništ (*nichts*); aləs (*alles*); al (*alle*), das gewöhnlich durch gər (*gar*) verstärkt wird, vor dem das Pronomen stets die schwache Pluralendung annimmt (alən gər), wahrscheinlich nur des Wohlklangs und der leichtern Aussprache wegen.

Das seltene mánix (*manch*) wird durch mé ès áin (*mehr als ein*, frz. *plus d'un*) ersetzt; unbekanntes «*einige*» durch ə pá (*ein Paar*); das reziproke Verhältnis wird durch «áinər dən ànərən» (*einer den andern*, frz. *l'un l'autre*) ausgedrückt; mhd. *einander* kommt nur in den Kompositis vor: fèn-, dúrix-, inərənənər (*von-, durch-, untereinander*).

Anm. Bei mər (*man*) beruht wohl der Konsonantenwechsel, nach dem Ausfall des *n*, auf fälschlicher Auffassung des -a für -ər; auch die Anlehnung an -ər, a (*er*) mag dazu beigetragen haben. Was niməs anbelangt, so könnte hier, wie bei nichts, ein alter elliptischer Genitiv vorliegen; iməs wäre dann später an níməs angeglichen worden.

## II. Konjugation.

### § 22.

Die Formen des Verbums sind in der Mda. sehr zusammengeschmolzen. Ein Imperfekt des Indikativs ist bei keinem mehr vorhanden, auch die Hülfzeitwörter haben es verloren. Es kann also ferner von einem Plusquamperfekt keine Rede sein; dasselbe wird durch das mit dem Partizip von *ʒin* oder *hān* erweiterten Perfekt ersetzt.

Das Präsens des Konjunktivs ist nur noch in einigen Wunschformeln erhalten: *got ʒen* (Gott segne, zu ergänzen *diʒ* oder *oiwiʒ*);<sup>1</sup> *gut hēlfīʒ* (Gott helfe Euch);<sup>2</sup> *gut dānīʒ* (Gott danke Euch);<sup>3</sup> *ū ʒər hērgot hēlfīʒ* (unser Herrgott helfe Euch);<sup>4</sup> *got štémər bei* (Gott stehe mir bei).

Ein Imperfekt des Konjunktivs haben nur die Hülfzeitwörter bewahrt; bei den übrigen Verbis wird es durch eine Umschreibung ersetzt, die mit der verdunkelten Form *gèt* und dem Infinitiv gebildet ist. Dieses *gèt* könnte aus einem Konjunktiv Imperfekti des Hülfzeitwortes *dùn* (tun) durch Dissimilation des anlautenden *d* vor auslautendem *t*, oder durch partielle Assimilation des *d* an das *ch* des Pronomens der ersten Person mit Uebertragung auf die andern entstanden sein; wahrscheinlich aber ist *gèt* von einer erweiterten, halb starken, halb schwachen Konjunktivform \**gèbt* (*gäbte* = *gābe*) herzuleiten.

Für das Futurum I setzt man gewöhnlich das Präsens, für das Futurum II das Perfekt; dies geschieht regelmässig, wenn das Verbum eine Zeitbestimmung neben sich hat: *ər kīmt īn sēn jār* (er kommt in zehn Jahren); *mər pli wən ʒeks mēnt* (wir werden sechs Monate bleiben). In Sätzen aber, die eine Handlung in unbestimmter Zukunft, überhaupt etwas Ungewisses und Zweifelhaftes enthalten, gebraucht man das Futurum: *də wēršt gəʒin* (du wirst sehen); *ʒə wērən hofəntlich gēn* (sie werden hoffentlich gehen); *ət wērt wól ʒo bin* (es wird wohl so sein).

Da keine Imperfekta erhalten sind, lassen sich die starken und schwachen Verba nur an der Bildung des Partizipiums Perfekti erkennen.

<sup>1</sup> sagt man zu einem, der niest.

<sup>2</sup> Gruss der ältern Leute.

<sup>3</sup> noch von jedermann als Gegengruss auf jeden beliebigen Gruss gebraucht.

<sup>4</sup> damit speist man die Bettler ab, denen man nichts geben will oder kann.

In der Mda. herrscht ein starker Formenausgleich: Die 1. Person Sing. und der ganze Plural des Indikativs Präsens sowie die 2. Person der Mehrzahl des Imperativs sind bei allen Verben identisch: sie gleichen alle dem Infinitiv: g é n (gehen), iχ g é n, m æ r g é n, j æ r g é n, ʒ æ g é n (ich gehe, wir gehen, ihr geht, sie gehen), g é n (geht); b r u 'χ æ n (brauchen), iχ b r u 'χ æ n, j æ r b r u 'χ æ n, imper. b r u 'χ æ n; d ù n (tun), iχ d ù n, j æ r d ù n, d ù n (tut). Nur einige Hülfszeitwörter machen von der allgemeinen Regel, nach welcher die 1. Person Ind. Praes. mit dem Infinitiv zusammenfällt, eine Ausnahme. Es liegt hier allem Anschein nach ein Ueberrest der althochdeutschen Verbalflexion vor. In der Tat endigt diese Person bei den schwachen Verben auf -òn und -èn wie der Infinitiv: salbòn (salben), salbòn (ich salbe); habèn (haben), habèn (ich habe). Im Mhd. und Nhd. hat das -e der starken Verba das -en der schwachen verdrängt; umgekehrt ist vielleicht in der Mda. die Endung -æn von den schwachen auf alle Verba übertragen worden.

Im Plural, wo es für die drei Personen nur eine Form gibt, hat sich die zweite nach den beiden andern gerichtet; wie jene lautet natürlich die zweite Person des Plurals Imperativi.

### § 23. H ü l f s z e i t w ö r t e r .

Zur Bezeichnung der Unterschiede des Tempus und des Genus dienen die Hülfszeitwörter h à n (haben), ʒ i n und b i n (sein), w è r æ n (werden); um den Unterschied des Modus zu bezeichnen, sind folgende im Gebrauch: k à n æ n (können), d á f æ n (dürfen), m á n æ n (mögen), m ù n (müssen), ʒ o l æ n und ʒ o d æ n (sollen), w i l æ n (wollen), l à n und l à ʒ æ n (lassen); auch g é n (gehen) und w i ʒ æ n (wissen) können hierher gerechnet werden.

Konjugation von ʒ i n oder b i n (sein):

Indicativ		Conjunctiv	
Praes.	iχ b i n (ʒ i n)	Imperf.	iχ w è r æ n (w è r)
	d æ b i š t (b i š)		du w è r š t (w è r š)
	æ r i š t (i š)		æ r w è r
	m æ r b i n (ʒ i n)		m æ r w è r æ n
	j æ r b i n (ʒ i n)		j æ r w è r æ n
	ʒ æ b i n (ʒ i n)		ʒ æ w è r æ n
Perf.	iχ b i n g æ w é n	Pl. q. Perf.	iχ w è r æ n g æ w é n
	d æ b i š g æ w é n		d æ w è r š g æ w é n
	æ r i š g æ w é n		æ r w è r g æ w é n
	usw.		usw.

Imperativ b i (ʒ e i), b i n (ʒ e i æ n).



Zwischen der 1. Pers. Sing. des Präs. Ind. und dem Infinitiv hat Formenaustausch stattgefunden. Die Aehnlichkeit der Pluralformen *bin* (1. und 2.) mit den mittelhochdeutschen *birn* und *birt* (*bint*) ist, da sie nur auf Ausgleich beruhen, eine ganz zufällige. Beim Konjunktiv hat die 1. Pers. der Einzahl *wër* eine Nebenform mit *-ən*, die sich entweder durch Verwechslung mit derselben Person des Hülfszeitwortes *wërən* (werden) oder durch Uebertragung aus dem Plural erklärt.

Die Nebenform *zei* des Imperativs, welche allmählich die ältere Form *bi* (mhd. *bis*) verdrängt, ist dem Nhd. entlehnt; doch hat «*seid*» beim Uebertritt seine der Mda. fremde Flexionsendung mit der üblichen Pluralsilbe der 2. Pers. *-ən* vertauscht.

Konjugation von *hàn* (haben).

Indicativ		Conjunctiv	
Praes.	<i>iχ h à n</i> <i>də h à št (h à š)</i> <i>ər h à t</i> <i>mər h à n</i> <i>jər h à n</i> <i>ʒə h à n</i>	Imperf.	<i>iχ h è t</i> <i>də h è t št (h è t š)</i> <i>ər h è t</i> <i>mər h è d ə n</i> <i>jər h è d ə n</i> <i>ʒə h è d ə n</i>
Perf.	<i>iχ h à n g ə h à t</i> <i>də h à š g ə h à t</i> usw.	Pl. q. Perf.	<i>iχ h è t g ə h à t</i> <i>də h è t š g ə h à t</i> usw.

Imperativ *h à* (habe), *h à n* (habt).

Das mhd. *haben* zeigt für den Infinitiv, die 1. Sing. und die 1. Plural Ind. ähnliche kontrahierte Formen: *h à n* (haben, ich habe und wir haben). Beim Konjunktiv wird *t* intervokalisch zu *d*. Der Imperativ *h à* ist nur selten gebräuchlich: *h à nùmən g ə d o l t* (habe nur Geduld); man umschreibt ihn lieber mit *də m ù š h à n* (du musst haben).

Konjugation von *wërən* (werden).

Indicativ		Conjunctiv	
Praes.	<i>iχ w è r ə n</i> <i>də w è r št (w è r š)</i> <i>ər w è r t</i> <i>mər w è r ə n</i> <i>jər w è r ə n</i> <i>ʒə w è r ə n</i>	Imp.	<i>iχ g è t w è r ə n</i> <i>də g è t š w è r ə n</i> <i>ər g è t w è r ə n</i> <i>mər g è d ə n w è r ə n</i> <i>jər g è d ə n w è r ə n</i> <i>ʒə g è d ə n w è r ə n</i>
Perf.	<i>iχ b i w ó r t</i> usw.	Plusq. Pf.	<i>iχ w è r ə w ó r t</i> usw.

Imperativ *w è r* (werde), *w è r ə n* (werdet).

Wie im Nhd. wird dieses Hülfszeitwort zur Bildung des Futurums und Passivums verwendet: *iχ w è r ə š l è n* (ich werde schlagen); *ich w è r ə n g ə š l á* (ich werde geschlagen); *ər i š g ə š l á w ó r t* (er ist geschlagen worden); es kann auch

absolut stehen: *ər wért meījər* (er wird Bürgermeister); *ət wért niš drus* (es wird nichts daraus). Bei dem Mangel eines Konj. Imperf. muss man sich einer umschreibenden Konditionalform bedienen, während eine solche bei *ʒin* und *hán* nicht gebräuchlich ist.

Die übrigen Hülfszeitwörter weisen folgende Eigentümlichkeiten auf: Der Infinitiv hat den Vokal der 1. Sing. Ind. Praes., er wird aus dieser durch einfaches Anhängen von *-ən* gebildet. Der ganze Plural des Indikativs ist dem Infinitiv gleich. Auch das Partizip hat in der Regel denselben Vokal wie das Praesens. Die Konjugation der Modalitätszeitwörter sei hier kurz zusammengestellt.

*kánən* (können); *iχ kán*, *də kánšt* (*kánš*), *ər kán*, *mər kánən*, *jər kánən*, *ʒə kánən*; conj. imperf. *iχ kènt* (*kèn*), *də kèntšt* (*kènš*), *ər kènt* (*kèn*), *mər kənən* (*kèntən*), *jər kənən* (*kèntən*), *ʒe kənən* (*kèntən*); part. *gəkènt*. Die Formen *kèn* und *kənən* sind nicht, wie man glauben könnte, Ueberreste eines Konj. Praesentis; wenn *ʒin* und *hán* den übrigen verloren haben, ist nicht anzunehmen, dass der von *kánən* erhalten sei. Die fraglichen Nebenformen sind vielmehr durch den häufig vorkommenden Ausfall des *t* hinter *n* zu erklären. Das Partizip ist mit dem von *kənən* (kennen) zusammengelaufen; bisweilen steht auch dieser Infinitiv für *kánən*.

*dáfən* (dürfen); indic. praes. *iχ dáf*, *də dáfšt*, *ər dáf*, *mər dáfən*, *jər dáfən*, *ʒə dáfən*; conj. imperf. *iχ dirft* (*dirf*), *də dirftšt*, *ər dirft* (*dirf*), *mər dirftən* (*dirfən*), *jər dirftən* (*dirfən*), *ʒə dirftən* (*dirfən*); part. *gədáf* (*gədáf*). Bei nachlässiger Aussprache wird das *t* sowohl des Partizips als des Konjunktivs nicht gehört; auch das *f* verstummt manchmal vor *š*: *də dášt* für *dáfšt*, *diršt* für *dirftšt*; nach dem Vorbilde von *dášt* und *diršt* werden dann auch die übrigen Formen nicht selten ohne *f* gebildet: inf. *dáʒən*; ind. praes. *iχ dáš*, *ər dáš*, *mər dáʒən* usw.; part. *gədáfšt*; conj. imperf. *iχ diršt* (*dirš*), *ər diršt* (*dirš*), *mər dirštən* (*diršən*) usw.

*mánən* (mögen); indic. praes. *iχ mán*, *də mánšt* (*mánš*), *ər mán* (*mánt*), *mər mánən*, *jər mánən*, *ʒə mánən*; conj. imperf. *iχ méiχt* (*méiχ*), *də méiχšt* (*méiχš*), *ər méiχt* (*méiχ*), *mər méiχtən* (*méiχən*), *jər méiχtən* (*méiχən*), *ʒə méiχtən* (*méiχən*); daneben *iχ mint*, *də mínšt* (*mínš*), *ər mint*, *mər mintən*, *jər mintən*, *ʒə mintən*; part. *gamánt*. Die Form *mán* der 1. Sing. Ind. Präs. ist wohl durch Kontraktion aus *\*magen* entstanden; Plural und Infinitiv müssten

eigentlich ebenso lauten, sind aber nach Analogie der anderen Hülfszeitwörter durch eine zweite Anhängung von -ən an die 1. Sing. neu gebildet worden. Die 2. und 3. Sing. richten sich ebenfalls nach der 1. wie z. B. bei *dáfen*; die 3. Sing. hat ausserdem nach dem Muster anderer Verba eine Nebenform mit *t*. Es werden zwei Formen des Konj. Imperf. nebeneinander gebraucht, *méiχt* und *mint*; die erste mit Vorliebe in positiven, die zweite in negativen Sätzen; *méiχt* gehört seiner Bildung nach zu mhd. *möhte*, *mint* zu *mán*: auffallend ist der Umlaut *i* für zu erwartendes *e*; vielleicht sollte damit einer Verwechslung mit dem verloren gegangenen Konj. Imperf. von *ménən* (meinen) vorgebeugt werden.

*mún* (müssen); indic. praes. *iχ mún, də múst* (*múš*), *ər mús, mər mún, jər mún, ʒə mún*; conj. imperf. *iχ mèst* (*mès*), *də mèst, ər mèst, mər mèstən* (*mèʒən*), *jər mèstən, ʒə mèstən*; part. *gə múst* (*gə mú s*) und *gə mún*. Der Infinitiv *mún* ist aus *\*múʒən* zusammengezogen wie *lân* aus *lâʒən*; daneben gibt es noch einen zum Konj. *mès* gebildeten Infinitiv *mèʒən*.

*ʒodən* (sollen); indic. praes. fehlt; conj. imperf. *iχ ʒot, də ʒotšt* (*ʒotš*), *ər ʒot, mər ʒodən, jər ʒodən, ʒə ʒodən*; part. *gə ʒot*. Der Infinitiv hat sich in Ermangelung eines Präsens an den Konj. Imperf. angelehnt; *l* ist ausgefallen; *t* wird intervokalisches *d*.

*wilən* (wollen); *iχ wilən, də witšt, ər wit, mər wilən, jər wilən, ʒə wilən*; conj. imperf. *iχ wot, də wotšt, ər wot, mər wodən, jər wodən, ʒə wodən*; part. *gə wit*. Auch hier ist Ausfall des *l* vor *t* oder *š* zu konstatieren; die 3. Sing. Ind. hat analogisches *t*; die 2. scheint zu der 3. durch Anfügung von *št* gebildet zu sein; doch könnte das *t* vor *š* einen blossen Zusatz bedeuten wie z. B. in *fər witšən* (erwischen).

*lân* und *lâʒən* (lassen); indic. praes. *iχ lân, də lèšt* (*lèš*), *ər lèst, mər lân* (*lâʒən*), *jər lân, ʒə lân*; conj. imperf. *iχ gèt lân* usw.; imperat. *lâs, lân* (*lâʒən*); part. *gə lâs*. Auch das Mhd. besitzt neben *lâʒən* eine kontrahierte Form *lân*. Einen organischen Konj. hat dieses Hülfszeitwort in der Mda. verloren.

Nicht der Bildung, aber der Verwendung nach sind zu den Hülfszeitwörtern zu rechnen *gèn* und *wîsən*.

*gèn* (gehen); *iχ gèn, də gèšt* (*gés*), *ər gèt, mər gèn, jər gèn, ʒə gèn*; conj. imperf. *iχ gèŋ, də gèŋšt* (*gèŋš*), *ər gèŋ, mər gèŋən, jər gèŋen, ʒə gèŋən*; daneben *iχ gèt gèn* usw.; part. *gə ŋ*; imperat. *ge, gen*. Der Gebrauch von *gèn* als Hülfsverbum ist französischen

Ursprungs: *ət gət rénən* = il va pleuvoir (es wird gleich regnen); *ər gət štérwən* = il va mourir (er liegt im Sterben); *mər gən prowirən* = nous allons essayer (wir wollen versuchen). Infolge dieser Verwendung ist *gən* zu einem Adverb mit der Bedeutung «gleich, bald, jetzt» erstarrt, das auch zum *verbum finitum gən* verstärkend hinzutreten kann und unbetont ist: *ər wèrt gən kùmən* (er wird gleich kommen); *ət wèrt gən ludən* (es wird bald läuten); *mər gən gən èsən* (wir wollen jetzt essen); *mər gən gən fort* (wir gehen nun fort). So kann es vorkommen, dass *gən* dreimal hintereinander gesprochen wird: *mər gən gən gən* (wir wollen jetzt gehen); das erste ist Hilfszeitwort und halb-betont, das zweite Adverb und unbetont, das dritte ein Infinitiv und betont. Der Konjunktiv ist durch Umlaut aus dem Stamme gang gebildet. Der Imperativ ist seiner Natur nach kurz.

*wisən* (wissen); *iz wéis*, *də wéišt*, *ər wéis*, *mər wéizən* (*wisən*), *jər wéizən* (*wisən*), *ʒə wéizən* (*wisən*); conj. imperf. *iz wéišt* (*wéiš*), *də wéišt* (*wéiš*), *ər wéišt* (*wéiš*); *mər wéištən*, *jər wéištən*, *ʒə wéištən*; part. *gəwúšt* (*gəwüş*). Im Ind. Präs. ist der Vokal des Sing. auf den Plural übertragen worden; derselbe hat eine an den Infinitiv sich lehrende Nebenform; umgekehrt lautet auch dieser manchmal *wéizən* wie der Plural.

Anm. In Verbindung mit dem Infinitiv eines andern Verbums kann wie im Nhd. statt des Partizips der Infinitiv der Hilfszeitwörter stehen, jedoch wird ersteres vorgezogen; beide haben ihren Platz vor dem Infinitiv des abhängigen Verbums: *iz hən ət gəmüs bəsálən* und *mún bəsálən* (ich habe es bezahlen müssen); *iz hən niš gəkənt máʒən* und *kənə máʒən* (ich habe nichts machen können).

## § 24. Flexion der andern Verba.

### a) Starke Klasse.

Infinitiv *wèrfən* (werfen); part. praet. *gəworf*.

Indicativ	Conjunctiv.
Praes. <i>iz wèrfən</i>	Imperf. <i>iz gèt wèrfən</i>
<i>də wèrfš(t)</i>	usw.
<i>ər wèrft</i>	Plusq. <i>iz het geworf</i>
<i>mər wèrfən</i>	usw.
<i>jər wərfən</i>	oder
<i>ʒə wèrfən</i>	<i>iz het geworf gəhát</i>
Perf. <i>iz hən gəworf</i> usw.	usw.
Plusq. <i>iz hən geworf gəhát</i>	Imperativ.
usw.	<i>wèrf, wèrfən.</i>

Wie im Nhd. haben auch in der Mda. die 2. und 3. Sing. Ind. Präs. der umlautsfähigen Verba in der Regel den Umlaut: *iχ hālən, də hēlšt, ər hēlt* (ich halte, du hältst, er hält); *lōifən, léifšt, léift* (laufe, läufst, läuft); *lāʒən, lēšt, lēst* (lasse, lässt); *ʒufən, ʒifšt, ʒift* (säufe, säufst); *šlufən, šlifšt, slift* (schlüpfe); *štósən, štéšt, štést* (stosse, stösst); *blāʒən, blēšt, blést* (blase, bläst); *drán, dréšt, drét* (trage, trägst); *šláfən, šlëfšt, šlëft* (schlafe); *fārən, fēršt, fért* (fahre). Den Umlaut haben in der Mda. einige Verba, bei denen er im Nhd. ausnahmsweise nicht eingetreten ist: *iχ kùmən, kìmšt, kìmt* (ich komme, kommst und kömmst); *dùn, dišt, dit* (tue, tust); *hoīwən, heipšt, heipt* (haue, haust); *rûfən, rifšt, rift* (rufe, rufst). Umgekehrt hat die Mda. den Umlaut da abgelehnt, wo ihn die Schriftsprache anerkennt: *iχ bākən, bākšt, bākt* (ich backe, bäckst, bäckt); *brādən; brātšt, brāt* (brat, brätst); *rādən, rātšt, rāt* (rate, rätst); *lādən, látšt, lát* (lade, lādst).

Bei *šlén* (schlagen) ist der Umlaut auf die übrigen Personen des Präsens und den Infinitiv übertragen worden: *iχ šlén, də šléšt, er šlét, mər šlén* usw.

Die sog. Brechung, d. h. der regelmässige Wechsel im Präsens zwischen e und i bei Verben mit dem Stammvokal e, findet in der Mda. nicht statt; e geht durch das ganze Präsens: *iχ léʒən, léšt, lést* (lese, liest) *wèrfən, wèrfšt, wèrft* (werfe, wirfst); *štérwən, štérpšt, štérpt* (sterbe, stirbst); *hèlfən, hëlfšt, hëlft* (helfe, hilfst); *šmelsən, šmelšt, šmelst* (schmelze, schmilzest); *fərdèrwən, fərdèrpšt, fərdèrpt* (verderbe, verdirbst); *wèrən, wèršt, wért* (werde, wirst); *gəšwelən, gəšwelšt, gəšwelt* (schwelle, schwillst); *gèlən, gëlšt, gèlt* (gelte, gilst); *štélən, štélšt, štélt* (stehle, stiehlest); *brèχən, brèχšt, brèχt* (breche, brichst); *štèχən, štèχšt, štèχt* (steche, stichst); *tréfən, tréfšt, tréft* (treffe, triffst); *trédən, trétšt, trét* (trete, trittst); *èsən, èšt, èst* (esse, isst); *frèsən, frèšt, frést* (fresse, frisst); *fərgèsən, fərgèšt* (vergesse, vergisst); *mèsən, mèšt, mèst* (messe, misst); *nèmən* (nur in dem Ausdruck *ʒiχ in át nèmən*, sich in Acht nehmen, gebräuchlich), *nèmšt, nèmt* (nehme, nimmst). Der Imperativ dieser Verba lautet dementsprechend; *lès* (lies), *wèrf* (wirf), *hèlf* (hilf), *štél* (stiehl), *brèχ* (brich), *štèχ* (stich), *ès* (iss), *frès* (friss), *fərgès* (vergiss) usw.

Bei kontrahierten Verben wird e in allen Formen zu i: *gìn* (geben), *iχ gìn, də gišt, ər git* (gebe, gibst, gibt),



gìn (gegeben); gəʒin (sehen), praes. gəʒin, gəʒišt, gəʒit, pl. gəʒin, part. gəʒin; gəšin (geschehen); gəšit (geschieht), mit schwachem part. wie im Mhd.: gəšit (geschehen).

Das Partizip hat sein Suffix -en abgestossen. Der Stammvokal steht mit geringen Ausnahmen auf derselben Ablautstufe wie im Mhd.: gəbis (gebissen); gəgrif (gegriffen); gəpi (gepliffen); gəriw (gerieben); gərit (geritten); gəštrit (gestritten); gəlīt (gelitten); vor Media und Tenuis ist also Dehnung eingetreten; fərwis (verwiesen); fərlór (verloren); gəbót (geboden); stammauslautendes g verstummt: gəbó (gebogen); gəló (gelogen); bədró (betrogen); gəfló (geflogen); gəsó (gezogen); gəklúm (geklummen); gəšwúm (geswummen); gəšpún (gespunnen); gəwún (gewunnen); gəbún (gebunden); gəšor (geschorren, gescharrt); fədorw (verdorben); gəštór w (gestorben); gəfrès (gefressen); gə mál (gemahlen); gədrá (getragen); gəslá (geschlagen); gəháw (gehaben, gehoben); gəštán (gestanden); gəhál (gehalten); gəfál (gefallen); gəhoi w (gehauen); gəlóif (gelaufen). Zu einer andern Ablautreihe gingen über gətrót (getreten); gəsás (gesessen); gədón (getan).

Die Vorsilbe ge- haben zunächst, wie übrigens auch im Nhd., jene Verba im Partizip nicht angenommen, die schon mit einem Präfix versehen sind, wie z. B. fərštán (verstanden), aber selbst einfache Verba sind von ihr freigeblichen: kúm (komen, gekommen); fún (vunden, gefunden); wórt (worden, geworden und worden); trof (troffen, getroffen); gəŋ (gangen und gegangen); ferner gín (gegeben); pliw (geblieben); gol (gegolten). Zu mhd. gessen (gegessen) wurde nicht wie im Nhd. noch ein ge- hinzugefügt.

### b) Schwache Klasse.

Infinitiv mǎ'χən (machen); partic. gə mǎ'χt.

Indic. praes.

iχ mǎ'χən

də mǎ'χšt

ər mǎ'χt

mər mǎ'χən usw.

Conj. imperf.

iχ gət mǎ'χən

usw.

Imperat.

mǎ'χ, mǎ'χən.

In der 2. und 3. Sing. Ind. Präs. schwacher Verba hat der Umlaut zwar keine Berechtigung, ist aber dennoch bei mehreren unter dem Einfluss der starken Verba eingetreten: mǎ'χən, mǎ'χšt, mǎ'χt (mache, machst, macht); ʒán, ʒéšt, ʒèt (sage, sagst); hólən, hélšt, hél (hole, holst); ʒú'χən, ʒi'χšt, ʒi'χt (suche, suchst); rolən, relšt,

reġt (rolle, rollst); klopan, klepšt, klept (klopfe, klopfst); ropən, repšt, rept (rupfen, rupfst); jájən, jėišť, jėit (jage, jagst); fráń, frėšť, frėt (frage, fragst).

Das Gebiet des sog. Rückumlautes ist in der Mda. beschränkter als im Mhd. und Nhd.; der Vokal des Infinitivs wird auf das Partizip übertragen bei kènən, gəkènt (kennen, gekannt); brènən, gebrènt (brennen, gebrannt); nènən, gənènt (nennen, genannt); rènən, gərènt (rennen, gerannt); wènən, gəwènt (wenden, gewandt); dèŋkən, gədèŋkt (denken, gedacht); déġfən, gədéġft (taufen, getauft). Dagegen hat das Partizip von kéġfən (kaufen), šġdən (schütten), lejən, got. lagjan (legen) den Umlaut des Infinitivs nicht: kóġf (gekauft), gəšűt (geschűttet), gəlát (gelegt); analog wurde zu héġšən (heissen und heischen) ein Part. geháġš gebildet.

Einen sonderbaren Ablaut hat das Partizip gəbrált zu brġlən (brüllen); derselbe wird bisweilen auf den Infinitiv übertragen: brálən. Vielleicht hat man das i deshalb durch ein a ersetzt, weil jenes als eine allzu schwache Wiedergabe des Naturlautes empfunden wurde; dagegen lautet das Part. von brġlsən (weinen) nach der gewöhnlichen Regel gəbrġlst.

Kein Präfix erhalten im Partizip: kóġf (gekauft); brát, mhd. bráht (gebracht); kóšt (gekostet); kreġt (gekriegt).

Eine Reihe von Verben ist aus der starken Klasse in die schwache übergetreten, indem ihre Partizipien die Endung t annehmen: gəšġt, md. geschiet (geschehen); gəšġnt (geschunden); fərseġt (verziehen); gəməġkt (gemolken); gəšġnt (geschienen); gədrešť (gedroschen); gəšməġst (geschmolzen); gəđġnt (gedungen); gəšpált, mhd. gespalten (gespaltet und gespalten), zu špálən; gəžálst (gesalzen); gəflėġt (geflochten); fər wűrt (verworren).

Von fėrtən (fürchten) gab es schon im Mhd. ein starkes Partizip gevorhten neben gefűrtet; die Mda. hat nur das erstere anerkannt; gəfórt.

## § 25. Verschiedene Verbalbildungen.

Ein beliebtes Mittel zur Bildung von Verben ist das l-Suffix; mehreren neuhochdeutschen Zeitwörtern auf -en entsprechen in der Mda. solche auf -əlń; fast alle haben deminutiven oder iterativen Sinn: wėrməlń (wärmen); fir m ə l ń (firmen); br ū m ə l ń (brummen); k r á ĩ b ə l ń (krauen, kratzen, mhd. krouwen).

Dagegen haben im Nhd. einige Faktitiva die Endung -ern angenommen, während die Mda. bei der mhd. Form geblieben ist: réġχən, rōuchen (räuchern und rauchen); štejən, steigen (steigern); dazu fər štejən (versteigern).

Verba auf -ærn, die zu einem Substantiv oder Adjektiv gehören, lauten um oder behalten den reinen Vokal, aber manchmal umgekehrt wie im Nhd.: *ʒúwærn* (säubern); dagegen *færhiŋærn* (verhungern). Durch Anlehnung an *færhiŋærn* ist r-Suffix nebst Umlaut in *færdiŋstærn* (verdursten) eingetreten.

Schwache Verba auf -nen (mhd. -enen) werden durch Synkope in solche auf -æn umgewandelt: *drúkæn* (trocknen); *begéjæn* (begegnen); *rèʒæn* (rechnen); *sáīʒæn* (zeichnen); *léikæn* (leugnen); nur bei *rénæn* (regnen) und *ʒénæn* (segnen) wird das n-Suffix beibehalten, um eine zweisilbige Form zu erzielen.

Ableitungen mit s sind gewöhnlich mit einem verächtlichen Beigeschmack verbunden: *gripsæn* (wegnehmen); *grápsæn* (zugreifen); *grèpsæn* (aufstossen); *brilsæn* (weinen), zu *brilæn* (brüllen); *grinsæn* (knirschen), zu mhd. grinnen (greinen). Wie nhd. blitzen (mhd. bliczen) sich zu blicken, so verhält sich in der Mda. *spútsæn* zu spucken.

Die Partikel zer- als Präfix von Verben hat im Dialekt keine Aufnahme gefunden; als Ersatz dient *fær*: *færrisæn* (zerreißen); *færšnidæn* (zerschneiden); *færštósæn* (zerstossen).

## Anhang.

### § 26. Adverbia und Präpositionen.

Die von Adjektiven abgeleiteten Adverbia bilden die stärkste Gruppe:

1. Akk. Sing. Neutr.: *lâŋ* (lange), zu *lâŋk* (lang); *dek*, dicke (oft); *kúmærlīʒ*, zu mhd. *kūme* (schwächlich, kaum), vielleicht an «kümmerlich» angelehnt; *gædiʒt*, zu dichte (genau); *grát*, zu gerade (sofort, gleich); *wirkliʒ* und *wèrkliʒ* (jetzt, gegenwärtig); *gêr*, ahd. *garo* (prorsus), zur Verstärkung von *âl* (alle) dienend; *dúriʒ* (durch), zu ahd. *dêrh* (durchlöchert), bedeutet als Adj. in der Mda. «zerbrochen, zerrissen»; *dapær*, tapfer (schnell); *ált*, ahd. mhd. *alleʒ* (continuo), ein häufig gebrauchtes Füllwort, das sich mit «eben, immerhin» wiedergeben lässt; *lèts*, zu mhd. *laʒ* (matt) und *letzen*, bedeutet als Adj. und Adv. «verkehrt».

2. Gen. Sing.: *rûns rim* (rings herum), zu *rúnt* (rund); *lâŋæs* (vorbei), zu *lâŋk* (lang); Beispiel: *ær iŝ lâŋæs* (er ist an mir vorbei gegangen); *deksmål* (oftmals); die adverbialen Genitive *liŋks* und *réts* werden auch adjektivisch und sogar substantivisch verwendet: *di réts hánt* (die rechte Hand); *ær iŝ liŋks* und *liŋkæs* (linkarmig); ebenso *šrèks* (schief), zu mhd. schraege, als Adj. in der

Bedeutung «schielend»; *á ĩns* (einig). Das Adj. und Adv. *swérš* (quer), mit *š* statt zu erwartendem *ʒ*, entspricht wahrscheinlich mhd. *entwerhes*; dazu *iwərswérš* (überzwerch).

3. Präpositionale Verbindungen: *ʒə gút* (zu gute, schuldig); *rit sù* (richt zu, geradeaus); *im nèm plixən* (im nämlichen, zugleich); *fèn friš úf an* (von frisch auf, von neuem); *fər ništ* (für nichts, umsonst, vergebens); *ʒə gúts* (gut, ordentlich).

4. Komparative: *filixtər* (vielleicht); *érštər* (eher), mit superlativer Form, aber komparativer Bedeutung; *witərš* (weiter), mit Genitiv-Endung nach Analogie der Adverbia 2; *mé*, mhd. *mê* und *mêr* (mehr).

5. Superlative: *dəréršt* (zuerst); *dərletšt* (zuletzt); *ət letšt* (letzthin); *ət má ĩnšt* (meistens); *úf ət hékšt* (aufs höchste, höchstens).

Substantivische Adverbia sind ebenfalls zahlreich vertreten: *há ĩn* (heim, nach Hause); *da há ĩn* (daheim); *mór*, mhd. *morne*, aus *morgene* zusammengezogen, (morgen); dazu *iwər mór* (übermorgen), *iwər à niʒ mór* (über den andern Morgen), mit Vertauschung der Endung *-ər* gegen *-ig* in dem das Mittelglied bildenden Adj. *à nər*; *hìnt*, *hinet* (in der letzten Nacht); *férən*, *verne* (voriges Jahr); *iwər krits* (kreuzweise); *mì lepda* und *mì lepsdás* (mein Lebtage); *álwéʒ*, mhd. *allewéc* (allweg, natürlich, freilich); *álfort*, jähd. *alla fart* (alle Fahrt, immer, stets), mit Angleichung an *fort* (fort); *gə mē ĩnər hánt* (gemeiner Hand, gewöhnlich); *bis úf witərš ordər* (frz. *jusq'á nouvel ordre*, bis auf weiteres); *an ká ĩnəm èn* (an keinem Ende, nirgends); *im plèts ès* (im Platze dass, statt); *in dər sit ès* (in der Zeit dass, während); *ʒə l iw* (zuliebe); *úf də ʒit* (auf die Seite, beiseite); *úf disit* (auf dieser Seite diesseits); *úf der à nər ʒit* (auf der andern Seite, jenseits); *uf beīt ʒitən* (auf beiden Seiten); *inər wéjən* (unterwegs), bedeutet in Verbindung mit *làn*: «bleiben lassen»; *fər wéjən warim* (für wegen warum = weshalb); *bit sitən* (mit Zeiten, rechtzeitig); *dúrʒ də bā ŋk* (durch die Bank, durchgehends); *in á ĩn štík* (in einem Stück, in einem fort); *im štàn* (imstande); *gút ĩm štàn* (in gutem Stande, wohlgenährt); *nà dər hánt* (nach der Hand, nachträglich); *um plèts* (auf dem Platze, auf der Stelle, sofort); *m u s r à k s d ó t* (mausetot); *m ù dər g o t ʒ é l i ʒ l á ĩn* (muttergottseligallein, mutterseelenein); *úf ə mál* (auf einmal, in einem Male); *úf á ĩn mál* (auf einmal, plötzlich); *də folən*, mhd. *den vollen* (die Fülle); *hútsdás*, mhd. *hiute* (des tages (heute des Tages, heutzutage); *álə járš* (alle Jahre), mit Anfügung von adverbialen Genitiv-s, das nach *z* zu *š* wird; *k u g ə l i w ə r h o l s* (Kugel über Holz, durcheinander).



Zur Verstärkung der Satznegation dienen die Substantiva *bīsin* (bischen), aus *bisχen* durch Assimilation des *ch* an *s* entstanden, und *bīsəlχin*; *ʒirχin* (= nhd. Spierchen?) und *ʒir*, bedeutet «ein klein wenig»; *brésəl* (Brosame).

Das Pronomen *ʒiχ* (sich) verschmilzt so innig mit der Präposition, dass eine unlösbare Verbindung entsteht, die auch nach einem Subjekt in der 1. und 2. Person gebraucht werden kann: *firʒiχ* (vor sich); *ge firʒiχ* (geh voran); *iχ kùmən nit firʒiχ* (ich komme nicht voran); ebenso *hinərtsiχ* (hinter sich); *ich bin hinərtsiχ gefəl* (ich bin nach hinten gefallen), mit *t*-Zusatz nach *-ər*.

Nicht zusammengewachsen ist wie im Mhd. und Nhd. der Ausdruck in *sweīən*, enzwei (entzwei).

Kein *t* haben bekommen wie im Nhd. *ʒùnš*, mhd. *sus* (sonst); *jets*, *ieze* (jetzt).

In der Mda. hat *mál* (mal) nur in *dámáls* (damals) ein Genitiv-*s*; in den übrigen Verbindungen steht es im Akk.: *káī(n)mál* (keinmal, niemals); *filmál* (vielmals); *no'χəmal* (nochmals); *dek mál* und *deks mál* (oftmals); «mehrmals» wird durch *méèsə mál* (frz. *plus d'une fois*, mehr als einmal) wiedergegeben.

Mehrere Verbindungen eines Namens mit einer Präposition, die nicht den Genitiv regiert, haben ein auf Analogie beruhendes *s* erhalten: *ʒə láits* (zu Leide); *ʒə láits léwən* bedeutet «quälen»; *ʒə gúts* (zu Gute, gut, ordentlich); *gúk miχ mál ʒə gúts an* (sieh mich einmal gut an); *nit ʒe gúts hát mər gès...* (kaum hat man gegessen. . . .); *ʒə gúts* ist also nicht zu verwechseln mit *ʒə gút* (schuldig); ferner *inər wéχ* (unterwegs).

Pronominale Adverbia: *ès* (dass); der Verlust des Anlauts und die Abschwächung des Vokals, ähnlich wie bei *ès* (als), erklären sich durch die Unbetontheit dieses Wörtchens; *ún dát* (und das, und zwar, frz. *et cela*); *hi* (hie, dieserorts); *wané* und *winé*, mhd. *wanne* (wann); durch Verlegung des Accentus auf die Endsilbe, wie dies in mehrsilbigen Fragewörtern ganz natürlich ist, hat sich das ursprüngliche *e* erhalten, während der Stammvokal abgeschwächt wurde.

Verbale Adverbia: *mèn iχ* (meine ich, wahrscheinlich), zu *mènən*, mit Verkürzung des satzunbetonten Verbums; *šint* (scheint es), aus *šintət* kontrahiert; *gèt* (gelt) und *gèlən*; ersteres wird zu Personen gesagt, die man mit «du», letzteres zu solchen, die man mit «ihr» anredet; *-ən* ist die Flexionsendung der 2. Plur.: in *gèt* hat sich *t*, weil im Auslaut stehend, gehalten, in *gèlən* dem *l* nach der Regel assimiliert; der Verlust des *l* in *gèt* ist eine Folge des Tonmangels dieses häufig gebrauchten Adverbiums.



Zusammengesetzte Adverbia: *wi ès* (weil), kontrahiert aus weil dass, (frz. *parce que*); *tīšən ès* (zwischen dass, während, frz. *pendant que*); *è wə n ès* (eben dass, bevor, frz. *avant que*); *n à d è m ès* (nachdem dass, frz. *après que*); *bīt-ʒ à mt* (mitsamt); *n à be ī* (nahe bei, beinahe); *d è m n à* (demnach, je nachdem); *f ə r w à t* (für was, wofür); *f ə r d à f or* (für dafür); *f i r a n* (voran); *d à b it* (damit); *n à t s u n à* (nach und nach); *d a h i n* (dahin); *d a h i n b r i n g ə n* heisst soviel als «fertig werden mit etwas, zuwege bringen»; das erste Kompositionsglied wird vielfach verstümmelt: *n ù f* (hinauf); *n u s* (hinaus); *n a b* (hinab); *r i t n i w ə r* (richt hinüber, gegenüber); *f i r n u s* (vor hinaus, vorn an der Spitze); *n i n* (hinein); *r ù f* (herauf); *r a b* (herab); *r u s* (heraus); *r i m* (herum); *w u r i m* (wo herum, wo); *d r i m* (drum); *ət i š m ə r n it d r i m* = es ist mir nicht wohl zu Mute, ich bin nicht dazu aufgelegt; *d r u s* (draussen); *d r i n* (drinnen); unbetontes *her* wird öfters angehängt bezw. wiederholt: *s i n t ə r*, mhd. *sithēr* (seit); *s i n t ə r h è r* (seither); *r a w ə r* (herabher, herab); *r u s ə r* (herausher, heraus); *n à χ ə r* und *h ə r n à χ ə r* (nachher); *r i m ə r* (herumher, herum); *w ù r i m ə r*, und *w ù r i m ə r š* (wo).

Von den einfachen Raumpartikeln und Präpositionen regieren den Dativ: *u s* (aus); *b i t* (mit); *n à* (nach); *f è n* (von); *w é j ə n* (wegen); *è ŋ k é j ə n* (entgegen); den Akkusativ: *d ú r i χ* (durch); *ó n e* (ohne); *l à ŋ ə s* (vorbei); *f ə r* (für); bald den Dativ, bald den Akkusativ, je nachdem sie einen Ort oder eine Richtung bezeichnen: *i n* (in); *b e ī* (bei, zu); *i n ə r* (unter); *f i r* (vor); *h i n ə r* (hinten); *i w ə r* (über); *n é w ə n* (neben); *ù f* (auf); *t i š ə n* (zwischen); *w i d ə r* (wider).

## § 27. Interjektionen.

Die am häufigsten gebrauchten Ausrufe sind folgende: *o w é* (wehe); *o ī* (au); *o j o ī*, *o j o ī j o ī*; *ù t š* (autsch); *t χ ù* (juchhe); *š u* (gibt dem Kältegefühl Ausdruck); *h u s* (gebietet einem Hunde Schweigen); *f i* (frz. *fi*, *pfui*); *h o l a* (frz. *holà*, halt); *a b a* (frz. *ah bah*, ach was); *j o*, *i*, *i j a* (ja); *n à*, *i n à* (nein); *o j é*, *o j e s*, *o j e r ə m*; *j e r ə m m a r j á*; *j e r ə m k á i t ə n*; *d ù n ə r l è d ə r* (Donnerwetter), mit absichtlicher Vertauschung des *u*, um einen vermeintlichen Fluch zu umgeben; *d e i w é ŋ k ə r*, aus *d e i b e l* (Teufel) oder *d i b* (Dieb) und *h è ŋ k ə r* (Henker) zusammengeworfen; *g o t l ó w ə n d à ŋ k* (Gott Lob und Dank).

#### XIV.

## Strassburger Kindersprüche.

Eine Nachlese

von

**Wilhelm Teichmann.**

Als August Stöber 1842 seine Kinder- und Volksliedchen, Spielreime, Sprüche und Märchen, zu einem «Elsässischen Volksbüchlein» vereinigt, herausgab, glaubte er noch einmal die Zeichen und Zeugen einer versinkenden Zeit zu versammeln und ihnen, als lieben Toten, ein bescheidenes Denkmal zu setzen. In der Tat tritt das Bedürfnis, derartige Sachen aufzuzeichnen, gewöhnlich dann ein, wenn sie anfangen aus dem Gebrauch zu verschwinden, und Stöber mochte in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts wohl den Eindruck haben, dass die Zeit des alleinheimischen deutschen Kinderspruchs vorüber sei. Wenn er heute wiederkäme, würde er ein Stück alten Volksglaubens auch hier bestätigt finden: dass die Totgesagten noch ein langes Leben vor sich haben.

Durch Untersuchungen andrer Art kam ich darauf, dem seligen Stöber ins Handwerk zu pfuschen, und alle Kindersprüche aufzuzeichnen, welche gegenwärtig in einer strassburger Familie und ihrem Bekanntenkreis in Gebrauch sind. Eine Vergleichung der so entstandenen Sammlung mit dem Volksbüchlein zeigte, dass die meisten Sprüche, welche Stöber aus Strassburg aufgenommen hat, heute noch ebenso vorkommen wie damals.<sup>1</sup> Zu andern fanden sich Nebenformen. Es ergab

---

<sup>1</sup> Es sind dies aus der 2. Auflage von 1859 Nr. 1, 8, 10, 13, 18, 29, 30, 31, 39, 41, 47, 50, 52, 58, 65, 79, 97, 107, 112, 120, 134, 138, 140, 141, 154, 156, 168, 176, 206, 209, 227, 263, 268, 279, 290, 294, 303, 330, 360; dazu aus der 1. Auflage Nr. 33, 37, 39, 45, 49, 59, 64, 106, 190 und die Erzählung «Vom Schnirrehele» 236.

sich aber auch ein gewisser Ueberschuss von Sprüchen, welche dem Volksbüchlein fehlen. Manche mögen jüngeren Ursprungs sein; viele gehen aber der Ueberlieferung zufolge auf die Grosseltern des jetzt lebenden Geschlechtes zurück. Entweder hat Stöber Bedenken getragen, sie aufzunehmen, oder er hat sie nicht gekannt, weil sie seinem und seiner Gewährsmänner Kreis fremd waren.

Im «Elsässer Schatzkästel» S. 394 und 395 sprechen die Klassenbuben von dem Zusammenhalten der Buben der verschiedenen Stadtviertel. Die Jungen zwitschern auch hier nur, wie die Alten sangen. In dem Menschengewimmel des heutigen Strassburg erscheinen die eigentlichen «Strassburger», deren Zahl übrigens nicht mehr allzu gross ist, als Einheit. Im alten Strassburg gab es Unterschiede, welche nicht nur durch die gesellschaftliche Stellung oder den Bekenntnisstand, sondern auch durch den Wohnort bedingt waren, und sich ebenfalls auf Sprache und Sitte erstreckten. Die Gärtner der Weissturm-, Kronenburger- und Steinstrasse, die Melker der Krutenau, die Fischer und Schiffer, die Bürger der inneren Stadt hatten ihre eigene Weise, die sich auch auf dem Spielplatz und in der Kinderstube wiederfand. So konnten z. B. die Kindersprüche im Pflanzbad oder Finkweiler wohl abweichen von denen auf dem Paradeplatz oder Stephansplan. Was das Volksbüchlein bringt, macht den Eindruck, als ob es aus Bürgerfamilien der inneren Stadt stammte, wohingegen die nachfolgenden Sprüche meist in der Weissturmstrasse wurzeln, wo man bis 1870 halb und halb auf dem Lande war, auch mit den Vororten und nächstgelegenen Dörfern, welche in der schönen breiten Strasse auszuspannen pflegten, in regem commercium und conubium stand. Diesen «Boddegü» verleugnen sie auch nicht, wie der geneigte Leser bald herausfinden wird.

Oben sind schon diejenigen Sprüche des Volksbüchleins angegeben worden, welche sich im grossen und ganzen heute noch unverändert vorfinden. Wo das Volksbüchlein eine Nebenform zu den folgenden Sprüchen hat, ist die betreffende Nr. angeführt, wenn nicht anders bemerkt, nach der 2. Auflage. Die Schreibweise ist die hergebrachte unphonetische. Die Anordnung folgt Stöbers mustergiltigem Beispiel, der die verschiedenen Altersstufen der Kinderzeit nacheinander zum Wort kommen lässt. Einzelne Stücke könnten natürlich ebensogut an andrer Stelle eingereiht werden. Und nun zu den Sprüchen selbst.

**1. Für die ersten Kinderjahre.**

1.

Ninele, Nanele, Bubbele, schlof!  
Schloft min Bubbele, bin i so froh!  
Ninane, Bubbai!

2. (24).

Der Hansele isch e braver Bue,  
Er kann e Sippele koche.  
Wenn sini Mamme nit d' heime isch,  
Schmisst er sie hinter den Offe.  
Hansele, kumm,  
Schla mer die Trumm,  
Fehr mer min Kindel im Gärtel herum  
Spaziere, ins Griene!

3.

So klan un so guet, so lieb un so nett:  
Wenn i nurre siwwe so Biewele hätt'!

4. (36).

Essele, Essele, I-a,  
Iwwermorje-n-isch Sunnda!

Hier scheint Stöbers Lesart verständlicher. Die Vertröstung auf den Sonntag hat wohl denselben Sinn, wie der Vers im Handwerksburschenlied:

Am Samstag, am Samstag,  
Da ist die Woch' zu Ende.  
Da geh ich zur Frau Meisterin,  
Und hol mir 'n reines Hemde.

5. (48).

Lange Wäi, breite Wäi,  
Ringele, Dipfele,  
Elleböje, Nas gezöje!

oder:

6.

Lange Wäi, iwwerzwerch,  
Krizwis, dupf de Finger,  
Elleböje, Batschhand!

7. (49).

Danz, Bibbele, danz,  
Dini Schüehjele sin noch ganz;

Wenn sie au verrisse sin,  
Schlaht din Babbe-n-e Näjele drin.  
Danz, Bibbele, danz.

oder :

. . . Loss dich's nit gereie,  
De Babbe macht dir neii.

8.

Maidele, wäsch' di, strähl' di, putz' di scheen,  
No derfsch' au mit m'r uf de Polka gehn.

9. (52).

Do steh i uf der Kanzel  
Un preddi wi e Hansel.  
Do kummt e Bue  
Un nimmt mer d' Schueh,  
Do kummt e Krabb'  
Un nimmt mer d' Kapp,  
Jetzt spring i von der Kanzel erab.

10. (53).

Kling, klang, der Pfaff isch krank.  
Er leit im Bett, het Hänschi an,  
Het Liweh, het's Hemd voll Fleh.  
Dreimol fimf isch fufzeh!

In manchen Familien heisst es statt dessen: d' Katz' isch krank.

11. (58—60).

Hale, hale, Säje,  
's Kätzele-n-uf em Stäje,  
Hale, hale Spätzelsdreck,  
Hit un morje-n-isch alles eweck

## 2. Reiterliedchen.

12. (98—102).

Ritte, ritte, Ross,  
Ze Basel isch e Schloss,  
Ze Basel isch e Herrehüs,  
Lueje drei Jungfraue-n-erüs.  
D' eint' spinnt Side,  
D' ander spinnt Wide,  
D' dritt' spinnt Hawwerstroh,  
D' vert' macht's au eso.



Hier ist die vorher nicht angekündigte, unheimliche vierte Jungfrau mit angeführt, wie in der älteren Gestalt dieses weitverbreiteten Spruches. Daneben heisst es auch:

. . . Ze Rom isch e Glockehüs . . .  
D' dritt spinnt e goldne Rock  
Furr unsre lewe Herrgott.

Ganz kurz und mit (279) zusammen gezogen heisst es:

Ritte, ritte, Ross,  
Ze Basel isch e Schloss,  
's Schloss geht eweck,  
's Kind leit im Dreck.

13.

1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9,  
Es geht e Männel iwwer de Rhin,  
Stosst an e Pfoschte.  
Pfoschte kracht,  
Männele lacht,  
Bick, back, Hossesack.

14. (138).

Es isch ebs in's Wasser g'falle,  
Ich hab's heere plumpe.  
Ich hab gemaant, 's isch e grosser Mann,  
Jetzt isch's e klaaner Stumpe.

**3. Erzählungen.**

15. (80—81).

Ich will der ebs verzehle  
Vun de lange-n-Ehle,  
Vun de kurze Woche,  
Do het din Vatter e Heizel g'stoche.

Bei den letzten Worten wird das Kind gekitzelt.

16.

Es isch emol g'sin  
E Steckel un e Spinn,  
Es isch emol gewäse  
E Steckel un e Bäse.

17. (65.— 1, 42, 43).

Eins zwei drei, bicke backe bei,  
Bicke backe Hawwermues,  
D' Gäns' gehn barfues.  
Barfues gehn sie,  
Hinter 'm Offe stehn sie,

Han rothi Schüehjele-n-an,  
D' Katz' het Stiffel an,  
Springt in de Brunne,  
Het e Kind gewunne.  
Wie soll 's heisse?  
Zucker uf de Gaisse.  
Wer soll's hewwe?  
Der Schnider un der Wewer.  
Wer soll d' Windle wäsche?  
D' alt' alt' Lumbedäsche.

18. (67).

Eins zwei drei, bicke backe bei,  
Bicke backe Hawwermues.  
D' Gäns' gehn barfues.  
Barfues gehn die Gäns',  
Die Hämmel, die han Schwänz',  
Schwänz han d' Hämmel,  
Do sitz i uf em Schemmel,  
Uf em Schemmel sitz i,  
D' Nodel, die isch spitzi,  
Spitzi isch die Nadel,  
D' Katz, die het e Waddel,  
E Waddel het die Katz,  
Die Ramme, die sin schwarz,  
Schwarz sin die Ramme,  
Scheen sin die Dame,  
Die Dame die sin scheen,  
Wenn sie ins Komedi gehn.

Der Kettenreim (67) schliesst, bei sonst wörtlicher Ueber-  
einstimmung:

Kalt isch's am Winter,  
Im Hundshof wohnt der Schinder.

Auch der Schluss des Kettenreimes (1, 34.—125) lautet  
etwas anders:

. . . Im Ei isch e Dutter,  
Im Dutter isch e Pflutter,  
Im Pflutter e Has,  
Un der macht der uf d' Nas.

Ebenso derb schloss (269):

Steck mi in e Budell!  
D' Budell isch ze kurz,  
Der klan Stumbenickel losst e . . .

Dafür sagen die Kinder jetzt:

D' Budell laaft iwwer,  
Der klan Stumpenickel springt driwwer.

Die nächtliche Heimkehr des Hausvaters aus dem Wirtshaus ist fast zu lebenswahr beschrieben in den folgenden Sprüchen, deren mythologische Grundlage kaum noch zu erkennen ist.<sup>1</sup>

19. (71. 72. 80).

D' Sunn schint, s Vejele grint,  
D' Madam sitzt im Garte,  
Spinnt e langer Fade.  
Der Herr sitzt im Bierhüs,  
Drinkt alli Glässer üs.  
Z' Nachts wenn er haamkummt,  
Het er nix ze esse,  
Als e Stickel Katzefleisch,  
Un e bissel Kresse.

20.

Es kumme drei Saldate,  
Klopfe-n-an de Lade,  
Fröje, wo der Babbe-n-isch?  
Babbe sitzt im Wirtshüs.  
Z' Nachts kummt er haam  
Mit de krumme Baan.  
Nemmt d' Mamme 's Kuecheblech,  
Schlaht em grad d' Nas eweck.

Der Schluss lautet auch :

D' Mamme nemmt de Bäsestiel,  
Zei't im Babbe 's Ringelspiel.

In fortwährender Ausgestaltung befindet sich auch der auf sehr alte Grundlagen zurückgehende Spruch von dem verunglückten Kind oder Engel, dessen Geschichte die kindliche Phantasie naturgemäss lebhaft beschäftigt :

21. (75—78. 100—1, 41).

Eins zwei drei, in der Juddenei,  
In der Juddekinderlehr  
Sitzt e-n-Engele vor der Thier:  
Het e Gackele in der Hand.  
Mecht's gern siede,  
Het ken Glüete,  
Mecht's gern esse,  
Het ken Messer.  
Fallt e Messer owwe-n-erab,  
Schlaht im Engel 's Baan ab.  
Engel geht zum Dokter,

---

<sup>1</sup> Siehe Rochholz, Alemannisches Kinderlied 1857 S. 139.

Der Dokter isch nit d'haam.  
D' Katz fäjt d' Stub üs,  
D' Müs traat d' Fäjet nüs.  
Sitzt e-n-alti Grossel unterm Dach,  
Die lacht sich schier de Buckel ab.

Statt des Engels kommt auch ein Biewele oder Maidele vor, denen die Hand abgeschlagen wird, statt des modernen Doktors der Balwierer, oder gar der ländliche Nothelfer, der Schmied, von dem es freilich heisst:

's Maidele geht zum Schmid,  
Schmid git im e Tritt.

Statt der alten Grossel freut sich ein altes Männele, Aeffele oder Voejele des angerichteten Schadens.

#### 4. Vom Essen und Trinken.

22.

Ene dene Dinteklowe,  
D' klaane Kinder esse z' Owe,  
D' grosse misse faschte,  
's Brot leit im Kaschte,  
Der Win leit im Keller,  
Nix as Muschkedeller.

23.

Lirum larum Leffelstiel,  
Alti Wiwer esse viel.  
Jungi misse faschte,  
's Brot leit im Kaschte.

oder ganz kurz:

24. (209).

Lirum larum Leffelstiel,  
Wer diss nit kann, der kann nit viel.

25.

E scheens Kumplement,  
Der Kaffee isch verbrennt,  
D' Milich isch ins Fier g'loffte,  
D' Mamme kann ken Kaffee koche.

26.

Kerwelkrüt, Kerwelkrüt  
Wachst in unserm Garte.

Mamme koch e Milichsupp',  
Ich kann nimm länger warte.

27.

Blöireblöi! D' Supp isch kocht,  
Was furr e Supp? E Grumbeeresupp.  
Wer het sie kocht? E Bürefrau,  
Drum esst sie sie au.

oder kürzer:

Wer het se' kocht? D' Saldatefrau,  
Sie esst sie au.

Blöireblöi ist Nachahmung des Trommelschlags: Planrataplan.

### 5. Lieben und Heiraten

28.

Eins, zwei, drei, vier,  
Mit em rote Bändele,  
Wenn i sechzeh Jahr alt bin,  
Wurr i Marketendere.

oder:

kummt e Kaperal erüs  
Mit der Marketendere.

29.

Es rät, es schneit,  
Es geht e kiehler Wind,  
D' arme Saldate  
Marschiere mit der Flint!  
D' Flint uf em Buckel,  
's Steckel in der Hand.  
«Adje, lieber Vater,  
Jetzt wurr i Müsikant»

30. (1, 111).

«Gutte Morge, Spielmann,  
Wo bleibst Du so lang?»  
Dort drunte, dort drowe,  
Dort danze die Schwowe  
Mit der klaane Gigelgei,  
Mit der grosse Bumbum.  
Der Kaiser schlaht d' Trumm'.



Viel Ochse, viel Küh,  
Viel Jungfraue sin hie,  
Krejt kaani kenn Mann,  
As d' Ochsemariann'.

Die ersten Zeilen ahmen die schwäbische Aussprache nach.

31. (1, 201. 202).

Hansjockele, witt mini Käth?  
Wenn D' sie witt, sie isch rottli fett.  
Sie kann büche, kann bache,  
Kann allerhand Sache,  
Kann stricke, kann näje,  
Kanns Rädél rum dräje.

In der ältesten Lesart heisst es: «Fädél» statt «Rädél». Die zweite Zeile erinnert an den Satz: Fett isch e scheeni Farb'.

32.

Der Hansel sitzt am Fenschter  
Un wichst sini Schueh,  
's Grethel kummt ze renne,  
Un luejt im Hansel zue.  
«Hansel, wenn de hirothe witt,  
Ze hiroth numme mich.  
Ich hab jo noch e Dahler,  
Der langt furr mich un dich.»  
«Grethel, wem'mer g'hiroth sin,  
No ham'mer noch ken Hüs.»  
«No schlupfe mer in de Henkelkorb,  
Un lueje owwe-n-erüs.»

33. (206).

D' gäle Widle, d' gäle Widle  
Sin diss Johr verfrore.  
Maidele, nimm ken alter Mann,  
Nimm e junger Knowe.  
Hit nit d'haam, morn nit d'haam,  
Bis am Mittwuch Owe.  
Wenn i zue mim Schätzél kumm,  
Saw i: «Gueten Owe!  
Guete-n-Owe, Lissegreth,  
«Zai mer, wo din Bettlad steht.»  
«Hinterm Offe ime-n-Eck,  
O dü liewer Zuckerbeck!»

Der Spruch stammt ursprünglich vom Lande, und bezieht sich auf die Messtiwoche. Auf den Dörfern heisst es jetzt meist: Lissabeth; auch ist der Schluss etwas viereckiger.

6. Von den Tieren.

34. (313. 314).

Storik, Storik, stibber di Baan,  
Bring mer morje-n-e Bubbele haam.

Die zweite Zeile heisst auch:

Draa mi uf em Buckel haam.

oder:

Bring der Mamme-n-e Bubbele haam.

oder auch:

Bring mer nur ken Bubbele haam.

35. (330—332).

Maikäfer fliej uf!  
's Firele brennt, 's Suppele kocht,  
D' Mamme sitzt im Offeloch.

Stöbers «Schawelle» für Fusschemel ist jetzt unverständlich geworden. Ganz kurz singt man auch den Maikäfer an:

36.

Maiatzel! Speckatzel!  
Drei Ehle Gügück.

37. (300).

Kikeriki, der Hahn isch nit hie,  
Er isch iwwer Feld,  
Holt e Säckeke voll Geld.

38. (283—285).

Wenn ich's Bäuers Kätzele wär,  
Wollt' ich lehre mäuse,  
Owes spoot in's Gässele gehn,  
Morjes widder heräusse.

Hier ist die Aussprache aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts beibehalten. Der Spruch hatte auch noch eine Fortsetzung in Prosa, worin die Katze statt des gewöhnlichen «Miau» «Frau Rau» sagt. Ich habe sie aber nicht vollständig bekommen können.

7. Auf der Gasse.

39.

Karlinese, Karlinese,  
Geh mit mer iwwers Holz.  
•Ich träu der net, ich träu der net,  
Die Buewe sin ze stolz •  
D' Maidle gehn in's Kaffeehüs,  
D' Buewe gehn in's Bierhüs.  
D' Maidle kreje gebachener Has,  
D' Buewe kreje-n-e Dreck uf d' Nas.

40. (167).

Grethel, Paschtetel, Het d' Ziwwle verbrennt,  
Isch mit em Kochleffel d' Stai nunter gerennt.

41.

Kilian,  
. . . in d' Pfann,  
Dass dini Mamme schmelze kann.

42.

Schängele, Schängele, Wiedebloch,  
Geh an d' Bach un wäsch din . . .

43. (121).

Guete Daa, Herr Mondaa.  
Wie geht's im Herr Dienschdaa?  
Ganz guet, Herr Mittwoch.  
Sawe Sie im Herr Dannerschdaa,  
Er soll am Fridaa  
Mit der Madam Samschdaa  
Ins Café Sunndaa kumme.

Auch französisch bekannt : Bon jour lundi u. s. w.

44.

Guete Morje, Herr Maier.  
Was koschte die Eier?  
Sie koschte-n-e Dreier.  
Sie sim' mer ze theier.  
Adje, Herr Maier.

45.

E gross Neijohr,  
E Stolle-n-ans Ohr,  
E Bengel an de Kopf,

Dass 's Bluet eradropft.  
's Neijohr isch din,  
Un der Stolle-n-isch min.

46. (172. 176).

Wie heisch'? Hans Geischt,  
Wie noch? Hans Bloch.  
Wie meh? E Säckel voll Fleh.  
Wie wen'jer? E Säckel voll Kerner.

47. (153. 154).

Gschenkt isch gschenkt!  
Dreimol an de Galje g'henkt,  
Dreimol iwwer de Rhin,  
Un jetz isch's min.

## 8. Spiele.

48.

Zwei Maidele welle Wasser hole,  
Zwei Buewe welle bumbe.  
Do gückt en alter Mann erüs:  
Was welle-n-ehr, ehr Lumpe?

Der Vorgang wird mit ineinander geschränkten Händen pantomimisch dargestellt.

49.

Liewer Offe, ich bet' dich an,  
Dü brüsch' Holz, un ich e Mann.

Kommt regelmässig beim Pfänderauslösen dran.

50. (119).

Alter Vater Kockeriko,  
Het e Barick mit Gaisehoor.

Die Kinder laufen dem, der den alten Mann vorstellt, nach, und zupfen ihn am Kleid.

51.

Die Triewel, die Triewel sin gar ze guet,  
Der Bangert isch e Spitzbue.

Der Bangert, der sich bisher versteckt gehalten hat, springt nun vor, und verfolgt die Traubendiebe.

52.

Ho-le-hoh! —  
Wer isch do? —  
Der Wawemann. —  
Was mecht er gern? —  
E Pfund Speck. —  
Jo! E Säckel voll Dreck!

Wurde am Freitag auf den ausgespannten Marktwagen gespielt. Der Wagenmann suchte einen Wagen, auf dem sich die anderen Kinder befinden, zu erklettern, und eins zu fangen.

53.

Storik, Storik, dräj di erum!  
Barickel, Barickel, 's het Eins g'schlawe!  
Ist ein Spiel, ähnlich dem: Wo lauft d'Scheer?

Karri, karro, wir stehn auf der letzen Kapelle.  
Wir haben den Schlüssel verloren,  
Wir fallen auf die Knie.  
Steht auf, steht auf, ihr jungen Leut',  
Wir haben den Schlüssel gefunden.  
Sperrt auf, sperret auf, die Tore auf,  
Der König von Preussen wird kommen.

Ein altes, jetzt abkommendes Spiel, bei dem sich die Kinder in zwei Chöre teilen, auf die Knie fallen, wieder aufstehen, und mit den Händen ein Tor bilden, durch das alle hindurchgehen. Das letzte hindurchgehende Kind, der König von Preussen, wurde durchgeprügelt. Die erste Zeile ist Nachahmung des unverständenen französischen Spielreims: C'est un grand chateau, qui s'appelle, qui s'appelle etc.

Das einfachste Bewegungsspiel besteht darin, dass zwei Kinder mit übers Kreuz angefassten Händen im Takt dahingehen, und am Schluss mit einem Ruck umkehren. Die Sprüche dazu lauten:

55.

Zicke zacke, Bohnestecke,  
Ans, zwei, drei.

56.

Kumm, mer welle wandre  
Von aner Stadt zur andre.  
Rira rütsch,  
Mer fahre-n-in der Kütsch!



57.

D'Strossburjer Maidele  
Mit de wisse Kleidele  
Gehn spaziere,  
Mit de-n-Offeziere,  
Links um, rechts um,  
Jetzt kehre mer widder um.

58. (1, 231. — 74. 124.)

Nodel, Fade, Fingerhuet,  
Wenn ich sterb', ze geht's mer guet.  
Gehn zwei Engele mit der Licht',  
Trawe mich in's Paradis.  
Paradis isch nit so scheen,  
Kumm, mer welle Himmele gehn.  
Himmele het e Spalte,  
Kumm, mer welle halte.  
Himmele het e Loch,  
Kumm, mer welle doch.

### 9. Anzählerle.

59.

Ene dene Wassergras,  
Ene dene weck.

60.

1, 2, 3, 4, 5, 6, 7.  
En alti Frau kocht Ruewe,  
En alti Frau kocht Speck,  
Un dü bisch weck.

61.

Ene dene disse,  
Wer het . . . . ?  
En üralter Mann,  
Der's nimm verhalte kann.  
1, 2, 3,  
Dü bisch am erschte frei,

62.

1, 2, 3, Uf der Bolezei  
Ich e neies Kind gebore.  
Wie soll's heisse?  
Katharina Rumbelkaschte.

Wer soll em d' Windle wäsche?  
Ich oder Dü?  
Des bisch Dü.

Dieser Anzählpruch besteht aus Erinnerungen an Nr. 17 und 21, und ist jüngeren Datums. Umso älter ist der folgende:

63. (1, 38. — 2, 127. 293).

Zirle mirle Lespandirle,  
Peter, lehn mer  
Dini krumme grade Stiel,  
Dass ich min Hiffele Holz  
Drowwe haamfiehre kann.  
Durch Hüs, durch Hof  
Geht e-n-alti Bettelfrau,  
Zählt alli Dippele-Däppele,  
Schwarzi Räppele,

. . . . .  
Dü muesch nüsgehn dienä!

Es scheint mir eine Zeile, mit dem Reim auf «diene», das hier zwei betonte Silben hat, ausgefallen zu sein. — Die Spiele haben ein Ende, wenn die Mutter ruft:

63. (87).

Hopp, hopp, Hämmerle,  
Stäjel nuf ins Kämmerle.  
Hopp, hopp, hepp,  
Stäjel nuf ins Bett.

Der Spruch erinnert an die Zeit, wo der kleine Bürger noch im eigenen Häuschen wohnte; unten der Laden oder die Werkstatt, im ersten Stock die Wohnräume, und darüber die Kammern der Kinder — klein, aber mein!

### 10. Schand und Spott.

Auch diese Sprüche, auf welche man öfter lieber verzichten möchte, durften nicht ausgelassen werden, weil sonst das Bild unvollständig geblieben wäre.

64.

Uns geht's wohl  
Im rote Kamesol.  
Wenn die Büüre z' Acker fahre,  
Derfe mer im Schiffele fahre.  
Uns geht's wohl  
Im rote Kamesol.

Ein Schifferspruch.

65. (73).

Der Schnider fahrt de Berri nuf  
Mit der goldne Schees'.  
Kummt e Gais un sitzt em druf,  
Wurd der Schnider bees.  
Schnider nimmt e Wackelstaan,  
Schmisst der Gais d' Baaner entzwei.  
Gais macht: mäh!  
Schnider macht: bäh!

Der Wackelstein steht anstatt des Röthelsteins, den die Kinder jetzt beim Schneider nicht mehr kennen.

66.

Kaminfäjer, Steckeletträger,  
Lochbutzer, Ziwwelschlutzer,  
Apfelbisser, Hosse . . .

Der Kaminfeger ist auch in Strassburg eine gefürchtete Persönlichkeit für die Kleinen. Wenn nichts mehr hilft, heisst es: sej stille, oder der ramoneur kummt un nemmt dich! Den ausgestandenen Schrecken muss er dann später entgelten, ebenso die Handelsleute, mit denen man auch oft den Kindern droht:

67.

Gigel, gigel, ratze,  
Morje kumme d' Spatze,  
Iwwermorje d' Finke,  
. . . . .

68.

Denk nurro, Bridel, der Herr Maire het mer 'gsait,  
Dass mer de Messti bal han.  
Es macht im Herr Pfarrer gar ken Fraid,  
Dass mer de Messti bal han.  
Der Pfarrer ischt e wahrer Chrischt,  
Weil ihm das Tanze verbote-n-ischt,  
Drum will er's uns au verbiete.  
Awwer worrum? Mer denke nit dran.  
Geht's denn au den alte Pfarrer ebs an?

Zeile 5 und 6 ahmen das «Pfarrersdeutsch» nach. Der Spruch stammt sicher vom Lande, wo solche kleinen Konflikte hie und da jetzt noch ihren Poeten finden, der sie, in Reime geschmiedet, der Nachwelt aufbewahrt. Findet das Lied An-

klang, so wird es weitergesungen.<sup>1</sup> Von seinem ursprünglichen Boden losgelöst, ist das obenstehende zum Kinderspruch geworden.

Auch über die Fremden ergoss sich die Lauge des Spottes, vor 1870 über die Wälschen :

69.

Wälscher Hannickel,  
Gagummersalat,  
Friss dü de Dreck,  
Ich iss de Speck.

Ihnen wurden die zungenbrechenden Sprachübungen aufgegeben:

70.

Fimfufzig Hechteköpf!  
Sechseschzig Hechteköpf!

71.

Ken Kind kann ka'm Kinni ken Kalbskopf koche.

72.

Hinter-em Minschter  
Het's Beckemaidel Butterwecke feil,  
Hinter-em Minschter  
Het's Beckemaidel feil.

Die eigenen französischen Kenntnisse waren auch nicht alle dem Dictionnaire der Akademie gemäss: Arrangez-vous! isch e wälschi Hochzeit. — Laissez passer: e Karch voll Judde, und dergl. Die Kinder sagten:

73.

Le boeuf, der Ochs, la vache, die Kueh,  
Ferme la porte, mach d' Thier zue.

Das Jahr 1870 hat auch einen Spruch hervorgebracht:

74.

So lang as's Schnitz un Knepfle git,  
Verlosse die Schwowe das Elsass nit.  
|: Wie wurd's noch kumme?: |  
Trüüri, trüüri.

<sup>1</sup> Vgl. übrigens hierzu das Messtied mit gleichem Anfang bei A. Stöber, Der Kochersberg. 1857, S. 54.

Die Melodie ahmt den Hohenfriedberger Marsch nach.  
Als Sprachprobe der eingewanderten Norddeutschen dient der  
Satz:

75.

Eine jute jebratene Jans  
Ist eine jute Jabe Jottes.

Den Modedamen wurde nachgerufen:

76.

Krinolin', à la mode,  
Het ken Geld furr Schwarzbrot.  
E sidener Rock, e Tolma druf,  
Verrisseni Schueh, diss basst derzue.

77.

Uessewendig: hui! Innewendig: Pfui!

78.

Heidrium! Min Frau isch krumm.  
Sie het e krummer Zeh.  
Sie hupft jo in der Stub erum  
Un fangt sich alli Fleh'.

79.

Der Linsewirt von Hawenau,  
Der het e krummi, gradi Frau.  
Sie isch nit krumm, sie isch nit grad,  
Un het e Kopf wie e Wawerad.

80.

's geht e Frau vun Litzelstaan,  
Traht e Katz im Firduech haam,  
Un die het e Ratt im Kopf,  
Maant, die Katz, die fangt sie doch.

81.

D' Frau Schulze von Wier  
Het Linse-n-am Fier.  
Schitte Wasser, schitte Wasser.  
Der Schmutz isch gar dhier.

Als das Schultheissenamt in Vergessenheit geraten war,  
änderte man den Eingang:

Der Pfarrer von Wier  
Het Kuttle-n-am Fier.



Kuttle sind Blutwürste. Von einer ähnlichen sparsamen Küche heisst es :

· 82.

Jühe! Wasserschnäll,  
G'schmelzt mit Oel üs der Ampell'.

Die Wasserschnäll' steht an der Spitze der strassburger Suppen, welche Dan. Martin in seinem New Parlement 1637 S. 36 aufzählt.

---

83.

Un jetz isch's üs,  
Un dort lauft e Müs,  
Un wer sie fangt, bekommt e scheeni Belzkapp drüs.

---

## XV.

# Vom Schlaftrunk.

Von

**Karl Roos.**

Von der germanischen Gastfreundschaft erfahren wir schon in ältester Zeit einige Züge, die noch heute zum Charakter des deutschen Volkes gehören. Der Gast war stets willkommen, mochte er auf eine Einladung hin oder unverhofft einkehren. Es ward ihm gewährt, was das Haus bieten konnte, besonders Speise und Trank wurden im Ueberfluss vorgesetzt. Wir wissen auch, dass unsere braven Alvordern ihre Gelage oft bis tief in die Nacht ausdehnten und des Guten mehr denn einmal zu viel taten. Ein besonders merkwürdiger Brauch der Deutschen war es, dem Gaste, wenn er sich schon zu Bett begeben hatte, noch einmal Speise und Trank darzureichen. Dies war der sogenannte Schlaftrunk (vgl. Weinhold, Deutsche Frauen, II, 200).

Die Chroniken und vor allem die deutschen Gedichte des Mittelalters tun dieser Sitte vielfach Erwähnung. Wolfram von Eschenbach z. B. erzählt uns: als der junge Parzival schon «underz declachen» gesprungen war, folgten ihm vier Jungfrauen ins Gemach,

die solten dennoch schouwen  
wie man des heldes pflaege  
und ob er sanfte laege. (Parz. ed. Martin 243, 22 ff.)

Sie waren begleitet von vier Knappen, die zur Beleuchtung des Gemaches Kerzen (Nachtlichter) in der Hand trugen, 243, 26:

vor ieslier ein knappe truoc  
eine kerzen diu wol bran.

Jede der vier Jungfrauen aber brachte für den zu Bett gekommenen Gast eine letzte Erquickung und zwar, 244, 13:

môraz, win unt lütertranc  
 truogen dri ûf henden blanc:  
 diu vierde juncfrouwe wis  
 truog obz der art von pardis  
 ûf einer tweheln blanc gevar.

Môraz von latein. *moratum* «war entweder der gegohrene Saft der Maulbeeren, ein feineres lid (= Obstwein) also, oder Wein über Maulbeeren abgezogen: der Name, jedoch nur der Name, kommt auch späterhin in latein. Schriften wie in französ. (= *morès*) und deutschen so häufig vor, dass man sieht, dieses Getränke sei fort und fort eines der beliebtesten gewesen» (Wackernagel in *Haupts Zeitschr. f. deutsches Altertum* 6, 272). Der Wein wurde nicht rein gekostet, sondern sowohl einheimische wie ausländische wurden mit allerlei Zutaten, mit Honig, Kräutern und Früchten künstlich angemacht. Man würzte ferner die Getränke in derselben Weise wie die Speisen, diese jedoch sehr stark aus Trunksucht, um den Gaumen noch mehr zum Trinken zu reizen, den Wein hingegen, weil er ungewürzt auf die scharf gewürzten Speisen genossen keinen richtigen Geschmack mehr gehabt hätte. Ja man ass auch das Gewürz selbst zum Weine. Die Sitte den Wein, statt mit Honig allein zu versüssen, vermittelst Gewürzen und andern Zutaten auch stark, heiss und duftig zu machen gleich den Südweinen, lernte man erst kennen «mit dem elften zwölften Jahrhundert, als vor und mit den Kreuzzügen der südöstliche Handel einen höheren Aufschwung nahm und die Weine des Südens und die Gewürze des Ostens in grösseren Massen auch durch Deutschland anfang zu vertreiben» (Wackernagel, a. a. O., p. 273). Der lütertranc endlich war «über Gewürzen oder Kräutern abgeklärter Rotwein, etwa das, was wir Bowle nennen» (Martin Anm. zu Parz. 244, 13). Der Maitrank, den man noch jetzt in Gegenden am Rheine macht, unterscheidet sich von dem Lautertrank dadurch, dass er aus weissem Weine bereitet wird, während er mit ihm die Kräuterzutat teilt und sicher als ein «auf den Maimonat beschränkter Ueberrest des mittelalterlichen Lautertrankes» anzusehen ist (Wackernagel, a. a. O., p. 278). Ausser diesen Getränken nun wurde Parzival noch allerhand feines «Obst, wie es im Paradiese wächst», auf einem reinen, weissen Tuche dargeboten.

Nachdem die Jungfrauen eingetreten waren, kniete die vierte vor Parzivals Lager nieder. Der Jüngling hiess die Mädchen sich setzen, aber sie leisteten der Aufforderung keine Folge,

weil sie bloss gekommen seien, den Gast zu bedienen, d. h. ihm den Schlaftrunk darzureichen. Darauf begann Parzival mit ihnen ein freundliches Gespräch und kostete ein wenig von dem Vorgesetzten, 244, 23:

süezer rede er gein in niht vergaz:  
der hêrre tranc, ein teiler az.

Damit war der Schlaftrunk beendet, und die Jungfrauen zogen sich zurück, 244, 25:

mit urloube se giengen widr.

Nachdem dann Parzival eingeschlafen war, stellten die Knappen die Nachlichter vor seinem Lager nieder und entfernten sich ebenfalls, 244, 26:

Parzival sich leite nidr.  
ouch sazten junchêrrelin  
ûfen tepch die kerzen sin.  
dô si in slâfen sâhen:  
si begunden dannen gâhen —

Diese Sitte des Schlaftrunkes dauerte bis spät ins 16. Jahrhundert. Aber es hatte sich indessen manches daran geändert. Der Schlaftrunk wurde nicht mehr dargeboten, nachdem man sich schon zu Bett begeben hatte; auch begnügte man sich nicht mit einem mässigen Quantum «môraz, win unt lûtertranc» und mit einigem «obz der art von paradis», sondern der Schlaftrunk hatte den Charakter eines selbständigen Gelages angenommen, das sich an die Abendmahlzeit anschloss und bis in die späte Nacht, ja bis zum andern Morgen ausgedehnt wurde. Speise und Trank der verschiedensten Art wurde in grossen Quantitäten aufgetragen und genossen, und auch die Frauen beteiligten sich eifrig an diesen nächtlichen Sitzungen, wiewohl wir uns dieselben bei den Trinkgelagen auch in älterer Zeit nicht als blosser Zuschauerinnen zu denken haben (Weinhold, a. a. O., p. 124). Es wurden Fleischspeisen, namentlich Wildbret, und Fische vorgesetzt, Gallerten, köstliche Latwergen, zahlreiche Obstsorten, feine Gewürze und wohlschmeckendes Backwerk kamen hinzu. Die Hauptsache war aber auch jetzt noch der Wein: die allerbesten und stärksten, die verschiedensten Sorten und Gewächse mussten vorhanden sein. Freundliche, bisweilen wohl recht lebhaftere Unterhaltung und Gesang liessen die Stunden rasch vergehen. Auch an Musik durfte es nimmer fehlen: Spielleute erheiterten mit ihren Vorträgen die Gesellschaft der Zecher. Zur geselligen Freude trug weiter der von Musik be-

gleitete T a n z erheblich bei: war er doch bei den Deutschen stets ein notwendiger Teil jeder festlichen Gelegenheit, der in jeder Gesellschaft gepflegt wurde und bis zum Schlafengehen dauerte.

Bei manchen Schlaftrünken muss ein geradezu tolles Treiben geherrscht haben. Da ging es «drunter und drüber». Der grösste Ueberfluss an Speise und Trank konnte den Gästen nicht genügen, und die Speisekammer und der Keller des Hausherrn, d. h. des Gastgebers, litten grosse Not. Die mächtigste Fülle an Ess- und Trinkbarem wurde verzehrt, und das Gelage schien oft nicht mehr enden zu wollen. Keiner wollte zuerst aufbrechen oder durch seinen Aufbruch die anwesende Gesellschaft verletzen bezw. stören. Gar mancher war auch nicht mehr imstande sich zu erheben und musste zu Bett geführt werden. So war es kein Wunder, wenn etliche Gäste, die zu tief ins Glas geblickt, anderen Tages die schlimmen Folgen des nächtlichen Gelages schwer empfinden mussten, ja dass einige des Morgens tot im Bette aufgefunden wurden, andere hingegen in der Trunkenheit von der Treppe abgestürzt waren.

Aus solchen gewichtigen Gründen wurden am Ende des 16. Jahrhunderts namentlich von Seiten der Aerzte die Schlaftrünke und das Bankettieren als schädlich und ungesund bekämpft. Hierüber und über das ganze Wesen der damaligen Schlaftrünke gibt uns das *K r ä u t e r b u c h v o n D o c t o r H i e r o n y m u s B o c k*, erschienen zu Strassburg im Jahre 1587, in seinem 4. Teile, der «*t e u t s c h e n S p e i s s k a m m e r*», eingehende Mitteilungen. Der betreffende Abschnitt möge hier wortgetreu folgen:

### Von Pancketieren und Schlaffdrüncken und was man gemeinlich zu den selben pflaget aufzutragen.

Ueberflüssige Schlaffdrünck sind (wie meniglich bekennen muss) eitel schädliche unordnungen | durch welche Menschliche Cörper hefftig geschwecht | und zeitliche nahrung entlich verschwinden und zerrinnen müssen. Noch will man solche schädliche gewonheit / wie inn andern mehr dingen | im brauch haben unnd behalten | das lassen wir fallen.

Schlaffdrünck ein schädlich gewonheit.

Den Schlaffdrunck aber pflaget man gemeinlich auff dise weiss ungeferlich an zu richten. Erstlich so muss alles / was under der Sonnen guts ist | dem Schlaffdrunck dienen / solches aber muss der Haussherr zuvor bestellen | und anrichten | derselbig gibt jedem Diener seinen besonderen befelch. So ist die Speisskammer zuvor zugerüst | stehet an der handt | darauss

Forma und anstellung / eines prächtigen Schlaffdruncks.



fordert man Wein / Brot / Kertzen / Liechter / und alles was der Hausherr zuvor befohlen hat. Zu dem so seind die Gemach und Disch / auff das aller köstlichst gerüst und zubereit / die Kertzen und Liechter brennen an allen orten / dann tragen die Diener auff kalt Gebratens / allerhand Wilprecht / Cappaunen / Phasanen / Feld und Haselhüner / vilerley gevögels / mancherley Pasteten von Fischen und Wilprecht bereit. Darneben stellet man auch Fischwerck / als gebraten Forellen / gebraten Hecht / gebraten Salmenruck / Bricken und andern Bratfisch mehr. Etwan stellet man Fleisch und Fisch Galreien zusammen / oder kalte gesottene Rinder und Kalbsfüss / inn Essig darbey.

Zum andern werden auffgetragen viel köstlicher wol bereitter Latwergen / aller hand Obs unnd Specerey / inn Zucker unnd Honig condiert und eingemachet / als die Sawre Amarellen Kirssen / Johanstreubel / Sawrachbeerlein / Schlehen / Pflaumen / Spilling / Möllelein / Nespelen / Speierling / Quitten und Byrn / darzu die edele Weintrauben / unzeitige grüne eingebeisste Baumnuß / mit Specereien bestocket / Darnach kommen auff den platz rote Rüben / vil unnd seltzame eingebeisste Wurtzelen / als der Wegwarten / Biberneln / Dessgleichen Limonen / Citrinaten / Pomerantzenschölet / auch Muscatnuß / seltzame Kost auss den Apotecken / als Mirabolani / und dergleichen vil. Weiter bringet man auss der Speisskammer Dactel / Feigen / Zibeben / Rosein grüne Mandel / rote Haselnuß / grüne Baumnuß / Castanien und anders.

Under des so braten auch die Quittenöpfel / die Byrn und Castanien inn der heissen äschen / so bereit der Koch darneben auff den Kolen das Weissbrot / zu den Dräseneien. Auss der Speisskammer werden auch getragen die schönste ubergulte Confect von Mandel / Canel / Ingber / Muscaten / Coriander / Fenchel / änis / Kümmel / und das klein Bisemconfect / gleich dem weissen Magsamen / das alles würt züchtiglich / unnd mit fleiss zum Schlafdrunck fürgetragen.

Zum dritten / schicket der Koch seltzam Gebachens mit den Dienern in die Gemach / darzu Fladen / Honigkuchen / Hyppen / unnd schöne vergulte Marcipan mit seltzamen Wappen / seind auss Mandel und Zucker bereit.

Der Keller hat die aller beste Käse / heimisch und frembde zu wege gestellet / und darneben das Obs / als öpfel / Byrn / Treubel / unnd was für Obs jederzeit zu bekommen ist. Noch ist das alles nichts / dann es mangelt noch an hauptstucken / nemlich an Wein unnd an Brot / das solt man zum ersten haben auffgetragen / als Weissbrot / Eyeruchen / Bretzelen / unnd die aller besten stercksten Wein / deren etlich weiss /

etlich rot unnd schwartz / firnen und newen / süsse Wein / rösche Wein / als Rappis / Kirssen und Schlehen Wein.

Dann erheben sich erst die besten freude unnd kurtzweil / freundlich gesprech / züchtige gesång / liebliche sprüch / mit hoffieren und dantzen / darzu seind vormals bestellt besondere Spielleut / die mit der Music und allerhand Instrumenten / so man erdencken kan / die Leut wissen frölich zu machen. Etliche aber essen unnd trincken von newem / Andere haben sonst besondere gespräch / die dritten machen kundtschafft und new Freundschaft / die Vierdten sehen allein zu und mercken das am kosten gar nichts mangelt / mit verwunderung des geprengs / und was doch zuletzt darauss wölle werden. So ist des Hauss Herren gesind / zuvor auff alle Ding ordenlich mit worten abgericht / jedes hat acht auff seinen befehl / unnd inn sonderheit das kein mangel an Wein und Liechtern gespüret werde. Solch spil und kurtzweil beim Schlaffdrunck weret etwan biss inn die halbe nacht / etwan auch biss an den morgen / dann facht sich aller erst ein Danckscheidens an / mit vilem erbieten und Dancksagung. Ist aber jemens dem andern ein Drunck zum selbigen mal schuldig bliben / der würt etwann am morgen desselben halben zu reden gestellt. Die andern wöllen nicht wissen was nechten geschehen seye / lassen alle Ding bleiben. Also endet sich zuletzt ungeverlich der züchtig schlaffdrunck der Reichen / so es vermögen und zu verlegen haben.

Was beim Schlaffdrunck gehandelt.

### Gemeiner Reicher Leut Schlaffdrunck.

Bey den unverständigen wilden Welt Kindern / würt der Schlaffdrunck vil anderst gehalten. Dann daselbst gehet es drunder und drüber. Und ob wol allerhand speiss und Tranck / von Fleisch und Fischen würt auffgetragen / auch zum uberfluss / lassen sich doch jhr etlich daran nicht genügen / sonder fahen etwan an selbers zu kochen / der will ein Specksuppen / der ander begeret ein Sawrmilchsuppen / die dritten wöllen Eyer inn Schmaltz haben / etlich essen rohe Bücking / rohe Bratwürst / und lassen jhnen Hering auss der Thonnen also rohe mit Essig und zwybeln hertragen / die andern wöllen Rhetich / oder zum wenigsten den Sawren Compost auss der Cappesbüten zum Schlaffdrunck essen. Oftermals muss der Koch Weissbrot inn Buttern rösten / das nennen sie der Zechbrüder Kramatvögel / zu Latein Scala vini / ein gute Weinleiter / da erhebt sich aller erst das auffrichtig / erbarlich und ordenlich zu drincken an / je zween und zween bringens andern zweyen / und also

Ein andere art des Schlaffdruncks.

fürt an mit guten sprüchen unnd kurtzweil / solches heissen sie ein herrliche / köstliche / gute / getrewe / erbare Gesellschaft / die etwan biss an den Morgen beharrlich thut weren / dann keiner will im drunck der letst sein / so will auch keiner die Gesellschaft zerstören / oder den ersten anbruch machen. Inn summa | zum Schlassdrunck würt nichts gespart / es muss die fülle und ubersfluss darbey sein | dann es ist und bleibet der Schlassdrunck ein alte langwürige / rechte / gute gewonheit / die man auss der acht nicht soll / noch lassen kan / darumb das unsere Vorältern / die redliche alte Teutschen / solches also herbracht / und wir derselben nachkommen / gemelten ererbten Brauch nicht wissen zu enderen oder abzuschaffen.

Cornelius Tacitus de moribus Germanorum.

Was für nutz oder unraht /  
gemeinlich auss dem Schlassdrunck folget.

Den nutz / so man beim Schlassdrunck empfalet ; wolt ich mir nicht wünschen / dann ob schon alle ding gantz züchtig / frölich / ehrlich und ordenlich angestellet und vollendet werden / so ist doch der ubersfluss alle zeit schädlich / zu dem seind die Speiss / als Fisch und Fleisch durch einander uber einem mal genossen / den Menschen vast beschwerlich und ungesund / Quia Epulae cruditatem generant. Das ist / vilerley trachten geben mancherley Früchten / darauss unzalbare kranckheit folgen müssen / wie wir derselben im Wein Tractätlein etlicher massen gedacht haben / Aber den Artzten / Doctorn und Apotekern / seind die Schlassdrünck am gesündesten / die wissens zu verdawen und nutzlich zu machen / darumb das sie stäts mit Leutten / so den Schlassdrunck inn stäter übung haben / zu schaffen gewinnen / und mit jnen handeln müssen / nemlich wie der unverdawt rohe ubersfluss / beim Schlassdrunck entstanden / widerumb auss dem Leib bracht werde. Die artzet aber / unnd was jhrer Profession ist / woltens nicht anders wünschen / dann sie wissen das die Schlassdrünck dem Leib wehe thun / bringen läme / und vilerley flüss / wie Seneca sagt / Ebrietates nervorum torporem ac tremorem generant. Allerley kranckheit entstehn von unzeittem essen unnd trincken / davon bekommen die Artzet den besten nutz.

Seneca de remed. fort. lib. 7.

Den Artzten und Apotekern / ist der Schlassdrunck am nützlichsten.

Wa findet man auch mehr blöder Menschen / von Mann unnd Weibern / dann eben an enden und orten / da man stäts ubersflüssig / unnd zur unzeit frü und spat / essen und trincken muss?

Seneca. Etiam oculi gulosi sunt.

Zu dem / so seind / wie Seneca schreibet / die Menschen nicht mehr zu ersettigen / wann schon der Magen sein portion hat / können doch die Augen nicht ersettiget werden.

Ein wunder ists / wie das Weibisch geschlecht / so etwan auch bey obernenten Schlaßdrüncken sein wöllen / gesund mögen bleiben / jedoch sieht man den Weibern zum theil under Augen / an jhren geberden unnd farben wol an / wie gesund sie seind / dann sie jhre schöne inn die harr nicht können verhälē.

Das aller best / so die zarten Frewlin unnd Jungfrawen beim Schlaßdrunck erlangen / ist der Hoffdantz / vom selben werden jhr etlich widerumb lustig / das machet die bewegung unnd übung der zarten glyder des gantzen Leibs. Es werden jhr aber beim Dantz auch zum theil kranck / und also blöd / das man sie hinauss füren muss // ursach / derselben seind vorhin etlich schwache Createurlein. Zu dem / so essen sie etwan zu viel von den vorgesetzten Trachten / welche zum theil gantz süß / zum theil gantz sawr bereit seind / darvon jhr viel aufgeblehet werden / gewinnen ein hart druckens umb den Magen / essen jetzund Fisch / dann Fleisch / einmal Saltz / dann Zucker / jetzund Bier / dann Essig / oder Baumöly / das kompt alles im Leib zusammen / daselbst erhebt sich ein Bauchkrieg / ein Magenkampff / und ein sturm im gantzen Leib / durch alle glyder lauffend / wie können solche Leut gesundt bleiben?

Weitter / seind etwan die Jungfrawen auch zu hart uber den Magen eingeprißen / Das machet sie seind inn sehr enge Kleider gedrunge / uber das alles seind sie / im Dantz unnd getümmel / des staubs fähig worden / dardurch der Athem verkürtzet / denselben sie schwerlich haben mögen / das sie oft meinen sie müssen ersticken.

Jetzt gedachte läst und kümmernuss laden wir uns selbs eigenwilliglich auff den halss und rucken. Noch seind jhr vil die am morgen gehapter und noch gegenwürtiger kranckheit ursach / dörffen forschen / Ob es der Himmelschen Aspecten / oder bösen Planeten zamenfügung schuld seye / oder obs der krancken Person jrgends mit Zauberey / durch böse anblick eines bösen verdachten alten Weibs / die mit solchen dingen wissen umb zugehn / zugefallen sey. Ich aber als der unverständigst acht / es sey die gross Coniunction / so nächten spat zum Schlaßdrunck im Hauss Virginis und Arietis / oder Tauri erschinnen / vast schuldig daran / Dann wa solche grosse nächtliche Coniunctiones seind / da erscheinen auch vil unnd mancherley seltzamer wunderbarlicher aspect / welche zuletzt würckung mit sich bringen / sonderlich wann der Doctor R. mit seim Harnglass / und der Apotecker mit seiner Büchsen am morgen zum Krancken erfordert werden / welche dann etwan auch dem Krancken zu spat kommen / darumb das von solchen Aspecten unnd Schlaßdrüncken der zamenfügung jhr etlich unversehenlichs selbs den Halss abstürtzen / jhr etlich



am morgen im Bett todt funden werden / ohn was sich sonst mit der zeit nach dem Schlaffdrunck zutragen thut.

Den andern unraht unnd schaden des überflüssigen unzimlichen Schlaffdruncks / würt des Herren Speisskammer wol gewar / dann dieselbig muss von stätigem Pancketieren abnemen unnd lär werden. Solchen unraht unnd abgang mercket man nicht / biss der Haussherr selber / oder sein Speissmeister anfahren die Speisskammer zu visitieren unnd zu beschawen / als dann erfinden sich die rechten griff und mängel an allen orten im Hauss / als inn der Kuchen / im Keller / im Bachhauss / auff dem Speicher / inn der Fleisch / Eyer unnd Kässkammer / inn den Wurtzkasten / inn allen Behalteren / inn Vihe unnd Hünenstellen / inn den Fischbehaltern. Inn summa / das Saltzfaß ist lär / die Speisskammer entblösst / Wachs / Unschlit / alle Liechter unnd Kertzen seind zerschmoltzen / Das Brennholz ist durchs Fewr verzöret / alles leinen Gedüch / als Dischdächer / Servieten / Handzwehel / seind verwüestet / zerhudelt unnd besudelt / Das Kuchengeschirr ist zum theil zerbrochen / zum theil enteussert worden / aller vorraht ist dahin / unnd des Speissmeisters Seckel lär. Will nun der Haussvatter erzelter mängel rechte gründtliche ursach wissen / bald werden jhm die Register alles auffgelauffenen kostens vom Speissmeister zur handt gelegt / die zeigen alle ding unterschiedlich an / zu welcher zeit und tag ein jedes auffgetragen / auch was für Gest zugegen gewesen / sampt allen anderen umbständen / unnd so die sachen nach besichtigung der Register examinirt / erkundiget / unnd gründtlich erwogen worden / erfindet sich ohn alles widersprechen / das gehapte Bancket und Schlaffdrünck eitel unnütze / schädliche verschwendung zeitlicher Nahrung seind / und das von gemeltem Pancketieren Menschliche Cörper höchlich geschwecht / die Selen betrübet / und die Haussherren (wa sie es übersehen / und nicht abschaffen) endtlich zur armut gerahten müssen.

Also haben wir kurtzlich / was für Nutz oder Schaden auss unzeittem Pancketieren und vilen Schlaffdrüncken folgen / jederman zur lehr und vermanung wöllen beschreiben / unnd das urtheil den trewen Speissmeistern darüber befelhen / welche nuhn jhre eigen Speisskammer lieben / unnd dieselben nicht also schnell / wie vormals geschehen / aussgesogen begeren zu erhalten / mögen zeitlich einsehens thun / unnd dise trewe vermanung (geliebet es jhnen anderst) zu hertzen fassen / als dann werden sie selbs vor vilen Leibs gepresten sich wissen zu bewaren / unnd die zeitliche Nahrung / so eittel Gottes Gaben seind / nicht mehr also gering achten und inn wind schlagen / sonder alles / klein und gross zu rhat halten unnd



darmit der aussgesogenen | aussgemergelten Speisskammer widerumb auffhelffen.

Darumb wöllen wir nun auch die Teutsch Speisskammer versperren / und fürter besser beschliessen / dann wir ein Zeitlang unversehenlichen mercklichen schaden und abgang derselben gespüret unnd funden haben / eins theils durch stäte thewring unnd misswachs / Darnach von vilem überfallen der Frembden | mit vilem angewendtem kosten | mit versehrung und zerstörung alles Hausraths | mit abgang aller getreid | unnd was man under der Sonnen leben soll.

Zum dritten / so thut der vorkauff unnd Gewerb | grossen schaden | Die Handtwercksleut / als Schneider | Schuster / Kürssner | Schreiner | Wagner / Kessler / alle Waaffen unnd Goltschmidt | und was sich mehr der handtarbeit nehret / seind zu vil thewr worden | niemands kan jhnen genugsam lohnen. Zu dem / so seind der Landstreicher | Krämer | unnd Grempen zu vil | diser Leut Wahr ist zu thewr / unnd etwan zu leicht / so seind die Ackerleut | Gartner unnd Bawren selbs Herren | treiben neben der Feldarbeit | besondere gewerb | mit kauffen und verkauffen | niemands kan mehr rechts umb sie kauffen | was vor zeiten ein creutzer galt | muss man jtzunder mit einem gantzen batzen bezalen.

Zum vierdten | ist das gedingt Gesinde | Knecht und Mägd ungleich | zum theil stoltz / übermüchtig und faul darbey | fügt uns oft ungewarnter sachen durch fahrlessigkeit | und abtragen nicht geringen schaden zu / ohn was sonst für täglicher ungefell inn der Kuchen / im Keller | im Bachhauss | inn allen behältern / Schräncken / Speichern / Geschirr | am Gerede / inn Vihe | Heusern und Schewren selbers sich zu tragen | darinnen oft vil abgeheth | verfellet | ohn was mutwilliger weiss verwarloset würt.

Zum letsten | ist alle unordnung inn allen Dingen | sampt der untrew und ungehorsam vor Augen / dardurch der kosten stäts grösser würt | Darzu hilfft das täglich überfallen der freien Zechbrüder | die lassen jhnen nicht abstewren / wöllen von keinem abgang hören sagen. Inn summa | wir könnens nicht mehr (wie ein zeit lang geschehen) ertragen | die Register der Haushaltung zeigen uns den wüsch im Haffen | wie geschriben stehet. *Sera parsimonia in fundo est, non enim tantum minimum, imo sed pessimum remanet. Seneca. und abermals | Donec deceptus et expes.*<sup>1</sup> *Nec quicquam*<sup>2</sup> *in fundo suspiret nummus*<sup>3</sup> *in imo.*

Seneca lib. 1.  
epist. ad Lucullum. Pers.  
Saty. 2.

<sup>1</sup> im Kreutterbuch von 1595: *expers.*

<sup>2</sup> im Kreutterbuch von 1630: *nequicquam.*

<sup>3</sup> im Kreutterbuch von 1595: *nummum.*

Es hat gethon / alle Ding seind inn abgang kommen.

Gott gebe das wir auss selbs erfahrung uns auch selber  
vermanen / unnd nach besichtigung der bey nahe aussgelärten  
Speisskammer warnemen / und auff sie hinfürter fleissiger /  
dann vormals / acht haben / auff das wir sie zu Göttlichem Lob  
und Ehre / zu nutz und auffenthaltung des Nächsten / und  
zur gesundtheit unsers Leibs / frölicher mit  
Dancksagung mögen anrichten / ge-  
brauchen und geniessen. Amen.

xij. Julij. Anno

M. D. L.

Psalm 115.

Non nobis Domine, non nobis,  
Sed nomini tuo da gloriam.

## XVI.

# Kleine Mitteilungen.

Von

**Ernst Martin.**

1. Mein verehrter Kollege F. P. Bremer z. Z. in Bonn schreibt mir (16. Jan.): In einem Briefe von Savigny an J. Grimm vom 3. Juni 1806 heisst es: «Gestern hat mir Arnold geschrieben. Er ist Professor in Coblenz und geht nächstens dahin. Ich schreibe ihm heute, auch von Ihnen.» — Leider ist von diesem Briefwechsel sonst nichts erhalten, wie es scheint; aber es ist von Bedeutung dass der treffliche Meister der elsässischen Dialektpoesie mit dem Begründer der historischen Rechtswissenschaft und dem ersten Namen der deutschen Altertumsforschung verbunden war.

2. Eine elsässische Redensart lautet: *do leit e Musikant begrawe*, so sagt man, wenn man stolpert. Ich möchte das aus einer scherzhaften Tröstung ableiten, die man sich selbst gibt: das Stolpern wird als ein Tanzen aufgefasst, wie man wohl lacht um einen Schmerz zu verbergen. Freilich etwas anders, aber mir nicht deutlich lässt Goethe in Faust II, 1. Akt auf der kaiserlichen Pfalz Mephistopheles sprechen, der auf die unterirdischen Schätze hinweist:

Wenn es in allen Gliedern zwackt,  
Wenn es unheimlich wird am Platz,  
Nur gleich entschlossen grabt und hackt.  
Da liegt der Spielmann, liegt der Schatz.

---

XVII.

## Der Strassburger Gimpelmarkt.

von

**Adolf Schmidt (Darmstadt).**

W. Teichmanns Mitteilung im «Jahrbuch» 18, 201 bringt mir einen Eintrag in einem alten Buche der Gr. Hofbibliothek zu Darmstadt in Erinnerung, aus dem sich ergibt, dass bereits zu Ende des 16. Jahrhunderts zu den vielen Dingen, die man auf dem Gimpelmarkt kaufen konnte, gerade wie in unseren Tagen auch Bücher gehört haben. In einem Exemplar der von Christian Egenolfs Erben zu Frankfurt a. M. 1565 herausgegebenen «Sprichwörter» schrieb ein Besitzer auf der Innenseite des Vorderdeckels folgende Worte ein: «Die 12 Octobris hujus hunc librum in foro scrutario mihi Argentorati comparavi et exposui pro eo nummum xenii loco ab Anna Dach mihi missum. Anno 1584. Georgius Pihelmair Ratisbonensis. Darunter stehen Wahlsprüche in drei Sprachen:

Quod spernit mundus gaudet habere Deus.

Wer Gott vertraut hat wol gebauth.

πόνος χωρίς οὐδέν εὐτοχεῖ.

Wer der Schreiber war, tut nichts zur Sache; vielleicht ein junger Studiosus. Man könnte dies aus folgenden Versen schliessen, die er demselben Buche anvertraut hat:

Wans B kumbt zum P,  
Wie bei ihm Stet das G,  
Und ich das H hoer nimmerme  
Alsdan verschwind mein Herzenwe.

Darunter eng verschlungen die Anfangsbuchstaben des Namens der Angebeteten B. H. und seines eigenen G. P.

Lange kann er das Buch übrigens nicht besessen haben, denn es war später im Besitze keines Geringeren als Johann Fischarts, der sein aus den Buchstaben J. F. M. bestehendes Monogramm auf dem Titelblatt eingeschrieben hat. Mit einigen anderen Büchern aus Fischarts Bibliothek, die die Witwe gleich nach dessen Tode verkauft zu haben scheint, ist es nach manchen Irrfahrten in die Darmstädter Hofbibliothek gelangt. (Vgl. auch Adolf Hauffen in der Zeitschrift für Bücherfreunde 2, 1, 21 ff. 1898).

---



## XVIII.

# Christoph Thoman Walliser der ältere als Dramatiker.

von

**Johannes Bolte.**

Der ältere Christoph Thoman Walliser war bisher nur als Verfasser des Liedes «Am End hilf mir, Herr Jhesu Christ» bekannt, das Ph. Wackernagel (Das deutsche Kirchenlied 4,605 Nr. 828) aus den Strassburger Psalmen 1569 Bl. 236 wieder abgedruckt hat. Vor kurzem aber erwarb ich ein biblisches Schauspiel von ihm, das folgenden Titel führt:

Ein schön vnd | sehr tröstlich Spyl, nem- | lich die  
schöne History Essther, ein | hoher trost allen frommen  
Gottsförchtigen, | aber ein warnung, allen verstockten,  
vnd | feinden dess Euangelij, Gespilt zñ | Strassburg im  
Monat Septem- | ber, Anno 1568. | [Holzschnitt: Esther kniet  
vor dem Throne des Königs; hinter ihr steht ein bartloser  
Diener; zwei bärtige Männer schauen zum Fenster herein].  
Titel schwarz und rot. 3 <sup>7</sup>/<sub>8</sub> Bogen 8<sup>o</sup>. — Auf Bl. D 7b steht:  
☛ Getruckt zñ | Strassburg am Korn- | markt, bey Christian  
Mül- | lers Erben, Anno | 1568. |

Der Verfasser hat sich nicht auf dem Titelblatte, sondern erst am Schlusse des Epilogs genannt: «Christoph Thoman Walliser spricht». Diese löbliche Bescheidenheit aber hat ihren besondern Grund. Das Stück ist nämlich keine selbständige Dichtung, sondern eine erweiterte Bearbeitung nach Hans Sachsens Drama vom Jahre 1536 «Die gantze Hystori der Hester» (Folioausgabe von 1558 1, 1, 24 b—30 b). — Das Verwandtschaftsverhältnis unseres Verfassers zu dem jüngeren Christoph Thomas Walliser (1568—1648), über den zuletzt Eitner in der Allg. deutschen Biographie 10, 754 f. gehandelt hat, bleibt noch festzustellen.

---

## XIX.

# Die frühere Aussprache des Schriftdeutschen im Elsass.

Von

**J. Spieser.**

Die bisherige elsässische Mundartforschung hat sich, so viel mir bekannt ist, mit einer einzigen Ausnahme, nicht um die Frage gekümmert, wie früher die hochdeutsche Schriftsprache im Elsass behandelt wurde, die ja als Kirchensprache und Büchersprache schon mehrere Jahrhunderte neben der Mundart ihr Sonderdasein führte. Wenn man aber noch irgend etwas über die gewaltigen Umwandlungen, die in der Aussprache des Hochdeutschen auf elsässigem Gebiet vor sich gegangen sind, der Nachwelt überliefern will, so ist es jetzt allerhöchste Zeit. Denn die altertümlichen Aussprachen des Schriftdeutschen sterben infolge unserer Schulen viel schneller aus als die Mundarten, so dass bald jede Spur davon erloschen sein wird. Das wäre aber schade; denn die Entwicklung der Aussprache des Schriftdeutschen auf einem kleinen Gebiet innerhalb eines verhältnismässig geringen Zeitraums ist ausserordentlich lehrreich für die Beurteilung der Frage, ob wir eine einheitliche Aussprache des Schriftdeutschen für das gesamte deutsche Sprachgebiet erstreben und erhoffen dürfen.

Freilich stehen mir nicht allzuviel Quellen zu Gebote für meinen Gegenstand, so dass es mir unmöglich ist, ein irgendwie vollständiges Bild zu bieten. Vielleicht genügt aber das Wenige, um den ungeheuern Fortschritt, der sich hier vollzogen hat, ahnen zu lassen. Vielleicht regt auch das Mitgeteilte Andere, die dazu in der Lage sind, an, das Bild zu vervollständigen.

I.

Die mir zugänglichste Quelle ist meine eigene Erinnerung an die Art, wie meine Grosseltern, die 1807 und 1814 in Mühlbach im Münstertal im Oberelsass geboren waren, beim Lesen auszusprechen pflegten. Ich gebe diese Aussprache hier in der in diesem Jahrbuch üblichen Lautschrift Kräuters wieder. Wer damit noch nicht vertraut ist, merke sich folgendes: Der Akut (´) bezeichnet die Länge des Selbstlauts, der Gravis (˘) die tiefere Zungenlage, für beide zusammen steht der Zirkumflex (^). š steht für sch, ŋ für ng, χ für ch (ich- oder ach-Laut, nur in den Mülhäuser Proben bloss ach-Laut), r nur Zungen-r; p t k sind unbehaucht (stimmlose b d g). Mit e ist geschlossenstes e gemeint, das mit norddeutschem offenem i ungefähr zusammenfällt. Mit w ist der süddeutsche Beidlippenlaut gemeint, nicht der norddeutsche Zahnlippenlaut.

Als Stoff wähle ich Liederverse und Gebete, die ich oft von meinen Grosseltern gehört habe.

1.

āχ plèip pèi ùns hër jèsy krešt,  
wèil ás nyn áwánt,<sup>1</sup> wortən ešt.  
tèin kètlīχ wort, tās halə leyt  
lās<sup>2</sup> jā pèi ùns oislèšə neχt.  
ān tiesr lètšt pətrieptə tsèit  
frlèi ùns hër pəštantikhèit,  
tās wier tèin wort ùn(t) sàkrāmānt  
rèin phàltə pes ān ùnsr ant.

2.

s wol kot (*das walte Gott*), phiet əs kot, tr liep hër jèsys  
krešt, ələs wàs ùns liep ešt. ùsr liewr hèrkot əm hæml wolə  
ùns ələ phietə ù pəwərə, kleksálikə ták pəsèrə. ām námə kotəs  
təs fàtrs, təs sùnəs ùn təs hèilikə(n) kèištəs. āmə.

3.

hër kot hæmlišr fàtr, sàknə ùns tiesə tèinə káwə, tie wier  
fon tèinr meltən kietə tsyù ùns námə wolə, tūriχ jèsùm kreštùm,  
ùnsərə hərə. āmə.

<sup>1</sup> Oder «áwánt»; überhaupt wird jedes der hier geschriebenen ə bei deutlicher Aussprache oder beim Singen zu vollem a, dessen Klang es auch bei flüchtiger Aussprache mehr oder weniger hat.

<sup>2</sup> Hier bei schwacher Betonung kurz, sonst lang : lāsən. Daher in die Mundart aufgenommen «si tyùn ə lósə» (sein Tun und Lassen), während die Mundart selbst verlangen würde «si tū ù losə». So auch «tsysámə(n)» (zusammen), trotzdem es in der Mundart «tsamə» lautet.

4.

kot lów ún tǎnk fer špěis ún trǎnk, fer ǎlǎs kyútǎ, wǎs úns tr liewǎ kot pǎšǎrǎ tyút. ǎr wolǎ úns kǎwǎ nǎχ tiesr wǎlt tǎs ǎwikǎ lǎwǎ. ǎmǎ.

Eine von dieser Aussprache erheblich abweichende lernten meine 1838 und 1839 geborenen Eltern. Während die ältere Aussprache ganz mit dem Lautbestand der Mundart auszukommen suchte, finden wir hier bereits Laute und Lautverbindungen, die der Mundart fremd sind, wie «u» und «áu». Nachstehend ein Liedervers in beiden Aussprachen.

Ältere Aussprache.	Jüngere Aussprache.
wǎr nyúr tan liewǎn kot lǎst wǎltǎn	wǎr núr tǎn liwǎn kot lǎst wǎltǎn
únt hofǎt oif ien ǎlǎtsǎit, tǎn wert ǎr wúntǎpǎr ǎrhǎltǎn ǎn ǎlr nót únt troirikhǎit.	únt hofǎt ǎuf in ǎlǎ tsait, tǎn wirt ǎr wuntpǎr ǎrhǎltǎn in ǎlr nót unt trǎurikhait.
wǎr kot, tam ǎlrhǎχstǎn troit, tǎr hǎt oif khǎinǎn sǎnt kǎpoit.	wǎr kot tǎm ǎlrhǎkstǎn trǎut, tǎr hǎt ǎuf khainǎn sǎnt kǎpǎut.

Aus den folgenden Versen können wir Raummangels<sup>1</sup> wegen nur noch die Formen mitteilen :

2. halfǎ, šwǎrǎ, pǎsǎiftsǎ wier, krǎits.	hǎlfǎn, šwǎrǎ, pǎsǎiftsǎn wir, kraits
3. fǎrknikt, kǎnǎtǎwelǎ, fiikt	fǎrknikt, knǎtǎnwilǎ, fikt
4. netsliχ	nitsliχ
5. ty, fǎrlǎsǎ, fiel	tú, fǎrlǎsǎn, fil

Die mundartliche Grundlage beider Aussprachen ist genau dieselbe; der Unterschied ist allein durch die Mode bedingt. Aber auch die ältere Aussprache weicht oft, irgend einer fremden Mode folgend, von der Mundart ab. Seite 314. Anm. 2 haben wir schon auf die Aussprachen «lǎsǎ(n)», «tsysǎmǎ(n)» hingewiesen. Wir können noch aus dem Vorstehenden «wan» (Ma. wǎn), «wǎr» (Ma. wǎr), «khant» (Ma. khǎnt), «fiel» (Ma. fil), tsy (Ma. tsú, volle Form: «tsyú»), «wier, ien, tiesr, leχt» (Ma. mér, ǎnǎ, tesǎ in festen Redensarten wie «tesjyor, tesǎ tǎ», lieχt) anführen.

Das Aussprechen oder Weglassen des n in der Endung *en* war stark der Willkür unterworfen. Beim Auswendigsagen fiel

<sup>1</sup> Die ganze Arbeit wurde nur unter der Bedingung schon in das diesjährige Jahrbuch aufgenommen, dass ihr Umfang auf die Hälfte gekürzt würde. Das geschah durch Streichung des grössten Teiles der gesammelten Texte.

es natürlich mehr weg als beim Lesen. Da die Mundart die Verbindung *ən* oder gar selbstlautendes *n* nicht kennt, so musste beim Aussprechen des *n* das *ə* auch etwas stärker, dem vollen kurzen *a* ähnlicher ausfallen (vgl. S. 314 Anm. 1).

## II.

In mancher Hinsicht verschieden von der Mühlbacher Aussprache meiner Grosseltern war die Aussprache von **Günsbach**, die ich von der 1805 geborenen Grossmutter meiner Frau hörte. Ich notierte mir 1896 nach ihrer Aussprache aus folgendem Lied zwei Verse.

wan iz o šəpfr tæinə māzt,  
 ti wæishæit tæinr wázə,  
 ti liwə, ti fir àlè wàzt,  
 ànpátənt iwrləzə,  
 so wæis iz, fon pèwyntryŋ fol,  
 nizt, wi iz tiž ərhèwən sol,  
 mæin kot, mæin hēr ynt fātr.

Aus dem 2. Vers seien noch mitgeteilt die Formen «oižə, wohin, praztiž, rýft».

Aus der Verschiedenheit der Günsbacher Mundart von der Mühlbacher erklärt sich bloss das Günsbacher «æi» statt des Mühlbacher «ei». «Wan, wár» ist der Günsbacher Mundart ebenso fremd als der Mühlbacher, dagegen ist es Kolmerisch. «Wyntr, ynt, yns» usw. ist ebensowenig günsbachisch wie mühlbachisch. Ebensowenig kommt in der Günsbacher Mundart *z* für schriftdeutsches *g* vor. Die Schule hat hier der Mundart mit Erfolg entgegengearbeitet. Doch liess die Frau die Aussprache *wákə, ləkə, oikə* usw. als gleichfalls richtig gelten, ebenso «lipè, ípr, ərhèpən». «Plekt, heml, kəšmekt» entspricht der Mundart und kam bei nachlässigerem Sprechen zum Vorschein; als feiner aber empfand sie «plikt, himl, kəšmikt».

## III.

Eine kurze Probe der **Kolmerer** Aussprache des Schriftdeutschen bietet V. Henry in seiner Schrift *Le Dialecte alaman de Colmar* (Paris 1900) auf S. 105. Die Stelle lautet in unsere Lautschrift übertragen:

tu piš kəpenətait ùntr tènə waiwr, ùn kəpenətait iš ti frúzt tainəs laipəs. hailiži mārjā, myətr kotəs, pet fer ùns, árme syntr, jèts ùnt en tr štunt ùnsərəs àpštèrwəs, àmən.

Ich glaube diesen Text von Mühlbacher Katholiken wiederholt in folgender Fassung gehört zu haben:

kre.sæištə mārjā, ·týpeš ·foltar ·knātə, tr ·hèrešmetèr,



types kǽpǽnǽ·tǽit enr tanǽ ·waiwǽrǽ, kǽpǽnǽ·tǽiteś ·tífrǔzt  
·tǽinǽs ·lǽiwǽs, ·jǽsys. ·hǽilikǽ mǽrjǽ, myǽtǽr ·kotǽs, ·petferǔns,  
·ǽrmi ·sentǽr, jǽts ún en ·tǽrstǔnt únسرǽs ·ǽpśtarwǽs ·ǽm  
(ǽmǽ ?).

Den starkgesprochenen Silben habe ich einen Punkt (·)  
vorgesetzt.

#### IV.

Anders scheinen die Ausspracheverhältnisse in **Mül-  
hausen** gewesen zu sein, deren Kenntnis ich den freundlichen  
brieflichen Angaben des im vorigen Jahrgang des Jahrbuchs  
S. 215 genannten Dichters Eugen Fallot verdanke. Dort  
scheint schon in den fünfziger Jahren in den Schulen ein  
Hochdeutsch gelehrt worden zu sein, das für süddeutsche Ver-  
hältnisse wirklich eine staunenswerte Reinheit von mundart-  
lichen Einflüssen zeigt. Fallot behauptet, dass auch die ältesten  
Mülhäuser, deren er sich aus seiner Jugend erinnert — er ist  
1837 geboren —, nicht anders gesprochen hätten. Dagegen  
kennt er auch ein «ungeschultes Hochdeutsch», wie er es  
nennt, das er aus dem Munde der Bauern der umliegenden  
Dörfer häufig vernommen hat, das aber in Mülhausen selbst  
als ungebildet verlacht wurde. Er war so freundlich mir das  
nachfolgende Gedicht in beiden Aussprachen niederzuschreiben.  
Ich übertrage seine eigene Lautschrift in die des Jahrbuchs.  
Gegen Wiedergabe seines ā durch ǽ in den Endungen verwahrt  
er sich.

·Ungeschultes Hochdeutsch·.

Schulhochdeutsch 1850.

tar plentǽ khǽnik.

tǽr plintǽ khǽ'nik.

wǽs śtǽt tar nǽrtśǽ fǽztǽr śǽr  
hǽz ǽif tas mǽrǽs pǽrt?  
wǽs wil en sǽinǽm krǽǽ hǽr  
tar plentǽ khǽnik tǽrt?

wǽs śtǽt tǽr nǽrtśǽn fǽztǽr<sup>1</sup> śǽr  
hǽz ǽuf tǽs mǽrǽs pǽrt?  
wǽs wil in sǽinǽm krǽuǽn hǽr  
tǽr plintǽ khǽ'nik tǽrt?

ar ryǽft, en petrǽm hǽrmǽ  
ǽif sǽinǽm śtǽp kǽlǽnt,  
tǽs ǽwrǽm mǽrǽsǽrmǽ  
tǽs ǽilǽnt wǽtǽrtǽnt:

ǽr rǔft, in bitrǽm hǽrmǽ  
ǽuf sǽinǽm śtǽp kǽkǽnt,  
tǽs ǽpǽrm mǽrǽsǽrmǽ  
tǽs ailǽnt witǽrthǽ'nt:

kep, rǽiwǽr, ǽis tam fǽlsfǽr-  
lies

«kip, rǽipǽr, ǽus tǽm fǽlsfǽr-  
lis

tǽǽ toztǽr mer tsyǽrek!  
ǽr hǽrfǽśpǽl, ǽr liǽt, so śǽs,  
wǽr mǽinǽs ǽltǽrs kǽk.»

ti thoztǽr mir tsuryk!  
ir hǽrfǽnśpil, ir lit, so śys,  
wǽr mainǽs ǽltǽrs klyk.»

<sup>1</sup> ζ : ach-laut auch nach i, e, ā, ö, ü, r, l, n.

Aus den folgenden Versen seien noch mitgeteilt die Formen :

tàns, tỳ, wakèràipt,	thànts, tú, wáekkeráupt
ampór, fátærs, sùn,	æmphór, fátærs, són,
fél, hén, hórɣ,	fýl, hín, horɣ,
túmfær.	tumpfær.

V.

Die alte in **Waldhambach** übliche Aussprache des Hochdeutschen ermittelte ich 1892, indem ich mir das nachfolgende Lied von einem 1805 geborenen (1897 verstorbenen) alten Mann der Gemeinde vorlesen liess. Er las folgendermassen:

wær nûr tæ̀n léwən kot læ̀st wáltə(n)  
 ûnt hofæt œuf<sup>1</sup> in àlətsæit,  
 tæ̀n wert ær wùntərpår ørháltə(n)  
 en àlær nót ûnt trœwriɣkhæit.  
 wær kot tæ̀m àlørhèkštə trœût,  
 tær hát œuf khæinən sònt kəpœût.

Weitere Formen aus den folgenden Versen :

sorɣə, pèsæiftsə, kræits ûnt læit, štelə (neben «štilè»), fərknéɣt (auch «fərkníɣt»), wás, netsleyɣ, fél kúts, tú', jèkliɣəm, tsū, tsū'fərseyt, trœūw.

Vor der Niederschrift dieser Proben für den Druck liess ich mir das Lied von einer 1834 geborenen Frau vorlesen. Sie zeigte fast genau dieselbe Aussprache. Auch sie sprach «jèkliɣəm»; statt «ørhèn»: «ørhèə», statt «wærtə»: «wærtə».

Auch hier manches gegen die Dorfmundart verstossende, in der z. B. «zu gut» «tsū kút», nicht «tsý kút» heisst.

Man vergleiche damit folgendes Schuldeutsch, das ich im Jahr 1890 auf der hiesigen Unterklasse hörte.

kèfrórèn hát ès høiea<sup>2</sup>  
 noɣ kòə khæin fèsthès æis.  
 tàs pýplæin šthèt àm wæihea  
 unt špriɣt so tsú siɣ læis:  
 «iɣ wil ès æinmál wáyèn,  
 tàs æis, ès mus toɣ tráɣèn».  
 wéə wæis?

Aus den folgenden Versen : šthàmft, hákhèt, krèps, læuthea, hərəws,<sup>3</sup> wæsamáws, háws.

<sup>1</sup> ò̄ offenstes ö, ü Mittellaut zwischen u und y (hochdeutschem ü).

<sup>2</sup> Geschlossenstes ö!

<sup>3</sup> Das w kommt am deutlichsten zum Vorschein im Inlaut : «fráwèn, háwèn, tráwèn» (Frauen, hauen, trauen).

Der grosse Unterschied hat verschiedene Gründe. Zum Teil geht er auf Wandlungen der Mundart zurück. Dies ist der Fall bei der Aussprache des r, das bei den ältesten Leuten fast in jeder Stellung noch seinen vollen Wert als Zungenzitterlaut hat. Auch in einem Wort wie «fröwə» = Frauen hat bei vielen Alten das w noch einen durch Zungenhebung bedingten vokalischen Charakter, was beim jüngern Geschlecht völlig geschwunden ist.<sup>1</sup> Die meisten übrigen Verschiedenheiten zeigen den Einfluss der Schule, ganz besonders die Erhebung der schwachen Silben zu starken und die Einfügung des Hauches an unnatürlicher Stelle. Dass diese Schulaussprache nicht mehr die jetzige ist, sei nur nebenbei erwähnt, ebenso dass die Aussprache der Kinder, die einst auf der Unterstufe so sprachen, später bei geläufigerm Sprechen sich etwas änderte, etwas natürlicher wurde, im Grossen und Ganzen aber ihre Klangschattierungen behielt.

## VI.

Herrn Kreisschulinspektor Menge s in Saarunion verdanke ich folgende Proben der Schulaussprache von **Niederbetschdorf** in den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts.

### 1.

áz plæip pæi ùns, hër jèsy krešt,  
wæil as jètst áwənt wortən ešt.  
tæin kètliȝ wort, tàs halə leȝt  
làs já pæi ùns áyslěšə neȝt.

### 2.

krešti plüt ùn kərəȝtikhæit,  
tàs ešt mæin šmùk ùnt èrə(n)klæit;  
tåmet wel iȝ for kot pəštèn,  
wån iȝ tsùm heməl wart æinkèn.

## VII.

Was ich über die alte **Strassburger** Aussprache des Hochdeutschen weiss, verdanke ich den freundlichen Angaben des Herrn Pfarrers Siegfried in Herbitzheim, eines 1837 geborenen Strassburgers. Derselbe hörte noch 1863 Pfarrer Edel auf der Kanzel aussprechen «mèinè fröyntè». Den Liedervers «Ach bleib bei uns . . .» glaubt er in seiner Jugend von seiner

<sup>1</sup> Auch in Strassburg sprechen die Alten «máuə» (Magen), die Jungen «máwə».

Grossmutter, einer geborenen Strassburgerin, ungefähr so gehört zu haben :

àz plèip pèi ùns hër jèsy krešt,  
wèil áes nyn áwənt wortən ešt ;  
tèin kèllyz wort, tás hælə lezt  
lās jā pèi ùns öyslèsə nezt.

Er wies auch darauf hin, dass der Eigename Schneider in der Mundart nicht «šnitər», sondern «šněitər» gesprochen werde, was auf eine ältere amtliche Aussprache des schriftdeutschen «ei» als «èi» zurückgehe. Leider konnte ich aus seinen Angaben nicht feststellen, ob nicht vielleicht in der Aussprache zweierlei *ei* unterschieden wurde, je nach der Herkunft, wie das noch heute z. B. in Schwaben, im südlichen Schwarzwald und in Teilen der Schweiz geschieht. Siegfried erinnerte daran, dass nach Luthers Angaben die Strassburger Reformatoren auf dem Marburger Religionsgespräch vom «Gaischt» gesprochen hätten, daraus könnte man schliessen, dass damals vielleicht die Aussprache «sèin kaišt» üblich war, mit schwäbischer Unterscheidung der beiden *ei* (auch je zweier *au* und *äu*). Da z. B. «Rauch» in der Strassburger Mundart «rauχ» lautet, so könnte vorstehendes «öyslèsə» auch auf ein zwiefaches *au* weisen.

### VIII.

An dieser Stelle darf natürlich auch das sogenannte «Pfarrerdeutsch» nicht übergangen werden, das auch Henry S. 105 als «pàštùrətaitš» erwähnt. Siegfried teilte mir einige Sätze darin mit. «wər hāwə hait ə laiχ khàpt». «tās hāwiyz àuχ k(ə)hèrt». «t tsait eš mər lāy worə». «hàts šùn ts metāχ kəlait?» «wàs werts hait kùts kəwə». «iyz wel tiχ ètwàs frāχə, peš tú (tý) hait en tər šùl kəwəsə? hās tain læktsiòn kəlèrt? khànšs auχ kùt? peš khainər fon tə lètstə? tr wifilt peš ùntr tainə metšələrə?»

Aus der eigenen Aussprache Siegfrieds notierte ich mir «màrik, pəmèrikt, psàləm, fynəf, éləf», eine Aussprache, die ich seinerzeit auch bei Prof. E. Reuss (geb. in Strassburg 1804) gehört habe.

Es gab eine Zeit, wo dieses «pfärərtaitš» das einzige im Elsass als Umgangssprache gesprochene Hochdeutsch war. Verdrängt wurde es teils durch das Französische, teils durch die nackte Mundart, teils auch durch ein modernes Hochdeutsch.

Werfen wir einen Rückblick auf das Ganze, und vergleichen wir es mit dem Hochdeutsch, das heute in elsässischen Schulen

gelehrt wird, so können wir überall eine stetige Bewegung in der Richtung «los von der Scholle» wahrnehmen, einem dem Sprecher vorschwebenden Idealdeutsch entgegen. Freilich weiss der Einzelne nicht genau, wie dieses «gute», dieses «reine Deutsch» beschaffen sein soll. Darum eignet er sich zuweilen etwas an, was zwar seiner eigenen Mundart zuwider ist, aber darum, weil es «weit her» ist, nicht minder mundartlich ist. Beispiele davon bieten die vorstehenden Proben in genügender Anzahl. Sie könnten leicht aus der Gegenwart noch vermehrt werden. So hörte ich vor zwei Jahren aus dem Munde eines in den vierziger Jahren im Oberelsass geborenen Geistlichen ein Deutsch, das so ziemlich alle mundartlichen Sprachunarten aufwies, gegen die die norddeutschen Schulen zu kämpfen haben, er «spchach imma wieda Wochte wie Flicht und Agebunk (*Ergebung*) und dagleichen meha». Da gefällt mir allerdings das vorhin angedeutete landwüchsige alte Pfarrerdeutsch noch besser als dieses «Bellina» Strassendeutsch in elsässischem Mund. Anders wird man das Eindringen von Neuerungen beurteilen dürfen, die sich dem Musterdeutsch der Bühnensprache nähern. Dahin gehört die stimmhafte Aussprache der *b d g* und anlautenden *ſ*. Diese drang vereinzelt schon vor 1870 ein. In meiner Heimat Mühlbach sprach der eine der beiden Geistlichen die genannten Laute ganz wie ein Norddeutscher, obwohl er 1844 in Kolmer geboren war und also seine Studien noch vor 1870 vollendet hatte. Das Vordringen genannter stimmhafter Laute, besonders des *ſ*, in der Schulsprache Mülhausens, besonders in der Sprache der heranwachsenden weiblichen Jugend, bezeugt mir eine Zuschrift E. Fallots. Ich selbst habe sie in Strassburg und Kolmer auch schon öfter in Kaufläden und anderswo aus elsässischem Munde gehört, auch sonstwo im Mund einzelner Lehrer und Lehrerinnen, besonders beim Singen. Das ist nicht zu verwundern; sind doch die Bedingungen zu einem Ausspracheausgleich zwischen Nord und Süd im Elsass viel günstiger als sonstwo, da wir Beamte und Nichtbeamte aus allen deutschen Gauen in unserer Mitte haben. Es dürfte also gewagt sein, der zweifellos vorhandenen Bewegung nach einem alldeutschen Ausspracheausgleich, nach einer Musteraussprache des Schriftdeutschen ein «Bis hierher und nicht weiter!» zuzurufen zu wollen, umsomehr als die noch sehr junge, aber schon weit verbreitete Lautwissenschaft (Phonetik) die Mittel an die Hand gibt, alle die feinen Aussprachunterschiede klar zu erfassen und zu allgemeinerer Kenntnis zu bringen.



## Chronik für 1902.

1. März: Eröffnung der Volksbibliothek zu Strassburg auf Grund einer Stiftung von Stadtrat Jacobi.

22. März: Enthüllung des Denkmals für Kaiser Wilhelm I. in der Universitäts- und Landes-Bibliothek zu Strassburg, eines durch v. Zumbusch hergestellten Geschenkes von Graf Oppersdorf.

7—10. Mai: Der Kaiser in Strassburg und auf der Hohenkönigsburg.

10. Mai: Aufhebung des Diktaturparagraphen.

21—26. Mai: Der Kaiser in Kurzel, am 22. in Metz.

5. Juni: Enthüllung des Reinhardbrunnens in Strassburg, eines Werkes von Adolf Hildebrand.

30. Oktober: Stirbt in Paris der Kunsthistoriker Eugène Müntz, Bibliothekar und Konservator der Ecole des Beaux-Arts, geb. 1845 in Sulz u. W.

---

## Sitzungsberichte.

### 1. Vorstandssitzung

am 16. November 1902, vormittags 10 1/2 Uhr, im germanistischen Seminar der Universität.

Anwesend die Herren Francke, Harbordt, Lempfrid, Lienhart, Martin, Menges, Mündel, Stehle, Wiegand. — Entschuldigt die Herren Euting, Kassel, Luthmer, Renaud v. Schlumberger.

Auf Vorschlag des Vorsitzenden Herrn Prof. Dr. Martin soll Herr Geheimrat Dr. Schrickler, der früher vor seiner Uebersiedelung nach Berlin dem Vorstand bereits angehört hatte, ersucht werden, sich demselben wieder anzuschliessen. Weiterhin teilt derselbe mit, dass je ein Abzug des 18. Jahrgangs des Jahrbuchs bei Sr. Durchlaucht dem Fürsten Statthalter sowie bei Sr. Exzellenz dem Herrn Staatssekretär v. Köller abgegeben worden sei, und dass seine Durchlaucht der Herr Statthalter in dankenswerter Weise wiederum einen Zuschuss von 300 M. zu den Druckkosten des Jahrbuches bewilligt habe.

Die Jahresrechnungen werden von Herrn Dr. v. Borries geprüft und für richtig befunden.

Die für das nächste Jahrbuch bereits eingelaufenen Arbeiten wurden zur Durchsicht und Beurteilung an einzelne Mitglieder verteilt. Es folgt darauf die

### Allgemeine Sitzung.

Aus dem Bericht des Vorsitzenden über das abgelaufene Geschäftsjahr geht hervor, dass die Zahl der Mitglieder auf 2544 herangewachsen ist. Er teilt ferner mit, dass der 300-Mark-Zuschuss zu den Druckkosten des nächsten Jahrbuches vom Kaiserlichen Statthalter wieder bewilligt worden ist.

Auf der allgemeinen Versammlung der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, welche vom 24. bis 26. September in Düsseldorf tagten, war der Verein vertreten durch den Archivdirektor Herrn Professor Dr. Wiegand, welcher über die dortigen Verhandlungen eingehend berichtete.

Auf Antrag des Mitgliedes Herrn Dr. v. Borries, welcher vor Beginn der Sitzung die Rechnung geprüft hatte, wird dem Schatzmeister Herrn Buchhändler Mündel Entlastung erteilt.

Bei der nun folgenden Neuwahl des Vorstandes dankt Herr Geheimrat Hering dem bisherigen Vorstände zunächst für seine Mühewaltung im abgelaufenen Geschäftsjahre und schlägt der Versammlung vor, den Gesamtvorstand durch Zuruf wieder zu wählen. Der Vorsitzende nimmt im Namen der übrigen Mitglieder die Wiederwahl dankend an. Auch gegen den Vorschlag desselben, das frühere Vorstandsmitglied Herrn Geheimrat Dr. Schricker zu ersuchen, dem Vorstand wieder beizutreten, erhebt sich kein Widerspruch.

Zum Schluss hielt Herr Prof. Dr. Bloch den angekündigten Vortrag über das Thema: «Das Elsass im 17. Jahrhundert». Schluss der Sitzung 12 1/4 Uhr.

## 2. Vorstandssitzung

am 11. März 1903, nachmittags 3 Uhr, im germanistischen Seminar der Universität.

Anwesend die Herren Euting, Francke, Harbordt, Kassel, Lempfrid, Lienhart, Luthmer, Martin, Mündel, Schricker, Stehle, Wiegand. — Entschuldigt die Herren Menges, Renaud, v. Schlumberger.

Die für das nächste Jahrbuch vorliegenden Arbeiten werden im einzelnen besprochen, ein Ueberschlag des Umfangs des Jahrbuchs wird aufgestellt und die Reihenfolge der Arbeiten festgesetzt. Der Vorsitzende teilt die aufzunehmende Chronik für 1902 mit, und auf seine Anfrage erklärt sich Dr. Kassel bereit, den Vortrag bei der nächsten allgemeinen Sitzung im November zu übernehmen.

Schluss der Sitzung 3<sup>50</sup>.

---

# JAHRBUCH

FÜR

GESCHICHTE, SPRACHE UND LITERATUR

ELSASS-LOTHRINGENS

HERAUSGEGEBEN

VON DEM

HISTORISCH-LITERARISCHEN ZWEIGVEREIN

DES

VOGESEN-CLUBS

XX. JAHRGANG.



STRASSBURG

J. H. ED. HEITZ (HEITZ & MÜNDEL).

1904.





# Inhalt.

---

	Seite
I. Gedichte von Christian Schmitt . . . . .	5
II. Ein Bild Friederike Brions von Dr. Thomas Stettner. Mit Friederikens Bildnis . . . . .	7
III. Zur Biographie des Rufacher Chronisten Maternus Berler von Theobald Walter . . . . .	12
IV. Die Adelsfamilie von Jestetten im Sulzmattetal von Theobald Walter . . . . .	
V. Zur Geschichte des Post- und Reiseverkehrs im alten Strassburg von E. Eichler . . . . .	25
VI. D'Ankunft der Strossburjer Schiff in Paris den 29. April 1836. Zum Wiederabdruck gebracht von Julius Euting . . . . .	53
VII. Dagobert Sigismund Reichsgraf von Wurmser kaiserlicher Feldmarschall (Marschall «Vorwärts»), geb. zu Strassburg 7. Mai 1724, gest. zu Wien 21. August 1797. Ein elsässer Lebens- und Charakterbild aus dem 18. Jahrhundert von Stieve-Zabern . . . . .	60
VIII. Zu Montanus Gartengesellschaft. Mitteilung von Johannes Bolte . . . . .	78
IX. Einem elsässischen Jesuiten zum Gedächtnis von J. Knepper . . . . .	82
X. Herder. Vortrag gehalten am 18. Dezember 1903 von Ernst Martin . . . . .	92
XI. Das Strassburger Standbild des jungen Goethe. V. Bericht von Ernst Martin mit Anhang . . . . .	108
XIa. Wolfhart Spangenberg Anbind- oder Fangbriefe. Auszüge von E. M. . . . .	124
XII. Unsere elsässischen Volkslieder von Wilhelm Teichmann . . . . .	130
XIII. Die Fremdwörter in den elsässischen Mundarten. Ein Beitrag zur elsässischen Dialektforschung von Karl Roos . . . . .	161

XIV. Sagen aus dem krummen Elsass, gesammelt von Lehrern und Lehrerinnen der Schulinspektion Saarunion, veröffentlicht von Kreisschulinspektor Menges . . .	263
XV. Neue Belege für das Lebensbild des Phitesius Vogesigena von Dr. K. Klement . . . . .	298
XVI. Die Illzacher Jäger. Mitteilung von Ernst Martin	302
XVII. Chronik für 1903 . . . . .	305
XVIII. Sitzungsberichte . . . . .	306
Berichtigungen zu Jahrgang XIX . . . . .	308

---

I.

## Gedichte

von

**Christian Schmitt.**

### 1. Dezembernebel.

Unfreundlich zieht der graue Tag  
Hinab, so träg, wie er gekommen.  
Eintönig schleicht sein Stundenschlag,  
Von keinem recht mit Lust vernommen.

Müd irrt der schattenhafte Gast  
Von einem Dunkel in das andre,  
Als ob ein Geist, sich selbst zur Last,  
Nachtwandelnd stumm zu Grabe wandre.

### 2. In der Höhe.

Von der geliebten Heimatberge Kranz  
Zwei Gipfelränder leuchten aus der Ferne  
Zu meinem Dachgemach im Morgenglanz  
Herüber hinter Stadtwall und Kaserne.

Zwei blaue Streifen nur, die spurlos schier  
Sich oft dem Blick verbergen und verschliessen,  
Und doch wie manches Mal Altäre mir,  
Von denen Kraft und Tröstung niederfliessen!

### 3. Stilles Bescheiden.

Vom Himmel glänzen ohne Zahl  
Lichtspendend Stern und Sonnen. —  
Ich bin beglückt, wenn nur ein Strahl  
Mir täglich ist gewonnen.

Viel tausend Halme stehn beim Schnitt  
Gebeugt von voller Aehre. —  
Ich Sorge nicht: es wächst auch mit  
Das Brot, das mich ernähre.

Ein Wipfel neigt im weiten Raum  
Sich jedem, der ermattet. —  
Auch dir, Herz, grünt im Weh dein Baum,  
Der kühlend dich beschattet.

Und ist sein Teil von Glück und Huld  
Dem Aermsten zugemessen:  
O harre, Seele, mit Geduld!  
Auch du bleibst nicht vergessen.

#### 4. Beruhigung.

Die Jahre fallen und rinnen,  
Wie Tropfen in den Sand,  
Und jäh tilgt sie von hinnen  
Des Lebens Glutenbrand.

Von all dem Glanz und Ruhme  
Der Zeit bleibt kaum die Spur;  
Auch der Erinn'ung Blume  
Blüht uns ein Weilchen nur.

Doch bei dem Blick hinüber  
Auf das, was werden will,  
Wird hell dein Geist, dein trüber,  
Und in sich stark und still.

#### 5. Geburtstagsgruss.

(Dem I. Präsidenten des Vogesenklubs, Professor Dr. Julius Euting)

Jung im Herzen, stark im Wollen,  
Ungebeugt von Leid und Streit,  
Liessest du vorüberrollen,  
In dir fest, den Strom der Zeit.  
Unter Licht und Wettertreiben  
Sahn wir stets dir gleich dich bleiben.

Ehre dem, der unverdrossen  
Und voll Mut das Seine schafft!  
Täglich sieht er ausgegossen  
In sein Wirken neue Kraft.  
Nichts wird ihm den Sinn beschweren;  
Gunst und Lob kann er entbehren.

## II.

# Ein Bild Friederike Brions.

Von

**Dr. Thomas Stettner.**

Als im Jahre 1866 auf ihrer letzten Ruhestätte in Meissenheim Friederike ein Denkmal gesetzt wurde, da musste sich der Künstler damit begnügen ein Idealbild als Erinnerungsmal zu setzen, denn kein Bild, ja nicht der kleinste Schattenriss, der ihre Züge zeigte, war damals bekannt. 1884 veröffentlichte Th. Falck, der Biograph des unglücklichen Lenz, ein Oeßbild aus dessen Nachlass, das eine jugendliche Elsässerin mit langen Zöpfen darstellt, ein mutmassliches Bild Friederikens. Aber da keine Aufschrift diese Vermutung sichert, fand es nicht allseitig Anerkennung und Könnecke nahm es in seinen Bilderatlas nicht auf, sondern verweist nur auf die Schilderung Goethes im 10. und 11. Buch von Dichtung und Wahrheit. So sind denn auch alle Darstellungen der Jugendliebe Goethes von Kaulbach, Rothbart, etc. Schöpfungen der freien Phantasie der Künstler.

Welch freudiger Schreck durchzuckte mich deshalb, als ich den dem Hammer des Auktionators verfallenen Nachlass eines Künstlers, des Goethe-Illustrators Goldberg, musternd auf der Rückseite des Rähmchens einer anmutigen Silberstiftzeichnung in alter Schrift vermerkt fand:

Frederike Brion  
von Sesenheim.

Zeichnung von Tischbein.

Es waren Tage unruhiger Spannung, bis das Bildchen nebst zwei hervorragend schönen Aquarellen, welche Christiane Vulpius darstellen und mit F. A. Tischbein gezeichnet sind, glücklich in meinen Besitz gelangt waren, und nun begann ein



gewissenhaftes Untersuchen, ob die Inschrift die Wahrheit spreche. Die literarischen Quellen über Friederikens Erscheinung, die Technik des Bildchens, die Imponderabilien, die dem Sinn des Sammlers die Fährte zeigen, alles war der Bejahung günstig, nur eine Frage liess immer wieder dem Zweifel Raum — die Frage, die soviel Sorge bereitet hat, seit die Frau auf Erden wandelt: die Toilette. Friederike ist wohl 1752, spätestens 1754 geboren. Stimmt das Kleid, das sie trägt zu dem Alter, in dem sie dargestellt ist? Die Frage liess sich nicht mit voller Klarheit lösen und so musste ich den Schatz, den ich so gerne sogleich veröffentlicht hätte, lange Jahre für mich behalten. Nachdem aber in unseren Tagen durch die Kleiderreformbewegung alles Material für die Tracht eben jener Zeit ans Tageslicht gezogen ist und kaum zu erwarten steht, dass dasselbe sich noch vermehre, glaube ich die Frage dem öffentlichen Urteil unterbreiten zu sollen und komme gerne der Aufforderung nach das Bildchen dem Kreise von Goethefreunden vorzulegen, der sich des echten Bildes am meisten freuen würde. Als Begleitwort sei mir eine völlig unparteiische Vorlage der Gründe gestattet, die für und gegen die Authentizität sprechen.

Das Bild ist eine Silberstiftzeichnung auf Pergament, das mit Kreidegrund überzogen ist, eine Technik, die von etwa 1740 an bis ins 19. Jahrhundert hinein sehr beliebt war. Von ungeschickter Hand ist später mit Bleistift die rückwärtige Masche und das herabhängende Haar eingezeichnet worden.

Welcher von den zahlreichen Mitgliedern der Familie Tischbein der Schöpfer desselben sei, dafür war zum Glück durch die mit F. A. Tischbein gezeichneten Blätter aus dem gleichen Besitz ein Fingerzeig gegeben — es ist Johann Friedrich August Tischbein, 1750—1812, ein entfernter Verwandter Wilhelms, des «Goethetischbeins». Er ging im Auftrag des Fürsten von Waldeck 1780 nach Paris, dann nach Italien und passierte also wohl in der Zeit, auf die es hier ankommt, öfters das Elsass.<sup>1</sup> Als Porträtmaler hochgeschätzt wurde er Oesers Nachfolger in Leipzig. Da er auch andere Porträts aus dem Goethekreis malte, wäre es leicht erklärlich, dass er auf einer seiner Reisen einen Abstecher in das weltabgeschiedene Oertchen machte, wo Goethes einstiges Lieb wohnte, um ihr Bild zu besitzen. Ueber die Darstellungen, die von Friederike einst existierten, finden wir bei Lucius (Fr. Brion, pag. 170, Falck l. c. pag. XIII, Leyser, Goethe zu Strassburg) Nachricht, ohne dass für unser Bild ein Gewinn daraus zu ziehen wäre, da

---

<sup>1</sup> Die Nachricht von Friederikens Aufenthalt in Paris wird jetzt wohl allgemein als unrichtig angenommen.

seine Vorbesitzer nicht festzustellen sind. Von ihrem Aussehen gibt uns Goethe die bekannte Schilderung im X. Buch des II. Teils von Dichtung und Wahrheit: schlank und leicht schritt sie, für die gewaltigen blonden Zöpfe schien der Hals fast zu zart. Aus heiteren blauen Augen blickte sie sehr deutlich umher, und das artige Stumpfnäschen forschte gar frei in die Luft als ob es in der Welt keine Sorge geben könnte. — So sah sie damals in die Welt! Aber unterdessen hatte ja nach einem kurzen Traum von Glück sie der verlassen, «welcher kam und ihr als Kind das Herze nahm». Sein gedenkend wandelte sie einher, still und bleich, und von ihren Wangen war die Rôte gewichen. Unser Bild gibt sie ja gar viele Jahre nach jener Frühlingszeit ihres Lebens und deshalb müssen wir uns an die späteren Berichte über sie halten, die wir bei Brion, Goetz, Falck und Froitheim finden. Goetz gibt nach den Aussagen von Mitgliedern der Familie Brion folgende Schilderung von ihrer Erscheinung in späteren Jahren: <sup>1</sup> «sie war über mittelgross, schlank, hager mit blondem, lockigem Haarwuchs und länglichem, sehr freundlichem Gesicht; Goethe nannte sie wohl wegen ihrer zarten weissen Haut seinen «elfenbeinernen Thurm».» Die Beschreibung bezieht sich sicher auf das höhere Alter (— er hätte sonst nicht mehr Augenzeugen über sie befragen können —). Hier ist also bezeugt, dass sie später lockiges Haar trug. Die Weisse des Teints gibt unsere Zeichnung meisterhaft wieder. — Dass das Auge blau war, lässt dieselbe auch erkennen: leider aber sitzt es in unserem Bilde falsch, was ihm und dem ganzen Gesicht einen etwas unbedeutenden, leidenschaftslosen Zug verleiht.

Nicht ganz stimmen will das «Stumpfnäschen». Aber der Fall, dass ein Näschen, das dem Verliebten gar reizend erschien, im Laufe der Zeit eine bedenkliche Entwicklung nahm, steht wohl nicht vereinzelt da!

Alexander Wille<sup>2</sup> schildert sie nach den Aussagen der Sessenheimer folgendermassen: «sie hatte gerade jenes kindlich vornehme Gesicht, eine stark entwickelte Büste, kastanienbraunes, langes, üppiges Haar und wundervolle Zähne».<sup>3</sup>

Th. Falck, der Biograph des unglücklichen Lenz, der bald nach Goethe eine hoffnungslose Liebe zu Friederike fasste und

---

<sup>1</sup> Geliebte Schatten. 1859. pag. 29.

<sup>2</sup> Bei Froitheim Friederike von Sessenheim 1893.

<sup>3</sup> Von Franziska Wreden, deren jüngster Bruder später zum Fürst von Wreder erhoben wurde, sagt Goethe «sie ähnelte Friederiken». (Dichtung und Wahrheit IV, 20). Sie heiratete den Stadtdirektor Tillmann in Heidelberg — ob von ihr ein Bild vorhanden ist, weiss ich nicht.

von seiner Sehnsucht nach ihr auf seinen unstäten Bahnen immer wieder nach Sessenheim zurückgezogen wurde, bis vor den Augen Friederikens sein Wahnsinn offen ausbrach — Falck fand im Nachlass von Lenz, wie erwähnt, das Bild eines jungen Mädchens in elsässer Tracht, das er mit guten Gründen als das Bild Friederikens zu erweisen suchte.<sup>1</sup> Wie verhält sich unser Bild zu diesem? Stimmt es überein, so wären uns ja zwei Bilder geschenkt! Die Vergleichung ist leider sehr erschwert durch den Altersunterschied in beiden und durch die verschiedene Stellung: dennoch aber scheint mir die Nase, das rundliche Kinn und die Bildung des Halses für die Identität zu sprechen.

Kurz nur möchte ich noch auf zwei Punkte hinweisen, die gegen eine Fälschung der Inschrift unseres Bildes zu sprechen scheinen. Die Schreibweise Frederike setzte doch einen geradezu raffinierten Fälscher voraus — und dagegen spricht die Psychologie des Fälschers; der hätte die unechte Aufschrift sicher einem Bilde gegeben, das mit Goethes Schilderung sich auch äusserlich mehr gedeckt hätte!

Nun aber bleibt uns noch das schwierigste Thema zu erörtern, die Kleiderfrage. Auch das 18. Jahrhundert sah an seinem Ausgang unter den Stürmen der geistigen und sozialen Bewegung eine Kleiderreform entstehen, die jäh und gründlich mit der bestehenden Mode brach und dem einzelnen mehr Spielraum gewährte für die Gestaltung seiner Tracht.

Das Kleid zeigt einen schlichten Halsausschnitt ohne Ausputz; ob es Bluse oder ganzes Kleid ist, ist nicht zu bestimmen. Die Aermel sind glatt, nicht weit und lang. Der nach Miederart geschnürte Gürtel sitzt ziemlich tief. Beim ersten Blick scheint es das Kostüm zu sein, das die ersten Jahre der französischen Republik geboren und das auf den Gesellschaftsbildern Debucourts und anderer Maler jener Jahre noch neben der alten Tracht erscheint. Aber bei näherem Zusehen erheben sich begründete Zweifel an dieser Annahme: das ganze Kleid macht einen so ausserordentlich einfachen Eindruck, dass wir eher an ein Hauskleid denken möchten, das sich das Pfarrerstöchterlein draussen gemacht, unabhängig von der städtischen Mode, und bei dem sie vielleicht aus der Volkstracht die hemdartige Bluse herübernahm. Der Maler mag sie dann bei einem flüchtigen Besuch so gezeichnet haben, wie er sie traf — es müsste schon ein sehr wenig eitles Mädchen gewesen sein, das diese Kleidung zu einem Porträt gewählt hätte! Diese Möglichkeit der Annahme eines individuell gewählten Kleides gaben die Kenner

<sup>1</sup> Abgebildet in seinem Werk: Friederike Brion, Berlin 1884, und neuerdings in Heinemann: Goethe.

des Kostüms jener Zeit, die ich befragte, zu und erklärten die Anhaltspunkte für die Datierung desselben nicht für zwingend genug, um durch sie die Frage der Echtheit oder Unechtheit des Bildes zu entscheiden.

Wie alt ist Friederike in unserer Darstellung? soll unsere letzte Frage sein. Beim ersten flüchtigen Blick erscheint sie wohl jedem als der Grenze der 20er Jahre nahe; aber je genauer wir zusehen, desto höher rückt ihr Alter hinauf. Der Zeichner hat dadurch, dass er auf jegliche Andeutung der Falten im Gesicht verzichtete, den Eindruck der Jugendlichkeit erreicht, aber die Kinnlinie, der etwas schlaffe Hals und die Büste lassen bei näherer Betrachtung doch das wirkliche Alter erkennen und wir stehen nicht an, dasselbe als der Grenze zwischen 30 und 40 sich nähernd zu bezeichnen. —

Als Goethe 1812 den Teil von Dichtung und Wahrheit verfasste, der die Strassburger Zeit behandelt, weilte die, der er die Unsterblichkeit verleihen sollte, in einem weltabgeschiedenen Dorfe des Schwarzwaldes, den Ihrigen und den Armen selbstlos ihr Leben widmend. Ob sie vor ihrem 1813 erfolgten Tode noch Kenntniss bekam von jenem Buche, wissen wir nicht. Goethe aber war von der Erinnerung an jene Zeit so ergriffen, dass er, wie uns sein Sekretär erzählt, beim Diktieren dieser Episode seine tiefe Bewegung nicht bemeistern konnte, sondern in unruhigem Auf- und Abgehen mit allen Zeichen der Erregung in leisem Ton, als fürchte er geliebte Schatten heraufzubeschwören, diese Zeit erzählte.

So ist denn auch keine Zeit aus Goethes Leben so viel und so leidenschaftlich besprochen worden wie die Sessenheimer Tage! Wie oft wurde und wird die Frage erörtert, welche andere Bahnen wohl Goethes Leben eingeschlagen hätte, wenn er seiner Neigung folgend die Pfarrerstochter zu seiner Frau gemacht hätte! Und wie hat um die Personen jener Zeit der Streit der Meinungen getobt!

Wie war Friederikens Leben verlaufen? Vom jungen Goethe innig geliebt, in tiefer, aber still verschlossener Liebe ihm zugetan; darauf vom faustisch Vorwärtsstrebenden seiner Zukunft geopfert, ein Blümlein am Wege seiner Grösse, das sein Fuss zertrat — dann hinwelkend in der Erinnerung an kurze Sonnentage: eine Märtyrerin der Liebe! Wer wünschte nicht die von Angesicht zu Angesicht zu kennen, deren Schicksal uns menschlich so nahe geht und die als Gretchen die ewig wahre Klage verkörpert: «wie liebe mit leide ze jungest lönen kan»! Möchte unser Bildchen dies Geschenk sein!

III.  
Zur  
Biographie des Rufacher Chronisten  
Maternus Berler.

Von

**Theobald Walter.**

Das urkundliche Material aus dem Rufacher Stadtarchiv über Berler habe ich bereits im Jahre 1900 in Nr. 15 des Vogesenblattes (Beilage zur Strassburger Post) der Oeffentlichkeit übergeben. Der Zufall liess mich im Staatsarchiv Bern einige weitere Nachrichten über die Personalien des edlen Chronisten finden, die ich hier nachtragen will.

Berler kehrte nach dem Abschluss seiner Studien und nach seiner feierlichen Primiz am 28. April 1510 in sein Vaterhaus zurück. Die *registra computationum sigilliferi* des Bistums Basel berichten nämlich aus dem Jahre 1510: *Dominus Maternus Berler, investitus ad patrimonium patris sui, det II fl.* Er wurde demnach gleichsam Hauskaplan seines Vaters, und als solcher fand er die Musse zur Abfassung seiner Chronik.

Von 1551 an verwaltete er in Geberschweier auch die Kaplaneien: *12. Junii 1551 commissus Maternus Berler ad capellaniam sanctae Catharinae et primissariam beatae Virginis in Geberschweier*; doch gibt er 1560 die Katharinenpfründe an Blasius Dubenschmidt ab. Dagegen erfahren wir 1567: *Maternus Berler commissus ad vicariam in Hattstatt.*

Sein Todesjahr ist unzweifelhaft 1575. Die Kaplaneiabrechnung von 1575 im Gemeindefarchiv Geberschweier berichtet noch: *Win-Zinss . . . Herr Matern Berler*; freilich



fehlt der Eintrag des Quantum. Aber sicher lebte der Priester-  
greis noch bei Aufstellung des Registers. Allem Anscheine  
nach hat ihn der Herbst 1575 hinweggerafft, da 1576 ein  
Prozess mit seinen Erben bei der Offizialität in Altkirch schwebt  
und in demselben Jahre ein Max Seyler als Pfarrer in  
Geberschweier auftritt. (Walter, Urkundenbuch von Rufach,  
71). Ein Testament von seiner Hand soll im Pfarrarchiv zu  
Geberschweier aufbewahrt werden.

#### IV.

## Die Adelsfamilie von Jestetten im Sulzmattertal.

Von

**Theobald Walter.** . . .

Die Edlen von Jestetten führten ihren Namen nach einem Dorfe Jestetten, welches schon 870 Erwähnung findet,<sup>1</sup> und das im heutigen badischen Bezirksamt Waldshut liegt. Das Dörfchen besass merkwürdigerweise von altersher seine drei Burgen, auf denen drei verschiedene Geschlechter verschiedenen Stammes und Wappens hausten. Das eine hatte als Wappenbild ein Dreiblatt und ist schon 1135 mit Ritter Bilgerin von Jestetten urkundlich belegt, das zweite führte einen Eselskopf mit Hals, nannte sich die Meier von Jestetten und erscheint 1233 im Urkundenmaterial, und das dritte tritt 1319 mit Markwart und Hartmann von Jestetten in den Bereich der geschichtlichen Forschungen und trug ein Mühlrad im Wappen. Alle drei waren mannhafte Geschlechter, die reiche Lehen im Klettgau, Thurgau und Zürichgau inne hatten und den umliegenden Stiften und Abteien tüchtige Vorsteher und eifrige Mitglieder abgaben.<sup>2</sup> Von dem letztgenannten Geschlechte war Heinrich

<sup>1</sup> Die Ausführungen im «Reichsland Elsass-Lothringen» S. 491 sind hinfällig. Ueberhaupt hat schon Schöpfung (Als. ill. IV, 202) geirrt, indem er behauptet Wasserstelzen und Jestetten seien zwei Burgen in Sulzmatt. Es gab nur eine Burg Wasserstelzen, und ihre Erbauer waren die Jestetten.

<sup>2</sup> Vgl. Kindler von Knobloch, Oberbadisches Geschlechterbuch II. Band, S. 207. — Ein Bruder Julian von Jestetten soll nach der Thanner Chronik, I 552, 1438 Barfüsser in Thann gewesen sein.

von Jestetten 1478 mit Anna Heggenser von Wasserstelzen vermählt, die beide 1482 den adeligen Sitz Wasserstelzen bewohnten.

Dieses Schloss Wasserstelzen hat aber mit unserm Wasserstelzen im Sulzmattental vorerst nichts gemein; es lag nämlich im bischöflichen Amt Konstanz und war von jeher im Besitz des alten Geschlechtes der Heggenser. Als Heinrich von Jestetten um 1503 mit Tod abging, verkaufte die Witwe einen Teil des Sitzes an die Stadt Zürich, wurde Bürgerin der Stadt, bewohnte aber noch 1514 Eglisau. So treffen wir also die beiden Namen Jestetten und Wasserstelzen am Anfange des 16. Jahrhunderts in weiter Ferne vom Elsass und ohne jegliche Beziehung zu dem Lande. Und doch sind Stamm und Namen, wie sich zeigen wird, von dort zu uns herübergebracht und im Sulzmattental für mehr als zwei Jahrhunderte festgelegt worden.

Die drei Kinder der ebengenannten Eheleute waren Balthasar, Konrad und Ursula; alle wurden 1505 Vasallen der Abtei von Reichenau und erlangten 1509 ebenfalls das Bürgerrecht in Zürich. Als 1514 das Lehen des Turmes in Jestetten an den Grafen Eberhard von Nellenburg heimfiel, übertrug es dieser in demselben Jahre noch an Konrad; ebenso erhielt er 1531 vom Grafen von Sulz das untere Schloss Jestetten. Auf diese Weise fasste das Geschlecht wieder festen Fuss in seinen Stammlanden.

Doch scheint ihm dort das Glück nicht besonders günstig gewesen zu sein. Im Jahre 1545 war der Schlossherr von Jestetten arg in Schulden geraten, so sehr sogar, dass er den Turm leibgedingsweise an die Stadt Schaffhausen verkaufen musste. Da das ohne Vorwissen seines Lehensherren geschah, wurde er vom Grafen von Sulz gefänglich eingezogen, in Kussenberg in Haft gesetzt und erst auf langes Bitten seiner Söhne wieder frei gegeben.

Trotz dieser wenig tröstlichen Zustände blieb der eine seiner Söhne, Martin, der mit Anna von Blumeneck vermählt war, auf dem väterlichen Erbe zurück. Konrad aber, der ältere, hatte schon in jungen Jahren den Wanderstab ergriffen, war nach dem Elsass gekommen und hatte sich dort mit einer gewissen Jakoea Stör verehelicht.<sup>1</sup>

Die Störe waren von altersher ein reiches, angesehenes und im Oberelsass weit verbreitetes Geschlecht. Sie hatten im Laufe der Zeit nicht nur eine grosse Anzahl bedeutender Lehen von Fürsten und Stiften, sondern sie wussten sich auch wertvolle Eigengüter in den Vogesentälern zu sichern. Insbe-

---

<sup>1</sup> Bezirksarchiv Oberelsass, C 168.

sondere besaßen sie im Sulzmattertale reiche Rebhalden und Wiesengründe, ja sogar Höfe und Schlösser. Bereits 1345 hat Berchtold Stör dreissig Schatz Reben *usser dem Burgtor, uf der Luss* und hinter der Kirche als bischöfliches Lehen im Tal, die auf dessen Söhne Heitzmann und Hennin übergingen. Ulrich Stör nannte 1431 ein grosses Rebgelände am Sulzberge sein eigen. Dionysius Stör bewohnte 1496 Haus und Hof unterhalb der Schmiedgasse in Sulzmatt, und Paulus Stör, wohl der letzte der Sulzmatter Störe, war Herr der Wogenburg, die dessen Witwe Anastasia von Neuenfels 1547 an die Körner veräusserte, durch die sie dann an die Breitenlandenberger überging.<sup>1</sup>

Zu welchen von diesen Stören Jakobea in verwandtschaftlicher Beziehung stand, lässt sich bis jetzt nicht erweisen. Auf alle Fälle aber stammte auch sie aus dem Sulzmattertal; brachte sie doch ihrem Gemahl einen Hof im obern Tale, das sog. Wasserhaus, nebst Zubehör in die Ehe mit. Ins Sulzmattertal war aber Konrad von Jestetten wohl durch die oben erwähnte Verwandtschaft mit dem Geschlechte der Blumeneck gekommen, das seit 1500 in Gemeinschaft mit den Schauenburgern den alten Dinghof des Tales vom Bischof zu Lehen trug.<sup>2</sup>

Konrad wurde zwar nach seines Vaters Tode von dem Grafen von Sulz mit dem untern Schlosse in Jestetten belehnt; aber das schöne Elsass war ihm inzwischen zur lieben Heimat geworden, ein treues Weib waltete am trauten heimischen Herde im fruchtreichen Vogesentale, und eine muntere Kinder-schar hatte sich eingestellt. Er verkaufte demnach sein Stamm-schloss jenseits des Rheines und erwarb sich dafür die elsässische Besetzung Rothenburg. Er starb 1556 in Sulzmatt, wo ihm seine Gattin längst vorangegangen war. Sie hatten es nie zu glänzenden Vermögensverhältnissen gebracht, und das alte Wasserhaus war stets ihre schlichte Heimstätte geblieben. In ihr Erbe teilten sich fünf Kinder, von denen uns jedoch nur drei näher bekannt sind, nämlich Hans Martin, Heinrich und Hans Kaspar.

Hans Martin wurde 1545 vom Grafen Johann von Sulz mit dem Turme in Jestetten belehnt; er bewohnte indes Freiburg und lebte dort noch 1549 als Satzbürger.

Heinrich durchirrte ein unruhvolles Leben. Er trat in jungen Jahren in das nahegelegene Stift Murbach, und als am 10. März 1542 der Abt Georg von Masmünster das Zeitliche

---

<sup>1</sup> Aus meiner Sammlung: Lehens- und Adelsverhältnisse im Sulzmattertal.

<sup>2</sup> Bezirksarchiv Unterelsass, G 847.



**FRIEDERIKE BRION.**

Nach einer Silberstiftzeichnung von Tischbein.



segnete, hoffte er bereits auf dessen Nachfolgerschaft. Da die Sache fehlging, vergewisserte er sich der Unterstützung seiner Brüder und des befreundeten Adels, um mit Gewalt zu erobern, was ihm auf rechtlichem Wege nicht gelungen war. Am 5. April 1542 überrumpelte er in der Morgenfrühe das Schloss Hugstein, um sich von da aus des Stiftes zu bemächtigen. Aber bald ertönten allenthalben die Sturmglocken im Gebiete des Gotteshauses, eine Knechteschar umringte den Burgstall, und schon zwei Tage darauf musste sich der Störenfried auf Gnade und Ungnade des Stiftes Leuten ausliefern. Da er auf keinen Vergleich eingehen wollte, wurde er zunächst in Murbach und später zu grösserer Sicherheit in den grossen Turm nach Luders gefangen gesetzt. Doch schon am 10. Heumonats durchbrach er dort auf seltsame Weise die dicke Mauer und entfloh. Am 23. März 1544 kam durch Vermittelung des Königs Ferdinand I. ein Vergleich mit Murbach zu stande.<sup>1</sup> Heinrich blieb Dekan in Murbach, erhielt aber die Abtstelle in Hugshofen im Weilertal. Allein sein unsteter Sinn liess ihn nirgends Ruhe finden. Im Jahre 1546 war er Probst in St. Märgen, verzichtete aber erst 1549 auf Hugshofen; 1551 treffen wir ihn als Verwalter des Chorherrenstiftes Marienzell im Schwarzwald, 1544 und 1567 bekleidet er das Amt eines Kommendators zu Allerheiligen in Freiburg, erwirbt inzwischen 1557 die Abtstelle in Neustadt am Main und 1567 die in Kreuzlingen.<sup>2</sup> Am 9. Oktober 1568 wurde er zum Abte in Münster im Gregoriental erwählt, wo er aber erst am 18. Juli 1569 seinen Einzug hielt. Die Streitigkeiten mit den Lutheranern verleiteten ihm die Stelle; er verzichtete am 27. Oktober 1573 auf Amt und Würde, zog sich nach Würzburg zurück und starb dort bald darauf.

Von besonderer Bedeutung für Sulzmatt wurde Hans Kaspar. Er trat in den Orden der Deutschritter und beteiligte sich an den Kriegszügen Karls V. gegen Frankreich. Bei der Belagerung von Metz zeichnete er sich als Hauptmann durch grosse Tapferkeit und Kühnheit aus. Im Jahre 1543 verzichtete er auf alle Ansprüche an den Orden, falls er etwa eine Ehe einginge. Sechs Jahre später verwaltete er das Ordenspräzeptorat Kaysersberg, versah von 1550—54 die Komturstelle in Rufach und von 1555—1584 dieselbe Stelle in Beuggen. Auch er wurde noch einmal (1575) mit dem Turm seiner Stamm-

---

<sup>1</sup> Vgl. Gatrio, Die Abtei Murbach, II 175 ff. und Die Gebweiler Chronik, herausgegeben von Schlumberger, S. 196.

<sup>2</sup> Vgl. Kindler von Knobloch, Oberbadisches Geschlechterbuch, II 204.

lande belehnt, gab ihn aber mit allem Zubehör durch Vertrag vom 21. Dezember 1577 wieder an die Sulzer Grafen zurück.

Hans Kaspar war trotz seines wechselvollen Lebens stets darauf bedacht gewesen, seinem gesunkenen Hause wieder zu Wohlstand und Ansehen zu verhelfen. Beim Tode seines Vaters war er allein in Sulzmatt anwesend; er bestattete den Leichnam ehrenvoll in der Kirche des Ortes und ordnete die etwas zerrütteten Vermögensverhältnisse nach eigenem Ermessen, ohne seinen abwesenden Geschwistern irgendwelche Mitteilung zu machen.<sup>1</sup> Er lebte mit Anna Höchlin von Sulzmatt im Konkubinat, und diese gebar ihm drei Söhne: Hans Georg, Hans Melchior und Hans Balthasar, die alle 1557 noch am Leben waren. Auch sein Bruder Heinrich hatte zwei uneheliche Söhne Hans Heinrich und Adam. Da Hans Kaspar, wie schon erwähnt, ein tapferer Krieger war, der stets treu zu Kaiser und Reich gestanden hatte, so willfahrte Kaiser Ferdinand gerne seinen Bitten und legitimierte ihn durch Urkunde vom 20. Februar 1557 nicht nur seine Kinder, sondern auch die seines Bruders Heinrich. Ja schon am 20. April des folgenden Jahres verlieh er ihnen und ihrem Vetter Marx, dem Sohne des oben erwähnten Hans Martin, durch einen Adelsbrief, einen aufrechten, vorwärts schauenden Pferdekopf mit Hals, geöffnetem Maule und roter Zunge in rubinrotem Schilde als Wappen.<sup>2</sup> Zwar fehlte jetzt dem neugeschaffenen Geschlecht noch ein fester anerkannter Adelssitz; aber auch hierin wusste sich der schlaue Komtur zu helfen.

Zu seinem Patrimonium in Sulzmatt gehörte das schon genannte, von den Stören ererbte Wasserhaus im obern Tale, mit dem Wassergraben und mit Haus, Hof, Scheune und Trotte ausserhalb der Umfassung, und diesem Sitze gab er nun, wohl in Erinnerung an die frühere Heimat seiner Ahnen, den Namen Wasserstelzen. Er vereinigte ferner mit dem Anwesen 20 $\frac{1}{2}$  Schatz Reben, 41 $\frac{1}{2}$  Tagewerk Wiesen, 7 Juchart Acker, 2 Wäldchen, 1 Sägemühle, 40  $\text{g}$  10  $\beta$  Geldzinsen, 19 Viertel Roggen, 25 Viertel Hafer und 1 Viertel Gerste Kornzinsen, und an sonstigen Gefällen 2 Hühner, 50 Wellen Stroh und 53 $\frac{1}{2}$  Ohmen Wein. Durch einen Schenkungsakt vom 23. Juni 1561

---

<sup>1</sup> Seine Geschwister und Verwandten machten ihm deshalb 1579 den Prozess. Es werden zehn Jahre später erwähnt: Anna von Jestetten und . . . Stehelin von Steckburg, Anna von Jestetten und Sebastian von Landenberg, Elisabeth von Jestetten und Martin von Achtsinnit von Neufferenburg und Maria Jakobea von Jestetten und Jakob Münch von Rosenberg. — Bezirksarchiv Oberelsass, C 168.

<sup>2</sup> Bezirksarchiv Unterelsass, G 860 und 862.

übergab er dann das Ganze durch die Hände des Landkomturs Sigmund von Hornstein an die Deutschordensballei Elsass-Burgund, vielleicht in der Hoffnung, es als Adelslehen zurück zu erhalten.

Der deutsche Orden nahm die schöne Schenkung an, aber die erhoffte Wiederbelehnung seiner Söhne blieb aus. Infolgedessen machte der erbitterte Komtur im folgenden Jahre eine zweite Schenkung an den Bischof von Strassburg, ohne die erste zu widerrufen. An die Uebergabe knüpfte er zugleich die Bedingung, dass das Gut zu einem Adelsitz erhoben würde, und dass er und sein Sohn Hans Balthasar denselben als Vasallen des Bischofs in Lehen wieder erhielten. Zur Bestreitung der vielen damit verbundenen Kosten verkaufte er von dem väterlichen Erbe der alten Heimat den Zehnten von Eglisau zu 500 Gulden.<sup>1</sup>

Die Errichtung eines adeligen Freisitzes im Tale von Sulzmatt hiess aber die Talgemeinde belasten. Der Bischof legte deshalb das Anerbieten des Komturs der versammelten Gemeinde zu Sulzmatt vor. Diese erklärte schriftlich ihre Zustimmung, obschon das Haus Wasserstelzen niemals ein Adelsitz gewesen sei, sondern stets Bürgerlichen als Wohnung gedient hätte, so noch im Anfang des Jahrhunderts dem Jerg Glattsam. Sie wollten jedoch nicht auf den Sitz vereidigt werden, da sie dem jeweiligen Besitzer als gute Nachbarn freiwillig Hilfe bei Kriegs- und Feuersgefahr bringen wollten.<sup>2</sup> Darauf erfolgte dann noch 1562 die Belehnung der beiden; an Stelle des noch minderjährigen Hans Balthasar wurde dessen Vogt Philipp Welsingere vereidigt. Hans Balthasar trat erst 1570 in seine Rechte, und mit diesem Jahre begann der Umbau und teilweise Neubau des Schlosses.

So hatte nun Hans Kaspar seinem Hause wieder eine sichere Heimstätte geschaffen. Allein die Hoffnungen, die er auf seinen Sohn gesetzt hatte, scheinen sich nicht erfüllt zu haben. Schon 1577 bewog er ihn durch allerhand Vorstellungen, zugunsten ihres Vettters Hans Christoph von Hagenbach auf das Lehen Verzicht zu leisten. Zwar verwandte er sich im Juni 1582 nochmals zugunsten seines Sohnes, als er den Bischof von Strassburg bat, demselben die erledigte Oberamtmannsstelle in Rufach zu übertragen. Aber bald darauf erfolgte ein vollständiges Zerwürfnis zwischen Vater und Sohn. Hans Kaspar zog sich grollend zu Johann Christoph von Hagenbach nach Waldkirch zurück und starb dort 1583. In einem Testamente

---

<sup>1</sup> Bezirksarchiv Oberelsass, C 168.

<sup>2</sup> Bezirksarchiv Oberelsass, Bericht des Vogtes Morand von Andlau vom 3. September 1562.

enterbte er seinen Sohn und setzte seinen Gastfreund und Hans Georg von Brünighofen zu Haupterben seines gesamten Vermögens ein.

Hans Balthasar war kinderlos mit Maria von Brünighofen verheiratet, und hierin ist vielleicht der Grund der väterlichen Ungnade zu suchen. Nur mit Mühe und Not vermochte er den Adelsitz in Sulzmatt für sich und sein Weib zu retten. Denn nicht nur die Erbschleicher seines Vaters machten ihm das Lehen streitig, auch der Landkomtur Dietrich von Hohenlandenberg versuchte die Schenkung von 1561 für den Orden zur Geltung zu bringen. Die ersteren wurden von dem Bischof, der ihr Getriebe durchschaute, abgewiesen, und den deutschen Orden befriedigte Hans Balthasar 1585 durch eine Abfindungssumme.

Aber er wurde seines Lebens in Sulzmatt nicht wieder froh; mancherlei Anfeindungen aus der eigenen Familie und die häufigen Podagraanfalle verbitterten sein Gemüt. So liess er 1588 seinem Schwäger Hans Sebastian von Reinach ungeachtet aller Bitten und Versprechungen den Zehnten in Pfaffenheim wegen rückständiger Zinsen pfänden.

Im Jahre 1587 erlangte er vom Bischof das Versprechen, dass im Falle seines Todes seine Witwe lebenslänglich im Genuss des Lehens bliebe, das jedoch dadurch nicht aufhöre, Mannlehen zu sein. Zwei Jahre später vermachten sich dann beide Eheleute gegenseitig testamentarisch all ihr Hab und Gut. Nach dem Tode des letzten Ueberlebenden sollten sich Maria Dorothea Cantziuncklerin,<sup>1</sup> Maria Cleophea Truchsess von Rheinfeldern, geb. Brennerin, und Maria Beatrix von Brünighofen in die Hinterlassenschaft teilen.

Am 22. September 1592 verstarb Hans Balthasar ohne Leibserben in Sulzmatt und wurde in der dortigen Kirche *juxta defuncti parentis ipsius monumentum* ehrenvoll bestattet. Das Lehen fiel nun an Hans Kaspar von Jestetten, den Burgvogt von Bintzen, und dessen Bruder Marx Christoph. Die verwitwete Maria von Brünighofen blieb aber laut der eben erwähnten Bestimmungen im Genuss der ganzen Hinterlassenschaft.<sup>2</sup>

Aber schon wenige Monate nach dem Tode Hans Balthasars belegte die vorderösterreichische Regierung die ganze Erbschaft mit Beschlag. Sie behauptete nämlich, die Legitimier-

---

<sup>1</sup> Eine Dorethea von Jestetten war 1551 Witwe von Claudian Cantiuuncula, der R. K. M. Kanzler im Oberelsass.

<sup>2</sup> Bezirksarchiv Oberelsass, C 168; ebenda die ganze folgende Prozessgeschichte.



ung des Verstorbenen sei ungültig und bestehe nach ihrem Landrechte nicht; er hätte also keine Gewalt gehabt, über sein Vermögen zu verfügen, da nach bestehendem Rechte der Landesherr alleiniger Erbe der ohne Nachkommen verstorbenen Bastarde wäre, und Hans Balthasar sei niemals aus dem Untertanenverband der Vorderlande ausgeschieden. Die Witwe erhob durch ihren Vogt Jakob Sigismund, Truchsess von Rheinfeldern, Protest gegen diese Anmassung, und so kam es zum Prozess. Auch die Stadt Basel trat für die Witwe ein, da Hans Balthasar dort seit dem 25. März 1583 das Bürgerrecht besessen hatte.

Maria von Brünighofen verheiratete sich am 17. Mai 1594 zum zweiten Male mit Hugo Friedrich von Hohenlandenberg, dem murbachischen Obervogt in Wattweiler; aber der Erbschaftsprozess gegen die Vorderlande nahm seinen Fortgang, selbst dann noch, als am 12. April 1601 Maria selbst mit Tod abging und ihren Gemahl zum Erben einsetzte.

Hugo Friedrich von Hohenlandenberg ging seinerseits eine zweite Ehe ein mit einer Tochter von Hans Christoph von Breitenlandenberg, die ihn, als er 1613 starb, beerbte, aber auch der Prozess schwebte noch immer. Hans Christoph wandte sich am 22. Juni 1613 an den Erzherzog und bat um Aufhebung des Prozesses. Nachdem er dann am 18. Juli 1614 mit seiner Tochter schriftlich die Erklärung abgegeben hatte, dass sie die Beilegung der Streitigkeiten als *aine Paur lauttere Landsfürstliche genad und freywillige Gutthat* anerkennen würden, erfolgte endlich unterm 8. Juli 1616 der Verzicht der Vorderlande. Volle 24 Jahre hatte der Streit um die wenigen Kisten und Kasten gedauert.

Inzwischen war das Schösschen Wasserstelzen, das meistens unbewohnt war, arg in Abgang gekommen. War es doch seit 1592 meistens nur vorübergehend bewohnt, da Hans Kaspar, dem das Mannlehen damals zugefallen war, sich noch immer nicht hatte entschliessen können, nach Sulzmatt überzusiedeln. Er stammte nämlich aus dem Weiherhaus Endenstein zu Schliengen im Breisgau und war seit 1594 bischöflicher Vogt in Bintzen. Seine Gemahlin Maria Rechburger starb im Jahre der Ernennung und wurde im Münster zu Basel beigesetzt.<sup>1</sup> Im Jahre 1597 erwarb er den Dinghof zu Istein, verkaufte ihn aber schon 1601 an Hans Christoph Schenk von Kastell.<sup>2</sup> Erst 1613 ging er mit dem Gedanken um, sich in das stille Sulzmattental zurückzuziehen, um dort seine letzten Lebenstage friedlich zu beschliessen. Um die vernachlässigten Gebäulichkeiten einigermaßen in Stand setzen zu können, verkaufte er

---

<sup>1</sup> Tonjola, Basilea sepulta, 42.

<sup>2</sup> Oberbadisches Geschlechterbuch, II, 204.



mit Genehmigung des Bischofs etliche Güterzinsen in Pfaffenheim und Umgegend. Aber der Tod ereilte ihn 1619, ehe alles zum Umzug bereit war.

Auch sein Sohn Hans Kaspar verlegte seinen Wohnsitz zunächst nicht nach Sulzmatt. Denn als 1621 der Sulzmatter Arzt Jakob Federer und sein Adjunkt Christoph Schlitzweck ihre Wunderkuren am Sauerbrunnen zu Sulzmatt vornahmen,<sup>1</sup> stand das Schlösslein noch immer leer. Die beiden baten deshalb den Bischof, das Lehen den Jestetten zu kündigen und das Gebäude ihnen zur Verfügung zu stellen. Sie beabsichtigten daraus ein Badehaus zu machen und einen jungen Arzt und eine Apotheke hinein zu verlegen. Dadurch mag Hans Kaspar wohl bestimmt worden sein, die Uebersiedelung zu beschleunigen; doch ist er in Sulzmatt erst 1627 als Pate nachweisbar.

Er war vermählt mit Anastasia Rinck von Baldenstein zu Statzenturm und Neuershausen, mit der er nachweislich vier Kinder zeugte: Hans Kaspar Hieronymus, Franz Ignaz, Heinrich Christoph und Maria Franziska (geb. in Sulzmatt am 18. Januar 1649). Infolge der Kriegszeiten erfolgte die Belehnung mit Wasserstelzen seitens des Bischofs erst am 23. Dezember 1648 und zwar so, dass Vater und Söhne zugleich investiert wurden. Im Jahre 1658 beschäftigte ihn wieder der Schlossbau, die Kriegsjahre waren nicht ohne Spuren der Verwüstung an dem alten Sitze vorüber gegangen. Der Bischof ordnete eine genaue Untersuchung der Schäden an, doch im Verlaufe derselben starb Hans Kaspar in Sulzmatt und wurde am 24. März 1659 in der Kirche begraben.

Von den drei Brüdern blieb der jüngste, Hans Kaspar, bei seiner verwitweten Mutter in der Heimat, die andern zogen gegen den Türken zu Felde. Bereits im Jahre 1664 hielt er im Namen seiner Brüder beim Bischof um die Belehnung mit dem väterlichen Erbe an; der äusserte aber allerlei Bedenken. Die Witwe starb am 14. August 1669, und zwei der Söhne folgten ihr bald ins Jenseits nach. Eine Belehnung seitens des Bischofs erfolgte erst wieder 1686 für den überlebenden Heinrich Christoph und seine Söhne.

Heinrich Christoph von Jestetten war vermählt mit Anna Elisabeth Dormenz von Pfaffenheim, von der ihm drei Kinder geboren wurden: Heinrich, Klara Anna Franziska (11. Dez. 1670) und Gottfried Melchior (4. Juni 1674).

Heinrich war 1691 als Novize in der Abtei Murbach, legte

<sup>1</sup> Vgl. Acidularum Sulzmattensium historica observatio, in qua praecipue effectus, qui ab incunte anni Christiani MDCXIX Julio ad idem insequentis anni tempus circa varios corporis humani affectus exhibentur. Ms. im Bezirksarchiv Colmar. Mundat, I 16, Nr. 2.

am 22. April desselben Jahres Profess ab, wobei er den Namen Augustinus erhielt. Im Jahre 1700 verliess er Murbach und begab sich nach Schwarzach in Franken.<sup>1</sup> Die Heimat erfuhr von da an nichts mehr von ihm.

Auch Gottfried Melchior studierte in Murbach, um sich auf den geistlichen Stand vorzubereiten. Später ging er nach Pruntrut und gelangte durch Vermittelung des Bischofs von Basel, seines Verwandten, als Alumnus 1695 an das *Collegium Germanicum ad st. Apollinarem* nach Rom. Dort fiel er bald in Ungnade, kehrte zurück und erhielt das Rektorat in Aesch, wo er am 11. November 1717 starb.<sup>2</sup>

Anna Elisabeth Dormenz starb am 5. Juli 1680, und der Witwer ging am 17. Januar 1681 eine zweite Ehe ein. Die Auserkorene war Anna Margaretha Blum von Horndorf. Auch aus dieser Ehe ging eine zahlreiche Nachkommenschaft hervor:

Anna Margaretha, geb. am 11. November 1681, trat in das Stift Ottmarsheim. Am 18. August 1714 übergab ihr die verwitwete Mutter vor dem Talschreiber in Sulzmatt ihr Erbteil, nämlich 100 Gulden à 15 Batzen, 20 Viertel viererlei Fruchtzinsen von dem grossen Meierhauser Lehen in Markolsheim, 4 Schatz Reben am Niering in Sulzmatt und 1½ Schatz im oberen Tale. Dafür verzichtete die Tochter auf alle Ansprüche sowohl an das väterliche als an das mütterliche Vermögen. Sie starb am 8. Dezember 1751.<sup>3</sup>

Josephus Melchior, geb. am 27. Februar 1683, starb jung, desgleichen Anna Maria Margarethe 1693.

Anastasia, geb. am 8. November 1695, wurde 1712 Domfrau an St. Stephan in Strassburg.

Ursula Katharina vermählte sich in erster Ehe mit Nikolaus de Balasti, der 1719 starb. Am 28. November 1726 ging sie mit dem verwitweten Joh. Meinrad Jakob Zu Rhein von Pfastatt eine zweite Ehe ein.<sup>4</sup>

Johann Wilhelm Jakob, geb. den 31. Dezember 1696, wurde ein fahrender Kriegsmann und verscholi in venetianischen Diensten.

Anna Elisabeth, vermählt mit Franz Konrad de Toussaints und in zweiter Ehe mit Philipp Heinrich von Rathsamhausen, starb am 16. September 1740 in Pfastatt.<sup>5</sup>

Joseph Antonius, getauft den 30. Juni 1691, wählte den Priesterstand und feierte seine Primiz in Sulzmatt am 5. No-

---

<sup>1</sup> Ingold, Diarium von Murbach, I 7 u. 70.

<sup>2</sup> Ebenda, II 83.

<sup>3</sup> Gemeindearchiv Sulzmatt, JJ 11. — Walter, Alsatia superior sepulta, 189.

<sup>4</sup> Ingold, Diarium von Murbach, II 198.

<sup>5</sup> Ebenda, III 130.

vember 1719. Er übernahm niemals eine cura animarum noch irgend ein Beneficium, sondern lebte zurückgezogen auf seinem väterlichen Erbe im Tale und starb dort am 15. Dezember 1761 als der letzte männliche Sprosse des Stammes.

Franz Wilhelm, der eigentlich dazu berufen schien, den Stamm weiter zu führen, war Fürstbischöflich Baselscher Vogt in Pruntrut und hatte sich mit Maria Anna Brimsing von Herblingen vermählt.<sup>1</sup> Als er am 28. April 1732 in Pruntrut starb, hinterliess er ausser fünf Töchtern ein am 29. September 1728 geborenes Söhnlein Michael Konrad Franz Wilhelm Ignatius; und kurze Zeit darauf, am 3. November 1732, kam die Witwe mit Zwillingen, Joseph und Johann Baptist, nieder. Doch starb der älteste Sohn schon 1734 in Masmünster, und die beiden jüngstgeborenen überlebten ihren Eintritt ins Leben nur wenige Monde.

Von den Mädchen starb Maria Anna Franziska am 28. Dezember 1758 in Sulzmatt, doch nicht im Schlosse der Ahnen, sondern bei den befreundeten Landenbergern. Maria Anna Katharina Franziska wurde Stiftsdame in Ottmarsheim, ebenso Maria Regina Margaretha in Schennis und M. J. N. L. K. Sidonia in Strassburg. Auch Maria Antonia war ursprünglich Stiftsdame in Andlau, trat aber später in die Welt zurück und verheiratete sich mit Franz Ignaz Fridolin Reich von Reichenstein, dem Landvogt von Schliengen.<sup>2</sup>

Maria Anna Brimsin von Herblingen starb als Witwe am 11. Januar 1737 zu Thann und liegt in St. Theobalds Münster daselbst begraben.<sup>3</sup>

Somit erlosch, wie schon erwähnt, 1761 das Geschlecht der Jestetten im Mannesstamme vollständig, und das Sulzmatter Lehen mit dem Schloss Wasserstelzen fiel an den Bischof von Strassburg heim. Man fahndete zunächst noch einige Zeit nach dem verschollenen Wilhelm Jakob, und der Rufacher Obervogt Franz Leopold Junker wurde durch ein bischöfliches Mandat vom 22. April 1762 mit der Verwaltung des gesamten Jestetischen Lehens beauftragt. Da aber keinerlei Nachrichten über den Gesuchten einliefen, wurde im August desselben Jahres der Baron Franz Nikolaus von Spon damit belehnt, dessen Familie es beim Ausbruch der Revolution noch besass.

<sup>1</sup> Ingold, Diarium von Murbach, III 29.

<sup>2</sup> Vgl. Kindler v. Knobloch. Oberbadisches Geschlechterbuch, II 205.

<sup>3</sup> Kirchenbücher von Thann. Bezirksarchiv Unterelsass, G 862.

V.

Zur

# Geschichte des Post- und Reiseverkehrs im alten Strassburg.

Von

**E. Eichler.**

**D**as weite Gebiet der Geschichte des Verkehrswesens ist, obwohl es einen überaus wichtigen und lehrreichen Zweig der Geschichte der Kultur und der staatlichen Verwaltung bildet, vielleicht gerade, weil beide Gebiete berührend, bei weitem noch nicht ausreichend erforscht. Ausser dem klassischen Geschichtswerke von Stephan «Geschichte der preussischen Post u. s. w.» gibt es verhältnismässig nur wenige auf wissenschaftlichen und archivalischen Quellen beruhende Schriften dieser Art. Deshalb darf auch die Bekanntgabe einzelner verkehrsgeschichtlicher Begebenheiten, die Darstellung einzelner Zeitabschnitte des Verkehrslebens, soweit sie geeignet ist, ein helleres Licht in das Dunkel längst vergangener Zeiten zu werfen, nicht als überflüssig betrachtet werden. Solche Beiträge wirken anregend und drängen zu weiterem Forschen. Von diesem Standpunkt aus betrachtet, können auch die nachfolgenden Zeilen einiges Interesse beanspruchen.

Seit den ältesten Zeiten deutscher Geschichte hat das Elsass fast andauernd im Vordergrund der geschichtlichen Ereignisse gestanden. Welterschütternde Begebenheiten haben auf elsässischem Boden sich abgespielt und ihre blutigen Spuren hinterlassen. Was könnte also für den Historiker wohl dankbarer sein, als eine Geschichte des Elsasses zu schreiben? Da

ist es denn nicht zu verwundern, wenn unzählige Gelehrte und Nichtgelehrte mit Eifer und zum Teil bewundernswertem Fleisse sich dieser Arbeit unterzogen haben. Und doch — wie st. ef. mütterlich sind in all diesen Werken fast ohne Ausnahme diejenigen privaten oder öffentlichen Einrichtungen behandelt worden, welche die mehr oder weniger entwickelten Keime einer der gewaltigsten Verkehrsanstalten der Neuzeit, der heutigen Post, in sich tragen! Dabei stehen unerschöpfliche archivalische Quellen auf diesem Gebiete zur Verfügung.

Es möge hier auf die verdienstvollen Forschungen von Löper und Rübsam<sup>1</sup> hingewiesen werden, die für die nachstehenden Erörterungen eine wertvolle Grundlage darboten, jedoch in wichtigen Beziehungen der Ergänzung bedürfen.

### Die ersten Beförderungsanstalten.

Die geographische Lage Strassburgs begünstigt den Verkehr der Einwohner mit den Bewohnern anderer Städte und Länder ungemein. Zwei natürliche Verkehrswege, schiffbare Flüsse, nämlich die Ill und die grosse Völkerstrasse, der Rhein, führen in unmittelbarer Nähe der alten freien Reichsstadt vorbei. Uralte Kunststrassen gehen nach allen Richtungen, deren Entstehung uns in die graue Vorzeit des Römertums zurückführt, wo der *cursus publicus* geregelte Verbindungen schuf zwischen dem römischen Kastell *Argentoratum*, dem heutigen Strassburg, und den umliegenden Lagern *Tres Tabernae*, *Mons Brisiacus*, *Moguntiacum* u. s. w.

Mit dem Untergange der Römerherrschaft verschwindet auch diese hochentwickelte, einheitlich organisierte Staatspost. Wie auf den verschiedensten anderen Gebieten, so finden wir auch im Verkehrswesen im Beginne des Mittelalters ein Zurücktreten staatlicher Tätigkeit. Wo uns heut die geordnete Verwaltung des machtvollen Staates entgegentritt, zeigt uns das Mittelalter in Strassburg, wie in andern grösseren Städten, wie die Aufgaben gesellschaftlicher Wohlfahrt zuerst ganz vernachlässigt, dann von einzelnen Verbänden wahrgenommen werden.

Regelmässige Verbindungen, deren man nicht sowohl für politische Bedürfnisse, als namentlich auch im Interesse des ausgedehnten Handels und zur Uebermittlung privater Nachrichten wohl bedurft hätte, bestanden nicht. Während des grössten Theiles des Mittelalters konnte man sich zur Beförderung

---

<sup>1</sup> Vgl. Löper, *Zur Geschichte des Verkehrs in Elsass-Lothringen*. Strassburg 1873, und verschiedene Veröffentlichungen desselben im *Archive für Post und Telegraphie*, sowie Rübsam im *Archive f. P. u. T.* Jahrgang 1893, S. 538 ff.



von Briefen nur zufälliger Gelegenheiten bedienen, sei es, dass man seine Korrespondenz irgend einem mehr oder minder bekannten Reisenden anvertraute, der den Auftrag übernahm; ohne indes die Ausführung sicher zu stellen, sei es, dass bestimmte Handelsleute, die in regelmässigen Zwischenräumen die Messen besuchten, gegen Vergütung die Vermittlung übernahmen.

Eine grosse Rolle sollen angeblich auch im Elsass die sogenannten «Metzgerposten» gespielt haben. Dieser Erzählung begegnet man fast in der gesamten einschlägigen Literatur, ohne jedoch Belege hierfür angegeben zu finden. Man wird nicht fehlgehen, wenn man dies als eine Legende bezeichnet, deren Entstehen wohl verständlich ist, weil in mehreren anderen Gegenden des Reichs tatsächlich die Metzgerposten bestanden haben. In den alten Urkunden des Strassburger Stadtarchivs, die, man möchte sagen, über alle Vorkommnisse des täglichen Lebens Auskunft geben und die auch in zahlreichen Fällen auf Metzger sich beziehen, ist über die den Metzgern zugeschobene gewerbsmässige Beförderung von Briefen nichts zu ermitteln gewesen. Wohl aber taucht im 17. Jahrhundert in Strassburg eine unter städtischer Aufsicht stehende Metzgerpost auf, über welche Näheres weiter unten mitgeteilt werden wird, und die vielleicht zur Entstehung jener Legende mit beigetragen haben mag.

Nebenbei mag hier erwähnt werden, was Piton, der ebenfalls die Erzählung über die Beförderung von Briefen von Strassburg aus durch Metzger übernommen hat, in seinem «Strasbourg illustré», Bd. II, S. 45 hervorhebt:

«Eins ihrer Wahrzeichen treffen wir noch jetzt als alten Bekannten wieder. Das Horn des deutschen Postillons ist nichts als eine Ueberlieferung aus längst vergangenen Tagen, wo die Metzger ebenfalls mit einem Horn ausgerüstet waren, das ihre Anwesenheit in einer Gemeinde anzeigte und die Bauern, die Vieh zu verkaufen hatten, von den Feldern zusammenrief.»

Das Bedürfnis zum Austausch von Nachrichten und Gut musste naturgemäss mit der fortschreitenden Kultur im Laufe der Zeit derartig sich steigern, dass die primitiven und unsicheren Beförderungsangelegenheiten nicht mehr ausreichten. Nichts war natürlicher, als dass diejenigen Kreise, in denen jenes Bedürfnis besonders empfunden wurde, durch besondere Einrichtungen zu dessen Befriedigung schritten. Wir sehen daher, wie die ersten Bestrebungen dieser Art, die ersten Ansätze eines geordneten Postwesens von dem Brennpunkte des geistigen Lebens jener Zeit, der Geistlichkeit, ausgeht. Nachdem die Bischöfe ihre Korrespondenz mit der Geistlichkeit der

Diözese lange Zeit durch wandernde Mönche oder durch Laienbrüder, wohl auch durch besondere Boten, von Kloster zu Kloster bis zum Bestimmungsorte hatten befördern lassen, machten sie sich bald ihre politische Machtstellung auch für diesen Zweck dienstbar. Sie nahmen das *feudum portandi litteras* für sich in Anspruch.

Das in lateinischer Sprache abgefasste Erste Strassburger Stadtrecht bestimmt nämlich in den Artikeln 88 und 89 was folgt:

«Zu den Rechten des Bischofs gehört es, dass ihm aus der Bürgerschaft, und zwar nur aus der Zunft der Kaufleute, 24 Boten zur Verfügung stehen, denen die Pflicht obliegt, innerhalb des Bistums die Botschaften des Bischofs an seine Leute zu überbringen. Wenn sie dabei irgendwelchen Schaden an ihrer Person oder an den Sachen, die sie bei sich führen, erleiden, so muss der Bischof diesen ersetzen.

Jeder muss dreimal im Laufe eines Jahres<sup>1</sup> solche Botschaften auf Kosten des Bischofs ausführen. Der Bischof seinerseits muss ihnen insofern Ehre erweisen, als er ihnen bei Festlichkeiten, die er seinen Leuten gibt, Ehrenplätze neben sich beim Essen anzuweisen hat, damit sie vor seinen Leuten desto besser erkannt werden.»

Das Erste Strassburger Stadtrecht ist zwar erst nach dem Jahre 1129 aufgestellt worden; es steht jedoch fest, dass seine Bestimmungen damals schon längere Zeit zu Recht bestanden<sup>2</sup> und dass sie keine neue Gesetzgebung darstellten, sondern vielmehr den Zweck hatten, die schon längere Zeit bestehenden Rechtsgewohnheiten festzuhalten. Es ist daher nicht zu bezweifeln, dass dieser Botendienst schon in der Blütezeit der bischöflichen Herrschaft, also wahrscheinlich schon im 10., spätestens aber im 11. Jahrhundert, entstanden ist. Jedenfalls hat nach den bisherigen Forschungen kaum eine andere deutsche Stadt schon in so früher Zeit ein so geregeltes Botenwesen aufzuweisen, wie Strassburg.

### Das Botenwesen im Mittelalter.

Zu einer gewissen festen Gestaltung kam dieses Botenwesen erst durch die Schaffung der «geschworenen Läuferboten». Die daneben bestehende Einrichtung der sogenannten «Einspennigen»,

---

<sup>1</sup> Nach dem vermutlich späteren deutschen Text (vgl. «Die Älteste Teutsche so wol Allgemeine Elsessische und Strassburgische Chronicke von Jacob von Königshoven. Herausgegeben von Schiltern. Strassburg 1698») soll jeder Bote nur einmal im Jahre in Anspruch genommen werden.

<sup>2</sup> Schilter. a. a. O., S. 621 und Hegel, Die Chroniken der deutschen Städte, Bd. IX, S. 924.

städtischer Sicherheitsbeamten, die gelegentlich zur Ueberbringung eiliger Botschaften der Stadt verwendet wurden, und der sogenannten «Ehrbaren Botten», die eigentlich nur Gesandte waren, kann hier unerörtert bleiben, weil darüber bereits im Archive für Post und Telegraphie, Jahrg. 1876, S. 198 ff., eingehend berichtet worden ist und weil der daselbst vorausgesetzte Zusammenhang dieser Einrichtungen mit dem eigentlichen Boten-, dem späteren Postwesen doch nur ein recht loser ist.

Wann dieses Läuferbotenwesen geschaffen worden ist, steht nicht fest. Urkundliche Bestimmungen über die Läufer- oder laufenden Boten finden wir schon erheblich früher, als in der auf S. 201, a. a. O., erwähnten Ordnung «Die löffere» vom Jahre 1443, die bisher gewissermassen als älteste «Postordnung» gelten konnte. In dem Strassburger Stadtrecht aus dem Jahre 1322 heisst es nämlich im Art. 447 «Von der statschribery» im § 6:

«Ouch so sollent her Jeger der overschriber und die andern schriber zu allen zyten dartzu sehen, lügen und warnemen, das der stette louffenden botten von der stette gelte nit fürer gelonet werde, dan so vil als inen geburet von dem louffe, den su der statt tun sollent oder geton haben ungeverliche (ohne Betrug); geburt es sich aber, das su an demselben louff den burgern oder iemans anders furbasser (weiter) lieffent, do sollent sie von dem oder denen, den su also furbasser louffent oder gelouffen habent, das uberige gelte von dem furlouffe (Weiterlaufe) nemen und nit von der stett gelte, wan (denn) man sol den louffern deheinen (keinen) louff lonen usser der stette gelt, es gang dan die gemeine statt an by iren eiden ungeverliche.»<sup>1</sup>

Wir sehen hieraus, dass die laufenden Boten der Stadtschreiberei zugeteilt waren und unter der Aufsicht des Oberschreibers standen. Unter dem Ober- oder Stadtschreiber<sup>2</sup> arbeitete noch ein Unterschreiber und ihnen waren zwei Unterbeamten unterstellt. Vermutlich sind das die laufenden Boten

<sup>1</sup> Urkundenbuch der Stadt Strassburg, Bd. IV<sup>2</sup>, S. 156.

<sup>2</sup> Auch der Dichter des Narrenschiffs, Sebastian Brant, ist lange Zeit Stadtschreiber in Strassburg gewesen. In seinem Nachlasse befand sich ein Verzeichnis der Strassen und Wege von Strassburg aus nach einer grossen Zahl Städte in Deutschland, der Schweiz, Frankreich u. s. w. Dieses Verzeichnis, abgedruckt in «Caspar Hedius' un-erlesene Chronik» Anhang, S. XVII ff., ist ein wertvolles Dokument, das vermutlich den Strassburger Boten zur Richtschnur gedient hat und vielleicht unter deren Mitwirkung entstanden ist; man kann es als das älteste Kursbuch in deutscher Sprache ansehen, es ist etwa 30–40 Jahre älter, als das älteste bekannte französische Kursbuch.

gewesen. Der Dienstälteste führte den Titel «Oberbote», wie wir aus einer in der Schilterschen Bearbeitung der Königs-hovenschen Chronik abgedruckten Vollmacht des Rats für den «geschworenen Oberboten Hanns Meyger» vom Jahre 1477 entnehmen dürfen.

In den Urkunden jener Zeit begegnen wir auch der Bezeichnung «brieftreger»,<sup>1</sup> die zweifellos mit Läuferbote gleichbedeutend ist.

Dass die Einrichtung des Läuferbotenwesens in Strassburg erst aus dem Jahre 1322, in dem das Stadtrecht geschaffen wurde, stammen sollte, ist nicht anzunehmen. Vor 1322 ist ein geschlossenes Strassburger Stadtrecht nicht vorhanden gewesen, «wan (denn) vormols hatte men uf der Pfaltzen (Rathaus) kein buch und men rihtete noch gewonheit oder iederman noch sime sinne und der stette reht und gesetzedeworent geschriben an viel briefen und zedeln, die men underwilen nüt vinden kunde, so men dernoeh rihten wolte».<sup>2</sup> Mit der Ordnung des Materials und der Aufstellung des Gesetzbuches wurden «zwelf wise manne» beauftragt. Es geht daraus hervor, dass man in erster Linie nicht sowohl neue Rechtsbestimmungen schaffen, als vielmehr die alten sammeln und ordnen wollte und dass das städtische Botenwesen schon lange vorher bestanden haben mag.

Eine Briefbeförderung zugunsten des Privat- und Geschäftsverkehrs durch öffentliche Boten ist hiernach doch schon erheblich früher vorhanden gewesen, als man gemeinlich annimmt.

Von regelmässigen Botengängen nach bestimmten Orten konnte bei dem gering entwickelten Verkehr im Anfange natürlich noch keine Rede sein. Nichtsdestoweniger erfreute sich die Einrichtung schon bald lebhafter Benutzung. Waren früher die Kaufleute und Bürger genötigt, zur Nachrichtenvermittlung jede sich anbietende Gelegenheit (Reisende, wandernde Mönche, Fuhrleute u. s. w.) zu benutzen, so ist es begreiflich, dass besonders den Kaufleuten eine solche Beförderung Gelegenheit willkommen sein musste. Wenn auch anfangs die Handelskorrespondenz unbedeutend war, weil die Kaufleute ihre Geschäfte meistens persönlich abmachten, und zwar hauptsächlich beim Besuche der grossen Messen und Märkte in Frankfurt

---

<sup>1</sup> Im Strassburger Achtbuche, Verzeichnis aller in den Jahren 1388—1400 aus der Stadt Verbannten und ihrer Vergehen findet sich z. B. «Heinrich Bünckelin, der brieftreger» eingetragen, er «het fünf jare ussgesworen tages an den burgban und nahtes ein mile».

<sup>2</sup> Hegel, a. a. O., S. 744.

(Main), Leipzig, Lyon, Rheims, Troyes, wo der Umsatz der Handelsartikel vorzugsweise sich abwickelte, so bot diese Gelegenheit den Kaufleuten doch so viele Vorteile, dass sie sich die Einrichtung bald fast ausschliesslich dienstbar machten, während die übrigen Bürger sie verhältnismässig am wenigsten benutzten.

Diese offiziellen Boten kamen oft recht langsam vorwärts. Als einst ein Bischof den Ortschaften seiner Diözese dringende Nachrichten zu übermitteln hatte, übergab er sie einem laufenden Boten, der drei Batzen für die Marschstunde von jedem Interessenten einziehen sollte. Anstatt sich zu beeilen, hielt er sich nach der Reihe in Hagenau, Colmar u. s. w. auf und versuchte, jeden Magistrat um die Gesamtsumme der Kosten zu prellen, als wenn er besonders zu ihm entsandt worden wäre.<sup>1</sup>

Der französische Sprachmeister Daniel Martin in Strassburg, der einen gewissen Ruf genoss, gibt uns in seinem Werke «New Parlement», Strassburg 1637, S. 329 ein anschauliches Bild über die Ausrüstung der Läuferboten, sowie über die Art und Weise, wie Privatleute ohne behördliche Vermittelung Abmachungen mit ihnen zu treffen pflegten. Die dort mitgeteilte Unterhaltung zwischen einem Fremden, einem Strassburger Bürger und einem Läuferboten möge deshalb, soweit sie für uns Interesse hat, hier Platz finden:

«Guter freund | ist das nicht ein geschworne Strassburger Bothe.»

«Ja | es ist einer: wie ihr leichtlich an seiner Liberey (Livree) sehen könnet / welche ist ein halb weiss vnd rothes Röcklein; vnd an seiner Büchsen<sup>2</sup> / die er vbers hertz henckē hat | darauff der Stadt Wappen ist». . . . .

«So will ich dann hingehen / meine Gamaschen anziehen / vnd meinen springstock oder bottenspiess holen».

«Vnd ich gehe heim . . . . . meinen Brieff | der schon geschrieben vnd zusammengelegt ist | zu verpitschieren. Er ist mit ziffern oder vnbekanten buchstaben geschrieben | die man nit ausslegen oder aussrathen kan | damit wann er auffgefangen werden solte | mein geheimniss nicht offenbahrt werde: dann er stehet an einen man | der mit grossen reichshändeln vmbgehet / vñ dem ich wichtige sachen zu wissen thue».

«Schreibt ihr auff den Brieff keinen bericht | wo er zu erfahren sei?»

«Ja | aber einen falschen: doch will ich euch dermassen

<sup>1</sup> Mossmann, Matériaux, Revue d'Alsace, 1876, S. 327.

<sup>2</sup> Die Büchse war aus Silber gefertigt; von 1562 an trugen die Boten auch noch ein kleines silbernes Schild auf der Brust.



unterrichten / wo er zu finden sey / das ihr nicht verfehlen könnet / ihre meinen brieff zu lieffern».

Ueber die Vergütung erfahren wir nichts Bestimmtes; er fährt nämlich fort:

«Kompt nur zu mir heim / wann ihr fertig seyd / so werdet ihr auff einer tischecke ein halbmass Wein / Brot vnd Käss finden / euch die Beine zu stärken / vnd das hertz zu erlustigen. Was eweren Lohn anlangt / so wollen wir wol eins drumb werden».

«Ich begehre nur dz ordinari, Geschichts aber das mir ein ehrlicher man etwas weiters gibt / nemme ichs für ein trinckgelt an / vñ dank ihm drumb / vnd befinde mich desswegen verbunden vnd schuldig ihm einander mahl noch fleissiger zu dienen».

Besonderes Vertrauen scheinen die Boten aber nicht genossen zu haben, denn an einer andern Stelle werden sie «Lugenschmidt» genannt.

Am 20. März 1381 schliesst Strassburg mit Mainz, Worms, Speyer, Frankfurt, Hagenau, Weissenburg einen Bund auf drei Jahre und bereits am 17. Juni desselben Jahres tritt dieser Bund in ein enges Verhältnis zu dem schwäbischen Städtebund. Kurze Zeit darauf erfolgte der Anschluss der schweizer Städte. Damit ist der Grund gelegt zu einer ausserordentlich regen, bedeutungsvollen und folgenschweren politischen Aktion, an der wir die Stadt Strassburg, die schon als die natürliche Führerin der kleinen elsässischen Städte und als Mittelpunkt eines bereits ausgedehnten und stets wachsenden Verkehrs eine einflussreiche Rolle spielt, stets an hervorragender Stelle teilnehmen sehen.

Die Stellung der Stadt im Städtebunde bedingte den weiteren Ausbau des Botenwesens, da die Unterhaltung der Bundesbeziehungen einen häufigen Austausch von Botschaften und eine gewisse Regelmässigkeit in den Botengängen notwendig machte.<sup>1</sup> In welchem Masse gerade Strassburg am Bundesverkehr beteiligt war, zeigt uns eine Bemerkung in den Bundesrechnungen 1388/1389:

«Gedenkent an der von Strassburg schribere, daz den ouch gelonet werde ire arbeit also andern schribern, wande (denn) sù von des gemeinen bundes wegen . . . . me geschriben hant denne in keiner stat uff dem Ryne geschrieben ist ussgenommen der schriber zu Spire».<sup>2</sup>

An einen Läuferboten Strassburgs aus dem Mittelalter

<sup>1</sup> Vgl. Näheres hierüber im Archive f. P. u. T.; Jahrg. 1876, S. 201 ff.

<sup>2</sup> Urkundenbuch der Stadt Strassburg, Bd. VI, S. 260|261.

knüpft sich eine interessante Sage. Es wird nämlich berichtet, dass ein solcher Bote beim Herannahen der Armagnaken an den Rat von Basel abgesandt worden sei, um diesen von der drohenden Gefahr in Kenntnis zu setzen. Der Bote soll den etwa 150 km langen Weg in einem Tage zurückgelegt haben und nachdem er das Schreiben übergeben, tot niedergefallen sein. Zur Erinnerung an dieses bemerkenswerte Ereignis wurde im Hofe der Kanzlei in Strassburg und über der Haupttreppe des Rathauses zu Basel eine diesen Boten darstellende Figur aufgestellt.<sup>1</sup>

### Fremdenverkehr und Verkehrsmittel in alter Zeit.

Der allmähliche Aufbau des Münsters hatte ein ausserordentlich lebhaftes Zuströmen von Fremden im Gefolge, die aus aller Herren Länder herbeigereist kamen, das Weltwunder anzustauen. Nicht wenig trug zur Hebung des Fremdenverkehrs auch die Gewährung des Privilegiums einer Messe durch Ludwig den Baiern im Jahre 1336 bei («umb dangkbern dienst willen, die sie uns und dem Rich gethan habend»), wie es in der Urkunde heisst), so dass Strassburg nachgerade dieselbe Bedeutung für den Oberrhein erlangt hatte, wie das reiche und mächtige Cöln für den Niederrhein.

Meister und Rat der Stadt taten alles, um den Fremdenverkehr zu heben und das Aufblühen der Stadt zu begünstigen. Fremde Reisende wurden in Strassburg in zuvorkommendster Weise aufgenommen, durch besondere Verordnungen wurde dafür gesorgt, dass sie von den Einwohnern nicht übervorteilt wurden. Z. B. findet sich im Stadtarchiv eine Bekanntmachung des Rats aus Anlass eines im Jahre 1390 abzuhaltenden Turniers. Es heisst da<sup>2</sup>:

« . . . Wir wöllent och, daz alle die unsern, wer die sint, die frömden geste an allen köffen bescheidenliche und tügentlichen haltent.

Und mit namen so söllent alle würte und würtin ir geste disen hof halten in solicher bescheidenheit und gedinge und nit me von in nemen denne also hie noch geschriben stot: . . . . (folgt ein Verzeichnis von Lebensmitteln u. s. w. mit Angabe der Preise) und wer sine mol (Mahlzeit) by inen nymet, von dem söllent sie von der herbergen nütschit nemen noch heischen, er gebe es in oder irne gesinde denne gerne ungeheischen und ungetunget . . . »

<sup>1</sup> Mitteilungen der Gesellschaft für Erhaltung der geschichtlichen Denkmäler im Elsass. II. Folge, 18. Bd., Jahrg. 1897, Nr. 4320.

<sup>2</sup> Vgl. Urkundenbuch der Stadt Strassburg, Bd. VI, S. 318.

Auch später ist der Rat stets in hervorragender Weise bemüht gewesen, den fremden Reisenden den Aufenthalt in Strassburg so angenehm wie möglich zu machen. So erzählt uns ein märkischer Edelmann Lewin von der Schulenburg entzückt von dem «hochweisen Rathe, der mir ihren Stadthauptmann, gar einen versuchten Mann von Adel, zugeordnet und der mir nicht allein das Zeughaus, sondern auch die Kornhäuser, Weinkeller, die Pfalz und alle anderen Sachen, so zu sehen, hat zeigen lassen».<sup>1</sup>

Was die Beförderungsmittel der Reisenden anlangt, so scheint man besondere Reisewagen vor dem 16. Jahrhundert nicht gekannt zu haben. Bemittelte Reisende pflegten ihre Reisen zu Pferde zurückzulegen. Die weniger wohlhabenden Personen und die Leute, die es nicht eilig hatten, reisten bescheiden zu Fuss, oder verstauten sich und ihr Gepäck in einem der grossen Rollwagen, die vornehmlich für den Warentransport eingerichtet waren. Der Hintergrund war mit Ballen, Kisten, Fässern u. s. w. angefüllt, während man vorn auf beschränktem Raume eine bestimmte Anzahl von Plätzen angebracht hatte für den Führer, den Kaufherrn und seinen Gehülften, manchmal auch seine Frau und u. a. für seine Freunde oder andere Landsleute, die dafür Zahlung leisteten; alles überspannt von der riesigen Plandecke, die dem Regen und Sonnenschein, dem Sturme und wirbelnden Schnee mehr oder weniger Einlass gewährte. Man kam natürlich nur langsam vorwärts und suchte die Zeit mit Reiselektüre oder Erzählen zu vertreiben. Ein elsässischer Dichter, Georg Wickram, der im 16. Jahrhundert lebte, hat deshalb einer seiner Anekdotensammlungen den Titel «Das Rollwagenbüchlein» gegeben.

Die Preise waren recht mässig und den Verhältnissen und Ansprüchen angepasst. Z. B. ging im 15. Jahrhundert von Strassburg nach Zabern allwöchentlich ein Rollwagen, der ausser den Handelsgütern auch Reisende mitnahm; der Fuhrlohn von einer Stadt nach der andern war im Sommer auf 10 Pf. (nach jetzigem Gelde etwa 52 Pf.) für die Person und im Winter auf 1  $\frac{3}{4}$  (Schilling), d. s. 12 Pf. festgesetzt. Im nachfolgenden Jahrhundert wurde dieser Lohn um 2 Pf. im Sommer und 4 Pf. im Winter erhöht. Der Fuhrmann, den man gemeiniglich Roller nannte, erhielt seine Bestallung vom Bischof und musste ihm den Eid der Treue und des Gehorsams leisten.<sup>2</sup>

<sup>1</sup> P. Hassel. Aus dem Reisetagebuche eines märkischen Edelmannes (1602 – 1609) vornehmlich über Strassburg. Hannover 1872, S. 38.

<sup>2</sup> Dag. Fischer in La feuille du samedi (Elsässisches Samstagsblatt), Jahrg. 1868, S. 47.

Reisepässe scheinen sehr häufig ausgestellt worden zu sein, wenigstens benutzte man in Strassburg gedruckte Formulare zu solchen Pässen. Ein in der Landesbibliothek in Strassburg erhaltenes Exemplar, das leider nicht den Vordruck des Jahrhunderts trägt, lautet:

«Vorweiser dises . . . . . zu reysen vorhabens / wolle man / als von hiesiger Statt / welche durch die Gnade GÖttes / gesunden Luffts / und von der Contagion nicht inficirt, herkommend / aller Orthen sicher und ungehindert passiren lassen / Datum Strassburg . . . .»

Trotz der grossen Unbequemlichkeit, die das Reisen zu jener Zeit mit sich brachte, war die Reiselust doch schon verhältnismässig gross. Die im 15. und 16. Jahrhundert wirkenden geistigen Kräfte und die gesellschaftlichen Umwälzungen hatten nachgerade Ursache und Ziel der Reisen verändert. Jeden Gebildeten fesselten die Berichte von den Zuständen und von dem Wirken geistig hervorragender Personen in Strassburg. Man denke nur an die Erfindung der Buchdruckerkunst, die durch Gutenberg und Mentelin von Strassburg aus weitere Verbreitung fand, an Männer wie Sebastian Brant, Geiler von Kaysersberg, Jakob Sturm, deren Namen bis weit über die Grenzen des Reichs hinaus einen guten Klang hatten. Selbst die beschwerlichsten und weitesten Fussreisen scheute man nicht, um in Strassburg, wo Kunst und Wissenschaft, wo auch das Zunftwesen in höchster Blüte stand, Bereicherung seiner Kenntnisse oder auch nur Beschäftigung und weiteres Fortkommen zu suchen.

Handwerksburschen wanderten natürlich auch schon damals herum, «sonst sagt man ihnen zum schimpff / sie seyen weit gewandert / wie ein kühwadel / von einem backen zum andern».<sup>1</sup>

Weite Reisen zu Wagen verboten sich schon von selbst, weil der Zustand der Wege und Strassen im Elsass das unmöglich machte. Was in späterer Zeit unter französischer Verwaltung in der Verbesserung der von Strassburg ausgehenden Strassen im Elsass geleistet worden ist, tritt in besonders vortheilhaftem Lichte hervor, wenn man es mit den traurigen Zuständen der Verkehrswege während des Mittelalters und bis ins 17. Jahrhundert hinein vergleicht. Zu jenen Zeiten waren die Vogesen nur von wenigen schlechten Strässchen und Saumpfaden durchzogen, die meist noch der Römerzeit ihre Entstehung verdankten, so dass eine Reise von Strassburg nach

---

<sup>1</sup> Martin, a. a. O., S. 118.

Frankreich als ein gefährliches Wagnis erschien. Neue Wege anzulegen oder die alten zu verbessern, fiel nicht leicht jemandem ein; vielmehr geriet mancher alte Römerweg während des Mittelalters in Verfall, weil niemand sich um seine Unterhaltung kümmerte.

Wagte hier und da einmal jemand, Verbesserungen und Neuanlagen von Wegen vorzunehmen, so musste er auf heftigen Widerspruch der benachbarten Landstände gefasst sein. Diese Erfahrung machte besonders der Pfalzgraf Georg Hanns von Veldenz-Lützelstein bei seinen im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts unternommenen Versuchen, die Verkehrsverhältnisse des heutigen Reichslandes zu heben. Seine Wegeanlagen beschränkten sich nicht bloss auf das eigene Gebiet des Fürsten, sondern griffen vielfach auf fremde Gebiete über, so besonders auch auf die Herrschaften des Strassburger Bischofs. Er stiess hierbei auf heftigen Protest und lebhaften Widerstand des Bischofs und der Stände, die, so sonderbar es scheint, in der Tat nur die möglichen Nachteile, nicht aber den wirklichen Nutzen der Strassenbauten für den Güter- und Reiseverkehr Strassburgs und der kleineren elsässischen Städte in Betracht zogen. Es war bei ihnen nur eine Stimme darüber, dass das Unternehmen des Pfalzgrafen ebenso rechtswidrig, wie nachteilig und gefährlich sei: rechtswidrig, weil es ein Eingreifen in fremde Gerechtsame bedeute, nachteilig wegen der Beschädigung von Wald und Flur, gefährlich vor allen Dingen, insofern dadurch das Reich «fremden Nationen» geöffnet werde. Die Furcht vor feindlichen Ueberfällen der Welschen war der Hauptgrund des unbegreiflichen Widerstandes.<sup>1</sup>

Wieder ist es Daniel Martin, der im New Parlement in seiner urwüchsigen Art uns ahnen lässt, in welchem Zustande sich die Strassen befunden haben mögen.

«Was mich anlangt», erzählt da ein Reisender, «ist es war | dann ich muss stracks abhaspeln (mich erbrechen) | mit gunst zu reden | oder mit reverenter | sagen die weiber».

«Vnnd mich», fügt ein zweiter hinzu, «komt ein schwindel vnnd hauptwehe an | dz mich auff der gantzen reyse nicht verläst».<sup>2</sup>

Daher das damals sprichwörtlich gewordene «schwere wie ein fuhrmann». «Dieweil sie vnsinnig schweren | vnd schröcklich lästern vnd fluchen | wann ihr karch im koth stecken bleibet».

---

<sup>1</sup> Vgl. Winckelmann im Jahrbuche für Geschichte, Sprache und Literatur Elsass-Lothringens. Jahrg. VII, 1891, S. 97.

<sup>2</sup> a. a. O., S. 226.



Natürlich war bei solchen Zuständen an schnelle Beförderung nicht zu denken. Unter den zahlreichen Beispielen, die man vorbringen könnte, über die Art zu reisen und über die Zeit, die man brauchte, um grosse Entfernungen zurückzulegen, mag nur die Reise erwähnt werden, die im Jahre 1523 eine Deputation der Stadt Strassburg an den Kaiser Karl V. nach Spanien unternahm. Die Abordnung, die am 18. Mai von Strassburg abgereist war, kam erst am 6. August in Valladolid an; man brauchte also damals 79 Tage für diese Reise.<sup>1</sup>

Die erste Notiz über Reisewagen, die im Strassburger Archive zu finden ist, stammt aus dem Jahre 1570, wo der Herzog von Mecklenburg mit acht Wagen dieser Art in Strassburg eintraf. Büheler sagt in seiner Chronik: «Uff Montag den 6. Tag 9bris ist allhier der Hertzog von Mechelburg inzogen mit 8 Gutzen und ist in gülden Schaaf zu Herberg gelegen». Interessant ist, was Piton, der in *Strasbourg illustré* dieselbe Stelle zitiert, dazu bemerkt: «Ne trouverait-on pas dans cette ancienne ortographe du mot allemand Kutschen l'étymologie de ce mot, par l'abréviation de Gut-si-tzen?».

Diese ersten Wagen, die in Strassburg auftauchten, fanden bald Nachahmung, denn schon sieben Jahre später, als der Kurfürst von der Pfalz und der Markgraf von Baden in Karossen in Strassburg anlangten, konnten sie dort andere mieten, die sie nach Rastatt bringen sollten («Und haben inen abermals frische Gutzen und Pferd geliehen»).

Diese Verbesserung in der Beförderung von Reisenden blieb jedoch lange Zeit das Vorrecht der oberen Gesellschaftsklassen; die Beispiele, die wir in alten Urkunden finden, beziehen sich nur auf Fürsten und Bischöfe.

#### Anfänge geregelten Postwesens.

Erst die allmähliche Verbesserung des Botenwesens und das Eingreifen der Fürsten von Taxis in die Strassburger Verhältnisse brachten es dahin, dass auch für die Reisenden regelmässige Verbindungen eingerichtet wurden. Schon gegen Ende des 16. Jahrhunderts hatte sich die Notwendigkeit herausgestellt, die Boten beritten zu machen, weil sich mit dem taxischen Postamt in Rheinhausen, ein recht reger Verkehr entwickelt hatte. Rheinhausen, ein kleiner Ort am Rheine gegenüber von Speyer, war ein wichtiger Knotenpunkt auf dem im Jahre 1516 eingerichteten grossen Postkurse von Wien nach Brüssel.

---

<sup>1</sup> Piton, *Strasbourg illustré*, Strasbourg 1855, Bd. II, S. 48.

In dieser Zeit taucht zuerst das Wort «Post» im Strassburger Verkehrswesen auf. Die von der Stadt ernannten und vereideten reitenden Boten nannte man nämlich «Postreuther».<sup>1</sup> Der Postreuter musste die abzusendenden Briefe sammeln; er schaffte sie selbst nach Heidelberg, Speyer, Worms und nach den auf dem Wege dahin gelegenen Orten. Diejenigen Briefe, die nach entfernteren Orten bestimmt waren, wurden vom Postreuter beim Postamt in Rheinhausen abgegeben und von dort durch die Reichspost weiter befördert. Auch nach Basel wurde eine Verbindung durch Postreuter eingerichtet. Bemerkenswert ist, dass der Postreuter für das Einsammeln und Ueberbringen der Strassburger Briefschaften nach Rheinhausen durch das kaiserliche Postamt in Rheinhausen entlohnt wurde.

Als im Jahre 1633 im Postwesen Strassburgs mehrere Verbesserungen eingeführt wurden, entliess man den Postreuter; an seine Stelle traten die dem Postmeister unterstellten Postillione.

Ein regelmässig organisierter Postdienst beginnt erst im Jahre 1615, wo der Postmeister Birchden in Frankfurt (Main), derselbe, der später auf dem Friedenskongress in Münster als Sachverständiger wirkte, den Magistrat der Stadt ersuchte, einen Strassburger Bürger zum Postmeister zu ernennen. Dieser richtete im Jahre 1619 einen regelmässigen Postwagenverkehr zwischen Strassburg und Rheinhausen ein. Die Wagen verkehrten zweimal wöchentlich, Montags und Freitags.<sup>2</sup>

Im Anfange des dreissigjährigen Krieges, nach den Erfolgen Tillys und Wallensteins, setzte der kaiserliche General-Postdirektor selbst einen Postmeister in Strassburg ein, der mehrere Jahre lang die Dienstgeschäfte leitete; als aber die Schweden mehr und mehr Erfolge errangen, wurde Strassburg auf seine Unabhängigkeit eifersüchtig, setzte den Eindringling ab und ernannte einen seiner Bürger, Balthasar Krauth, einen vielgewandten und energischen Mann, zum Postmeister. In Betreff seines Dienstes stand er unter der taxisschen General-Postdirektion in Frankfurt, der er seine Rechnungen zuzustellen hatte, und von welcher er sein Gehalt bezog. Krauth hatte viele Jahre lang diese Stellung inne. Er starb als Mitglied des Rats der 21 im Jahre 1668.<sup>3</sup>

Das Briefpostamt befand sich während des dreissigjährigen

---

<sup>1</sup> Auch Landgraf Ludwig von Hessen, der 1606 von Strassburg nach Frankfurt (Main) reiste, sagt, er sei «uff der Post gewest». (Quetsch, Geschichte des Verkehrswesens am Mittelrhein, Freiburg 1891, S. 213).

<sup>2</sup> Martin, a. a. O., S. 115.

<sup>3</sup> Reisseisen, Aufzeichnungen, S. 80.

Krieges am alten Kornmarkt Nr. 1<sup>1</sup> bei der Ammeisterstube. Diese Lage war jedenfalls gewählt, damit die hochgestellten Personen möglichst schnell nach Ankunft der Kuriere in den Besitz ihrer Briefschaften und Zeitungen gelangen konnten. Daniel Martin gibt uns ein sehr genaues Bild von dem Postdienste damaliger Zeit. Man fertigte eine alphabetische Liste über die angekommenen Sendungen an, getrennt nach männlichen und weiblichen Personen und übergab diese Liste zur Einsichtnahme allen denen, die nach Briefen an ihre Adresse fragten. Die Adressaten oder ihre Beauftragten suchten die für sie bestimmten Briefe aus und bezahlten das Porto.<sup>2</sup> Die Höhe des damals zu zahlenden Portos ist schwer festzustellen, denn wenn nach Martin «ein halb kopfstuck» für ein Paket Briefe aus Württemberg zu zahlen war, so wissen wir nicht, ob ein lothringisches oder französisches kopfstuck gemeint ist. Letzteres galt im Jahre 1637 etwa 1 M. 45 Pf.<sup>3</sup>

#### Weitere Entwicklung des Reiseverkehrs bis zum dreissigjährigen Kriege. Strassburger Reisebücher.

Der Verkehr Strassburgs mit Frankreich war, obwohl die französische Grenze sich in der Nähe befand, auffällenderweise wenig entwickelt. Erst die Erhebung der Strassburger Akademie zur vollständigen Universität im Jahre 1621 brachte hierin eine Aenderung. Die Universität erlangte bald grossen Ruf und zog lernbegierige Schüler aus allen Richtungen herbei. In der *Matricula serenissimorum et illustrissimorum* wird keine der adeligen Familien des früheren deutschen Reiches vermisst. Nicht gering war auch die Zahl der jungen Franzosen, die in der berühmten freien Reichsstadt dem Studium oblagen. Es konnte nicht ausbleiben, dass sich ein reger Gedankenaustausch und Verkehr mit Paris entwickelte, wo schon seit langer Zeit eine Universität bestand.

Im Jahre 1631 erhielt ein Fuhrunternehmer die Erlaubnis, regelmässig verkehrende Wagen auf dem Wege Strassburg-Paris über Nanzig einzustellen; da jedoch bald darauf die

<sup>1</sup> Ueber die Lage der Postämter in Strassburg im 18. Jahrhundert vgl. Adolph Seyboth, *Das alte Strassburg vom 13. Jahrhundert bis zum Jahre 1870*, Strassburg 1898.

<sup>2</sup> a. a. O., S. 107 ff.

<sup>3</sup> Wir erfahren bei dieser Gelegenheit auch, dass damals noch Stundengläser in Gebrauch waren. Der Bote, der nach einer Stunde zum Postamte zurückkehren soll, um Briefe abzuholen, erhält den Auftrag: «Wende das stundglass um vud lauff dahin / wann es aussgelauffen ist».

kriegerischen Ereignisse in Lothringen ihren Anfang nahmen, so wurde dieser Dienst schon nach kurzer Zeit wieder eingestellt. Bereits im Jahre 1607 scheint übrigens eine ähnliche Verbindung bestanden zu haben, denn der oben erwähnte brandenburgische Edelmann erzählt in seinem Reisetagebuche, dass er in Strassburg vor seiner Weiterreise nach Paris seine Pferde verkauft habe, um «die Strassburger kutschen» zu nehmen, was auf einen mehr oder weniger regelmässigen Dienst hinzudeuten scheint.<sup>1</sup>

Ueber die Reisetagebücher bzw. über die aus ihnen hervorgegangenen Reisebücher sind hier einige Bemerkungen am Platze, weil die wenig zahlreichen Exemplare, die uns aus dem 17. Jahrhundert erhalten geblieben sind, uns eine wertvolle Quelle bieten zur Beurteilung der Kultur- und Verkehrszustände jener Zeit und weil gerade Strassburg es ist, wo das Bedürfnis nach Reisebüchern zumeist empfunden wurde und wo die berühmten Zeillerschen Reisebücher entstanden sind.

Die ersten Reyssbücher (auch Rayssbücher oder Raeysbücher geschrieben) die im Anfange des 17. Jahrhunderts unter der Bezeichnung «Wegweiser» erschienen, waren noch mit den Spuren unreifer Ursprünglichkeit behaftet. Sie verfolgten keinen andern Zweck, als dem Leser die Wege in grossen Zügen und die Entfernungen seiner Reisen anzugeben und boten nur eine dürftige Namen- und Zifferanhäufung. Die Darstellung ist durchaus von dem historisch-antiquarischen Interesse beherrscht, der Sinn für die Gegenwart bleibt unentwickelt: Lebensart und Treiben der Menschen, Handel und Gewerbe, Kultur des Landes und Bauart der Städte, alles dies beschäftigt die Autoren nicht. Martin Zeiller, der durch seine in Gemeinschaft mit dem Verleger Mathäus Merian begonnenen Topographien (Topographische Beschreibung und Abbildung der vornehmsten Oerter, 19 Bände, Frankfurt (Main) 1642 - 1672) rühmlich bekannt ist, sagt von diesen Büchern: «die kleinen Reyssbüchlein, so vorhanden, sein mehr Irrweg als Wegweiser».<sup>2</sup>

Zeiller darf den Anspruch erheben, als Begründer des deutschen Reisebuchs in seiner, den modernen Forderungen wenigstens nahekommenden Gestalt betrachtet zu werden. Die Stadt aber, die den Ruhm hat, dass dieser neue Zweig deutscher Bücherarbeit aus ihrer Presse hervorgegangen, ist keine andere als Strassburg. Zeillers Wegbuch für Deutschland und die angrenzenden Reiche, «Itinerarium Germaniae et vicinorum reg-

<sup>1</sup> Hassel, a. a. O. S. 43.

<sup>2</sup> Zeiller, *Itinerarium Germaniae nov-antiquae*, Teutsches Reyssbuch durch Hoch- und Nieder-Teutschland, Strassburg 1632, Vorrede.

normum», deutsch geschrieben in zwei Bänden, wurde 1632 zu Strassburg bei Lazarus Zetzners Erben verlegt. Das Original gehört heute zu den Seltenheiten,

Die Strassburger Reisebücher wollen ihre Sache erschöpfen: sie sind zugleich Wegweiser auf der Reise und Führer bei der Besichtigung der Städte, zugleich Berichte eines Augenzeugen, der dem Leser von seinen eigenen Wanderungen erzählt, und Sammlungen aus geographischen, antiquarischen und historischen Quellen.

Man erhält ein getreues und lebendiges Bild von den Städten, Schlössern und Burgen, wie sie in jener Zeit gewesen. Sie weisen den Leser in die so äusserst beschwerlichen Pass- und Zollverhältnisse ein, machen ihn mit den Beförderungsmitteln bekannt, verweisen ihn auf die Herbergen, wo er sicher sein kann, gutes Unterkommen zu finden, und geben ihm bisweilen selbst Fingerzeige über die Preise. Selbst im Auslande erwarben die Strassburger Reisebücher Anerkennung, wie eine in Amsterdam verlegte lateinische Uebersetzung beweist.<sup>1</sup>

Schon vorher waren in Strassburg einzelne Reisetagebücher erschienen, u. a. im Jahre 1612 das Tagebuch des Ritters Hans Jakob Breuning von Buchenbach über seine orientalischen Reisen.

Aus zahlreichen, zum Teil recht guten Abbildungen in diesen Reisebüchern erhalten wir auch ein Bild von der Beschaffenheit der Reisewagen im 17. Jahrhundert.<sup>2</sup> Man hatte im Elsass zwei Arten von Reisefahrzeugen, die leichteren und weniger bequemen «caletschen» und für weitere Entfernungen die schweren und bequemeren «gutschen» oder «landgutschen». Letztere waren sehr einfach eingerichtet. Der Wagen bestand aus einem hölzernen Kasten, der fest auf der Achse ruhte; das Dach war aus Leder. Eine schmale, mit einem Fenster oder auch nur einer Fensteröffnung versehene Tür führte ins Innere. Anscheinend wurde im Elsass vom Sattel gefahren.

Im allgemeinen waren die Wagen für sechs Personen eingerichtet, doch gab es auch grössere Wagen. So erfahren wir aus den Verhandlungen eines Strassburger Fuhrwerkbesitzers mit mehreren Fremden wegen einer Reise nach Paris: «Es können acht personen auff meiner kutschen sitzen | zwo vornen | zwo hinten | vnnnd zwo an jeglichē schlag».<sup>3</sup>

Die kriegerischen Ereignisse im 17. Jahrhundert, die Un-

<sup>1</sup> Vgl. Hassel, a. a. O., S. 9 ff.

<sup>2</sup> Vgl. insbesondere Zeiller, topographia Alsatiæ, Strassburg 1644.

<sup>3</sup> Martin, a. a. O., S. 214.



sicherheit auf den Landstrassen und die gewaltigen Verheerungen im Elsass hatten den lebhaften Post- und Reiseverkehr in Strassburg nur vorübergehend zu hemmen vermocht. In welchem Umfange durch die Wirren des dreissigjährigen Krieges auf dem platten Lande jeder Verkehr unterbunden worden war, zeigt ein Vermerk in den Kirchenregistern von Obermodern im Elsass, wonach die Wege noch im Jahre 1650 teilweise so von Gestrüpp u. s. w. überwuchert waren, dass weder Reiter noch Wagen durchdringen konnten. Der Benediktiner Mönch P. Luc. Gran, der im Herbst 1643 die grossen Verbindungsstrassen im Elsass bereiste und auch nach Strassburg kam, schreibt an seine Klosterbrüder, er habe zwischen Strassburg und Rufach, also auf einer Wegstrecke von mehr als 80 km, in keinem Dorfe auch nur einen einzigen Einwohner gefunden. All diese Verheerungen wirkten in gewissem Sinne belebend auf den Fremdenverkehr in Strassburg ein, weil viele die unsichere heimatliche Scholle verliessen, um sich hinter den festen Mauern Strassburgs niederzulassen oder vorübergehend dort Schutz zu suchen.

Bis in die 60er Jahre des 17. Jahrhunderts pflegten die Reisenden in Ermangelung regelmässig verkehrender Fuhrwerke von und nach Strassburg die «Post zu reiten», d. h. die Reise in Begleitung eines Postillions zu Pferde zurückzulegen oder sonst sich eigener oder fremder Reitpferde, seltener auch eigener Wagen zu bedienen. So erwähnt u. a. Martin Zeiller, dass er 1621 von Basel nach Strassburg gereist sei: «Weile wir den nechsten Weg nicht, sondern umbgereist sein, so haben wir dem possillon von Bassel hierher von drey Pferden bezalt 21 Gulden». Ebenso ritt Zeiller damals mit Postpferden von Strassburg nach Ulm.

War sonach die Benutzung von Postpferden verhältnissmässig wohlfeil, so blieb das Reisen mit Wagen noch längere Zeit das Vorrecht der wohlhabendsten Gesellschaftsklassen. Piton berechnet als Kosten für eine Reise von Strassburg nach Paris im zweispännigen Wagen bei einer Reisedauer von 14 Tagen eine Summe von rund 530 fr., wobei angenommen ist, dass der Wert des Geldes damals  $6\frac{5}{12}$  mal so gross war, wie 1855. Diese Summe scheint mir viel zu niedrig gegriffen zu sein. Bei Martin (New Parlement, S. 214) erklärt ein Fuhrmann, der acht Personen nach Paris fahren muss: «Nun kan ich eine solche reyss vnder achtzig reichsthaler / mit einem wort / länger vngemarekt (ohne weiter zu feilschen) nicht verrichten . . . . hat einer ein felleysê oder reisstruhe / nemme ich drey reichsthaler für den centner».

Gegen Ende des Jahrhunderts zahlte man für jedes Pferd

von Strassburg nach Basel 3 fl 5  $\beta$ ,<sup>1</sup> nach Frankfurt (Main) 6 fl 5  $\beta$ , nach Nanzig 6 fl; für eine Kalesche 3 Batzen, eine Kutsche 5 fl für den Tag; Trinkgeld 1 Reichstaler für die Woche.

Die Entfernungen rechnete man nach «Posten», welche 7 Stunden betrug. (Im Jahre 1800 rechnete man auf dem linken Rheinufer die französische Post zu 2 Stunden, auf dem rechten Rheinufer die deutsche Post zu 2 Meilen oder 4 Stunden).<sup>2</sup>

### Verkehrsverhältnisse nach dem dreissigjährigen Kriege und Einfluss der politischen Lage auf den Verkehr.

Die lebhafteste Tätigkeit, die nach Beendigung des dreissigjährigen Krieges auf allen Gebieten einsetzte, machte sich auch im Post- und Reiseverkehr bemerkbar. Im Jahre 1659 wurde dem französischen Unternehmer Claude Lefèvre in Paris vom königlichen Hofe in Versailles von Neuem die Befugnis eingeräumt, eine Landkutsch-Verbindung zwischen Paris und Strassburg einzurichten. Die Fuhrwerke sollten im Sommer wöchentlich einmal, im Winter mindestens in vierzehn Tagen je einmal verkehren. Lefèvre erregte jedoch bald den lebhaftesten Unwillen der Strassburger Fuhrwerksbesitzer, da er an den Rat das Ansinnen stellte, niemand als Konkurrenten zuzulassen.

Auch der französische Hof, der ein besonderes Interesse an dieser Verbindung hatte, ersuchte den Rat, den Pariser Unternehmer nach Kräften zu unterstützen und nicht zuzugeben, dass ihm «etwas Widriges» zugefügt werde. Der Rat war indessen vorsichtig genug, dem Lefèvre keine alleinige Konzession zu erteilen. Bei der Beratung des königlichen Schreibens hob ein Ratsmitglied mit Recht hervor, dass es mit diesem Unternehmen nicht anders bestellt sei, als mit andern Handwerken und Gewerben, und dass «alle monopolia verboten» seien. Da auch der französische Resident in Strassburg auf besondere Weisung des Pariser Unternehmens sich lebhaft annahm, so hielt man es für notwendig, das königliche Schreiben zu beantworten. «Gleichwie aber dasselbe in terminis generalibus eingerichtet gewesen, also wirdt die Antwort auch also einzurichten und sich dahin zu erklären sein, dass man dem Kutscher einige Verhinderung zu thun nicht, sondern vielmehr gewillt seye, ihme allen Vorschub zu leisten, jedoch dergestalten, dass denen hiesigen Bürgern dadurch ihr Recht und Freyheiten nicht geschmalert, sondern aufrecht erhalten werden». Dieser

<sup>1</sup> 1 fl = 1 M. 60 Pf., 1  $\beta$  = 16 Pf., 1 Batzen = 12 Pf.

<sup>2</sup> Pack, die Posten von Strassburg nach Deutschland.

Vorschlag wurde denn auch zum Beschluss erhoben. Ein anderes Ratsmitglied bemerkte geradezu, dass der Pariser Kutscher sich durch das «allzuviele Anlauffen je länger je verdächtiger» mache und scheine es darnach, als wenn «er etwas anders dahinter suche».

Dies Unternehmen scheint bis zum Eintritt kriegerischer Ereignisse im Elsass im Jahre 1668 bestanden zu haben.

Im Jahre 1661 genehmigte der Magistrat eine Uebereinkunft seines Postmeisters Krauth mit dessen Amtsgenossen Nicolas Sorin in Basel, um die Beförderung der Briefschaften und Reisenden durch Ober-Elsass zu erleichtern. Der Dienst hat sich aber offenbar wenig zufriedenstellend gestaltet; denn Philipp Jakob Wormser, der Ammeister der Stadt, hielt es für nötig, am 30. Juni 1662 ein langes darauf bezügliches Reglement herauszugeben, angeblich die erste den Postdienst betreffende gedruckte Urkunde,<sup>1</sup> die wir kennen. Die Reisenden, heisst es da, beklagen sich darüber, dass sie «bald mit schlechten vnd liederlichen pferden versehen | bald auch in der bezahlung weit über die gebühr übersetzt worden; Welchem ohnwesen länger also nachzusehen | so wohl Vns ohnverantwortlich | als auch gesampter dieser Statt an frembden orten fast schimpfflich vnd nachtheilig sein wollen». Es wird deshalb eine Reihe Massnahmen angeordnet, die peinlich befolgt werden sollen, «so lieb einem ieglichen ist | Vnsere vngnad vnd Obrigkeitliche schwäre andung zu entfliehen».<sup>2</sup> Augenscheinlich konnte man mit der taxisschen Post nicht in erfolgreiche Konkurrenz treten.

Einige Jahre später wurde durch das Gebiet des Bistums eine neue Postverbindung eingerichtet, die von Strassburg durch das Breuschtal über mehrere Poststationen nach Nanzig führte. Ein Bürger von Mutzig lieferte dem Kuriere jeden Montag die nötigen Pferde. Weitere Postverbindungen bestanden in den siebziger Jahren des 17. Jahrhunderts nach Heidelberg, Zabern, Basel. Daneben wurden Briefpostverbindungen durch Fussboten unterhalten, z. B. zwischen Strassburg und Hagenau u. s. w.

Den Anstoss zu weitergehenden Reformen im Beförderungswesen gab eine im Jahre 1662 an den Rat in Strassburg gerichtete Beschwerde der Gastwirte und Fuhrleute wider den Wirt zum Raben, Johann Adam Goll, weil dieser sich «Caleschen» — also offene Wagen — angeschafft hatte und mit diesen Reisende nach anderen Orten beförderte oder von dort abholte, um sie

---

<sup>1</sup> Inwieweit diese, aus Reuss, *L'Alsace au dix-septième siècle*, Paris 1897, Bd. I, S. 650, übernommene Behauptung zutrifft, hat Verfasser nicht feststellen vermocht.

<sup>2</sup> Landesbibliothek in Strassburg.

in seinem Gasthose zu beherbergen. In der Klageschrift ist hervorgehoben, dass der Verklagte nicht nur den Erwerb der Fuhrleute beeinträchtigte, sondern auch den anderen Gastwirten Schaden zufüge, da er ihnen die Gäste entführe.

Diese Beschwerde, bei der die Interessen einer grösseren Anzahl Bürger Strassburgs in Frage kamen, gab dem Rate Veranlassung, das Beförderungswesen gründlich zu regeln. Es wurde damals eine Anzahl Verordnungen erlassen, die den Zweck verfolgten, die Befugnis zur Beförderung von Briefschaften für den Postmeister allein sicher zu stellen und ihm ausserdem die Aufsicht über den Reiseverkehr zu übertragen.

Die vom Postmeister in Ausführung dieser Verordnungen herangezogenen Unternehmer waren Metzger, die zur Ausübung ihres Berufs ohnehin Pferde besaßen und zur besseren Unterscheidung vom Postmeister oder Posthalter die Bezeichnung «Postillion-Meister» annahmen. Für das «Postillion-Recht» hatten sie jährlich 200 Reichstaler an die Gemeindekasse zu entrichten.

Das ist die sogenannte «Metzger-Post» in Strassburg, über die manche unrichtigen Angaben in den elsässischen Geschichtswerken sich vorfinden. Es ist etwas ganz Zufälliges, dass es Metzger waren, die die Lehnperde unterhielten. Es wäre ja möglich, dass sie hin und wieder einzelne Briefe befördert haben, dann lag aber eine Konvention vor, keinesfalls haben aber die Metzger ein Monopol in Betreff der Beförderung von Briefen besessen, wie es z. B. Krug-Basse in *L'Alsace avant 1789*, Paris und Colmar 1876, S. 55 behauptet.

Die «Pferdepost» war zunächst ausserhalb der Stadtumwallung vor dem Metzgerthor untergebracht, anscheinend um die zahlreichen Pferde, die der Reiseverkehr erforderte, bequemer unterstellen zu können. Während der Kriege Ludwig XIV. wurde sie jedoch in das Innere der Stadt verlegt.

In diese Zeit fällt einer der ersten internationalen Postverträge. Im Jahre 1674 war nämlich der französische Postmeister Charlier nach Strassburg gekommen, um mit dem Postmeister Krauth daselbst wegen der Beförderung der Briefe von der französischen Poststation in Zabern nach Philippsburg und Breisach, wo damals französische Garnisonen lagen, durch Strassburger Gebiet einen Vertrag abzuschliessen. Für die Beförderung der Briefe durch Strassburger Gebiet wurde eine Transitgebühr von 2  $\beta$  für je eine halbe Unze gewährt.

Um das Jahr 1679 erhielten zwei französische Unternehmer, Bourcard und Bennell, vom königlichen Hofe in Frankreich die Befugnis, eine Landkutsche zwischen Paris und Strassburg einzurichten, die wöchentlich einmal fahren sollte. Der Unternehmer Bennell begab sich nach Strassburg, um wegen Führung



dieser Landkutsche sich mit den Postillion-Meistern daselbst zu verständigen. Beim Rate in Strassburg kam darauf, unter Zuziehung der Deputierten des Postwesens, im November 1679 ein Vergleich wegen Beförderung dieses Fuhrwerks zu stande. Dieser zunächst für drei Jahre getroffene Vergleich sollte in Strassburg in allen Wirtshäusern angeschlagen werden, damit keiner der Fuhrwerks-Besitzer sich mit Unkenntnis desselben entschuldigen könnte. Aus dem Vergleich erhellt deutlich, dass der Rat in Strassburg den beiden französischen Unternehmern weit grössere Rechte zugestand, als es 20 Jahre früher dem Unternehmer Lefebre gegenüber geschehen war. Jedenfalls ist die damalige politische Lage Strassburgs dafür mitbestimmend gewesen.

Diese Rücksichtnahme auf die politischen Verhältnisse und die ängstliche Sorge, mit Frankreich gute Beziehungen zu unterhalten, zeigte sich auch bei einem andern Unternehmen. Auf der Strecke zwischen Strassburg und Basel hatte sich das Bedürfnis einer regelmässigen Beförderung von Personen mittelst besonderer Fuhrwerke am wenigsten fühlbar gemacht. Hierzu wirkte wesentlich mit, dass die Bewohner des Elsasses seit älterer Zeit vielfach daran gewöhnt waren, ihre Reisen zu Schiff auf den einen grösseren Teil des Landes durchziehenden oder begrenzenden Flüssen, der Ill und dem Rhein, zurückzulegen. Die Wasserverbindungen wurden auch nach Einrichtung regelmässig verkehrender Landkutschen- und Diligence-Unternehmungen noch ziemlich häufig, mindestens jedoch für die Tal-fahrt, benutzt.

Im Jahre 1679 machte der Rat der Stadt Basel nach Strassburg Mitteilung davon, dass ein Bürger Basels, Andreas Meyer, bereit sei, eine Landkutsche zwischen Basel und Strassburg wöchentlich einmal verkehren zu lassen, die Personen und Güter befördern sollte. Bevor man in Strassburg auf die Konzessionierung dieses Unternehmens einging, wurde Anfrage bei den Postillion-Meistern und den sonstigen Fuhrleuten gehalten, ob einer von ihnen etwa bereit sei, eine solche Anstalt selbst einzurichten. Da sich jedoch kein genügender Unternehmungsgeist in Strassburg zeigte, so kam unter Mitwirkung des Rates der Stadt Basel zwischen dem Rate von Strassburg und Andreas Meyer ein besonderer Vergleich zu Stande. Danach sollte der Unternehmer an Fuhrlohn nicht mehr als einen Dukaten oder drei Gulden erheben. Der Unternehmer, der als «ein billiger Mann» geschildert ist, verpflichtete sich schliesslich noch, für die ihm erteilte Genehmigung jährlich 36 Reichstaler an die Stadtkasse in Strassburg zu zahlen. Da die Landkutsche des Meyer auf der Fahrt zwischen Basel und Strassburg die Stadt



(Alt-) Breisach berühren sollte und der dort residierende französische Intendant sich lebhaft für das Zustandekommen dieses Unternehmens interessierte, so hielt man in Strassburg dafür, dass das Unternehmen nicht nur zum Besten der Reisenden, sondern auch «zur Unterhaltung guter nachbarlicher Beziehungen zwischen Strassburg und den Franzosen» beitragen würde.

#### U n t e r f r a n z ö s i s c h e r H e r r s c h a f t .

Unmittelbar nach der schmachvollen Ueberrumpelung Strassburgs (in französischen Werken heisst es natürlich unverfänglicher «capitulation») ging auch das Kaiserliche Postamt in Strassburg in französische Hände über.<sup>1</sup>

Der französischen Verwaltung erschien die Vielfältigkeit im Beförderungsdienste der einzelnen Städte bald lästig und schwer zu überwachen. Schon am 21. November 1681, also wenige Wochen nach der Besitznahme Strassburgs, erging auf Veranlassung des Marquis de Louvois, des Grand Maître des Courriers et Sur-Intendant des Postes de France, eine königliche Verordnung, wonach das in sämtlichen französischen Provinzen bereits bestehende monopole postal auch in Strassburg und im ganzen Elsass eingeführt wurde.

Die auf die Uebertretung dieser Verordnung gesetzte Strafe war ausserordentlich streng. Die Verordnung schliesst nämlich: «bei vermeydung obgesetzter Straff der dreyhundert Pfunde und Verliehrung Ihrer bey sich habender Güter. Vnd wollen Ihre Maiestät, dass die Jenige von obvermeldten, so nicht in dem Vermögen seynd, bedeutete Straffen zu bezahlen, dass selbige mit Ruthen aussgestrichen, und mit der Gilgen (Lilie, im Wappen der Bourbonen) gebrennt werden sollen, wie solches alles in denen Königlichen Verordnungen weitläufftiger enthalten ist».<sup>2</sup>

Man hatte sich jedoch mit dieser Verordnung offenbar überstürzt. Da sie nicht genügend vorbereitet war, so hätte ihre Durchführung im ganzen Elsass jeden Verkehr zwischen den kleinen Orten sofort gänzlich unterbunden. Wenige Tage darauf erging deshalb eine erläuternde Verfügung, wonach es gestattet war, innerhalb der Gemeinden und im Verkehr zwischen denselben, sich jedes Beförderungsmittels zu bedienen. Ferner waren darin mehrere den brieflichen Verkehr der Studenten erleichternde Bestimmungen getroffen worden.

<sup>1</sup> Vgl. Näheres hierüber im Archive f. P. u. T., Jahrg. 1893, S. 579 ff.

<sup>2</sup> Löper, a. a. O., S. 235.

Der Postverkehr Strassburgs nahm jetzt einen ganz ausserordentlichen Aufschwung, welchem allerdings im 18. Jahrhundert ein längerer Stillstand folgte. Dass dieser Aufschwung vornehmlich den umsichtigen Massnahmen der rübrigen französischen Verwaltung zuzuschreiben ist, muss neidlos anerkannt werden. Wenn aber Krug-Basse, a. a. O., S. 55 behauptet: «Im Elsass war der Postdienst unter deutscher Herrschaft noch nicht organisiert; es war der französischen Verwaltung vorbehalten, diese nützliche Anstalt einzurichten», so beweisen diese oberflächlichen, mit den geschichtlichen Tatsachen im Widerspruch stehenden Angaben nur, wie wenig er sich in die Angelegenheit vertieft hat.

Bedeutende Verbesserungen im Post- und Reiseverkehr gelangten jetzt namentlich in der Richtung nach Frankreich zur Ausführung. Die französische Regierung hatte naturgemäss in dieser Zeit zu viel dienstliche Beziehungen mit Strassburg, um sich mit einer wöchentlichen Verbindung dahin begnügen zu können. Von 1682 ab wurden deshalb dreimal wöchentlich Kuriere nach Paris abgefertigt. Auch nach andern Richtungen wurden die Postverbindungen vermehrt. Ein im Strassburger Stadtarchiv erhalten gebliebener Postbericht aus dem Jahre 1681 gibt uns nähere Auskunft über die Abgangs- und Ankunftszeiten der verschiedenen Kuriere.<sup>1</sup>

Um die Postverbindungen von und nach Strassburg günstiger gestalten zu können und den Reiseverkehr dorthin zu erleichtern, waren durchgreifende Verbesserungen im Wegebau unumgänglich notwendig. Wie schon oben erwähnt, waren die Wege im Mittelalter vollständig vernachlässigt worden. Es hatte ja auch seine Schwierigkeiten, in einem Lande, das sich infolge der fortwährenden Kriege andauernd in Aufregung befand, und das in unzählige unabhängige Herrschaften zerstückelt war, grössere Arbeiten von allgemeinem Interesse einzuleiten und auszuführen. In dieser Beziehung lag also noch alles im argen, als das Elsass französisch wurde.

Im August 1685 erliess deshalb «der gros Weeg- und Strassen-Meister» in Strassburg eine strenge Verordnung an die Gemeinden und beauftragte sie, alle Strassen und Wege bis Ende September in guten Zustand zu setzen. «Wofern als dann einiger fehler wird gefunden werden, so wird eine gewisse Straaf von dem Herrn Intendanten euch angesetzt werden».<sup>2</sup>

Man begnügte sich aber nicht damit, die vorhandenen alten Wege zu verbessern, sondern ging bald ernstlich an die Aus-

<sup>1</sup> Löper, a. a. O., S. 236.

<sup>2</sup> Landesbibliothek in Strassburg.

führung grosser Strassenverbindungen, die Strassburg zum Ausgangspunkte hatten. So entstanden bis zum Ende des 18. Jahrhunderts folgende gut unterhaltenen königlichen Strassen :

1. Von Strassburg nach Landau über Hagenau und Weissenburg,
2. nach Landau über Drusenheim und Beinheim,
3. nach Pfalzburg durch den Kochersberg über Stützheim und Zabern (alter Weg),
4. nach Zabern über Wasselnheim,
5. nach Belfort über Benfeld, Schlettstadt, Colmar,
6. Die Rheinstrasse Strassburg-Basel über Neu-Breisach,
7. Die berühmte Zaberner Steige.

Da nach den wiederholten Kriegszeiten die Waldungen öfters den Dieben und Wegelagerern zur Zuflucht dienten, so wurden dieselben auf beiden Seiten der durchgehenden Strasse auf einen Flintenschuss weit ausgestockt; diese Einrichtung half auch dazu, die Wege trocken zu erhalten.<sup>1</sup>

Wegen der Beförderung von Personen von Strassburg aus kam es nach dem Uebergang des Postwesens in französische Hände zu zahlreichen Streitigkeiten zwischen dem Postmeister und den Besitzern von Landkutschen. Obwohl im Jahre 1681 der Stadt Strassburg in der Kapitulations-Urkunde die Aufrechterhaltung aller Privilegien, Rechte, Ordnungen und Gewohnheiten gewährleistet worden war, wurde schon im folgenden Jahre die Beförderung von Personen von Strassburg nach Paris durch andere Gelegenheit als die von seiten des Staates eingerichteten Verbindungen bei Vermeidung einer Strafe von 300 Livres untersagt. Gleichwohl beförderten die Landkutscher nach wie vor Personen nach Paris. Sie drangen in den deswegen entstehenden Prozessen auch teilweise durch, bis sie um die Mitte des 18. Jahrhunderts angesichts der dauernden Begünstigung der Postmeister durch die französischen Behörden den nutzlosen Kampf aufgeben mussten, die Landkutschen wurden mehr und mehr durch Diligencen oder Geschwindkutschen der «messageries royales» verdrängt.

Die Messagerie-Unternehmung in Strassburg wurde verpachtet. Die Pächter genossen aussergewöhnliche Vorrechte, die wir in einer Bekanntmachung vom Jahre 1687 verzeichnet finden :

« . . . Dass sie der würclichen Einquartierung der Soldaten deren darzu gehörigen sachen / Contributionen und beyhülff bemelte Einquartierung betreffend / befreyet sind.

---

<sup>1</sup> Strobel, Vaterländische Geschichte des Elsass, Strassburg 1846, Bd. V, S. 169.

Der freyheit dass sie einige Fütterung vor die Völker oder Pferdte wann man ihnen auch schon die Bezahlung davor offeriren wollte | denselben herbey zuschaffen auch einige frohndienste zu thun | nicht schuldig sein.

Bemelte Admodiateurs können nicht ernennet werden zu einvernehmeren | vormünderen | vögten | verwahrer oder Sequestris der durch die Obrigkeit gepfändeter güther.

Sie können nicht gezwungen werden einige wachten zuverrichten | auch einigen gemeinen ämbtern | sogar auch in kriegszeiten unterworfen zu sein.

Sie können zu keinen höheren aufgaben angehalten werden weder umb schulden noch gar wegen der Königlichen gelter.

In den grossen Stätten können drey | in den kleinen zwey | und in jedem Stättlein und Flecken ein Admodiateur sein.

Desswegen hat man sich in Herren Kornmanns behausung in Strassburg bey Mr. dela Bruyere anzumelden | der alss gewalthaber hoch berürten Monseigneur de Louvois die vergleich darüber aufrichten wirdt.<sup>1</sup>

Diese Vorrechte wurden jedoch durch das Dekret der National-Versammlung vom 12. Juli 1790 sämtlich aufgehoben. Als Entschädigung erhielten die Postmeister (Posthalter) 30 Livres für jedes Dienstpferd ausgezahlt.

Die Wagen der messageries royales legten in 24 Stunden 15 Meilen zurück. Auf der Strecke Paris-Strassburg fuhren die Wagen am Sonnabend früh aus Paris und kamen nach andert-halb Wochen am Mittwoch in Strassburg an. Der Preis für einen Platz betrug 1 livre für jede Meile. Die grössten Wagen konnten acht Reisende fassen.

In den wichtigeren Orten der Provinz wurden sogenannte Nachtwagen, namentlich für den Verkehr nach Strassburg, eingerichtet, welche einen Teil der Fahrt in der Nacht zurücklegten und daher ihren Namen hatten. Es waren das grosse Wagen, die 10, 20, ja sogar 25 bis 30 Personen aufnehmen konnten. Man fuhr mit ihnen, wenn auch mit wenig Bequemlichkeit, so doch schnell und zu billigen Preisen nach Strassburg, wo besonders an den Mess- und Markttagen ein starker Nachtwagenverkehr herrschte.

Ein wie reger Personenverkehr sich im Laufe des 18. Jahrhunderts entwickelte, lässt sich daraus entnehmen, dass das Bedürfnis nach Herausgabe von Kursbüchern hervortrat. Mit vielem Fleisse ist das Kursbuch eines «gewesenen Postbeamten» Jean Daniel Pack angefertigt, welches den Titel führt: «Liste

<sup>1</sup> Landesbibliothek in Strassburg.



des Postes principales, dressée en faveur des voyageurs qui partent de Strasbourg par les chariots des Postes impériales». Es enthält die von Strassburg ausgehenden Reisewege mit Angabe der Entfernung in Meilen und mit einer Tabelle über die Umrechnung des deutschen Geldes in französisches Geld. Wir sehen daraus, dass man z. B. für eine Reise nach Mainz oder Frankfurt (Main) 2½ Tage gebrauchte, nach Hildesheim 8 Tage, nach Wien 12—14 Tage, wobei man von Ulm aus das Schiff benutzen musste.

Die Briefpostverbindungen liessen bis zu der im Jahre 1774 erfolgenden Vereinigung mit den messageries royales noch manches zu wünschen übrig. Bei der Handelskammer in Strassburg ist ein Aktenstück aus dem Jahre 1689 erhalten geblieben, das die damaligen Zustände des Postwesens einigermaßen kennzeichnet. Der Zunftmeister Kellermann und der Kaufmann Herf waren nämlich seitens der Zunft beauftragt worden, mit dem Postmeister de Courcelle wegen der häufigen Verspätungen der Postboten, die Gegenstand andauernder Klagen des Handelstandes waren, zu unterhandeln. Der Postmeister antwortete in einem Schreiben folgenden Inhalts: «Wenn Herr Zunftmeister und Herr Herf bewirken wollten, dass die drei Ordinari-Boten aus Holland in Frankfurt, der alte Ordinar-Bote von Augsburg in Rheinhausen und diejenigen aus Genf und andern Orten der Schweiz in Basel überall rechtzeitig einträfen, zu besserer Erreichung dieses Zweckes auch die Flüsse und Gebirge passierbar, die Wege frei von Landstreichern wären, welche die Boten anhielten, so könnten sie überzeugt sein, dass alles andere in Ordnung sein würde. Uebrigens wisse er, dass die Ordinari-Boten seit der Zeit seiner Anwesenheit im Orte nicht unregelmässiger einträfen, als es vor dem Kriege der Fall gewesen wäre.

Ein Reformversuch wurde im Jahre 1779 gemacht. Durch Beschluss des Staatsrats vom 11. April 1779 erhielt ein gewisser Auvrest die Konzession zur Errichtung einer besonderen Stadt-Postanstalt (petite-poste) zur Beförderung und Bestellung der Postsendungen innerhalb der Stadt Strassburg, den Vorstädten und 162 Ortschaften. Das Gebiet dieser Anstalt, die im Jahre 1780 ins Leben trat, erstreckte sich bis an die Vogesen, Bischweiler auf der einen und Geispolsheim auf der andern Seite.

Die Briefträger der Stadt-Postanstalt (im Ganzen vierzehn) dürfen jedoch nach denjenigen Orten, woselbst eine staatliche Postanstalt sich befindet, Briefe nicht austragen. «Sie werden in Schritt gehen und nur bis zum ersten Stockwerk aufsteigen».<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Löper, a. a. O., S. 271 ff.



Die hervorragende Stellung die Strassburg unter deutscher Herrschaft als freie Reichsstadt eingenommen und der es die eigenartigen, an interessanten Einzelheiten so reiche Entwicklung seines Verkehrslebens zu verdanken hatte, hat es mit dem Uebergang in französische Verwaltung verloren. Die aus den beiden letzten Jahrhunderten erhaltenen Dokumente können deshalb nicht in dem Masse allgemeines Interesse beanspruchen wie diejenigen aus der früheren deutschen Zeit. Das Verkehrsleben Strassburgs verliert seine Eigenartigkeit ; es geht unter in dem allgemeinen Verkehrsleben des Elsasses.

VI.

D' Ankunft  
der Strassburjer Schiff in Paris  
den 29. April 1836.

Zum Wiederabdruck gebracht

von

**Julius Euting.**

**H**err Ingenieur F. Reussner zur Zeit in Paris, Sohn meines ehemaligen lieben Kollegen des verstorbenen Professors Dr. Reussner, zugleich Enkel des Professors am protestantischen Seminars und Oberbibliothekars in Strassburg Andreas Jung (1793—1863), zeigte mir vor längerer Zeit die heitere Beschreibung von der Ankunft des ersten Strassburger Schiffs, welches unter Führerschaft seines Grossonkels des Schiffmeisters Jakob Jung auf dem nach den Plänen des Ingenieurs Brisson (1827) in den Jahren 1828 ff. erbauten Rhein-Marne-Kanals nach 24-tägiger Fahrt am 29. April 1836 glücklich in Paris eintraf.

Die Beschreibung ist zusammen mit dem beigefügten Gedicht Gottlieb Stöbers ursprünglich erschienen in der Beilage 28 zu dem Anzeige- und Unterhaltungsblatt für die Stadt Strassburg und das Niederrheinische Département (Strasbourg, impr. Dannbach 1836), dürfte aber ziemlich selten geworden sein, und daher manchem Leser in diesem Abdruck willkommen erscheinen.

D' Ankunft der Strossburjer Schiff, der Neptun unn der Louis-Philippe, an der Barrière de la Rapée, in Paris, den 29. April 1836, Morjes am achte.

---

E Fuehr zum B. sim Vin chaud im Risse.

---

I.

Alles isch gottlob noch nüchtere, der Admiral losst vom Schiffsjunge der jetz Mousse heisst sine schwarze Frack usbürste, sin Hut der in der Pappedeckel-Lad durch's Rajewetter isch nass worre, wurd am Fleischkessel-Hocke, üwerm Fir getrückelt. D' Matrose zeihe d'Sejel, d'Flacke unn d'Wimpel uff, der Admiral selbst sucht in der Coj d'passavants, acquits à cautions, acquits de paiement, quittances de droit de péage unn wie dies Zey's sunst noch heisst, nebst de Frachtbriefe evor, G. der als Volontaire die Campagne mitmacht, sitzt vorne in der Fleecht uff-m Theerfässel und spielt mit sim Bünsch, unser Herrgott im e geblumte Schlofrock vum Pauvre diable sine, schaut vun owe erab dem Spass zu un raucht e régie cigarre vum Butterle.

Der welsch Matros zum Luī: hein! c'est-il beau ce pays de France, les contrées que nous avons traversées pour arriver dans la Seine, ne sont que des pays conquis pour donner une lisière à la véritable France, mais ici nous sommes chez nous, mon père possède un château pareil à celui que je t'ai fait remarquer ce matin, (il prit l'hospice de Charenton pour une maison de plaisance), c'est autrement soigné que votre Krutenau, Rupertsau et Wanzenau.

Der Luī zum Welsche: Si c'est ainsi, pourquoi viens-tu donc manger des Bletzer et des Knackwürst dans notre pays de choux-croute.

Der Volontaire: Erzürn di nit Luī, die Gascogner sinn alli so, derweje awer sinn si doch gueti Saldate g'sinn, denk' nur an d'Bruck vum Montereau, wo merr vorgest fast drunter stecke sinn gebliwwe wie ä gewiss Schiff unterm Mehlschliesse ze Strossburck.

Der Luī: Jo, vun zeller Fuhr henn si merr au g'schriwwe, si henn awer licht nass wäre g'hett, 's het de ganze Charfrita geräyt.

Ein Douannier, am Ufer stehend: Hé, là-bas! Amarrez par ici!

Der Hans-Dännel: Schla mi der Dunder, jetz geht's los, was mach i denn mit dem Päckel G'sundheits-Knaster, wo

i im Tamburkapral von de Pumpié soll Präsent mache, dass er de Strossburjer Pumpié ã Theori-Büchel und ã Muster fur ihr Uniform schickt.

Der Pilote: Virez de bord.

Der Admiral: Fabre zue, an de Land.

Die Matrosen: So, dis versteht merr doch au.

Der Mousse: Schiffmann, do isch 's vorderiaire!

Der Admiral: Red' merr nit so dumm, merr sinn jetzt bi de fine Welsche.

## II.

Während dem hett 's Admiral-Schiff sin Ise gelait unn angemärt, e Douanen-Lieutenant mit e Paar préposés unn etliche Ang'stelli vum Oktroi kumme uff 's Verdeck.

Der Lieutenant zum Admiral: Monsieur j'ai l'honneur de vous saluer (der Admiral denkt, der isch höflicher als di bi uns) comme lieutenant des douanes royales de France, je viens vous demander d'ou vous venez et si vous n'avez rien à déclarer.

Ze gleicher Zit, saat e Octrojaner: Comme surveillant de l'octroi municipal et de bienfaisance de la bonne ville de Paris, je veux voir si vous n'avez point d'articles soumis à notre tarif.

Der Admiral schaut denne vun newes an unn saat zuem Volontaire. Gib merr uff diss Bürstel do acht, sisch glauwi einer vum Moreau sim Corps.

Der Admiral zum Lieutenant: Monsieur, je viens de Strasbourg et vais vous faire voir les marchandises que j'amène, je n'ai rien de prohibé.

Der Lieutenant: Monsieur pas de mauvaises plaisanteries, je vous en prie, on ne vient pas de Strasbourg à Paris par eau, vous vous êtes pris d'un jour trop tôt pour me faire avaler un poisson d'avril et s'il était même possible que vous disiez vrai, Strasbourg est en Allemagne et par conséquent vos bateaux devraient être bachés, ficellés et plombés à la frontière.

Wie der so red' kriet der Admiral e Gawel, springt in d' Coj, hohlt sini Papier unn geht uff de Receveur zue der unterdesse au uff 's Schiff kumme isch unn im Lieutenant g'sait hett dass Strossburck la Capital vum Elsas isch wo der Kleber, Lefevre, Kellermann Vater unn Sohn, Schramm Vater unn Sohn, Schauenburg, Dorsner, Brayer, Becker, Geudert, Kessel, Barbier, Walter, Fröhinsholtz, Offenstein, Scherb, die Brüder Beyer mann unn Klein, unn noch anderi Generäl herstamme.

D' Sach' duet sich jetzt fridli ab, der Admiral muess nurr

e Passe-debout für de Wolxemer nehme wo im der Jerry hett mit gänn noch St. Ouen.

### III.

Der Volontaire sieht vun wytem etliche bekannti Strossburjer kumme und schiesst pff — pum — poum, e Maron d'air ab. Der Admiral thut sine Gottesdischrock an, d' Matrosse wäsche s' Verdeck unn ihri G'sichter unn begäwwe sich derno au in de Staat, um im Schifferstand vun Strossburck Ehr ze mache. Die Pariser-Strossburjer mit Name A. B. C. unn D. springe in's Schiff unn rufe im Chor «Willkumme, Willkumme, ihr liewi Landslit, Vivat der Admiral leb' hoch! Ehr unn Respeckt für denne der s' Curage hett ghet ze Wasser vum Rhin in d' Seine ze fahre.»

Alles umarmt sich unn grynt vor Freide üwwer 's glückli Geling vum dem Unternemme.

Der Admiral losst sine Flaschekeller uff 's Verdeck bringe, der Mousse soll d'Römer zum Rhinwyn schwenke, wie dis der A und der B sehn rufe si ze gleicher Zit Nix do, ken Wyn, Bier uff de Lade!

Der Admiral: Naze denn! i ha ich 200 Ehmle Mirackels Lauerbier us der Hoffnung mitgebracht; he! d'Schoppe-Glässer eruff, ihr nun de diés Matrosse riehere ich oder s'derf mer kenner vun ich zum Schiff nus für d' Stadt ze b'schaue.

Jetzt trinke si G'sundheite vum Admiral, vum Volontaire, unn vun der ganze Schiffmannschaft, au vun denne wo in Strossburck e Fraid an dem G'schäft henn. Bi erre jede G'sundheit wurd e maron d'air abg'firt.

Der C: Wer hett denn die famose Maron gebäschelt?

Der Volontaire: Was frou ä ner, ihr sinn jo au ardeficié g'sin in der Zitt vum Spitzel, vum Gustel, vum Maus unn vum Capitaine Schnaps, wer hett denn als g'schafft wo di getrunke henn?

Der D: 'S isch wayer na wohr, dis isch im Admiral sin Bruder, allo, uff's Karl sin G'sundheit.

Alli z'samme: Bravo, 's gilt, dass em d'Ohre klinge!

Derwylst hett der Mousse d'pliants uffg'stellt, merr setzt sich unn b'stürmt de Admiral mit Frouje üwwer sin schnelli Fahrt.

Der A. zu em Admiral: Du sottst, bi Gott, jetz d' Seine nab fahre üwwer Rouen, Havre, durch d' Manche noch Amsterdam unn de Rhin nuff zeruck uff Strossburk.

Der Admiral: I ha vun dem Way im Risse geredt eh i furt bin, do hett mer awer e praktischer Rhinschiffahrts-



Gelehrter bemerkt, dass d' Meereng so schmal isch dass merr nit e rächt drinn lawiere kann, unn dass durch di Engi au d' Wind ze stark drinn gepfrenge sin.

Der A: Dem hätt i g'sait, wenn de so redst, verstehsch e Lokās dervon.

Der B: Jo do wärst de gut ankumme, min Vatter hett em e mol so ebbs uff der Wachtstubb widderredt, do hett er em zer Antwort gän: «Zä wärde di Alli z'samme Essel g'sinn wo mi zuem Woldischeer Scherschand gemacht han!

Der Admiral zue sine Lyt: Esse-n-ihr jetz z'Morje, unn aerno de Kessel uff 's Fihrr vur d' Läuwerknöpfle.

D'G'sellschaft stimmt 's Lob vun Strossburri, vum Vetter Daniel an, unn singt:

„I bin e hiesis Burrjerskind,  
„Unn zell isch halt min Lust etc.

#### IV.

S' Abfihre vun de Marons hett vyl Neugirigi derzue gelockt, unter Anderm au e G'sellschaft vun gemutzte Herre und Madame, die um d' Erlaubniss g'frount henn d' Schiff ze b'sichtige, diss hett ne der Admiral gern zueg'sait.

Uewwerdem hohle d' Matrosse, zu ihrem Frueistück, e frische Makkünmikäss, vum Hetzel, in erre Lad erruff, unn wi di eint Madam di schön Lad sicht kumme satt si zuem e Herre: «Ah mon dieu, Monsieur comme cet amiral traite son équipage voilà qu'on va leur donner un paté de foie d'oie à déjeuner, pour le moment je voudrai bien être un matelot, approchons un peu si c'est un paté du gros Müller.

*Le Monsieur*: Il ne faut pas vous étonner de cela, Madame, ces gens viennent de Strásbourg ou l'on a ces patés là pour rien, on y en mange dans les brasseries.

Underdesse sinn die zwei grad an de Disch kumme wo e Matross de Deckel vun der Lad hett g'hebt, unn do d' Madam ihr Nass e bissel ze noth hett gebrocht, se hett si denne Käss-trüffel-Geruch vun der erste Hand krijt.

*La Dame*: Oh quelle infection, quelle horreur! ce paté est tout<sup>1</sup> pourri, vite mon eau de senteur.

*Le Monsieur*: Je vois maintenant, Madame, ce que c'est, c'est un paté de rebut que le patron a probablement acheté au rabais, je connais cela.

Indem hört merr: plan-ran-plan, plan-ran-plan, plan-ran-plan, d' Dambure vunn der Nationalgard schlupfe us de Gasse,

<sup>1</sup> Lies: tout.

grad wie der Admiral de Madame hett welle mit Wolxemer unn mit Zwiebächle vum Elephantebeck uffwarte, die Herre welle awer nim Stich halte.

*Un monsieur à l'amiral*: Nous vous sommes très reconnaissants, monsieur, de l'accueil gracieux que vous avez bien voulu nous faire, votre nom est dès à présent inscrit dans les annales de Paris, permettez que nous vous adressions nos bien sincères felicitations sur la réussite de votre courageuse entreprise, je suis rédacteur d'un journal et si cela vous plait, vous redigerez vous-même un article à votre éloge, je me ferais un plaisir de l'insérer dans ma feuille et vous ne m'en payerez que trente sous par ligne d'impression, autrement ni moi, ni mes confrères ne pourraient rien dire en votre fàveur.

*L'amiral au journaliste*: Merci, mon bon monsieur, je ne suis pas venu à Paris pour recueillir des éloges, je voulais seulement faire voir à mes compatriotes qu'il faut savoir marcher de ses propres jambes, pour toute récompense, j'ambitionnai un bon chargement en retour et comme il m'est déjà assuré et audelà, j'ai bien l'honneur de vous saluer. — Der Admiral nickt em mit em Kopf zuem Abscheid und denckt noch ebb's derzue.

Der Volontaire; Jetz saue merr nix meh üwwer d' Nazionalgard seeli vun Strossburgck. Allwi ihr do gebabbelt henn ze hawi denne eine g'frount worum's rapplirt, ze satt er merr, sisch dass sie Zitt henn zuem Capitain ze kumme, vun dem zuem Chef de Bataillon, derno zuem Chef de legion unn dass si endli üwwermorje uff em Platz yntresse wo si der Kinni an sim Namesda musterre wurd.

Bäch!

---

### An Jacob Jung

dem wackern Strassburger Schiffmann, der erste der die Fahrt von hier aus auf den Vereinigungs-Canälen zwischen dem Rhein, der Rhone, der Saone und der Seine nach Paris unternahm und in 24 Tagen glücklich vollführte.

Brav Schakob, 's isch e Meisterstück  
Dies du do unternumme,  
So g'schwind unn mit so vielem G'schick  
Bis noch Baris ze kumme.  
Unn 's Brüschel, d' Ill, unn d' Seine unn d' Rhon,  
Si mache grossi Aue,  
Als sie de brave Strossburg's Sohn

Uff ihrem Wasser b'schaue.  
De Wälsche hescht es jetz gezait  
Was d' Schiffische hie kinne,  
Unn dass mer mit Beharrlikeit  
Gar viel eruss kann sinne.  
Viel Pfanne hescht de uffgedeckt,  
De lost di nix verdriesse;  
Am Mascht dort unser Fähnel steckt,  
Es grüsses dansig Schliese.  
Im Pung Nef (Pont-Neuf) bringst e Binsekranz,  
Es macht Blesir diss Strissel,  
Es glicht bi Gott so gar unn ganz  
Der warme Zürcher Schüssel.  
D' Barisser saue Sacredie!  
Sinn doch nitt vun de Dumme,  
Dis sinn ma foi kenn Tête caré  
Die do ze schwimme kumme.  
Hest ne e Gruess vun Strossburri g'sait,  
Unn au vom Schiffit Staade?  
Unn dass merr mit der gröschte Fraid  
D' Scine zu derr Ill duen lade.  
Unn dass merr alli Kerrel sinn,  
Unn Strossburjer Franzose,  
Unn dass merr bliwe wie merr sinn  
Unn nitt vum Fähnel lose?  
Hest Schakob, hest 's ne herzaft g'steckt,  
D' Hundsfütter nitt ze mache,  
Unn was am Mascht dort owwe steckt  
Nächt fescht mit uns ze bache?  
Jetzt kumm Schakob, gibb merr e Hand,  
E Gumbbe möcht i leere,  
E Gumbbe Win dem Vaterland,  
De Schiffische ze Ehre. Gottlieb Stöber.

## VII.

# Dagobert Sigismund Reichsgraf von Wurmser

Kaiserlicher Feldmarschall (Marschall «Vorwärts»), geb.  
zu Strassburg 7. Mai 1724, † zu Wien 21. August 1797.

Ein Elsässer Lebens- und Charakterbild aus dem 18. Jahrh.

Von

**Stieve-Zabern**

Ehrenpräsident des V. C.

Die Familie der **Wurmser** gehörte zu den ältesten und reichsten Patrizier-Geschlechtern der Stadt Strassburg. Ihre Genealogie reicht in den Anfang des 14. Jahrhunderts zurück. In der Zeit von 1482 (dem Jahr, in welchem die freie deutsche Reichsstadt ihre Verfassung vollendete) bis zum Jahr 1790, in welchem die revolutionäre Munizipalverfassung ins Leben trat, bekleideten nicht weniger als vierzehn **Wurmser** die Würde eines «regierenden Stettmeisters», das höchste und lebenslängliche Amt der Republik. Die Familie teilte sich um 1500 in die Zweige **Wurmser** von Schöffolsheim und **Wurmser** von Vendenheim, letztere wieder seit 1612 mit einer Abzweigung in Sundhausen im Ried bei Schlettstadt. Der Reichtum der Familie scheint im 15. und 16. Jahrhundert einen besondern Aufschwung genommen zu haben durch die Geschütz-Giesserei. Friedrich von **Wurmser** lieferte 1583 dem Fürstbischof Johann von Manderscheid 36 Falkaunen zur Bewehrung der Bergveste Hohbarr bei Zabern. Die Stadt Strassburg war damals für Europa, was heute Krupp für die Welt ist. Der Glanz der Familie reicht bis zur «grossen» Re-

volution. Auch der letzte Strassburger Stettmeister war ein Wurmser. Der Wurmser-Hof, auch Schöffolsheimer-Hof genannt, lag in Strassburg, Elisabethstrasse 1. Die Sundhauser Linie hatte einen eigenen Hof am heutigen Broglie (Reichsbank).

Unser Wurmser gehört der Sundhauser Linie an. Sein Vater Jakob von Wurmser (1660—1746) hatte 13 Kinder, von denen nur dieser eine Sohn und eine Tochter ihn überlebten. Dagobert, geb. 7. Mai 1724 zu Strassburg, wurde dort in St. Nikolas getauft. Im Alter von siebzehn Jahren trat er in den Dienst des Königs Louis XV. und zwar in das Regiment Royal-Allemand (cavallerie) und bewies im österreichischen Erbfolgekrieg (1740—1748) in den Niederlanden solche Bravour, dass er 23 Jahre alt das Patent als capitaine de cavallerie erhielt. Hatte er damals gegen die Kaiserlichen gefochten, so focht er nicht minder tapfer an deren Seite im siebenjährigen Kriege (1756—1763) gegen den König Friedrich II. von Preussen. Am Ende des siebenjährigen Krieges war er bereits französischer Brigadier und Oberst eines Husaren-Regiments.

In Strassburg hatte damals das Franzosentum noch wenig Wurzel geschlagen. Die Annalen jener Zeit sind voll von Klagen über die Erpressungen, Bedrückungen, Willkür und Ungerechtigkeit der Franzosen. «En 1752 prit fin la désastreuse administration du préteur royal Klinglin. Il laissa une situation déplorable: le trésor public était à sec, et les dettes de la ville montaient à 2 855 820 livres. Pour faire face aux besoins et aux exigences de la cour (Mätressen), on puisa dans la caisse de la fortune patrimoniale; on aliéna pour 750 000 livres de propriétés; on vendit des rentes; on fit des emprunts, et en quelques années les dettes de la ville montèrent à 5 millions. En 1752 la ville paya 150 000 livres pour l'installation de l'Intendance dans le palais (dem heutigen Statthalter-Palast) de M. de Klinglin et la construction de ses bureaux. En 1758 «don gratuit» de 360 000 livres. La ville frappa de nouvelles taxes les vins, les eaux-de-vie et la viande. En 1756 la caserne de la Finkmatt fut achevée; elle coûta à la ville 760 000 livres. En 1762 «don gratuit» de 200 000 livres pour la marine. Sogar das Conseil souverain d'Alsace (Staatsrat) schrieb 1768 an den König: La province est épuisée. Cet épuisement est le résultat de la masse incroyable d'impositions qu'elle supporte. Par sa position, l'Alsace devrait être l'entrepôt de tout le commerce entre la France, l'Allemagne, la Suisse et l'Italie, et, par suite des nombreux impôts établis dans le cours du siècle, ce commerce a passé à l'étranger. Strasbourg, qui était une des premières places de commerce de l'Europe, n'est plus aujourd'hui qu'un théâtre de banqueroutes et une simple ville de guerre,



reduite à un faible commerce de détail.»<sup>1</sup> Entgegen dem Art. VI der Kapitulation von 1681, welcher stipulierte: «que toute la bourgeoisie demeurerait exempte de toutes contributions», wurde die Stadt auf jede Weise nicht nur vom König und seinem Hofe, sondern auch von der Zivil- und Militärverwaltung, ja sogar für die Taschen der Beamten und Generale ausgebeutelt. In der Zeit von 1681 bis 1789 wurden in Strassburg widerrechtlich beigetrieben:

an Kopfsteuer (impôt de capitation) . . . . .	11 938405 livres
für sog. dons gratuits (erzwungene Geschenke)	8 388691 »
für Kasernen, Hauptwache, Militär-Spital . . .	11 001209 »
für Fortifikationen . . . . .	5 940764 »
Dienstwohnungen der Generale u. Intendanten	10 811090 »
für Gehälter des Conseil souverain . . . . .	378228 »
Bodenwert der Zitadelle . . . . .	400000 »
für das Gestüt . . . . .	250000 »
Gelegenheits-Geschenke, Handsalben, Gratifikationen, Reisegelder, Festlichkeiten, mindestens . . . . .	3 000000 »
Summa . . . . .	<u>54 108387 frs.</u>

Darf man sich wundern, dass **Wurmser** dieser bourbonischen Misswirtschaft den Rücken kehrte und, in Erinnerung an die deutsche Reichs-Herrlichkeit seiner Vaterstadt, nur in der Rückkehr zu Kaiser und Reich das Heil des Elsasses erblickte? Schon sein Vater und andere Adelige, sowie auch viele Bürger waren im Unmut über den Niedergang der Stadt und des Landes ausgewandert. Ihn selbst finden wir, während er noch in französischen Diensten stand, in Beziehungen zu Kaiser und Reich. Die Niederelsässer Reichsritterschaft war nach Art. 87 des westfälischen Friedens reichsunmittelbar geblieben. **Wurmser** liess sich der rechtsrheinischen (Ortenauischen) Ritterschaft einverleiben, und wurde durch Kaiserliches Patent vom 30. Januar 1761 von Kaiser Franz I. (ehemals Herzog von Lothringen, Gemahl der Kaiserin Maria Theresia) in den Reichsgrafenstand des heiligen römischen Reiches deutscher Nation erhoben. In dem Patent<sup>2</sup> wird gesagt: «Da **Wurmser's** Geschlecht sich bei mehren Gelegenheiten für das gemeine Beste sowohl in Kriegs- als in Friedenszeiten durch mannigfaltige Dienste besonders hervorgetan, und da er ansehnliche

<sup>1</sup> Vgl. E. Müller, Le Magistrat de la ville de Strasbourg (Strasbourg, Salomon 1862) S. 93.

<sup>2</sup> Vgl. Mitteilungen des K. K. Kriegs-Archivs (Wien, Waldheim 1878) S. 82; **Wurzbach**, Biographisches Lexikon des Kaisertums Oestreich, Bd. 59, S. 5.

Güter im heiligen römischen Reiche und im Elsass besitze, und schon vor Jahren der Ortenauischen Ritterschaft einverleibt sei, auch sein älterer Bruder als französischer Oberst und Deutschordensritter in der Schlacht bei Bergen gefallen, und er selbst (Dagobert Sigismund) sich während des gegenwärtigen (siebenjährigen) Krieges bei allen Vorfällen ungemein hervorgetan, und jetzt durch den Tod seines Bruders Erbe der gesamten Wurmserschen Güter geworden, finde der Kaiser sich bewogen, ihn und seine Deszendenz in den Reichsgrafenstand mit dem Titel eines Hoch- und Wohlgeborenen zu erheben.»

Zwei Jahre später trat *W u r m s e r* aus dem französischen in den Kaiserlichen Dienst über, und zwar durch Vermittelung des Herzogs Karl von Lothringen (Bruders des Kaisers Franz I.),<sup>1</sup> welcher als Statthalter der Niederlande und als Feldherr im siebenjährigen Kriege die kühnen Reitertaten *W u r m s e r s* kennen gelernt hatte. *W u r m s e r* nahm die ihm von Herzog Karl übermittelten Offerten an durch ein im K. K. Kriegs-Archiv aufbewahrtes Schreiben an den Herzog, welches in deutscher Uebersetzung lautet wie folgt :

«Monseigneur ! Der Herr Baron von Wimpffen hat mir die äusserst gütige Antwort übergeben, mit welcher Euer Königliche Hoheit mich zu beehren gewürdigt haben ; sie nimmt meine vollste Dankbarkeit in Anspruch und kann meinen Eifer für den Dienst Ihrer Majestät nur vermehren. Ich habe die Ehre, Euer Königliche Hoheit zu benachrichtigen, dass ich einen Brief von dem Herzog von Choiseul erhalten habe, in welchem mir zu wissen getan wird, dass der König mir erlaubt, mit meinem Korps in den Dienst Ihrer Majestät der Kaiserin-Königin zu treten. Infolgedessen rechnete ich darauf, ein Detachement in Stärke von etwa 900 Mann nach Wesel abgehen zu lassen ; aber Herr von Vogué, welcher dort das Kommando führt, eröffnete mir, dies nicht zugestehen zu können, bevor er nicht darauf bezügliche Befehle seines Hofes erhalten haben würde. Ich hege jedoch die Ueberzeugung, dass diese Befehle nicht länge ausbleiben, und einige Tage Verzögerung in dieser Jahreszeit dem Dienste Ihrer Majestät keinen Abbruch tun werden. Ich bitte, Monseigneur, gütigst den Ausdruck tiefer Verehrung entgegen zu nehmen, mit welcher ich bin Monseigneur Euer Königlichen Hoheit ergebenster und gehorsamster Diener Frankfurt am 2. Januar 1763. *W u r m s e r*.»

Das Freikorps, welches *W u r m s e r* geworben hatte,

---

<sup>1</sup> Vgl. *Stieve*, Geschichte der Stadt Zabern (Zabern, Fuchs 1900) S. 188 sqq.

und mit ihm in den Dienst des Kaisers trat, bestand aus einem Infanterie-Regiment (zwei Bataillone à 2 Grenadier- und 6 Fusilier-Kompagnien), einem Husaren-Regiment (6 Schwadronen, jede zu 2 Kompagnien) sowie einer Artillerie-Kompagnie mit 6 Geschützen. Das Korps hatte einen Sollstand von 1250 Mann, war aber nicht komplet. Es wurde deshalb mit ihm folgender Akkord geschlossen: 1. der Graf von Wurms er tritt als Generalmajor in K. K. Dienste; jedoch wird ihm, falls er beim Friedensschluss in andere Dienste treten sollte, der Charakter als General-Feldmarschall-Leutnant beigelegt. 2. Um das Korps zu komplettieren und auszurüsten, werden dem General Wurms er 700 000 livres ausgezahlt, die eine Hälfte sofort, die andere in zwei Terminen. 3. Die beiden Regiments-Kommandeure Baron von Wimpffen und Baron von Kirchheim werden zu K. K. Obersten ernannt, und erhalten bei Friedensschluss den Charakter als Generalmajore, falls sie in andere Dienste gehen wollen. 4. falls dies nicht geschieht, werden sie in ihrer Charge und Gehalt als Obersten belassen; alle übrigen Offiziere können alsdann ohne Anstand und ohne dem Allerhöchsten Aerario weiter zur Last zu fallen, entlassen werden.

Als dieser Akkord geschlossen wurde, waren die Friedensverhandlungen auf Schloss Hubertusburg bereits im Gange. Am 15. Februar 1763 wurde der Friede unterzeichnet, der dem siebenjährigen Krieg ein Ende machte. Es folgten für Wurms er einige Friedensjahre, während deren er 1773 zum Feldmarschall-Leutnant aufrückte, und 1775 Inhaber des 8. Husaren-Regiments wurde. In diese Zeit fällt auch seine Vermählung mit Sophie Freiin von und zu der Thann sowie der Ankauf der Herrschaft Dobranitz in Böhmen, wo seine Familie gewöhnlich wohnte. Seine Anhänglichkeit an seine Elsässer Heimat aber fand ihren Ausdruck darin, dass er als Hauslehrer seiner Kinder einen jungen Strassburger Theologen Georg Friedrich Donauer nach Dobranitz kommen liess. In wie hohem Masse Donauer sich des Vertrauens seines Herrn erfreute, ergibt sich aus dem Briefe d. d. Dobranitz le 10 Avril 1778, welchen wir als Anlage mitteilen.<sup>1</sup> Der Brief ist zugleich ein Dokument lebenswürdiger Fürsorge des Generals für die Seinigen: die Kinder sollen nicht erfahren, dass der Papa sich den Gefahren des Krieges aussetzen muss; für jeden einzelnen seiner Domestiken sorgt er väterlich gutherzig. Von seiner edlen Freigebigkeit wird aus der Zeit des siebenjährigen

---

<sup>1</sup> Ich verdanke diesen Brief wie auch das Porträt des Marschalls dem Herrn Bankdirektor Gustav Ungerer zu Strassburg (Banque de Mulhouse), einem Urenkel des Donauer.

Krieges folgender Zug berichtet. Als Oberst erfuhr er nach dem Treffen von Görlitz (1760), dass einer seiner Leutnants ohne Vermögen, welcher sich ausgezeichnet hatte, sein Pferd verloren habe. Sofort schickte er ihm aus seinem eigenen Stall das beste Pferd mit folgendem Billet: «J'ai juré que ce cheval appartiendrait au plus brave, et j'espère, Monsieur, que vous me ferez l'honneur de l'accepter.»<sup>1</sup>

Die erste Gelegenheit, sich für den Kaiser zu schlagen, wurde **W u r m s e r** durch den bairischen Erbfolgekrieg (1778 bis 79) geboten. Sein Name ist der einzige, an den sich in diesem an entscheidenden Waffentaten sonst so armen Kriege glänzende Waffentaten knüpfen. Zunächst schlug er mit seiner Kavallerie bei Jaromirz im Juli 1778 ein starkes preussisches Korps zurück. Sodann schlug er die preussische Arrièregarde im August bei Hohenbruck. Der Krieg, aus der Eifersucht zwischen Preussen und Oesterreich entsprungen, wurde beiderseits mit wenig Eifer geführt. Maria Theresia verabscheute denselben, und missbilligte das Vorgehen ihres Mitregenten, des Kaisers Joseph II. Der König von Preussen Friedrich II., schon ein Greis, hatte keine Freude mehr am Kriege. Ohne dass es zu einer grossen Schlacht gekommen wäre, musste die preussische Armee sich aus dem von ihr verheerten Böhmen im Herbst 1778 nach Schlesien zurückziehen. **W u r m s e r** folgte ihr auf dem Fusse nach, und rückte mitten im Winter in die gebirgige Grafschaft Glatz ein. Sein Ueberfall bei Dittersbach kostete den Preussen 400 Mann, die Kasse und 8 Fahnen. Sein mit grosser Bravour und Umsicht in fünf Kolonnen unter den Generalen Kinsky, Alvinczi, Pallavicini und Terzy ausgeführter Ueberfall von Habelschwert am 18. Januar 1779 begründete seinen Ruf als Stratege, und kostete dem auf preussischer Seite kommandierenden Herzog Ferdinand von Braunschweig 7 Geschütze, 10 Fahnen, 34 Offiziere und über 1000 Mann; gefangen wurde General Prinz Hessen-Philippsthal, 3 Oberste, 1 Major.<sup>2</sup> Dieser Ueberfall rief im preussischen Hauptquartier solche Bestürzung hervor, dass die Friedensverhandlungen beschleunigt wurden. Friedrich II. selbst schreibt in seinen Denkwürdigkeiten: «Die Kaiserlichen übertrafen die preussischen Truppen in der Kriegslust, in schlaun Ueberfällen und feinen Anschlägen». Der zu

---

<sup>1</sup> Michaud, Biographie universelle (Paris 1828) Bd. 51, S. 265.

<sup>2</sup> Vgl. den ausführlichen Bericht in den «Mitteilungen des K. K. Kriegs-Archivs (Wien, Waldheim 1878) S. 86–90. — Ebendasselbst S. 123 ist ein Promemoria **W u r m s e r s** über die Erziehung von Soldatenkindern d. d. Prag 23. August 1782 abgedruckt.



Aufang März abgeschlossene Waffenstillstand, welchem der Friede von Teschen 13. Mai 1779 folgte, setzte Wurmsers Tatendurst ein Ziel. Das Kommandeurkreuz des Maria Theresien-Ordens und ein äusserst gnädiges Handschreiben des Kaisers Joseph II. war sein Lohn.

Im September 1787 wurde Wurmsers General der Kavallerie und, als der Türkenkrieg ausbrach, vom Kaiser zum kommandierenden General und Gouverneur in dem durch die erste Teilung Polens erworbenen Galizien ernannt, wo er sich durch Gerechtigkeit und Humanität die Liebe der Bevölkerung erwarb. Er konnte deshalb an dem türkischen Feldzug 1788/89 nicht teilnehmen.

Es folgte der Ausbruch der französischen Revolution 1789. Kaiser Leopold II. (1790—92) konnte nicht ruhig zusehen, wie das französische Königspaar, sein Schwager und seine Schwester, entthront wurde und die Expansivkraft der Revolution die Grenzen des deutschen Reiches bedrohte. Durch die revolutionären Dekrete von 1789 bis 1791 waren zahlreiche deutsche Reichsstände um ihre Besitzungen und Rechte auf dem linken Rheinufer gekommen: der Fürstbischof von Strassburg, der Fürstbischof von Speier, Kurmainz, Kurtrier, Kurköln, Württemberg mit 9 Herrschaften, Hessen-Darmstadt mit 90 Ortschaften, Pfalzweibrücken (mit den Aemtern Lützelstein, Bischweiler, Gutenberg, Selz, Hagenbach, Kleeberg, Rappoltstein), Baden, Nassau, Leiningen, Löwenstein, der Deutschorden — alle schrieten in ihrer Not um Schutz und Hilfe zum deutschen Kaiser. Der Kaiser kam deshalb am 24. August 1791 mit dem König Friedrich Wilhelm II. von Preussen in Pillnitz zusammen, und beide unterzeichneten eine von den emigrierten bourbonischen Prinzen formulierte Erklärung, dass sie den französischen Thron schützen, der Anarchie in Frankreich ein Ende machen und die soziale Ordnung Europas retten wollen. Aber Leopold II. starb schon am 1. März 1792. Ihm folgte sein Sohn Franz II. (1792—1806), der letzte deutsche Wahl-Kaiser, der letzte deutsche Kaiser aus dem habsburg-lothringischen Hause. Es dauerte bis zum 28. Juli 1792, dass der preussische Oberbefehlshaber Herzog Ferdinand von Braunschweig im Namen des Kaisers und des Königs von Preussen der französischen Nation seinen Einmarsch in Frankreich ankündigte, und zwar in einem hochtrabenden Manifest, welches den Nationalstolz der Franzosen stachelte, die revolutionäre Regierung als Verteidigerin des Vaterlandes legitimirte, und die von dem emigrierten französischen Adel gebildeten Emigrantearmeen in die Rolle von Feinden ihres Vaterlandes drängte. Im August 1792 rückten die Verbündeten in Frankreich ein. Sie glaubten, einen leichten



militärischen Spaziergang nach Paris anzutreten, und nahmen auch zu Anfang einige französische Plätze ein. Aber im Argonnerwald trat ihnen Dumouriez entgegen. Am 20. September 1792 siegte Kellermann über die Preussen bei Valmy. Ohne eine Schlacht zu wagen, trat der Herzog von Braunschweig und die deutsche Reichsarmee einen schmachvollen und verlustreichen Rückmarsch an. Braunschweig hatte seine gänzliche Unfähigkeit bewiesen. Ihm war der ganze Feldzug *contre coeur*. Es ärgerte ihn, wenn auf den eingenommenen Plätzen nicht die preussische, sondern die deutsche Reichsfahne aufgepflanzt wurde.

Wurmser hatte den 1792er Feldzug nicht mitgemacht. Erst im Februar 1793 wurde er aus Galizien an den Rhein berufen und mit dem Oberbefehl über die im Breisgau stehende Kaiserliche Armee betraut.<sup>1</sup> Die militärische Lage der Verbündeten war damals eine sehr günstige. Die Revolutionsarmee, welche unter Custine 1792 siegreich vorgedrungen war und die Festung Mainz eingenommen hatte, wurde am 22. Juli 1793 durch Braunschweigs Uebermacht gezwungen, Mainz zu übergeben, und befand sich in aufgelöstem Zustande auf dem Rückzug. Wurmser verlangte nunmehr eine kräftige Offensive: die Preussen unter Braunschweig sollten die Weissenburger Linien nehmen und von da nach Lothringen vordringen, während er (Wurmser) den Oberrhein überschreiten, die Festungen Neubreisach, Hüningen und dann Strassburg und das Elsass einnehmen wollte. Die Stimmung im Elsass und besonders die der Strassburger Bürgerschaft war diesem Plane günstig. Vergebens versuchten die Emissäre des Konvents durch die Redensart: «das Vaterland sei in Gefahr», die Elsässer zu begeistern. Das Treiben der Jakobiner war dem alamannischen Charakter unsympathisch. Die Kirchenschändung eines Eulogius Schneider und Genossen hatte die Revolution gründlich verhasst gemacht. Wenn im Elsass die junge Mannschaft auf öffentlichen Plätzen zusammengetrieben und notdürftig mit Piken bewaffnet war, lief sie an der nächsten Ecke wieder auseinander. Offiziere und Kriegszucht fehlten. Es wäre für die Verbündeten ein leichtes gewesen, diese kerndeutschen, dem deutschen Reiche einst entrissenen Gebiete wieder in Besitz zu nehmen. Aber Braunschweig war nicht zu bewegen, die Weissenburger Linien anzugreifen.

Dem Elsässer Wurmser brannte der Boden unter den Füßen. Sein Sinn stand immer auf das Elsass. Er wollte

---

<sup>1</sup> Vgl. Vivenot, Thugut, Clerfayt und Wurmser. Original-Dokumente. (Wien, Braumüller 1869) S. 95 sqq.

das Elsass für Kaiser und Reich wiedergewinnen. In ihm glühte das kriegerische Feuer der alten Alamannen. Endlich erhielt er von Kaiser Franz II. die Erlaubnis, trotz Braunschweig gegen die Weissenburger Linien vorzugehen. Lauterburg war das östliche, Weissenburg das westliche Bollwerk dieser im Jahr 1706 von Ludwig XIV. angelegten, vier Stunden langen Verschanzungen auf dem rechten Ufer der Lauter. Doch zuvor musste der Rücken gedeckt und die Pfalz von den Franzosen gesäubert werden. Am 11. August 1793 griff Wurmser die französische Moselarmee an und drängte sie bei Pirmasens, und am 20. August aus Jockrim zurück. Von Braunschweig wegen dieses «Ungehorsams» getadelt, liess Wurmser sich nicht stören, sondern setzte im Monat September sein «Jagen im Bienwalde», wie man es im preussischen Hauptquartier nannte, erfolgreich fort. «Schlug man die französischen Heere vernichtend», sagt Sybel (Franz. Rev. II, 258), «so war nichts gewisser, als dass General Wurmser von dem Elsass mit vollem Jubel als Befreier empfangen und dieses Land ohne weiteres gewonnen wurde».

Die Franzosen unter General Carlin hielten die Weissenburger Linien mit 51590 Mann besetzt. Wurmser's Armee zählte nur 43185 Mann, worunter 9596 Reiter und 2323 Emigranten unter dem Prinzen Condé. Aber Wurmser besass das vollste Vertrauen seiner Soldaten und konnte sich auf ihre Tapferkeit und Hingebung verlassen. Der Angriff erfolgte in sieben Kolonnen gleichzeitig auf der ganzen Linie. Am 13. Oktober 1793 früh 3 Uhr schlug Wurmser seine Brücken über die Lauter. Das Geräusch weckte die Franzosen. Sie eröffneten aus der befestigten Bienwaldmühle ein heftiges Kartätschenfeuer. Dies hinderte aber die Kaiserlichen nicht, mit dem Bajonett den Wall zu übersteigen und mit dem erbeuteten Schanzzeug Wallübergänge für die Reiterei und Artillerie zu bahnen. Die Franzosen wurden geworfen. Nachmittags wurden die Redouten bei Gross- und Klein-Steinfeld und Nieder-Otterbach genommen, und der Geisberg von dem Condéschen Korps erstürmt. Ein Tor von Weissenburg wurde eingeschossen, und um 6 Uhr Abends die Stadt erobert.

Noch in der Nacht retirirte die französische Armee auf Hagenau. Sie hatte ausser zahlreichen Positions- und Feldgeschützen 12 Fahnen und gegen 8000 Mann verloren. Der Verlust der Kaiserlichen betrug nur 11 tote und 33 verwundete Offiziere und 1477 Mann, worunter 341 Tote. Am 14. Oktober stand Wurmser in Hagenau, von der Bürgerschaft mit Jubel aufgenommen. Am 17. Oktober wurde Fort Louis eingeschlossen und am 14. November erobert. Ueberall in den Dörfern kamen

die Bewohner festlich geschmückt Wurmser als ihrem Befreier entgegen. In Sulz u. W. wurde sein Sieg durch ein Tedeum gefeiert. Seine Husaren streiften bis vor die Tore von Strassburg. Er hatte in Strassburg gute Freunde. Zwei Deputierte der Bürgerschaft kamen zu ihm mit der Bitte, er möge schnell kommen und die Stadt besetzen. Ein Konvents-Kommissar Baudot hatte nämlich öffentlich erklärt: Strassburg eigne sich nicht für die Freiheit; wegen seiner Sprache, wegen seiner Sitten und wegen seines Handels hänge es an Deutschland; man müsse es deshalb ganz umwandeln und seine für die Knechtschaft geeigneten Bewohner in das Innere Frankreichs versetzen und eine Kolonie von Patrioten nach Strassburg versetzen; Marat habe im Konvent nur 200 000 Köpfe verlangt; wäre aber auch eine Million nötig, man müsse sie abschlagen. Derartige Drohungen bewirkten, dass die Strassburger in Wurmser ihren Retter herbeisehnten. Er verlangte Frist, um in Wien anzufragen. Er glaubte, Strassburg könne ihm nicht entgehen.

Aber durch Braunschweigs Untätigkeit gingen alle Erfolge, die Wurmser an der Spitze einer heldenmütigen Armee errungen hatte, wieder verloren. Der Sieger von Weissenburg, dessen Waffentaten der Kaiser durch das Grosskreuz des Maria-Theresien-Ordens geehrt hatte, sollte keine Lorbeeren aus dem 1793er Feldzuge einheimen.

Der preussischen Politik, wie sie sich seit 1740 durch Friedrich II. entwickelt hatte, lag nichts ferner, als dem Kaiser zu helfen, das Elsass wiederzugewinnen. Braunschweig erhielt den Befehl, seine Truppen niemals in ein ernstliches Unternehmen zu verwickeln. Er befolgte gern diesen Befehl und dachte nur noch an gute Winterquartiere in der Pfalz.

Wurmser machte zwar noch einen Vorstoss gegen Zabern (22. November 1793), musste sich aber vor der Uebermacht der Franzosen, die über die Zwietracht der Verbündeten gut unterrichtet waren, bis hinter Hagenau zurückziehen, und deckte seine Stellung von Reichshofen bis Drusenheim a. Rh. durch 28 Schanzen. Hier hatte er mit seiner durch Verluste geschwächten Armee den Angriff der ganzen von Pichegru geführten französischen Rhein-Armee zu bestehen. Jeden Tag folgte ein neuer Angriff; am 2. Dezember auf der ganzen Linie, wobei die Condésche Emigrantenarmee bei Berstheim tüchtig stritt. Mit derselben Erbitterung schlug man sich am 4. und 8. Dezember auf der ganzen Linie. Die Franzosen waren gewöhnlich anfangs durch ihren ungestümen Angriff im Vorteil, konnten aber die zähe Tapferkeit der Kaiserlichen nicht überwinden. Letztere, ohnehin die Minderzahl, schmolzen indes,

täglich im Gefecht, immer mehr zusammen. Am 11. Dezember bat Wurmser den Herzog von Braunschweig dringend um Unterstützung. Aber Braunschweig, eingedenk seiner Niederlage von Habelschwert, liess Wurmser im Stich. Wie zum Hohn gab er ihm den Rat, sich hinter die Sauer zurückzuziehen, und liess es geschehen, dass auch noch die Moselarmee unter Hoche sich auf Wurmser warf. Der 24jährige General Hoche, welcher in Zeit von zwei Jahren vom Sergeanten zur obersten Würde im Heer gestiegen war, übernahm den Oberbefehl über die vereinigte Mosel- und Rheinarmee. Hoche griff mit dreifacher Uebermacht bei Wörth und Frösweiler den rechten Flügel Wurmsers an. Wörth und Frösweiler wurden trotz heldenmütigen Widerstands mit Sturm genommen und 20 Kanonen erobert. Wurmsers Stellung war umgangen. Er musste sich auf dasselbe Weissenburg zurückziehen, welches er vor zwei Monaten erobert hatte. Seine Armee war durch 37 Schlachten und Gefechte erschöpft und entmutigt, ohne Brot, ohne Munition, mit tausenden von Kranken belastet; die Wege bodenlos. Der alte Wurmser weinte wie ein Kind bei dem Anblick all des Elends, bei dem Scheitern seiner feurigsten Wünsche. Am 26. Dezember wurde noch um den Geisberg gestritten. Am 30. Dezember ging Wurmser bei Philippsburg über den Rhein auf das rechte Ufer zurück.

In der Revolutionsarmee war es Regel, dass, wenn ein General nicht siegte, er die Guillotine besteigen musste. Das geschah unserm Wurmser nicht. Aber er wurde auf Betreiben Preussens unter Zeichen der Ungnade von der Rheinarmee abberufen, und nahm an dem unglücklichen 1794er Feldzug (in den Niederlanden) nicht Teil. Am Oberrhein fiel nichts erhebliches vor.

Das Jahr 1795 begann für das deutsche Reich verhängnisvoll. Am 5. April 1795 schloss Preussen mit der französischen Republik den Separatfrieden von Basel, den diplomatischen Vorläufer der Katastrophe von Jena. Der deutsche Kaiser (ohne Preussen) musste allein den Krieg fortführen. Durch äusserste Anstrengung gelang es, die kaiserliche Armee bis auf 200000 Mann zu bringen. Aber der Oberbefehl wurde nicht in geeignete Hände gelegt. Der deutsche Reichsfeldmarschall Clerfayt, als General früher vielfach erprobt, war ein gebrochener Mann. Trotz aller Mahnungen des Kaisers war er nicht zu bewegen, den Rhein zu überschreiten und zur Offensive überzugehen. Seine Armee, von Basel bis Düsseldorf auf dem rechten Rheinufer auseinandergezogen, gab kein Lebenszeichen von sich. — Da entschloss sich der Kaiser um



Mitte Juli 1795 zur Zweiteilung der Armee, und übertrug dem General Wurmser den Oberbefehl über die neugebildete Oberrheinarmee. Im August sammelte Wurmser im Breisgau seine Armee mit der Losung: «Vorwärts in das Elsass!» Seine Streitkräfte betrug 83 027 Mann mit 24 103 Pferden.

Aber auch diesmal machte ihm das Schicksal einen Strich durch die Rechnung. Kaum hatten die Franzosen erfahren, dass Clerfayts Armee auf die Hälfte reduziert sei, als Pichegru und Jourdan am Mittelrhein zur Offensive übergingen und den Rhein überschritten. Schmachvoller Verrat kam ihnen zu Hilfe. Die pfalzbaierischen Truppen, 10 000 Mann stark, übergaben die Festung Mannheim an 70 Franzosen. Rasch entschlossen, gab Wurmser seinen Elsässer Plan auf, und führte in Eilmärschen seine Armee an den Mittelrhein, entwaffnete die pfalzbaierischen Truppen, rettete die grossen Heidelberger Magazine, und schlug die Franzosen an der Bergstrasse bei Handschuhsheim (24. September) zurück. Die Franzosen belagerten die Festung Mainz und bedrohten Ehrenbreitstein. «Ich befehle Ihnen in der gemessensten Weise», schrieb Kaiser Franz am 23. September an Clerfayt, «und bei Strafe des Ungehorsams, die Lahn nicht zu verlassen»; und am 25. September: «Ich erwarte Ihre Berichte darüber, wie sie die Befehle Ihres Monarchen befolgt haben». Aber Clerfayt war zaghaft. Am 2. Oktober hatte er mit Wurmser eine Besprechung in Heidelberg und akzeptierte dessen Kriegsplan, gemeinsam gegen Jourdan die Offensive zu ergreifen. Aber in derselben Nacht verliess das sächsische Reichskontingent die kaiserliche Armee heimlich, und deshalb wollte Clerfayt wieder nicht schlagen. Wurmser's Feuereifer und der Enthusiasmus der Wurmser'schen Truppen rissen ihn widerwillig in den Kampf. Jourdan wurde bei Höchst 12. Oktober und an der Nidda wiederholt geschlagen und wich in wilder Hast bis Neuwied zurück, musste sogar das rechte Rheinufer wieder räumen. — Nunmehr galt es, die Festung Mainz zu entsetzen, welche von Pichegru belagert wurde. Am 29. Oktober erfolgte die glänzendste Waffentat des Feldzuges, der längst ersehnte Hauptschlag, die Erstürmung der feindlichen Kontravallationslinien bei Mainz. Auch zu dieser Schlacht wurde der Oberfeldherr Clerfayt von den ihm untergebenen Generalen quasi gezwungen, sodass er stöhnte: «Will man mir den Prozess machen und in Wien den Kopf abschlagen?» — worauf ihm General Graf Merveldt die bedeutende Antwort gab: «das könnte sicherlich geschehen, wenn Ew. Exzellenz keine Schlacht liefern». Der Angriff gelang über Erwarten. Die Franzosen verloren ihren ganzen Artilleriepark, über 200 Kanonen, 300 Munitionswagen, 2000 Tote, 3000



Gefangene, darunter 100 Offiziere und 2 Generale. Am gleichen Tage warf Wurmser die Franzosen von den Höhen des Galgenberges und Rabensteins bei Heidelberg.

Aber Clerfayt nutzte den Sieg nicht aus, und verfolgte den fliehenden Feind erst, als Wurmser ihm seine besten Truppen schickte. In der Nacht des 3. November setzte Wurmser 14 Bataillone und 40 Eskadrons bei Worms über den Rhein, und schlug Pichegru in zwei aufeinanderfolgenden Treffen bei Frankenthal in der Pfalz.

Jetzt war auf dem rechten Rheinufer nur noch die Festung Mannheim in den Händen der Franzosen. Die Stadt gehörte dem Kurfürsten Maximilian Joseph von Baiern-Zweibrücken, und war durch dessen Untreue von den Franzosen (etwa 8000 Mann) besetzt. Wurmser schritt sofort zum Angriff auf die französische Armee, welche Mannheim decken sollte. Mit dem Rufe «wer folgt mir?» führte er persönlich seine Husaren gegen den Feind, und konnte nach glücklichen Gefechten und einem mörderischen Bombardement am 22. November die Schlüssel der Festung zu seines Kaisers Füßen niederlegen. Die französische Besatzung musste die Waffen strecken. 383 Geschütze, 30 000 Gewehre und grosse Vorräte wurden erbeutet. Den pfälzischen Minister Oberndorf, ein Hauptwerkzeug des Verrats, liess er verhaften.

Wurmser's Erfolge wirkten so entmutigend auf die republikanische Armee, dass ihr Oberbefehlshaber Pichegru die Stunde gekommen glaubte, um die Bourbonen nach Frankreich zurückzuführen. Er stand schon längst in geheimen Verhandlungen mit dem Prinzen Condé, welcher mit seiner Emigrantenarmee unter Wurmser bei Mannheim focht. Wurmser wurde von Condé ins Vertrauen gezogen, verhielt sich aber gegen diese geheimen Umtriebe ablehnend. Wurmser's Ziel war nicht, die Bourbonen in sein geliebtes Elsass zurückzuführen; auch nicht auf geheimen, verräterischen Schleichwegen, sondern als ehrlicher Soldat wollte Wurmser sein Ziel erreichen. Er stand damals auf dem Gipfel seines Ruhmes und seines Lebens. Der Kaiser verlieh ihm den Marschallstab. In der kaiserlichen Armee hiess er, (im Gegensatz zu dem zaghaften Clerfayt) nicht anders, als der «Marschall Vorwärts!» «Besonnenheit im Unglück, Kaltblütigkeit in der Gefahr, Standhaftigkeit, Zuversicht, Gottvertrauen, die schönsten Tugenden des Soldaten zieren diesen Mann», schrieb damals Fürst Dietrichstein über ihn. In seinem Hauptquartier ging es sehr einfach zu. Wurmser selbst war zeitlebens ein Wassertrinker. In seinem Hauptquartier herrschte, wie Graf Bellegarde schreibt, herzugewinnende Einfachheit und Frohsinn, jene

herrliche Fröhlichkeit und Heiterkeit, welche die süsseste Mitgift eines vorwurfsfreien Herzens sind. Herzenssache war ihm auch die Fürsorge für seine Soldaten, besonders für kranke und verwundete. Was ihn aber in jener Zeit besonders auszeichnet, ist sein echter deutscher Patriotismus, wie derselbe aus seinem Dankschreiben an den Kaiser hervorleuchtet. «Möge nur Gottes Segen», schreibt er, «auf allen meinen Bemühungen für die Wohlfahrt unseres Vaterlandes ruhen, um Ew. Majestät in den Stand zu setzen, Ihren Feinden eherner Gesetze vorzuschreiben; aber nur jene der Redlichkeit, der Gerechtigkeit und der Ehre». Das Ziel seines Patriotismus war immer das Elsass. Das Elsass für Kaiser und Reich wieder zu erobern, darauf stand sein Sinnen und Trachten, als er (nach Clerfayts Abberufung 7. Februar 1796) zum Oberbefehlshaber der beiden vereinigten kaiserlichen Armeen am Rhein erhoben wurde.

Die Vorbereitungen zu dem neuen Feldzug, die Schwerfälligkeit der Verpflegung und der Rekrutierung, nahmen Zeit und Geld in Anspruch. Am 6. Mai 1796 wurde der neue Kriegsplan festgestellt, wonach Wurmser durch das Oberelsass in das Innere Frankreichs eindringen sollte. Wurmser und seine siegreiche Armee brannten vor Begierde, direkt auf Paris zu marschieren. Gerade so, wie 17 Jahre später der preussische «Marschall Vorwärts!» Denn in Paris lag die Entscheidung.

Aber auch diesmal sollte die heisse Sehnsucht seines Herzens ihm entwinden wie ein leerer Traum. Die Hiobsposten aus Italien veranlassten den Kaiser, seinen besten Feldherrn plötzlich vom Rhein abzurufen, um die Lombardei zu retten und Bonapartes Siegeslauf Einhalt zu tun. «Ich glaube Ihnen ein hervorragendes Zeichen meines Vertrauens zu geben,» schrieb der Kaiser am 29. Mai 1796 an Wurmser, «indem ich Ihnen den Oberbefehl der Armee (in Italien), welche zur Vollbringung so grosser Taten berufen ist, übertrage.» Der Kaiser beging mit dieser Abberufung ohne Zweifel einen grossen Fehler. Aber Wurmser gehorchte ohne Zaudern. Mit jugendlichem Feuer ging der 71jährige Held an die grosse Aufgabe, welche ihm gestellt war. Ihm folgten 30000 Mann seiner besten Truppen, aber nicht seine Generalstabs-Chefs Grüne und Bellegarde.

Am 27. Juli kamen die letzten Truppen vom Rhein in Trient (Tirol) an, und unmittelbar darauf ergriff Wurmser die Offensive. Es galt, die Festung Mantua zu entsetzen, welche von Bonaparte hart bedrängt wurde. Wurmser, aus den Tiroler Bergen in die Ebene der Lombardei herabsteigend,

teilte seine aus 47 000 Mann mit 192 Geschützen bestehende Armee in drei Kolonnen: die erste sollte den Gardasee umgehen und die Franzosen im Rücken fassen; die dritte den Po überschreiten und Piacenza gewinnen; mit der zweiten wollte er selbst die Franzosen von Mantua vertreiben. Als aber Bonaparte die Belagerung dieser Festung schleunigst aufhob, änderte Wurmser am 2. August seinen Plan, und gedachte kühn auf Mailand zu marschieren, um die Lombardei von den Erpressungen des Feindes zu befreien. Die Franzosen wurden an diesem Tage überall von Wurmser zurückgeworfen, der Weg nach Mantua frei gemacht, und von der kaiserlichen Garnison der ganze französische Belagerungspark erobert. Dieser schnelle Erfolg erregte in Wien eine stürmische Freude. Wurmser war der Held des Tages. «Ihre glänzenden Erfolge», schrieb ihm der Kaiser, «haben ganz Wien mit Jubel erfüllt. Ich kenne meinen wackeren und tapferen Wurmser zu gut, um nicht sicher zu sein, dass nun die Verfolgung des Feindes nachdrücklichst betrieben, und der Sieg mit aller Energie ausgenützt werden wird.» Wurmser wusste nicht, als er seinen Sieg nach Wien meldete, dass inzwischen die erste Kolonne seiner Armee (unter Quosdanovich) bei Salò, Lonato und Gavardo von Bonaparte gänzlich geschlagen war. Das Unglück schritt schnell. Am 5. August warf sich Bonaparte mit seiner ganzen Macht auf Wurmser's Kolonne, und brachte ihm am 5. August bei Castiglione (Solferino) eine solche Niederlage bei, dass die Kaiserlichen nach Südtirol zurückgedrängt wurden. Mantua sah sich von neuem blockiert. Ein harter Schlag für den alten Marschall. Er hatte das Vertrauen seiner Armee verloren. Aber er verzagte nicht. Am 31. August rückte er wieder vor, um Mantua zu entsetzen, aber diesmal nicht in drei Kolonnen, sondern (wegen des schwierigen Defilé und der Verpflegung wegen) in fünf Kolonnen zersplittert, mit der Absicht, in Bassano am 7. September sich zu sammeln. Bonaparte schlug eine Kolonne nach der anderen. Wurmser, auf dem Schlachtfeld von Bassano in verzweifelter Lage, musste froh sein, zu retten was noch zu retten war. Mit kühnem Entschluss, den Degen in der Faust, bahnte er sich mit seiner Kavallerie und einem Teil seines Zentrum den Weg durch die feindliche Armee, und warf sich nach — Mantua! nach Mantua, in die Festung, welche er hatte befreien wollen!

In Zeit von zehn Tagen hatte Wurmser 20 000 Mann und unzähliges Material verloren, ja er hatte tatsächlich alles verloren. Anstatt auf Mailand zu marschieren, sass er in dem sumpfigen Mantua mit einer geschlagenen Armee wie in einer Mausefalle. Mantua erhielt unter diesen Umständen die Be-

deutung, wie im 1870er Kriege — Metz. Von dem Schicksal Mantuas hing das Schicksal Italiens ab. Mit äusserster Anstrengung bot der Kaiser alle Kräfte auf, um Mantua zu entsetzen. Mitten im Winter stieg Alvinczy über die schneebedeckten Alpen zweimal mit frischen Armeen, um Wurmser die Hand zu reichen, aber nur mit dem Erfolge, dass viele tausende seiner Soldaten im Schnee und in den Abgründen umkamen, und diejenigen, welche die Poebene erreichten, nur dazu dienten, Bonapartes Ruhm bei Arcole (15., 16. und 17. November 1796) und bei Rivoli (14. und 15. Januar 1797) zu erhöhen.

«Solange hier noch ein Pferd, ein Hund, eine Katze, ein Bissen Brot vorhanden ist», schrieb der alte Wurmser aus Mantua am 30. Dezember an Alvinczy, «kann von der Uebergabe keine Rede sein, und kein Ungemach wird mich hiezu vermögen». Unter den Leiden des Hungers und der Epidemien, des Skorbut und des Spitaltyphus, schmolz die Garnison in Zeit von 7 Monaten von etwa 18000 auf höchstens 4000 Kampffähige zusammen. Während der Belagerung waren 3828 Pferde verzehrt. Zuletzt gab es nur noch aus Stroh und Reis gebackenes Brot. Am 2. Februar 1797 musste Wurmser kapitulieren.

Es gereicht Bonaparte zur Ehre, dass er die Standhaftigkeit des alten Helden ehrte. Derselbe durfte mit 700 Mann seiner Wahl, mit fliegenden Fahnen und sechs Geschützen frei von Mantua abziehen.

Auch der Kaiser machte seinem geschlagenen Feldherrn keinen Vorwurf, sondern suchte ihn zu trösten und aufzurichten, indem er ihm schrieb:

«Vienne le 14 Février 1797.»

«J'ai reçu votre Rapport par le comte Degenfeld, contenant les détails relatifs au blocus et à la capitulation de Mantoue. Quelque fâcheux que soient les revers de la dernière campagne en Italie, et quelque'affligeante que soit la perte d'une place aussi importante que celle, qui vient de tomber au pouvoir de l'ennemi, je n'ai jamais cessé de rendre justice à la loyauté de vos efforts et de votre zèle pour le bien de mon service. Je vous invite de vous rendre à Vienne, où je serai bien aise de faire usage de vos avis, et où il est juste, que vous jouissiez du repos, dont dans ce moment vous devez avoir un besoin très pressant après tant de fatigues.»

Der Brief gereicht dem Briefsteller nicht weniger zur Ehre, als dem Adressaten. Es war der «gute» Kaiser Franz, der diesen Brief schrieb, derselbe, der noch heute im Volkslied als «der gute Kaiser» fortlebt. Als Wurmser nach Wien kam, und schluchzend seinem Kaiser zu Füssen sank, schloss



dieser ihn liebevoll in seine Arme. Ja, er tat mehr. Er übertrug ihm das Generalkommando in Ungarn, damals den höchsten Ehrenposten militärischer Verdienste. Aber Wurmsers hat diesen Posten niemals angetreten. Der Kummer über sein Unglück nagte an seinem Herzen. Er starb in Wien am 21. August 1797. Noch im Delirium des Sterbenden trug sein tatendurstiger Geist sich mit der Eroberung des Elsass. Mit dem «Elsass» auf den Lippen hauchte er seinen Geist aus, einer der edelsten Söhne des Elsass. Sein letzter Hauch war — : «Elsass!»

Er war 73 Jahre alt, als er starb; und 73 Jahre sollten noch vergehen, bis das Elsass für Kaiser und Reich wiedergewonnen wurde.

Kaiser Franz Joseph I. ehrte das Andenken Wurmsers durch dessen Marmorstandbild in der Ruhmeshalle des K. K. Arsenal zu Wien.

Von seinen zwei Kindern war die Tochter Henriette Dorothee vermählt mit einem Grafen Schliertz gen. Görtz zu München, und starb 1827. Sein Sohn Graf Christian Wurmsers (geb. 1768) war Kammerherr am Wiener Hof und Staatsrat für Galizien. Er starb zu Wien am 8. September 1844, unvermählt, als der letzte männliche Spross der Familie Wurmsers von Vendenheim, die mit ihm erlosch. Der Feldmarschall war protestantisch, und hat auf seine eigenen Kosten in Pest eine protestantische Garnisonskirche bauen lassen.

Wurmsers Wappen: Geteilter Schild. Im unteren goldenen, wie im oberen schwarzen Felde je ein silberner Mond. Auf der Krone des Helmes steht eine gekrönte Jungfrau, welche statt der Arme zwei goldene Hörner hat und die Farben und Symbole des Wappens an der Kleidung trägt, oben bis an die Hüften schwarz, an der Brust die zwei silbernen Monde, unten golden. Die Helmdecken sind schwarz mit Gold unterlegt.

Wurmsers im Elsass gelegene Güter wurden 1797 von der revolutionären Staatsgewalt konfisziert und als Nationalgut versteigert. Von seinem Schloss in Sundhausen ist nur noch ein Teil übrig, pietätvoll restauriert von dem jetzigen Besitzer Herrn Kastler, welcher seit dem Kriege 1870/71 nach Paris verzogen ist. Noch heute sind, an der Schlossgasse beginnend, die Grenzen des ehemaligen Schlosshofes und Parkes zu erkennen. Noch heute steht die mächtige Zehnt-Scheuer des Grafen Wurmsers.



Dobranitz le 10 Avril 1778.

J'étais enchantée mon cher Donauer d'apprendre de vos nouvelles et de mes cheres Enfants, j'ai reçu vos lettres de Strasbourg et de Nickenau, j'envoie Fuchs à Praague, qui Vous diras combien que nous sommes tracassée pour mon despart, je mande à mes Enfants que je suis partie pour faire de revuës, mais entre nous soye dit cest pour aller en avant, je compte cependant que Vous pourrois rester tranquillement à Dobranitz pendant l'été, je pourrais desja Vous prevenir assez tot quand il seras temp que Vous alliez a Praague, je Vous prie d'aller avec les Enfant voire la maison du Baron de Strerowitz que j'ai loué pour voire coment que Vous Vous rengeriois. Elle est très belle et spacieuse, il est très heuru que vous ayez quelque chose de reste en argent. Vous donnerois, des accomptes a la Marie pour le menage par 25 ou 30 florins et je ne Vous laisserois pas manquer d'argent. donnée moy tous les jours de postes de vos nouvelles, tantot Vous ou les Enfants ou la Marie ou la Neuhoff, je me fie à Vous mon cher M<sup>r</sup> Donauer dans tous les cas pour l'ordre et l'education de mes cheres Enfants, quand au menage Vous savez que la Marie est intelligente, qu'elle aime la propretée et qu'elle est lidele on pourras s'en rapporter a Elle, j'ay appris que François est venuë avec Vous comme je peu me passer de luy je l'est recomandée au Marquis de Vogheras qui le prendras comme Vallet de Chambre il auras un Mestre qui aime l'ordre s'il est un peu vif il est d'ailleur un bon Mestre et un bien Gallanthome, il faut seulement quil soye sage, laborieu, et quil tienne tout en ordre, quand il seras grondée qu'il ne reponde pas, et quil prenne garde au petit Hansele que le Marquis aime come son fils et qui luy raporte tout ce que les autres disent quil se garde de parler aux autres Domestiques du Mestre, enfin quil soye prudent et sage il trouverras un bon Mestre. quand a Stephany Vous luy dirois que je le fait Fourier de mon Reg<sup>mt</sup> il ne seras pas obligate, je pense que cela luy conviendras si non il resteras avec nous, pour Wentzel Vous luy donnerais son Congée, Vous retirerois sa Livray et luy ferois acheter un vieu habit, il me parois que jay mille choses a Vous dire mais Vous aurois encore de mes nouvelles desfendée a tous ceux qui aprochent les Enfants de leurs parler de la guerre et de milles mensonges qui vont courir dès que les operations de campagnes Comenceront, mes Compliments a Mamselle Maykuchel, ne montrée pas cette lettre a mes enfants, adieu mon cher Monsieur Donauer M<sup>r</sup> Utz viens de partir avec mes chevaux je suis tout a Vous.

C' de Wurmser.

## VIII.

# Zu Montanus Gartengesellschaft.

Mitteilung

von

**Johannes Bolte**

Berlin.

In meiner Ausgabe der Schwankbücher des Martin Montanus (Tübingen 1899, S. 634) konnte ich zu der letzten Erzählung der zwischen 1559 und 1566 zu Strassburg gedruckten «Gartengesellschaft» auf Grund einer gütigen Mitteilung von Herrn Stadtarchivar Dr. O. Winckelmann einen urkundlichen Nachweis der dort erwähnten Begebenheit bringen. Da nun Herr Dr. Winckelmann kürzlich weiteres Aktenmaterial aufgefunden und mir freundlich zur Verfügung gestellt hat, darf ich vielleicht noch einmal auf jene Erzählung des elsässischen Schwanksammlers zurückkommen, zumal da auf seine historische Glaubwürdigkeit dadurch Licht fällt.

Montanus berichtet im 115. Kapitel von dem Betrüge, den der Jude Jäcklin von Obernberckheim gegen einen ungenannten elsässischen Edelmann verübte, indem er auf Grund eines gefälschten Schuldscheins von der Familie desselben 700 Gulden erpresste, als er hörte, der Edelmann sei auf dem Zuge gegen Metz (Ende 1552) gefallen. Aber der Edelmann kehrte bald darauf unversehrt heim und verklagte Jäcklin beim Bischof von Strassburg, der diesen nun in der Herberge zu Matzenheim gefangen nehmen und zu Zabern einkerkern liess. Doch musste der Jude darauf an das Gericht zu Ensisheim ausgeliefert werden, und dort ward er, nachdem er noch anderer Vergehen überwiesen worden war, zum Tode verurteilt und zwischen zwei Hunde an den Galgen gehängt.

Die Strassburger Akten nun, die hauptsächlich in dem unten abgedruckten Schreiben der bischöflichen Räte zu Zabern bestehen, geben uns zwar nicht über den ganzen Verlauf des Rechtshandels, aber doch über den interessantesten Teil Auskunft und zeigen, dass der kaum zehn Jahre später schreibende Montanus mehrfach von den Tatsachen abweicht. Während der Name des Betrügers, seine Gefangennahme zu Mayenheim (Matzenheim bei Montanus) und seine Haft zu Zabern übereinstimmend berichtet werden, treten bei der Erzählung über die vom Juden begangene Fälschung des Schuldscheines und deren Entdeckung Differenzen hervor. Der angebliche Schuldner ist nach den Akten ein armer Mann aus Bischofsheim, Claus Zeringer geheissen, bei Montanus ein Edelmann, der an dem Metzger Feldzuge teilnimmt; die Summe beträgt hier 200 Gulden nebst Gerichtskosten, dort 700 Gulden; der an die Erben des verstorbenen Schuldners gerichteten Forderung geht hier ein über ein Jahr währender Prozess voraus, dort ist von einem gerichtlichen Verfahren überhaupt nicht die Rede, auch zahlt die Familie alsbald die verlangte Summe. Die Aufdeckung des Betrugs erfolgt hier durch die Beobachtung, dass die Urkunde zehn Tage nach dem 18. Juli 1552 eingetretenen Tode des Schuldners datiert ist, bei Montanus aber durch die unerwartete Heimkehr des Totgeglaubten.

Man darf indes wohl annehmen, dass nicht Montanus selber aus Effekthascherei so willkürlich mit den Tatsachen umsprang, sondern dass schon die mündliche Volksüberlieferung jene dramatische Zuspitzung besorgt hatte, als Montanus aus ihr schöpfend dies Ereignis der jüngsten Vergangenheit literarisch verwertete.

Den gestrengen, ernuesten, fursichtigen, ersamen, wysen meister vnd rhat der statt Straßburg, vnsern lieben herren vnd fründen.

(prod. den 23. julij a<sup>o</sup> 54.)

Vnser fruntlich gutwillig dienst zñuor, gestrengen, erenuesten, fursichtigen, ersamen wysen lieben herren vnd fründ, wir können euch in vertreuwen nit verhalten, das wir Jäcklin Juden von Oberbergkheim vmb nachgemelter vbelthat willen dise wochen vff des hochwirdigen fursten vnser gnedigen herren von Straßburg oberkeit zu Mayenheim haben gefenglich annemen vnd here gon Zabern ju seiner furstlichen gnaden gefengknuß legen lassen.

Vnd hat die sach die gestallt. Er (Jäcklin) hat vergangner jaren einen vnser gnedigen herren vnderthanen zu Bischoffsheim<sup>1</sup>, Clauß Zeringer genant, vor dem keyserlichen hoffgericht zu

---

<sup>1</sup> «Bischeim bey Rosheim» heisst es in der Anlage C, «Bischen bey Rossa» in D.

Rotweil vmb zwen thaler<sup>1</sup> mit verkündung furgenomen, daruß ein solche schwere rechtfertigung eruolgt, das er den armen man vber alle sein verseünnüß, mühe vnd arbeit vff oder vber die hundert guldin zu costen bracht. Als nun der arm man sein vnschuld zu tag bracht, jst er des Juden clag ledig erkannt worden mit widerlegung costens. Daruff hat der Jud an das keyserlich cammergericht muttwilliger weiß appelliert, citation erlangt, aber die acta erster instanz nit genomen, darumb der arm mann am cammergericht vff den zwelfften tag february des verschynen zweyvndfünffzigsten jars auch absoluiert vnd ledig erkant worden ist mit erstattung vffgangens costens, inhalt darüber vffgangens vrtheilbrieffs, dessen copeny ir hiebei mit .A. bezeignet zusehen hab.<sup>2</sup> Alß er (Clauß) aber hernach vff den achtzehenden tag julij desselben zwey vnd fünffzigsten jars todts abgangen, hat der Jud hernach vff sambstag nach Simonis et Jude desselben jars | ein Rotwilische anleitun vff Clauß Zeringers hab vnd gütter vffbracht, deren copeny mit .B. bezeichnet hiebey ligt.<sup>3</sup> Dweil aber von Clauß Zeringers kinder wegen die anleitun versprochen, darumb auch aberkant worden ist, hat er ein beleütung vffbracht, deren abschrift wir euch hiemit auch zusenden mit .C. signiert.<sup>4</sup>

Dise beleütung hat Kirmans Blesy als geordenter vogt der kúnder versprochen; also ist die auch aberkant worden. Da hat der Jud vff seinem beharlichen muttwilligen gemütt ine, den vogt, mit ladung furgenomen, deren abschrift wir euch hiemit auch zusenden vnder dem buchstaben .D.,<sup>5</sup> sonder zweiffel allein die kinder im rechten damit zuerylen vnd dahin zubringen, das sy von vorigem erlangtem rechten abstan sollten. Der vogt hatt sich aber zu Rotweil in recht ingelassen, des Juden clag begert zuhören. Da hatt der Jud ein vortrag ingelegt, den Clauß Zeringer mit ime ingangen sein sollt, vnd crafft desselben an die kúnder zusamt dem cossten zweyhundert guldin begert, vber das er inen irem erlangten rechten nach allen cossten abzurichten schuldig, dessen abschrift ir hieneben

---

<sup>1</sup> In der Anlage E heisst es: «von wegen zweyer thaler, die er fur sich selbs vff einem tisch freuenlich genomen zu Bischeim im fryhenn hoff jungker Jörg Drytzehens».

<sup>2</sup> Dieser «Vrtheilbrieff», datiert Speyr den 12. Febr. 1552, unterzeichnet von Conradus Visch D. Verwalter und Wendalinus Hesus LL. Licentiatus, Judicij Camere Imperialis Pronotarius, liegt bei. Ihm zufolge ist die Klage am 23. Sept. 1551 in Speier eingereicht worden.

<sup>3</sup> Diese «Anleitung» von Michel Hertzog, beysitzer des key. Hoffgerichts zu Rotwyl, datiert Sambstags nach Simonis et Jude 1552, liegt bei. Die Forderung des Klägers beläuft sich hier auf 400 Gulden.

<sup>4</sup> Diese «Beleütung» von Michel Hertzog, datiert Zinstags nach Marie Lichtmes 1553, ist gleichfalls vorhanden.

<sup>5</sup> Die «Ladung», geben Fritags nach Judica 1553 vom Hofrichter Graf Wilhelm zu Sultz, bescheidet den Kirmers Bläfin auf Zinstag nach Exaudi nach Rotwyl.

mit .E. bezeichnet auch zusehen habt.<sup>1</sup> Dweil nun vß aller gelegenheit ergangens handels, auch des orts vnd personen halben, so im vertrag gemeldet, ein betrug zum höchsten vermutlich, haben wir vnß gleich damaln Clauß Zeringers tödtlichen abgangs eigentlich erkundigt, auch. wie oben gemeldet, befunden, das er am mittwuch vor Marie Magdalene, den achtzehenden julij vnd | also zehen tag, ee dann das datum des vertrags statt. gestorben, daruß vnd allen vermutungen vnd vmbstenden des Juden betrug an tag khomen, auch wol zugedencken ist, das er ein andere person in Clauß Zeringers namen also suborniert hab. Darumb wir lengest beuelch gethan, ine (wo er füglich zubetretten) gefengklich anzunemen, das aber sich nit ee dann eben jetzt schicken wollen. Daneben haben der khünder vögt nit vnderlossen, executoriales am cammergericht vßzubringen vnd dem Juden insinuieren zulassen,<sup>2</sup> darzu ine vmb tax des cosstens zu Rottweil, dessen biß in sechzig guldin vffgezeichnet, one waß denn künden nit wissendt ist, wider angenommen. Dawider er den betrüglichen vermeinten vertrag exceptions weiß vnder gleichem dato jnbringen lassen, aber jetzt den betrug gern damit verantworten wollt, der schreiber müßt jm dato gefelet haben.

Dweil nun zubesorgen, das soliche vnd der gleichen betrügliche handlungen offermals gegen den armen lüthen furgenomen. do leichtfertige Christen funden werden, so den Juden darzu helffen. darumb billich vnd gut were, das man gepurliche straff anderen zu eim exempel gegen disem Juden furnemen vnd wir dann nit zweiffen, deren personen, so jm vertrag gemeldet, seigen noch ettliche bey euch zubetretten, so ist vnser fruntlich dienstlich bitt, jr wollent euch bey denselben, wie jr von oberkeit wegen wol zuthun wissent vnd sonder zweiffel selbs geneigt sind, der sachen gelegen- | heit erkundigen vnd, waß ir erfahren mögen, vnß vnuerlengt zuschreiben, vnß gegen dem Juden dester baß darnach haben zurichten.<sup>3</sup> Was wir dann verrer von jme Juden erfahren, so wir nott achten mögen, wellen wir euch auch nit verhalten vnd solches hinwider fruntlich vnd nachparlich haben zuuerdienen.

Datum Sambstags sannet Arbogasts tag anno Liiij

Vnsers gnedigen herren von Straßburg  
weltliche Rhäte zu Zabern.

---

<sup>1</sup> Der in Abschrift beigefügte «Vertrag» zwischen Claus Zeringer und Jakle Jud ist datiert vom 28. Juli 1552 in der Herberge zum Lowenstein zu Strassburg und nennt als Zeugen Daniel Kreysß Canzleyschreiber zu Straßburg, Michel Weibel von Oberbergkheim, Hanns Weyßbeck Turnhüter zu Straßburg, Heinrich Preuß und Jörg Schaffner. Claus Zäring verpflichtet sich darin, 200 Gulden samt allen Kosten zu Rotwyl und Speyr zu zahlen.

<sup>2</sup> Dies «Executorial» datiert Speyer den 6. Nov. 1553 von Wendelinus Hesus LL. Lic., liegt bei.

<sup>3</sup> Dies ward laut der Strassburger Ratsprotokolle vom 24. Juli 1554 (Montanus. Schwankbücher S. 634) gemäss dem Ersuchen der Zaberner Räte beschlossen und am folgenden Tage das Ergebnis des Verhörs der Strassburger Zeugen nach Zabern gemeldet.



## IX.

# Einem elsässischen Jesuiten zum Gedächtnis.

Von

J. Knepper.

Es war im Sommer 1623. Das alte Ingolstadt an der Donau, damals noch ein berühmter Musensitz, lag in tiefer Ruhe. Da schleicht, die Leier unter dem Arme, um die Geisterstunde ein einsamer Scholar durch die Gassen. Wie mag dem schlanken Burschen bei seiner nächtlichen Wanderung das Herz gepocht haben, denn es galt ja, der Liebsten einen Gruss zu senden und sie zu gemahnen, dass auch jetzt einer in Treuen ihrer gedachte. Und nun steht der Wanderer still. Vor ihm liegt das Haus eines ehrsamten Bäckermeisters, und dessen Töchterlein hat's ihm angetan. Die treue Laute wird genommen, und wie die Finger so still über die Saiten gleiten, tönt aus der Kehle ein Minnelied, eigens der Erkorenen gedichtet zum schönen Angebinde. Doch still bleibt's in der Gasse, und dem sehnsüchtig Harrenden zeigt sich kein liebendes Antlitz. «Sie hat dich vergessen» tönt's in seiner Seele nach, und da horcht er auf. Ausgelassener Buben spottendes Gelächter schlägt an sein Ohr: das ist dem Armen zu viel. Wilde Verzweiflung ergreift ihn, und mit den Worten

Cantatum satis est. Frangito barbiton!

zerschmettert er seinen treuen Weggesell, die alte, liebe Laute, an der Ecke des Hauses. Dann steht er da wie umgewandelt, denn aus dem nahen Kloster war der frommen Nonnen nächtlicher Psalmengesang an sein Ohr geklungen. Dem einsamen Sänger war in dieser Nacht sein wahrer Beruf aufgegangen. Am andern Tage bat er um Einlass an der Pforte des Jesuiten-

klosters; aber nur auf wiederholtes Begehren wurde er zugelassen.

Der das erlebte, war Jakob Balde. Im Elsass stand seine Wiege. Wohl Anfang Januar 1604 wurde er in Ensisheim dem Gerichtsssekretarius Hugo Balde aus Giromagny geboren. Ensisheim war damals mehr als heute: die habsburgischen Grafen des Sundgaues hatten das Städtchen zum Mittelpunkte ihrer Verwaltung gemacht, und so zeigte es das Leben und Treiben einer Art Residenz im kleinen; man atmete immerhin ein Stückchen Hofluft in dem wohlbewehrten Wasgaustädtchen. Und behäbig und wohnlich war auch alles, was den Neugeborenen umgab, zumal eine Mutter aus altem Patriziergeschlecht über das Kind wachte; sie mag, da er erst ihr Zweiter war, auf den später noch eine lange Reihe folgte, mit besonderer Liebe und Freude des kleinen Jakob gewartet haben. Die vortrefflichen Anlagen des Knaben bestimmten den Vater, ihn zu weiterer Ausbildung nach Belfort zu schicken, und einen tüchtigen Juristen aus ihm zu machen, war seither des Vaters begreiflicher Wunsch. Zu Belfort lernte der junge Balde namentlich auch das für seine Laufbahn so notwendige Französische oder vielmehr das Burgundische. Nach jahrelangem Verweilen am Strande der Savoureuse kehrte Balde in seine Heimat zurück, um seine Studien auf dem soeben in Ensisheim gegründeten Jesuitengymnasium fortzusetzen.

Was der Knabe versprochen, hielt der Jüngling: ausgerüstet mit einer sehr gediegenen klassischen Bildung, verliess Balde in den ersten Stürmen des dreissigjährigen Krieges sein furchtbar heimgesuchtes Elsass und wanderte nach Ingolstadt, wo er dem gelahrten Philosophiestudium, dann der Jurisprudenz oblag. Er mag ein fleissiger Student gewesen sein, aber Ueberwindung genug mochte es ihn doch kosten, sich in die dicken Weisheitsbücher hineinzuarbeiten, denn sein Charakter war diesem Studium nicht gerade allzu hold: Balde war eben ein lustiger, oft überschäumender Gesell, stets aufgelegt zu losen Streichen, zu Kurzweil und heiterem Spiel auf fröhlicher Leier, die er so meisterhaft schlug, dass ganz Ingolstadt davon sprach. Aufbrausend wie ein echter Sanguiniker und dabei im Augenblick der Erregung bissig wider den Gegner, verleugnete er nie seine echte Alemannennatur, die dem Kinde des Wasgaues treu blieb das ganze Leben hindurch. Köstlich ist sein Geständnis aus jenen Tagen in einer seiner Oden, wo er sich mit dem Stachelschwein vergleicht und in geradezu klassischer Weise die Hiebe schildert, die er dazumal ausgeteilt. Trotz allem holte sich der junge Student bereits Pfingsten 1623 das Baret des philosophischen Doktors. Am juristischen Studium hatte er erst genippt,

da trat das nächtliche Abenteuer ein, das wir schon erwähnt haben; es gab seinem Leben eine ganz andere Richtung.

Balde blieb im Orden: er wurde bald eine ihrer Grössen und das Bayernland ihm eine zweite Heimat. Mehr und mehr rang sich in dem jungen Elsässer der Gedanke durch, dass er bestimmt sei zum Singen und Sagen und dass er neben dem Ordenskleide auch das eines Apollopriesters tragen müsse. Als Ordensmann blieb er zeitlebens im gewöhnlichen Rahmen, bald als Prediger, bald als Seelsorger und Erzieher tätig und treulich beschützt vom bayrischen Fürstenhause, das mit mäcenatischer Huld sich des geistvollen Jesuiten annahm und ihn mit Ehren und Aufmerksamkeiten überhäufte. Wenn wir heute noch eines Balde gedenken, so geschieht das deshalb nicht wegen des Jesuiten in ihm — als solcher würde er aus der Masse kaum auftauchen —, sondern es geschieht wegen des gottbegnadeten Sängers, dem unter der Hand alles so zwanglos und prächtig zum schönen Rhythmus sich fügte, das ihm das Dichten förmlich zur andern Natur wurde.

Und wie glücklich fühlt er sich mit seiner Leier, die ihm glitzerndes Gold und rauschende Weltfreude so reichlich aufwog, die ihm so vieles Leid und Ungemach mit heimelnder Stimme hinweggesungen, ihm die Tage des Glückes glücklicher und die der Freude freudiger gestaltet hat! Man mag seine Oden durchblättern oder seine sonstigen Werke nur flüchtig überschauen: überall tritt uns der Mann entgegen, der weiss, weshalb er singt und weshalb er singen darf, und doch bleibt dieser selbe Mann allerorten so recht und echt bescheiden, dass er fast etwas Schüchternes an sich hat. Man sehe sich statt vieler Stellen nur die eine Ode an, die er geheimnisvoll «Mein Weibchen» überschreibt. Dieses sein liebes Weibchen ist seine Leier. Nie gab's eine schönere Ehe, nie ein schöneres Sichverstehen. Und wie zerzaust er sein Weibchen, wie schlägt er es gar, wenn seine Finger über die Saiten fahren, aber je wilder er ihr übers Antlitz fährt, um so mehr jauchzt sie auf:

Ja, schlag' ich sie, erkennt sie's dankbar an.  
Schuldig nur fühlt sie sich,  
Bittend: Ach streichle mich!

Balde war als Sänger äusserst vielgestaltig, ja man muss staunen über die Mannigfaltigkeit seines dichterischen Schaffens, das sich fast in jedem Genre versuchte — und mit Glück versuchte. Indessen ist Balde vor allem und ganz hauptsächlich Lyriker, und auf dem Felde dieser Gattung liegt so sehr seine Stärke und seine ganze originelle Kraft und Eigenart, dass seine andern Schöpfungen — z. B. auch seine Satiren — gegen

seine Lieder zurücktreten. Wollen wir Baldes Lyrik verstehen, dann müssen wir die Lyrik seines römischen Vorbildes Horaz verstehen: beide haben ungemein viele Berührungspunkte. Und Balde hat diese Berührungspunkte gesucht: Horaz blieb ihm zeitlebens Muster und Ideal, dem er in heissem Sehnen nachstrebte und den er sich in Form und Sache so zu eigen gemacht hatte, dass sich beide in mancher Hinsicht zum Verwechseln ähnlich sehen. Es scheint gewagt, den Sänger aus Venusia mit dem deutschen Jesuiten auf ein Postament zu stellen, aber Balde verdient diesen Platz neben Horaz, und wir Deutsche haben allen Grund, uns dieses Bildes zu freuen.

Baldes Lyrik ist ihrem innersten Wesen nach tiefempfundene Gedankenlyrik, doch liebt er es, seinen Gegenstand durch reale Gestaltung häufig mit einer Art epischer Folie zu umgeben: so zeigen viele seiner Lieder nicht selten breite, epische Stellen, die wir nur ungern vermissen würden; sie geben dem Ganzen eine ungemein ansprechende Plastik und Naturtreue. Das tritt z. B. recht stark und bezeichnend hervor auf einem Hauptfelde Baldescher Lyrik, der religiösen. Mit idealem Schwung und kühnem Gedankenfluge verbindet sich in diesen Liedern eine so äusserst wohltuende Frömmigkeit, die Gott überall sucht und dem Schöpfer, dem Erlöser, seiner heiligen Mutter den Tribut schuldiger Ehrfurcht im heiligen Sange demutsvoll zu Füßen legt. Wer ein Stück echter religiöser Gedankenlyrik sehen will, der lese z. B. Baldes Marienoden. Selbst wer dem Gegenstande keine Sympathie abgewinnen kann, wird gern und freudig bekennen, dass ein deutscher Dichter uns hier Perlen gibt. Und nun das andere, das wir schon angedeutet haben! Die Andacht in diesen Liedern, das Sehnen des menschlichen Herzens nach dem Höchsten hier auf Erden, die von frommem Schauer durchglühte Seele des Dichters — das alles bekommt so häufig seinen Halt an gegenständlicher, echt epischer Schilderung, mag des Dichters Pinsel uns nun einen einsamen Wallfahrtsort malen, ein uraltes Gnadenbild, ein hehres Gotteshaus mit seiner Predigt «sursum corda», oder mag der Poet uns mit sich führen über Tal und Hügel in eine stille lauschige Ecke, wo die Natur durch ihre entzückende Schönheit das Herz zur Andacht stimmt. Und gerade das letztere tut Balde mit sichtlicher Vorliebe: religiöse Lyrik und Naturlyrik laufen bei ihm ineinander, oft vielleicht unwillkürlich, so dass der Dichter es selbst nicht merken mochte.

Balde ist überhaupt **Naturdichter** im schönsten Sinne des viel missbrauchten Wortes. Gerade nach der Seite wird er jeden fesseln und zur Bewunderung hinreissen, der ihn liest. Da haben wir eine köstliche, jede Mache turmhoch über-

ragende Naivität, die so gern auf das Flüstern der Natur horcht und ihr alles abzulauschen versteht, ein Gemüt so golden und rein, einen Sinn so zart und innig und bei allem einen Griffel, der das seelisch und leiblich geschaute Bild mit der vollendeten Meisterschaft eines wahren Künstlers auf die Leinwand zu bannen weiss. Wie prächtig hat er uns nicht Bayerns Wälder gezeichnet, seine Flüsse und Bächlein besungen, seine Gärten und Parks geschildert, das edle Weidwerk in seinen Forsten gemalt! Wie oft hat er nicht, seine kranke Brust zu stärken, unterm Laubdache alter Baumriesen geruht und zum Dank als kleines Entgelt die stille Glückseligkeit und Herrlichkeit seines lauschigen Plätzchens im Waldwinkel besungen! Wie hat nicht der Held Frühling in ihm einen Lobredner gefunden, wie es nicht allzu viele gibt! Wer Balde hier im lateinischen Original liest, der hat ein prächtiges Stück Horaz vor sich: gerade hier erinnert der eine — trotz grundsätzlicher Verschiedenheit in der Auffassung von der Stellung des Menschen zur Natur — so lebhaft an den andern, dass es dem Kritiker schwer fallen möchte, in jedem einzelnen Falle zu entscheiden, wo die bewusste Nachahmung aufhört und die geniale Originalität anfängt. Freilich verliert sich an solchen Stellen der Poet nicht selten in eine minutiöse Kleinmalerei, sein Pinsel malt oft in feinen Haarstrichen, und auch das scheinbar Unbedeutendste am Wege, das kleinste Blättchen, das zarteste Blümlein, der nickende Grashalm in der Wiesenflur und der kleine Käfer im Laube — sie alle müssen helfen, das Bild auszumalen und in feinsten Abtönung dem, der es schauen will, vorzuhalten. Aber ist diese Kleinmalerei nicht gerade das köstliche Gut eines im besten Sinne des Wortes «naiven» Dichters, zumal eines Dichters, der, wie wir sahen, dem Lyrischen so gern das Epische beimischt? Für einen solchen Geist hat auch das Alltägliche und Unbedeutende seinen Reiz, und er weiss sonder Zwang und Mache gerade auch dem, was wir so gern trivial nennen, seine köstliche Seite abzugewinnen. Statt vieler nur ein Beispiel! Der Dichter hält sich in seinem einsamen Stübchen einen Zeisig, und wie alles um sich her bedachte er auch seinen kleinen Liebling mit einem Gedichte. Es ist nur ein «Bauernvögelchen», ein schlichter, deutscher Sänger, nicht schillernd wie der fremdländische Papagei und nicht berühmt wie der Phönix, aber was diese nicht dürfen, das darf der kleine, kecke Spielgesell: er darf den Dichter in der Arbeit stören. Wer denkt da nicht an Catulls «Sperling»? So singt er denn:



**De spinulo suo.**

Quod nec psittacus audeat  
Nec phoenix patrii de cineris rogo  
Heres ipse sui neque  
Junonis volucer gemmeus impetret,  
Audes, delictum meum:  
Me turbare canentem imperiosius  
Siren rustica, spinule,  
Ales nequitiae dulcis et ingeni.

Und nun das Leben und Treiben, Hüpfen und Springen des kleinen Sängers und das Spielen des Dichters mit ihm: <sup>1</sup>

Schalkhafte, kleine Landsirene,  
Bald stiehlest du Mandeln vom Papier,  
Und will ich sie dir wieder nehmen  
Mit Fluggeräusch enthüpfst du mir.

Bald pickt dein Schnabel meinen Finger  
Setz ich ihn ein ins Saitenspiel.  
Du lässest nicht die letzten Laute  
Zum ersten klingen, wie ich will.

Ziehst du nicht Töne in die Länge,  
So plätscherst du doch jedenfalls  
Und reibst dein Köpfchen mit den Nägeln,  
Auf dass symmetrisch glänzt dein Hals.

Das Jahr geht um, bis du wirst fertig,  
So viel hast du mit Schmuck zu tun,  
So oft tauchst du dich in die Fluten  
Und wieder auf, um dann zu ruhn.

Wie nah hast du das Käfigtürchen,  
Bist kein Gefangner, bist zu Haus,  
Schweifst hohen Sprungs entlang die Stäbe  
Und furchtlos fliegst du ein und aus.

Wenn Atropos recht sanft, das hoff' ich,  
Dich einst beim Flügelchen erwischt,  
(Auch euer Sein beschliesst die Parze)  
So geb ich Rosen, taubefrischt,

Und Veilchen dir zum Ruhelager,  
Bekränze das mit Immergrün  
Und eine Muse, die ich bitte  
Trägt zum Parnass mein Vöglein hin.

---

<sup>1</sup> Ich gebe hier die Uebersetzung von Schleich, um zugleich den ganzen Charakter des Bändchens (Renaissance. Ausgewählte Dichtungen von J. Balde. Uebertragen von J. Schrott und M. Schleich. München 1870) zu veranschaulichen. Manches ist gut gelungen, manches genügt kaum. Balde zu übersetzen ist eben ein Kunststück.

Und nun wieder ein anderes Feld Baldescher Lyrik. Die Zeit des Dichters zeigt den furchtbaren Rahmen des Schwedenkrieges. Was Deutschland, vorab Balde erste und zweite Heimat: das Elsass und Bayern, gelitten und getragen, das ging dem Sänger mit tiefstem Weh durch die Seele, und die Töne seiner Leier verraten uns den namenlosen Schmerz eines Mannes, in dem der Mensch und der Deutsche gleich aufrichtig und gross war. Wie er mit wunder Seele die Greuel der Zeit geschaut, mit nagendem Kummer es mitangesehen, dass sich Deutschland langsam verblutete, dass es verwilderte an Art und Sitte, dass ein Edelstein nach dem andern ihm aus der Krone gebrochen wurde — das hat uns Balde Mund in ergreifenden Tönen geklagt, und wer einen Mann sehen will, der in jenen schmachvollen Tagen treu und ehrlich zum Reiche hielt, der greife nur zu ihm und lese seine Gesänge, vor allem auch seine «Klagelieder» (silvarum lib. 4).

Freilich schleicht sich auch wohl das in diese Lieder, was wir Politik nennen: Balde ist eben Deutscher und Katholik, er ist vor allem schwärmerischer Verehrer des Bayernhauses, und so sind Gestalten wie Gustav Adolf und Wallenstein von ihm sehr düster gemalt. Aber ehrlich und offen bleibt er auch da, wo er hasst, und er hat es nie geliebt, mit geschlossenem Visier zu kämpfen: es war eins der Kunststücke, die diese ehrliche Natur nie fertig brachte. Und so freuen wir uns denn aufrichtig seiner Vaterlandslieder und zollen ihm gerade auch hier noch heute gern den Tribut verdienter Hochachtung.

Balde hatte schon früh mit sehr charakteristischer Derbheit den Versuch zurückgewiesen, ihn ob seiner Beherrschung der französischen Sprache für Frankreich in Anspruch zu nehmen, und stolz hatte er damals geantwortet: «Das Deutsche verstand ich schon als Knabe besser als mein Grossvater, ja noch besser als mein Vater». Und so blieb er sein Leben lang reichstreuer Elsässer, der am Wasgau hing so fest wie nur je ein Kind der Vogesenberge. Und wie klagt er nicht um seine furchtbar heimgesuchte Heimat!

Die so froh dereinst  
Den holden Königsglanz von Oestreichs  
Sonne aus leuchtenden Trauben schlürften:  
Ach, sie sind verurteilt, jetzo das tote Meer  
Und Nebelqualm zu trinken der tiefsten Nacht.<sup>1</sup>

Als er Deutschlands verödete Gaue an seinem Auge vorüberziehen lässt, da redet er voll Gram sein Elsass also an:

<sup>1</sup> s. Westermayer, S. 9.

Istine vultus Alsatae meae  
Hi sunt ocelli! Non decor in genis,  
Non gemma collo, non in ore  
Gratia purpurei coloris . . . .

Jam nota vox est praetereuntium:  
Haec illa Sedes nobilis, annuli  
Smaragdus orbis! Funeratae  
Vah species miseranda terrae!

Der Biograph Baldes, Westermayer, gibt die Stelle trefflich wieder :

Verräth jen' Antlitz drüben mein Elsass nicht?  
Sie sind's, die Aeuglein! Ach auf der Wange glüht  
Kein Reiz, am Halse kein Juwel mehr,  
Und auf der Lippe kein Roth der Anmuth! . . .

Schon kreist ein Sprichwort, wenn sie vorübergeh'n:  
Dies also, höhnt man, wäre der Edelsitz,  
Dies ihr Smaragd im Erdenring! Ha,  
Kläglicher Blick in ein Land von Gräbern!

Dabei war in Baldes Seele nichts von einem engherzigen Lokalpatriotismus: er war — würden wir sagen — Grossdeutscher im schönsten Sinne des Wortes und so richtete er von seiner Seherwarte aus auch an Alldeutschland seine Klagen und Mahnungen. Er, der schlichte Priester, der allzeit so ungemein bescheiden lebende Mann, sah ein Hauptübel seiner Zeit in der Abweichung von der einfachen Art der Vorfahren. In einem geradezu klassischen Sange: Deutsche Einfachheit — führt er diesen Gedanken des nähern aus, jedem Stande ins Gewissen redend, alle anfeuernd zur Rückkehr. Da hebt er an:

Non et antiqui, mea cura Teuto,  
Non avi tales obiere nostri.  
Prima majorum repetantur acta:  
Accipe vatem!

Aureae leges mediocritatis  
Scribe servandas memori juventae,  
Penna sit nido minor et ligonis  
Fortior usus.

Vivitur paucis etiam beate,  
Sunt opes, nullas cupisse, magnae,  
Laeta paupertas facit ipsa laetos,  
Sobria fortes.

Ich möchte hier den Anfang der gelungenen Uebersetzung von Schrott bringen :

Du meiner Liebe Sorgenkind, Germane,  
Für den mein Herz in allen Stunden schlug,  
Gar übel bist du nachgefolgt dem Ahne,  
Der goldne Mittelpfad war ihm genug!  
Gestatte, dass dich dran der Barde mahne:  
Die ersten Dinge bleiben Karst und Pflug.  
Hochmütig willst du grössern Fittich strecken,  
Als not tut, um ein kleines Nest zu decken.

Und nun kommt im Verlaufe seiner Mahnungen die ebenso charakteristische wie prächtige Stelle, die uns in heimischem Laute wieder vorgeführt werden möge:

Du liebst es, in der Welt umherzuschweifen,  
Bewundernd, was in falschem Schimmer lacht,  
Ein Ueberall und Nirgends, abzustreifen  
Das Eigne, wenn du Fremdes nachgemacht.  
Nicht rühmlich ist, nach allem rasch zu greifen,  
Leicht kennt der Fremde die entlehnte Pracht.  
Lebt wo ein Volk von echten Vätersitten,  
Das sei von dir geliebt und wohlgelitten.

Lass lieber dich bewundern, dich beneiden:  
Kommst du aus Gallien heim, so sei dein Gruss  
So deutsch im Elternhause wie beim Scheiden.  
Verschlucktes Wasser aus dem Seinefluss  
Darfst du in deiner Kehle nimmer leiden.  
Auf deine Schwelle setze rein den Fuss.  
In deutscher Sprache rede, sonst in keiner  
Als etwa in der stolzen der Lateiner.

Ich meine: mit einem solchen Liede, gesungen in harter, trüber Zeit, darf sich unser Jesuit sehen lassen. Der Raum gestattet es nicht, den Sang ganz zu bringen. Aus demselben Grunde müssen wir darauf verzichten, die zumteil sehr schwungvollen Lieder auf die Helden des dreissigjährigen Krieges, vorab einen Tilly, zu berühren und überhaupt die Art und Weise zu zeichnen, wie sich das deutsche Fühlen bei Balde offenbarte — ohne alle Anmassung und ohne jeden Chauvinismus.

Balde besass ein beneidenswertes Gemüt. Ihm war es so recht gegeben, in Trauer und Schmerz wie in Lust und Freude am menschlichen Schicksal teilnehmen zu können. So blieb denn auch der Mann, der so Furchtbares um sich herum schauen musste, innerlich gesammelt und gefestigt: sein kindlich frommer Sinn, sein Vertrauen in die Vorsehung und gerade deshalb sein goldener Humor blieben ihm alleweg treu und schützten ihn davor, ein kalter und öder Pessimist zu werden. Ja, der Jesuit zeigte eine geradezu klassische Heiter-

keit trotz aller Schicksalsschläge und einen Witz, der oft gar übersprudeln konnte.<sup>1</sup> Kein Wunder, wenn so manch köstliche Anekdote von ihm in aller Munde war. Wie er z. B. als junger, flotter Student einmal auf der Strassburger Kirchweih ein altes Zigeunerweib prügelte, das ihm unter anderen schönen Dingen auch eine triefäugige Gattin in Aussicht stellte, das wusste man noch lange zu erzählen. Derselbe Mann, der mit so erschütterndem Ernste von Friedhof und Grabhügeln<sup>2</sup> zu singen verstand, der wusste auch im passenden Augenblick ein Wort zu finden, um das erlösende Lächeln nach Kummer und Sorgen wieder aufs Antlitz zu zaubern. Manche seiner Lieder und Liedchen, z. B. das in arger Katerstimmung gedichtete: «An den bayrischen Bierkrug» enthalten köstliche Bildchen.

Ueber Balde als Dichter herrscht jetzt nur eine Stimme. Freilich darf man sich nicht verhehlen, dass unser Jesuit Neulateiner war und dass er hier und da die Schlacken dieser ganzen Richtung an sich trägt: nicht alles ist natürlich vollendet bei ihm, manches namentlich zu breit gehalten, zu überladen und schwülstig. Aber ein Klassiker ist er doch und bleibt er, und wir wollen es unserm Herder nicht vergessen, dass er uns diesen Elsässer erst wieder entdeckte und der Welt von damals — auch ein Goethe fehlte darin nicht<sup>3</sup> — zeigte, was sie an diesem vergessenen Jesuiten besass.

So nehmen wir denn Abschied von Balde mit dem Gedanken, dass Deutschlands Musensitz auch unter den Stürmen einer gewalttätigen Zeit nicht ganz verwaist und vereinsamt war dank einem gütigen Schicksal, das uns diesen Sänger aus dem Wasgau schenkte. Freilich steht der Mann, dessen Jubiläum wir am 4. Januar d. J. feiern konnten, trotz allem unserm

<sup>1</sup> Vergl. dazu meinen Aufsatz: Ein deutscher Jesuit als medizinischer Satiriker, im Archiv für deutsche Kulturgeschichte, 1904, S. 38—59, dazu wissenschaft. Beilage der Germania 1904 N. 1—4.

<sup>2</sup> Da denke ich an den packenden Gesang: «Allerseelen», der anhebt (Schrott, S. 175):

Es ist vorbei, das Spiel ist aus!  
Wo sind sie, eure kurzen Jahre?  
Von eurem Prunkgerät im Haus  
Welch Möbel blieb euch? — eine Bahre.

Vorüber ist des Lebens Streit  
Das Mein und Dein erlangte Frieden.  
Zwei Feinde liegen sich zur Seit'  
Als wie zwei Brüder ungeschieden.

<sup>3</sup> Seine Worte über Balde an Herder lauten: «Recht herzlich danke ich für deinen Dichter; er bleibt bei jedem Wiedergenuss derselbe und wie die Ananas erinnert er einen an alle gutschmeckenden Früchte, ohne an seiner Individualität zu verlieren».



Geschlechte zu fern, um noch schlechthin als der unsere gelten zu können: es fehlt für unsere Zeit und unsere Menschen die Brücke, welche die grosse Masse leicht und mühelos in die vergessenen Lande der Neulateiner hinüberführte, aber wenn ein kleiner Kreis nur in diesem Jahre seiner gedenkt, so genügt das. Er selbst hat nie nach Ruhm gezeigt, und Räucherwolken waren ihm immer zuwider. Als er aber, längst schon ein siecher Mann, doch in schwerer Krankheit noch heiter, am 9. August 1668 seine Seele aushauchte, da fühlte Deutschland — und nicht allein das katholische — dass ein Grosser gestorben war.

Und nun noch eins! Männer ohne Unterschied des Standes und des Glaubens haben sich zusammengefunden, um dem elsässischen Jesuiten in Ensisheim ein Denkmal zu setzen. Möge diese kurze Skizze, die ja freilich post festum kommt, noch manchen Freund für die gute Sache werben und dem Ausschuss noch manches Scherflein eintragen!<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> Aus der Flut der nachträglich erschienenen Balde-Literatur ist die kritisch gearbeitete und sorgfältige Biographie des Dichters von Bach zu erwähnen (Strassb. Theolog. Studien, VI. Band, 3. und 4. Heft).

## X.

# Herder.

Vortrag gehalten am 18. Dezember 1903

von

**Ernst Martin.**

**H**eute vor hundert Jahren, am 18. Dezember 1803, und beinahe in der Stunde, in der wir uns hier versammelt haben, ist Herder gestorben.<sup>1</sup>

Er starb ungerne: er umklammerte seinen Sohn, der als Arzt an seinem Sterhebett stand und flehte ihn um Rettung an; er habe noch so viel zu tun, so viel zu sagen.

Und doch war Herder schon lange tief unzufrieden mit seinem Wirkungskreis, ja mit seinem ganzen Leben, das ihm als verfehlt erschien. Er stand seit 1776 an der Spitze der Geistlichkeit des weimarischen Landes; aber es war ein Amt voll schwerer Arbeit, auch mit juristischen und Verwaltungsgeschäften verbunden, die Herder zwar mit genauester Pflichterfüllung, aber zuletzt doch mit unverholener Ermüdung und Verbitterung ausführte. Die einheimischen, seiner wegen zurückgesetzten Amtsgenossen leisteten ihm vielfach einen heimlichen Widerstand, der seinen Feuergeist wahrhaft empörte. Das ehemalige Klostergebäude, in dem er wohnte und dessen Aussicht durch das tief herabhängende Dach der Kirche versperrt war,

---

<sup>1</sup> Die Herderfeier war veranstaltet von dem Strassburger Zweigverein des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. Der Zweigverein hat auch am Hause Thomasstaden 7 eine Gedenktafel aus schwedischem Granit anbringen lassen mit der Inschrift: «In diesem Hause, dem ehemaligen Gasthof zum Geist, trafen sich Herder und Goethe im September 1770». Jetzt will der Altertumsverein in Reichenweier auch für Caroline Herder eine Gedenktafel an ihrem Geburtshause stiften. — Ueber Herder und Goethe in Strassburg habe ich bereits im Jahrbuch XIV (1898) gehandelt; Wiederholungen daraus konnte ich nicht ganz vermeiden.

verdüsterte auch seine Stimmung. Er empfand das um so mehr, als er gern an Geselligkeit teil nahm und im Gespräch ebenso bedeutend als gefällig erschien. Besonders die Frauen fesselte er durch seine sittliche Anmut. Zur Zeit als Goethe in Frau von Stein seine Muse gefunden hatte, stand Herder mit ihrer Schwägerin, einer Frau von Schardt, in ähnlichem Seelenbunde. Er lehrte sie Griechisch und trug ihr seine geistreichen Ausdeutungen der alten Mythen vor, bis er bemerkte dass ihre Teilnahme mehr Gefallsucht war und ihre Freundschaft auch Unwürdigen sich zugänglich erwies.

Ausserordentlich schön war das Familienleben Herders. Der Ostpreusse hatte in einer Elsässerin die Gattin gefunden, die lebenslang ihm hingebend zur Seite stand. Karoline Flachsland aus Reichenweier hatte ihn in Darmstadt predigen hören, als er einen Prinzen von Holstein auf der Reise begleitete, kurz bevor er in Strassburg sich von diesem trennte. Sie hatte einen Engel aus ihm reden hören und ihr bescheidener Dank gewann seine volle Liebe. Noch die letzte Dichtung Herders «Admetos Haus» feierte ihre Aufopferung unter dem Bilde der treuen Alkestis, die sich dem Tode weihet um ihren Gatten zu retten.

Aber, was in Herders Stellung und in der kleinen Residenz gewiss von grosser Bedeutung war, sein Verhältnis zum Hofe entsprach wenig seinen Wünschen, seinen Ansprüchen. Zwar die fürstlichen Frauen hielten den ernstesten und stets geistvollen Prediger hoch. Als die Herzogin Luise ein fünfjähriges Töchterchen verlor und sich gar nicht fassen konnte, tröstete Goethe sie, indem er ihr aus Herders Schriften dessen Ausführungen über den Unsterblichkeitsglauben mittheilte. Besonders aber war die Herzogin Mutter Herder treu gewogen, sie, die liebenswürdigste, menschlichste Fürstin, eine Nichte Friedrichs des Grossen, eine Schwester Leopolds von Braunschweig, der in Frankfurt an der Oder bei dem Versuche Bedrängte aus Wassersnot zu retten, sein Leben aufgeopfert hat. Die Herzogin Amalie hat, um für die letzte Badereise Herders die Mittel zu gewähren, einen kostbaren Perlenschmuck veräussert. In ihrer Gesellschaft war Herder 1787 in Italien gewesen, wo er selbst unter den Karдинаlen sich Freunde erwarb und sich nicht ungern als Bischof von Weimar bezeichnen liess.

Um so weniger gelang es ihm den Herzog dauernd zu gewinnen. Als Herder nach Weimar kam, hatte Karl August eben die Regierung angetreten und genoss Freiheit und Herrschaft in vollen Zügen. Erst allmählich ging er auf die Wünsche ein, die Herder für Kirche und Schule hegte. Aber er theilte dessen strenge Ansichten keineswegs und persönliche Gründe

zur Verstimmung traten in den letzten Jahren Herders mehr und mehr hinzu.

Für Karl August war es begreiflicherweise nicht gleichgültig dass auch Herder den Anfängen der französischen Revolution begeisterten Beifall schenkte und die Abschaffung des Adels billigte. Der Herzog erhielt eine Gelegenheit ihn dafür zu bestrafen. Ein Sohn Herders, der Landwirt war, erwarb ein Rittergut in Bayern und um ihm diesen Besitz zu sichern, liess Herder sich von dem damaligen Kurfürsten von Bayern den Adel erteilen. Karl August erkannte diesen Adel erst nach längerem Zögern an und nicht eher als bis er Schiller den noch höher geltenden Adel vom kaiserlichen Hofe in Wien erwirkt hatte. Die Verzögerung empfand Herder als eine persönliche Beschimpfung.

Zwischen Herder und dem Herzog hatte Goethe immer wieder vermittelt, wie schon die Berufung Herders aus dem einsamen Bückeburg von ihm veranlasst worden war. Für Goethe war die Begegnung mit Herder hier in Strassburg, im September 1770, von unvergleichlicher Bedeutung gewesen. Herder, obschon nur fünf Jahre älter, hatte bereits in Riga als Lehrer wie als Prediger sich ausgezeichnet und als Schriftsteller grosse Erwartungen erregt: er hatte kurz zuvor in Paris den Kreis der Enzyklopädisten, in Hamburg Lessing kennen gelernt. In Strassburg, wo der Versuch ein Augenübel heilen zu lassen, ihn in das Krankenzimmer bannte, führte er Goethe ein in seine durchaus neuen, geradezu umgestaltenden Ansichten über Sprache und Dichtung; er wies ihn hin auf das Volkslied und auf Shakespeare. Erst hierdurch nahm Goethes Lyrik ihren hohen Aufschwung; sein Götz von Berlichingen verband den freien Bau des Dramas mit einem vaterländischen Inhalt. Goethes Dichtung führte Herders Lehre zum Siege: Sturm und Drang ward die Losung des jüngeren Dichtergeschlechts.

Freilich machte die Art, wie Herder seinen Schüler belehrte, es diesem sehr schwer zu lernen. Goethe gibt uns von dem herben Umgangston Herders eine Vorstellung in den Gesprächen seines Faust mit Wagner. Allerdings ist Wagner nicht Goethe selbst, sondern eher der nüchterne, platte Berliner Kritiker Nicolai. Aber so manches, was Faust zu Wagner sagt, klingt ganz wie aus Herders Mund genommen. Herder konnte durchaus ablehnend, ja beleidigend sein, wo er nur zu scherzen vermeinte. So hat er noch in später Zeit Goethe durch ein Witzwort über sein Drama «Die natürliche Tochter» auf das tiefste verletzt.

Am nächsten standen sich beide in dem Jahrzehnt nach 1783: sie haben damals in der fruchtbringendsten Weise sich

gegenseitig für ihre Werke beraten. Während erst der eine, dann der andere in Italien weilte, hat der in Weimar anwesende die Angelegenheiten des Entfernten besorgt. So war Herder durch Goethe bestimmt worden, einem Rufe an die Universität Göttingen nicht zu folgen, der ihm in Italien zukam. Gerade hieraus aber erwuchs ein erbitterter Zwist mit Goethe, da Herder später Forderungen an den Herzog stellte, die dieser nicht als berechtigt ansah und nur widerwillig zugestand. Karoline Herder richtete damals mit ihrer «Electranatur» Vorwürfe gegen Goethe, die ihn von der früher «Schwester» genannten innerlich auf immer schieden.

Das war im Jahre 1795. Gleichzeitig gab die Annäherung Schillers an Goethe für Herders Eifersucht neuen Anstoss. Die beiden grossen Dichter hatten wohl gehofft, Herder als dritten im Bunde ansehen zu können. Nun, da Herder sich zurückzog, hielt Goethe an Schiller fest, der ihm als Künstler näher stand, und dessen menschliche Grossheit er mit nie erlöschender Liebe bewundert hat.

Herder aber entschädigte sich nur unvollkommen durch den Umgang mit den älteren, aber minder bedeutenden Dichtern, mit Wieland und Knebel in Weimar, mit dem rückhaltlos bewundernden Gleim in Halberstadt. Ein rasch berühmt gewordener jüngerer Schriftsteller schloss sich dem Herderschen Kreise an, Jean Paul Richter.

Die älteren Dichtergenossen erhob nun Herder in seinen späteren Schriften geflissentlich und recht im Gegensatz zu den Xenien, durch die Goethe und Schiller die Bahn für das Bessere hatten frei machen wollen. Nur mit kargem Lobe bedachte er Goethes Werke, dem er im Stillen den Vorwurf der Unsittlichkeit machte, während er Schillers Dramen verächtlich als Bombast bei Seite schob.

Den eigentlichen Anstoss zu der Auseinandersetzung mit Schiller gab Herder durch einen Aufsatz für Schillers Zeitschrift «Die Horen», welcher den Titel trägt «Iduna oder der Apfel der Verjüngung». Der Apfel Idunas ward zum Erisapfel. Schiller liess den Aufsatz zwar abdrucken; aber er knüpfte daran Bemerkungen, infolgederen Herder auf weitere Mitarbeit verzichtete. Es lohnt sich diesen Gegensätzen näher zu treten.

Herder führt die Sage von Idun als ein Stück der nordischen Mythologie an, woran unsere Dichtung der Neuzeit ein schönes Sinnbild gewinnen könnte. Idun, die Göttin der Jugend, wird mit ihren goldenen Aepfeln vom Sturmriesen Thiassi geraubt, und erst durch eine List Lokis, der die Entführung begünstigt hat und sie wieder gut machen muss, kann Idun zu den Göttern zurückgeführt werden, die ohne ihre Aepfel



schon ergraut und gealtert sind. Es ist natürlich ein Jahreszeitenmythus: Thiassi vertritt den stürmischen Winter, Idun den Sommer. Herder aber empfiehlt die Aufnahme solcher Sagen in unsere Dichtung, wodurch diese Sagen gewissermassen verjüngt würden. Wir können hinzufügen, dass auch unsere Dichtung durch den künstlerischen Gebrauch der altnordischen Vorstellungen bereichert und verjüngt worden ist, wofür es genügt auf Richard Wagners Musikdramen hinzuweisen. Darin werden wir Herder auch wohl beistimmen, dass die Mythologie, deren sich die Dichter bedienen, der Sinnesart ihrer Völker angemessen, dass sie aus deren altem Glauben hervorgegangen sein sollten. Allerdings ist die Mythologie der Edda nicht einfach die germanische. Das behauptet auch Herder nicht, aber er macht mit Recht geltend, dass wir in der nordischen Götter- und Heldensage Züge finden, die wir als deutsch auch von unserer Seite ansprechen werden: «der Stahl der Seele, Freundschaft bis auf den Tod, Tapferkeit, Redlichkeit, Keuschheit, Hochachtung und zarte Gefälligkeit gegen die Frauen, ein hilfreich Gemüt gegen die Unterdrückten». «Und so ist», fährt er fort, «auch das Weib der alten deutschen Dichtung zwar nicht die Gebildetste, aber die Würdigste und Edelste ihres Geschlechts».

Gegenüber diesem Lobe der nordischen Sagen lässt Schiller, den Anschauungen entsprechend, die Goethe aus Italien zurückgebracht hatte, nur die griechische Mythologie gelten: sie allein sei rein menschlich. In der Begründung der Herderschen Ansichten auf die Verwandtschaft der nordischen mit unserem Volkstum sieht Schiller ein Zugeständnis an die von ihm verachtete Gegenwart. Es sei ganz gut, «wenn der poetische Genius durch die griechische Mythologie der Verwandte eines fernen, fremden und idealischen Zeitalters bleibe, da ihn die Wirklichkeit nur beschmutzen würde». Als ob Herder den Wert des Griechentums für unsere Bildung hätte leugnen wollen, da er doch nur dem deutschen Altertum eine Stelle daneben anweisen wollte. Dass der Zeitgeist diesem günstiger gestimmt gewesen sei als dem griechischen, ist kaum anzunehmen.

Ja, wir können an Herders Aufsatz uns vergegenwärtigen, was den Kern von seinen Verdiensten um unsere deutsche Literatur, um unser Geistesleben überhaupt bildet. Wir können Herder einen grossen Verjünger nennen. Die Verjüngung der Seele, nicht nur des Einzelnen, auch der Völker, ist ein Gedanke, der von früh bis spät bei ihm wiederkehrt, dem er unter anderem auch am Schlusse der Zerstreuten Blätter 1796 unter dem Bilde von Tithon und Aurora Ausdruck gegeben hat. Tithon ist der Sterbliche, den die Göttin der Morgenröte zum Gemahl erkoren hat und der nun altert, während sie selbst

in unvergänglicher Jugend blüht. Zuletzt verwandeln ihn die mitleidigen Götter in eine Cicade. «So überleben sich», fährt Herder fort, «Menschen wie menschliche Einrichtungen jeder Art. Wie ist zu helfen? Nicht durch Revolutionen — dieser Name ist durch die Zeitereignisse verhasst geworden — wohl aber durch Evolution, durch Entwicklung, durch die Anspannung von Kräften, welche schliefen und nun neues Leben mit sich bringen können.»

Gestatten Sie mir, hochverehrte Zuhörer, die ernste Betrachtung durch einen heiteren Seitenblick zu unterbrechen. Der Wunsch sich verjüngen zu können, ist ein uralter. Die Sage hat verschiedene Mittel angegeben und sie oft sinnig ausgeführt. Da erscheint der Jungbrunnen, in den die Alten hinabsteigen, um jung wieder heraus zu kommen. Im 16. Jahrhundert ist viel von einer Mühle die Rede, die solche Wunder bewirken soll. In zierlicher Weise hat Goethe einmal auf der Liebhaberbühne des Weimarischen Hofes die Verjüngung dargestellt. Eine Fee und ein Zauberer haben einen mächtigen Geist beleidigt und müssen zur Strafe rasch altern: sie erfahren, dass das Gegenmittel tief im Berge in einem Karfunkel gefunden werden könne. Berggnomen werden beschworen und bringen den Karfunkel herbei; er öffnet sich und Amor, der allverjüngende springt heraus. Auf der verwandelten Bühne werfen die hässlichen Gnomen und die alten Mütterchen ihre Hüllen ab: es sind Jünglinge und Mädchen, deren Tänze die Freuden der Jugend darstellen.<sup>1</sup> Nun ist zwar der Liebesgott, den wir unter Amor verstehen, nicht immer fähig die gewünschte Verjüngung hervorzuzaubern: er lässt die Alten vielmehr erst recht ihr Alter empfinden. Aber die Liebe ist es allerdings, die auch den Alten verjüngt: die Liebe zu Kindern und Kindeskindern, die Liebe zur Jugend, die sich unserer Lehre anvertraut. Und noch weiter von dem Sinnlichen ablenkend, ist es die Liebe zur Kunst und Wissenschaft, zum Vaterland und zur Menschheit, die auch dem Alter die jugendliche Selbstvergessenheit wiedergibt, uns hoffnungsfreudig, tatensfreudig macht.

Um mit Kindern umzugehen, müssen wir Kindessinn an-

<sup>1</sup> Darüber berichtet Luise v. Goechhausen, die Hofdame der Herzogin Anna Amalia, an Merck am 11. Februar 1782 (Briefe an und von J. H. Merck hgg. von K. Wagner, Darmstadt 1838, S. 190.) Goethe selbst hat nur die Verse, die der Herzogin Luise bei der Feier ihres Geburtstages am 30. Januar im Verlauf und am Schluss der Comédie ballet überreicht worden waren, in seine Werke aufgenommen (Weimarer Ausgabe 16, 198). Das Ganze ist ebd. 16, 444 abgedruckt. Das Hervorspringen oder -kriechen verkleideter Kinder aus Eiern, Blumen u. s. w. war übrigens ein Haupttrick der Hauswurstkomödie; vgl. u. a. Th. Creizenach, Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne von Willemer, 2. Aufl., Stuttgart, 1878, S. 8.

nehmen. Und so führt auch die Verjüngung der Dichtung, des Geisteslebens zurück auf die Jugend des Volkes. Unser Altertum, dessen Anschauungen vielfach in den unteren Volksschichten fortleben, zeigt uns die Frische, die Einfalt, die wir suchen. In diesem Sinne hat Herder unsere Vorzeit verjüngt und damit auch unser Volk verjüngt. Sohn eines Volksschullehrers, Enkel eines armen Webers, stand er der Volksseele näher als irgend ein anderer unserer grossen Dichter.

Seine verjüngende Kraft hat Herder vor allem auf dem Felde bewährt, das ihm seinem Amte nach zunächst lag, das er aber auch mit seinem Herzen als das wichtigste Gebiet seiner Tätigkeit erfasste.<sup>1</sup> Er hat das Christentum, das einerseits durch eine verknöcherte, unduldsame Kirchlichkeit, anderseits durch die verneinende Aufklärung des 18. Jahrhunderts tief gesunken war, neu belebt. Schiller spricht gewiss die unter den Gebildeten seiner Zeit verbreitete Meinung aus, wenn er in einem Jugendgedichte sagt: «Rousseau, der aus Christen Menschen wirbt.» Herder sagt dagegen: «das Christentum ist die Humanität selbst, die auf Vernunft und Billigkeit beruht.» Herder hat sich sein Lebenlang als Schüler Hamanns angesehen, der gegen die rein verstandesmässige Aufklärung das Recht der sogenannten unteren Seelenkräfte, des Gefühls und der Phantasie unermüdlich, aber fast in Rätselworten verkündete. Herder erst hat durch begeisterte Ausdeutung dieser Rätselworte der Lehre Hamanns allgemeine Verständlichkeit und eine immer weiter dringende Wirksamkeit gegeben. Aber Herder verband damit die volle Anerkennung der wissenschaftlichen Forschung. «Freiheit muss der menschliche Geist haben, gesetzt auch er missbrauche diese Freiheit.» Die biblischen Schriften deutete er historisch und brachte dadurch auch ihre poetische Schönheit an das Licht. In dem Hohen Liede, das bisher nur in allegorischer Deutung hatte der Kirche dienen sollen, fand er «Liebeslieder, die ältesten und die schönsten aus dem Morgenlande». Den grossen Wahrheitsucher und Wahrheitverfechter Lessing pries er, wie dieser anderseits auch in einer der spätesten und tiefsten Schriften, der «Erziehung des Menschengeschlechts» auf Herders Ansicht, dass die biblische Schöpfungsgeschichte aus dem Bilde des werdenden Tages zu verstehen sei, beifällig hingewiesen hat.<sup>2</sup> Selbst Spinozas Pantheismus, zu dem sich Lessing und Goethe bekannten, wusste Herder so zu biegen, dass er sich dem christlichen Bekenntnisse einfügte.

<sup>1</sup> Die religiöse Verjüngung durch die Busse erwähnt Herder in Suphans Ausgabe 31, 703.

<sup>2</sup> In § 48.

Von der Macht dieser Gedanken Herders liegt ein hochbedeutsames Zeugnis vor in einer Dichtung Goethes, die er vor der italienischen Reise begann und freilich, nachdem er dort andere Anschauungen sich angeeignet hatte, nicht mehr vollendete. Dies Gedicht in achtzeiligen Stanzas, «Die Geheimnisse» betitelt, sollte zeigen, wie alle grossen Religionen der Welt sich zuletzt in der Ueberzeugung des Bruders Humanus, eben Herders, zusammen finden würden, wie ihre Vertreter unter seiner Leitung eine fromme Klostersgemeinde bilden.

Gerade deshalb suchte Herder aus dem Christentum das auszuschneiden, was diesem am meisten geschadet hatte: die politischen Zwecke, die Verflechtung der Kirche mit dem Staat. Am meisten begreiflich und berechtigt erschien die Dienstbarkeit der Kirche im Staate Friedrichs des Grossen. Die Berliner Geistlichen sahen gerade darin dass sie das Volk zum Gehorsam, zu Opfern für den König bereit machten, ihre Aufgabe, den Wert ihres Amtes. Herder verlangte vielmehr vom Prediger dass er wie ein Prophet des alten Bundes auch dem Könige ohne Furcht seine Pflicht vorhalten solle. Nur verfolgen könne das Christentum niemals: darin kam er wieder mit dem grossen Könige überein.

In der Gleichgültigkeit Herders gegen den Staat lag nun ein Hauptgrund zu den Streitigkeiten, welche seine letzten Jahre verbitterten. Die Pflicht des Einzelnen gegen den Staat wurde von dem Königsberger Philosophen Kant besonders betont. Kant gab aber der Philosophie überhaupt eine neue Wendung, durch welche allen früheren Lehrgebäuden, und so auch dem Herders der Boden völlig entzogen wurde. Kant zeigte dass der menschliche Geist unfähig sei vom Uebersinnlichen etwas zu wissen. Wir begreifen dass Herder geradezu mit Verzweiflung gegen Kants Kritik ankämpfte. Auch seine Abneigung gegen Schiller, der Kants Ansichten über das Schöne weiter geführt hat, erklärt sich zum guten Teil aus dieser Todfeindschaft.

Doch auf die Theologie und Philosophie Herders kann hier nur mit kurzen Andeutungen eingegangen werden. Etwas genauer darf ich von Herders Verdiensten um die Geschichte, vor allem die Geschichte der Dichtung, und von seiner dichterischen Tätigkeit, besonders als Uebersetzer, Rechenschaft ablegen.

Herders Theologie hatte sich ganz besonders von der Aufklärung abgewendet während seines weltfernen Aufenthaltes in Bückeburg 1771—76. Hier gab er auch seine geschichtliche Auffassung am stärksten kund in der 1774 erschienenen Schrift: «Auch eine Philosophie zur Geschichte der Menschheit». In



schneidendem Gegensatz weist schon der Titel hin auf die selbstzufriedene Ansicht der Aufklärungszeit, «wie wir's so herrlich weit gebracht». Er fand die materialistische, egoistische Philosophie seines Jahrhunderts so kraftlos und trostlos, so alt und so kalt. Dem gegenüber erhob er das von der Aufklärungsliteratur so tief verachtete Mittelalter, seine Tapferkeit und Frömmigkeit, seine Ehre und Liebe. Er ruft diesen Zeiten zu: «Wie es auch sei, gebt uns in manchem Betracht euere Andacht und Aberglauben, Finsternis und Unwissenheit, Unordnung und Rohigkeit der Sitten, und nehmt unser Licht und Unglauben, unsere entnervte Kälte und Feinheit, unsere philosophische Abgespanntheit und menschliches Elend!»

Diese Abkehr von der Gegenwart, diese Lobpreisung des Mittelalters mässigte sich in Weimar, im erneuten Verkehr mit Goethe. Aus der Zeit des innigsten Zusammenwirkens von Herder und Goethe stammt Herders Hauptwerk, seine «Ideen zur Geschichte der Menschheit» 1784—91. Es ist eine Weltgeschichte, die aber ausgeht von dem Naturganzen. Zuerst wird die Erde betrachtet, die Erziehungsstätte des Menschengeschlechts: denn wie das ausgehende 18. Jahrhundert überhaupt, ist Herder von pädagogischen Gedanken erfüllt. «Unsere Erde ist ein Stern unter Sternen» so ist das 1. Kapitel überschrieben. Ausführlich und lichtvoll werden auf Grund der damaligen naturwissenschaftlichen Kenntnisse, die Goethe vermittelte, die physischen Bedingungen des menschlichen Lebens zusammen gefasst. Durch Pflanzen und Tiere steigt die Betrachtung zum Menschen empor, dessen aufrechte Haltung allein schon die Bestimmung zur Vernunft, zur Humanität erkennen lässt. Der Mensch erscheint als ein Mittelglied zwischen den Tieren und den höheren Wesen. Dann wendet sich der Blick zu den Völkern unter den verschiedenen Himmelstrichen. Asien ist die Urheimat des Menschengeschlechts. China wird geschildert, dann die geschichtlichen Völker, die Babylonier usw. Hierauf die gebildeten, die Griechen und Römer, endlich das Mittelalter bis zum Zeitalter der Erfindungen und Entdeckungen. Zwar wird jetzt das Mittelalter nicht mehr verherrlicht: die Kreuzzüge erscheinen als eine heilige Narrheit. Aber im ganzen tritt doch in der Weltgeschichte ein Fortschritt hervor. Doch nicht zur Kalokagathie eines griechischen Weisen oder Künstlers, sondern zu einer Menschlichkeit und Vernunft, die mit der Zeit den Erdball umfassen werde, sollte Europa erzogen werden.

Zur Fortsetzung der «Ideen» bis zur Gegenwart ist Herder nicht mehr gekommen. Nur einzelne Stücke konnte er, und auch diese nur in lässiger Form behandeln in seinen «Briefen zur Beförderung der Humanität» 1793, worin Peter der Grosse



und Friedrich der Grosse, Comenius und Frauklin ihr wohl begründetes Lob erhalten.

Herders «Ideen» fassten eine Welt des Wissens zusammen, staunenswert namentlich in Anbetracht der damals zugänglichen Quellen: Reisebeschreibungen, Missionsberichte sind neben den zahlreichen geschichtlichen Werken benutzt. Und wie das Ganze unter dem einheitlichen Gesichtspunkt der Entwicklung, des Fortschritts gefasst ist, werden die unzähligen Einzelheiten klar dargelegt, und alles von einem warmen Hauche des Gemüts durchweht.

Das grossartige Werk wurde mit begeistertem Beifall aufgenommen. Aber es fehlte auch nicht an Widerspruch. Es war Kant, der hier zuerst den Gegensatz zu seinem ehemaligen Schüler enthüllte.

Kant nahm besonders Anstoss an der theologischen Beleuchtung des Gegenstandes. Er leugnete jene höheren Wesen, die Herder neben den Menschen voraussetzte. Aber hat nicht auch Schiller in den etwa gleichzeitig gedichteten «Künstlern» gesagt: «Das Wissen teilst Du — o Mensch — mit vorgezogenen Geistern»? Nach Herder hatten die Menschen von diesen höheren Wesen die Sprache gelernt. Damit trat er selbst, veranlasst durch Hamann, von einer früheren Einsicht zurück, die er in der 1770 hier in Strassburg rasch hingeschriebenen Preisschrift über den Ursprung der Sprache dargelegt hatte. Er hatte damals gezeigt, dass die Sprache im Wesen des Menschen selbst begründet sei, in seiner Besonnenheit, welche ihn an den Dingen ein durchgängiges Merkmal der Gattung fest halten und für den weder des Lichts noch der unmittelbaren Nähe bedürftigen Sinn des Gehörs zum Ausdruck bringen liess.

Aber wenn Kant in diesem Falle und sonst Herders «Ideen» berichtigen konnte, in anderen hat er ihm doch Unrecht getan. Herder hatte nach Kants Ansicht allzu viel Gewicht auf die aufrechte Haltung des Menschen gelegt, welche ihn von den Tieren unterscheidet und ihm eine weitere Entwicklung möglich mache. Eben die aufrechte Haltung nimmt auch die heutige vergleichende Anthropologie als den Ausgangspunkt aus der Gemeinschaft der tierischen Wesen an.<sup>1</sup>

Nirgends aber tritt Herders Fähigkeit das Ursprüngliche und Naturgemässe zu verstehen und zu würdigen herrlicher hervor als in seiner Sammlung und Uebersetzung von Volks-

---

<sup>1</sup> Vgl. die Rede von G. Schwalbe, über die Vorgeschichte des Menschen. (Verhandlungen der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Aerzte 1903, Allg. Teil, Leipzig 1903).

liedern. Poesie ist die Muttersprache des Menschengeschlechts, hatte Hamann gelehrt, und Herder zeigte dass die von den Klugen und Gelehrten seiner Zeit (und nicht bloss der seinigen!) so verachteten Lieder der wilden Völker sowie die unserer Armen, Ungelehrten Schätze von Poesie in sich schlossen. Den Begriff der Volkspoesie entnahm er besonders einer Quelle, die doch bereits damals als trüb erkannt worden war, dem Ossian von Macpherson. Aber auch in der breiten Verwässerung des schottischen Herausgebers fühlte er die Trauer und Weichheit der von diesem benutzten gaelischen Volkslieder hindurch und den Gegensatz gegen die harten Lieder der alten Skandinavier. Diese hatte er gelesen, als er auf langer Seefahrt von Riga nach Nantes unterwegs war und die Einsamkeit im weiten Meer, die Sterne über ihm, gaben ihm die Vorstellung von den Umständen, unter denen diese Lieder entstanden waren. Das sprach er in einem Aufsatz aus, den er in seiner Sammlung «Fliegende Blätter von deutscher Art und Kunst» 1773 erscheinen liess, verbunden mit Goethes begeistertem Lobe des Strassburger Münsters. Wenn Goethes Schriftchen «Von deutscher Baukunst» den Keim enthielt, aus dem unsere ganze Kunstgeschichte, soweit sie sich nicht auf die Antike beschränkt, hervorgewachsen ist, so hat Herder uns gleichzeitig Volkspoesie und Volkssage zuerst in ihrem Wesen und Wert gezeigt und so für die Geschichte der alten Literatur den Grund gelegt.

Als Beweisstücke legte Herder eine Sammlung von Volksliedern aller Völker und Zeiten in Uebersetzung vor, die 1778 unter dem Titel «Volkslieder», und nach seinem Tode als «Stimmen der Völker in Liedern» erschien. Bewunderungswürdig ist die Fülle der Zeugnisse, noch bewunderungswürdiger die Feinheit der Empfindung, mit welcher sich Herder so vielen und so verschiedenartigen Erzeugnissen des dichtenden Volksgeistes angeschmiegt und die Treue, mit welcher er sie wiedergegeben hat. Ursprünglich sollten auch die Melodien beigelegt werden; denn so nur ist der Vortrag vollkommen, und so erscheint auch Herders Wiedergabe erst in ganzer Schönheit. Der schwebende Gang des Liedes ist ihm mehr wert als was die Kunstlyrik durch die Mischung ihrer Farben zu einem Gemälde zu leisten sucht; und mehr als die sorgfältige, logische, grammatische Richtigkeit der «Letternverse» gilt ihm der kühne Wurf, der sogleich mit dem ersten Vortrag sein Bestes hervorbringt und gelegentlich auch Sprünge in der Entwicklung mitzumachen dem Hörer zumutet. Herder hob das Recht der Leidenschaft hervor, in welcher schon Hamann den Quell der Dichtung gesehn hatte.

Unter den englischen Liedern waren viele aus der eben

damals erschienenen Sammlung des Bischofs Percy, mehrere auch aus Shakespeares Drama entnommen. Shakespeares Drama hatte Lessing dem französischen gegenüber in seinem Werte geltend gemacht: trotz verschiedener Form erreichte Shakespeare den Zweck der Tragödie ebenso wie Sophocles. Jetzt zeigte Herder, dass die eigenartige Form Shakespeares sich durch die Art der englischen Bühne seiner Zeit erkläre und rechtfertige.

An die Uebersetzung der englischen Volkslieder knüpfte Herder den Wunsch an, dass man auch in Deutschland solchen Liedern nachspüren möge: er führt einige vor, die ihm bekannt geworden waren, darunter auch solche, die Goethe für ihn im Elsass gesammelt hatte. Er wies auch hin auf die altdeutschen Minnelieder, die von Bodmer aus der sogenannten manessischen Handschrift veröffentlicht worden waren. «Freilich», so meinte er spöttisch, «traute Bodmer uns zu, dass wir uns nach dem Bissen schwäbischer Sprache leicht hinauf bemühen würden. Er hat sich geirrt. Wir sollen von unserer klassischen Sprache weg, sollen noch ein ander Deutsch lernen, um einige Liebesdichter zu lesen — das ist zu viel!»

Herder selbst hat so manche unserer alten Dichter und Dichtwerke wieder erneuert: das Annelied, den Reinecke Fuchs, aus dem 17. Jahrhundert den ihm so geistverwandten J. V. Andreae. Es wäre durchaus unrichtig, wenn man sagen wollte, dass er über dem Ausland unser Volk vergessen hätte, dass er uns in alle Weiten der Weltliteratur hätte führen wollen, um uns von der Heimat zu entfernen. Hat er doch wesentlich bewirkt, dass die lateinische Dichtung der Gelehrten, die französische der feineren Kreise aufhörte.

Und dass es ihm wirklich darum zu tun war, unsere deutsche Dichtung zu verjüngen, ergibt sich aus seinen Hinweisen auf die Dichter, welche deutsche Volksweise bereits neu angeschlagen hatten, wie Claudius und Goethe. Wir fügen Bürger hinzu, dessen Lenore kurz nach Goethes Götz für eine neue deutsche Balladen- und Romanzenpoesie die Bahn eröffnete.

Herder selbst hat in eigenen Dichtungen besonders die Legende gepflegt, und der edle, einfache Ausdruck, die frommen und zugleich durchaus menschlichen Gedanken haben seine Legenden zum bleibenden Besitztum unserer Schule werden lassen.

Noch auf einem anderen Gebiet ist Herder von Uebertragung zu selbständiger Dichtung vorgeschritten, wobei er ein bis dahin wenig beachtetes Feld der griechischen Poesie betrat: das Epigramm. Hier wie so oft knüpft er an Lessing an, den er mehr ergänzen als berichtigen will. Lessing, der Meister des satirischen Epigramms, hatte den Römer Martial sich zum Muster gewählt. Herder bringt das Epigramm der Empfindung

aus der griechischen Anthologie hinzu. Er zeigt, dass das Epigramm, als reine Aufschrift gedacht, älter ist als das satirische. Dessen Zweiteilung in einen Spannung erregenden und einen auflösenden Teil, wie Lessing sie als bestimmte Forderung aufgestellt hatte, lehnt er ab. Das Denkmal selbst erregt die Neugierde, welche durch die Aufschrift befriedigt wird. Aber diese Aufschrift kann allerdings tieferen Gedanken Ausdruck verleihen, wovon die berühmte Inschrift auf dem Grabe der bei Thermopylae gefallenen Spartaner ein Beispiel gibt. In diesem Sinn hat Herder eine Fülle griechischer Epigramme bearbeitet und wie Lessing es seinen Vorbildern gegenüber getan, den Gedanken oft erweitert und vertieft. Diese Gattung ist in der Form der Distichen, die Herder nach dem Griechischen gebrauchte, seitdem in der deutschen Literatur heimisch geblieben und fruchtbar geworden: es genügt, an die herrlichen Sinnsprüche Schillers zu erinnern, der auch hierin sich als Nachfolger Herders erwiesen hat.<sup>1</sup>

Herders Blumenlese aus morgenländischen Dichtungen führe ich nur eben an.

Aber ein deutscher Dichter in lateinischer Sprache, den Herder erneut hat, kann hier im Elsass nicht übergangen werden. Es ist der Jesuit Balde, der 1604 — also vor fast 300 Jahren — in Ensisheim geboren, in Bayern eine zweite Heimat fand. Herder hat seine meist in horazischen Strophenformen gedichteten lyrischen Stücke unter dem Namen «Terpsichore» zuerst 1795, übersetzt und sie so seinen Lesern — man kann wohl sagen — zuerst bekannt gemacht. Er nannte anfangs nicht einmal den Namen Baldes, weil er fürchtete, dass dessen Zugehörigkeit zu dem verhassten, damals bereits aufgehobenen Orden der Aufnahme seiner Gedichte schaden würde. Er sagt selbst, dass er ihm keine neuen Schönheiten geliehen, wohl aber manchen Flecken ihm abgewischt habe. In der Tat erfahren wir bei Herder nichts von dem, was der Fanatismus des dreissigjährigen Krieges dem Dichter eingegeben hat, nichts von dem Ungeschmack jener Zeit, der auch ihm anhaftete. Nur der Stoiker, nur der Patriot tritt uns in Herders Balde entgegen.

Noch gegen den Schluss seines Lebens dichtete Herder in dieser Weise ein Werk, das heute fast allein von seinen Dichtungen noch bekannt ist, den Cid. Versmass und Ton erwecken gleichmässig den Eindruck der Treue gegen das Urbild. Und doch hat sich zeigen lassen, dass Herder in diesen Romanzen

---

<sup>1</sup> «Nadowessiers Totenlied» von Schiller bringt nur in Verse was Herder über den gleichen Gegenstand berichtet hatte: Suphan 16, 337. Auch die «Macht des Gesanges» wie andere Verherrlichungen der Tonkunst bei Schiller erinnern an Herder.



fast ein selbständiges Kunstwerk hergestellt hat. Er hat nach französischen, keineswegs besonders treuen Prosaübersetzungen altspanischer Lieder gearbeitet, dabei aber den Ton aus andern spanischen Romanzen durchgeführt. Er hat aus seiner Vorlage «das Manierierte ins Einfache, das Affektierte ins Natürliche umgewandelt». Der erst nach dem Tode Herders erschienene Cid ist Herders schönstes Denkmal.

Neben seinen Dichtungen verdienten freilich so manche Prosaschriften Herders immer wieder gelesen zu werden. Seine älteren Werke, deren Stil oft wahrhaft poetisch ist in der Wucht des Ausdrucks und dem hinreissenden Schwung, verlangen doch Kenntnis der gleichzeitigen Literatur, um vollständig gewürdigt zu werden. Die späteren haben z. T. eine edle Einfachheit, wodurch die allgemein und für immer gültigen Gedanken nur um so eindringlicher wirken. So der Aufsatz über das eigene Schicksal, der noch in Schillers Horen erschien, so die vor dem Kreise der Herzogin Mutter vorgetragene Betrachtung über die Unsterblichkeit im menschlichen Sinn, den Nachruhm.

Für die Einwirkung Herders, den Goethe den weitstrahl-sinnigen genannt hat, auf die Zeitgenossen und für seine Nachwirkung in der Folgezeit zeugen unzählige Spuren. Seine Gedanken sind vielfach massgebend geworden, mögen auch andere sie ausgeführt und durchgeführt haben. So sehr Herders Stimme in seinen letzten Schriften ungehört zu verhallen schien, seine älteren und wichtigeren lebten fort.

Vor allem waren es die Romantiker,<sup>1</sup> welche Herders Werk aufnahmen: seine Verherrlichung des Mittelalters, seinen Widerspruch gegen die alleinige Geltung des griechischen Ideals. Wilhelm Schlegel hat die Uebersetzungsweise Herders mit noch grösserer Kunst ausgebildet. Dass die Romantiker Herders dabei wenig gedacht haben, konnten sie freilich durch seine Gegnerschaft gegen Kant und gegen sie selbst als dessen Anhänger entschuldigen.

Herders Gedanken von dem Zusammenhang der Sprachen mit der Eigenart der Völker hat Wilhelm von Humboldt tiefer und weiter ausgebaut. Jakob Grimm hat in seiner deutschen Grammatik die von Herder früh erkannte Lebensentwicklung der Sprache verfolgt. Wie Herder so liebt auch er das Jugendalter der Sprache mehr als die spätere, verstandesgemässe Ausbildung.

<sup>1</sup> Ueber Herdersche Gedanken bei Wackenroder s. P. Koldewey, Wackenroder und sein Einfluss auf Tieck (Göttinger Diss.) Hamburg (1903) S. 119, 121, 127 u. ö. Namentlich für die Musik hatte Herder weit mehr Sinn als unsre anderen klassischen Dichter.



Am meisten hat Herders Hervorhebung und Kennzeichnung des Volksliedes gewirkt. Die von ihm gewünschte Sammlung des im deutschen Volke noch lebenden Liederschatzes haben die jüngeren Romantiker, Arnim und Brentano, und wissenschaftlicher Uhland geleistet.

Uhlands Dichtung zeigt zugleich in ganz besonderem Masse den reichen Gewinn, der aus dem Volkslied für die Kunstdichtung erwuchs. Rückert hat nach Herders Vorbild die Dichtungen des Morgenlandes eingedeutscht: seine lehrhafte, beschauliche und erbauliche Art ist überhaupt der Herders wohl am nächsten verwandt.<sup>1</sup>

Ja, wenn wir heute die Heimatkunst besonders lieben, wenn Gottfried Keller, Rosegger, Frenssen wohl die am meisten gelesenen Erzähler sind, so entspricht dies wieder den Winken und Wünschen Herders, der auf das Eigenartige in Sprache und Schriftwesen der einzelnen Landschaften Deutschlands sein besonderes Augenmerk gerichtet hatte.

Herders Gedanken sind uns meist so in den allgemeinen Besitz übergegangen, dass wir seiner selbst dabei nur wenig gedenken. Vielleicht gilt auch hierfür, was Lessing einem Maler sagen lässt: man lobt den Künstler dann erst recht, wenn man über sein Werk sein Lob vergisst.

Wer sich aber selbst in Herders Werke vertieft hat, wer diesem reichen, hochstrebenden Geist auch auf seinem Lebenswege gefolgt ist, wird den edlen Mann nie vergessen und sich seinen Wahlspruch zu eigen machen:

Licht, Liebe, Leben!

<sup>1</sup> Ganz in Herders Geist ist die berühmte These bei Rückerts Promotion: *Philologia est humanitatis in verbo cognitio*. Der Zweizeiler: «Vor jedem steht ein Bild des das er werden soll; so lang er das nicht ist, ist nicht sein Friede voll», ist fast wörtlich aus Herder übernommen.

## XI.

# Das Strassburger Standbild des jungen Goethe.

V. Bericht

von

**Ernst Martin.**

Als ich im Jahre 1898 Seiner Exzellenz Herrn Unterstaatssekretär von Schraut die Einladung überbrachte der Aufführung der «Fischerin» Goethes bei Sesenheim am 26. Juni beizuwohnen, forderte er mich auf, an einem grösseren Unternehmen teilzunehmen: im Hinblick auf den 150. Geburtstag des Dichters sollte die Errichtung eines Denkmals für den jungen Goethe in Strassburg in Angriff genommen werden. Als diese Aufforderung dann wenige Tage nach dem schönen Gelingen unseres damaligen Festes wiederholt wurde, stellte ich mich gern in den Dienst des edlen Gedankens.

Wie dann in immer weiteren Kreisen das Unternehmen freudig, ja begeistert begrüsst und gefördert wurde, habe ich in diesem Jahrbuch XV (1899), 245—251; XVI (1900), 196—200; XVII (1901), 252—267; XVIII (1902), 226 eingehend dargestellt und dem Danke des Ausschusses für die so allgemeine und kräftige Unterstützung des Planes Ausdruck verliehen.

Nachdem der erste Aufruf im Oktober 1898 erschienen war, wuchsen die gesammelten Beiträge in wenig mehr als Jahresfrist bis zur Höhe von 135 000 Mark an. Im November 1899 konnte ein Preisausschreiben ergehen, das zur Ausstellung der für den Wettbewerb eingesandten Entwürfe im September 1900 führte. Der mit dem ersten Preis gekrönte Entwurf von Ernst Wägener in Berlin wurde mit einigen Abänderungen, besonders der Seitenfiguren, zur Ausführung bestimmt.

Am 1. Mai 1904 konnte das Denkmal enthüllt werden. Es steht in den Anlagen vor der Universität an der Nordseite des Mittelwegs, und ist sowohl vom Dietrichstaden wie von der Universitätsbrücke aus weithin sichtbar. Auf einem Unterbau von schönem, hellrotem Untersberger Marmor, dessen geschweifte Treppe zu der mit einer Balustrade abgeschlossenen Plattform hinaufführt, erhebt sich in der Mitte das Postament mit der Figur des jugendlichen Dichters, der als Wanderer gedacht, sich mit der rechten Hand auf den Stock stützt, während die Linke hinter dem Rücken Hut und Mantel hält. Der Jüngling, dessen schöne Züge das Bewusstsein seines Wertes, seines Strebens erkennen lassen, scheint einen Augenblick inne zu halten, wie der junge Goethe wohl manchmal vom Spaziergang aus der Ruprechtsau zurückkehrend den hohen Turmbau des Münsters betrachtet haben mag. An den beiden Seiten des Postaments sind zwei Reliefs eingelassen: rechts vom Beschauer Goethe in Sesenheim den beiden Schwestern vorlesend, links eine der in «Wahrheit und Dichtung» beschriebenen Zusammenkünfte auf der Plattform des Münsters, bei denen die Jugendgenossen der scheidenden Sonne ihren Gruss aus gefüllten Römern zutranken. Mit Goethe sind Herder, Salzmann, Lenz und Jung in lebendigen Gruppen vereinigt. Auf den Wangen der Balustrade sitzt links die begeisterte, leichtbekleidete lyrische Muse, rechts die ernste, eingehüllte tragische.

Die Steinarbeiten lieferte die Aktiengesellschaft für Marmorindustrie Kiefer in Berlin und Kiefersfelden, den Guss die Aktiengesellschaft Lauchhammer. Die Untermauerung der Grundlage und der Aufbau fanden unter der Oberaufsicht des Herrn Baurat Ott statt.

So stand das Denkmal, als die Einweihungsfestlichkeiten am 30. April, dem Vorabend der Enthüllung mit dem Vortrag Goethescher Dichtungen durch E. v. Possart, Intendant des Königl. Theaters zu München im Sängersaale eröffnet wurden. Die wunderbare Kunst des berühmten Rezitators, der erst lyrische Gedichte, dann Balladen, zuletzt Stücke aus «Faust» vortrug, versetzte das überfüllte Haus in weihevollen Stimmung. Den Prolog im Himmel aus «Faust» begleitete Herr Musikdirektor Münch auf dem Harmonium; als Einleitung des Vortragsabends dienten zwei Sätze der Kreuzersonate von Beethoven, vorgelesen von den Herren J. Blumer und Konzertmeister Schuster. Der Ertrag des Abends (gegen 2000 M.) war für die Armen der Stadt bestimmt.

Am Sonntag, dem 1. Mai, gegen halb 12 fand die Enthüllung des Denkmals statt, begünstigt vom herrlichsten Wetter. Eine Ansprache des Herrn Unterstaatssekretärs v. Schraut be-

zeichnete als Kern des Goetheschen Strebens seine tiefe Harmonie in Denken und Handeln und damit innig verbunden seine Toleranz: er stellte diese Grundzüge besonders der Jugend zum Vorbilde auf. Nachdem der Herr Statthalter das Zeichen zur Enthüllung gegeben, übernahm Herr Bürgermeister Back das Denkmal in die Obhut der Stadt. Kränze wurden niedergelegt für den Herrn Statthalter; sodann von Freiherrn v. Egloffstein, dem Vertreter des Protektors, des Grossherzogs Wilhelm Ernst von Sachsen; vom Rektor der Universität, Prof. Dr. Bresslau; von Geh. Hofrat Suphan, dem Direktor des Goethe-Schillerarchivs für dieses, für die Stadt Weimar und die Goethegesellschaft; von Prof. Wörner für die Universität Freiburg; von Geh. Sanitätsrat Rehn für das freie Hochstift zu Frankfurt; von Prof. Fiedler (Birmingham) für die englische Goethegesellschaft; von Bürgermeister Back für die Stadt Strassburg; von Direktor Wilhelmi für das Stadttheater in Strassburg, Direktor Neuffer für das Stadttheater in Metz; von Freiherrn zu Putlitz für den Strassburger Zweigverein des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins; von Christian Schmitt für den Alsbund. Besondere Freude erregte ein schlichter Hollunderkranz, den Herr Pfarrer Rübel von Sesenheim überbrachte. Ein Kranz im Namen des Ausschusses war der letzte.

Dann schloss der Männergesangverein unter der Leitung des Herrn Musikdirektors Frodl mit der dritten Strophe des Goetheschen Wanderliedes diesen Teil der Feier, wie er mit der ersten die Enthüllung begleitet und mit den Anfangsstrophen des Mairliedes die Weiherede eingeleitet hatte. Die Studenten die im Wichs mit ihren Fahnen das Denkmal farbenprächtig umgaben, führten den Zug der Teilnehmer in den Lichthof der Universität.

An der Enthüllungsfeier hatten ausser den genannten als Gäste noch teilgenommen von Goetheforschern: Freiherr von Bernus aus Stift Neuburg bei Heidelberg, Prof. Harnack von der Technischen Hochschule in Darmstadt, Prof. Heuer aus Frankfurt, Geh. Sanitätsrat Kestner aus Mülhausen, Prof. Panzer aus Freiburg, Oberstudienrat Straub aus Stuttgart, sowie Frau Elisabeth Mentzel aus Frankfurt. Eine über 80 Jahre alte Dame, Frä. Ottilie Meyer, die dem Goetheschen Hause noch selbst nahe gestanden hatte, war ebenfalls zugegen.

In dem einfach und würdig ausgeschmückten Lichthofe der Universität hielt zuerst der Verfasser dieses Berichts eine Ansprache, die er weiter unten vollständig mitteilt, weil sie bisher nur auszugsweise veröffentlicht worden ist. Dann folgte die eigentliche Festrede von Prof. Erich Schmidt aus Berlin, welche ebenfalls bald vollständig abgedruckt in der «Deutschen Rundschau» vorliegen wird.

Um 3 Uhr nachmittags fand das Festessen im Bäckehiesel statt, woran etwa 80 Personen sich beteiligten. Trinksprüche galten dem Kaiser und dem Grossherzog von Sachsen, an welche beide auch Telegramme abgesandt und von ihnen huldvollst erwiedert wurden; ferner dem Statthalter von Elsass-Lothringen, der Universität Strassburg, der grossen Goethegemeinde im In- und Auslande, der Stadt Strassburg, dem Künstler, den Damen, wobei Prof. Harnack das hier unten nochmals abgedruckte Gedicht von Alberta v. Puttkamer einflocht. Viel Beifall fand ein Trinkspruch auf die Abgesandten aus Sesenheim, worauf Herr Bürgermeister Atzel humorvoll antwortete.

Um 7 begann im Stadttheater die Aufführung des Götz mit dem Kgl. Preussischen Hofschauspieler Matkowsky als Gast. Das Haus war ausverkauft, sodass eine Wiederholung gleich auf den folgenden Tag festgesetzt wurde. Neue Prospekte, wie besonders der für die Schlusszene von Daubner gemalte, waren auf Grund einer Spende des Ausschusses von 3000 M. an das Stadttheater hergestellt worden.

Eine studentische Nachfeier folgte Montag den 2. Mai. Ein stattlicher Fackelzug galt dem Denkmal, auf dessen Stufen der Vorsitzende des Studentenausschusses, Herr stud. theol. Rost den berühmtesten Kommilitonen feierte.

Die Teilnehmer fanden sich dann zum grossen Teil wieder bei der kömmersartigen Feier im Unionsaal, zu der die Strassburger Germanisten eingeladen hatten. Ihren Glanzpunkt bildete die Aufführung des Festspiels «Conceptio divina» von dem elsässischen Dichter stud. phil. Hans Karl Abel. Die Darstellung hatten Mitglieder des Stadttheaters, die Herren Peschel, Schmidt, Born, Klante, sowie die Damen Felsegg, Heuberger, Eberspächer mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit übernommen. Das Stück, im Trübnerschen Verlage in Druck erschienen, zeigt Goethe in seinem Verkehr mit den Elsässer Bauern und im Erfassen der Gedanken zu seinem «Faust»: mit Begeisterung gedichtet, wirkte es auch begeisternd.

Es bleibt nun, nachdem das Denkmal aufgestellt und die Festtage vorübergerauscht sind, noch übrig, Rechenschaft abzulegen von der Verwendung der gesammelten Beiträge. Zu den 135 000 M. sind noch die Zinsen für mehrere Jahre hinzugekommen, sodass im ganzen über 150 000 M. zur Verfügung standen.

Von der Gesamtsumme waren 110 000 M. für das Denkmal selbst bestimmt und dem Künstler zugedacht, nach Abzug der Kosten für die Steinarbeiten und den Guss. Etwas über 12 000 M. hat die Preisausstellung der Entwürfe in Anspruch genommen; die Feier der Einweihung, abgesehen von den schon genannten



Ausgaben, etwa 2000. So bleibt immerhin noch ein Betrag von 15 000 M., der für die Erhaltung des Denkmals, sowie für Zwecke, die dem Gedanken des Denkmals verwandt erscheinen, bestimmt ist und von der Stadt Strassburg verwaltet werden soll. Ueber seine Verwendung in späterer Zeit wird eine Kommission entscheiden, welcher ein vom Herrn Statthalter ernanntes Mitglied, der Bürgermeister der Stadt, ein Mitglied des Gemeinderats, der Rektor und ein vom Senat erwähltes Mitglied der Universität angehören sollen.

Schon jetzt sind 300 M. bewilligt worden zur Herstellung eines Reliefmedaillons für Karoline Herder in Reichenweier, s. o. S. 93, Anm. 1.

Die «Strassburger Goethevorträge», welche von Professoren der Universität Strassburg im Winter 1898 auf 1899 gehalten worden und in zwei Abdrücken bei Karl J. Trübner 1899 erschienen sind, konnten jetzt, nachdem ihr Verkauf zu der Sammlung für das Denkmal beigetragen hatte, bis auf einen Rest von 100 Exemplaren als Geschenk weggegeben werden. Herr Ministerialrat Albrecht hat es gütigst übernommen, die Exemplare den höheren Schulen in Elsass-Lothringen und vielleicht sonst im Reiche zukommen zu lassen.

## ANHANG.

### 1. Weiherede

gehalten bei der Enthüllung des Goethedenkmals am 1. Mai 1904

von

**Herrn Unterstaatssekretär v. Schraut**

Wirklicher Geheimerat.

Als aus Anlass des 150. Geburtstages Goethes der Plan der Errichtung eines Denkmals des jungen Goethe in Strassburg entstand, fand der Gedanke lebhaften und herzlichen Beifall bei jung und alt, in Stadt und Land, allen Ständen, in Deutschland und im Ausland. Hat doch Strassburg das Recht und die Pflicht, den jungen Feuergeist zu feiern.

In Strassburg suchte und fand er die erste Entscheidung für das Schicksal seines Lebens. Kaum von schwerer Krankheit genesen, in zaghafter und schwankender Stimmung, gedrückt von Unsicherheit und Zweifeln kam Goethe hierher; mit reichem Kraftgefühl, mit dem Mut, sich in die Flut der Schicksale zu mischen, und mit der Fähigkeit, im Ganzen, Guten und Schönen resolut zu leben, betrat er von hier die Siegesbahn des Titanen. Dauernd beeinflusst das hier Erkannte und Erlebte seine

schöpferischen Gestaltungen, und vom hellsten Sonnenglanz durchstrahlt wie ein grosses Freuen geht es durch die Erzählungen des Dichters über seinen Aufenthalt in Strassburg und im Elsass. Unverwelklich frisch, eine Quelle der Begeisterung blieb ihm die Erinnerung an diese Jugendzeit.

Dem jungen Goethe gilt dieses Denkmal, weil bei ihm schon in frühen Tagen jene Eigenschaften erkennbar sind, die ihn später zu den höchsten Zielen führten. In seiner Jugend schon entstand der Plan zu seinem grössten Lebenswerk, der Welt-dichtung des Faust, und auf die vorausahnende, weitblickende Genialität des Jünglings stimmen die Worte im zweiten Teil des Faust :

Der Berge Gipfelriesen  
Dürfen früh des ew'gen Lichts geniessen,  
Das später sich zu uns hernieder wendet.

Wenn es mir nun heute am Tage der Vollendung vergönnt ist, dem Denkmal des jungen Goethe den Weihespruch zu geben, wie könnte ich zumal in einer Zeit leidenschaftlicher Ueber-treibungen bessere Worte finden, als die tiefempfundenen des 27jährigen Dichters :

Der Du von dem Himmel bist,  
Alles Leid und Schmerzen stillest,  
Den, der doppelt elend ist,  
Doppelt mit Erquickung füllest,  
Ach, ich bin des Treibens müde!  
Was soll all' der Schmerz und Lust?  
Süsser Friede,  
Komm, ach komm in meine Brust.

Diese Sehnsucht nach innerem Frieden begleitete während seines ganzen Lebens den Mann, der in Arbeit und Tätigkeit alle übertraf, dessen Losung der Satz war :

Des echten Mannes wahre Feier ist die T a t,  
und der die stolzen Worte sprach und betätigte :

Nur der verdient sich Freiheit, wie das Leben,  
Der täglich sie erobern muss.

Er kannte die Grenzen der Menschheit; innerhalb dieser Grenzen durchforschte er alles, und nie verzagend erstritt er rastlos eine neue Welt lebendiger Gestalten und Vorgänge. Aber nie war ihm der Kampf Selbstzweck, er führte ihn nicht mit unedeln Mitteln, stellte nie ein Problem auf, ohne selbst die Lösung zu versuchen. Ihm war der Kampf nur eine Stufe zur eigenen Läuterung und Erkenntnis, der Weg zur Entscheidung, die ihm Befreiung aus Ungewissheit und Zweifel brachte.

Diesem nie erlahmenden Streben nach Vervollkommnung, diesem heissen Drang nach reiner Objektivität danken wir die beiden grössten Eigenschaften Goethes :

Seine durch strenge Selbstzucht gewonnene Ausgeglichenheit, die tiefe Harmonie im Denken und Handeln und seine Toleranz.

Alles Sprunghafte war ihm verhasst, öder Pessimismus blieb ihm fremd; frei und unbefangen liess er die Dinge auf sich wirken. In seinem gewaltigen Ringen und Streben, in allen Kämpfen und Stürmen, die ihn bedrängten, bewahrte er sich stets die Klarheit des Geistes, die vornehme Seelenruhe, weil er ein von innen heraus grosser Mensch war, dessen Welt- und Lebensauffassung sich durchgerungen hatte zu der ewigen Wahrheit :

Vergebens werden ungebundene Geister  
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.  
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,  
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

Mit diesem lebendigen Einklang im Sinnen und Trachten war eng verbunden seine Toleranz.

Er hatte das Verständnis für anderer Sinn, und respektierte ihn. Er kannte den Hauptquell der Intoleranz, als er sagte, er sehe alle Fehler bei sich als möglich an, nur einen nicht, den Neid. Er kannte die Sorge für das Geschick anderer, das tiefe Gefühl der Nächstenliebe, als er im Jünglingsalter für einen Unglücklichen, der durch den Misserfolg überspannten Ehrgeizes zum Menschenhass gekommen war, das innige Gebet sprach :

Ist auf deinem Psalter,  
Vater der Liebe, ein Ton  
Seinem Ohr vernehmlich,  
So erquicke sein Herz.

Er kannte den von allen Persönlichkeiten losgelösten, des blinden Sehers Drang nach Wahrheit, als er im Greisenalter den Faust mit dem Gesang der Engel abschloss :

Wer immer strebend sich bemüht,  
Den können wir erlösen.

So soll dieses Denkmal eine Huldigung sein für das Grosse, das wir dem Unsterblichen verdanken, zugleich ein Mahnruf zum Streben nach harmonischer Ausbildung der Persönlichkeit und ein Bekenntnis der Toleranz. Vor allem soll es ein leuchtendes Wahrzeichen sein für die Jugend. Wenn sich die Geister der Verneinung, Entnervung und Zwietracht vordrängen, dann möge der Name «Goethe» allen zurufen : Stellt euch auf festen

Boden! nicht das äussere, sondern das innere Leben, nicht draussen die Welt, sondern die eigene Kraft macht den ganzen Mann, der seinem Vaterlande Ehre bringt.

Wir übergeben dieses Denkmal der Stadt Strassburg, deren treue Bürger wir sind, deren vielhundertjährige Geschichte beweist, dass sie stets eine offene Stätte für das Schöne und Gute war. In ihrem Schutz wissen wir es wohlbehütet. Wir übergeben das Denkmal mit ehrfurchtvollem Danke an den mächtigen Friedensfürsten, unsern erhabenen Kaiser, der mit starker Hand alle Werke des Friedens beschützt, mit innigem Danke an unsern Protektor, Seine königliche Hoheit den Grossherzog von Sachsen, sowie an den kaiserlichen Statthalter, ferner an alle, die dieses Unternehmen mit Rat und Tat förderten, insbesondere auch an den ausgezeichneten Künstler, der ein Meisterwerk schuf, und an seine Mitarbeiter.

Möge der Geist Goethes nie fremd werden in unserem heissgeliebten deutschen Vaterlande und dieser Stadt. Möge sich an ihm das Wort des sterbenden Faust erfüllen:

Es kann die Spur von meinen Erdentagen  
Nicht in Aeonen untergehn.

## 2. Ansprache

gehalten im Lichthofe der Universität am 1. Mai 1904

von

**Ernst Martin.**

Es möge mir vergönnt sein mit einigen Worten des Dankes zu beginnen. Seine Exzellenz Herr Unterstaatssekretär v. Schraut hat nicht nur die erste Anregung zur Errichtung des Goethedenkmals gegeben; er hat auch durch seine tatkräftige und umsichtige Leitung das Unternehmen wesentlich zum glücklichen Ziele geführt.

Sodann danke ich unserer Universität: sie hat von Anfang an für das Denkmal getan, was in ihren Kräften stand, und heute öffnet sie ihre schönen Räume für den Festakt zu Ehren Goethes.

Unser Denkmalsunternehmen hat wesentlich beigetragen zu der Begeisterung, mit welcher in Deutschland und weithin im Ausland der 150. Geburtstag des grossen Dichters gefeiert worden ist. Wer damals den glänzenden und zugleich wahrhaft volkstümlichen Festlichkeiten in Goethes Vaterstadt Frankfurt hat beiwohnen können, wird diese Erinnerung für sein ganzes Leben bewahren und hochhalten.

Wir empfanden damals wohl alle, wieviel Ursache unsere Zeit hat, auf Goethe dankbar und empfänglich hin zu blicken: trägt sie doch so manches in sich, was sie von ihm entfernen könnte. Der Schatz von Lebensfreude und Lebensweisheit, der in Goethes Schriften zutage getreten ist, soll nicht wieder versinken. Unsere Dichter werden von Goethe wieder lernen, dass alle wahre Kunst des Menschen Herz erfreuen und stärken will.

Möge vor allem das Elsass immer tiefer empfinden, wie schön sich in Goethes Erinnerung der Eindruck wiedergespiegelt hat, den der Strassburger Student hier von Land und Leuten empfing! Mögen die Elsässer in diesem Spiegel einen Teil ihrer eigenen Vergangenheit und damit zugleich die Grundzüge ihres innersten Wesens schauen!

Dass Goethes Name auch hier im Lande nur allmählich zur Anerkennung durchgedrungen ist, begreift sich leicht. Gleich anfangs mag der feurige, selbstbewusste Jüngling manchen Anstoss gegeben haben. So wissen wir von dem würdigen Pfeffel, dass er durch das, was er von Strassburger Bekannten über Goethe gehört hatte, gegen diesen eingenommen worden war. Aber Pfeffels Bestreben, die Formen der französischen Poesie nur mit deutschem Stoffe zu erfüllen, war überhaupt dem stürmischen Drange ganz entgegengesetzt, mit welchem Goethe, durch Herder angeregt, das Alte, Volkstümliche in Wort und Denkart neu zu beleben und für die Kunst zu gewinnen suchte.

An Pfeffels Lehranstalt war Lerse tätig, den Goethe in Götz verewigt hat: aber auch er scheint Goethes Dichterflug erst später erkannt zu haben. Dass im Kreise der Jugendgeliebten Goethes das schmerzliche Gefühl der Verlassenen lange überwog, verstehen wir wohl. Auch dass Goethes Braut Lili sich ins Elsass verheiratete, kam seinem Dichterruhm kaum zugute. Erst später hat die Familie von Türkheim ebenso wie die der hier angesiedelten Kinder und Enkel Lottes, die Familie Kestner mit schöner Pietät die Erinnerung an Goethe gepflegt.

Der erste Elsässer, der Goethe völlig würdigte und begeistert pries, war der Dichter des «Pfingstmontags», G. D. Arnold gehörte nach der Revolutionszeit der Strassburger Juristenfakultät als Professor, später als Dekan an; er stand mit Jakob Grimm und Savigny in Verbindung und beriet den trefflichen Präfekten Lezay-Marnesia. Schiller, der ihn 1803 an Goethe empfahl, sagte von ihm: «er hängt an dem deutschen Wesen mit Ernst und Liebe.» Arnold hat 1807 am Schlusse einer Uebersicht der elsässischen Dichter auf Goethe hingewiesen als den Gipfel der deutschen Literatur. Andererseits hat Goethe das Meisterwerk der elsässischen Dialektpoesie, das wir Arnold verdanken, mit feinstem Verständnis begrüsst und dadurch manche Gegnerschaft gegen den «Pfingstmontag» entwaffnet.



Wie hoch man dann Goethe in Strassburg zu schätzen wusste, bezeugt uns der Archäologe C. M. Engelhardt, dessen Frau das «Riesenfräulein von Niedeck» gedichtet hat. Engelhardt fand im Nachlasse Saltzmanns Briefe von Goethe aus Sesenheim. Goethe verbat sich ihre Veröffentlichung. Er wollte den sanften Abend-schein, der in «Wahrheit und Dichtung» das Sesenheimer Idyll umstrahlt, nicht durch die grelle Leidenschaftlichkeit seiner Jugendbriefe durchbrechen lassen.

Später ist besonders ein elsässischer Dichter und Forscher diesen und anderen Spuren von Goethes Aufenthalt hier sorgsam nachgegangen: August Stöber, der von Friederikens Schwester die Reliquien Goethes erhielt, der namentlich auch die erschütternde Tragödie seines Jugendfreundes und Nebenbuhlers Lenz zuerst bekannt machte. Schon aber regte sich die unter den damaligen politischen Verhältnissen begreifliche Abneigung gegen den deutschen Dichter, und Stöber hat nur unter persönlichen Opfern und in kleinen Kreisen seinen Ansichten und so auch der Hochhaltung Goethes Anerkennung verschaffen können. Auch Ludwig Spach, der in französischer Sprache und mit französischer Feinheit Goethe verherrlichte, erzielte keine grössere Wirkung.

Das ward nun anders, als die Kaiser-Wilhelms-Universität ins Leben treten konnte. Ihr erster Professor für deutsche Sprache und Literatur, Wilhelm Scherer, hat auch die Geschichte der neueren deutschen Dichtung im philologischen Sinne begründet: er forderte, und erfüllte selbst diese Forderung, dass auch die neuere Literatur mit allseitiger, durchaus quellenmässiger Forschung durchdrungen werden sollte.

Neben Scherer war schon auf diesem Gebiete Erich Schmidt hier tätig. Ihm als dem auch um unser Denkmal hochverdienten Erforscher und Darsteller der neueren deutschen Literatur räume ich gern den Platz, wenn es gilt, vor Ihnen das literarhistorische Bild des jungen Goethe aufzustellen.

### 3. Goethe.

Zur Enthüllungsfeier seines Denkmals in Strassburg

von

Alberta von Puttkamer.

Aufrecht, die Stirn von Braungelock umflögen,  
Von goldgeflecktem Pantherpaar gezogen,  
Fährt Einer auf dem Siegeswagen her — —  
Er zähmt das Wildgespann mit güldnen Zügeln,  
Der Zug geht lachend zu Parnassos Hügeln,  
Und seiner Spur folgt ein beraushtes Heer.

Und Mädchen, welche Rosenketten gürten,  
Streu'n unter seine Räder helle Myrten,  
Um die sich reich gezweigter Lorbeer schmiegt . . .  
Und plötzlich-wusst' ichs: Der da lachend steht,  
Aufrecht, in seiner Jugend Majestät,  
Das ist die fröhe Kraft, die mühlos siegt! —  
So sah ich einst in einem lauten Saale  
Ein Bild, — darüberhin im Morgenstrahle  
Ein Schimmer, wie von rotem Leben lief . . .  
Wie schöngebietend diese Hochgestalt  
Die Welt bezwang in köstlicher Gewalt,  
Ergriff den Geist mir unvergesslich tief . . .

Gott oder Jüngling!? er nahm lächelnd Siege.  
Ein Einzger noch trägt so erlauchte Züge,  
An ihn gemahnt der frohe Griechenheld,  
Aufrecht, — die Stirn von Braungelock umflogen,  
Von andern Pantheren, wilderen gezogen,  
Fuhr er im Sieggesspann in alle Welt. —

Dies Raubgezucht hiess: Neid und wildes Hassen —  
Die tät Herr Wolfgang reckenhaft erfassen,  
Ohnmächtig murrten sie in seiner Hand —  
Er schirrt' sie frohgemut an seinen Wagen,  
Da mussten ihn die ganz Bezwungnen tragen,  
Wohin sie sein entflammter Wille bannt.

Und wo sein grosser Zug mit feinen Spuren  
Die Erde rührt, wuchs sie zu Blumenfluren,  
Die Schönheit schmiegt' sich frei in seinen Arm.  
Sie führte um ihn her berauschte Tänze,  
Sie brach ihm von den Lorbeerhecken Kränze,  
Und brannte so von Lebensfeuern warm . . .

So jung, von schönen Mächten hingerissen,  
Die rege Lust noch nicht gedämpft vom Wissen,  
In königlichem Ungestüm der Kraft,  
So ist er wandernd durch dies Land geschritten —  
Hier hat er hell gelacht — und süss gelitten  
In seiner wundervollen Leidenschaft. —

Wohl, er gehört der Welt: Der reife Goethe!  
Doch seiner Jugend feinste Morgenröte  
Fiel auf dies Land, auf dem sie heimlich ruht . . .  
Fühlt sie! und werdet ihr erlauchte Erben!  
Sie ist ein Heiliges — sie kann nicht sterben,  
Denn grosser Tag steht auf aus ihrer Glut . . .

In diesem Lenz der Kräfte ist er euer!  
Ein Gottgeküsster, der mit seinem Feuer  
Die Siege rasch mit einem Lächeln kauft . . .  
So soll er ragend, kündend bei euch stehen,  
Indes das Licht von den Vogesenhöhen  
Aus goldnem Bronnen seinen Scheitel tauft! . . .

#### 4. Zur Enthüllung des Strassburger Jung-Goethe-Denkmal.

(1. Mai 1904)

von

Christian Schmitt.

Ihm, dem Herrlichen, dem Grossen, Reichen,  
Dessen Name nimmer wird erbleichen,  
Dessen Geist den Erdkreis kühn umspannte,  
Der wie keiner je sich selbst erkannte,  
Der im Wort der Kunst die Welt entsiegelt,  
Hölle keck und Himmel aufgeriegelt,  
Der emporstieg über seinem Volke  
Wie der Sonnenstern aus trüber Wolke,  
Der in Werken, die für ewig leben,  
Sich und uns den höchsten Ruhm gegeben,  
Ihm, der dem Jahrtausend hat gelichtet  
Seinen Pfad — ihm ist dies Bild errichtet.

Glied in seines Wachstums strenger Kette,  
Keimgrund seiner Kraft ist diese Stätte.  
Hier im Glück der ersten tiefen Liebe  
Blühten seiner Lieder Maientriebe;  
Hier auf Meister Erwins alten Bahnen  
Ward zur Klarheit ihm sein zweifelnd Ahnen.  
Taten, zur Unsterblichkeit erkoren,  
Hier in stiller Brust sind sie geboren. — —  
Unser warst du, und im wirren Treiben  
All des Wechsels unser sollst du bleiben!

Viel, das dauernd schien in deinen Tagen,  
Ist gestürzt und längst zu Grab getragen;  
And'res, einst dem klügsten Blick verborgen,  
Steht gebaut, erhöht im jungen Morgen.  
Sturm und Wetter dröhnten durch die Lande;  
Heere schwanden wie der Tau im Sande;  
Fürsten sanken in den Staub und Kronen;  
Lüge sass und Weisheit auf den Thronen.  
Mancher stolze Traum ward jäh zunichte,  
Doch für uns lag Segen im Gerichte:  
Schnöd' Verlorenes ist heim gefunden;  
Lang' Getrenntes hat sich neu verbunden.  
Fremd hier sahst du fremde Machtgebärde,  
Doch dein Mal ersteht auf deutscher Erde.

Grüssen soll's bis in die fernsten Zeiten  
Die Geschlechter, die vorüberschreiten,  
Und voll heitern Ernstes ihnen künden:  
Ueber euch müsst euer Ziel ihr gründen!  
Jeder mag sein Eigenstes entfalten,

Reifend zur Vollendung sich gestalten!  
Lauscht und folgt nur eurem Blut und Wesen,  
Wenn ihr anders wollt zum Heil genesen!  
Was euch trügend hemmt, ihr könnt es meiden;  
Was zu wenden nicht, das gilt's zu leiden.  
Recht und Wahrheit sollt ihr laut bezeugen,  
Vor dem Unerforschlichen euch beugen!  
Grenzen müsst ihr setzen eurem Willen,  
Soll der Frieden eure Seele stillen!  
Was die Stunde gibt, dürft ihr erfassen.  
Dankbar seid im Nehmen, stark im Lassen!  
Edlen Sinn kann Edles nur entflammen.  
Haltet aus im Loben und Verdammen!  
Ringt und strebt! Lasst nie den Mut erliegen!  
Nur wer mannhaft kämpft, wird mannhaft siegen!

## 5. Vision.

In der Nacht des 1. Mai 1904

von

G. G.

Nun liegt der weite Platz im Dämmerchweigen,  
Zerstoben die des Schauens frohe Menge,  
Es zittert leis' in maiengrünen Zweigen  
Der Nachklang weihevoller Festgesänge.

«Der Wand'rer» steht allein. — In ernstem Sinnen  
Schaut er hinüber noch zu Erwins Dom,  
Den licht umspielt des Mondstrahls Silberstrom —  
Es regen funkelnd Säulen sich und Zinnen.

Und wie Jung-Goethe sinnt und blickt und schaut,  
Geht es wie Leben durch das Steingefüge —  
Die Glocke schlägt — und bei dem dumpfen Laut  
Ist's, als ob dort ein Schatten nieder stiege:

Erwin von Steinbach ist vom Schlaf erwacht —  
Es geht ein Lauschen durch die stille Nacht —  
Sieh, wie sich plötzlich Goethes Aug' erhellt,  
Da flüsternd sich der Meister ihm gesellt:

«Willkommen dir! — 's sind über hundert Jahr,  
Da weckte mich ein Klang in meinen Tiefen,  
Es war, als ob mir's tausend Stimmen riefen,  
Dass ein Unsterblicher mir nahe war. —

Als du vom Turm, den meine Hand erbaute,  
Zujubeltest dem jungen Sonnenstrahl,  
Dein Aug' voll Lust des Elsass Gauen schaute,  
Dein Blick sich weidete an Berg und Tal, —

Du priesest meinen Namen überschwänglich —  
Es trugen mir's die Geisterstimmen zu —  
Da ahnte ich's: Ein Denkmal unvergänglich  
Du stellst es kraftvoll in die Welt auch du!

Im Frührot, Mittag und beim Sternenscheinen,  
Stets lenktest du zum Dom den Blick zurück,  
Fand'st in den lebensvoll gefügten Steinen  
Ein immer wahres, immer rein'res Glück. —

Dann nahmst den Hammer du in starke Rechte  
Und prägtest deines Lebens Wunderbau,  
Dass auch auf ihn man schönheitstrunken schau,  
Dass er als Leuchtturm rage in die Nächte.

Wie sich das Schwache froh zum Starken findet,  
Wie aus «dem Dunkel es ins Helle strebt»,  
Wie sich das Einzelne zum Ganzen bindet,  
Im Kleinsten der lebend'ge Geist noch webt,

Wie Schönheit im Notwendigen enthalten,  
Schönheit und Wahrheit aber wesensgleich . . .

Du hast's erlebt — drum konntest überreich  
In immer neuen Bildern du's gestalten.

Du hast ein Denkmal dir gesetzt in Blättern,  
In Büchern — meinem Werke zweckverwandt, —  
Sie halten beide Wolken, Stürmen, Wettern,  
Sie halten den Jahrtausenden noch stand:

Die Menschen lenken sie auf hohe Warte,  
Aus Nebelschwere und aus Alltagsdunst;  
Drum längst ich dein als meines Bruders harnte,  
Als des Genossen «deutscher Art und Kunst».

Sei mir gegrüsst! — Du hast in Erz gegraben  
Den Namen dein in jedes deutsche Herz,  
Der junge deutsche Boden musste haben  
Dein Bildnis drum vor Augen nun in Erz!

Die Jungen, die den Schritt vorüberlenken,  
Sie folgen deinem Blick zum Münster nun —  
Sie werden sich in deinen Geist versenken,  
Des Grossen eingedenk das Rechte tun.

Sie werden Deines tapf'ren Streitens denken,  
Und, wie einst du, im Wirken nimmer ruh'n:  
«Noch ist es Tag, da rühre sich der Mann,  
Die Nacht tritt ein, wo niemand wirken kann»!

— — — — —  
Erwin zum Abschied leis' die Stirne neigt —  
Jung-Goethe blickt ihm voll ins Auge — nickt — und  
schweigt.



## 6. In der Schwankweise Hans Sachsens.

Zum 1. Mai 1904

von

K. B.

Gen Strassburg, vor vielen Tagen und Jahren,  
Kam flott aus dem Reich ein Bacchant gefahren.  
Dem brannten die dunkeln Augen wie Feuer,  
Und Jungen und Alten war er teuer.  
Von der alten Kaiserstadt kam er am Main,  
Ein Rechtsgelahrter wollt' er sein,  
Wollte studieren mit eifrigen Sinnen,  
Sich gar den Doktorhut gewinnen.  
Dem summten im Ohr viel köstliche Verse,  
Disputierte mit Herder, schlug Kontra mit Lerse,  
Oft stand er und staunend bedacht' er aufs Neu'  
Des Meisters Erwin Wundergebäu,  
Sein Herz durchwärmte mit inniger Brunst  
Die Grösse von deutscher Art und Kunst.  
Erklomm dann des Münsters luftige Schnecken  
Und sah wie'nen Garten das Elsass sich strecken;  
Von des Altanes hohem Rand  
Ward mancher Blick nach «Säsm» gesandt.  
Wenn drauf der Abend wiegte die Erde,  
Wie schlug sein Herz: Geschwind zu Pferde!  
Durch düstre Nacht, durch Windsgebraus  
Sprengt er zum Rickele frisch hinaus  
Und brachte — «welches Glück, ihr Götter!» —  
Ihr «kleine Blumen, kleine Blätter»  
Viel liebe Lieder dem lieben Mädchen,  
Dacht' auch an Götz und Faust und Gretchen,  
Und hascht' manch Liedlein frisch und fein  
Aus den Kehlen der ältesten Mütterlein —  
Und Jahre kamen — Jahre gingen —  
Ihn trug der Genius auf sichern Schwingen.  
Bald hielten die Freisten, die Besten im Land  
Auf Wolfgang Goethe den Blick gewandt,  
Auch die, so sprechen fremde Zungen,  
Hat er in seinen Bann gezwungen;  
Die Spur von seinem Erdenwallen  
Wird in Aeonen nicht zerfallen —  
Und nun ist Deutschland neu erstanden,  
Das Münster ragt wieder in deutschen Landen  
Leibhaftig uns vor Augen steht  
Heut Strassburgs grösster Student und Poet,  
In Jugendfrische, voll Jugendmut.

Kommt von Ruprechtsau der Wanderer gut?  
Ist er von Sesenheim hergestürmt?  
Still blickt er zum Münster, das hoch sich türmt  
Und hofft — wie kühn die Augen ihm blitzen —  
Gleich hoch einmal emporzuspitzen  
Auf breitem Grunde, nimmer müde,  
Des eignen Daseins Pyramide,  
Weit ragend allem Land zu schauen,  
Dran männiglich sich soll erbauen.

---

Im Reich der Angeln und der Sachsen  
Sind diese Knittel emporgewachsen,  
Wo grüne Fluren der Cam durchwühlt,  
Efeubesponnenes College umspült.  
Aus Byrons alten College heraus  
Kam just ein Deutscher, schlendert nach Haus,  
Hat eben vor 80 Jungen und Alten  
Ueber Faust und Helene Kolleg gehalten,  
Durchwandelt das duftende Frühlingsgrün,  
Nach Strassburg, nach Strassburg steht sein Sinn:  
Und was ihm Kopf und Herz erfüllt,  
Im Gehn hat flugs er's in Knittel gehüllt;  
In die wunderschöne, vielteure Stadt  
Dem lieben M. schickt er das Blatt.  
Dass sein herzlicher Gruss Euch allen kein Greul,  
Wünscht Strassburgs alter Schüler

Cambridge.

Karl Breul.

XI a.

Wolfhart Spangenberg  
Anbind- oder Fangbrieffe.

Auszüge

von

E. M.

Von Wolfhart Spangenberg aus Mansfeld, der unter dem ins Griechische gewendeten Namen Lycosthenes Psellionoros Andropediacus in Strassburg die Absicht Fischarts zwischen Gelehrsamkeit und Volksart zu vermitteln in zahlreichen Schriften fortgesetzt hat, sind mehrere derselben in letzter Zeit wieder abgedruckt worden; und seine milde Laune, seine Sprachfertigkeit verdienen gewiss diese Erneuerung.

Hier folgen Proben aus «Anbind- oder Fang Brieffe, Das ist Glückwünschunge auf etlicher so wol Weibs als Manspersonen, Ehrennamen und Geburts Tage: nicht allein Kurtzweilig: sondern auch Nutzlich vnd Lehrhaft zulesen. In vnderschiedlichen Jahren, gutherzigen freunden vnd bekanten, zu sonderen Ehren vnd wolgefallen gedichtet. Durch Lycosthenem Psellionoros Andropediacum: Itztaber von einem guten Freund zusammen colligiert: vnd allen Liebhabern der Teutschen Poeterey zu dienst in Truck verfertiget. Gedruckt im Jahr 1611.» So der Titel der ersten Ausgabe nach dem Wolfenbütteler Exemplar s. Gödecke Grundriss 2, 556. Für die folgende Probe ist das Göttinger Exemplar der Ausgabe von 1623 benutzt; eine dritte folgte 1636.

Der wiederholte Abdruck beweist die Beliebtheit des Buches.  
Ob es heute in seiner Vollständigkeit Liebhaber finden würde?  
Die hier folgende Einleitung des Ganzen möge einen Vorges-  
schmack geben.

---

Von eines Menschen ey | genem Ehren Namen,  
was der | selbige seye, vnd wie Er allzeit  
etwas bedeuten solle.

Es Hat ein jeder Mensch / allein  
Für sich / ein Eigenen Namen fein.  
Mit welchem man jhn pflegt zu nennen /  
Dass man jhn mögt für ander kennen.  
Vnd solcher Ehren Nam soll auch  
Mit sich bringen nach rechtem Brauch /  
Eine gewisse Deutung frey /  
Dass man darauss abnehme frey /  
Warumb Er ihme sey gegeben /  
10 Vnd was man / hie in diesem Leben /  
Zu solchem Menschen sich vorab  
Zuversehn vnd zu hoffen hab.  
Dann es soll dieser Ehren Titel  
Zugleich auch sein ein solches mittel /  
Durch welchs man solle wissen schon /  
Was die benennete Person  
Vor einen Vrsprung habe zwar /  
Und auch zugleich werd offenbahr /  
Ob sie nach solcher Eygenschaft /  
20 Werd Böss sein oder Tugenthafft.  
Solcher gestalt, der Erste Nam  
Dess Menschen war genent Adam:  
Weil jhn GOTt machte von der Erden /  
Welchs er auch widerumb must werden.  
Vnd Adam nant hernach sein Weib /  
(Die kommen war auss seinem Leib)  
Heva / vom Wörtlein Leben fein;  
Weil sie ein Mutter würde seyn  
Aller Lebendigen so recht /  
30 Im gantzen Menschlichen Geschlecht.  
Also gab GOTt dem Abraham  
Auch einen solchen Ehren Nam:  
Weil er ein Vatter solte seyn  
Sehr Vieler Völcker Fruchtbar fein.

Isaac den Nahm darvon bracht /  
Weil seine Mutter hat gelacht.  
Vnd Jacob ward also genandt /  
Weil er / in der Gburt / mit der Hand /  
Seins Bruders Fersen hielt gar hart /  
40 Vnd war recht Vndertretters art.  
Mose hett auch den Namen sein  
Daher / weil er ein Kindlein klein  
Auss dem Wasser gezogen ward /  
Von Pharaonis Tochter zart.  
David den Namen hett bequem /  
Weil er lieb war vnd angeneh  
Bey Gott: war freundlich auch darneben /  
Vnd Anmütig in seinem Leben.  
Ja / Salomo sein Sohn zugleich,  
50 Führt auch den Namen Friedenreich:  
Weil GOTt ihm vnd seim Volck wolt geben  
Fried vnd Rug in seim gantzen Leben.  
Vnd wann ich wolt dergleichen Namen  
Allhier einziehen allesamen /  
Auss heylger Schrift / recht ohne gefehrden /  
So würd ein grosses Buch drauss werden.  
Nun ist der Brauch gewesen fein /  
Nicht bey den Hebreern allein;  
Sondern bey andern Völkern auch /  
60 Die observirten solchen Brauch.  
Wie dann bald nach der Sündflut, schon  
Die löblich Teutsche Nation /  
Solch Ehrtitel vnd Kennzeichen  
Gar hoch gehalten / auch dessgleichen  
Die Deutungen betrachtet eben /  
Wann sie eim han ein Namen geben.  
Dann so man diss recht nimbt in acht /  
Vnd der Histori nach betracht /  
Wie vnser liebt Alt Vorfahren /  
70 Die alten Teutschen vor viel Jahren /  
Im Brauch gehabt / dass sie allsamen /  
Gebraucht allein nur Teutsche Namen;  
Die sie jhrn Kindern han gegeben;  
Vnd darinnen betrachtet eben /  
Dass solcher Nam auch möchte fein /  
Einer gewissen Deutung seyn:  
Dadurch recht möcht verstanden werden;  
Was sie wünschen auff dieser Erden /  
Das auss dem Kindlein werden solt /  
80 So es Gott leben lassen wollt /  
Daher ein Sprichwort ist entstanden  
Bey Teutschen welchs noch ist vorhanden  
Ein guter Nahme sicherlich:  
Bringt auch ein gute That mit sich /



Welchen sie solchen Namen gaben.  
Darumb sie auch nicht leichtlich haben  
Gebrauchet andrer Völcker Namen.  
Sondern sie wahren Teutsch allsamen.

9) Biss endlich die Teutsch Nation  
Annahm Christlich Religion /  
Da wurden auch letztlich hernach /  
Auff Griechisch vnd Hebraisch Sprach /  
Die Namen bräuchlich in Teutschland.  
Wiewol mit grossen Vnverstand.

Dann es wusten oft wenig Leut /  
Was der vnd dieser Nam bedeut /  
Weil er war einer frembden Sprach.  
Darumb der gemeine Man hernach /  
Die Namen auch auss vnverstand

100 Verkürtzt: das sie gantz vnbekand  
Worden / dem Pöfel in gemein  
Wie noch heut solche Namen seyn.

Die man missbraucht schändlich zumahl:  
Als Brich / Lips / Cuntz / Claus vnd Gall /  
Jäckle / Lutz / Marx / Matts / Brosius /  
Heintz / Stoffel / Lentz vnd Facius /  
Thönges / Fritz / Dix / Zechel vnd Lutz /  
Panthel / Cylgox / Gromman / vnd Vtz  
Bertz / Frantz / Thosel / vnd Enderle /  
110 Lexius / Leindle vnd Fährtle.

Gleicher Gestalt auch Weiber Namen  
Die man also Radbrecht allsamen  
Trud / Sus / Nes / Plon Jenle vnd Dorle /  
Rosel / Gred / Elss / Liene vnd Cordle /  
Sinle / Ditle vnd Kätt darbey /  
Phieme / Dynle vnd Künge frey.

Das seind ja wunderbare Namen /  
Verkürtzt verstimmelt allesamen:  
Das besser wer in dieser Sach /  
120 Mann bliebe fein bey Teutscher Sprach /  
Darin verständlich vnd gantz rein /  
So manche schöne Nahmen seyn:

Wiewol man sie jetzt achtet schlecht:  
Als Gottfried / Fridreich / vnd Albrecht /  
Volraht / Ludwig / Wolfgang / Bernhart /  
Adelfried / Niethart vnd Wolfahrt.

Danckwehrt / Degenhar vnd Diethreich.  
Vnd weiber Nahmen auch zugleich  
Gerdraut / Adelheit / Rosenmund /  
130 Gwalzburg dessgleichen Friedegund:  
Die an jhn sebst (l. selbsten) seind bekand,  
Vnd mit sich bringen den verstand.  
Dann es ist doch Ja fein vnd eben  
Wann einer rechenschafft kan geben

Seins Namens / vnd auch weiss darbey  
Was seine rechte Deutung sey.  
Darumb so achte ich es auch /  
Für Löblichen und feinen Branch /  
So man sein Freund nun nicht allein  
140 Anbindet / auff den Jahrtag sein /  
Sondern jhm seinen Namen recht  
Auslegt nach seiner Deutung schlecht.  
Dann solchs nutzlich vnd Lehrhaft ist /  
Vnd auch Anmütig jeder frist:  
Vnd thut oftmahls der Nam | daneben /  
Eim gar ein gut Andeutung geben /  
Ihm Glück zu wünschen auch darbey /  
Oftt nach dess Namens Deutung frey:  
Dann ein | Ehrlicher Name zwar /  
150 Ist ein gut Zeichen oft fürwar /  
Dess Glücks dass eim GOTt in dem Leben |  
Durch seine Gnad verheist zugeben.  
Weil auch oft mancher Mensch nicht weiss |  
Zu zeigen an / mit rechtem fleiss /  
Auff welchen Tag er sey gebohren /  
Vnd welche zeit jhm sey erkohren /  
Dass er seiner Geburttes Tag  
An demselben begehen mag:  
Vnd also jhm kein Ziel zuletzt |  
160 Seiner Geburtsstund ist gesetzt |  
An welchem / sein Freund mit verlangen /  
Ihn möchte / anbinden vnd fangen:  
So kan er doch | ohn zweiffel diss /  
Ihm machen an dem Tag gewiss /  
Der seinen Tag anmeldet frey /  
Vnd sein Jahrtag begehn darbey.  
Den er auch halt in seiner Ehr  
Als wenn es sein Geburtstag wer.  
Vnd ist nunmehr durch alten Brauch |  
170 Solches gantz vest bestättigt auch |  
Das die Leut jetzund fast allsamen /  
Mehr sehen auff den Ehren Namen /  
Als auff den Gburtstag / der zur frist /  
Gleichwol seins Lebens anfang ist /  
Dann so man nur den Namen find  
Eins Menschen | als bald man jhn bind:  
Vnd solchs thut man mit gutem Recht |  
Nicht nur nach Alter Gwonheit schlecht /  
Vnd kan es jhm auch niemand wehren /  
180 Weils jhm geschicht zu sondern ehren:  
Ja es soll jhm auch solcher massen /  
Niemand beschwerlich diss seyn lassen.  
Weil es geschicht in keinem Bösen |  
Sondern soll sich Freygebüg Lösen |

Wie bräuchlich ist mit gutem Wein |  
Dasselb wird jhm dann Löblich seyn |  
    Bey allen denen die ihn kennen |  
    Vnd jhn bey seinem Namen nennen :  
Dann was kan ein Löblicher seyn |  
190 Als wann er recht sein Namen fein  
    Also in Ehren halt' dermassen / .  
    Dass er sich nichts thut dawren lassen |  
Was man demselbigen zu Ehren |  
An seinem Jahrtag thut verzehren  
    Dann so ers recht betrachtet schon |  
    Hat er ein grossen Nutz darvon |  
Weil jhm dargegen wird | ohn schertzen |  
Gewünschet auss Christlichem Hertzen |  
    Viel Glück | Heyl | Wolfahrt vnd Gsundheit ;  
200 Zu seiner gantzen Lebenszeit.  
Dann solcher wunsch | sag ich ohn List,  
Viel köstlicher zu halten ist ;  
    Als Silber | Gold vnd alles Gelt  
    Auch vergenglichs Gut in der Welt.  
So es auss rechtem Hertzen geht |  
Welchs in ein wahren Glauben steht ;  
    Den Gott allein auch thut ansehen :  
    Vnd lasst dann solchen wunsch geschehen.  
Weil er auss rechter Lieb geschicht |  
201 Im Glauben | der da | zweiffelt nicht :  
    Sondern weiss das | in Christi Nahmen /  
    Wir leucht erlangen allesamen  
    Was vns ist Nutz vnd Selig / Amen.

## XII.

# Unsere elsässischen Volkslieder.

Von

**Wilhelm Teichmann.**

Wer es in unsern Tagen unternimmt, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf das Volkslied zu lenken, hat ein ähnliches Gefühl wie der Kaufmann, welcher einen Artikel vom vorigen Winter anbietet. Beide sind darauf gefasst, die Antwort zu bekommen: ganz gut, aber nicht modern. Volkslieder, Volkssagen, Volkssitten, Märchen, Reime, Spiele und dergl. besitzen nicht mehr das Interesse, dessen sie sich früher zu erfreuen hatten. Nicht ohne Grund: es ist wohl eine Zeitlang mehr in diese Sachen hineingeheimnist, mehr aus ihnen herausgelesen worden, als eigentlich darin zu finden war, und «zu wenig und zu viel verderben alle Spiel». So gilt jetzt vom Volksliede wieder das Wort, welches sich der junge Goethe einst aus Paracelsus in seine Ephemerides notierte: Es dönt wol dem, der gnug darvon hat, und frewet niemands bass, dann den Singer selbs.

Indes, auch das «zu wenig» hat seine Zeit, und es ist zu hoffen, dass sich dem Volksliede wieder grössere Teilnahme zuwendet. Hat sich doch unser Kaiser in seiner Ansprache an die Leiter der deutschen Männergesangvereine in Frankfurt a. M. als warmen Freund des Volksliedes zu erkennen gegeben und zur Pflege desselben aufgefordert. Wer schon vorher das Volk und sein Lied kennen und lieben gelernt hatte, ist für die Anregung von so hoher Stelle aus dankbar gewesen, und wird sie mit Freuden an seinem Teile befolgen und weitergeben.

Auch in unserm Elsass blüht das Volkslied. Das weiss

aus eigener Erfahrung jeder, der mit dem Volksleben in Berührung steht, oder gestanden hat. Der aber, dem diese unmittelbare Bekanntschaft abgeht, kann die Sammlungen nicht übersehen, durch welche das elsässische Volkslied sich einen Platz in der Literaturgeschichte erworben hat.

An die Spitze derselben stellen wir die kleine aber wertvolle Blumenlese, welche *Goethe* während seines Aufenthaltes im Elsass 1771 für Herder zusammenstellte.<sup>1</sup> Herder nahm drei dieser Lieder in seine Sammlung auf. — Im 19. Jahrhundert hat *A. Stöber* in seinem Elsässischen Volksbüchlein 1842 und in den Jahrgängen 1851—56 der *Alsatia* manches aufgespeichert. Wenig mehr als Stöber bietet *J. B. Weckerlin*, *Chansons populaires de l'Alsace* 1883. Die erste umfassende Sammlung verdanken wir *Kurt Mündel*, welcher 1884 als Frucht jahrelanger Wanderungen Elsässische Volkslieder veröffentlichte. Ausser dem Verdienst, frühzeitig angefangen und so manches, was sonst mit dem alten Geschlecht zu Grabe gegangen wäre, gerettet zu haben, hat das Büchlein noch den Vorzug, dass die Lieder nicht zurechtgemacht sind.<sup>2</sup> Für Gesangsvereine sind sie unmittelbar nicht zu gebrauchen, da die Weisen fehlen. Diese findet man grössten Theils in *Erks Liederhort*, 1893—94 von *Böhme* in drei starken Bänden neu herausgegeben. Böhme durfte auch das Material benutzen, welches Mündel seit 1884 zusammengebracht hatte. Die Kinderlieder hat er aus der schönen handschriftlichen Sammlung von *Schulrat Stehle* entnommen. Auch die unverdrossenen Helfer, deren guten Willen man bei solchen Arbeiten kaum entbehren kann, die Seminaristen und Lehrer, haben ihm Beiträge geliefert. — Aus geistlichen Kreisen stammt der *Elsässische Liederkranz* 1901. 2. Aufl. 1902, welcher u. a. einige Dutzend Volkslieder mit Weisen enthält. Alles in allem bieten diese Sammlungen etwas über 300 Lieder, welche freilich den gesanglichen Besitz des Volkes entfernt nicht erschöpfen. Der Sammellustige findet also noch ein weites Feld.

Sehen wir uns dieses Feld etwas näher an. Wo liegt es? Wo ist das Volkslied zu Hause? — Doch wohl beim Volke. — Aber was heisst in diesem Falle «Volk»?

---

<sup>1</sup> Herausgegeben von *Martin* in *Seufferts Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts*. Nr. 14, 1883. S. 29. ff. — In der *Sophienausgabe* von *Goethes Werken* Bd. 38, 1897. S. 235 ff.

<sup>2</sup> Die Lieder, welche im folgenden ohne nähere Quellenangabe nur mit ihrer Nr. angeführt werden, sind aus *Mündel* entnommen. Wir empfehlen das Büchlein jedem, der unser Volkslied kennen lernen will.



Zum «Volk» in seiner Gesamtheit gehören auch, um mit diesen anzufangen, die gebildeten und besitzenden Kreise. Stehen dieselben bei andern Sammlungen gewöhnlich an der Spitze, so müssen sie hier zunächst zurücktreten. Wohl pflegen auch sie das Volkslied, aber nur gelegentlich und in seiner verfeinerten Gestalt, die sich zu dem lebendigen Gesange des Volkes etwa so verhält, wie der Salontiroler zu Andreas Hofer oder Speckbacher.

Steigen wir also etwas weiter hinab zu den unteren städtischen Schichten. An Sangeslust fehlt es ihnen durchaus nicht. Was uns aber in der Stadt in die Ohren tönt, ist mehr der Gassenbauer. Von der Bühne, oft auch nur aus dem Tingeltangel unter die Leute geworfen, werden Worte und Weisen begierig aufgefangen, eine Zeitlang von jedermann gesungen und gepfiffen, — und dann wieder vergessen. Welcher ordentliche Gassenjunge pfeift jetzt noch: Mein Herz, das ist ein Bienenhaus —? Hinter diesem von der jeweiligen Mode getragenen Singsang tritt das eigentliche Volkslied in der Stadt sehr zurück. Höchstens in kleinen Wirtschaften, wo die Bürger der Nachbarschaft ihren Schoppen trinken, heisst es zuweilen, wenn die Gemütlichkeit einen gewissen Höhepunkt erreicht hat: Alle, Claus, singen-n-uns eins! — und der Claus singt, und alle singen den Rundreim kräftig mit:

Drum sag ich's noch einmal:  
schön ist die Jugendzeit,  
schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr.

Ausserdem machen noch zwei Klassen von Stadtbewohnern eine Ausnahme: die Dienstmädchen und die Soldaten. Erstere führen, seit wir die Wasserleitung haben, keine Fraubasengespräche mehr am Brunnen. Sie können also für die Literatur weiter nichts tun, als dass sie bei manchen Arbeiten, welche mehr die Hände als den Kopf beschäftigen, ihr volles Herz im Lied ausströmen lassen. Wer auf einen Hof hinaus wohnt, auf welchen sich eine Anzahl Küchenfenster öffnen, der mag oft den Gesang als unleidliche Störung empfinden; er hat aber im Laufe der Zeit Gelegenheit, eine Sammlung von Volksliedern anzulegen, ohne einen Schritt aus der Stube hinaus zu tun. Den gleichen Vorteil bietet die Nachbarschaft einer Kaserne. Wenn die Leute nach des Tages Last und Hitze am Singen sind, möchte man oft mit Dr. Freundlich im «Herr Maire» sprechen: das muss ich mir notieren. — Aber beide, die Soldaten und die Dienstmädchen, stammen meist nicht aus der Stadt, und kehren auch gewöhnlich wieder dahin zurück, wo das eigentliche Gebiet des Volksliedes ist, wohin auch wir jetzt den Blick richten wollen: auf das Land.

Das ist nun nicht so zu verstehen, als ob wir dort die einfachen, biedereren Leute anträfen, welche, fern vom Geräusch der Welt, ein idyllisches Dasein führen und beständig ein passendes Lied auf den Lippen haben. Es gibt Landbewohner genug, welche das ganze Jahr hindurch keinen Ton singen. Aber im grossen und ganzen hat das Volkslied doch seine Heimat auf dem Lande, und seine feste Stellung im Leben der Leute. Wir können, ohne alles über einen Leisten schlagen zu wollen, gewisse Kreise unterscheiden, welche das Volkslied pflegen, und gewisse Gelegenheiten, bei denen sie es anwenden.

Von vornherein dürfen wir die Frauen so ziemlich ausscheiden. Unsre Frauen auf dem Lande altern schnell, und es lastet so mancherlei auf ihnen, was die Lust zum Singen vertreibt.<sup>1</sup> Die Domäne der Frauen ist das Kinderlied. In hartnäckigen Fällen, wo es heisst: helfe was mag, kommt es allerdings vor, dass dem schreienden Säugling auch andre Lieder vorgesungen werden, welche ursprünglich nicht gerade als Schlummerlieder gedacht waren.

Auch die Männer singen wenig. Für einen gesetzten ordentlichen Mann schickt es sich nicht recht, ohne besondern Anlass zu singen. Aber solche Anlässe finden sich. Es sind die Familienzusammenkünfte, wie Hochzeit, Kindtaufe, Beerdigung, welche, im Geist angefangen, oft im Fleisch vollendet werden; Messli oder Kirb; die zweiten Feiertage von Weihnachten, Ostern, Pfingsten; Steigerungen, Wahltage, et quaelibet altera causa. Man sitzt fröhlich beisammen, man fühlt sich wieder jung, und mit andern Jugenderinnerungen wachen auch die Lieder wieder auf. Einer sucht schliesslich den andern zu überbieten. Manchmal kommen bei solchen Gelegenheiten die schönsten, manchmal freilich auch die gewagtesten alten Lieder zum Vorschein. Die besten Sänger und Liederkenner sind oft gerade diejenigen Leute, welche sonst nicht einwandfrei sind. Ist so ein alter etwas leichtsinniger Graukopf dafür bekannt, dass er voller Lieder steckt, so machen sich Alte und Junge zu Zeiten ein Vergnügen daraus, ihn freizuhalten, bis ihm der Alkohol die Zunge löst. Manches vergessene Lied feiert so wieder eine Auferstehung, und lebt, wenn es Anklang findet, bei der Jugend fort.

Die Jugend hat nach ländlicher Anschauung das grösste

---

<sup>1</sup> Beim Graseln im Walde hörten wir eine junge Frau zu ihrer Nachbarin sagen: «Komm, Käth, wir singen uns eins. Unsre Männer singen, wenn sie einen im Kopf haben, wir wollen singen, dass wir unser Elend vergessen.»

Recht zum Singen. Für die jungen Männer herrscht in dieser und anderer Beziehung vollste Freiheit an ihrem bürgerlichen Ehrentage, an der Musterung. Hier in der Stadt wird man wenig davon gewahr. Nur die Vorstadt hatte früher alljährlich eine Ahnung ländlicher Freuden, als noch die Burschen aus den Ortschaften des Kantons Schiltigheim zum Weissturmthor hereingefahren kamen, um von hier aus in geschlossenen Reihen im blauen Ueberhemd und «Sürmilchhosse», bändergeschmückt, Musik, Fahne und Tambourmajor an der Spitze, nach ihrem Kantonshauptort zu ziehen. Da hiess es:

Conscrits sein's mir,  
zum Spiele müsse wir,  
un e jeder kann's danke,  
wie's eine tüt kränke,  
wammer do verspiele tüt —  
o dü unschuldiges Blüet!

und dann wieder:

Wenn es heysst, dar Feynd ricket a-an,  
und die Kanonen blitzenn,  
so erfreyt sich jederma-an,  
zü Pfard müess alles sitzenn!

Von der Weissturmstrasse aus wurde dann auch wieder die Heimfahrt angetreten. Die, welche sich freigespielt hatten, wussten sich kaum zu lassen vor Freude, und die andern, welche «7 Jahr Koscht un Logis frey» bekommen hatten, suchten es ihnen womöglich noch zuvorzutun: nur ja nichts merken lassen! Auf dem Lande haben die Musterungen ihren Glanz noch nicht eingebüsst. Wir verdanken ihnen besonders die Erhaltung der alten Soldaten- und Wanderlieder.

Ist die Musterung nur einmal im Jahr, so finden das ganze Jahr hindurch die Zusammenkünfte der jungen Leute statt, im Winter in den Kunkelstuben, wie sie immer noch heissen, obwohl wenig mehr gesponnen wird, in der guten Jahreszeit auf dem «Owemärk». Hier erscheinen neben den jungen Männern auch die jungen Mädchen, in den oft geschilderten Kunkelstuben mit Rücksicht auf den beschränkten Raum in kleineren Kreisen, auf dem Owemärk annähernd vollzählig und in breitester Oeffentlichkeit.

Wenn am Sonntagabend zu Nacht gegessen, die unerlässliche Arbeit in Haus und Stall verrichtet ist, treten die jungen Leute unter die Haustüre, auf die Strasse. In kleinen Gruppen, wie sie sich gerade zusammenfinden, stehen sie herum, gehen auf und ab, um sich schliesslich alle an einer durch lange Gewohnheit üblich gewordenen Stelle im Dorf oder vor dem Dorf

zusammenzufinden. Da wird gespielt, getanzt, geschäkert, zuletzt bilden sich Reihen, die singend einherziehen, bis die Dunkelheit zum Heimgehn zwingt. Hier kann man so recht beobachten, wie der Takt des Liedes mit dem Schritt der Menge in Zusammenhang steht. Die Singenden schliessen zuweilen, wenn sie recht bei der Sache sind, die Augen, oder schauen traumverloren ins Weite. Manchmal macht der Gesang einen fast kultisch feierlichen Eindruck. Einzelne Burschen oder Mädchen nehmen unter der Schar eine führende Stellung ein, indem sie die Lieder, die Spiele, die Zeit zum Heimgehn u. s. w. bestimmen, etwa in der Art, wie es Freytag in den «Brüdern vom deutschen Hause» von seiner Friderun von Friemar darstellt. Die jüngeren Jahrgänge haben gar nichts zu sagen. Sie dürfen hintendranstehen, zubören und mitsingen, bis auf einmal die Tonangeber und -angeberinnen verschwunden sind: sie heiraten, oder kommen sonst wie «von der Gass' eweg», und der Nachwuchs nimmt ihre Stelle ein. Die früheren Säger und Sägerinnen aber legen zu den übrigen Reliquien ihrer frohen Jugend noch eine mehr: das Liederbuch.

Hierunter verstehen wir nicht eine gedruckte Sammlung, etwa von der Art, wie sie in guter Meinung zusammengestellt und unter den Soldaten verbreitet werden. Dieselben kränken ein wenig an einem gewissen offiziellen Wesen, das nun einmal dem Volke, besonders dem eisässischen, ebensowenig zusagt, wie die ebenfalls in guter Absicht von anderer Seite zu-rechtgemachten Lieder, welche die volkstümliche Weise beibehalten, aber alles angeblich anstössige aus den Worten entfernen wollen, sodass das Volk am Ende singen soll:

In einem kühlen Grunde,  
da geht ein Mühlenrad.  
Mein Onkel ist verschwunden,  
der dort gewohnet hat.

Wo gedruckte Liederbücher überhand nehmen, da ist es mit dem lebendigen Volksgesang Matthäi am letzten. Eine Bedeutung für das Volkslied haben nur die im Volke selbst entstandenen geschriebenen Liederbücher, wie deren zur Zeit in jedem Dorf noch eine stattliche Zahl zu finden ist. Sie sind die vornehmste Quelle für den Sammler, der keine Gelegenheit hat, Lieder unmittelbar aus dem Munde der Singenden aufzunehmen.

Wollen wir die Liederbücher recht würdigen, so müssen wir uns vorstellen, welchem Bedürfnis dieselben ihre Entstehung verdanken. Sie sind, soviel wir sehen können, im allgemeinen nicht dazu bestimmt, Lieder zu verzeichnen, welche die Leute kennen, sondern solche, welche sie nicht kennen.

Damit ist natürlich nicht ausgeschlossen, dass ein und das andere Heft in der Absicht angelegt wird, alles aufzuschreiben, was der Betreffende kennt. Doch ist dies der seltener Fall. Für den altüberlieferten Grundstock von Liedern genügt das Gedächtnis. Was neu dazukommt, muss aufgezeichnet werden.

Und solcher neue Stoff strömt dem Liederschatze des Volkes beständig zu.

Einmal wird im Volke selbst noch viel gedichtet. Fernerstehende machen sich keine Vorstellung davon, wieviele Lieder oft ein einziges Dorf hervorbringt. Da ist zunächst die Gelegenheitsdichtung. Wir hatten einst das Vergnügen, in der Nähe von Eisenach einer thüringer Kirmse beizuwohnen. Im Verlauf derselben trat unter der Linde vor versammelter Gemeinde auch ein Bursche auf mit einem langen Gedicht in Knittelversen, worin die Dorfereignisse des letzten Jahres in derbhumoristischer Weise besprochen wurden. Aehnlich dem werden in unsern Dörfern, besonders in der müssigen Winterzeit, Gedichte geschmiedet, nach dem Sprüchwort: wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. Auch die Eifersucht zwischen Nachbardörfern entlädt sich oft auf diesem Wege. Das Ende ist zuweilen eine Klage vor dem Amtsgericht. Deswegen dringen nur wenige dieser Spott- und Trutzlieder an die Oeffentlichkeit. Sie führen meist nur ein kurzes Dasein, einzelnes erhält sich. — Weniger gefährlich sind die Lieder auf Unglücksfälle, Verbrechen und dergl., welche den Moritaten nachgebildet werden. So ist z. B. die Ermordung der Leonie Laubacher vor dem Kronenburgertor in Strassburg 1898 alsbald besungen worden. — Auch völlig harmlose rein lyrische Sachen fehlen nicht. Es ist kein Unglück, dass dieselben gewöhnlich den Weg in die Oeffentlichkeit nicht finden. Ein Beispiel sind die Poetischen Versuche von Peter Bach, Ackersmann aus dem Eicheltal, Strassburg 1866 gedruckt.

Zu diesen Liedern, welche im Volke selbst entstehen, kommen andere, welche von aussen hereingetragen werden. Die alten zünftigen Dorfmusikanten, deren Aussterben jetzt beklagt wird, waren nicht bloss Spielleute, sondern auch Sänger, und brachten zu den Dorffestlichkeiten immer neue Lieder mit. Berühmt war vor 1870 in den Gemeinden um Strassburg her der Schwätterle von Geispolsheim mit seinen Kollegen. Sollen sie doch sogar einmal bei später Heimkehr von einem Messti einen hungrigen Wolf in die Flucht geblasen haben! Neben ihnen traten auch Sängerinnen auf, Heiden- d. h. Zigeunerfrauen, die ihren Gesang auf der Guitarre begleiteten. Diesen einheimischen fahrenden Leuten wurde starke Konkurrenz ge-



macht durch fremde Sängergesellschaften, bei denen man auch die Liedertexte kaufen konnte, «gedruckt in diesem Jahre». Hierher stammen die seltenen Einzeldrucke und fliegenden Blätter, welche dem Sammler zuweilen in die Hände fallen. — In neuerer Zeit fließt diese Quelle des Volksliedes nur noch schwach. Polizei und Gendarmerie sehen in den Vorträgen eine Bettelei, fragen nach dem Wandergewerbeschein, und machen den Fahrenden auch sonst das Leben sauer. Polizei und Gendarmerie haben eben wenig historisch-literarische Interessen. Früher aber sind durch diese Leute eine Menge Lieder in das Volk eingeführt worden, und wenn auch viel davon unter den Tisch gefallen sein mag, so ist doch manches Lied dem bleibenden Besitz einverleibt worden. Noch bei Mündel können wir eine Anzahl Lieder zusammenstellen, deren Wortformen darauf schliessen lassen, dass sie mit einer bairischen Sängergesellschaft ins Land gekommen sind.<sup>1</sup>

Oben haben wir schon davon gesprochen, dass alte Lieder gelegentlich wieder auftauchen, und von der Jugend aufs neue in Gebrauch genommen werden. Dazu kommen andre, welche im Lande selbst sozusagen zuwandern. Das Dorf ist ja keine geschlossene Gesellschaft. Die jungen Burschen werden Soldaten, die Mädchen gehen in Dienst, fremde Dienstboten kommen ins Dorf. Familienfeste, Musterungen, Jahrmärkte u. s. w. bringen die Leute aus vielen Ortschaften zusammen. Bei allen diesen Gelegenheiten hört man ebenfalls neue Lieder. Das Neue gefällt, und es ergiebt sich das Bedürfnis der Aufzeichnung. Ein ausgedientes Schulheft muss zuerst seine leeren Blätter dazu hergeben. Ist es voll, so scheut man auch die Kosten eines eigenen neuen Heftes nicht. So entstehen manchmal ganz ansehnliche Sammlungen. Wir haben Hefte von 150 und mehr Liedern. Weitaus die meisten sind von Mädchenhänden geschrieben. Leider wandern viele dieser Hefte nach einiger Zeit in den Ofen, sodass Schriften aus dem Anfang des 19. oder gar Ende des 18. Jahrhunderts schon eine Seltenheit sind.

Die Entstehung der Liederbücher erklärt es, dass wir in ihnen so viele Textveränderungen finden. Sie treten schon ein, wenn nach einer Vorlage geschrieben wird. Vielleicht leiht eine gute Freundin ihr Liederbuch zur Abschrift. In diesem Falle werden die Fehler der Vorlage gewissenhaft beibehalten,

---

<sup>1</sup> 98, 8 heisst es:

Ich bettel und schüttel und sprach: Lieber Engel,  
Ich bin erst im zweiten Stock, zieh noch ein wenig.

Der Reim verlangt das bairische: a weng'l. — Vgl. auch 89, 96. 97. 103. 110. 190. 224 u. a. m.

durch falsche Lesung oder wegen grosser Eile wohl auch noch vermehrt; denn die Freundin hat sich ausbedungen, dass sie ihr Heft «unfehlbar» binnen der und der Zeit wieder bekommt. Wenn wir in einem Heft vom Dr. Eisenbart lesen:

Zu Wimpfen anouschierte ich  
Ein Kind zur Welt ganz meisterlich,

so sieht man sofort, dass es sich um einen Lesefehler handelt: das deutsche cc ist für n angesehen worden. Es lag also eine deutsch geschriebene Vorlage vor. Fehlt eine solche, und das ist die Regel, so wird nach dem Gehör und Gedächtnis geschrieben, so gut oder so schlecht es geht. Aus der Menge von Beispielen wollen wir einige besonders bezeichnende herausheben.

In dem oben angeführten Falle ist das Wort «accouchieren» falsch wiedergegeben worden, weil es dem Schreiber nicht geläufig war. Mit einem Stücke seines eigenen Wortschatzes wäre ihm der Schreibfehler nicht begegnet.<sup>1</sup> Es sind die Fremdwörter, welchen zunächst das Schicksal droht, falsch verstanden und falsch wiedergegeben zu werden. So lautet die ursprüngliche Fassung von 167, 2:

Lieber will ich mit Bellonen  
im Gezelt und Lager wohnen.

Was bedeutet aber dem Bauern die Kriegsgöttin Bellona?  
Er singt:

Lieber will ich bei Kanonen  
auf dem Feld im Lager wohnen.

Ein anderer Göttername hat das gleiche Schicksal gehabt.  
54, 2 lautet ursprünglich:

Amor schlug in jener Stunde,  
als ich dich Engel gesehn,  
tief in mein Herz eine Wunde.  
Mädchen, ach um mich ist's geschehn.

daraus wurde:

An d'r Uhr schlägt ja die Stunde,  
habe ich es dich Mädchen gesehn,  
tief fühlt mein Herz eine Wunde,  
ach Mädchen, um dich ist's geschehn.

---

<sup>1</sup> In demselben Hefte steht auch, ebenfalls verlesen:

So dir geschenkt ein Knösplein was,  
so steck es in ein Wetterglas.

Sollte man in dem betreffenden Rebdorfe auch das Wasserglas als «Fremdwort» empfunden haben?

Das alte Soldatenlied 162 hörten wir in Enzheim richtig singen :

Jetztund lad ich mein' Pischtolen,  
Der Teufel soll die Koschtbeutel holen,  
Und tu vor Freuden zwei, drei Schütz.

«Koschtbeutel» war noch im Anfang des 19. Jahrhunderts ein Spitzname der österreichischen Soldaten. Mündels Quelle, die das nicht mehr wusste, sang und schrieb: «Rossbeutel», vielleicht in Anlehnung an «Rossgöttel» und ähnliche Bildungen.

164 preist das Soldatenleben, und sagt vom Zelt des Soldaten :

Sein Häuslein ist sehr klein,  
Von Leinwand ausgeschnitten.

Dafür steht, der alten ländlichen Bauweise entsprechend :

Mit Leim wohl ausgeschmissen.

In dem Liede: «In Myrtils zerfallner Hütte» wird die Heimkehr eines totgeglaubten Sohnes zu seinen alten Eltern geschildert. Von dem Wiedererkennen heisst es ursprünglich V. 18 und 19:

Engel feiern jetzt die Szene,  
die kein Dichter schildern kann . . .  
Walter! ruft Myrtil erschrocken.  
Walter! ruft das Weib, mein Sohn!  
Lass mich sehn das Mal der Pocken!  
Ja, du bist's, verlorner Sohn.

«Szene» ist ein Fremdwort, «Pocken» aber nicht minder. Elsässisch müsste es «Barble» heissen. So schreibt denn ein uns vorliegendes Liederheft :

Engel feiern jetzt die Schöne . . .

und :

Lass mich sehn das Mal am Backen . . .

wodurch, wenn man sich das Bild ausmalt, ungewollt in den rührenden Vers ein komischer Zug kommt.

In einem Liebeslied heisst es vom Herzen :

Unterm Brustblatt tuts mich jucken,  
Schönster Schatz, komm, lass dich drucken.

93 setzt dafür :

Auf meinem Schulterblatt tuts mich jucken,

was ebenfalls eine ganz andere Vorstellung hervorruft.

Tieferes Nachdenken erfordert schon die Zeile 141, 3:

Es tragt am End gar ziemlich Leid,

die in der 5. Strophe noch einmal wiederkehrt :

Fahrt am End gar ziemlich schlecht,  
kein Kreuzer Geld und das war recht.

Da das Lied vom Elend des Soldatenstandes handelt, können die Worte nur gelautet haben :

's Tractament war ziemlich klein (oder: schlecht).

Köstlich ist auch eine unbedeutende Veränderung in 178, 6, wo es von Napoleons Feldzug gegen Preussen ursprünglich hiess :

Wo ich soviel tausend Franken  
meinen Sieg hab zu verdanken.

Der Sinn ist klar: Napoleon verdankt den Franken seinen Sieg. Dass die Franzosen in den Revolutionskriegen als Franken aufgetreten waren, wurde vergessen, aber nicht, welche Beute sie in Deutschland gemacht hatten. So fasste man «Franken» in Verbindung mit dem Zahlwort als Geldstück, und liess Napoleon sagen :

Wo ich soviel tausend Franken  
meinem Sieg hab zu verdanken.

Der praktische Sinn des Volkes hat die unverständlich gewordene Stelle verständlich gemacht, und gar nicht weit neben das Ziel getroffen.

Aber die Veränderungen gehen noch weiter.

Wir haben von Napoleon gesprochen. Werfen wir einen Blick auf die Gruppe, zu der die Napoleonslieder gehören, auf die geschichtlichen Lieder. Wohl kennt unser Volk auch noch andre grosse Männer. Es singt 227 von Kolumbus, dem Entdecker von Amerika, und von Franz Drake, dem «Stifter der Kartoffel». Das älteste gekrönte Haupt, das wir erwähnt finden, ist der alte Fritz. Von ihm singt das Lied der Invaliden :

Hier stehen wir, auf unsern Krücken  
gelehnt, an Vater Friedrichs Grab,  
und Tränen fliessen in grossen Güssen  
auf unsern grauen Bart herab.

Und zwar ist das Lied nicht, wie Böhme II, S. 146 meint, nach 1871 durch preussische Soldaten ins Elsass gekommen. Wir finden es schon in älteren Liederheften. — Auch Joseph II., welcher 1777 im Elsass war, ist nicht vergessen, wenngleich das Lied, welches seinen Tod besingt, sich seltener findet :

Hier liegt Josephus der Zweite,  
der römischer Kaiser war,  
Theresia auf der Seite,  
die ihn zur Welt gebar.

In Fried und Freundschaftsschlummer  
ruht Joseph ohne Kummer,  
und zu Wien in einem Sarg  
liegt Joseph, der Monarch.

Noch weniger verbreitet ist das Lied auf das Ende Ludwigs XVI., 170. Die Elsässer standen im allgemeinen auf seiten der Revolution, die ihnen grosse materielle Vorteile brachte. Die getreuen Untertanen aber, welche emigrierten, hingen weniger am König von Frankreich, als an ihren angestammten hanauischen, zweibrückischen u. s. w. Herrschaften, oder an den alten Verhältnissen.

Eine ganz andere Rolle spielt Napoleon I. Er hat sein Andenken tief in das Gedächtnis des Volkes, und nicht des elsässischen allein, eingegraben. Dem Volke imponieren eben gewaltige Persönlichkeiten aus einem Guss, mögen sie sich auch schliesslich mehr im Bösen als im Guten auszeichnen. Unter den Napoleonsliedern bei Mündel bemerken wir Nr. 172:

Auf einem schönen grünen Wasen  
Lässt Bonapart seine Ordre blasen  
Als ein Held und General.  
Die Trompeter, die blasen den Lärmen,  
lasset die feurigen Bomben schwärmen,  
die blutige Mahlzeit fing schon an.

Unmittelbar vorher steht eine andre Lesart desselben Liedes, 171. Da heisst es:

Liess Napoleon Order blasen.

Der General der Republik ist zum Kaiser geworden. Aber dies ist nicht die einzige Veränderung. Wir finden das Lied auch in Des Knaben Wunderhorn. Hier ist der Held der kurmainzische General Albin 1799, und auch er ist nicht ursprünglich. Ein fliegendes Blatt nennt Prinz Karl, den Sieger von Würzburg 1796, als den Held, der blasen lässt. Andererseits sangen die Preussen später dasselbe Lied auf den alten Blücher. Dem entsprechend sind die übrigen Stellen verändert.

Dasselbe Verfahren zeigt sich bei einem zweiten Napoleonsliede, zu welchem Kotzebue «Wir sitzen so fröhlich beisammen» den Anfang hergegeben hat. Der Urtext ist in Deutschland sehr verbreitet, und behandelt Napoleons Rückzug aus Russland. Im Elsass ist er einmal dem Krimkrieg (Böhme VI, 165), dann wieder dem italienischen Feldzug (Mündel 180) angepasst worden. So heisst es nacheinander:

1813: Und da kamen die stolzen Franzosen daher,  
und wir Deutsche wir fürchten uns nicht so sehr.



- 1854: Und da kommen die stolzen Russen,  
doch wir Franzosen fürchten uns nicht.  
1859: Es kamen die stolzen Oestreicher daher,  
wir Franzosen wir fürchten uns nicht.  
1813: Napoleon, du Schustergeselle,  
du sitzt so fest auf deinem Thron.  
1854: Und der Kaiser von Russland, der Schustergesell,  
der sitzt so frech auf dem Thron.  
1859: Der Kaiser der Grosse, aus Schwabenland,  
der sitzt so fest auf seinem Thron.

Ebenso ist das vielgesungene Lied auf den Feldzug von 1812 Mündel 173 und 174 in 175 auf den Krimkrieg angewendet.

Wie mit den Personennamen geht es mit den Ortsnamen. Ueberall singen die angehenden Vaterlandsverteidiger:

166.                   Warum ist denn die Falschheit  
so gross in der Welt,  
dass wir alle junge Bürschlein  
müss'n marschieren ins Feld,

Aber die Fortsetzung lautet in jedem Kreise anders:

nach (Zabern) marschieren,  
lassen uns gleich visitieren,  
ob wir taugen ins Feld,  
ob wir taugen ins Feld.

Darum ärgere sich niemand, wenn er die Gestellungspflichtigen singen hört:

120.                   Die Reise nach Deutschland,  
und die fällt mir so schwer!

Das schwere liegt und lag darin, dass sie überhaupt fortmüssen. Gerade so haben die Conscrits gesungen:

129.                   Die Reise nach Frankreich,  
die fällt mir so schwer!

Ihre Söhne haben nur das Wort eingeschoben, welches dem Wechsel der Zeiten entspricht. Dass dies Verfahren auch in andrer Hinsicht befolgt wird, zeigt ein Vergleich von 159 mit 142. Was dort von Napoleon I. gesagt wird:

Der Kaiser sucht lauter die schönsten heraus,  
die Krümmen und Lahmen bleiben alle zu Haus,

das wird hier dem deutschen Kaiser zugeschrieben:

Und unser Kaiser Wilhelm hat auch schon gesagt,  
dass alle jungen Bürschelein müssen werden Soldat.  
Die Hübschen und die Feinen, die sucht er sich heraus,  
die Krümmen und die Lahmen, die schickt er nach Haus.

Die Lieder sind eben so ganz das Eigentum der Leute geworden, dass sie mit ihnen nach Bedarf und Guldünken schalten und walten. Sie dienen als Rahmen, in welchen jeweils der entsprechende Name eingeschoben wird.

Diese Beobachtung ist lehrreich. Sind doch manche Perlen unserer Literatur in früheren Zeiten ebenfalls im Mund und in den Händen des Volkes gewesen. Wir sind gewohnt, sie mit einer gewissen Verehrung anzusehen, und mancher wird etwas unangenehm berührt, wenn er die Männer der Wissenschaft damit beschäftigt findet, ihre Entstehungsverhältnisse mit kritischem Messer zu untersuchen. Nachdem wir dem Volk ein wenig auf die Finger gesehen, und bemerkt haben, wie es vor unsern Augen mit seinen Liedern umgeht, werden wir jene Kritik für berechtigt und geboten erkennen. Es wird uns sogar die Lust anwandeln, unsrerseits selbst etwas Kritik zu üben. Wir wissen bereits, dass unsere Lieder verschiedenen Liederheften entstammen, und dass sie von Ort zu Ort wandern. Wie steht es mit ihrer Wanderung durch die Zeit? Wo stammen sie her? wann treten sie auf? Wie hat sich der Besitz unsres Volkes an Liedern allmählich angesammelt?

Allerdings vermögen wir nicht jedem Lied, welches bei uns gesungen wird, sein Ursprungszeugnis auszustellen in der Weise, dass wir Verfasser und Entstehungsjahr angeben. Immerhin ist dies bei einigen möglich. Andre tragen unverkennbar den Stempel einer bestimmten Zeit; oder wir haben literarische Hilfsmittel aller Art, ihr erstes Vorkommen und ihre Verbreitung festzustellen: Sammlungen, fliegende Blätter, Handschriften, Erwähnungen in andern Schriftwerken. So können wir von den 256 Liedern bei Mündel 168 ohne grosse Anstrengung näher bestimmen. Eingehende Untersuchungen würden gewiss noch weiter führen.

Am wenigsten Schwierigkeiten machen nach dieser Seite die geschichtlichen Lieder, auch die, welche mit der Zeit Veränderungen erfahren haben. Wir kommen, wie wir oben sahen, nicht über das Todesjahr Friedrichs II. hinaus.

Ihnen steht am nächsten die Gruppe der Soldatenlieder. Den Uebergang bilden 128, 153 und 159, welche Napoleon nennen. 161 setzt die Zeit voraus, in welcher Erckmann-Chatrians Conscrit de 1813 spielt:

Sieh, es kommen alle Morgen  
viele junge Rekruten an,  
und dabei ist es ja wohl zu bemerken,  
dass der Krieg auf's neu fängt an.  
Alle Handwerksleute schaffen  
an des Kaisers Kriegerwaffen,  
dieweil der Feldzug wohl ist bereit  
auf die schönste Sommerszeit.

So haben wir auch bei anderen Liedern darauf zu achten, welche Situation sie voraussetzen. 133 schiebt am Schluss die Schlacht bei Gravelotte ein; aber die Erwähnung der Spaniolen führt uns gleich um 60 Jahre zurück. Es ist aber noch älter, es steht zuerst in den Vermischten Gedichten von K. Chr. Kolbe 1792.

155 spricht vom Schweizerdienst, welcher mit Charles X. aufhörte. Dass «alle junge Bürschlein müssen marschieren ins Feld», deutet auf die allgemeine Wehrpflicht; 146 auf die entschundene Zeit, wo man sich einen Mann kaufen konnte:

Vater ich bin euer lieber Sohn,  
helfet mir mit Gut davon,  
mit Gut oder Geld,  
dass ich nicht darf ziehen in das Feld.

Den Berufssoldaten der alten Zeit hören wir 149:

Was hat mich dazu bezwungen,  
was hat mich dazu gebracht?  
Weil ich Handgeld hab genommen,  
und die Freiheit so veracht.

Schon in meinen jungen Jahren  
muss ich in den Soldatenstand,  
da bekam ich graue Haare  
mit zurück ins Vaterland.

Den alten Napoleonsdiener sehen wir 128 förmlich vor uns stehen:

Grosse Stiefel muss ich haben  
und Sporen daran,  
schneeweisse Hosen,  
und sous-pieds daran.

Der guten alten Zeit entspricht wieder 141, worin auch die Gamaschen und das Tractament vorkommen:

Wenn morgens früh der Tag anbricht,  
der Corporal in das Zimmer tritt:  
steht auf, ihr Leute, tut euch frisiren,  
denn jetzt kommt die Zeit zum Exerzieren.  
Tut euch nur hübsch und sauber an,  
denn vielleicht kommt auch der Herr Hauptmann.

Der verdrossene Ton, mit welchem dies Lied anfängt:

Sag mir einer was er will,  
ein Soldat, der muss leiden viel,

findet sich wieder in einigen andern; wie 148; 149; 150:

Soldatenleben, ein harter Schluss . . .

mit dem Kehrreim :

Ach Himmel, was hab ich getan,  
die Liebe war schuldig daran.

Dieser Kehrreim verrät uns nebenbei, dass wir die Nachdichtung einer früher vielgesungenen Nonnenklage vor uns haben, welche Herder auch in seine Volkslieder aufgenommen hat :

O Klosterleben, du Einsamkeit.

Ihren Höhepunkt oder Tiefstand, wie man will, erreicht diese Stimmung in 158:

Afrika, Afrika,  
du grosses Jammertal,  
bei dir ist nichts zu finden,  
als lauter Angst und Qual.

Hier werden natürlich wieder die jeweiligen Garnisonorte eingeschoben. Böhme giebt die Fassung :

Kassel, Kassel,  
du grosses Jammertal.

Es ist die misshütige Stimmung, wie sie eine lange Friedenszeit erzeugt. Man weiss nichts von den Tagen der schweren Not; von manchem, was der Soldatenstand mit sich bringt, ist nicht ohne weiteres einzusehen, dass es eine Vorbereitung auf den Ernst des Krieges ist. Das Mittel erscheint als Selbstzweck, der Nutzen zweifelhaft. Das wird mit einem Schlage anders, wenn sich der Soldat als Krieger fühlt. Darum gehen auch die Lieder, welche bewegten Zeiten entstammen, aus einem ganz andern Ton. Man vergleiche 155 :

Wir Herren Soldaten, jetzt haben wir Geld,  
jetzt müssen wir marschieren ins weite breite Feld,  
ins weite Feld wohl vor dem Feind,  
bis dass wir ja alle beisammen sammen sein.

«Feind» verlangt als Reim «seind». So heisst es auch in dem ältesten Druck von 1758, wo das Lied anfängt :

Wir preussischen Husaren, wann kriegen wir Geld?

Unser Volkslied ist ein Husarenlied, das schon den siebenjährigen Krieg mitgemacht hat. Kein Wunder, dass es in so zersüngerer Gestalt auf uns gekommen ist. Ihm steht zeitlich am nächsten 164:

Kein besser Leben ist auf dieser Welt zu denken,  
als wenn man trinkt und isst, und tut sich gar nicht kränken,  
wie ein Soldat im Feld, der stellt sich tapfer ein;  
hat er nicht allzeit Geld, hat er doch Pulver und Blei.

Der älteste Druck wird von Böhme um 1786 angesetzt. Noch älter ist wenigstens die Weise zu 147. Es ist Sebastian Bachs Bauern-Kantate von 1740 mit dem Text:

Es nehmen zehntausend Dukaten  
der Kammerherr alle Tag ein.

Dieser Weise ist früh das liederliche Lied 147 untergelegt worden:

Was batten mich tausend Dukaten,  
wenn sie versoffen sein?  
Der König hat schöne Soldaten,  
wenn sie's montieret sein.

Der König ist selbstverständlich der alte Fritz. Aus dem 18. Jahrhundert stammt wohl auch noch 167:

Sollt ich einem Bauren dienen  
und mein Brot im Schweiss verdienen?  
Brüder, nein, das mag ich nicht.  
Lieber will ich auf dem Felde  
mir verschaffen Brot und Gelde,  
wo man von den Waffen spricht.  
Bei den Bauern dien ich nicht.

Der gelehrte Ton würde zu einem Singspiel von 1750 passen. Um so naturwüchsiger ist 162 mit seinem Hass gegen die österreichischen Kostbeutel. 133 haben wir schon genannt. Es führt uns in die Zeit der napoleonischen Kriege. Auch sie haben echte Begeisterung hervorgerufen. Man höre 159:

| : Wir gehören dem Kaiser Napoleon zu,  
weil er uns Bürschlein begehrt: |  
Wir Burschen, wir geben uns willig darcin,  
der Kaiser wird unser Landsmann sein.  
Es ist für uns fürwahr keine Schand,  
wir streiten fürs Vaterland.

In 160 haben wir ein Husarenlied aus derselben Zeit:

Jetzt zieht der Marsch am Rheine  
sowie auch durchs ganze ungarische Land,  
und Schweizerland dabei,  
und Russland ist des gleichen.  
Drum tragen sie solche Zeichen,  
Verschossen muss es sein.

152 setzt Böhme erst in das Jahr 1870:

Lustig ist's Soldatenleben,  
sich für Frankreich hinzugeben  
auf den letzten Tropfen Blut.  
Ja, wir Franzosen haben's Mut!



Wir möchten es doch weiter hinaufrücken um der Strophe willen :

Wenn auch fremde Völker kämen,  
um das Vaterland zu nehmen,  
muss das Pulver auf der Pfann  
zeigen, was ein Franzos noch kann.

Weil aber im Kriege nicht bloß hin-, sondern auch hergeschossen wird, so fehlt in den Soldatenliedern der Gedanke an den Tod nicht. Es darf uns nicht wundern, dass er oft in etwas hausbackener Form auftritt, die sich bis zu dem platten Liede 144 versteigt, das auch der Parodierung nicht entgangen ist:

Ach Gott, wie gehts im Kriege zu,  
was wird für Blut vergossen.

Der nüchterne Sinn des Volkes kommt eben nicht darüber hinweg, dass Anstrengungen, Entbehrungen, Krankheiten, Wunden und Tod mit dem Kampf verbunden sind, und es empfindet naturgemäss die Opfer, welche seine Kinder bringen müssen, am schwersten. Weit über den Durchschnitt zu wirklicher Schönheit erhebt sich die einfache Klage 168 mit ihrer schwermütigen Weise:

Kamerad ich bin geschossen,  
Eine Kugel hat mich getroffen,  
Kamerad, komm hilf mir,  
Verschaffe mir ein Nachtquartier.

Kamerad, ich kann dir nicht helfen,  
Es helfe dir der liebe Gott selber.  
Es helfe dir der liebe Gott,  
morgens müssen wir in ein andres Ort.

Achim v. Arnim hat das Lied bereits 1806 im Wunderhorn in älterer vollständiger Fassung. Etwas breiter ist schon 145:

Holde Nacht, dein dunkler Schleier decket  
mein Gesicht vielleicht zum letzten Mal.  
Morgen lieg ich schon dahingestreckt,  
ausgelöscht aus der Lebend'gen Zahl.

1813 musste Lützow das Singen dieses Liedes durch einen Parole-Befehl verbieten, da es die Soldaten in eine zu weiche Stimmung versetzte,<sup>1</sup> besonders die Strophe:

---

<sup>1</sup> Fr. Förster, Geschichte der Befreiungs-Kriege 1856. I, S. 839.

Mädchen denke nicht an seidne Bänder,  
denke nicht an Freud' und Hochzeitstanz!  
Dein Geliebter schlummert unterm Sande,  
nimmer grünet dir der Myrthenkranz.

Das Mädchen spielt, wie im Leben, so auch in den Liedern der Soldaten eine grosse Rolle, sodass man oft zweifelhaft sein kann, ob ein derartiges Lied noch den Soldatenliedern, oder besser den Liebesliedern zuzuzählen ist. Diese nehmen naturgemäss in allen Sammlungen den breitesten Raum ein. Wir besprechen mit ihnen zusammen gleich die übrigen kleineren Gruppen. Wir beschränken uns, um nicht ermüdend zu wirken, auf eine Auslese vielgesungener oder besonders charakteristischer Lieder in chronologischer Reihenfolge. Unsere bisherigen Hilfsmittel lassen uns dabei jetzt im Stich. Geschichtliche Persönlichkeiten kommen nicht mehr vor. Was hilft es uns, dass gelegentlich ein Pfalzgraf auftritt? Die angegebenen Oertlichkeiten sind, wie wir gesehen haben, je nach dem Verbreitungsgebiet des Liedes eingeschoben. Und die vorausgesetzten Situationen sind ja manchmal deutlich genug, bringen uns aber auch nicht weiter. So sind wir darauf angewiesen, mit Hilfe der grossen Sammlungen zusammenzustellen, wann und wo unsre Lieder vorkommen.<sup>1</sup>

Wir übergehen die ganz jungen Lieder und fangen in der Mitte des 19. Jahrhunderts an.

1850                    Ach schönster Schatz, erlaub es mir  
                         nur eine kleine Viertelstund  
                         deinen Rosenmund zu küssen,  
                         eh's die Nachtpatrouille kommt.

M. 135. 136. E.-B. III, 1428. — Aus Hessen, Westfalen, Franken, Erzgebirge.

'S ist alles trübe, 's ist alles dunkel,  
weil mein Schatz ein'n andern liebt.

M. 30. E.-B. II, 698. — Aus Oberhessen, Taunus, Hannover, Schlesien, Ostpreussen.

Schätzel, wenn ich dich erblicke,  
find ich keine Ruh nicht mehr.

M. 94. E.-B. II, 566. — Aus dem Odenwald, Wetterau, Franken, Thüringen, Brandenburg, Schlesien.

---

<sup>1</sup> Ausser Erk-Böhme = E.-B., von dem wir Band und Nummer angeben, führen wir noch die Nummer an, unter der Hoffmann von Fallersleben, Unsere volkstümlichen Lieder, 4. Aufl. 1900 = H. unsere Lieder verzeichnet. Auf beide Bücher sei verwiesen, wer sich näher mit der Geschichte des Volksliedes beschäftigen will.

1846            Jetzt ist die Zeit und Stunde da,  
                 wo wir reisen nach Amerika.

M. 205. 207. E.-B. II, 795. — Aus Schwaben, Steiermark, Hessen,  
Eifel, Wetterau, Thüringen.

1843            Schäfer, sag, wo willst du weiden?

M. 191. E.-B. III, 1491. — Von der Bergstrasse, Schwaben, Franken.

1842            Wenn ich an das Heiraten denke,  
                 so kommt mir ein Grusel an.

M. 231. 232. E.-B. II, 864. — Wetterau, Schlesien, Samland.

Vor 1840        Wie die Blümlein draussen zittern

Von O. J. Inkermann, Gedichte 1851. — M. 66. E.-B. II,  
779. H. 1267. — Schwaben, Mosel.

                 Lenchen ging einmal spazieren  
                 durch den grünen Wald.

M. 70. E.-B. II, 712. — Niederrhein, Wetzlar, Thüringen, Ucker-  
mark, Schlesien.

1836            Müde kehrt ein Wandersmann zurück.

Von Leberecht Dreyes, in seinen Gedichten 1849. — E.-B. II,  
672. H. 896. — Mosel, Rhein, Niederhessen, Thüringen, Spessart,  
Ost- und Westpreussen.

Um 1830        Ach Mädchen, nur einen Blick.

M. 54. E.-B. II, 628. — Thüringen, Niederrhein.

                 Schön ist die Jugend zu allen Zeiten,  
                 schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr.

M. 46. 119. E.-B. II, 543. H. 1007. — Rhein, Nassau, Hessen,  
Thüringen, Sachsen.

1827            Seid lustig, ihr Brüder, der Wein ist geraten.

M. 218. H. 157. — Nassau.

Um 1827 ist auch Schuhmachers Liederhandschrift auf  
der Stadtbibliothek zu Hannover geschrieben. Sie enthält u. a.:

                 Jetztund ist der Schluss gemacht,  
                 liebes Mädchen, Gute Nacht.

M. 102. E.-B. II, 771. 772. — Rhein, Hessen, Schweiz, Franken,  
Thüringen, Sachsen, Schlesien.

                 Dreimal um das Häuselein herum,  
                 und dreimal um den Laden.

M. 28. E.-B. 560b. 821. — Rheinland, Westfalen.

1823                    Was soll ich in der Fremde tun?  
Denn hier ist's ja so schön.

Von Joh. Val. Adrian. — M. 204. H. 1202. — Rheinland,  
Nassau, Niederhessen.

Um 1820                Wer lieben will, muss leiden,  
ohne Leide liebt man nicht.

M. 42. 44. E.-B. II, 617. vgl. 641. 699. — Durch ganz Deutsch-  
land gesungen.

1818                    Es reisten zwei Verliebte nach Algier.

M. 2. 3. E.-B., I, 49. — Ostfriesland, Rhein, Wetterau, Schweiz,  
Westfalen, Sachsen.

1816                    Es ritt einmal ein Ritter  
die Welt bergaus. berglein.

M. 24. E.-B. III, 1063. — Schwaben.

Vor 1806, in Des Knaben Wunderhorn von Arnim und  
Brentano, oder in v. Arnim's Sammlung finden sich :

Es war einmal ein Mädchen,  
das hatte zwei Knaben lieb.

M. 4. E.-B. I, 211. — In ganz Deutschland bekannt. Die Er-  
zählung wird 1704 bei Abraham a Santa Clara angezogen.

Es wohnt ein Pfalzgraf über dem Rhein.

M. 8. E.-B. I, 182. — In ganz Deutschland bekannt, ebenso :

Nichts schöneres kann mich erfreuen.

M. 14. E.-B. I, 48.

Es ist mir nichts lieber,  
als klagen allein.

M. 32. 33. E.-B. II, 530. — Hessen, Franken.

Jetzt geh ich an ein Brünnelein, trink aber nicht.

M. 79. E.-B. I, 203. — Odenwald, Wetterau, Schwaben, Sachsen,  
Schlesien.

Ob ich gleich keinen Schatz mehr hab,  
werd ich bald einen finden.

M. 123 E.-B. II, 511. — Schweiz, Hessen, Franken, Thüringen,  
Westfalen, Sachsen, Schlesien.

1804                    Es war einmal eine Königin,  
ein wunderschönes Weib.  
Sie hatt' ja eine Tochter,  
zum Tod war sie bereit.

M. 17. E.-B. I, 84. — In ganz Deutschland verbreitet.

Um 1800 Die Gedanken sind frei,  
wer kann sie erraten?

M. 246. E.-B. III, 1803. — Rheinland, Hessen, Schweiz, Franken,  
Thüringen, Brandenburg, Schlesien.

Freund, ich bin zufrieden,  
geh es, wie es will.

Von J. H. Witschel, Lieder geselliger Freude 1801. H. 749.

Was braucht man auf dem Bauerndorf?

M. 190. E.-B. III, 1544. H. 1179. — Geht zurück auf ein Lied  
von J. B. Häfflinger, 1796: Was brucht me in der Schwyz?

Vor 1799 Bin ich nicht der Krämersmichel  
aus dem Schwobenland?

Von S. F. Sautter. — M. 198. H. 693.

1791 Stets in Trauern muss ich leben.

M. 43. E.-B. II, 723. — Niederrhein, Hessen, Thüringen, West-  
falen, Brandenburg, Schlesien, Ostpreussen.

1786 Genug für heut, es dunkelt schon.

Von J. H. Witschel, Dichtungen 1786. — M. 72. H. 488.  
Niederrhein.

1784 bei Elwert, Ungedruckte Reste alten Gesanges:

Schatz, ach Schatz, reise nicht so weit von hier.

M. 137–139. E.-B. II, 766. — In ganz Deutschland gesungen.

1781 Es war einmal ein Mädchen,  
das spinnt an seinem Rädchen.

Von H. W. v. Stamford, im Vossischen Musenalmanach 1781:  
Ein Mädchen holder Mienen. — M. 18. 19. E.-B. I, 74 e. H. 328. —  
Mosel, Niederhessen, Ostpreussen.

1780 Es waren mal zwei Baurensöhñ,  
sie hatten Lust in den Krieg zu gehn,  
wohl um Soldat zu werden.

M. 16. E.-B. I, 50. — In ganz Deutschland gesungen. Die Ge-  
schichte von den Eltern, die ihren aus dem Kriege heimgekehrten  
Sohn ermorden, wird seit 1618 öfters als wirklich geschehen erzählt.

1776 Es wollt ein gut Jägerlein jagen  
drei Stüñdelein vor es dem Tage,  
wohl auf ein Hirschelein und es ein Reh.

E.-B. III, 1438–1440. — Niederdeutsch schon um 1600 vor-  
handen. In ganz Deutschland verbreitet.



1773 Das ganze Dorf versammelt sich  
zum Kränzetanz in Reihen.

Von J. N. Miller, im Göttinger Musenalmanach 1773. M. 114.  
H. 151.

1772 Mädchen, du musst mir gestehen,  
gestern küsst ein andrer dich

Von Ch. F. Weisse, kleine lyrische Gedichte 1772. M. 122.  
E.-B. II, 717. H. 834. — Wetzlar, Rhein, Erzgebirge.

1759 In dem Arienbuch von A. Freytag in Wernigerode,  
steht:

Wenn ich an den letzten Abend gedenk,  
wo ich Abschied von dir nahm.

M. 92. E.-B. 554. 555. — Rheinland, Odenwald, Franken, Thü-  
ringen, Schlesien.

Vor 1751 Alles kommt zu seinem Ende,  
aber mein Verlangen nicht.

Von J. Chr. Günther, Gedichte 1751: Alles eilt zum Unter-  
gange, nur mein hart Verhängnis nicht. — M. 251. H. 35. — Nassau.

1750 Nachtigall, ich hör dich singen.

M. 36. E.-B. 529. — In ganz Deutschland gesungen.

1742 Gestern Abend wohl in der stillen kühlen Ruh  
hört ich im grünen Wald einer Amsel zu.

1. Strophe schon in J. Chr. Rosts Lustspiel: «Die gelernte  
Liebe». 1742. — M. 64. E.-B. II, 522. H. 492. In ganz Deutschland  
verbreitet.

1720 Ach mein liebes Kind, was muss ich leiden,  
was ich von Herzen lieb, das muss ich meiden.

M. 104. E.-B. II, 831. — Schwarzwald, Hessen. Lahn, Franken,  
Thüringen, Schlesien, Brandenburg.

Um 1700 Es steht ein Schlosselein nicht weit vom Rhein.

M. 1. E.-B. I, 19. — In ganz Deutschland verbreitet. Einige  
Zeilen daraus kommen schon um 1550 vor.

1679 Es wohnt ein Müller an jenem Rain,  
lauf, Müller, lauf.

M. 9. E.-B. I, 146. — In ganz Deutschland gesungen; ebenso  
das folgende:

Jetztund kömmt die Nacht herbei,  
und alle Menschen schlafen ein,  
und alle Menschen gehn zur Ruh,  
und schliessen ihre Aeuglein zu.

Von Martin Opitz: Poemata 1641. — E.-B. II, 562, vgl. 816.  
H. 751.

Bei dem Vater der neuen deutschen Dichtkunst wollen wir mit dieser Zusammenstellung einhalten. Sie ist schon etwas lang geraten, und hätte doch gut noch weiter ausgedehnt werden können. Nicht, als ob unser jetziger Volksgesang keine Wurzeln hätte, welche über den dreissigjährigen Krieg hinausreichen. Wir haben zu den oben angeführten Liedern die Jahre gesetzt, aus denen wir eine einigermaßen sicher datierbare Handschrift, ein fliegendes Blatt, eine Gedichtsammlung und dergl. als Quelle angegeben fanden. Viele Lieder könnten um ein oder mehrere Menschenalter weiter hinaufgerückt werden, wenn wir die Gewissheit durch die Wahrscheinlichkeit ersetzen wollten. Sowie wir das Vorkommen einzelner Strophen, die Anführung einzelner Zeilen als Melodienangabe und dergl. mit in Betracht ziehen, erreichen wir das 16. Jahrhundert. So findet sich die zweite Strophe von 113:

Du hast gesagt, du nimmest mich,  
sobald der Sommer kommt.  
Der Sommer ist gekommen,  
und du hast mich nicht genommen.  
O so nimm mich zu dir!

als «ein guter neuer Dantz» in Bernh. Schmid, Orgeltabulatur II. Strassburg 1577, der Text auch in Jac. Regnart, Neue kurtzweilige Teutsche Lieder. Nürnberg 1580. — Das Gespräch zwischen Schnur und Schwieger 225 geht zurück auf ein Lied in Orlando Lasso, Der ander Theil Teutscher Lieder, München 1573; der Wettstreit vom Wasser und Wein 212 in Vierzeilern auf ein Lied gleichen Inhalts mit fünfzeiligen Strophen, welches sich schon auf einem fliegenden Blatt von 1530 findet. Der «junge Zimmergesell», das einzige unter den von Goethe aufgeschriebenen Liedern, welches jetzt noch gesungen wird, steht niederländisch 1544 im Antwerpener Liederbuch, dient 1539 schon als Melodienangabe; die «Jüdin» ebenfalls niederländisch 1562. Aus dem Lied «vom faulen Gretchen» kommt eine Zeile 1544 in Schmeltzels Quodlibet vor; mit dem «Blümleinmacher» 22 ist das Lied auf St. Regina verwandt, handschriftlich aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts erhalten. Einige Zeilen von 71:

Sterben ist ein harte Pein,  
wo zwei Verliebte sein

klingen wieder in dem sehr alten Replid E.-B. I, 122, sowie in dem Reiterlied aus dem 15. Jahrhundert: «Gut Häslein liess sein Rösslein beschlan». Die antiphonische Weise des

Vortrages, auf welche als Zeichen hohen Alters Böhme besonders aufmerksam macht, konnten wir uns 1882 zu Mietesheim einprägen, wo sich bekanntlich auch sonst viel altes erhalten hat.

Ueberblicken wir die ganze Sammlung, so drängen sich uns verschiedene Bemerkungen auf.

Die erste betrifft das Alter unsrer Lieder. Einige von ihnen behandeln Stoffe, welche uns schon früh entgegentreten. Wir erinnern nur an die «Königstochter» 17, worin die Schwimmersage ausklingt, an den «Schreiber im Korbe» 97—98, an den Wettstreit, zwischen Wasser und Wein 212, an das Spottlied auf die verschiedenen Stände 20, das Tagelied 23, das Rätsellied 24, wo durch den Reim trotz der Erfindung des Schiesspulvers die Frage erhalten geblieben ist: was geht tiefer als ein Bolz? Auch das Bild vom «Rosenbrechen» 55. 81 ist alt. Aber das sind nur Erinnerungen, Anklänge, Verwandtschaften. Wirkliche Lieder, mit denen unser jetziges Volkslied zusammenhängt, finden wir erst im 16. Jahrhundert, und auch da nur in geringer Zahl, eben genug, um uns den Zusammenhang erkennen zu lassen. Die Geschmacksumwälzung des 17. Jahrhunderts hat schliesslich auch die breiten Schichten des Volkes erreicht, und mit all den weltlichen Liedern, gegen welche die asketische Literatur der Reformationszeit so oft zu Felde gezogen, gründlich aufgeräumt. Vom «Bohnenlied» weiss jedermann, dass dies und jenes darüber geht, aber niemand, was eigentlich darin gestanden hat. Vom Meister Hildebrand und vom Berner ist es still geworden. Selbst der «Lindenschmidt», an den doch im Unterland die Ruine gleichen Namens erinnerte, reicht nur bis zu Goethes Zeit, und bei ihm nur in Bruchstücken. Spärlich sind auch noch die Ueberbleibsel aus dem 17. Jahrhundert. Erst mit dem 18. werden unsre Nachweisungen zahlreicher, aus dem Ende des 18., Anfang des 19. Jahrhunderts stammt die Hauptmasse der heutigen Volkslieder. In diese Zeit weisen uns das Stilet 43, der Kreuzer 113. 239, die Dukaten 147, der Hintergesäss 226, die Tabagie 230, die Voraussetzungen unsrer ältesten Soldatenlieder, der Umstand, dass der alte Fritz die älteste geschichtliche Person ist, deren sich Lieder und Anekdoten des Volkes erinnern. Wir dürfen sagen: das lebendige Gedächtnis unsres Volkes reicht wenig weiter als bis zu der Zeit, da der Grossvater die Grossmutter

<sup>1</sup> Dieselbe Bemerkung hat für unsern Gegenstand und seine Zeit Sch ub a r t gemacht. Vergl. seine «Deutsche Chronik» auf das Jahr 1775, S. 23.

nahm. Was älter ist, wird allmählich in den Hintergrund geschoben, und verschwindet bis auf einige unverwüstliche Stücke.

Die zweite Bemerkung bezieht sich auf die Verfasser unsrer Lieder. Wir haben einige derselben mit Namen nennen können. Der landläufigen Vorstellung vom Volkslied entspricht das nicht. Das Volkslied soll doch nicht von einem Dichter wie z. B. Opitz herrühren, sondern von dem Volke selbst. Allein das Volk als Ganzes dichtet nicht: es rezipiert die Lieder, es singt die Lieder, es verändert die Lieder, aber ein einzelner muss schliesslich zuerst den Gedanken des Liedes gefasst, und die Form für diesen Gedanken gesucht und gefunden haben. Meistens können wir ja den Namen des Dichters nicht mehr angeben. Wir haben nicht viel damit verloren. Sehen wir die angeführten Namen an: sie haben das miteinander gemein, dass es nicht Namen von grossen Dichtern sind. Unsre grossen Dichter haben vom Volk und seinen Liedern mancherlei Anregungen empfangen; man denke an Bürgers Lenore. Dass sie dem Volk unmittelbar etwas gegeben hätten, ist doch wohl die Ausnahme. Man darf vielleicht sagen, dass der Höhenunterschied zu gross ist. Wer der breiten Masse des Volkes zum Herzen sprechen will, muss ihr näher stehen. Kennen wir die Verfasser der Lieder, welche mit solcher Lust gesungen werden, wir würden wohl eine sehr merkwürdige Gesellschaft finden. Dem entspricht auch der Inhalt der Lieder: neben einzelnen Perlen sehr viel Mittelgut. Wir haben uns damit abzufinden, dass es so dem Geschmack des Volkes entspricht. Ueber den Geschmack ist nicht zu streiten.

Am auffallendsten ist wohl die dritte Bemerkung über die Herkunft und Verbreitung unserer Lieder. Wieviele von ihnen finden wir wieder in schweizerischen, schwäbischen, fränkischen, rheinischen, niederländischen, thüringischen, schlesischen, ostpreussischen Sammlungen! Wollen wir die Geschichte eines Liedes untersuchen, so können wir Uhland, des Knaben Wunderhorn, Nicolais Almanach u. s. w. nicht entbehren. Jede Spur, welche wir verfolgen, führt uns über den Rhein, sodass wir schliesslich vor der Frage stehen: dürfen wir angesichts dieser Sachlage überhaupt von **e l s ä s s i s c h e n** Volksliedern sprechen?

Es kommt darauf an, was wir unter einem elsässischen Volksliede verstehen.

Der berechtigte Stolz auf die heimatliche Art verbunden mit der Unkenntnis ausserelsässischer Verhältnisse erzeugt zuweilen die Meinung, alles altelsässische sei etwas ganz besondres,

nur dem Elsass eigentümliches. So gilt auch «unser elsässisches Volkslied» manchen Leuten als eine Spezialität. Dem gegenüber sei doch darauf hingewiesen, dass es mit den Liedern hierzulande ebenso steht wie mit den Leuten, von denen schon der alte Sebastian Münster in der bekannten Stelle<sup>1</sup> sagt: «man findet nicht einerley, sondern mancherley Volck in disem Land, auss Schwaben, Beyern, Burgund vñ Lothringen lauffen sie darein, vñ kōmen selten wider darauss. Die Schwaben werden am meysten da gefunden». Die Reime und Sprüche, welche für den alten Strassburger mit dem Gedanken an die selige Kinderzeit untrennbar verbunden sind, könnte er, wenn er wollte, in Simrocks Kinderbuch, aus allen deutschen Gauen zusammengetragen, nachlesen, und die Liebeslieder der Mädchen, die «alten, echten» Conscritslieder der Burschen, und was man sonst in unsrem Volk an Liedern hören kann, es wird mit den nötigen Aenderungen überall gesungen, wo die deutsche Zunge klingt. Es geht nicht an, mit Weckerlin die Uebereinstimmung so zu erklären, dass die Deutschen alle diese Lieder aus dem Elsass übernommen haben. Soweit bei der Beschaffenheit unsrer Ueberlieferung von einem Nachweis die Rede sein kann, lässt sich doch bei manchen Liedern die deutsche Abstammung nachweisen. Freilich sind die Lieder gewandert von der Maas bis an den Memel, von der Etsch bis an den Belt, aber auch in umgekehrter Richtung, und nicht die politische Grenze, nur die Sprachgrenze hat ihnen Einhalt getan. Die «elsässischen» Volkslieder haben diese Wanderung des deutschen Volksliedes vollständig mitgemacht, auch noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. So kann das elsässische Volkslied für sich allein nicht gewürdigt werden. Es muss betrachtet werden als ein Teil und Glied des gesamten deutschen Volksliedes.<sup>2</sup>

Nun wollen wir nicht unterlassen daran zu erinnern, dass in unsern oben besprochenen Liederbüchern auch eine Anzahl französischer Lieder steht. Es wäre zu verwundern, wenn es anders wäre, und wir denken nicht daran, der französischen Sprache ihre geschichtliche Stellung im Elsass zu bestreiten. Für das Volk der Volkslieder ist es doch bezeichnend, dass ihre Zahl verschwindend klein ist, und dass daneben die deutschen Uebersetzungen französischer Lieder nicht selten sind. Neben «Quand tout renaît à l'espérance» steht: «Wenn in des Lenzes Hoffnungsspuren», neben «Un beau navire à la riche carène»

<sup>1</sup> Kosmographie 1578, S. 615.

<sup>2</sup> Dies gilt besonders auch von der Metrik der Lieder und von den Weisen. Wir unterlassen es daher, hier darauf einzugehen.



«Reich mit des Orients Segen beladen», und es macht einen eigenartigen Eindruck, in dem Heft eines hanauer Bauern nach mehreren französischen Liedern als letztes mit dem Datum des 12. März 1871 zu lesen:

Jubelnd sei's der Welt gesungen:  
nicht mehr scheidet uns der Main.

Man könnte nun auf das starke Drittel von Liedern bei Mündel hinweisen, von welchem wir oben sagten, dass wir es nicht in andern Sammlungen gefunden haben. Dieser Hinweis widerlegt unsern Satz nicht. Einmal ist noch nicht aller Tage Abend. Weitere Untersuchungen könnten noch für manches unsrer Lieder weiteres Material beibringen. Dann aber hat ja jeder deutsche Stamm neben den überall gesungenen Liedern sein Sondergut, Was dem einen recht ist, ist dem andern billig. Auch das Elsass darf Volkslieder haben, welche nur hier überliefert sind. Sie bilden seinen Beitrag zum Liederschatze des deutschen Volkes, dessen Umfang sich allerdings in einer Zeit, da so vieles noch der Veröffentlichung harret, nicht abgrenzen lässt.

Und die übrigen Lieder? Haben wir sie aus einer Sammlung elsässischer Volkslieder zu streichen? — Keineswegs. Sind sie auch nicht auf elsässischem Boden gewachsen, so haben sie sich doch eingebürgert, und die Landesart angenommen. Bei manchen kann man von einer eigenen elsässischen Fassung reden. Alle miteinander aber zeigen in ihrer Sprache, dass sie gute Landeskinder geworden sind. Das Volkslied ist ja fast durchweg in der Schriftsprache gedichtet. Aber durch den fleissigen Gebrauch seitens der Volkskreise, welche sich sonst hauptsächlich der Mundart bedienen, wird die Ausdrucksweise gerade des Volksliedes sehr leicht landschäftlich gefärbt. So reden auch unsere Lieder, ohne es zu wollen, gut elsässisch. Wir können nicht die vielen Strophen hierhersetzen, in welche das elsässische «es» eingeschoben ist, wie 212:

Der Wein, der sprach: jetzt hast du's erecht,  
jetzt bist du's der Meister, und ich es der Knecht,

oder alle Fälle aufzählen, in denen der Nominativ für den Accusativ gesetzt ist, wie 45:

Bin einmal spazieren gegangen,  
hab ein schöner Vogel gefangen.

Wenn 114 das Praeteritum für das Praesens steht:

Wangen hat sie frisch und rot,  
weicher noch als Pirschen,  
ein blaues Aug und einen Mund,  
der roter *war* als Kirschen,

so ist das ein Versehen, welches Elsässern sehr leicht begegnet, wenn sie sich zwingen, schriftdeutsch zu reden. Elsässisch ist das oft vorkommende: was batts?, der Nascht, das Maidel, das Träubel, das Bäckehaus, das Bleiweiss, die Hemder, du fangst, du stechst, die Fejert (= Kehricht) wachber (= wachsam), wirklich (= augenblicklich), seller (= derselbe), numme (= nur), der Laurierstrauch, sonst Oleander genannt, und das Aergernis der eingewanderten Hausfrauen, «Schmutz» für «fett»; ferner die «Korallen», die glänzenden Glasperlen 29 :

Ich kenne eine, die tät mir gefallen,  
sie hat Aeugelein als wie Korallen.

In das Elsass weisen uns folgende Sprachproben :

Lass du's denne Schäfer fahren,  
und nimm den Hauptmannssohn.

Ihr müssen keinem die Ehe versprechen,  
wenn ihr sie nicht halten wollt. 4.

Ich hab mir's vorgenommen.  
für<sup>1</sup> nicht mehr zu dir zu kommen. 45.

Er ist gekommen am vorigen Sommer,  
am Samstag z'Nacht, am Samstag z'Nacht. 139.

Morn am Morje-n-um d'halber viere,  
müssen wir ins Feld marschiere. 168.

Man braucht mich die ganze Woche  
zum büche, zum bache, zum koche. 212.

endlich der fromme Wunsch 216 :

wenn du mir nicht borgst,  
ei so wott ich, dass du verworgst.

Wie hier ist noch öfter der Reim nur durch die mundartliche Wortform ermöglicht ; so 62 :

Roter Apfel, gelbe Bir,  
Schätzele, wär ich nur bei dir.

Glückseligs Neujahr, eine fröhliche Zeit,  
so wie es Gott Vater vom Himmel herabsait. 236.

Derselbe Reim steht 8, 14. Andere hierhergehörende Reime sind: lebewohl — Patrouill' 135. 136, Rosmarin — Blümelein, Marmelstein, für mich allein 47. 49. 114. Anderswo hat

<sup>1</sup> So ist auch zu lesen 166:

Nach Kolmar marschieren,  
für uns zu visitieren.

der Dialekt die Fesseln des Reimes gesprengt. Ueber dem Rheine singt man :

Den ich hab so gern,  
der ist von mir so fern;

im Elsass 93. 124 :

den ich gerne hab,  
der ist soweit eweg.

und 209 vom gelobten Lande Amerika :

Wir haben hier auch zum Exempel  
in dem gelobten Lande hier  
auch das Geringste nicht von Stempfel . . .

Lieder, deren Inhalt ganz besonders dem täglichen Leben abgelauscht ist, sind beinahe zu Dialektliedern geworden. So das Gespräch des Burschen mit seinem Vater 120, die Klage der Kochersberger Mädchen 241, die man vollständig im Els. Liederkrantz 1902 S. 229 nachlesen kann, und die Bettelmannshochzeit 226, mit einem netten Hörfehler :

Süfer isch er, sell isch wohr,  
hätt er nit e dicker Kopf,  
krummi Backe, rothi Hoor  
un e wettersnetter Kropf.  
's Gilet steht im au gut a:  
lugt er uf, lugt er na.

Es muss doch wohl heissen : 's Schiele. — Die Ortsnamen sind ebenfalls dem Elsass angepasst. Die zwei Verliebten E.-B. I, 49, welche ursprünglich im Aargäu sind, reisen 2. 3 nach Algier. Strassburg, im Unterelsass die Stadt an sich, ist auch in den Liedern von grosser Bedeutung ; für das Oberelsass tritt Kolmar ein. Die Auswanderer reisen nicht über Bremen, sondern über Havre 205. 206. 207. 211, wie in der lothringer Dorfgeschichte «Vor dreissig Jahren». Sie klagen dem Herrn Präfekten :

Hier können wir ja nicht bleiben,  
hier können wir ja nicht sein,  
denn die Huissiers und Notarien  
haben unsern grössten Teil.

Solche Züge aus dem Volksleben begegnen uns überall. Die älteren Personen werden nach ländlicher Sitte 9. 22. 27 mit «Ihr» angeredet. Des Pfalzgrafen Töchterlein, welches sieben Jahre unerkant bei der eigenen Schwester dient, hat nach guter alter Mägdesitte ihre Sachen im Koffer ; die Frau

holt der kranken Magd, auch ohne Gesindeordnung, «ein Süp-  
pele und bringt ihre Wein». — Wo es das Lied mit sich bringt,  
dass getrunken werden muss, wird meist Wein getrunken.  
Nicht das braune Bier, sondern der Wein ist 218 geraten.  
Dem Schatz wird 108 als Mittel gegen Schlaflosigkeit ver-  
schrieben :

Nimm ein Tassel Thee,  
vin chaud, Bier, Kaffee,  
oder Branntwein.

Auch die Schäferin 77 — ursprünglich ein Schäfer —  
trinkt morgens «den Kaffee, den Branntwein darauf»<sup>1</sup>.

Selbst die Geschichte geht bei der Durchsicht der Volks-  
lieder nicht leer aus: wir erwähnten schon, dass die frühere  
Zugehörigkeit zu Frankreich und die Anhänglichkeit an Na-  
poleon I zur Geltung kommen, ebenso die Veränderungen,  
welche das Jahr 1870 mit sich gebracht hat. Was auch immer  
die Volksseele bewegt hat und bewegt, kommt in den Liedern  
des Volkes zum Ausdruck.

Und dieser Umstand sollte das Volkslied auch für Leute,  
welche sich sonst für Lyrik nicht besonders erwärmen, interes-  
sant und wichtig machen. Das Volk gibt sich in seinen  
Liedern, wie es ist, ohne Hintergedanken. Warum diese  
Quelle nicht benützen? Wollen wir vom Volksleben nur das  
Bild gelten lassen, welches uns nach grauen Theorien und  
vorgefassten Meinungen feststeht? Wollen wir es uns zeichnen  
lassen von den Possen, welche ihren Stoff daraus entnehmen,  
oder von den billigen «Witzen» mancher Tagesblätter?

Oder ist es überflüssig, das Volk kennen zu lernen und  
zu verstehen? Brauchen wir es nur als Staffage bei unsern  
Festen, als Kostümbild bei unsern Maskeraden? Das Volk  
hat doch wohl ein Recht darauf, verstanden und auf seine Art  
behandelt zu werden. Es kann zuweilen sehr deutlich werden,  
wenn es auf mangelndes Verständnis stösst. Da ist es besser,  
sich dies Verständnis zu erwerben. Lieder, sollten wir meinen,  
sind dazu nicht das unangenehmste Hilfsmittel. Möchten sie  
fleissig benützt werden und dazu beitragen, dass unser Volk  
und seine Art immer mehr bekannt und geschätzt werden.

---

<sup>1</sup> Man denke nicht an Trunksucht und Völlerei. Der Haustrunk,  
den der Bauer brennt, ist kein Fusel, sondern mit einem guten  
Stück Hausbrot verbunden ein Nahrungsmittel, das in der Speise-  
folge des ländlichen Arbeitstages ganz am Platze erscheint.

### XIII.

## Die Fremdwörter in den elsässischen Mundarten.

Ein Beitrag zur elsässischen Dialektforschung

von

**Karl Roos.**

### Vorwort.

**D**er vorliegenden Arbeit ging eine ziemlich reiche, aber keineswegs vollständige Sammlung von Fremdwörtern im Elsässischen voraus, wie sie sich aus der eigenen Erfahrung und der zu Gebote stehenden Literatur schöpfen liessen. An solcher Literatur wurde benutzt: das Wörterbuch der elsässischen Mundarten von Martin und Lienhart I. Teil und die durch die Güte des Herrn Prof. Dr. Ernst Martin zur Verfügung gestellte ungedruckte Zettelsammlung zum II. Teil des Wörterbuches, die sich auf dem germanistischen Seminar der Universität befindet; ferner ein ungedrucktes «complets Dictionnaire vom Strossburger Dialect un Hochditsch» von G. Ulrich und das Wörterbuch der Strassburger Mundart aus dem Nachlasse von Charles Schmidt. Wertvolle Mitteilungen verdanke ich auch Herrn J. Spieser, dem Herausgeber der Monatsschrift «Reform» (vgl. Literaturverzeichnis), einem vorzüglichen Kenner elsässischer Mundarten. Dem lexikalischen Teile sind ferner zahlreiche Belege beigefügt aus Arnolds «Pflingstmontag», dem «lebendigen Idiotikon», wie Goethe das Stück genannt hat.

Ein an sich totes Verzeichnis von Wörtern allein gibt uns aber auf die Frage nach den Fremdwörtern und ihrer Behandlung durch eine Mundart keine hinreichende Antwort. Erst die Vorführung und Darstellung all jener eigentümlichen Ver-



änderungen der Form und des Inhalts, die an den Fremdwörtern bei ihrer Uebernahme und später vollzogen werden, gewähren uns ein Urteil über den schaffenden Genius einer Sprache. Solche Eigentümlichkeiten an den Fremdwörtern in den elsässischen Mundarten zu zeigen und die sie hervorruhenden Faktoren anzugeben, ist die Aufgabe dieser Abhandlung. Zunächst wird von den Fremdwörtern des Elsässischen im allgemeinen gehandelt; auch auf den gesamten Wortschatz der elsässischen Mundarten besonders gegenüber dem Nhd. wird, ausgehend von den Fremdwörtern in beiden, ein flüchtiger Blick geworfen. Der übrige Teil behandelt die Betonungs-, Laut- und Flexionsverhältnisse, die Wortbildung, Wortumbildungen, Geschlechts- und Bedeutungsveränderungen. Die Flexion ist nach den Verhältnissen der Mundart zu Nordhausen (bei Erstein) dargestellt. Bei der Behandlung der Lautverhältnisse wurde versucht, von einer häufigen und möglichst allgemeinen Form der Aussprache auszugehen; dabei konnte eine völlige Gleichförmigkeit nicht durchgeführt werden schon aus dem einfachen Grunde, weil nicht alle Wörter für alle Gegenden belegt sind. Ein ähnlicher Mangel stellt sich auch dort heraus, wo es sich überhaupt darum handelt, eine feste und bestimmte Abgrenzung zwischen Lehn- und Fremdwort zu treffen. Fremdwörter im strengsten Sinne, d. h. Wörter mit französischer, bezw. fremder Aussprache und Betonung hat die Mundart eigentlich sehr wenig; denn die grösste Anzahl derselben hat sich durch den Anschluss an das einheimische Laut- und Betonungssystem deutsches Aussehen und somit den Charakter von Lehnwörtern verschafft. Doch sind im folgenden als Lehnwörter in diesem Sinne nur diejenigen fremden Ausdrücke aufgefasst worden, die aus den früheren Sprachperioden im heutigen Wortschatze fortleben; viele von ihnen sind auch im Nhd. als Lehnwörter vorhanden. Wörter der letzteren Gattung, die der Mundart mit der Schriftsprache gemeinsam sind, wie z. B. *biblos* pewl, *puppa* pùp, *pulvinus* plùlwə, *theca* tsiaɣ, *catena* khèt, *simila* seml, *aestivale* štèfl, *brave* práf, *cedola* tsètl, *tagliere* talər, *sorta* sort, *mostra* mùštər, poln. russ. *granica* kra ns, böhm. *bič* pæitš u. a. sind im grossen und ganzen unberücksichtigt geblieben. Hingegen sind wohl Ausdrücke, die in der Form vom entsprechenden nhd. mehr oder weniger abweichen oder als spezifische Dialektworte erscheinen, der Betrachtung unterzogen und mit den übrigen, als Fremdwörter<sup>1</sup> im eigentlichen Sinne aufzufassenden auf eine Stufe

<sup>1</sup> Vgl. eine Auswahl derselben in § 1.

gestellt worden, so z. B. *albella* pèlt, *castanea* khèšt, *cotonea* khèt, *cuminum* khimi, *cuniculus* khenjälə, *hospitale* špetl, *carruca* khàriγ und viele andere.

In der Lautschrift ist das phonetische System von Joh. Friedrich Kräuter befolgt, das er in Frommanns Zeitschrift «die deutschen Mundarten» Bd. VII, Halle 1877, S. 305 ff. aufgestellt hat. Abgesehen von den Vorzügen dieser Lautschrift selbst empfahl sie sich auch deshalb, weil sie fast in allen Arbeiten über den elsässischen Dialekt, namentlich auch in dem schon genannten Wörterbuch der elsässischen Mundarten von Martin und Lienhart zur Anwendung gelangt ist. Aus letzterem (Vorwort S. VII) sei der Uebersicht halber die Zusammenstellung der phonetischen Grundsätze nochmals wiedergegeben:<sup>1</sup>

Für einen Laut gibt es nur ein Zeichen, alle Lautfolgen werden in ihre Bestandteile aufgelöst. Wir schreiben also nicht x, sondern ks; nicht z, sondern ts; aber auch nicht ng, sondern ŋ; nicht ch, sondern γ; nicht sch, sondern ś. V unterscheidet sich nicht von f. Doppelkonsonanten werden in deutschen Stämmen nicht als solche ausgesprochen und daher auch nicht geschrieben.

Bei Vokalen wird die Länge durch den Akut bezeichnet; also z. B. hóγ für hoch. Der Gravis dient zum Zeichen der offenen, nach a zu geneigten Aussprache; dadurch wird die Anzahl der unterschiedenen Vokale verdoppelt, indem sich ihre Stufenreihe folgendermassen gestaltet:

i i̇    e è    æ a à    ò o    ù u,

wobei æ ein breiteres è, à ein dunkleres a bezeichnet. Lippenstellung für o und Zungenstellung für e verbindet ö, geschrieben œ, und etwas dunkler ù, breiter ò; Lippenstellung für u und Zungenstellung für i verbindet ü, geschrieben y, und bei Annäherung an æ: ý.

Der Gravis verbindet sich mit Akut zum Circumflex, zur Bezeichnung eines langen, offenen Vokals.

Allen anderen Vokalen steht in Nebensilben das schwache e gegenüber, geschrieben ə. Die Annäherung dieses Lautes an a, wie sie besonders in der Gegend von Colmar üblich ist, haben wir nur selten durch a bezeichnet (besser wäre ə).

Nach Vorsilben mit schwachem Vokal hat die nächste den Hauptton; wo eine Vorsilbe mit vollem Vokal vorangeht, ist die hochtonige durch fett gedruckten Vokal ausgezeichnet.

Die in einigen Strichen des elsässischen Sprachgebiets, be-

<sup>1</sup> Da nicht alle erforderlichen Zeichen vorhanden waren, mussten im folgenden leider einige Abweichungen vorgenommen werden.

sonders im Münstertal und am Kochersberg auftretende Nasalisierung wird durch untergesetztes polnisches *ł* bezeichnet: *f<sub>ł</sub>a<sub>ł</sub>i<sub>ł</sub>st<sub>ł</sub>er* Fenster.

Die Lautschrift Kräuters vermag namentlich auch die Mannigfaltigkeit der Diphthonge in den verschiedenen Mundarten anschaulich darzustellen.

Umso einfacher ist der **K o n s o n a n t e n b e s t a n d**. Das Elsässische unterscheidet nicht zwischen harten und weichen Konsonanten, es stellt *b* und *p*, *d* und *t* völlig gleich, auch *g* und *k* vor anderen Konsonanten. Dies steht fest, auch durch das Zeugnis der französischen Grammatiker, sowie durch manche Wortspiele der Elsässer selbst: s. Anzeiger zur Zeitschrift für deutsches Altertum XX, 110 ff. Die fraglichen Konsonanten sind schwach, aber stimmlos. Sie werden von manchen Sprachforschern als *Lenes* bezeichnet, *b* und *p* durch *b u. s. w.* Wir bleiben bei Kräuters Auffassung, wonach die Stimmlosigkeit diese Laute den französischen *Tenues* nähert, und setzen also *p*, *t*, *k* auch für nhd. *b*, *d*, *g*. Allerdings ist *P à t* für *Bad* auffallend; aber auch *d ù d* für *tut u. ä.* wird nicht leicht gefallen.

Mit diesen Konsonanten verbindet sich nun zuweilen ein Hauch, der durch *h* ausgedrückt wird: in *Thee*, geschrieben *Th é*, *Peter*, geschrieben *Ph ét er*. Dieser nachstürzende Hauch unterscheidet *k* vor Vokal von *g*: *kann* wird geschrieben *kh à n*, *geben* ist els. *ka n*.

Wo *velares ch* besonders zu bezeichnen war, dient dazu *ʒ*, z. B. in *ʒi ŋ* *Kind* im Südstreifen des Landes.

---

## I.

### Einleitung.

#### § 1.

#### Bestand der Fremdwörter in den elsässischen Mundarten.<sup>1</sup>

Infolge seiner geographischen Lage und physischen Beschaffenheit war das Elsass von jeher äusseren Einflüssen aller Art zugänglich. Es hat sich jederzeit lebendig mit andern Völkern am gegenseitigen Austausch von Kulturerrungenschaften beteiligt. Mit neuen Gegenständen und Einrichtungen hat, wie jede Sprache, so auch die elsässische neue, fremdartige Bezeichnungen aufgenommen. Namentlich ist sie mit zahlreichen

<sup>1</sup> Vgl. auch *K a h l*, a. a. O., S. 41.

französischen Ausdrücken durchsetzt; gerade diese werden uns daher in erster Linie zu beschäftigen haben. Ausser dem Französischen haben auch andere Sprachen die elsässische Volksmundart beeinflusst. Zunächst ist hier das Lateinische zu berücksichtigen, das hauptsächlich durch Ausdrücke aus der Kirchen- und Rechtssprache vertreten ist. Die hebräischen Wörter, die sich durch den fortwährenden Verkehr der elsässischen Bauern mit den jüdischen Maklern ebenfalls in grosser Zahl eingebürgert haben, bleiben im folgenden unerwähnt, da sie bereits von Weiss, Faber und Lewy behandelt worden sind.<sup>1</sup> Italienische, spanische, englische, niederländische, slawische Entlehnungen haben in geringerer Zahl stattgefunden. Selbst aus zwei Sprachen ist mitunter ein und dasselbe Wort übernommen worden, z. B.:<sup>2</sup>

französisch:

*secrétaire* [sèkrətär]  
*corriger* [korišjərə]  
*contraire* [khüntträer]  
*chapitre* [šápitr]  
*catéchisme* [khatəšism]  
*chicorée* [šikoré]  
*cirque* [sirk, serik]  
*commissaire* [khümisær]  
*cylindre* [silantər]  
*juste* [šyst]  
*patron* [patr,ü]

lateinisch:

*secretarius* [sèkrətärjəs]  
*corriger* [khorikiərə]  
*contrarium* [khüntträri]  
*capitulum* [khápətl]  
*catechismus* [khatəkhisməs]  
*cichorium* [tsikóri]  
*circus* [tseriγ]  
*commissarius* [khüməsári]  
*cylindrus* [tsilintər]  
*justus* *juste* [jùšt]  
*patronus* [phàtrùn]

italienisch:

<i>allègre</i> [àlékr]	<i>allegro</i> [àlékrò]
<i>paillasse</i> [pæjäs]	<i>bajazzo</i> [pæjätts]
<i>capote</i> [khápùt]	<i>capuccio</i> [khápýtts]
<i>numéro</i> [nymro]	<i>numero</i> [nùmərò]
<i>serviette</i> [særwjèt]	<i>salvietta</i> [sàlfét]
<i>tulipe</i> [tylip]	<i>tulipano</i> [tylipà(n)].

Ganz besonders bedeutungsvoll wurde im Laufe der Geschichte das Verhältnis des Elsass zu den westlichen Nachbarn, den Franzosen. Die Zugehörigkeit des Landes zu Frank-

<sup>1</sup> Jb. XII, 121; XIII, 171; XIV, 78 ff.

<sup>2</sup> Die betonten Silben sind durch cursiven Druck hervorgehoben; die Betonung auf der ersten Silbe ist durch den Druck nicht näher gekennzeichnet.

reich hat auf die Eigentümlichkeit des elsässischen Charakters, der Sitten und Lebensweise nicht so sichtbar eingewirkt wie auf die Sprache; hier sehen wir noch deutlich den gewaltigen Einfluss der einstigen *Franzosenherrschaft*. Aber noch mehr als die fremde Herrschaft verhalf das *Bildungsideal* beim Volke der fremden Sprache zu Ansehen. Was die Einwirkung von oben her nicht vermochte, das ersetzte von jeher die Neigung des Volkes, sich der fremden Sprache zu bedienen, die Sucht, gebildet zu erscheinen,<sup>1</sup> wenn man die Wörter auch noch so schlecht verstand oder sprechen konnte. Das war freilich welsches Unkraut unter dem deutschen Weizen,<sup>2</sup> ein sprachlicher Zwitterzustand, der noch bis heute, wenn auch in eingeschränktem Masse fort dauert. So ist zu erklären, dass noch jetzt, wo die Verhältnisse doch längst anders geworden sind, in abgelegenen Gegenden Fremdwörter vordringen. Im krummen Elsass (z. B. in Waldhambach) beginnen erst neuerdings seit der Eröffnung der Eisenbahn und durch den damit zunehmenden Verkehr Ausdrücke wie *bonjour* und *entrez* sich einzubürgern.

Seit der Revolutionszeit hatte sich der französische Einfluss im Elsass immer mächtiger ausgedehnt; durch Verwaltung, Handel und Gewerbe ward das Eindringen der fremden Sprache mehr und mehr gefördert. Aber erst unter Napoleon III. sollte das innerste Leben des einheimischen Idioms angegriffen werden. Man suchte den Gebrauch des Französischen beim gesamten elsässischen Volke einzuführen. Dem Volke sollte eine fremde Sprache aufgedrängt werden, in der es, wie Witte<sup>3</sup> sich trefflich ausdrückt, «doch das, was sein Herz erfüllt, nicht zu vollem, reinem Ausdruck bringen kann, weil seinem angeborenen Denken und Empfinden der Geist dieser Sprache als etwas Fremdes gegenübersteht». Namentlich die Schulen<sup>4</sup> dienten dem genannten Zwecke. So ist gerade durch den französischen *Schulunterricht* und das *Schulwesen* eine bedeutende Reihe von Fremdwörtern in die Mundart übergegangen.

Dahin gehören: *salle d'asyle* sältasil, *collège* kolèš, *pensionnat* pàsjənát, *gradin* krátæ, *pupitre* pypitær, *règle* rèkl (= Lineal), *cahier* kæjə, *crayon* krèjü, *dictionnaire* tiksjənær, *page* páš, *examen* èksámə,<sup>5</sup> *bulletin* pyltæ, *devoir* tèwár, *bonne note* ponot, *pensum* pè-

<sup>1</sup> Vgl. hierzu auch Kahl, a. a. O., S. 42.

<sup>2</sup> Vgl. Lorenz und Scherer, a. a. O., S. 476.

<sup>3</sup> A. a. O., S. 17, 18.

<sup>4</sup> Vgl. Martin, Sprachverhältn. und Mundarten.

<sup>5</sup> Wohl von franz. examen wegen der Nebenform *lèksámə* (= l'examen), vgl. unter § 7, 4.



som, *martinet* märtinè (?), *vacances* ferkhàns(t), *sœur* sør, *fifi* fifi, und wohl auch Ausdrücke wie *parler* pàrlø pàrljærø, *répéter* rëpøtiærø, *explication* èkšplikàtsjùn, *promenade* promnát, *éducation* ètikàtsjùn, *chasser* šàsø.

— Lateinische finden sich auf diesem Gebiete nur wenige: *professor* profasør, *provisor* profísør (Klassenlehrer). Ihre Zahl wird vermehrt, wenn wir die aus der Studentensprache ins Volk gelangten lateinischen oder latinisierten Bezeichnungen anfügen: *certare* tsatiærø, *fidelitas* fetlätét feklätét, *in floribus* em flóripys, *jocus* jyks, *yassatim* kàsátø u. s. w.

Dagegen sind beinahe alle durch die Sprache der Kirche, des Klosters und durch die Predigt eingedrungenen Wörter lateinischer Herkunft.

*religio* rëljùn, *reverentia* èwərants, *sacramentum* sàkər mant, *catechismus* khàtøkhesməs khàtiesəmø, *choralis* khoràləs, *litanía* letàn èi, *noster* (aus pater noster) nùštər (= Rosenkranz), *absolvere* àpsølfjærø, *tribulare* (aus der Predigt) trewliærø; *pater* (Mönch) phàtər, *collatio* kholàts, *terminare* tharmønjàærø (jetzt = lärmen); *pastor* pàstór (Geistlicher), *patronus* phàtrùn, *sacristanus* sàkrištàn, *rector* raktər (Kantonalpfarrer), *vicarius* fikhàri.

— Französischen Ursprungs ist wieder *l'abbé* lápè (= Vikar), *dispense* špans.

Durch die Einrichtung der salles d'asyle suchte man die Kinder der arbeitenden Klassen von früh auf an das Französische zu gewöhnen. Aus diesen salles d'asyle und der Schule überhaupt stammen zahlreiche französische Ausdrücke für Kinderspiele,<sup>1</sup> wie *abattage* apatás, *but* pyt, *palette* pàlèt, *pas de course* pakúrs, *pelote* tàplòt (aus à la pelote?), *pris* (?) pri u. a.

Eine Anzahl anderer Bezeichnungen für Spiele, hauptsächlich Kartenspiele, sind nebst Benennungen von Getränken und dgl. durch das Wirtshaus bekannt geworden; sie wurden wohl zum Teil von ehemaligen französischen Soldaten heimgebracht.

Kartenspiel: *mariage* mārjás, vb. mārjásø, *écarté* èkár, vb. èkærø, *piquet* pikét, vb. pikétø, *ramusser* ràmso, Spiel ràmso, *bête* pát, vb. pàtlø; andere Spieler-

<sup>1</sup> Vgl. Martin, Sprachverhältnisse und Mundarten.

ausdrücke: *capot* khápót, *carte égale* khártèkál, *carte blanche* khártəpláš u. s. w.; Würfelspiel: *passe-dix* páš, vb. pášə; *billard* piljár; Tanz: *mazurka* mäsyrká, *polka* polká; ferner Ausdrücke wie *brasserie* prásərí, *café* kháfe, *hôtel* ütèl, *absinthe* apsənt, *raspail* raspaj, *alcool* álkhól, *payer* pèjə.

Eine zahlreichere Gruppe französischer und lateinischer Fremdwörter findet sich auf dem Gebiete der Medizin zur Bezeichnung von Personen, Krankheiten, Heilmitteln u. dgl.

*doctor* toktər, *apotheca* àpəték, *hospitale* špetál, *académie* àkətəmí (= Panoptikum); — *podagra* potəkrá, *cholérine* kholəri, *croup* kryp, *flegme* flæm, *indigestion* entišéstjün, *névralgie* nēwrálší, *rhumatisme* rymatisə(m), *varice* wálišə, *fontanelle* füntənal, ital. *influenza* fylantsjá; — *médecine* mètətsin, *klysterium* kreštjər, *vesicatorius* fisikátór, *kataplasma* khártəplá(ŋ), *oxycroceum* oksəkrótsjüm, *séné* sanə (-plètr = Blätter), *lazare* láksjərə, *vacciner* wáksəniərə, *visiter* fesətiərə (= ärztlich untersuchen). — Heilung durch *sympathie* sempəti ist dem Volke auch bekannt; ähnliche Worte, welche die Zauberkunst u. dgl. betreffen, sind *physique* fisi k, vb. fisikə, *physicus* fisikys fisəkùŋkəs, *hoc est corpus* (?) húkəspúkəs (Hokuspokus); es lassen sich vielleicht anschliessen *paillasse* pəjás, *polichinelle* porišinèl, da auch diese Wörter oft unter dem Eindruck des Zaubenhaften benutzt werden.

Bedeutend ist die Zahl der aus dem Ausland eingeführten Obst- und Gemüsesorten sowie anderer Gegenstände, die der Küche zugehören.

franz. *api* (pomme d'api) tàpi (-èpfələ = dem. v. Apfel), *bon chrétien* pùŋkretin, *calville* kálwi (-èpfl = Apfel) kálwilər, *mirabelle* meràpal, *reine-Claude* ran̄klot reŋlo, *reINETte* ranèt, *pruneau* dem. rinòlə; *céleri* tsələri, *cornichon* kornišùŋ, *échalote* plur. šálotə, *esparcette* èšpəsèt, *laurier* lórjə, *navette* (?) lèwàt,<sup>1</sup> *tomate* tòmát, *pissenlit* pisəli; ital. *mellone* mèlùn, *moscatello* mùškətalər, *rabarbaro* rapàrwərə, *scorzonera* šortsoniərə; frz. *chicorée* šikore (ital. *cicoria* tsikóri), *chocolat* šokəlà, *vermicelle* wèrmišèl, *omelette* àmlèl, ital. *maccheroni* màkroni; franz. *cervelas* sərwilà, *charcu-*

<sup>1</sup> Vgl. unter Dissimilation von n > l unter § 7, 4.

*terie šàrk ytəri, côtelette khùtlèt, fricot friko, jus šy, biftek piftèk,<sup>1</sup> bœuf à la mode pefələmót.*

Fast ausschliesslich französische Fremdwörter kennt die Mundart zur Bezeichnung von Modegegenständen, besonders für Kleiderstoffe, Kleidungsartikel, Schmucksachen u. dgl.

Allgemeinere Begriffe: *luxe lyks, passementerie pàsman-təri, broder protiarə, festonner fèštəniərə, fournil furniarə*; Stoffe: *bombasin pùməsin, canevas khànəfàs, flanelle flānal, gros de Naples krotənáwl, gros de Tours krotətýr, molleton mùltùm, peluche plyš, percale pèrkàl, perse pèrs, Provence prowànš, tulle tyl, vernis wærni, lat. barracanus pàrižət*; Kleidungsgegenstände: *anglaise à ŋklès, cylindre silantər, bride prít, blouse plys, bottine potin, bretelles prètèl, cache-nez kàšnè, caleçon kalsù, camisole khàmisól, capuchon khàpəšùŋ, ceinture santýr, chapeau-bas šàpopà, chaussette plur. šosètə, chemisette šmisèt, cravate kràwát, faux-col fokol, fichu fišy, filet filè, finette finèt, flotte flot, foulard fylār, frileuse frilès, galoche khàlošə, gamache kàmášə, gibus šipys, gilet šilè, guêtre kètə(r), habit veste àpiwèst, jaquette šakèt, jupe šyp, jupon šypùŋ, manchette mášèt, mitaine plur. dem. mitènlə, paletot pàlto, par dessus partəsy, pélerine pèlərin, perruque pàrek, ruche ryš, tournure tyr-lýr, voile wùal, engl. shawl šàl*; Schmucksachen, Parfumeriewaren: *agrafe àkràf, broche proš, bracelet pràslèt, breloque plur. pèrløkə, eau de lavande lətləwàŋ, bergamote pèrjəmot, fleur d'Orange flètràrš, eau de javelle šàwələ-wàsər (= Wasser), poudre p(h)ýtər, pommade pàmát*; andere Gebrauchsgegenstände, Einrichtungen, Möbel u. dgl.: *buffet pefèt, commode khàmùt, canapé khànəpèt, sommier sùmjə, fauteuil fotal, housse hys, embrasse plur. àprasə, calorifère khànùnifèr, char à bancs šàrəpàŋ, charrette šàrèt, calèche khàlatš; portrait portərə, parasol pàrəsol, parapluie pàrəpli, pot de chambre potšəmpər, porte monnaie portmonè, saladier sàlàtjər u. s. w.*

Einen Hauptbeitrag zu den Fremdwörtern erhielt die Mundart durch Ausdrücke der französischen Heeres-einrichtung. Ausser den hier angeführten Bezeichnungen für Personen, Gegenstände u. dgl. haben die Elsässer gewiss noch sehr viele andere Wörter der gewöhnlichen Umgangssprache aus dem Soldatenleben mit in die Heimat gebracht.

<sup>1</sup> Ein englisches, durch das Französische vermitteltes Wort.

Allgemeine Ausdrücke: *congé* khùše, *service* særwis, *convalescence* khùwaləsás, *visite* fisit, *réforme* davon *réfùrmər* (Untauglicher) u. vb. *réfùrmə*, *uniforme* yniform, *monture* múnty'r, *prét* pré, *masse* mās,<sup>1</sup> *pays* pèj (Landsmann), *théorie* thióri; ferner *appel* àpal, *rapport* ràpôr, *ordre* ortr, *parole* pàrùlə, *ordonnance* ortəndənts, *parade* phàràt, *marche-route* māršryt, *étape* tàpə, *exercer* aksətsiərə, *désertter* tesətiərə, *engager* àŋkàštiərə, *présent* prəsà (hier!), *qui vive* kiwíf; Heeresenteilung: *bataillon* pàtljùn, *compagnie* khùmpəni; *chasseur* šàsər, *cuirassier* khyràsje, *grenadier* krànətiərə, *marine* davon *marinər*, *pontonier* pùtonje, *train* trə; Personen: *capitaine* khàptán, *caporal* khàprál, *commandant* khùmətánt, *tambour-major* tàmpəl-màšór *franc-tireur* fràtírər, *conserit* khùskri; *faction* fàksjù fàksjùn, *sentinelle* sàntinèl, *patrouille* pàtrùl; Gegenstände, Waffen etc.; *baïonnette* pəjənèt pəjənét, *bombe* pùm, *capsule* khàpsyl, *cartouche* khàrtys; *capote* khàpyt, *képi* khèpi, *shako* šàko; *gamelle* kàmèl, *casserole* kàsrol; schliesslich Ausdrücke wie *bataille* pàtáli, *campagne* khàmpəni, *bivac* piwàk, *camper* khàmpiərə, *bombarder* pùmpərtiərə, *rempart* ràmpàr, *retirer* rètriərə, *consigner* khùnsəniərə, *blessen* pləsərə; *médaille coloniale* (frz. Ausspr.) ist neuerdings im Volke viel genannt worden. — Vielleicht stammen aus der Soldatensprache auch *rendez-vous* rəntəwə, *caresse* khàrès, *caresser* khàrèsiərə, *bras dessous bras* (eigentlich *bras dessus bras dessous*) prətsuprà u. dgl.

Nicht minder gross ist die Zahl derjenigen französischen Bezeichnungen, welche durch die verschiedenen Zweige der Verwaltung und Behörde dem Volke bekannt und geläufig geworden sind.

Allgemeinere Begriffe: *département* tèpàrtəmant, *gouvernement* kywèrləməŋ, *préfecture* prèfəktj'r; *bureau* pyro, *cabinet* khàpinét; *employé* àmploj'iørtər, *député* tɛpətiørtər, *secrétaire* sèkrətər (Geheimschreiber); *certificat* særtifikhát, *circulaire* sirkylər, *pétition* pètitsjùn, *publication* pyplikàtsjùn, *réclamation* rèkləmàtsjùn, *réclamer* rèkləmərə, *permission* pərməsjùn, *nomination* nòmìnàtsjùn, *démission* tɛməsjùn, *pension* pəns-

<sup>1</sup> In neuerer Zeit wieder in Erinnerung gebracht durch die Rückzahlung des «Masse-Geldes» seitens der französischen Regierung.

jún pásjún, *retraite* látrét; Gemeinde-, Forstverwaltung etc.: *maire* mær, *adjoint*<sup>1</sup> átšyø, *mairie* mærorí, *greffe* krèf, *greffier* krèfjə, *sergent de ville* sèršánt-wil, *pompier* pùmpjəpùpje; *cantonnier* khántúnjær, *rigole* ríkol, *trottoir* trotwár; *expertise* èkspartís, *expert* èkspart; *pépinière* pepinjèr, *baliveau* páliwo, *coupe* khyp, *permis* (de chasse) pèrmi, *garde de chasse* kártšás,<sup>2</sup> *braconnier* prákúnjær; *garde de pêche* kártəpèš, *brigadier* prikártjə, *gendarme* šántàrm, *triage* triáš; Steuer, Zoll etc.: *contrôle* khüntrol, *contrôler* khüntroljárə, *contrôleur* khüntrolær, *receveur* rèsəwær, *contribuer* khüntərpjárə, *contribution* khüntripytsjún, *régie* rèši, *douanier* twanje, *contrebande* khüntərpánt, *contrebandier* khüntərpánjær, *monopole* monipol (vom Tabak), *débit* tēpi (vom Tabak).

Aus dem Rechtswesen (Gericht, Notar u. s. w.) leben lateinische und französische Benennungen in der Mundart fort.

*notarius* nátáris nátárjes, *advocatus* átfəkhát, *vocatus* fəkt, *curator* khárátər, *procurator* prokrátər, *commissarius* khúməsári, *commissaire* khúmiser, *juré* šýri, *huissier* hysjə, *exsequens* èksəkwant; *prévenir* prèwəniərə, *citare* tsetiərə, *citatio* tsetətsjún, *avertir* àwèrtiərə, *saisir* sasiərə, *saisie* sèsi, *terminus* tarmín, *consulter* khüntsəltiərə, *resolvere* rèsəlwjárə, *plaider* plètiərə, *appeler* àpliərə, *cause* khós, *hors de cause* hórtəkós, *juger* šýšiərə, *condamner* khüntəniərə, *sententia* santants, *tribunal* tripynál; *prison* prisún, *violon* wilún, *procès-verbal* prúsəwarpál, *protocole* protikhól, *dommages et intérêts* túməšántəri; *testamentum* tèštəmant, *inventarium* enfətári, *maior annis* (= annis) mæirant; *item* itəm, *sou par livre* sýpárlíwər (bei Versteigerungen), *adjudé* átšýšé (bei Versteigerungen).

In erster Linie sind es wieder französische Ausdrücke, die sich durch den Handel und Geschäftsverkehr im Volke verbreitet haben.

Eisenbahn und Post: franz. *gare* kár, *wagon* wákú, *tramway* trámwáj, *billet* piljè, *retour* rètýr, *embarquer*

<sup>1</sup> Ebenso lat. adiunctus átjũtk.

<sup>2</sup> Aus der Jägersprache ausserdem: *couche* kuškyš, *apporte* àport, *ici* isi, *tout beau* typó, *ramasse* ramás.



in pà r i k i è r ə , a r i s à w i (Benachrichtigung); *timbre* t æ p ə r , *facteur* f a k t æ r , *dépêche* t è p è š , *téléphone* t è l ə f ə , ital. *franco* f r à ŋ k o ; Kassenwesen: franz. *caisse d'épargne* k è š t ə p à ŋ k , *caissier* k h è s j ə , *assurance* à s ə r ə s , *police* p o l i s , *action* à k s j ũ n , *rabais* (?) r à p ə s , *faillite* f à l i t , ital. *banca rotta* p à ŋ k r o t , franz. *sou* s ý , *lierc* l i w ə r ; Handel: *affaire* à f á r , *condition* k h ũ n t ə t s j ũ n , *bénéfice* p è n ə f i s , *profit* p r o f i t , *voyageur* w a j ə š ə r , *courtier* k ũ r t j ə , *courtage* k ò r t á š ; *rebut* r è p y (vom Tabak), *bascule* p à s k y l , *bidon* p i t ũ ŋ , *devanture* t è w à t ý r .

Hieran reihen sich zahlreiche französische Wörter<sup>1</sup> aus der Sprache der Arbeiter und Handwerker; diese kamen auf ihren Wanderfahrten (wojáš *voyage*) wohl bisweilen nach S à ŋ t i ə t ə l (*St. Dié*) oder N à n t s i z (*Nancy*), viele von ihnen waren auch Handwerker beim Militär, wo sie im à s i n ə l (*arsenal*) französische Ausdrücke kennen lernten. *architecte* à t š ə t è k , *ingénieur* e n š ə n i ə r ə r , *entrepreneur* à t ə r p r è n ə r , *contre-maitre* k h ũ n t ə r m è t r ; *accord* à k h o r t , *accorder* à k ə t i ə r ə , *métier* m è t j ə , *pratique* p r à t i k ; *façon* f à s ũ n , *réparer* r è p ə r i ə r ə , *réparation* r è p ə r à t s j ũ n , *face* f à s , *charnière* š à r n i ə r , *corniche* k à r n ə s<sup>2</sup> (— howl = Hobel), *diamant* t e m ə n t , *merlin* m ə r l e ŋ , *moulure* m o l i ə r (— howl = Hobel), *placage* p l à k á š , *polir* p o l i ə r ə , *six lignes* s i l i n ə (kleine Nägel), engl. *pitch-pine* davon adj. p i t š p æ i m ə (etym. = — baumen); *sans lis* (?) s à l i , *lisse* l i s , *mailloche* m à j o š ; *tournevis* t ũ r n ə w i s , *mécanique* m e k ə n i k , *manège* m à n é š , *soupape* s y p à p ; *raser* r à s i ə r ə ; — *tombereau* t ũ m p r ũ , *terrasser* t r ə s ə , *terrassier* t ə r ə s j e , *talus* t á l y , *béton* p è t ũ ŋ , *mællon piqué* m o l ə p i k .

Zum Schlusse möge noch eine Zusammenstellung von Gruss- und Fluchformeln folgen, die grösstenteils auch aus dem Französischen entnommen sind.

*adieu* à t j é , *bonjour* p ũ š ũ r , *bonsoir* p ũ s w á r , *salut* s a l y ; *merci* m ə r s i , *voilà* w a l a ; *parole* (d'honneur) p à r ũ l ə (Beteuerung); — *merde* m ə r t , *je t'en merde* š t à m ə r t , *nom de Dieu* n ũ n t ə t j e , *nom de foutre* n ũ n t ə f y t ə r , *nom de diable* n ũ n t ə t j ə w l , *nom d'un chien* n ũ n t ə š j ə , *nom d'une pipe* n ũ n t ə p i p , *mille de Dieu* m e l t ə t j e , *parbleu* p à r p l è ,

<sup>1</sup> Als spezielle Kunstausrücke sind gerade hiervon die wenigsten allgemein bekannt.

<sup>2</sup> Hd. Karnies.

*sacré Dieu* såkærtje, *canaille* kanaj, *saprelotte* såpər-  
lût, *sacramentum* såkərmant u. a. —

Nicht zum Lobe gereicht es dem elsässischen Bauer, dass er auch mit städtischen Einrichtungen und Begriffen wie *boxon* poksam, *bordel* portèl, *maquereau* màkro, *maquerelle* màkral bekannt ist. —

Die vorgeführten Beispiele<sup>1</sup> verschaffen uns einigermaßen ein Urteil darüber, wie sehr das Elsass schon vom Romanentum durchdrungen war. Das Volk hatte sich nach bestem Vermögen den fremden Verhältnissen gefügt und angepasst. Aber «das geistige Leben dieses deutschen Landes hat unermesslichen Schaden gelitten durch seine Einfügung in ein fremdes Staatswesen und die dadurch angebahnte Loslösung aus dem Zusammenhang mit dem deutschen Kulturleben, auf dessen Grundlage sich alles, was wir in Mittelalter und Neuzeit Bewundernswertes im Elsass finden, gebildet hatte».<sup>2</sup> Dennoch war das deutsche Leben auch jetzt noch nicht erloschen. Im grossen und ganzen hatte sich wenigstens die deutsche Sprache im Elsass am Leben erhalten. Die alten Bande, die das Elsass mit dem grossen deutschen Vaterlande verknüpften, die nationale Verwandtschaft, die Gemeinschaft der Sprache selbst, des Denkens und Empfindens, waren keineswegs völlig beseitigt. Und mit dem Aufhören der französischen Herrschaft und des französischen Einflusses in Schule, Heer, Verwaltung und Verkehr ist bereits auch die französische Sprache bedeutend in Rückgang geraten. Zwar gibt es auch heute unter dem Volke noch Leute genug, die nach dem Beispiele einiger Vornehmen mehr aus modischer Bildungssucht als aus Bildungsdrang ihre Kinder in fremden Sprachen, namentlich in der französischen, unterrichten lassen und so gewissermassen einerseits eine stets fliessende Quelle für neue Fremdwörter, andererseits günstigen Boden für das Weiterleben schon Bekannter schaffen. Aber französisch sprechende Familien gibt es unter dem eigentlichen Volke sehr wenige. Wohl schickt nach hergebrachter Sitte mancher Vater bisweilen seine Tochter in irgend ein französisches «pensionnat» oder den Sohn in ein auswärtiges «collège», aber dadurch kann dem deutschen Wesen und der deutschen Sprache im Elsass wenig Eintrag getan werden. Mag auch der ehemalige fran-

<sup>1</sup> Ueber Fremdwörterwesen im Elsass vgl. auch Spieser, Ref. 1900, S. 13ff.

<sup>2</sup> Witte, a. a. O., S. 17.

zösische Soldat begreiflicherweise mit Begeisterung vom alten «*r é g i m e*» und seinem Soldatenleben erzählen, so hört man doch jetzt ebenso oft die Söhne, die vor kurzem ihre militärische Dienstzeit als deutsche Soldaten beendet haben, ernsthaft über deutsche Disziplin u. dgl. «disputieren». Durch den gemeinsamen Heeresdienst, durch die deutsche Schule, die Verwaltung und den Verkehr hat alles Französische ein starkes Gegengewicht erhalten. Manche hochdeutschen Bezeichnungen treten nunmehr in der Volkssprache in gewissem Sinne als Fremdwörter auf; französische werden verdrängt. Man sagt *F r ä u l e i n* (= Lehrerin) neben *m à m s è l* (*mademoiselle*), *B ü r g e r m e i s t e r* neben *m à i r* (*maire*), *G e m e i n d e h a u s* statt *m è r a r i* (*mairie*), *U r l a u b* neben *p a r m æ s j ù n* (*permission*); ferner <sup>1</sup> *G e m e i n d e s c h r e i b e r* neben *k r è f j æ* (*greffier*), *H e g e m e i s t e r* neben *p r i k à r t j æ* (*brigadier*), *b r e m s e n* neben die *m è k æ n i k* (*mécanique*) *z u m a c h e n*, *F l a s c h e* neben *p o t a l* (*bouteille*).

Es liegt in der Natur der Sache, dass ein Fremdwort um so eher und umso länger am Leben erhalten bleibt, je häufiger es im täglichen Umgang gebraucht wird, je näher es dem Gedanken- und Anschauungskreise des Volkes liegt. Aber es lässt sich auch sehr leicht feststellen, dass von all den französischen und zum Teil auch von den übrigen Fremdwörtern, die den älteren Leuten bekannt sind oder früher geläufig waren, eine sehr grosse Anzahl den j ü n g e r n g a n z u n v e r s t ä n d l i c h ist. Der Tag liegt wohl nicht mehr allzu fern, wo wir unter den neuen Einflüssen und Verhältnissen auch die letzten Elemente des alten Welschtums bis auf spärliche und unwesentliche Reste werden schwinden sehen. Treffend sagt Witte:<sup>2</sup> «Mag es vielleicht noch lange dauern, einst muss die Zeit kommen, in der die deutschen Ahnen des elsässischen Stammes in ihrer Heimat wieder zu Ehren kommen werden; dann werden die Elsässer ihrer grossen Väter, die sie so lange verleugnet haben, wieder würdig sein und an dem Kulturleben unserer deutschen Nation in freudiger und fruchtbringender Mitarbeit teilnehmen».

## § 2.

### Verhältnis des Elsässischen zum Nhd. in Bezug auf den Wortschatz.

Konnten so die elsässischen Mundarten infolge des mächtigen Einflusses der fremdsprachigen Nachbarn von einer ge-

<sup>1</sup> Vgl. M e n g e s, Volksmda. S. 55.

<sup>2</sup> A. a. O., S. 18.

wissen sprachlichen Verwelschung nicht verschont bleiben, so darf man ihnen doch in anderer Beziehung den durch und durch deutschen Charakter nicht absprechen. Zumal ein Vergleich mit der Schriftsprache lässt uns die Ursprünglichkeit<sup>1</sup> der Mundart deutlich erkennen. Unsere deutsche Schriftsprache hat sich selbst von fremden Eindringlingen nicht frei zu halten vermocht. Im Gegenteil, sie gebraucht ohne wirkliche Not oft da fremdartige Bezeichnungen, wo die Mundart ein echt deutsches Wort besitzt. Statt *Gardine* sagt der Elsässer Fenster-  
t ü c h e l oder U m h ä n g e l, Briefsäckchen statt *enve-  
loppe* oder *couvert*, Hausgang statt *corridor*, Staden statt  
*quai*, Stock statt *étage*, Zuckererbsen (-bohnen) statt  
*bonbons*, gewöhnlich der hohe Hut statt *cylindre*, Brust-  
t u c h statt *gilet*, Leib el statt *corset*, Zettel statt *billet*, nie  
*renommieren* sondern den Grossen machen, nie *Kartoffeln*  
(Lehnwort aus ital. *tartufo*) sondern E r d ä p f e l H e r d ä p f e l  
G r u n d b i r n e n G r u n d b e e r e n, nie *parfum* sondern š m è -  
k ä t ä (von schmecken = riechen); neben *cousine* kennt man die  
Bezeichnung B a s e, B ä s e l oder G e s c h w i s t e r k i n d; fast  
überall und immer sagt man Haft für *agraffe*, Fleisch-  
b r ü h e für *bouillon*, Strauss Buschen M a j o für *bou-  
quet*, ungefähr für *circa*, Zuckerbäcker für *conditor*,  
Rössel-Ringelspiel Reiterei oder K ü t s c h e l (dem.  
v. Kutsche) für *carrousel*, anbringen anzeigen für *de-  
nunzieren*, im Fall zum Fall für *eventuell*, vorstellen  
f ü r g e h n für *konfirmieren*, p f e t z e n für *koupiere* (die Fahr-  
karte), hinterfür oder nicht recht für *konfus*, Weise  
für *Melodie*, ä u g e l n für *okulieren*, abmalen abmachen  
abnehmen für *photographieren*, vom Hundert für *pro-  
cent*, Lattenzaun L ä t t l e für *Staket*, Verding für *Sub-  
mission*, Schleim- Nervenfieber für *Typhus*, üben  
d r a n oder gerade über für *vis-à-vis*, mit für *per*, auf  
für *pro*, Gesundheit für *prosit*; neben *absolut* gebraucht  
man ebenso oft oder meist: r u n d a u s, neben *courage*:  
' s H e r z, neben *direkt*: e i n s G a n g s, gerade, neben *egal*:  
e i n e r l e i, e i n T u n, g l e i c h (?), neben *Gamasche*: U e b e r -,  
S t r e i f s t r u m p f, neben *krepieren*: h i n g e h e n, v e r -

<sup>1</sup> Vgl. zum folgenden auch Els.-Lothr. Schulbl. 1891, S. 225 ff., ferner K a h l, a. a. O., S. 43 u. 47 ff. — Ueber Bewahrung alter Sprachreste in Ortsnamen u. dgl. vgl. S t e h l e, a. a. O., z. B., S. 13: Sewen = Dat. Plur. von ahd. seo : sewun, S. 15: Noll von ahd. hnoil = Spitze, Leh von ahd. hleo = Hügel u. s. w.; ferner K a h l, a. a. O., S. 54 ff. — Des weiteren vgl. man noch M e n g e s, Volksmda. S. 55 ff. sowie besonders E l s. - L o t h r. S c h u l b l. 1901, S. 288 unter «Bureau».

recken (= starr ausrecken sc. die Glieder), neben *Linie*: Zeile, neben *Medizin*: Arznei oder «Einzunehmen», neben *omelette*: Eier-, Pfannkuchen, neben *porte-monnaie*: Geldsack, -beutel, neben *Gelenkrheumatismus*: Fluss, Gliederweh usw. usw.

Vielfach haben die elsässischen Mundarten wenigstens ein altes Lehnwort beibehalten, wo die Schriftsprache zu neuen Fremdwörtern greift;<sup>1</sup> *khèšt* (ahd. *chestinna*, mhd. *kesten*) nhd. *Kastanie*, *sèjəršt* (ahd. *sigristo*, mhd. *sigriste*) nhd. *Sakristan* (freilich auch elsässisch daneben *sàkrištán*), u. a.

Wenn schon daraus hervorgeht, dass die Mundart das Erbe der älteren, besonders der mhd. Sprache in manchen Punkten treuer bewahrt hat als die heutige Schriftsprache, so erkennen wir dies noch deutlicher daran, dass sie in ihrem Wortschatze urdeutsche Ausdrücke besitzt, die dem Hd. verloren gegangen und von ihm teilweise durch fremde ersetzt worden sind. Vgl. els. *àŋkə* (ahd. *anko*, mhd. *anke*) und nhd. *Butter*<sup>2</sup> (*butyrum*); oberels. *koiγ* (ahd. *gouh*, mhd. *gouch*, Murners «Gauchmatte») und nhd. *Kuckuck*<sup>3</sup> (ndl. *koekoek*); hierher gehören auch die meisten Monatsnamen: els. *Hornung* nhd. *Februar*, els. *Brachmonat* nhd. *Juni*, els. *Heumonat* nhd. *Juli*, els. *Herbstmonat* nhd. *September*, els. *Weinmonat* nhd. *Oktober*, els. *Wintermonat* nhd. *November*, els. *Christmonat* nhd. *Dezember*; für *August* und *Januar* gebraucht der Elsässer die eingedeutschten Formen *Augst* (mhd. *ougest*) und *Jänner*. Viele elsässische (= mhd.) Benennungen finden im Nhd. kaum noch eine Entsprechung; vgl. els. *talwə* mhd. *tēlben*, *plyəšt* mhd. *bluost*, *fər-kèlštərə* (tr. = erschrecken) von ahd. *galstar*, *fértər* (= Vorder)-*hamələ* dem. von mhd. *hamme*, *ewətsemære* mhd. *eben sò maere*, *pūsə* ahd. *bōzo* mhd. *bōze* (Bund Stroh), *tswál* mhd. *twehele* *zwehele*, *tæisəm* ahd. *deismo* mhd. *deisme*, *krápfa* ahd. *chrápfo* mhd. *kräpfe*, *priəli* (Name eines Platzes) ahd. *bruil* mhd. *brüel*; *lūsə* (mhd. *losen*) enthält dieselbe Wurzel wie *lauschen*, els. *lyštrə* (mhd. *lustren*), *Leumund* usw.; in oberels. *haik* (= Konjunktiv: hätte) finden wir vielleicht einen Rest des gotischen verbums *aih aig* = habe, besitze<sup>4</sup>; man vergleiche weiter els. *mikər* (= Nierenfett) ahd. *mittigarni*, els. *mùmpər* [Rosteig und Umgegend] mhd. *muntbor*, els. *àntàn* mhd.

<sup>1</sup> Vgl. Reform 1900, S. 14.

<sup>2</sup> Ueber Verbreitung von *pütər* neben *àŋkə* im Elsass vgl. Els.-Lothr. Schulbl. 1901. S. 288.

<sup>3</sup> Vgl. Kluge, etymol. Wb.

<sup>4</sup> So Martin; nach Weinhold, alem. Gr. 386, 387 ist *heig* *heigist* *heig* aus der Grundform *habege* entstanden.



ande ant (einem à. tun = kränken, Schmerz verursachen), els. ærk hōwærə mhd. erkoberen (sich erholen), els. ájært mhd. egerde, els. tsain got. tainjo mhd. zeine, els. âsə (von manchen mit Unrecht für latein. a se gehalten) mhd. alsò also z. B. in der Verbindung: âsə niəxtər = nüchtern wie er war; els. mùt mhd. mot in mùth yfə ein Haufen von Rasen, Stoppeln und Gesträuch zur Verbrennung, wie sie im Herbst zur Düngung auf den Feldern stattfindet.<sup>1</sup> — In zahlreichen andern Fällen steht die Form eines elsäss. Wortes dem mhd. näher als die entsprechende nhd.; vgl. els. fàsə n áyt mhd. vasenacht nhd. Fastnacht, els. tsišti ahd. mhd. Ziestac nhd. Dienstag, els. kálræi mhd. galreide nhd. Gallerte, els. hèw à n ahd. hevanna nhd. Hebamme, els. pyəšə m mhd. buosem nhd. Busen; ahd. brēmo mhd. brēme ist in els. prá m-(m)ük besser erhalten als in nhd. Bremse (= andd. brimissa) usw. usw.

Mit Rücksicht auf diese nahe Verwandtschaft des Elsässischen mit dem mhd. und der alten Sprache überhaupt konnte der zukünftige «Doktor» Reinhold aus Bremen in Arnolds Pfingstmontag III, 5 mit Recht sagen:

«Die Sprache selbst, wenn auch uns Fremden seltsam neu,  
Klingt herzlich und naiv, die Tochter alter Treu'  
Und ungekünstelter und freier Lebensweise.  
So sprach man schon am Rhein, als dort mit kühnem Fleisse,  
Was durch Begeisterung in ihm ein Gott ersann,  
Erwin den Riesenbau des Münsterdoms begann.  
Die Sprache war dies einst der ersten Minnesinger;  
Es schwur hier früher so der eine Karolinger  
Dem andern Treue zu, und längst um Klodwichts Thron  
Ertönt' mit edler Kraft die alte Sprache schon».

§ 3.

Behandlung der aufgenommenen Fremdwörter durch die Mundart.

Auch hinsichtlich der Behandlung der aufgenommenen Fremdwörter unterscheidet sich die Mundart erheblich von der Schriftsprache. Diese will in Sprech- und Schreibweise das Fremdartige möglichst beibehalten; jene sucht das fremde Sprachgut nach Kräften den einheimischen Laut- und Betonungsgesetzen zu unterwerfen, sie will vor allem die fremde Aussprache nicht unter Misshandlung der eigenen Zunge nachäffen. Der Elsässer sagt nicht pyrô (bureau) sondern pyro,

<sup>1</sup> Martin in Zs f. d. A. 38, 186 zur Erklärung des Wortes «Muspilli».

nicht likø'r (liqueur) sondern likœr, nicht kuwèrnãmàn (gouvernement) sondern kywarlãmàn, nicht atake (attaque) sondern àntàk u. dgl. Nur in sehr wenigen Fällen bemüht sich das Volk, bei französischen Fremdwörtern auch die französische Aussprache<sup>1</sup> beizubehalten; es sind dann in der Regel ganz junge Entlehnungen, die zum grossen Teil auf dem Wege des Fremdsprachenlernens vor sich gegangen sind.

Die elsässischen Mundarten verfahren vielmehr mit den fremden Eindringlingen noch ebenso wie schon in ältester Zeit die Sprache unserer Vorfahren. Die Fremdwörter müssen sich den mundartlichen Laut-, Flexions- und Betonungsverhältnissen und den Gesetzen der Wortbildung unterordnen, sie müssen deutschen Klang und deutsches Gepräge annehmen, mit einem Worte, sie werden umgedeutet oder eingedeutet. «Es werden», wie Wackernagel<sup>2</sup> sagt, «die fremden Worte in Vokalen und Konsonanten eben den Gesetzen fortschreitender Entwicklung unterworfen, die für deutsche bestehen; sie werden betont wie deutsche, werden mit deutscher Flexion, deutscher Ableitung bekleidet, werden durch Zusammensetzung mit deutschen Synonymen verständlicher gemacht, werden endlich durch bald leisere, bald stärkere Aenderung ihrer Gestalt in den Anklang an wirklich deutsche Wurzeln und in deutsche Begriffsanschaulichkeit hereingezogen.»

Und in demselben Sinne ungefähr heisst es in der Einleitung zum deutschen Wörterbuch<sup>3</sup> der Brüder Grimm: «Alle Sprachen, solange sie gesund sind, haben einen Naturtrieb, das Fremde . . . mit den heimischen Elementen auszugleichen. Keine Sprache war aller Entfaltungen der Laute mächtig und den heisseite liegenden weicht sie aus, weil sie sich dadurch gestört empfindet. Was von den Lauten, gilt noch mehr von den Worten. Fällt von ungefähr ein fremdes Wort in den Brunnen einer Sprache, so wird es solange darin ungetrieben, bis es ihre Farbe annimmt und seiner fremden Art zum Trotze wie ein heimisches aussieht.»

Die äussere Form der Fremdwörter wird bisweilen hart mitgenommen und muss sich durch die Mundart die willkürlichste Verstümmelung und Entstellung gefallen lassen. Charakteristisch ist hierfür eine Szene aus Arnolds Pfingst-

<sup>1</sup> Nicht ganz zutreffend und allgemein giltig sind die Bemerkungen, die Kahl, a. a. O., S. 42 über diesen Punkt macht. Vgl. auch im folgenden S. 190, Fussnote.

<sup>2</sup> a. a. O., S. 7.

<sup>3</sup> S. XXVI unter «6. fremde Wörter».

montag V, 5, wo der alte Herr Starkhans von sich sagt: «I bin au e Jurrist wie er (der Vater Reinholds)» und seine Frau Dorothee statt dessen «Herrist» zu hören glaubt. Starkhans verbessert sie: «Jurriste saat merr!» Allein Frau Dorothee bleibt dabei und sagt: «Sisch allain's, i wurr mer nit for fremdi Wörtle so's Muulsperre-n-alle Ritt!» In diesen Worten liegt ein allgemeiner Grundsatz des Volkes: ungezwungene und ungekünstelte Auffassung und Behandlung der Fremdwörter. Neben der Form ist auch Inhalt, Begriff, Bedeutung und Geschlecht der Wörter vielfachem Wandel und Wechsel unterworfen worden.

Die Gründe dieser mannigfaltigen Erscheinungen sind zahlreich und stehen in gegenseitiger Wechselwirkung und Ergänzung. Abgesehen von den rein physiologischen Faktoren, die Lautveränderungen bedingen, sind es vor allem die psychologischen Gesetze der Assoziation und Reproduktion, welche der ohnehin schon nie ermüdenden Schöpfungskraft der Volksphantasie hilfreich entgegen kommen. Die Assimilation und die Wirkungen der Analogie spielen eine grosse Rolle. Substitution von Lauten und ganzer Lautkomplexe ist nicht selten; in der Anlehnung an geläufige, meist einheimische, aber auch an fremde Stämme, Wurzeln und Silben tritt ein gewisses etymologisches Bedürfnis des Volkes offenbar zu Tage. Noch viele andere Faktoren, wie das Streben nach Deutlichkeit auf der einen Seite und nach Bequemlichkeit auf der andern, sowie Missverständnis und besonders auch Willkür und Zufall gewinnen auf die Umgestaltung der Wörter einen weitgehenden Einfluss.

#### § 4.

### Die Betonung der Fremdwörter im Elsässischen.

Im Gegensatz zur Schriftsprache legt die Mundart bei Fremdwörtern den Akzent gewöhnlich auf die erste Silbe des Wortes. Sie befolgt dadurch das germanische Betonungsgesetz, das schon in ältester Zeit auch Fremdwörtern gegenüber zur Geltung kam. Diese Betonung finden wir z. B. bestätigt durch das Versmass im Heliand: <sup>1</sup>

18. Matheus endi Marcus, sô uuârun thia man hêtana,

Lucas endi Johannes. —

76. Zacharias unas hie hêtan.

<sup>1</sup> Nach O. Behaghel, Heliand, Halle 1882.

Diese Fälle bieten uns bloss fremde Eigennamen; aber auch für andere Wörter gilt das Gesetz; Muspilli: <sup>1</sup>

16. denne der man in pardisu pû kiuuinnit. —

38. daz sculi der antichristo mit Eliase págan. — usw.

Aus ahd. Zeit haben wir eine Menge Fremdlinge, die sich nach Form und Betonung ganz den einheimischen Regeln unterworfen haben. Dadurch sind sie vollberechtigte Bürger des deutschen Sprachschatzes geworden. Die Mundart schliesst sich nun in der ganzen Behandlung des fremden Sprachmaterials der alten Sprache näher an. Durch die Betonung auf der ersten Silbe erhält das aus einer anderen Sprache aufgenommene Wort einen teilweise deutschen Charakter: es ist damit ein erster Schritt zur Eindeutschung getan.

Dieses Betonungsgesetz gilt besonders für die meisten französischen Fremdwörter. So heisst es z. B.:

pytik boutique, khápəšún capuchon, hásar hazard, šántl chandelle, krəjún crayon, párapli párpplè parapluie, páslətån passe-temps, pásparty passe-partout, ásərás assurance, khüntrol contrôle usw.

Einige Fälle weisen ein Schwanken auf, indem auch die letzte Silbe den Ton tragen kann, z. B.:

káraf káraf carafe, šáplyr šáply'r chapelure, álart álart alerte, fortyn fortyn fortune, rèpyplik rèpyplik république, ékspras ékspras exprès, syptil syptil subtilis, kráwát kráwát cravate, fúntil fantil ventile, rúsinl rúsinl raisin, khápal khápal capella, týwák týwák tabac und andere.<sup>2</sup>

Es gibt aber ausserdem einige Wortgruppen, die in der Regel auf undeutsche Weise betont werden, indem der Akzent nach dem Wortende gerückt wird. Die meisten lateinischen Fremdwörter behalten ihre ursprüngliche Betonung bei, und zahlreiche französische Wörter werden durch lateinische mit demselben oder ähnlich klingendem Ausgange in der Betonungsweise beeinflusst. Es sind namentlich folgende Endungen, die im Worte gewöhnlich den Hauptton tragen:

1. -ák, -ek:

párák baraque, šáwrák chabraque, týwák (neben týwák) tabac; fáwrek fabrique, párek perruque; dagegen nur fisik physique, prátik pratique, pytik boutique, pyplik public und wohl unter dem Einflusse des letzteren rèpyplik république neben rèpyplik.

<sup>1</sup> Nach Müllenhoff und Scherer, Denkmäler Nr. 3.

<sup>2</sup> Einzelne werden im folgenden noch erwähnt.

Vielleicht nach lat. Wörtern wie *èfakt effectus*, *pèrfèkt perfectus*, *tirèkt directe* heisst es auch *èksàkt exact*.

2. -àl :

viele lat. Wörter wie *špetál hospital*, *rátøk hál radicalis*, *štántál scandalum*; danach *ársən àl arsenal*, *pretál brutal*, *khápər àl coporal*, *èk àl égal*, *fát àl fatal*, *orišin àl original*, *tot àl total*.

-al :

lat. Wörter wie *kháp al (auch kháp al) capella*, *khàštal castellum*; ebenso *áp al appel*, *pàkət al bagatelle*, *pot al bouteille*, *tsitət al citadelle*, *füntən al fontanelle*, *nàtral naturel*; aber *fotal fauteuil*, *flàn al flanelle*, sogar *šàntl* aus *chandelle*.

-ol :

*khàm isól camisole*, *krämp ol carambole*, *špàn j ol espagnol*, *pàr ol parole*, *pàtr ol patrouille*, *protøk hol protocole*

-il :

*syptil* lat. *subtilis* u. a.; *tifəs il difficile*.

3. -àn :

lat. wie *khùmpàn companium*, *sàkrištàn sacristanus*; ebenso *šik àn chicane*.

-in :

lat. *khàmin caminus*, *tharmin terminus*; ebenso *pùm əsin bombasin*, *màšin machine*, *mètətsin médecine*, *pràlyn* (statt *pràlin*) *praline*.

4. -ant, -ánt :

zahlreiche lat. wie *àt f ant adventus*, *hor ant horrendus*; mit Anlehnung an diese Endung auch *məir ant maior ennis*; ebenso *khorpəlant corpulent*, *em partinant impertinent*, *ensàlant insolent*, *prəs ant présent* (= Geschenk); — feruer *priljənt brilliant*, *šàrmənt charmant*, *àmpətənt embêtant*, *ànyjənt ennuyant* und alle übrigen auf *-ant*; ebenso mit ähulichem Ausgang *àfrúnt affront*.

-mant :

zahlreiche lat. wie *füntəmant fundamentum*, *tèštəmant testamentum*; nach ihnen: *khùpləmant compliment*, *lošəmant logement*, *mùmant moment* usw.; aber auch *šàšəmə à changement*, *tysmə à doucement*. Nur *jùštəmant justement*.

5. -ans :

viele lat. wie *pèštəla ns pestilentia*, *èksəla ns excellentia*, *əýtjə ns audientia*; danach *khorpəla ns corpu-*



*lence, empartinans impertinence*; so auch *færkhåus vacances*.

6. -år:

zahlreiche lat. auf *-arius, -orius*: *nåtári notarius*, *fi-khári vicarius*, *færtóri victoria*, *fisikhátór vesicatorius*; danach *šårəwári charivari*; so auch *áfár affaire*, *ortə-nár ordinaire*.

-ýr:

lat. wie *krèaty'r creatura*, *poləty'r politura*; so auch *fresy'r frisure*, *monty'r monture*, *pášty'r posture*; aber *portýr bordure*, *tèwátýr devanture*, *šàplyr* und *šàply'r chaplure*.

7. -art, -ort:

*èkspart expert*, *àlart* (neben *àlart*) *alerte*, *àpárt apart*; *àkhört accord*, *ràport* aber *ràpór rapport*.

8. -as:

lat. *protsas processus*; so auch *àtras adresse*, *èksp-ras exprès*; *krimás* und *krimás grimace*.

-is, -ys:

lat. *pàrətis paradisus*, *prètsis præcise*; so auch *èkspartís expertise*, *khàprits* (statt *khàpris*) *caprice*; — lat. *khùmfy's confusus*, so *èkskhy's excuse*; ebenso *khòlos colosse*.

-ùs:

die franz. Endung *-eux* erhält Aussprache und Betonung von lat. *-osus*: *khùrjú's curieux*, *fàmù's fameux*, *fyr-jù's furieux*, *serjú's sérieux*, *štrywlù's scrupuleux*, ähnlich auch *kràntjú's grandiose*; ebenso wird betont *šenərə's généreux*.

9. -áš:

*pàkáš bagage*, *pàntáš bandage*, *pàsáš passage*, *plàkáš placage* und alle übrigen auf *-age*; ebenso *kàmáš gamache*, *khàlošə galoche*, *màněš manège* usw.; nur *potəš potache*, *mùstəš moustache*; ferner *kortáš courtage*.

10. -át:

zahlreiche lat. Wörter wie *àtfəkhát advocatus*, *te-pətát deputatum*, *tešpərát desperatus*, *àpsənát obstinatus*; ebenso *khàmərát camarade*, *sèrtifikát certificat*, *tèlikhát délicat*, *pàrát parade*, *pùmát pommade*, *sèrnát sérénade*; dagegen *promnát promenade*.

-ét, -èt:

lat. Wörter wie *khùmplét completus*, *prifét privata*, *tsekkrét secreta*; ebenso *mànšét* (aber *m,àšèt*) *man-*

*chette*, klárnét *clarinette*, pikét *piquet*, pajónét *baïonnette*, làfét *l'affût*; auch rètrét *retraite*.

Wie diese, so auch lat. auf *-tas*, frz. *-té* [-tét]: fetlätét *fidelitas*, kráfätétiš von *gravitas*; propörtét *propreté*, sosjätét *société*, khomótítét *commodité*, wifítét<sup>1</sup> für *vivacité* und alle dieser Art.

-it, -yt:

solít *solide*, štýpít *stúpide*; ápətít *appétit*, profít *profit*, fisít *visite*; aber tímít *timide*; — lat. àpsəlyt *absolute*, ebenso tešpyt *dispute*.

-ot, -út:

šàlot *échalote*, khùmpot *compote*, khàpot *capot*; khàmút *commode* (Subst. u. Adj.), mārút *maraude*.

11. -áwl:

franz. Endung *-able* ist betont wie lat. *-abilis*:

khàpáwl *capable*, pásáwl *passable*, profətáwl *profitable*, rəsonáwl *raisonnable*, lámətáwl *lamentable*, misəráwl *misérable*, rantáwl *rentable*, rəšpəktáwl *respectable*, rəšpùnśáwl *responsable*, wéritáwl *véritable*, stáwl *stable*.

12. -i:

Wie lat. Wörter auf *-ia*, so auch franz. auf *-ie*:

fàntəsí *phantasia*, sempətí *sympathia*; pátərí *batterie*, pràsərí *brasserie*, khùmpəní *compagnie*, šení *génie*, šàlysí *jalousie*, ebenso pərtí *parti* und *partie*; durch Analogie auch losí *logis*.

13. -iər:

lat. auf *-erium*, *-arium*, franz. auf *-ière*, *-ier*:

šáplíər *scapularium*, kreštíər *klysterium*, líŋíər *linearium*; pəntlíər *bandoulière*, pəriər *barrière*, šàrníər *charnière*, khúriər *courrier*, pəlwiər *barbier*, kránətiər *grenadier*, məníər *manière*; danach auch plàsíər *plaisir*; dagegen prəkùnjer<sup>2</sup> *braconnier* (daneben prəkənje), khàntùnjer *cantonnier*, sàlàtjər *saladier*.

-iərə:

die allgemeine Infinitivendung<sup>3</sup> trägt den Ton wie etwa die lateinischen auf *-are*, *-ere*, *-ire*:

rəpətiərə *répéter*, rəkləmiərə *réclamer*, šàkərníərə *chagriner*, èkšplítsiərə *explicare* usw.;

<sup>1</sup> Vgl. § 12, Neubildung aus *vif*

<sup>2</sup> Vgl. § 11 unter 8.

<sup>3</sup> Vgl. Anhang zu § 8; ferner § 12, 3. Bildung von Verben.

ebenso auch die Partizipia Praet. Pass. auf *-iərt*: *rəkla-  
miərt*, *əkšplitsiərt* usw.

14. *-if*:

nach lat. auf *-ivus* auch franz. auf *-if* (nicht zahlreich):  
*posətif* *positivus*, *špaktif* *perspectivum*; *māsif* *massif*.

15. *-jún*:

lat. auf *-io* und zahlreiche franz. auf *-ion*:

*tsetətsjún* *citatio*, *rəlʲjún* *religio*; *khúməsjún*  
*commission*, *khúntətsjún* *condition*, *nətsjún* *nation*,  
*phətətsjún* *pétition*, *rəkla-mətsjún* *réclamation*, *ək-  
khyrsjún* *excursion* und alle dieser Art.

*-ún*:

lat. auf *-onus*, franz. auf *-on*:

*phàtrún* *patronus* (Heiliger), *pharsún* *persona*;  
*phàtrún* (und *phatr(ù)* *patron* (= chef), *fàsún* *façon*,  
*màkrún* *macaron*, *pàrtún* *pardon*, *prisún* *prison*,  
*rèsún* *raison*.

16. Ausser diesen Fällen, in denen gewöhnlich eine be-  
stimmte Endung den Hauptton auf sich zieht, gibt es noch  
manche vereinzelte Beispiele, die den Akzent ebenfalls  
nicht auf der ersten Silbe des Wortes tragen. Z. B.:

*khàlop* *galop*, *rèwolt* *révolte*, *khàmpàni* *cam-  
pagne*, *pàtàli* *bataille*, *khànàljə* (aber *kana j*) *canaille*,  
*pàlúnstər* *balustre*, *pàr(ə)métər* (häufiger *pàrə-  
mètre*) *baromètre*, *khàlípr* *calibre*, *šàpitr* *chapitre*,  
*mànəwr* *manœuvre* und andere.

Dass wirklich die Endung, die Verbindung gerade dieser  
bestimmten gesprochenen Laute es ist, die in den angeführten  
Beispielen überall das Vorrecht auf den Hauptton beansprucht,  
lässt sich aus der folgenden, weiteren Tatsache genau erkennen.  
Sobald bei manchen der genannten Worte die Endung nicht in  
der geläufigen Weise ausgesprochen wird, sobald also für das  
Ohr die sonst geläufige Endung nicht existiert, hat sie auch  
nicht jene Bedeutung für die Betonung, das Wort fällt nicht  
in die Sphäre jener andern Worte mit gleicher (geschriebener)  
Endung, d. h. es wird wie alle andern Wörter auf der ersten  
Silbe betont. So z. B.:

*šàšə m à* *changement*, *tys m à* *doucement*, trotzdem die  
Silbe *-ment* [-m a n t] allgemein den Ton hat, vgl. unter 4. —  
Die Aussprache ist dabei dem Französischen näher ange-  
schlossen. Dies beobachten wir noch deutlicher, wenn die  
hellen Vokale erhalten bleiben; diese können später verdunkelt  
werden, ohne dass indessen der Akzent verändert würde. So  
haben wir *pásáš*, dann *pàsáš* *passage* neben *pàsáš*

nach 9; so *promnát*, dann *promnát promenade* trotz *pàràt parade* etc., vgl. 10; ferner *phatrù patron* neben *phatrùn* vgl. 15; ebenso *pataj bataille* und *kanaj canaille* neben *pàtáli* und *khànáli* (sowie *khànáljə*) vgl. 16; *prakonje*, dann *prákonje braconnier* trotz der Endung -ier, vgl. 13; *khapiné cabinet* neben *khápinét*, *mášét manchette* neben *mánšét* nach 10; *wakás*, dann *wákás<sup>1</sup> vacances* neben *fərkhàns* nach 5; *rapór*, dann *rápór rapport* neben *ràport* nach 7.

Alle diese Fälle stehen also hinsichtlich der Aussprache dem Französischen näher und können zugleich als jüngere Entlehnungen angesehen werden. Erst allmählich gehen sie in die Reihen der Wörter mit gleichartiger Endung über und nehmen auch ihre Betonung an. Wir hätten demnach hier einen scheinbaren Gegensatz: jüngere Entlehnungen werden auf der ersten Silbe betont, ältere auf der letzten. Und doch haben wir hierin nur eine Bestätigung des oben aufgestellten Betonungsgesetzes zu erblicken; die Abweichungen erklären sich durch den Einfluss der Endungen. —

Ueber Akzentwirkungen vgl. § 5, 4 unbetonte Vokale.

## II.

### Die Laute.

#### § 5.

#### Der Vokalismus.

##### 1. betonte Vokale:

###### a

wird in der Regel zu à (Kürze) bzw. á (Länge). Doch gibt es in der Mundart eine Anzahl Wörter, die neben dem dumpfen noch das ursprüngliche, helle a oder dieses allein aufweisen. Solche Wörter dürfen für jüngere Entlehnungen gehalten werden.

áták *attaque*, páštər *bastardus*, pál *bal*, khápáwl *capable*; khápá *khapa cabas*, khápinét *khapiné cabinet*, kálsù *kalsù caleçon*, fàrs *fars farce*, láš

<sup>1</sup> Hier auch mit Beibehaltung des w, wofür sonst f steht.

láš *lâche*, pártəsy partəsy *par-dessus*, pátwá patwa *patois*, pláfùŋ plafùŋ *plafond*, rámpár rámpár *rem-part*, páliwo paliwo *baliveau*, khánáli kanaj *canaille*; patárl dem. von *bâtard*, kátər cadre, twanje *douanier*, šakèt jaquet, páš page.

Abweichend wird a zu ù in flúnal (neben flánal) *flanelle*.



offenes und halboffenes ist gewöhnlich zu a geworden; mitunter ist dieses a verdunkelt zu à. In Fällen neuerer Entlehnung tritt è (è) neben a und é allein ein. Dieselbe Entwicklung machen auch die frz. Laute ai und ei mit; sie werden also zu a bezw. à, oder bleiben als e, è (æ) erhalten.

a) Beispiele für e: à tras *adresse*, àlart *alerte*, à pal *appel*, khálatš *calèche*, àntatiərə *entéter*, flánal *flanelle*; pàrəmətr pàrəmətr *baromètre*, khúmars khúmèrs *commerce*, kywart kywèrt *couverte*, trasiərə trèsiərə *dresser*, aks- èkskh y'sə (-khèrwəl = Körbchen) von *excuse*, akspras èkspras *exprès*, farm fèrm *ferme*, finas finès *finesse*, parmətiərə pèrmətiərə *permettre*, kwaštjùn kwèštjùn *question*; àwèrtiərə *avertir*, khùmpèr *compère*, tèsèr *dessert*, fisèl *ficelle*, finèt *finette*; plèsiərə plasiərə plásiərə *blessé*, prèsiərə prasiərə prásiərə *presser*; mit dunklem à auch pàrek *perruque*.<sup>1</sup>

b) Beispiele für ai, ei: àfár *affaire*; plèsiər plasiər plásiər *plaisir*, sèsiərə sasiərə sásiərə *saisir*, rèŋklot reŋklot raŋklot *reine Claude*, rənèt ranèt *reINETte*, sèsi sási *saisie*; èr èr *aire*, àŋklès *anglaise*, šàs šès šès *chaise*, khùntrær *contraire*, fèrpár *faire-part*, mèr mærr *maire*, mitènlər dem. plur. von *mitaine*, rètrèt *retraite*, rèsùn *raison*, sèkrətèr *secrétaire*.

geschlossenes wurde vielfach als solches erhalten oder ging in offenes è, in einigen Fällen zu a über.

làpe làpé làpè *l'abbé*, àle àlè *allez*, tsèkrèt *secrète*, pènəfis *bénéfice*, pètùŋ *béton*, tèkləriərə *déclarer*, prèwəniərə *prévenir*; raŋliərə *régner*, sanə- (-plètər = Blätter) *séné*.

<sup>1</sup> Dazu bemerkt V. Henry, *grammaire* 10, 4: pàrek «parait remonter à une forme française dialectale prononcée „parruque“; car on sait que fr. e devant r est sujet à cette affection, et le mot n'a dû guère se répandre qu'après 1648».



dumpfes wurde beibehalten oder gewöhnlich entrundet zu è; auch e tritt ein. Die franz. Laute eu œu (œ) bleiben in neueren Entlehnungen erhalten, sonst tritt ebenfalls Entrundung zu e (è) ein.

a) Beispiele für e: ræpy rëpy *rebut*, ræmis rëmis *remise*, tæwátýr tewátýr *devanture*, tæwár tewár *devoir*; prètèlæ bretelles, sèkrætær secrétaire, rëproš reproche, rë-rekhùmætæræ recommander, rë-retriæræ retirer, rë-refæsæræ refuser usw.

b) Beispiele für eu œu (œ): pæf bæuf, sœr sæur, wajæsœr voyageur; pefælæmót bæuf à la mode, frilæsfri-læs frilæs *frileuse*, àlæponœr àlæponær à la bonne heure, šenæræs généraleux; über andere Adjektiva auf -eux vgl. Anhang zu diesem Kapitel; œ in mællon piqué wird zu ô: mólæpik.

Ein e-Laut wird zu y in: trysy'r trésor, rëwylæ rebellare.

1

ist als solches gewöhnlich nicht erhalten, sondern zu i, e geworden, bisweilen zu è.

klik klek *clique*, fisit fesit *visite*; fesætæræ visiter, peskiæræ bisquer, tešpætæræ disputare; merápal mërápal *mirabelle*, reskiæræ rëskiæræ und sogar (vgl. offenes e!) raskiæræ risquer.

In folgenden Fällen wird i zu y: fofyliæræ faufler, frylæs *frileuse*, lywærté *liberté*, pralyn (allgemein) *praline*. Dies sind zugleich seltener gebrauchte Wörter; das y kennzeichnet eine unsichere Aussprache, vgl. auch oben unter e, ferner unter o, au.

o

offenes und geschlossenes sind von der Mundart in gleicher Weise behandelt und entweder als o-Laute [o, ô] erhalten oder zu û, in einigen Fällen zu à geworden. Auch die franz. Laute au eau erscheinen als o, ô oder û.

a) Beispiele für o: àmors amorce, proš broche, pro-tiæræ broder; khùmætæræ commander, mùmant moment, mùltùm molleton, àlkùf alcôve, prákùnjær braconnier, khùmût commode, khùfr coffre, khùtlèt cotelette; omlèt àmlèt omelette, pošty'r pùšty'r pášty'r posture, khùmût khàmût commode, khóméti khùméti khàméti comædia, khùmis khàmis commissum, ensàlant insolent.

b) Beispiele für *au eau*: *khós cause*, *otoritétl* dem. von *autorité*; *fotal fútal fauteuil*, *rěšo rěšú réchaud*, *sós sús sauce*.

Ein o-Laut wird zu y (vgl. unter i!) in *pàləw y* (neben *pàliw o*) *baliveau*, vielleicht liegt ein Anklang an *w y rous* vor; ferner in *kkáp y t capote*, *fokyl faux col*, *párt y n pardon*, *rěs y' n ə raison*, *trys y' r trésor*.

Wegen *khápěš caboche* vgl. § 15 (Vermischung mit *dépêche*).

**u**

(= lat. u, franz. ou) wird selten, nur in ganz neuen Entlehnungen, bewahrt; sonst geht es zu dumpfem ũ, in den meisten Fällen aber zu y über.

*truso trousseau*, *tuš tyš touche*, *tupě túpě typě toupet*; *púšúr bonjour*, *pùljùm bouillon*, *khúpər coupeur*, *kürmàŋ gourmand*, *mùka nougat*; *plús plýs blouse*, *púši pyši bougie*, *púkè pykè bouquet*, *pùtik pytik boutique*, *khúp khyp coupe*, *kúraš kyráš courage*, *kúsæ kysæ cousin*, *rùliərə ryliərə rouler*; *pyšùŋ bouchon*, *khárt yš cartouche*, *kywart couverte*, *tèky dégout*, *syptil subtilis*, *flóripys floribus*.

In *bouteille* wird *ou* auch zu o oder à: *potal pátal* neben *pútal pytal*.

(franz.) **u**

bleibt in der Mundart als y erhalten.

*rěpy rebut*, *pášty' r posture* usw.

In einigen Fällen ist Entrundung zu e (é) eingetreten: *pretál prètál brutal*, *pefèt* neben *pyfè buffet*.

Für y tritt auch i ein: *pliš* (neben *plyš*) *peluche*, *piro bureau*, *rinòlə* dem. plur. von *pruneau*, *táli* (*tály*) *talus*; in *fyti* aus *foutu* ist das auslautende i als substituierte adjektivische Endung (-ig) aufzufassen (vgl. § 14, 1, a 5).

(lat.-griech.) **y**

das selten vorkommt, wird zu e (i) entrundet.

*tsereŋk tsiriŋk syringa*, *kreštìər krištìər klysterium*, *jìps jeps gypsum*.

2. die Diphthonge :

a. französische :

**oi (oua)**

wird zu ua, ùa; das Streben nach Bequemlichkeit gestaltet es zu dem einfacher auszusprechenden wa; das w in

wa verschmilzt ferner mit dem v in der Verbindung *voi-*, *voy-* [wa]. Das a kann ausserdem zu à verdunkelt werden.

p ù s ù á r p ù s w á r *bonsoir*; t ù a n j e t w a n j e *douanier*; p a t w a p á t w á *patois*, t r o t w á r t r o t w á r *trottoir*, š w á s i ə r ə *choisir*, k h ù n t w á r *comptoir*; w ù a l w a l *voile*, w a l a r o i l à , t è w á r *devoir*, w a j ə š ə r *voyageur*, w a j ə š i ə r ə *voyager*.

Das Wort *employé* wird zu à m p l o j i ə r t ə r (häufige Nebenform à m p l o ʒ i ə r t ə r) und à m p l ə j i ə r t ə r; die Aussprache k h ù n f o i (selten) für *convoi* ist wohl durch das Lesen zu erklären.

### ui

ein steigender Diphthong, lässt beim Uebertritt in die Mundart nur einen Vokal, y oder i, hören, weil die Lautfolge *ui* dem Elsässer ungeläufig ist.

h y s j ə h i s j ə *huissier*, p á r ə p l i (auch p á r ə p l e p á r ə p l è) *parapluie*, r y n i ə r ə *ruiner*, k h y r á s j ə *cuirassier*. Vor Vokal wird der Diphthong zerlegt in y + j: à n y j à n t *ennuyant*.

Es sind auch beide Bestandteile des Diphthongs erhalten, aber dann ist der Hiatus durch ein sog. euphonisches w getilgt; *ui* wird also zu -ywi und weiter abgeschwächt zu -əwi, selbst mit Synkope des ə zu einfachem -wi:

\*k h ù n t y w i t ə k h ù n t ə w i t ə k h ù n t w i t ə *conduites*.

A n m. Die letztere Erscheinung tritt auch ein beim Diphth. *oui*, der zu yi und ywi wird: L y i L y w i *Louis*, L y w i s (allg.) *Louise*. Aehnlich verhält es sich in dem Worte *rouelle* r o w a l.

### b. lateinische:

#### au

wird sowohl zu ə ý (obels. oi, à i) als auch mit Verstummungen des zweiten Vokals u zu blossen à.

à r i k ə l ə *auricula*, ə ý t j a n t s à t j a n t s *audientia*, à t a n t i š *authenticus*.

#### oy

(eigentl. kein Diphth.) wird ebenso behandelt wie franz. *ui*. d. h. es schwindet ein Vokal aus der Lautverbindung; ein Beispiel ist der Personennamen *Aloysius*, der allgemein A l i s i lautet.

### 3. die Nasalvokale:

Es gibt in den elsässischen Mundarten drei Arten französischer Nasalvokale, von denen jeder wieder verschiedene Aussprachen haben kann. Vollständige Nasalierung wie im Fran-

zösischen kennt der gewöhnliche Mann nicht. Nur ehemalige französische Soldaten oder solche, die sich als Dienstleute im Auslande das Französische mangelhaft angeeignet haben, suchen auch hierin das Fremdartige nachzuahmen, sowie sie andererseits ihre Rede gern mit fremden Wörtern und Redensarten durchsetzen.<sup>1</sup> Vielmehr ist die grosse Gesamtheit des Volkes unfähig, Nasalvokale richtig und treu nachzusprechen. Diese Laute gestalten sich zunächst zu

ǎ (ǎ), ǎ (ǎ), ǎ (ǎ), ǎ (ǎ),

wobei von einer Nasalierung im eigentlichen Sinne nicht mehr die Rede sein kann; wohl ist diese Aussprache vielfach ein Merkmal j ü n g e r e r E n t l e h n u n g. In den meisten Fällen werden der Bequemlichkeit halber die zu den Vokalen gehörigen Nasale m, n unter Assimilation an den folgenden Konsonanten wiederhergestellt, und zwar steht vor Labialen in der Regel m, vor Dentalen und im Wortauslaut <sup>2</sup> n, im letzteren Falle auch m.<sup>3</sup> Vor einem K-Laut wird n stets zum Gutturalnasal ŋ; aber auch sonst ist in- und auslautend ein solcher oft statt des dentalen Nasals eingetreten. Wir erhalten demnach an Stelle der französischen Nasalvokale in der Mundart folgende drei Gruppen von Lauten:

1. ǎ (ǎ), ǎ m, ǎ n ǎ ŋ

(franz. *am an em en oin*)

ǎ t š w ǎ *adjoint*, ǎ s ǎ r ǎ s ǎ s y r ǎ n s *assurance*, k h ǎ t ũ n j e k h ǎ n t ũ n j ǎ *cantonnier*, š ǎ s š ǎ ŋ s *chance*, š ǎ r ǎ p ǎ š ǎ r ǎ p ǎ ŋ *char à bancs*, t ǎ w ǎ t ǎ r t ǎ w ǎ n t ǎ r *devanture*, t i l i š ǎ s t i l i š ǎ ŋ s *diligence*, t y s m ǎ t y s m ǎ ŋ *doucement*, ǎ p r a s ǎ e m b r a s s e s, ǎ n a t ǎ t ǎ ǎ n a t ǎ t ǎ ŋ *en attendant*, ǎ t r e ǎ n t r e *entrez*, k ũ r m ǎ k ũ r m ǎ ŋ *gourmand*, ǎ ŋ k l ǎ s *anglaise*, p ǎ m p ǎ š i ǎ r ǎ *von bamboches*, p ǎ n t ǎ š *bandage*, k h ǎ m p y s *camp*, k h ǎ m c a m p, š ǎ n t l i š ǎ ŋ l *chandelle*, š ǎ n š i ǎ r ǎ š ǎ ŋ š i ǎ r ǎ *changer*, t ǎ r ǎ ŋ š i ǎ r ǎ *déranger*, ǎ m p r ǎ *embarras*, ǎ m p ǎ t ǎ n t *embêtant*, ǎ ŋ k ǎ š i ǎ r ǎ *engager*, ǎ n t a t i ǎ r ǎ

<sup>1</sup> Der Einfluss solcher Leute wird aber nie weiter gehen, als dass sie die Volkssprache mit einigen Fremdwörtern bereichern, die sich jedoch bald den mundartlichen Lautgesetzen unterwerfen. Und nur von solchen einzelnen Personen kann ich gelten lassen, was Kahl, a. a. O., S. 42 sagt: «Besonders der Strassburger — aber nicht nur er — liebt es, mit seiner Kenntnis der französischen Sprache zu prunken, und er tut dies, indem er in wunderbar komischer Weise deutsche und französische Wörter in buntem Wechsel aufeinander folgen lässt.»

<sup>2</sup> Vgl. Lienhart, a. a. O., S. 16.

<sup>3</sup> Vgl. Anhang zu diesem Kapitel.

*entéter*, šàntàrm *gendarme*, kràntəny *grande tenue*, m à ŋkiərə *manquer*, læitnàm *lieutenant*, p à n s j ù n p à ŋ s j ù n *pension*, r à n š i ə r ə r à ŋ š i ə r ə *ranger*, tr à n š i ə r ə tr à ŋ š i ə r ə *trancher*.

2. è æ (è æ), em è m en è n, e ŋ è ŋ æ ŋ, an a ŋ<sup>1</sup>  
(franz. *im in eim ein*)

s è n t ý r s è n t ý r s æ n t ý r s a n t ý r *ceinture*, k y s æ k y s è ŋ *cousin*, sil è t r sil a n t r *cylindre*, à f è à f è ŋ *enfant*, e m p a r t i n a n t *impertinent*, e m p f à m *infâme*, e n š ə n i ə r ə r *ingénieur*, k a ŋ k ə t *quinquet*, r ê s r ə s r à s *Reims*.  
Auffallend ist m vor Dental in s è m t ý r *ceinture*.

3. ò ù (ò ù), ù m, ù n ù ŋ  
(franz. *om on*)

à l ò *allons*, p i p r ò p i p r ò ŋ *biberon*, p ù š ù r *bonjour*, p y š ù p y š ù ŋ p y š ù m *bouchon*, k a l s ù k a l s ù ŋ *caleçon*, k h ũ p è r k h ũ m p è r *compère*, k h ũ š e *congé*, k h ũ s k r i k h ũ n s k r i *conscrit*, k o r n i š ù k o r n i š ù ŋ *cornichon*, k r è j ò k r è j ò ŋ *crayon*, m ũ s j ə *monsieur*, t e n ũ s i ə r ə *dénoncer*; à f r ũ n t *affront*, p ù m p a r t i ə r ə *bombarder*, k h ũ n t w à r *comptoir*, k h ũ n t ə w i t ə *conduites*, k ũ m f i t ý r *confiture*, n ũ n t ə t j e *nom de Dieu*, t r ũ m p i ə r ə *tromper*.

#### 4. die unbetonten Vokale (Akzentwirkungen):

Alle Vokale, die in der Mundart unbetont sind, werden gewöhnlich zu einfachem ə abgeschwächt oder fallen ganz aus. Gleichzeitig haben viele Wörter ausser den Vokalen auch noch damit verbundene Konsonanten eingebüsst.

à k h ũ m ə t i ə r ə *accommoder*, f ə r - à l t ə r i ə r ə *altérer*, à m ə s i ə r ə *amuser*, à r ə t i ə r ə *arrêter*, à r ə w i ə r ə *arriver*, p e f ə l ə m ó t *bœuf à la mode*, š o k ə l ə *chocolat*, t e s k ə r i ə r ə *discourir*; p à t l j ũ n *bataillon*, à m p r ə *embarras*, p à p l j ũ t *papillote*, p à r p l i *parapluie*, r à m s ə *ramasser*, r è t r i ə r ə *retirer*; f ə r - à k ə t i ə r ə *accorder*, k h ũ m p ə n i *compagnie*, t e s ə t i ə r ə *désert*, è k s ə t s i ə r ə *exercer*, k à r ə t i ə r ə *garantir*, l à t r è t (aus l à r t r è t) *la retraite*, r ũ n l<sup>2</sup> *rondelle*, p à n t à t<sup>3</sup> *potentatus*.

<sup>1</sup> an a ŋ entstehen dadurch, dass der zugrunde liegende nasalierte Vokal als offenes e aufgefasst und wie dieses regelmässig zu a gewandelt wird; vgl. § 5 die Behandlung des e.

<sup>2</sup> Mit progressiver Assimilation.

<sup>3</sup> Mit regressiver Assimilation.



§ 6.

Der Konsonantismus.<sup>1</sup>

In den elsässischen Mundarten ist durchaus kein Unterschied vorhanden zwischen stimmhaften und stimmlosen Lauten, es gibt keinen Stimmtou. Das Elsässische kennt im Gegensatz zum Französischen nur ein stimmloses s und š. Tenues und mediae (p b, t d, k g) werden in der Aussprache nicht unterschieden, sie gelten in gleicher Weise als schwach und stimmlos. «Da nun die Stimmlosigkeit unzweifelhaft diese Laute den sonst allgemein als tenues bezeichneten beigesellt, so ist der einheitliche Laut mit deren Buchstaben zu versehen».<sup>2</sup> Demnach haben wir nur drei Verschlusslaute und gebrauchen dafür drei Zeichen: p t k; diese Laute werden dann zum Teil aspiriert gesprochen als ph, th, kh. Von den übrigen Konsonanten kommen in Betracht Liquiden und Nasale: l r m n und Gutturalnasal ŋ; Spiranten und Affrikaten: f h (ç) s ts š tš und Halbvokale: j w.

Es ist näher zu zeigen, welchen von diesen Zeichen die fremden Laute entsprechen.

1. P-Laute:

**bp**

und ihre Geminationen werden in der Mundart unterschiedslos zum stimmlosen Verschlusslaut p.

pà k á š *bagage*, p à s k y l *bascule*, l à p é *l'abbé*; à p a l *appel*, à p o t i t *appétit*, p à r o p l i *parapluie*, s y p à p *soupape*.

Daneben tritt bei manchen Wörtern die Aspiration ph ein; nur wenige Beispiele bieten bloss die Aspiration.

kh à m p à n i k h à m p h à n i *campagne*, kh ù m p è r kh ù m p h è r *compère*, p á š p h á š *page*, p à l i s á t p h à l i s á t *pallisade*, p à n š p h o n s *panse*, p à r á t p h à r á t *parade* und *paratus*, p è j ə p h è j ə *payer*, p è l ə r i n p h è l ə r i n *pèlerine*, p e t r o l p h e t r o l *pétrole*, p o r t p h o r t *porte*, p à š t y ' r p h o š t y ' r *posture*, p à r ə t i s p h à r ə t i s *paradisus*, p ý r p h ý r *purus*; aber gewöhnlich nur à r p h a n t *arpent*, p h ý t ə r *poudre*, p h á t ə r *pater*, p h a r s ù n *persona*.

Inlautendes b wird mehrfach zu bilabialem w.<sup>3</sup>

<sup>1</sup> Vgl. Lienhart, a. a. O., S. 17 ff.

<sup>2</sup> Martin in Ztschr. f. d. A. 20. Az. 110.

<sup>3</sup> Vgl. els. làwanti lebendig, hèwl Hebel, färwə Farben, talwə mhd. telben, štarwə sterben; also nach Vokalen und Liquiden wird b > w.

fà w r e k *fabrique*, l y w ər t é *liberté*, à l w ə *alba*, n ó w l *noble* und alle Adjektiva auf *-able* wie m i s ə r ə w l *miserable* usw.

## 2. T-Laute :

### **d t**

und die Geminationen sowie th werden in gleicher Weise zu stimmlosem t.

t è p i *debit*, t è w à n t ý r *devanture*, à t à k *attaque*, à p ə t i t *appétit*, t à l i *talus*; à t a n t i š *authenticus*, à p ə t é k *apotheca*.

Aspiration th kommt äusserst selten vor: nur th é *thé* neben t é; vereinzelt m à r t h i n é (Wittenheim) *martinet*, t h i r a k t ə r (Zorntal) *director*.

## 3. K-Laute :

### **c g k qu**

und zwar lat.-griech. c (k) und franz. c und g vor a, o, u und vor Kons., lat. g sowie franz. qu werden in der Mundart gemeinsam zu stimmlosem k.

k à r ər t *carotte*, k à s ə n à t *cassonade*, k ər n i š ú ŋ *cornichon*, k y w ər t *couverte*, k à r ə f *carafe*, k r ə w à t *cravate*; p à s k ý l *bascule*, p i s k w i t *biscuit*, t e l i k à t *délicat*, t e s k ə r i ə r ə *discourir*; p à k à š *bagage*, p l à k i ə r ə *blaguer*; à t à k *attaque*, p y t i k *boutique*, r e s k i ə r ə *risquer*; vereinzelt steht k w è š t j ú n *question*.

Jedoch ist hier im Gegensatz zu den P- und T-Lauten die Aspiration zu kh äusserst weit ausgedehnt. Besonders wird c vor den genannten Vokalen (öfter als qu) in sehr vielen Fällen zu kh.

k h è s j ə *caissier*, k h à m p y s *cambuse*, k h à m i s ó l *camisole*, k h à m p i ə r ə *camper*, k h ú f ə r *coffre*, k h ú m ə s j ú n *commission*, alle im Franz. mit *cap-* und *con-* beginnenden Wörter wie k h à p ə w l *capable*, k h à p r i t s *caprice*, k h à p ə š ú ŋ *capuchon*, k h ú n t ə w i t ə *conduites*, k h ú n t r ə r *contraire* u. a., ferner k h ər p ə l a n t *corpulent*, k h ú t l è t *côtelette*, è k s k h y' s *excuse*, è k š p l i k h à t s j ú n *explication*, f ə r k h à n s *vacances*; k h à l f à k t ə r *calefactor*, k h a n š t ə r *canistrum*, k h à r t e p l à *kataplasma*, à t f ə k h à t *advocatus*, r à t ə k h à l *radicalis*; š a k h è t (neben š a k è t) *jaquette*, m à r i k h i ə r ə (neben m à r i k i ə r ə) *marquer*, p l à k h i ə r ə (neben p l à k i ə r ə) *plaquer*.

Selbst g wird einigemale zu kh: khálop *galop*, khámèl (neben kàmèl) *gamelle*, khálošə (kálošə) *galoche*. Auffallend ist χ für qu in ántàχiərə (Hf.) *attaquer*.

#### 4. Liquiden und Nasale:

bleiben in der Regel erhalten; doch vgl. auch Lautwandel und Lautzusatz.

#### 5. Spiranten und Affrikaten:

##### **j g ch**

die franz. stimmhaften Zischlaute (j g) und der stimmlose (ch) fallen zusammen in mundartliches stimmloses š.

ápàšýr *abat-jour*, átšyə *adjoint*, pùšúr *bonjour*; pyši *bougie*, šenərəs *généreux*; áfiš *affiche*, pyšúŋ *bouchon*, šànšiərə *changer*, šàkrele *chagrins*.

Anm. 1. *Logement*<sup>1</sup> (lošəmant) hat eine ältere Nebenform losəmant [M], in der g > s wird [M—L].

Anm. 2. Lat. j bleibt; ausserdem entsteht j aus g in *gypsum* jeps; ch wird kh und χ: khátəkhəsməs khátəχəsməs, selbst khátjəsəm *catechismus*.

##### **c s z**

franz. stimmloses c und s und stimmhaftes s und z sowie lat. s fallen in der Mundart zusammen in stimmloses s. Doch wird dieses in der Regel vor T- und P-, wohl auch vor K-Lauten zu ś.

èštəmiərə *estimer*, pàštý'r *posture*, kwèštjúŋ *question*, khànštər *canistrum*, kreštíər *khysterium*, màlaštə *molestiae*; špetál *hospitale*, špans *dispense*, èšpəsət *esparcette*, èkšplikhàtsjúŋ *explication*, rəšpaktiərə *respecter*, tešpərát *desperatus*, tešpətiərə *disputare*; teškəriərə teškəriərə *discourir*, múškət múškət *muscata*, múškətələr *moscatello*, pryšk mit Wegfall des k auch pryš *brusque*.

Anm. 1. Lat. c und ital. z werden durch die Lautfolge ts wiedergegeben: tsetətsjúŋ *citatio*, štráwlətsiərə *strapazzare*.

Anm. 2. Der in der Mundart so häufige š-Laut wird auch unberechtigtweise gebildet im Auslaut bei folgenden Wörtern: forš *force*, pànš *panse*, làwàš *lavasse*, pro-

<sup>1</sup> Vgl. S c h w z. I d. 3, 1450: Losement; Grimm, D. Wb.: ein modisches Wort des 16. und 17. Jh., in den höheren Gesellschaftskreisen aus dem franz. logement übernommen und in der Aussprache etwas umgebildet.

wà n š *Provence*; pry š ist aus pry š k *brusque* zu erklären; ferner inlautend bei wèr mi š èl<sup>1</sup> *vermicelle*.

Anm. 3. Die Verbindung *sc* ist der Mundart fremd; sie wird zu š t in folgenden Fällen: š t r y w l ó s (mit Anlehnung an š t r y w l Strobel) *scrupuleux*, š t à n t á l<sup>2</sup> (Assimilation des *c* an das *t* der folgenden Silbe) *scandalum*, š t o r t s æ n i æ r æ (Anlehnung an š t o r t s æ Storr oder Assimilation wie bei *scandalum*) *scorzonera*.

†

bleibt erhalten: f à t á l *fatal*, f i s è l *ficelle*, f i š y *fichu*, f e k l æ t é t *fidelitas*.

▼

bleibt in französischen Fremdwörtern, selten in lateinischen als (bilabiales) w erhalten.

w è r i t á w l *véritable*, w i f *vif*, w i l ù ŋ *violon*, w à k æ - p ù m *vagabond*, w a l i s *valise*; è w æ r æ n t s *reverentia*, w à k æ s *vagabundus*, w à n *vannus*, r è s æ l w i æ r æ *resolvere*.

Hingegen entspricht in vielen französischen und den meisten lateinischen Wörtern dem *labiodentalen v* ein mundartliches f, da «das süddeutsche Ohr dieses Zahnlippen-w als ein f auf- fasst, sobald dessen Reibegeräusch irgendwie deutlich ist».<sup>3</sup>

k h à n æ f æ s *canevas*, k h ò n f o i *convoi*, k h ù m f è i æ *convoyer*, e n f æ l i t *invalide*, e n f æ l i æ r æ *inviter*, f æ r k h à n s<sup>4</sup> *vacances*, f è i l o t *violette*, f i s i t *visite* neben einem neueren Modewort *wisit* = Kleidungsart der Damen, das aber jetzt mit der Mode wieder ausser Gebrauch gekommen ist, f e s æ - t l æ r æ *visiter*; s à l f é t *salvietta*; à p s æ l f i æ r æ und à p s æ l - w i æ r æ *absolvere*, à t t a n t *adventus*, à p f æ k h á t *advocatus*, è f æ j e l j æ und è w à ŋ k é l i *evangelium*, k r à f æ t é t i š von *gravitas*, à n t i f i *endivia*, e n f æ t à r i *inventarium*, r è f r a n t s æ plur. von *reverentia*, f i s i k à t ó r *vesicatorius*, f a k s i æ r æ *verare*, f o k æ t i f æ s *vocativus*, f o k t *vocatus*, f ù n t i l *ven- tile*, f i k h à r i *vicarius*.

§ 7.

Der Lautwandel.

1. Umlaut.

Wichtig für die Umddeutschung der Fremdwörter ist der Gebrauch des Umlauts. Durch die Anwendung desselben steht

<sup>1</sup> Hier liegt Anlehnung an den Personennamen mi š è l *Michel* vor.

<sup>2</sup> Vgl. auch Zs. f. hd. Mdaa. 1900, S. 29.

<sup>3</sup> Reform 1897, S. 35.

<sup>4</sup> Vgl. § 14, 1 a: 4.

die Mundart wieder im Gegensatz zur Schriftsprache; sie gleicht aber auch hierin unserer älteren deutschen Sprache, welche die entlehnten Wörter nicht nur den Gesetzen der Lautverschiebung, sondern auch denen des Umlauts unterwarf und ihnen so deutsches Gepräge verlieh.

Die Mundart hat auch an einheimischen Wörtern entgegen dem Nhd. den Umlaut reichlich verwendet, z. B. *táj* plur. von *tò* *Tag*, *árm* plur. von *árm* *Arm*, *wájə* plur. von *wòjə* *Wagen* u. a. Freilich finden sich im Elsässischen gegenüber dem Nhd. auch viele unumgelautete Formen, die aus der alten Sprache übernommen sind, z. B. *prúk* ahd. *brucka* nhd. *Brücke*, *khùç* (neben *khèçə*) mhd. *kuche* nhd. *Küche*, *krot* (und *krèt*) mhd. *krote* *krète* nhd. *Kröte* und viele andere. In Bezug auf Fremdwörter kommt der Umlaut in folgenden Fällen zur Verwendung:

1. gewöhnlich tritt er ein im starken Pluralis auf -e, welches letzteres in der Mundart jedoch verstummt ist; regelmässig tritt er ein bei der Pluralbildung auf -er.

2. ohne Ausnahme erscheint er bei der Bildung der Diminutiva.

3. selten findet er sich bei der Komparation.

4. auch die Wortbildung bietet einige Beispiele des Umlauts, und zwar die Bildung der Adjektiva mit -lich.

5. ausser dem gewöhnlichen, einfachen Umlaut der dem umlautenden Vokal vorhergehenden Silbe zeigt sich in einigen mehrsilbigen Wörtern sogar ein doppelter Umlaut, wobei noch der Vokal der Stammsilbe verändert wird.

Im einzelnen bewirkt nun der Umlaut folgende Veränderungen der mundartlichen Vokale:

**â > a**

entsprechend die Länge *â* > *á*; *kráwát* *cravate* dem. *kráwátl*, *pæjás* *paillasse* dem. *pæjástl*; *sikár* *cigare* dem. *sikárl*, *khámorát* *camarade* dem. *khámerátl*, *pál* *bal* plur. *pál*, *pántáš* *bandage* plur. *pántášer*; *èksákt* *exact* adjektivische Neubildung *èksáktli*; *šàrəpàn* *char à bancs* plur. *šàrəpàn* und mit doppeltem Umlaut *šàrəpàn*, dem. *šàrəpàn*l und *šàrəpàn*l.

Anm. Im zweisilbigen Wort *khàriç* *carruca*, wo das *i* nicht umlautsfähig ist, wird das *á* der Stammsilbe umgelautet: plur. *khariç*, dem. *khariç*l.

**o > e**

*proś* *broche* dem. *prèšl*, *kàsrol* *casserole* dem. *kàsrelələ* und doppelt umgelautet *kàsrelələ*, *pàrəsol* *pa-*



*rasol* dem. pà r ə s è l ə l ə, p r o p ə r *propre* comp. p r è p ə r ə r l, adjektivische Neubildung p r è p ə r l i.

ù > e

p y š ù ŋ *bouchon* plur. p y š e ŋ dem. p y š e ŋ l, š à m p ù ŋ *jambon* plur. š à m p e ŋ dem. š à m p e ŋ l, k r è j ù *crayon* dem. k r è j e ŋ l, k h ù f ə r *coffre* plur. nach Analogie der Pluralbildung auf -ər k h e f ə r dem. k h e f ə r l ə, m à s j ù n von *masse* dem. m à s j é n l.

y > i

k h à p y t *capote* plur. k h à p i t, r y š *ruche* dem. r i š l, p l ý s *blouse* plur. p l i s ə r dem. p l i s l, š y p ù ŋ *jupon* plur. mit doppeltem Umlaut š i p e ŋ.

2. Metathesis.

Die Umstellung unmittelbar oder nicht unmittelbar aufeinander folgender Laute ist im Elsässischen nicht selten; vgl. p ù r n ə aus *Brunnen* (auch in Ortsnamen: Oberbur n haupt<sup>1</sup>), k ə p h ù m ə aus *bekommen*. Auch an entlehnten Wörtern wird die Lautumstellung in ähnlicher Weise vorgenommen. So wird besonders die französische Lautfolge -re-, -ri- in der Mundart zunächst zu -rə- abgeschwächt und dann in die geläufigere -ər- umgestellt: p ə r l o k ə für *breloques*, š à k ə r n i ə r ə aus \*š à k r ə n i ə r ə *chagriner*, ebenso k h ù n t ə r p i ə r ə aus \*k h ù n t r ə p i ə r ə *contribuer* u. a.

Umstellung nicht unmittelbar benachbarter Laute findet statt in: k h ù n t r y p i t s j ù n für k h ù n t r i p y t s j ù n (auch k h ù n t ə r p i t s j ù n) aus *contribution*; l è w à t mit Dissimilation von n > l aus *navette*; k h à l à n t s für f à k h à n t s, ferner k h à w à n t s für \*w à k h à n t s, k h à r f à n t s für f à (r) k h à n t s aus *vacances*.

3. Assimilation.

Manche Fremdwörter erleiden formelle Veränderungen durch assimilatorische Vorgänge. Die Assimilation kann verschiedener Art sein:

1. *Regressive Assimilation*, Angleichung des ersten an den zweiten Konsonanten, ist am häufigsten. Es wird dabei n

<sup>1</sup> Vorläufig das einzige Beispiel für den Umlaut im Komparativ.

<sup>2</sup> Ueber p ù r n ə vgl. Els.-Lothr. Schulblatt 1901, S. 9 unter «Bernstein»; über die Etymologie des Wortes Oberburnhaupt selbst vgl. Stehle, a. a. O., S. 9.

vor folgenden Labialen (f m p w) zu m<sup>1</sup>, vor Gutturalen zum Gutturalnasal ŋ; t vor f zu p, doch nicht allgemein.

pùm pər nekl *bon pour Nicol*, khùm f y' s *confusus*, khùm p f è j ə *convoyer*, emp f à m *infâme*, à m w ə l ə p *enveloppe*, š à m p i ə r *Jean-Pierre*, kh à m p è t *canapé* (aus kh à n p è t), r a ŋ k l ə t *reine-claude*; à p f ə k h à t *advocatus*, à p f ə n t *adventus*.

Diese Beispiele zeigen nur eine t e i l w e i s e Assimilation; eine v o l l s t ä n d i g e, deren Ergebnis wir als Schwund bezeichnen können, findet statt in à m l ə p (aus 'à m w l ə p) *enveloppe*, m à m s è l *mademoiselle*, kh à m e l ə *chamomilla*, š t à m ə r t j e t ' e n m e r d e, m à k h i m i (Matten †) *cuminum*, à f ə k h à t *advocatus* (vielleicht auch als totale Dissimilation aufzufassen).

Totale regressive Assimilation liegt auch vor in t s ó t s j ə s aus s ó t s j ə s *socius*; ebenso in š t à n t á l *scandalum* und š t o r t s ə n i ə r ə *scorzonera*<sup>2</sup>; ferner in à t š ə t è k *architecte*.

2. P r o g r e s s i v e und zugleich vollstän- dige Assimilation, Angleichung des zweiten an den ersten Konsonanten, geht vor sich in p ù m *bombe*, p ù m ə s i n *bombasin*, p e m ə r n ə l *pimprenelle*. In derselben Weise entsteht kh à t e s m aus kh à t j e s m kh à t j e s m *catechismus*.

3. A s s i m i l a t o r i s c h e Vorgänge liegen ferner zu Grunde, wenn der Vokal der einen Silbe demjenigen der andern gleichgemacht wird; massgebend ist der Vokal der zweiten Silbe.<sup>3</sup>

f ə r k h ə l ə p i ə r ə (-'khəlopiərə) f ə r k h ə l ə p i ə r ə von *galop*, k r à n ə t i ə r (k r à n ə t i ə r) k r è n ə t i ə r *grenadier*<sup>4</sup>, p à m à t p ù m à t *pommade*, kh à r à t ə r kh ù r à t ə r *curator*, m à r à k l m e r à k l *miraculum*, n à t à r i n o t à r i n o t a r i u s, s à l t à t s o l t à t *soldato*, kh à l j à n t ə r *coliandrum*, r à k t à *rectā*.

#### 4. Dissimilation.

Den Gegensatz zur Assimilation bildet die Dissimilation, die lautliche Differenzierung nicht unmittelbar benachbarter Konsonanten, zumeist der Nasale und Liquiden, und zwar so,

<sup>1</sup> In manchen Gegenden ist zwischen m und f der Uebergangslaut p (mpf) deutlich hörbar, ähnlich wie zwischen n (l) und s der Laut t, z. B. f ə r k h à n t s *vacances*.

<sup>2</sup> Vgl. § 6 unter c s z Anm. 3.

<sup>3</sup> Vgl. auch diesen sehr häufigen Wandel im Ahd., z. B. Dat. Plur. *bruodoron* usw.

<sup>4</sup> Oder ist in diesem Falle volksetym. Anlehnung an k r à n à t *Granate* in erster Linie anzunehmen?

dass der eine Konsonant in einen verwandten anderen übergeht. Sie tritt aber vielfach auch auf bei einem einzelstehenden Konsonanten, dem im Worte kein gleicher oder verwandter benachbart ist. Die Dissimilation kann eine totale<sup>1</sup> sein, indem von zwei gleichen Konsonanten der eine schwindet. Wir erhalten demnach folgende Lautveränderungen :

**l > n**

kanípər *calibre*, kálwínər von *calville*, flášenètl dem. von *flageolet*, fatsənètl dem. von *fazzoletto*, pàrəsənəl dem. von *parasol*, pastinlə (aus \*pastilələ) dem. von *pastille*, kàsənètl *cassolette*; der Name der Stadt *Lunéville* heisst im Volksmund gewöhnlich nynəwil<sup>2</sup>.

**l > r**

kreštìər *klysterium*, porišinèl *polichinelle*, pìsàgrì *pissenlit*; in portsəminl dem. von *balsamina* liegt Vermischung mit portsəlin *porcellana* vor.

**m > n**

knešpl praelix kə + *mespilum* (vgl. ital. nespola).

**n > l<sup>3</sup>**

mitələlə dem. von *mitaine*, ranliərə (aus \*ran-niərə) *regnare*, tyrlj'r *tournure*; àləks *annexe* (?), àlantà *en attendant*, kywèrləmāŋ *gouvernement*, lèwāt (mit Vertauschung der Vokale) *navette*<sup>4</sup> (?). Bei orikəlišt = *Organist* mag wohl das Wort *Orgel* eingewirkt haben.

**n > m**

mùka *nougat*.

**n > r**

pàriχərt (pàriχənt) *barracanus*, lāmərtàtsjùn *lamentation*; über štampəréjə *stampania* vgl. § 14, 1, a: 9.

**r > l<sup>5</sup>**

pálwiərər *barbier*, šáləwəri *charivari*, mèləri

<sup>1</sup> Vgl. auch Zs. f. hd. Mdaa. 1900, S. 27 ff.

<sup>2</sup> Das n kann auch durch falsche Abteilung aus der häufigen Rda. ar eš en {L}ynəwil (= er ist in Lunéville) entstanden oder aus dem Worte Nàntsiχ (*Nancy*, der nächst Lunéville und Paris bekanntesten franz. Stadt) übernommen sein.

<sup>3</sup> Beispiele aus dem Elsässischen vgl. Els.-Lothr. Schulblatt 1902, S. 355: Kläuel für Knäuel, Waiselkind für Waisenkind, Wackelstein für Wackenstein, Hupfelstang für Hopfenstange.

<sup>4</sup> Nach Schwz. I d. 3, 1544: «Entstellt aus franz. (chou-)navet, mit Wechsel von n und l und Vertauschung der Vokale.»

<sup>5</sup> Vgl. auch els. mylwəlfər für *Maulwurf*.

aus *mérərí* vgl. § 12, 1) *mairie*, *masylka*<sup>1</sup> *mazurka*,  
*mèlètìərə* *mèriter*, *mèlèpèl* *mirabelle*, *pàmpl* *pampre*,  
*khàlfùŋkl* *carbunculus*, *tàmpəlmášór* *tambour-major*;  
 bei *wàlisə* *varices* liegt Vermischung mit *valice* näher.

Schwund des **r**

durch totale Dissimilation: *èwərants*<sup>2</sup> *reverentia*,  
*mášìərə* (aber subst. *màrš*) *marcher*, *ràmpà* (neben  
*ràmpàr*) *rempart*, *kwàtiər* (neben *kwàrtiər*) *quartier*,  
*làtrèt* (aus *làrtrèt*) *la retraite*.

Schwund des **t**

durch totale Dissimilation: *opsənát* *obstinatus*;  
 bei *áfəkhát* *advocatus* kann auch totale regressive Assimila-  
 tion vorliegen.

Ann. Auffallend ist ein dissimilatorischer Wandel des *t*  
 zu *k*, veranlasst durch die Häufung der *t* in folgenden Wörtern:  
*feklètét* (und *fètlètét*) *fidelitas*, *páškər* (*páštar* und  
*páštar*) zunächst aus \**páškərt* *bastardus*. — Umgekehrt  
 tritt ein Wandel des *k* zu *t* ein bei: *tràkhél* *krakeel*, *trà-  
 çétt* (aus *kràçétt*, dies mit Anlehnung an *krachen*) *roc-  
 chetta*.

Auch ausser diesen Fällen gehen Laute in verwandte  
 andere über, besonders in der Reihe der Labiale:

**p > m**

*parmətíkl* (aus *parməntíkl*, *parpəntíkl*) *per-  
 pendiculum*.

**m > w**

*kowlàsti* (aus *kəmlàsti*) *gomme élastique*.

**w > m**

*làməs* *lavasse* (doch dies mit Vermischung von *masse*),  
*romal* (aus *rowal*) *rouelle*.

<sup>1</sup> Hier liegt Kontamination mit hebr. *màsl* (Jb. XII, 150) =  
 Glück sehr nahe, umsomehr als eine andere Nebenform *màsikà*  
 offenbar auch mit einem hebr. Wort *màsik* (Jb. XII, 150; XIII,  
 178) = wild, brünstig vermengt ist.

<sup>2</sup> Mit demselben Rechte wie bei *èwərants* könnte man auch  
 bei *èwràlsí* *névralgie* totale Dissimilation (zwischen *n* und *r*), bezw.  
 Schwund des *n* annehmen. Doch in beiden Fällen lässt sich an  
 etym. Anlehnung (erst sekundär?) an *èwər* (= der *obere*) denken!  
 — vgl. Zs. f. hd. Mdaa 1900, S. 27.

§ 8.

Vereinzelte Lauterscheinungen.<sup>1</sup>

1. Lautzusatz.

1. Auf dem Gebiete des Vokalismus entfalten sich als svarabhaktische Vokale besonders *i* und schwaches *ə* (vielfach auch *a*) nach Liquiden vor folgenden Gutturalen oder Spiranten.<sup>2</sup>

*serik cirque, m̄arik̄īər̄ə marquer, p̄arik̄ porcus, eŋp̄arik̄īər̄ə embarquer, p̄ariχ̄ərt* (mhd. *barchant*) *barracanus, šp̄arik̄l̄əmant̄ə spargimento* usw.

2. Konsonantische Zusätze:

1) Zusatz eines sog. euphonischen *n* kehrt mehrmals wieder: *kap̄án̄ələ* dem. von *cabas*, *kaj̄én̄lə* dem. von *cahier*, *p̄ar̄əpl̄én̄əl̄*<sup>3</sup> dem. von *parapluie*, *r̄áp̄én̄ələ* dem. von (Her)r *abbé*; über *n̄ār̄ àŋkl̄ ranunculus* vgl. im folgenden: Lautverlust unter 3.

«Euphonisches» *t* in *p̄at̄əw̄atiš* Adjektiv zu *patois*.

2) Zusatz eines *t* am Wortende<sup>4</sup> erfahren folgende Wörter: *p̄èlt* aus *albella* (sc. *populus*), *f̄ər̄kh̄ānst̄ vacances, p̄ər̄foršt̄ par force, k̄āmf̄ərt̄ camphora, p̄ariχ̄ərt* (mhd. *barchant*) *barracanus*; bei *parj̄əmant̄ pergamenta, m̄ai-r̄ant̄ maior ennis* kann man den Zusatz als Analogiebildung nach den zahlreichen Fremdwörtern auf *-mant* (*f̄unt̄əmant̄ fundamentum*) und *-ant* (*hor̄ant̄ horrendus*) auffassen.

3) Eine weitere Anzahl Wörter erhalten einen lautlichen Zuwachs durch Verschmelzung mit dem Artikel oder einer Präposition, mit der sie in der Rede häufig verbunden werden, oder durch sonstige falsche Abteilerung der gesprochenen Worte<sup>5</sup>:

<sup>1</sup> Im weiteren Sinne werden solche hervorgerufen durch alle Wortumbildungen, s. unter V.

<sup>2</sup> Lienhart, a. a. O., S. 38; ebd. Anm. 4 — Wir finden den Vokal auch vor Liquiden: *f̄āw̄ər̄ek̄ fabrique, p̄ort̄ər̄ə portrait*.

<sup>3</sup> Vielleicht nach *p̄ar̄əs̄én̄əl̄* dem. v. *parasol* gebildet, vgl. Dissim. I > n, § 7, 4.

<sup>4</sup> Vgl. denselben Zusatz an einheimischen Wörtern: *hoft Hof, w̄it̄ər̄št̄ weiter, ānt̄ər̄št̄ anders, tsilt Zeile* usw.; ebenso mhd. ahd. *bābes* nhd. *Papst*, mhd. *ackes* nhd. *Axt*, mhd. *obez* nhd. *Obst* usw.

<sup>5</sup> Vgl. auch mundartliche Bildungen wie: *h̄ält̄ə toχ̄, ts̄m̄yl* (hält doch den Mund) aus dem häufigen *h̄ält̄ s̄-m̄yl* (eig. halte das Maul) durch unrichtige Abteilerung; ebenso *s̄ ts̄ūw̄əs, s̄ ts̄morj̄əs, s̄ ts̄met̄ əs, s̄ ts̄n̄óχ̄ts* neben einfachem *ts̄ūw̄əs, ts̄morj̄əs, ts̄met̄ əs ts̄n̄óχ̄ts* — des Abends, des Morgens, des Mittags,



a) Prothese des Artikels:

*la, l*: làpé *l'abbé*, làtras *l'adresse*, làfét *l'affût*, lotlòwàŋ *l'eau de lavande*, làrtrèt làtrèt *la retraite*, lèksàmə *l'examen*, latèt *la tête*.

*die* [t]: tsàlfi aus *die salve*, tsekrèt aus *die secreta*, tserenŋk aus *die syringa*, tšyp aus *die jupe*; wahrscheinlich auch tsitátæ1 (Str.) aus *die citadelle*.

b) Verschmelzung mit einer Präposition aus stehenden Zusammensetzungen:

tàpi-èpfələ (*pomme d'api*), tårtifis (*feu d'artifice*), tasil (*salle d'asyle*); dahin gehören auch pleonastische Ausdrucksweisen wie: ar eš pim tytræ = *il est «du train»*, as eš en àrèkl = *il est «en règle»* (in Ordnung), met pàrfors *par force* (mit Gewalt), met pàrtj *par tout* (mit Gewalt).

Ann. Auf unrichtiger Abteilung beruht auch ràpənələ dem. von (Her)r *abbé*.

4) Ausserdem gibt es noch vereinzelt konsonantische Zusätze, die zum Teil ebenfalls auf unrichtige Trennung gesprochener Worte oder auf Missverständnis oder andere unbestimmte Faktoren zurückzuführen sind. So findet sich:

h (im Anlaut): hà múnj àk *ammoniaque*, hywliərə *jubilare*, wobei h statt j gehört wurde; hùmànt *moment* durch falsche Trennung aus em (m)ùmànt (im Moment) mit Verlust des m<sup>1</sup> und Einschlebung des Hauchlautes.

k: pisànglik *pissenlit*, khàləmàtik *galimatias* nach Wegfall der Endung.

l: pàrləmètr *baromètre* und pàrləmànt *pergamena* durch Vermischung<sup>2</sup> mit *parler*; špàrikləmàntə *spargimento* durch volksetymologische Anlehnung an Spargel.

m: àmpàrti adj. von à *part*, àmpà *ah bah* (Versuch einer weichen Aussprache des b<sup>?</sup>); múniform *uniforme* (Anlehnung an múnì = Stier<sup>?</sup>); fər-rùməniərə von *ruiner* mit Anlehnung an -rùm- = *herum*.<sup>3</sup>

des Nachts in pleonastischer Weise mit Wiederholung des bestimmten Artikels; euphonisches n in Fällen wie: tr nùwə der Abend aus tənə-n-ùwə, kotə-n-ùwə = diesen bzw. guten Abend; tr nùtəm der Atem aus tən-ùtəm oder kən-ùtəm pəkhùmə = den bzw. keinen Atem bekommen; tr nàšt der Ast aus ə-n-àšt = ein Ast.

<sup>1</sup> Vgl. im folgenden: Lautverlust unter 4.

<sup>2</sup> Vgl. § 15.

<sup>3</sup> Oder besser gesagt, es ist *ruiner* > rùməniərə > rùməniərə und dies unter Anlehnung an rùm = *herum* (mit einem Wechsel des labialen Lautes w > m) zu rùməniərə geworden.

n: protəknoł *protocole*, rāntsju n *ration*, sempānté *sympathie*; vgl. ferner die unter 1. angeführten.

ŋ: pālũŋštər *balustre*, rũŋəniərə (aus -rũməniərə) *ruiner*, khårtəplāŋ<sup>1</sup> *kataplasma*.

p: kũmpərlāstik *gomme élastique*.

r<sup>2</sup>: kāršnè *cache-nez*, khāporšũ *capuchon*, syparp *soupage*, lortšə *loggia*; ārtsint *hyacinthus* mit Anlehnung an ārtsis *narcissus*; khårtəplā *kataplasma* (Anlehnung an Karte?), lortsarn *lucerna* (durch das folgende r veranlasst), pārstét *pastata* (mit Anlehnung an pā r wie pā r forš *par force*), tirlišās *diligence*, ārikərlə<sup>3</sup> dem. von *auricula*, kũmpərlāstik *gomme élastique*; im Auslaute: pekər *pique*, tètər *tête*, mālātər *malade*; wohl euphonisch in krápərl dem. von *crapaud*.

š: fytš nach Wegfall (?) des u von *foutu* (hochdeutsch *futsch*).<sup>4</sup>

t: vor s-Lauten: teskũrts *discursus*, ārtsināl *arsénal*, pètš *beige*, khālātš *calèche*, khāprits *caprice*, kytš *couche* (Anlehnung an *Kutsche*), pātātš *patache*, pātsətiərə *patienter*, mètətsin *médecine* (durch das vorhergehende t), protsəwārpl *procès-verbal* (Vermischung mit *processus*); vgl. ferner im vorhergehenden unter 2, 2.

## 2. Lautverlust.

1. Lautschwächung und Lautverlust entstehen durch die Betonung; vgl. «unbetonte Vokale» § 5, 4.

2. Verlust von Vokalen tritt ausserdem mehrfach ein; anlautendes unbetontes e schwindet in: šālətə *échalotes*, lāstik *élastique*, kilipr *équilibre*, špānjól *espagnol*, tápə *étape*; auslautend in moləpik *moellon piqué*, èkār *écarté* (mit Schwund des t); von zwei Vokalen, deren Aufeinanderfolge dem Volksmund ungeläufig ist, musste

<sup>1</sup> In Colmar khårtəplāŋ, vgl. dazu V. Henry, *grammaire* 60, 1: «le fr. cataplāme (prononciation de cataplasme au XVII<sup>e</sup> siècle) a été entendu et reproduit avec n guttural».

<sup>2</sup> Vgl. auch Weise in *Zs. f. hd. Mdaa.* 1901, S. 244.

<sup>3</sup> Mit Voraussetzung eines Grundwortes mit der Endung -er: ārikər.

<sup>4</sup> Die Verwandtschaft zwischen *futsch* und *foutu* ist nicht ganz sicher nach Kluge, *Et. Wb.* sub *futsch*. Dagegen erscheint sie uns als sicher, wenn man in Betracht zieht, dass der Franzose die letzte Silbe eines Wortes mitunter so tief betont, dass der Vokal fast unhörbar wird, indem er gewissermassen in der Kehle stecken bleibt: *fini* wird z. B. zu finj finʒ. Dann ist es auch begreiflich, dass ein so häufig gebrauchtes Wort wie *foutu* zunächst als futʒ gehört, dann als futš bzw. fytš nachgesprochen wurde.

der eine schwinden: *šokrāfi géographie*; *hysjə hisjə hysjər huissier*, *pārəpli parapluie*, *rynjərə ruiner*, *ātantiš authenticus*, *khüntərpiərə contribuer* usw.

3. Als Gegenstück zu dem § 8, 2: 3 erwähnten Lautzusatz gibt es Beispiele, in denen der konsonantische (t, n) Anlaut eines Wortes irrtümlicherweise (etymologisch!) für den deutschen Artikel bzw. für euphonischen Uebergangslaut gehalten und daher losgelöst wird:

1) als zusammengesetzt mit dem weiblichen Artikel *die* [t] wird angesehen *tamariscus*, mda. daher *àmərəškə*;

2) ein euphonisches n wird gesehen in *narcissus*: ə-n-(n)ärtsis = eine Narzisse, daher tärtsis die Narzisse; ebenso verhält es sich bei arf *Nerv*.

3) nicht so deutlich ist das Verhältnis bei *ranunculus*, es lautet gewöhnlich *ărùŋkl*. Es kann zunächst Metathesis von r und n stattgefunden haben, wofür die Nebenform *nărùŋkl* zu sprechen scheint; hierbei mag das anlautende n als Uebergangslaut in der Verbindung ə-n(-)ărùŋkl ein *ranunculus* aufgefasst und dann das Wort zu einfachem *ărùŋkl* verbessert worden sein.

4. In *hywliərə jubilarē* liegt nicht sowohl Verlust des j als vielmehr Uebergang desselben in lautverwandtes h vor; über *hùmānt* für *moment* vgl. § 8, 2: 4 unter b.

5. Sonstige vereinzelte Lautverluste:

f: fällt ab in *kiwi(f) qui rive*;

h<sup>1</sup>: in *ăró 'haro*; in *ärtse n t hyacinthus* fielen h und y weg unter Anlehnung an *ärtsis narcissus*, wie das eingeschobene r beweist.

k-Laute gehen verloren:

a) anlautend: *antsjùnə gentiana*.

b) am Wortende: *pryš (\*pryšk) brusque*; *pyti boutique*, *lāsti élastique*, *rəpypli république*; hier wurde wohl die Endung -ik als Adjektivendung -ig aufgefasst, die in der Mda. -ik und -i lautet. Man vgl. auch die entgegengesetzte Erscheinung: *ántifik* für *ántifi* aus *endivia*.

c) in der Verbindung et<sup>2</sup>: *ătjùn t adiunctus*, *špètāk l spectaculum*, *phùn t ù m punctum*, vielleicht hat totale regressive Assimilation mitgewirkt.

l: schwindet in *kālwi-èpfl calville*; *kèk šó s i k<sup>3</sup>* Adjektivbildung von *quelque chose* (totale regress. Assim.?).

<sup>1</sup> Das franz. h ist an sich schon schwach.

<sup>2</sup> In andern Wörtern geht das t verloren und k bleibt erhalten; siehe unter t.

<sup>3</sup> Vgl. Schwz. Id. 2, 175: «etwas Eigentümliches, Ungewöhnliches».

n: in *khóləri cholérine*, *khèmi* mhd. *kamīn cuminum*, *khimi* (allg.) mhd. *kūmīn cuminum*; über *èwràlší névralgie* vgl. § 7, 4: Schwund des r, Fussnote.

p: in *rinòlè* dem. von *pruneau*.

r: à *sin à l'arsénal* (totale regress. Assim. ?); vgl. ferner unter Dissimilation: Schwund des r.

T-Laute gehen häufig verloren im Auslaut<sup>1</sup>:

à *s f à l asphaltus*, p à *š t ə r bastardus*, à *p s à ŋ absinthe*, p e f ə l ə m ó *bœuf à la mode*, k o k ó *cocotte*, r a ŋ k l ó r e ŋ l o *reine-claude*, t h a k s *texte*; in der Verbindung et schwindet t (durch totale progressive Assimilation) bei: à *t š ə t è k architecte*, à *t j ũ ŋ k adiunctus*, t r à k i ə r ə *tractare*; auch sonst schwindet t: o p s ə n à t *obstinatus* (totale Dissimilation), à *f ə k h à t advocatus* (totale regressive Assimilation); über *è k à r écarté* vgl. oben unter 2.

## A n h a n g.

### Endsilben.

1. Die Endung franz. -on, lat. -um wird zu -ù ŋ, z. B. *plafond* p l à f ù ŋ, *amyllum* à m l ù ŋ; einigemale erscheint jedoch -ùm: *bouchon* p y š ù m, *bouillon* p ù l j ù m, *boxon* p o k s ə m (\*poksùm), *capuchon* k h à p i š ù m, *molleton* m ù l t ù m, *Napoléon* n à p ó l j ù m.

Die häufig vorkommende Silbe -ù ŋ wird auch auf andere Wörter übertragen: *dommages et intérêts* t ù m ə š a n t ə r ù ŋ, *bulletin* p y l t ù ŋ, *passé-temps* p à s l ə t ù ŋ und p à s l ə t ù m.

2. Franz. -in wird zu -i ŋ -e ŋ: *merlin* m è r l e ŋ etc.

3. Franz. -eur, -re, lat. -or, -ora, -rum, -er, ital. -ora werden zu -ər: *coupeur* k h ũ p ə r, *cidre* s i t ə r, *curator* k h ũ r á t ə r etc.

4. Franz. -le, lat. -ulus, a, um, ital. -ola werden zu -əl, l: *simple* s e m p l, *capitulum* k h à p i t l etc.

5. Franz. -té, lat. -tas werden zu -tét: *fidélitas* f e k l ə t é t, *invalidité* ù n f à l i t é t.

6. Franz. -ie, lat. -ia werden zu i und è i.

7. Das mouillierte l in -ill, -aill, -eill, -euil etc. wird als l gesprochen (l, li, jl; vor Vokalen lj):

p à t à l i *bataille*, p à t r o l *patrouille*, o r è j l *oreille*, p à r è j l *pareil*; k h à n à l j ə *canaille*, t r à w à l j ə *tra-*

<sup>1</sup> Den Zusatz eines t vgl. § 8, 1: 2. Wegfall eines t im Auslaut haben wir auch bei elsäss. Wörtern wie *marik* mhd. *market*, *ûwə* mhd. *ūbent* usw.

*railler*, *priljánt brillant*, *piljè billet*, *pàpljot papillote*; aber nur *paijàs pæjàs paillasse* (Hanswurst).

Aehnlich lautet -gn- ohne Mouillierung -ni-, vor Vokal -nj-, z. B.: *khàmp à ni campagne*, *šp à njól espagnol*, *kinjól guignol*.

8. Die Adjektivendung -eux lautet -ús (ós) nach der lateinischen -osus: *furieux fúrjús*, *curieux khúrjús*, *fameux fàmús*, *scrupuleux štrywłús*, *sérieux serjús*, *généreux šenərús* und *šenərés*.

Die Endung -icus wird zu -iš: *politicus pàlitiš*, *authenticus àtantiš*; danach auch *kremənáliš criminalis*.

9. Alle Infinitive (franz. -er, -ir, -oir, -re; lat., bezw. ital. -are, -ere, -ire usw.) gehen in der Mundart aus auf -iərə (-ieren); doch vgl. auch § 12, 3: Bildung von Verben unter b. — Die Partizipialformen endigen infolgedessen alle auf iərt (-iert).

### III.

#### Die Flexion.

##### § 9.

##### Substantiva.

##### 1. Starke Deklination.

##### a) ohne Umlaut:

	Masc.	Neutr.
	<i>potin bottine.</i>	<i>pyši bougie.</i>
Sing. Nom.	tər potin	s pyši
Gen.	fàm potin	fàm pyši
Dat.	em potin	em pyši
Acc.	tə, tər potin	s pyši
Plur. Nom.	t, ti potin	t, ti pyši
Gen.	fà tə potin	fà tə pyši
Dat.	e tə potin	e tə pyši
Acc.	t, ti potin	t, ti pyši

Die Wörter dieser Deklination bleiben in allen Kasus völlig unverändert; es fehlt jedes Kasuszeichen. In allen Deklinationen vermissen wir das Plural-s, das die Schriftsprache im Gegensatz zum Elsässischen gewöhnlich an die Fremdwörter anfügt. Nach der vorstehenden Deklination gehen ziemlich viele Wörter (nur *Masculina* und *Neutra*), doch haben manche



neben dem starken auch einen schwachen Plural.  
Beispiele :

*Masc.* pènəfis *bénéfice*, kh ùskri *conscriit*, pəjàs *paillasse* (auch sw. Plur.), à ŋklès *anglaise* (auch sw. Plur.), kornišùŋ *cornichon*, fars *farce* (auch sw. Plur.), alle franz. Wörter auf *-ier* (wie krèfjə *greffier* etc.); — *masc. und neutr.*: pàrəpli *parapluie*, kašnè *cache-nez*; — *neutr.* m à n éwər *manœuvre*.

Neutra mit der Pluralbildung *-er* [ər] ohne Umlaut siehe im folgenden.

b) mit Umlaut :

*Masc.* p à l *bal*; pyšùŋ *bouchon*.

Sing. Nom. tər p à l	Sing. Nom. pyšùŋ
Gen. f à m p à l	Gen. pyšùŋ
Dat. em p à l	Dat. pyšùŋ
Acc. tə, tər p à l	Acc. pyšùŋ
Plur. Nom. t, ti p à l	Plur. Nom. pyšeŋ (auch unum-
Gen. f à t ə p à l	Gen. pyšeŋ [gelautet])
Dat. e t ə p à l	Dat. pyšeŋ
Acc. t, ti p à l	Acc. pyšeŋ

*Neutr.* p à n t á š *bandage*.

Sing. Nom. s p à n t á š	Plur. Nom. t, ti p à n t á š ə r
Gen. f à m p à n t á š	Gen. f à t ə p à n t á š ə r
Dat. em p à n t á š	Dat. e t ə p à n t á š ə r
Acc. s p à n t á š	Acc. t, ti p à n t á š ə r

Hierher gehören ebenfalls nur *Masculina* und *Neutra*. Von den Masculinen haben manche Wörter im Plural neben den umgelauteten auch die umlautlosen oder selbst schwache Formen, während hingegen andere sogar doppelten Umlaut bilden. Beispiele :

khápýt *capote*, plur. khápít, auch schwach; khápə-šùŋ *capuchon*, plur. khápəšeŋ; khárix *carruca*, plur. khárix; pàrəsol *parasol*, plur. pàrəsol und pàrəsəl; šypùŋ *jupon*, plur. šypeŋ und mit doppeltem Umlaut šipeŋ; šàrəpàŋ *char à banes*, plur. šàrəpəŋ und mit doppeltem Umlaut šarəpəŋ; šàmpùŋ *jambon*, plur. als masc. šàmpəŋ, als fem. schwach šàmpùŋə; andere auf *-ùŋ*, wie kornišùŋ *cornichon*, bleiben gewöhnlich ohne Umlaut; das fem. flot *flotte* hat einen umgelauteten Plural flèt (Roppenzweiler), sonst ist es schwach wie alle Feminina.

Die Neutra bilden den Plural auf *-ər* (ahd. *-ir*), wodurch in der Regel Umlaut des vorhergehenden umlautbaren Vokals

eintritt: plýs *blouse*, plur. plisər und ohne Umlaut plýsər, als fem. schwach plýsə; nicht umlautsfähig sind z. B.: lošəmant *logement*, plur. lošəmantər; khàpinét *cabinet*, plur. khàpinétər; rətsəpt *receptum*, plur. rətsəptər; enštrəmant *instrumentum*, plur. enštrəmantər; prəsənt *présent*, plur. prəsəntər; khàmin kamət *caminum*, plur. khàminər khəmətər. In Teilen des Oberelsass bilden den Plural auf -ər auch meistens die Deminutiva, z. B. pyšəŋlə dem. von *bouchon*, plur. pyšəŋlər u. a., die sonst im Plur. schwach gehen.

## 2. Gemischte Deklination.

Masc.		Fem.	
	khàmərát <i>camarade</i> .		pàskyl <i>bascule</i> .
Sing. Nom.	tər khàmərát	Sing. Nom.	t, ti pàskyl
Gen.	fàm khàmərát	Gen.	fà tər pàskyl
Dat.	em khàmərát	Dat.	e tər pàskyl
Acc.	tə, tər khàmərát	Acc.	t, ti pàskyl
Plur. Nom.	t, ti khàmərátə	Plur. Nom.	t, ti pàskylə
Gen.	fà tə khàmərátə	Gen.	fà tə pàskylə
Dat.	e tə khàmərátə	Dat.	e tə pàskylə
Acc.	t, ti khàmərátə	Acc.	t, ti pàskylə

Diese Deklination hat die grösste Ausdehnung. Sie umfasst alle Feminina und viele Masculina. Von Neutris gehen nach ihr im Unterelsass alle Deminutiva. Beispiele:

*Feminina*: àksjùn *action*, plur. àksjùnə; àtras *adresse*, plur. àtrasə; àfár *affaire*, plur. àfárə; àtək *attaque*, plur. àtəkə; pàràk *baraque*, plur. pàràkə; potal *bouteille*, plur. potalə; pytik *boutique*, plur. pytikə; proš *broche*, plur. prošə; mənìər *manière*, plur. mənìərə; pàpljút *papillote*, plur. pàpljútə u. a.

*Masculina*: khùmətánt *commandant*, plur. khùmətántə; ebenso šàntàrm *gendarme*, pəjàs *paillasse* (auch stark) u. a.

*Neutra*: kornišəŋl dem. von *cornichon*, plur. kornišəŋlə u. a.

Ann. 1. Wörter, die durch Einfluss der Endung -ùŋ (= hd. -ung) Feminina geworden sind<sup>1</sup>, wie šàmpùŋ *jambon* u. a., bilden infolgedessen auch einen schwachen Plural.

Das masc. pyšùŋ *bouchon* hat neben der gewöhnlichen starken auch eine schwache Pluralform pyšùmə (Rauw.).

<sup>1</sup> Vgl. § 17, 1 b.

Anm. 2. Das Wort *lapé l'abbé*, allgemein stark flektiert, erhält ebenfalls einen schwachen Plural *là p é j ə* (Bisch.).

### 3. Alte Kasusreste.

In der Deklination sind ausser im schwachen Plural keine Flexionszeichen vorhanden. Doch erscheint an mehreren fremden Ausdrücken ein *s* als Ueberrest des früheren Genitiv Singularis<sup>1</sup>:

a) in Zusammensetzungen: *sà k æ r t i s - k h a r l sacré dieu + Kerl*, *n ù n t æ t j e s -* oder *n ù n t æ t i s - k h a r l nom de dieu + Kerl* (vgl. hd. Teufelskerl), *r a k æ i s - k h û r racaille + corps*, *k h à l f å k t æ r s - k s e γ t calefactor + Gesicht*, *t ý w á k s - k y t š* [aber *t y w á k - (k) y t š*] *Tabak + couche* u. a.

b) in Wendungen wie: *te š p æ t i æ r æ s* (*te š p æ s*) *h à n*<sup>2</sup> *disputare* (eig. Disputierens haben) und ähnlichen; ferner in *t h a r m i n s w i s terminweise*.

### 4. Der Numerus.

Ein entlehntes Wort behält in der Mundart gewöhnlich seinen Numerus bei. Doch gibt es auch eine Anzahl fremder Ausdrücke, die statt im Singular, den die Fremdsprache bietet, meist oder nur im Plural verwendet werden. Umgekehrt vertauschen einige Pluralia tantum ihre Mehrzahl im Dialekt mit der Einzahl. Die Ursache dieser Erscheinungen besteht vielfach in der zu Grunde liegenden Vorstellung entsprechender einheimischer synonyme Bezeichnungen.<sup>3</sup>

#### 1) Singulare treten in den Plural:

a) meistens folgende Wörter:

*à f r ù n t æ affront*<sup>4</sup> [*f ó r w e r f Vorwürfe*, *s æ y æ r é j ə* «Sauereien»], *p æ r l o k æ breloque* [*ù r æ r e ŋ l æ Ohrenringchen*], *k à p r i ó l æ cabriole* [*š p r e ŋ Sprünge*, *š t r æ i γ Streiche*], *k a l s ù caleçon* [*h o s æ Hosen*], *k h à p r i t s æ caprice* [*l y n æ Launen*, *n y p æ*], *š o s è t æ chaussette* [*š t r e m p f Strümpfe*], *š i k à n æ chicane* [*p l ā n Pläne*, *š p r e ŋ Sprünge*], *k h ù n t æ w i t æ conduite* [*f ó r w e r f Vorwürfe*; *fl æ y s æ*

<sup>1</sup> Ein ähnliches *s* vgl. Anhang zu § 13, Zss. mit der Partikel *ge*.

<sup>2</sup> Vgl. elsässische Wendungen wie *p à l ø s*, *f æ r š t è k ø s š p è l ø* = *Ball, Versteckens spielen*.

<sup>3</sup> Vgl. damit auch den Geschlechtswandel unter VI.

<sup>4</sup> In Klammern folgt die Angabe einheimischer Synonyma.

*Flausen*], t è p á s ə *dépense* [ù ŋ k h è š t ə *Kosten*, eig. *Unkosten*], š á l o t ə *échalote* [nach Wörtern wie t s e w l ə *Zwiebeln*, k n è w l i *Knoblauch*], á p r a s ə *embrasse* [ù m h a ŋ l ə *Umhängchen*, f a n š t a r t i ə ɣ l ə *Fenstertüchlein*], k á m á š ə *gamache* [wie š t e f l *Stiefel*], k ó f r ə *gaufre* [p r é t l ə *Brötchen*], k r i m á s ə *grimace* [f r á t s ə *Fratzen*], p o w a r t é t ə *pauvreté* [s ə ɣ ə r é j ə *Sauereien*], p l i s ə *plisse* [f á l t ə *Falten*], r è p r o š ə *reproche* [s ə ɣ ə r é j ə *Sauereien*], t a r m *terme* [š t r æ i ɣ *Streiche*, š p r e ŋ *Sprünge*], w a r i s ə *varice* [k r á m p f ú t r ə *Krampfadern*], usw.

Bei manchen spricht für die oben ausgesprochene Annahme von Vorstellungen verwandter einheimischer Begriffe als Ursache des Numerus-Wechsels auch der Wandel des Geschlechts, wenn sie gelegentlich im Sing. gebraucht werden, z. B.: k á l o š ə m. *galoche* f. [š t e f l *Stiefel*, š y ə *Schuh* m.], š è s t f. *geste* m. [p ə w é j ú ŋ *Bewegung* f.], k è t ə r m. *guêtre* f. [s t e f l *Stiefel*, š y ə *Schuh* m.], f á k o t f. *fagot* m. [f r á t s *Fratze*, k r i m á s f.] u. a.

Der Gebrauch des Plural in französischer Rede geht in die Mundart über: ə r h è t r ú m á t i s ə *il a des rhumatismes*.

b) sehr oft Deminutiva:

à m ə t i s l ə von *amadis* [š t y ɣ ə l ə, h a n š i *Handschuhe*], a m o r s l ə von *amorce* [p e l f ə r l ə *Pülverchen*], p ə r l è k l ə von *breloque* [ú r ə r e ŋ l ə *Ohrenringchen*], š o s è t l ə von *chaussette* [weil es kleine Strümpfe sind], á p r a s l ə von *embrasse* [ù m h a ŋ l ə *Umhängchen*], m i t è l ə l ə r von *mitaine* [š t y ɣ ə l ə, h a n š i *Handschuhe*], p a s t i n l ə von *pastille* [p f a f ə r m e n s l ə *Pfefferminzchen*], r i n ó l ə von *pruneau* [*Pflaumen*], r i š l ə von *ruche* [*Falten*, öfter f a l t l ə = *Fältchen*].

2) Plurale werden zu Singularen:

t ú m ə š a n t ə r i *dommages et intérêts* [š á t ə *Schaden, Entschädigung*], f ə r k h á n s *vacances*.

## 5. Die Deminution.

Im mhd. dient die Silbe -lin zur Verkleinerung der Wörter. Im els. ist sie zu -l, əl abgeschwächt, aber der Umlaut ist in den meisten Fällen noch vorhanden; nach r in Nebensilben lautet die Verkleinerungssilbe -lə,<sup>1</sup> nach l stets

<sup>1</sup> Diese ist im Oberelsass fast in allen Fällen üblich.

-ələ. Diese letztere [-ələ] ist aus der ersten [-əl] und der zweiten [-lə] zusammengefügt und dient im weiteren zur Verkleinerung schon vorhandener Deminutionsformen. Auf diese Weise wächst ihre Zahl ins Unendliche. Es gibt sogar eine Reihe von Fremdwörtern, die fast nur oder mit Vorliebe als Deminutiva gebraucht werden:

a) es sind dies hauptsächlich jene, die schon in der fremden Sprache der Form nach Deminutiva sind und nun in der Mundart eine neue Deminution erfahren:

šà r p o n è t t l *charbonette*, šó f ə r è t t l *chaufferette*, š o s è t t l *chaussette*, š m i s è t t l *chemisette*, s i k à r è t t l *cigarette*, k h ù t t l è t t l *côtelette*, k l o r j è t t l *gloriette*, š a k è t t l *jaquette*, à m l è t t l *omelette*; ihnen folgen auch Wörter wie f l à š ə n è t t l (Dissim. von l zu n) *flageolet*, t à w ə r è t t l *tabouret*; ferner m à r m o t t l *marmotte*, dem sich s a p o t t l *sabot* anschliesst; f a t s ə n è t t l (Dissim. l > n) *fazzoletto*, t r à χ é t t l *rocchetta*; à r i k ə l ə *auricula*, à r ù ŋ k ə l ə *ranunculus*, k h e n j ə l ə *cuniculus* u. a.

b) vereinzelte Beispiele, deren Sinn gewöhnlich eine Verkleinerung enthält: à m ə t i s l ə *amadis*, a m o r s l ə *amorce*, p ý s l *buse*, à p r a s l ə *embrasse*, m i t è l ə l ə r *mitaine*, p à š t i n l ə *pastille*, p r o f i t t l *profit*,<sup>1</sup> r o s i n l *raisin*, t y t s w i t t l *tout de suite*, k h a n š t ə r l ə *canistrum*, p o l s ə m i n l ə *balsamina*, m è l ə l ə *mellone*.

In Bezug auf den Umlaut ergeben sich:

a) u m g e l a u t e t e F o r m e n (zum Teil mit umlautlosen Nebenformen): p l ý s p l i s l und p l ý s l *blouse*, p y š ù ŋ p y š e ŋ l und p y š ù ə l ə *bouchon*, p o t a l (nicht umlautbar) p o t a l ə l ə *bouteille*, k à s r o l k à s r è l ə l ə *casserole*, š à r ə p à ŋ s à r ə p a ŋ l *char à bancs*, s i k à r s i k á r l *cigare*, k h ú f ə r k h e f ə r l ə *coffre*, k r è j ù k r è j e ŋ l *crayon*, f l o t f l è t t l *flotte*, š à m p ù ŋ s à m p e ŋ l *jambon*, m à t à m m à t a m l *madame*, r y š r i š l *ruche*, t ý r t i r l *tour*, k h à p i š ù ŋ k h à p i š e ŋ l *capuchon*, k h à r i χ k h a r i χ l *carruca*, k ù t ə r k e t ə r l ə *guttarium*, k à k ù m ə r k à k e m ə r l ə *cocomero*, p à n t o f l p à n t é f ə l ə *pantofola* usw.

Anm. Es gibt in der Mundart ein Wort s ù m p ə, dessen Etymologie zweifelhaft ist. Wahrscheinlich ist es als Grundwort rekonstruiert zu dem als Deminutivum aufgefassten s e m p l *simple*, mit dem es dem Sinne nach übereinstimmt; es läge dann Analogie vor nach Wörtern wie l ù p ə l e p l *Lippe*, m ù χ ə m e χ l *Michael* oder l ù m p ə l e m p ə l, š t ù m p ə

<sup>1</sup> In der Bedeutung «trichterförmiger Lichtstockaufsatz».



štempl. Wir haben demnach im Gegensatz zur Deminution eine «Vergrößerung».

b) unumgelaute Formen ausser den unter a) angeführten; sie haben vokalischen Auslaut und dehnen in der Deminution diesen Vokal, statt ihn umzulauten. Vor der Deminutionssilbe schieben sie gewöhnlich einen sog. euphonischen Konsonanten ein. So steht ein r in *krápodem*, *krápérl* *crapaud*; ein n in den unter Lautzusatz 2, 1) verzeichneten Fällen; mit Hiatus ist gebildet *pyšù* *pyšùə* von *bouchon*.

## § 10.

### Adjektiva.

#### 1. Die Deklination.

Alle fremden Eigenschaftswörter haben sich in Bezug auf die Verhältnisse der Deklination den einheimischen völlig angeschlossen. Sie bilden folglich wie diese eine starke und eine schwache Form.<sup>1</sup>

#### 2. Die Komparation.

Viele fremden Adjektiva sind auch der Steigerung fähig. Diese wird von der unflektierten Form gebildet durch Anhängung von *-ər* für den Komparativ, *-št* für den Superlativ. Umlaut tritt nirgends ein; er findet sich nur bei *propər* *propre*, Komp. *prèpərər*, Superl. *prèpəršt* neben umlautlosem *propərər* *propəršt*.

Beispiele: *šarmánt* *charmant* *šarmántər* *šarmántšt*, *tifəsil* *difficile* *tifəsilər* *tifəsilšt*, *misəráwl* *misérable* *misəráwlər* *misəráwlšt*, *nówl* *noble* *nówlər* *nówlšt*, *phówər* *pauvre* *phówərər* *phówəršt*, *solít* *solide* *solítər* *solítšt* usw.

Anm. Auslautendes *s* verschmilzt im Superlativ mit *št*: *fámús* *fameux* *fámúšt*, *khyrjúš* *curieux* *khyrjúšt* usw.

## § 11.

### Verba:

#### Konjugation.

Die Verhältnisse der Konjugation fremder Verba sind sehr einfach. Es gibt nur eine einzige Klasse von Verben, die *schwach*. Die Flexion selbst weist keinerlei Abweichung

<sup>1</sup> Für den vorliegenden Zweck kann die Darstellung übergangen werden, man vgl. näheres bei Lienhart, a. a. O., S. 53 ff.

vom einheimischen Verbum<sup>1</sup> auf; wir haben nur einen Indikativ Praesentis, ein Participium Praeteriti Passivi, einen Imperativ und einen Infinitiv, die übrigen Formen werden umschrieben. Wie bei einheimischen wird auch von dem Konjunktiv Praeteriti fremder Verben ausserdem ein neuer, eigentümlicher Konjunktiv Praeteriti gebildet durch angehängtes -kt oder -t, also *eχ klœ̃yptit* [oberels. auch *kloiptikt*] ich würde glauben<sup>2</sup>, ebenso *eχ èštamiærtit* ich würde «estimieren»; jedoch ist davon hauptsächlich nur der Singular in öfterem Gebrauch. — Beispiel: *èštamlərə estimer*.

Indikat. Praes.	Konj. Praet.
<i>eχ èštamiær</i>	<i>eχ èštamiærtit</i>
<i>ty èštamiærš</i>	<i>ty èštamiærtitš</i>
<i>ar èštamiært</i>	<i>ar èštamiærtit</i>
<i>mer èštamiərə</i>	[ <i>mer èštamiærtitə</i> ]
<i>er èštamiərə</i>	[ <i>er èštamiærtitə</i> ]
<i>si èštamiərə</i>	[ <i>si èštamiærtitə</i> ]

Imperativ.	Infinitiv.	Partizipium.
2. Sing. <i>èštamiær</i>	<i>èštamiərə.</i>	<i>kèštamiært.</i>
2. Plur. <i>èštamiərə.</i>		

Das Partizipium nimmt bei seiner Bildung in den allermeisten Fällen die echt deutsche Vorsilbe *ge-* an. Sie lautet in der Mundart<sup>3</sup> *kə-* vor P- und T-Lauten, *k-* überall sonst, auch vor Liquiden; also:

*kəplasiært* von *blesser*, *kəparmætiært* von *permettre*, *kəprasiært* von *presser*, *kəpásiært* von *passer*, *kəprofætiært* von *profiter*, *kətrümpiært* von *tromper*, *kətarmæniært* von *terminare*; *kofriært* von *offrir*, *kšånšiært* von *changer*, *kšåkørniært* von *chagriner*, *kšwásiært* von *choisir*, *kšèniært* von *gèner*, *ksasiært* von *saisir*, *kflātiært* von *flatter*, *kfesætiært* von *visiter*, *klošlært* von *loger*, *kmàrikiært* von *marquer*, *kràmæsiært* von *ramasser*, *kràwält* (inf. *ràwältə*) von *rebellare*.

Es gibt auch manche Wörter, bei denen die Bildung des

<sup>1</sup> S. Lienhart, a. a. O., S. 67 ff.

<sup>2</sup> Nach Martin ist in den angefügten Lauten das mda. *kat* bzw. *kæt* für *tat* bzw. *tæt* (Konj. Praet. *taete*) enthalten. Unzutreffend sind die Bemerkungen von V. Henry, *grammaire* 123, 1, der mhd. *ih̄t* zu Grunde legt.

<sup>3</sup> Zu Nordhausen.

Partizipiums vermittelst des Praefixes *ge-* schwankt, ungewöhnlich ist oder gar nicht vorkommt; so bei:

à k s è p t i æ r t von *accepter*, à r æ t i æ r t von *arrêter*, à r æ w i æ r t von *arriver*, t è k r æ t i æ r t von *dégrader*, à ŋ k a š l æ r t von *engager* und anderen.

Die Vorsilbe *ge-* tritt auch auf in Zusammensetzungen von Partizipien mit trennbaren Partikeln,<sup>1</sup> z. B.:

à n - k æ p r è s æ t i æ r t von *an + présenter*, ù f - k m à r i k i æ r t von *auf + marquer*, y s - k š w à s i æ r t von *aus + choisir*, y s - k r à n š i æ r t von *aus + ranger*, f ù r t - k æ p l è t i æ r t von *fort + plaider*, t s à m æ - k r à m æ s i æ r t von *zusammen + ramasser*.

Das *-t* des Partizipiums fällt bei Verben auf *-en* [-ə]<sup>2</sup> mit einem *t* im Stammauslaut zusammen, z. B.:

f æ r - m à r š à n t von *ver + marchander* [f æ r - m à r š à n t ə].

Anm. Nach Analogie von Partizipien ist gebildet *k f e k s t* vom adj. *fixe* [f e k s] mit der Bedeutung «bei der Hand, bereit».

---

#### IV.

### Die Wortbildung.

#### § 12.

#### 1 Wortbildung durch Ableitung.

##### 1. Bildung von Substantiven:

##### a. mit fremden Ableitungssilben:

Durch Anfügung fremder Elemente an Fremdwörter entstehen neue Gebilde, die natürlich auch ihrerseits einen fremden Charakter tragen. Wir erkennen hierin die ungebundene Freiheit, mit welcher das Volk die Fremdlinge den Gesetzen seiner eigenen Sprache unterwirft. Denn einige dieser fremden Ableitungssilben treten ebenso gut auch an einheimische Wörter zum Zwecke der Neubildung heran. Wackernagel<sup>3</sup> nennt diese letztere Erscheinung zutreffend «Umwelschung» im Gegensatz zur Umdeutschung.

1) Am häufigsten werden mit den Silben *-ie* und *-ei* [-i und -èi aus mhd. *-ie*] sowohl von fremden als von einheimischen

---

<sup>1</sup> Vgl. unter IV, Anhang.

<sup>2</sup> Vgl. § 12, 3 : b.

<sup>3</sup> A. a. O., S. 33.

Wörtern neue Substantive abgeleitet. Auch in der Schriftsprache hat diese Bildungsweise weite Verbreitung gefunden; vgl. Wörter wie Bäckerei, Schreinerei usw. (auch mundartlich). Da die Silbe gewöhnlich an Wortausgänge auf *-er* angefügt wird, so nimmt es den Anschein, als ob sie, durch jenen Ausgang erweitert, selbst *-erei* oder *-rei* [-ərèi, -rèi] lauten würde. Tatsächlich werden die Bildungen auch nur mit dieser erweiterten Silbe vorgenommen. Namentlich von Infinitiven werden auf diese Weise Substantiva<sup>1</sup> abgeleitet: *pýrərèi* von *py'rə* (bauern = Landwirtschaft treiben), *rètərèi* von *reden* (Gerede), *priələrèi* von *brüllen* (Geschrei), *trúkərèi* von *drücken* (Gedränge); ebenso: *kyjəniərərèi* von *coïonner*, *khàrəsìərərèi* von *caresser*, *khùmətiərərèi* von *commander*, *flatìərərèi* von *flatter*, *tešpətiərərèi* von *disputare* usw.

Der Analogie dieser Bildungen folgt die merkwürdige Ableitung *kèkšósərèi*<sup>2</sup> von *quelque chose*.

Die Silbe *-ie* [-i] oder ihre entsprechende Erweiterung *-əri* findet bloss in einigen Fällen Verwendung. Sie dient hier zu Weiterbildungen oder vielmehr zu volkstümlichen Verbesserungen fremder Worte: *šàlysí* *jalousie* heisst im Volksmund auch *šàlysəri*; *mairie* lautet allgemein *mèrəri*, das als selbständige Neubildung aus subst. *maire* + Endung *-əri* zu gelten hat.

2) Die Silbe *-age* [-àš] ist ebenfalls anfügbar an fremde und einheimische Wörter. Zu Grunde liegt Analogie nach Wörtern wie *bagage*, *ménage*, *courage*; so entsteht *plàmáš* von *blâmer*. Im übrigen ist die Anfügung an einheimische Wörter häufiger:

*kštèláš* (von «*Gestell*») Unordnung; *krempláš* (von «*Gerümpel*») altes, wertloses Zeug; *kšankáš* (von *Geschenk*) Schenkung; *šmeráš* (von *schmieren*) Schmutz, Unreinlichkeit; *lumpəkáš* ist eine Vermischung aus *lump* (nichtswürdiger Mensch) + *pəkáš* (*bagage*) = nichtswürdige Gesellschaft. Alle diese Bildungen haben einen verächtlichen Sinn.

3) Mit der Endung *-às* ist gebildet *wyətàs* (Wüterich, böser Junge) von *Wut* nach *lytsiàs* (Luzias, lucifer) oder *Judas*.

4) Die Endung *-alia* [-áljə] mit spöttischer Bedeutung (auch im Hd.) begegnet uns in *šmýráljə* sowie in *kšmýrális* *Schmieralien*.

<sup>1</sup> Wegen der Bedeutung vgl. die Zusammensetzungen mit der Partikel *ge-* unter IV, Anhang.

<sup>2</sup> Vgl. Schwz. I d. 2, 175: «Kleinigkeit».

5) Der lat. Dat. (Abl.) Plur. der 3. Deklination auf *-ibus* [-i p y s] dient zur Bildung einer Art Rotwelsch unter den Schülern und steckt wohl in folgenden Ausdrücken :

r à t s i p y s (Ulrich) = Gesindel, vielleicht von *race* gebildet wie r à t s æ k h ù r (*race* + *corps*); l ù f t i p y s = leichtfertiger Mensch, von *Luft*; h y r l æ p y s mit derselben Bedeutung wie l ù f t i p y s; f i l i p y s = Fidibus, Verdrehung aus *vidimus* (?): das l im elsäss. Wort spricht eher für die Abl. aus *fidelibus* [fratribus], wenn man nicht Anlehnung an den Namen Philipp annehmen will.

6) Der Gen. Plur. der lat. 2. Deklination auf *-orum* [-ó r ù m] findet fast die gleiche Verwendung wie *-ibus*:

š à r l æ m ó r ù m (Schorlemorum) ein schlechter Branntwein; sonst steht die Silbe namentlich in scherzhaften Reimversen: š n i p š n à p š n ó r u m à p o š t æ l ó r u m (im Kartenspiel), beim Sprechen der Worte schlägt [= š n i p æ r t] man dem andern eine Karte um die Nase herum.

Die Endung *-um* [- ù m] dient zu ähnlichen Bildungen :

k r è t ù m w a n t a n t ù m t k h à t s f r e s t t æ p i p æ l ó r u m = Grete, wende die Ente um, die Katze frisst das Bibbel (pipa) = Huhn; so soll ein Pfarrer, der von der Kanzel aus in die Küche des Pfarrhauses sah, seiner Köchin während der Predigt zugerufen haben; die andern Leute glaubten indessen einen lateinischen Vers zu hören.

7) Auch die latinisierende Endsilbe *-atus* [- â t] findet sich in der elsässischen Volkssprache :

p r e l â t von brüllen = schwatzen, schreien (dummer Schwätzer); š w æ ç â t von schwächen = tüchtig trinken, saufen (Erzsäufer), selbst ein weitergebildetes Verbum š w æ ç â t æ saufen (bei Ulrich).

Die lateinische Adverbialendung *-atim* liegt vor in *gassatim*, einem Wort, das wohl aus der Studentensprache<sup>1</sup> in das niedere Volk gedrungen ist; es lautet<sup>2</sup> k à s â t æ Bf. Ingw. Lobs., k h à s â t æ Ingenh., k h à s é t æ Str.; k h à s â t æ k è n = auf den Gassen sich müssig herumtreiben, spazieren gehen, bes. nachts Liebesbekanntschaften aufsuchen; *gassatim* gehen, laufen C. S.; *cassaade* gehn = Liebhaber aufsuchen Ulrich.

8) Eine weitere latinisierende Bildung wird vollzogen mit der Silbe *-ant* [- à n t]:

š n ù r à n t (Bettler) von dial. schnurren, schnurren gehen (vgl. mhd. *snarre* = einsaitiges Instrument, *snarrenzaere* b. Walther v. d. Vog. = umherzieh. Musikant) = bet-

<sup>1</sup> Kluge, deutsche Studentensprache.

<sup>2</sup> M.—L.



telnd umherziehen, gewöhnlich mit einem Musikinstrument, daher š n ū r ā n t ə m y s i k. Wahrscheinlich liegt Analogie vor nach Wörtern wie Komödiant, Prädikant usw.; ein davon neugebildetes Verbum lautet š n ū r ā n t ə = schnurren gehen als š n ū r ā n t Ulrich.

9) Die lateinische Nominativendung *-us, -ius* [- ə s, - j ə s] begegnet uns in zahlreichen Fremdwörtern:

f o k ə t i f ə s v o c a t i v u s, w ā k ə s aus *vagabundus*, Eigennamen wie w a n t ə l i n ə s *Vendelinus*, L y t ə w i k ə s *Ludovicus*, ferner t s ó t s j ə s *socius*, n ā t ā r j ə s *notarius* usw. Diese Silbe wird nun in scherzhafter oder verächtlicher Ausdrucksweise an beliebige Wörter angehängt und ist namentlich in Strassburg ausserordentlich beliebt.

An Fremdwörtern: m ā l a š t ə s *molestia*; k h ó r ə s *corps*; p ā r e k ə s von *perruque* (Barbier, Friseur, der mit Perücken arbeitet); p ā r j a n t ə s und š m ý s p ə r j a n t ə s<sup>1</sup> von *pour rien dire* (?) = dummes Geschwätz; k r ā m ā n t s j ə s von *grand merci*: «kramanzjes (= Umstände) macht der nit» Pfingstmontag III, 7.

Häufiger an einheimischen: p ə x ə s von Pech (Schuster, der mit Pech arbeitet), š l ā p ə s von schlapp (schlapper, gemeiner Mensch), l ū m p ə s von Lump in derselben Bedeutung; bemerkenswert ist w e s f i l j ə s (von *wissen + viel*) Vielwisser und mit Anlehnung an w é š t (*wüst*) mit entsprechender Bedeutungsveränderung w é š t f i l j ə s roher, frecher Geselle: Wissvieljes Vielkenner, Vorwitziger Ulr., «'s isch e Wistvieljes so, e zwazzlicht frecher Burst» Pfingstmontag III, 2.

Mit *-atius* [- ā t s j ə s, - ā t s i] ist gebildet von Lump: l ū m p ā t s j ə s und l ū m p ā t s i scherzhaft und verächtlich = verkommener oder verwegener Mensch, lumpazjes Ulr.; mit *-icus* [- i k y s]: p f i f i k y s (von *pfiffig*) durchtriebener Kerl (aus der Studentensprache? <sup>2</sup>).

10) Analog den zahlreichen französischen Fremdwörtern auf *-ion* ist mit demselben Ausgang das Wort *Masse* weitergebildet zu m ā s j ū n (m ā ŋ s j ó n Ruf. Geberschw.), um den Ausdruck der Fülle besonders hervorzuheben.

11) Nach Wörtern wie e n š t r ə m a n t *instrumentum*, f ū n t ə m a n t *fundamentum* sind mittels der Silbe *-ment, -mentum* [- m a n t] abgeleitet: f ā l ə m a n t von fallen (Fall, Sturz) und syn. r ū m p l ə m a n t von rumpeln.

12) Nach Wortausgängen auf *-té, -tas* [- t é t] finden sich

<sup>1</sup> Beides jüdische Ausdrücke, vgl. Jb. XII, 159; XIII, 181.

<sup>2</sup> Kluge, deutsche Studentensprache.

Bildungen wie: *wifitél* von *vif* (für *vivacité*), *šálýsitél* von *jaloux jalouse* (für *jalousie*); ja sogar *færkenitél* (Missgunst) von dial. *vergönnen* = hd. *missgönnen*.

13) Entsprechend *šàplýr chapelure* und anderen wurde mit der Endung *-ure* [-ýr] vom Verbum *presser* [prasiərə] ein neues Subst. *prasy'r* die Eile abgeleitet (oder = mlat. *pressura*?).

14) Zu erwähnen ist noch eine jedenfalls nicht einheimische Bildungssilbe *-uz* [-yts] mit komischem oder spöttischem Sinne; vielleicht stammt sie aus einem Wort wie ital. *khápyts cappuccio*; Beispiele: *kráwyts* von *cravate* in der Bedeutung Hals, Kehle, Rda.: *àn tər kráwyts phákə* am Halse fassen; *hèwyts* von *hèwàn* (ahd. *hevanna*) Hebamme; ähnlich ein verbum demin. *krèpytslə* von *crepare* verrecken.

b. mit einheimischen Ableitungssilben:

Wenn wir in der Anfügung fremder Silben an einheimische Worte sozusagen eine Umwelschung vor uns haben, so erblicken wir umgekehrt in der Anfügung einheimischer Silben an fremde Ausdrücke einen Schritt zur Umdeutschung. Ausser den noch zu besprechenden Substitutionen von Vor- und Nachsilben<sup>1</sup> gibt es auch neue, selbständige Wortbildungen. Und zwar kommt für die Bildung von Substantiven ausschliesslich die Ableitung mit *-er*, mhd. *-ære* [-ər] für das Maskulinum, *-erin* [-ərə], seltener einfaches *-in* [-ə] für das Femininum in Betracht; es entstehen dadurch sogenannte *nomina agentis*. Auch die erweiterten Silben *-lər* mit spöttischem Nebensinn und *-nər* sind in häufigem Gebrauch. Auf diese Weise werden gebildet:

1) Maskulina:

a) von fremden Substantiven:

mit *-ər*:

*àpətəkər* von *apotheca* (Apotheker), *šikər* von *chique* (einer, der Tabak kaut), *khùmplútər* von *complot* (einer, der an einer Verschwörung teilnimmt), *fàwrekər* von *fabrique* (der in der Fabrik arbeitet), *màrótər* von *maraude* neben *màròtèr maraudeur* (der sich mit Plündern abgibt), *màrinər* von *marine* (der bei der Marine dient), *prisónər* von *prison* neben *prisonjé prisonnier* (der im Gefängnis ist), *protsasər* von *processus* (der gern Prozesse führt), *rèfùrmər* von *réforme* (der in der Musterung als untauglich befunden wird) und viele andere; ähnlich auch *kàlwilər* von *calville* (Aepfel von *calville*, als Städtenamen aufgefasst?).

<sup>1</sup> Vgl. § 14, 1.

mit -lær:

àsyráslær von *assurance* (der Versicherungsgeschäfte besorgt, Agent), komértslær von *commerce* (der Zwischenhandel treibt), khünterpantlær von *contrebande* (der Schmuggel treibt), fáwreklær von *fabrique* (der in der Fabrik arbeitet) u. a.

mit -nær:

nach einheimischen Wörtern wie kárt nær (mhd. *gartenaere*), kytš nær (*Kutscher*) hat man von *porte port nær* (Pfortner) gebildet, wohl ohne Einfluss von mhd. *phortenaere* nhd. *Pfortner*.

b) von fremden Verben im Infinitiv:

nur mit -ær:

khúmætjárær von *commander* (der gerne das Wort führt), teskárjárær von *discourir* (der streitet, um Recht zu haben), trésljárær von *dresser* (der eine Zucht treibt), ténúsljárær von *dénoncer* (der gern verrät, Denunziant), tráŋšjárær von *trancher* (der zerschneidet), tešpætjárær von *disputare* (der immer rechtet), ráwalær von *ráwalə rebellare* (der sich auflehnt). — Entsprechende französische Substantiva auf -eur oder -ier sind in der Mundart unbekannt: tesætjárær kommt von *désertter*, nicht von *déserteur*; flátjárær von *flatter*, nicht von *flatteur*; pásəməntjárær (Ulr.) von *passementer*, nicht von *passementeur*; prákənijárær von *braconner*, daneben auch prákənjé und prákúnjær *braconnier*.

In anderen Fällen ist von einem entsprechenden Substantiv zunächst ein mundartlicher Infinitiv und davon erst das neue Substantiv hergestellt worden, oder mit anderen Worten: nach Analogie der bisherigen Beispiele wird die Endung -eur, -ier, lat. -or zu -járær; gewöhnlich geht noch die ursprüngliche Form nebenher:

pəmpəšjárær pəmpəšér *bambocheur*, es besteht ebenfalls ein Infinitiv pəmpəšjárə von *bamboches* gebildet; pəlwijárær vom Inf. pəlwjárə *barbier* neben pəlwjár; khúpjárær khúpjár *coupeur*; khálfáktjárær vom Inf. khálfáktjárə zu *calefactor* neben khálfáktjár; derselben Analogie folgen krənətjárær neben krənətjár *grenadier*, enšənijárær *ingénieur*, obwohl hier von einem Infinitiv nicht die Rede sein kann.

2) Feminina:

Fast zu jedem der oben angeführten Maskulina lässt sich auch ein entsprechendes Femininum bilden mit der Endung -in [-ə]. Also z. B.: khálfáktjár *calefactor* khálfáktjárə, tešpætjárær von *disputare* tešpætjárərə.

Aber auch andere Wörter nehmen diese weibliche Ableitungssilbe an, z. B.: mjár *mairie* fem. mjárə.

Da dieselbe gewöhnlich an Wortausgänge auf *-ər* angefügt wird (*khálfáktərə*), lautet sie scheinbar *-ərə*<sup>1</sup> und wird infolgedessen als solche verwendet; die Nebenform *-ənə* scheint auf den ersten Blick eine Dissimilation von *r* zu *n* zu enthalten, ist aber mit Sicherheit aus der Verdoppelung der weiblichen Endung *in + in [-ənə]* hervorgegangen. So werden einheimische und fremde Wörter behandelt. Wie *pəkərə* (Bäckers Frau) und *šrinərə* (Schreiners Frau) heisst es auch *šmətərə* (des Schmieds Frau) neben dem richtigeren *šmetə*; ebenso zu *mær mairē* fem. *mærərə* (neben *mærə*, siehe oben) und *mærənə*, zu *prètíkánt* von *praedicare* fem. *prètíkántənə*.

## 2. Bildung von Adjektiven :

Durch Anfügung einheimischer adjektivischer Ableitungssilben an fremde Wörter (Substant., Adjektiva, Verba) verschafft sich die Mundart zahlreiche neue Eigenschaftswörter.

a. Die Endung *-en* mhd. *-in* [*-ə*, flekt. *-ənər*] tritt ihrem Sinne entsprechend nur an Substantiva, um das Bestehen aus einem Stoffe oder dessen Herkunft zu bezeichnen: *krotətýrə* (*krotətýrənər tsèi* = Zeug) von *gros de Tours*, *pèrkələ* von *percale*, *pürjəmæntə* von *pergamena* (*pürjəmænt*), *portsəlinə* von *porcellana* (*portselin*).

b. Die Endung *-ig* ahd. *-ac*, umlautbewirkend *-ic* [els. verschieden: *-ik*; *-i* (*iγ*), flekt. *-iγər*] gibt Anlass zur Bildung von zahllosen Adjektiven, die abgeleitet werden:

### 1) von Substantiven :

*khápritsik* (launenhaft) von *caprice*, *lotləwàŋik* (duftend) von *eau de lavande*, *fæjəŋsik* (aus Fayence) von *faience*, *finasik* (pfiffig) von *finesse*, *phænsəγ* (dickwanstig) von *panse*, *pèrkálik* (aus Perkal) von *percale*, *pèrsik* (aus Pers) von *perse*, *páštyri* (von stattlichem Wuchs) von *posture*, *fèilèti*, *-ik*, *-iγ* neben *fèilèt* (violette) von *violette*, *máləštik* (sorgenvoll) von *molestia*, *špètáklik* (Aufsehen erregend) von *spectaculum*; sogar *kèlkšósik* *kèkšósik* (etwas Derartiges, Eigentümliches, Interessantes) von *quelque chose*.

Neben *špètáklik* hat die Mundart, vielleicht nach mda. *Jaγərik* (lächerlich), ein erweitertes Wort *špètáklərik* gebildet, das meist als Adverbium gebraucht wird, z. B. in der

<sup>1</sup> Vgl. die parallele Erweiterung der Silbe *-ie*, *-ei* zu *-erie*, *-erei* [*-əri*, *-ərèi*] im vorhergehenden unter 1, a: 1.

Redensart: *s e š m ə r n e t š p è t à k l ə r i k* es ist mir nicht angelegen, Spektakel zu machen, ich habe keine Lust, Spektakel zu machen.

2) von Adjektiven :

diese drücken das adjektivische Verhältnis doppelt aus; neben ihnen kommt gewöhnlich auch das einfache Wort vor: *m i s ə r á w l i k* von *misérable*, *o r t ə n á r i*, -ik von *ordinaire* (nicht vom lat. *ordinarius*, denn dann müsste es *o r t ə n á r i* lauten), *r ə s ə n á w l i k* von *raisonnable*, *r è š p e k t á w l i* von *respectable* u. a.; von dem im Französischen in adverbialer Weise gebrauchten *à part* gibt es in der Mundart ein Adjektivum *à p à r t i*, -ik, -iγ (Nebenform *à p à r t*) = eigenartig, besonder und ein gleichlautendes Adverbium — beiseite; sehr, besonders.

3) von Verben im Infinitiv :

*š à n š i ə r i* (schillernd) von *changer*, *t e š p ə t i ə r i k* (zank-süchtig) von *disputare*; *r á w a l r i k* (zum Lärmen geneigt) ist zunächst vom Subst. *r á w a l ə r*, dies vom Verbum *r á w a l ə r e b e l l a r e* hergeleitet.

c) Die Endung *-lich*, mhd. *-lich*, *-lich* [-liγ, lik, li] wird sowohl mit fremden Substantiven als mit Adjektiven und mit Verben im Infinitiv verbunden.<sup>1</sup>

1) mit Substantiven :

*à f r à n t l i* (unverschämt) von *affront*, *à p ə t i t l i* (Appetit erregend, reinlich) von *appétit*, *m à n i ə r l i* (zierlich, anständig) von *manière*, *p l a s i ə r l i* (angenehm) von *plaisir*.

2) mit Adjektiven :

*è k s a k t l i* mit Umlaut (peinlich genau) von *exact*, *p r è p ə r l i* mit Umlaut (säuberlich) von *propre*.

Die Bedeutung des ursprünglichen Adjektivs ist bei diesen Bildungen gesteigert.

3) mit Verben im Infinitiv :

das auslautende *-ə* wird ausgestossen; *à m ə s i ə r l i* (unterhaltend, interessant) von *amuser*, *k r è p i ə r l i* (äusserst lächerlich) von *crepare*, *k h ù n t ə n i ə r l i* (beständig) von *continuer*, *t e k ù t i ə r l i* (ekelhaft) von *dégouter*, *à m p ə t i ə r l i* (widerwärtig) von *embéter*, *f l à t i ə r l i* (schmeichlerisch) von *flatter*, *r è p ə t i ə r l i* (zuverlässig) von *répondre*, *r e s k i ə r l i* (waghalsig, unzuverlässig) von *risquer*, *t è š p a k t i ə r l i* (verächtlich) von *despectare*, *t e š p ə t i ə r l i* (strittig) von *disputare* und andere.

<sup>1</sup> Zusammensetzungen mit der Negationspartikel *un-* vgl. im folgenden: Anhang.



d. Die Endung *-isch* [-iš]<sup>1</sup>

hat eine mehr oder weniger tadelnde Bedeutung und wird verbunden :

1) mit Substantiven :

*khãpritsiš* (launenhaft) von *caprice*, *finasiš* (ränkevoll) von *finesse*, *ãpətékəriš* (z. B. wie ein Apotheker, d. h. unleserlich schreiben, oder nach einer Apotheke riechen) zunächst von *ãpətékər*, dies von *apotheca*, *kráfətétiš* (stolz, eingebildet, z. B. einhergehen) von *gravitas*, *štátiš* (putzsüchtig) von *status*, *pátəwátiš*<sup>2</sup> (kauderwelsch, ungeschickt) von *patois*.

2) mit Verben im Infinitiv :

oder besser gesagt mit solchen Substantiven, die von Verben gebildet sind, z. B. :

*khúmätïärəriš* (und *khúmätïəriš* mit totaler Assimilation der Silben -ər -ər) von *khúmätïärər* zu *commander* = gern befehlend, das Wort führend.

Unmittelbar vom Infinitiv ist abgeleitet *rãwalíš* (auf-rührerisch) von *rãwalə rebellare*.

3. Bildung von Verben :

a. mit der Ableitungssilbe *-ieren* [-iərə] :

Sie verrät ihren *undeutschen* Charakter schon dadurch, dass sie den Hauptton trägt. In der Regel vertritt sie alle fremden Infinitivendungen<sup>3</sup> ohne Unterschied, dient aber auch zu selbständigen verbalen Ableitungen von andern Fremdwörtern ; selbst an einheimische Wörter wird sie zu dem Zwecke angefügt.<sup>4</sup> Wir unterscheiden demnach Ableitungen :

1) von fremden Wörtern :

In vielen Fällen stammt ein mundartliches Verbum nicht direkt von einem fremden Verbum, sondern ist von einem fremden Substantivum<sup>5</sup> abgeleitet. Manche Beispiele zwingen uns zu dieser Annahme, da in der Fremdsprache gar kein entsprechendes Verbum vorkommt ; so *pãm pəšïərə* (verschwenden) zu *bamboches*, *kreštïərə* (ein Klystier geben)

<sup>1</sup> Sie steht auch für latein. *-icus*, vgl. unter II. Anhang : 8.

<sup>2</sup> Vgl. § 8, 2 unter 1.

<sup>3</sup> Vgl. unter II, Anhang : 10.

<sup>4</sup> Dies sind ebenfalls «Umwelschungen», vgl. im vorhergehenden unter 1, a.

<sup>5</sup> In dieser Annahme wird man bestärkt, wenn man die zahlreichen Ableitungen von Substantiven mittels der Infinitiv-Endung *-en* vergleicht unter b.

zu *klysterium*, *fytliərə* zu *foutre* (?), sogar *enfətiərə*<sup>1</sup> (Inventar machen) zu *inventarium*, *pəlwiərə* zu *barbier* u. a. Neben *poliərə* von *polir* hat man ein neues Verbum *polətiərə* von *politure* abgeleitet. So könnte man auch *khələpiərə* von *galop* herleiten und manche andern in entsprechender Weise.

2) von einheimischen Wörtern:

a) von Substantiven: *lùštiərə* von *Lust*, lustiere sich belustigen C. S.; *káštiərə* von *Gast* = als Gast behandeln, ihm Speise und Trank kostenfrei zukommen lassen, «der Offezier, wo d' ganz Familli het verkösti't un gastiert» Pfingstmontag III, 7; *šnáwliərə* von *Schnabel*, schnawliere hastig essen Ulr., «un duet si frisch schnawwliere for's Z'morjenesse» Pfingstmontag I, 6, «s henn d'Ente die Mukken-ufgschnawwliert» ebd. III, 4.

b) von Adjektiven: *frěšiərə* (Hf.) *frešiərə* (Ingenh. Dunzenh.) *freširə* (Str.)<sup>2</sup> von *frisch* = erfrischen, frischiere abkühlen, wieder auffüllen Ulr., «dnoh wurd der Disch gedeckt in's Gras, der Wyn gfrischiert im Bryschel» Pfingstmontag I, 6, *áfreshiərə* abkühlen; *štolsiərə* *štoltsiərə* von *stolz*, stolziere stolz einhergehen Ulr.

c) von Verben: *šemfiərə* von *schimpfen* (vgl. mhd. *enschumphieren*), verschimpfiere in Schimpf und Schande bringen C. S., «s Huus isch jez verschimfiert» Pfingstmontag V, 4; *špantliərə* von *spenden* = zum Besten geben, iron. *išpantiərə* (syn. *ihaṅkə*) prügeln, durchhauen.<sup>3</sup>

b. mit der Ableitungssilbe *-en* [-ə]:

Dies ist eine echt deutsche Infinitivendung. Sie vertritt bisweilen die fremde Endung franz. *-er*, lat. *-are*, elsässisch gewöhnlich *-iərə*, bildet aber auch, indem sie namentlich an Substantiva angehängt wird, neue Verba. Die Ableitung erfolgt also:

1) von fremden Verben: *pùfə bouffer*, *šàsə* (Schülersprache) *chasser*, *kúšək yšə* (von Hunden; Jägersprache) *coucher*, *kylə couler*, *fymə fumer*, *húsə housser*, *hyrlə hurler*, *mànšə* (gierig essen) *manger*, *fər-màršántə* (heimlich um wenig Geld verkaufen) *marchander*, *màsàkərə* (neben *màsàkriərə*) *massacrer*, *pàrlə* (französisch sprechen) *parler*, *pèjə payer*, *tràsə* (kann auch vom Subst. *trace* abgeleitet sein) *terrasser*, *tràwàljə* *tràwàklə* *travailler*, *ràwàlə* *rebellare*.

<sup>1</sup> Unter Anlehnung an *inviter* [enfətiərə].

<sup>2</sup> M.-L.; oder von *fraichir* abzuleiten?

<sup>3</sup> Synonyme Bezeichnungen s. Stehle, Els.-Lothr. Schulblatt 1891, S. 227.

2) von fremden Substantiven: fə r- k h à m i s ó l ə (prügeln; schelten; betrügen) von *camisole*, k r à m p ó l ə (Lärm machen) von *carambole*, š i k ə (Tabak kauen) von *chique*, è k á r ə (écarté spielen) von *écarté* (è k á r), f y t ə r ə (schimpfen) von *foutre*, š à w a l ə (Wäsche mit Chlorkali waschen) von *javelle*, m à š i n ə (mit der Maschine arbeiten, dreschen) von *machine*, m à n é w ə r ə (lärmen, schimpfen) von *manœuvre*, m à r ó t ə (stehlen) von *maraude*, m a r j á š ə m à r j á š ə (Kartenspiel spielen) von *mariage*, m o n t ý r ə (mit Kleidern ausrüsten) von *monture*, p á š ə (Würfel spielen) von *passedix* (p á š), p á w ə j ə (pflastern) von *pavé*, f i s i k ə (wie ein Zauberer eilfertig, auch nachlässig arbeiten) von *physique*, p h ý t ə r ə (mit Poudre bestreichen) von *poudre*, r è f ú r m ə (als untauglich befinden) von *réforme*, f ə r k h à n t s ə (Ferien haben) von *vacances*, p á š t ə r ə (kreuzen) von *bastardus* (p á š t ə r), k h à l f à k t ə r ə (heucheln) von *calefactor*, k h à p i l l ə (schelten) von *capitulum*, k h à r f ú ŋ k l ə (schmerzhaft zucken) von *carbunculus*, f ə r k l ý s ə (refl. ablaufen) von *clusa*, t i š k y r s ə (gestikulierend sprechen) von *discursus*, t o k t ə r ə (als Arzt praktizieren; einen Arzt befragen) von *doctor*, p r è t i k à n t ə von p r è t i k à n t (als Prädikant umherziehen) zu *praedicare*, p r è l y' t ə von *praeludium* (oder zu *préluder?*), p r o t s a s ə (Prozess führen) von *processus*, š p è t à k l ə (Lärm machen) von *spectaculum*, š p i ó n ə (spionieren) von *spione*; auch r è w ó l y t s ə (Aufruhr anstiften) von *révolution* (r è w ó l y t s j ú n) mit Wegfall der Endung.

3) von fremden Adjektiven: p á s á w l ə (unpersönlich: angehen) von *passable*.<sup>1</sup>

c. mit der Ableitungssilbe *-ern* [-ə r ə]:

à š t ə r ə von *acheter*, k h à l è p ə r ə von *galop*.

d. mit der Ableitungssilbe *-eln* [-l ə]:

Dadurch entstehen von den Verben Deminutiva. Die Silbe steht an Stelle der französischen Infinitivendung *-er* und tritt auch an Substantiva an. Es werden demnach Ableitungen gebildet:

1) von fremden Verben: p ú f l ə von *bouffer*, p ú r a t l ə<sup>2</sup> von *brouetter*, k y š l ə mit Umlaut k i š l ə von *coucher*, m ý š l ə (heimlich sprechen) mit Umlaut m i š l ə von *moucher* (?).<sup>3</sup>

<sup>1</sup> Das einzige Beispiel, das bis jetzt aufzufinden war.

<sup>2</sup> Unter Anlehnung an *rátle* = mit dem *Rad* fahren.

<sup>3</sup> Vgl. Grimm, D. Wb. unter *«muscheln»*, undeutlich, heimlich sprechen, in Leipzig betrügen beim Mischen der Karten, von der Interjektion *«musch»* gebildet. — Neben *mišlə* gibt es ein *els. mešle* = die Karten mischen.

2. von fremden Substantiven: fər- kornišenlə (durchprügeln) von *cornichon*, mǎrmotlə (geschmacklos, unordentlich anziehen) von *marmotte*, pæjəslə mit Umlaut pæjəslə von *paillasse*, àpətékərlə (nach der Apotheke riechen) von *apotheca* (bezw. von àpətékər).

§ 13.

Wortbildung durch Zusammensetzung.

1. Bildung von Substantiven:

a. durch Zusammensetzung von Substantiv mit Substantiv:

Auf diese Weise entstehen sehr zahlreiche Bildungen. Sie enthalten meist eine Hinzufügung einer Art- oder Gattungsbezeichnung zu dem einen Teile. Die Zusammensetzung besteht gewöhnlich aus einem einheimischen<sup>1</sup> und einem fremden Worte. Es gibt aber ausserdem noch eine Reihe anderer, verdeutlichender oder tautologischer Zusammensetzungen. Diese sind hervorgegangen aus einem etymologischen Bedürfnis und Bestreben des Volkes, solche Fremdwörter, die im Sprachbewusstsein isoliert stehen oder für die das Verständnis fehlt, durch Zusammensetzung mit geläufigen, mehr oder minder gleichbedeutenden einheimischen Begriffen sich verständlicher zu machen und im Gedächtnis zu stützen; freilich wirken auch andere Faktoren mit, so vor allem das Streben nach Fülle des Ausdrucks. Infolge derartiger Bildungen gehen manche Wörter für den selbständigen Gebrauch unter.

Es sind somit zu unterscheiden:

1) determinierende Zusammensetzungen: Sie bestehen in der Hinzufügung eines Art- oder Gattungsbegriffs und dienen:

a) zur Beschränkung eines Fremdworts durch ein einheimisches: wí-kúmi (Reisender für eine Weinhandlung) *Wein* + *commis*, khálpš-khútlètł (Kalbsrippchen) *Kalb* + *côtelette*, èk- oder kheχə-khənsštərlə (Ecken- oder Küchenschrank) *Ecke* oder *Küche* + *canistrum*, mǎ(t)-khi mi (Wiesen-Kümmel) *Matten* + *cuminum*, hys-ér (Hausflur) *Haus* + *aire*; — 2 Fremdwörter: tywák-(k)ytš (Tabakbeet) *Tabak* + *couche*.

b) zur Beschränkung eines einheimischen durch ein fremdes Wort: àfrúntə- oder khálfáktərs-kseχt = *affront*

<sup>1</sup> Es finden sich jedoch auch Zusammensetzungen aus zwei fremdartigen Bestandteilen.

oder *calefactor* + *Gesicht*, š i k ā n ə - p ũ k l = *chicane* + *Buckel*, k ũ m f r è r í - j ũ m f ə r = *confrérie* + *Jungfer*, k h ā r n i š - h o w l (k h ā r n e s [= hd. *Karnies*] -howl) = *corniche* + *Hobel*, k ũ t i - k l æ i t = *coutil* + *Kleid*, k ā m p l - m y ə s = *gamelle* + *Mus*, k a r n i - h è r = *garni* + *Herr*, k a ŋ k ə t - è l = *quinquet* + *Oel*, s a n ə - p l è t r = *séné* + *Blätter*, w æ r n i - š y ə = *vernis* + *Schuhe*, á n ə s - p r è t l = *anisum* + *Brötchen*, t e p ə t á t - h o l s = *deputatum* + *Holz* usw.

Anm. zu 1): Hierher gehören auch Zusammensetzungen von Infinitiven und Substantiven: t r ā n š i ə r - m a s ə r (Messer zum Zerschneiden) = *trancher* + *Messer*, f a k s i ə r - k h è š t (Rosskastanie, eigentl. Kastanie zum Vexieren) = *exare* + *khěšt* (Lehnwort aus *castanea*) u. andere.

2) verdeutlichende Zusammensetzungen: Der Inhalt eines Fremdworts wird ganz oder teilweise durch ein einheimisches wiederholt:

t ā p i - è p f ə l ə (pomme d'api) *api* + *Apfel* (dem.), p è n ə - w á j ə l *benne* + *Wagen* (dem.), p r i o š - r e ŋ l ə *brioche* + *Ring* (dem.), k h ā n t l - t s ũ k ə r (sucre candi) *candi* + *Zucker*, k h ā p y t - r o k *capote* + *Rock*, š ā n t (l) - l i ə ɣ t *chandelle* + *Licht*, š ā p o p á - h y ə t *chapeau bas* + *Hut*, š ā r ə p á - w â j ə *char à bancs* + *Wagen*, s i l a n t ə r - h y ə t *cylindre* + *Hut*, p a j ə n é t - š t ā ŋ *espagnolette* + *Stange*, š ā l y s í - l á t ə *jalousie* + *Läden*, š ā w a l ə - w á s ə r *javelle* + *Wasser*, á m l ũ ŋ ə - m á l *amylum* + *Mehl*, k h ā r - f ũ ŋ k l - š t w i n *carbunculus* + *Stein*, à n t i f i - s á l á t *endivia* + *Salat* und viele andere; 2 Fremdwörter: r a k æ i s - k h ũ r *racaille* + *corps*, o k t r w a - p y r o *octroi* + *bureau*.

b. durch Zusammensetzung mit der Partikel *ge-*.

Siehe hierüber im folgenden Anhang.

## 2. Bildung von Adverbien:

Die Bildung von Adverbien ist in der Mundart seltener; einige Beispiele sind: t a r m i n s - w i s (ratenweise) von *terminus* + *Weise*, w á k ə s - m á s i (nach Art eines Strolches) von *vagabundus* + *mässig*, š t á t s - m á s i (grossartig, prunkhaft) von *status* + *mässig* u. dgl.

## 3. Bildung von Verbis compositis:

Neue Verba entstehen durch Zusammensetzung fremder Verben mit einheimischen Präfixen und Präpositionen. Siehe hierüber im folgenden Anhang.



A n h a n g :

Z u s a m m e n s e t z u n g m i t P a r t i k e l n .

Die Partikeln werden in der Zusammensetzung namentlich zur Bildung von Verben verwendet. Mit dem Präfix *ge-* werden jedoch, abgesehen von seiner Verwendung bei der Bildung des Partizipiums Präteriti, nur Substantiva, mit dem Negationspräfix *un-* nur Adjektiva und Partizipia (bezw. Adverbia) neugebildet. Viele der Zusammensetzungen, so besonders die zahlreichen mit dem Präfix *ver-*, entspringen dem Streben nach Deutlichkeit und Kraft des Ausdrucks und nach formellem Pleonasmus. Einer bequemeren Uebersicht halber ist der Gebrauch der gesamten Partikeln hier zusammengestellt. Es kommen folgende in Betracht:

1. untrennbare Partikeln:

**er-**

*ər-* (mhd. *er-*), in Zusammensetzung mit fremden Verben, wird nicht sehr häufig verwendet: *ər - p a r m ə t i ə r ə p e r m e t t r e* wohl unter dem Einfluss des deutschen *er-*lauben; *ər - m ā n t ə n i ə r ə m a n t e n e r e*.

**ver-**

*fər-* (mhd. *ver-*). Dieses Präfix ist am zahlreichsten vertreten und hat die mannigfachsten Bedeutungen. Im Elsässischen fällt es ausserdem zusammen mit mhd. nhd. *zer-*. Es drückt eine Veränderung, ein Bewirken, Beenden, Verderben, Verbrauchen aus und ist allgemein verstärkend: *fər - à k ə t i ə r ə a c c o r d e r*, *fər - à s ə r i ə r ə (v e r s i c h e r n) a s s u r e r*, *fər - à m ə s i ə r ə (r e f l.) a m u s e r*, *fər - à f r ũ n t i ə r ə* (dial. *fər - š a l t ə* ausschelten) *a f f r o n t e r*, *fər - à l t ə r i ə r ə (v e r - ä n d e r n) a l t é r e r*, *fər - k h à m i s ó l ə* vom subst. *camisole*, *fər - š à m ə r i ə r ə (v e r = z e r h a u e n) c h a m a r r e r*, *fər - t è r à ŋ š i ə r ə d é r a n g e r*, *fər - è k s k h y s i ə r ə e x c u s e r*, *fər - m à s à k r i ə r ə m a s s a c r e r*, *fər - n è k l i š i ə r ə n e g l i g e r*, *fər - r à n š i ə r ə r a n g e r*, *fər - r y n i ə r ə r u i n e r*, *fər - t r à ŋ š i ə r ə* (dial. *ver = z e r s c h n e i d e n*) *t r a n c h e r*, *fər - p à š t ə r ə* vom subst. *bastardus*, *fər - k h à l f à k t ə r ə* vom subst. *calefactor*, *fər - p r o t s ə t i ə r ə p r o c e d e r e*, *fər - p r o t s a s ə* vom subst. *processus*; ein Adjektiv in Partizipialform: *fər - m à l ə f i t s t* vom subst. *maleficium*.

**ge-**

kə-, k- (mhd. *ge-*). Auch ausser im Partizipium Präteriti<sup>1</sup> findet dieses Präfix mannigfaltige Verwendung; es hat die Bedeutung des Zusammenseins. In Zusammensetzungen mit Substantiven und Verben bildet es Sammelnamen; im letzteren Falle enthalten die Kollektiva meist einen tadelnden Sinn und bezeichnen eine Wiederholung oder ein Andauern.<sup>2</sup>

a) Zusammensetzung mit Substantiven: kə-pàljáš n. (Durcheinander) *bailliage*, k-færaj n. (altes, zerrüttetes Werkzeug, Haus) *ferraille*, k-ràkùntr, n. (Lärm, Auflauf) *rencontre*, k-štát m. (Aufwand) *status*, k-špàs m. (Spass) *spasso*, k-štampənějə (Unannehmlichkeiten) *stampania*; andere Zusammensetzungen siehe § 12, 1: a unter 2 und 4.

b) Zusammensetzung mit Verben im Infinitiv: Das -ə der Endung fällt weg, und ein s wird angefügt<sup>3</sup>; alle Bildungen sind sächlichen Geschlechts, ihre Zahl ist äusserst gross. Beispiele: kə-khùmətiərs (befehlerisches Reden) von *commander*, kə-lámətiərs (Gejammer) von *lamenter*, kə-prasiərs (das Eiligtun) von *presser*, kə-rəsəniərs (streitsüchtiges, rechthaberisches Sprechen) von *raisonner*, kə-répətiərs (unangebrachtes Vorhalten) von *répéter*, kə-tešpətiərs (Zänkerei) von *disputare*, kə-tarməniərs (lautes Lärmen) von *terminare*, k-ráwals (aufrührerisches Reden) von *rebellare*, kə-trewliərs (eifriges Drängen) von *tribulare* usw.

Anm. Nach Analogie der zahllosen Zusammensetzungen mit Verben nehmen auch solche mit Substantiven ein s am Ende und neutrales Geschlecht an:

kə-prèámpəlúms oder kə-práldámpəlúms von *praeambulum*, k-šmýrális *Schmieralien*.<sup>4</sup>

**un-**

ùn-, vor Gutturalen ùŋ- (mhd. *un-*), steht als Negationspräfix nur in Zusammensetzungen mit Adjektiven und Partizipien.

a) Zusammensetzung mit Adjektiven: Die Adjektiva selbst können ursprüngliche oder erst in der Mundart gebildete sein; die so entstandenen Neubildungen haben wieder den Wert von Adjektiven: ùn-tèlikhát von *délicat*, ùn-èkál von *égal*, ùn-èksàkt von *exact*; ùn-àməsiərli vom Verbum *amuser*, ùn-ápətítli vom subst. *appétit* usw.

<sup>1</sup> Vgl. § 11.

<sup>2</sup> Vgl. M. - L. unter *ge-*.

<sup>3</sup> Als Zeichen des Genitivs? vgl. § 9, 2: 3.

<sup>4</sup> Vgl. § 12, 1: a unter 4.

b) Zusammensetzung mit Partizipien: ùŋ-kflátiært von *flatté*, ùŋ-kfaksiært (und ùnəkfaksiært = ohne . . . .) in der Bedeutung «ohne Scherz» von *vexare*, ùŋ-kšeniært von *géné* usw.

Diese Bildungen haben ebenfalls die Geltung von Adjektiven, z. B. ə-n-ùŋkšeniærtər mènš ein dreister Mensch; doch viele von ihnen werden gewissermassen nur adverbial, als Partizipia absoluta, gebraucht. So z. B. ein einheimisches Wort ùŋkasə vom Partiz. *gegessen*: ar eš ùŋkasə oder ásə (= also) ùŋkasə fùrtkàŋə er ist, ohne gegessen zu haben, fortgegangen; ebenso ùŋkflátiært von *flatté*: eχ sê tes ùŋkflátiært ich sage dies, ohne zu schmeicheln, ùŋkfaksiært ohne zu necken, ohne Scherz.

## 2. trennbare Partikeln:<sup>1</sup>

### ab

àp, á, ó (mhd. *abe*, *ab*), vielfach identisch mit *durch* und *ver*: àp-khàmisólə von *camisole*, àp-tešpətiərə zu *disputare*, àp-khàpitolə von *capitulum* usw.

### an

àn, ón, â (mhd. *an*, *ane*): àn-ofriərə (an-bieten) von *offrir*, àn-prəsətiərə (an-bieten) von *présenter*, àn-ortəniərə von *ordonner*, àn-rèkhùmətiərə von *recommander* usw.

### auf

ùf (mhd. *úf*): ùf-màrikiərə von *marquer*.

### aus

ys (mhd. *úz*): ys-šwásiərə von *choisir*, ys-pàrikiərə entsprechend dem durch volksetymologische Anlehnung der Vorsilbe *em-* an ein- gebildeten eŋ-pàrikiərə von *embarquer*, ys-rànšière von *ranger*, ys-prəštiərə von *praestare* usw.

### hinaus

nys: nys-špətiərə von *spedire*.

### durch

tùriχ (mhd. *durch*), identisch mit *ab* und *ver*: tùriχ-khàpitolə vom subst. *capitulum*.

<sup>1</sup> In Zusammensetzungen mit trennbaren Partikeln und mit der untrennbaren *un-* tragen diese Partikeln den Hauptton des ganzen Ausdrucks.

### **fort**

fürt (mhd. *vort*) drückt eine Bewegung in die Ferne, eine Verlängerung, Fortsetzung der Handlung aus: fürt-šàsə von *chasser*, fürt-plètiərə von *plaidier*, fürt-tešpətiərə von *disputare*, fürt-špètiərə von *spedire*.

### **herum**

ərùm, rùm (mhd. *hër-umbe*) bedeutet im Elsässischen auch soviel wie *umher*: rùm-khàmpiərə von *camper*, rùm-flàŋkiərə von *flàner*.

### **hin**

ànə (ahd. *hina*, mhd. *hine*, *hin*), eigtl. *an-hin*: ànə-trànsportiərə von *transporter*.

### **weg**

əwək, wək (mhd. *enwec*): əwək-tešpətiərə von *disputare*.

### **zusammen**

tsàmə (mhd. *zesamene*): tsàmə-ràməsiərə von *ramasser*.

---

## V.

### **Wortumbildungen.**

Ausser dem Streben, sich Worte und Lautkomplexe möglichst verständlich und mundgerecht, Bezeichnungen möglichst plastisch und anschaulich zu machen und das Ganze so dem Sprachbewusstsein näher zu bringen, tragen besonders auch Zufallslaunen und Missverständnis zu einer weitgehenden Umgestaltung der Wörter bei. Da das Volk schon von vornherein einen gewissen Abwillen gegen alles Fremdartige besitzt oder wenigstens grosses Schwanken und Unsicherheit im Gebrauche fremder Wörter an den Tag legt, gewinnt die ganze Erscheinung der Wortumbildungen vielfach den Charakter eines verzweifelten Ringens mit den fremden Eindringlingen, auf deren Kosten gewöhnlich der Sieg ausfällt.

### § 14.

#### **Volksetymologie.**

An den mannigfachen Veränderungen der äusseren Wortgestalt hat die Volksetymologie einen bedeutenden Anteil. Sie besteht darin, dass fremde Wörter an geläufige

einheimische, mehr oder minder ähnlich klingende in der Form und oft auch in der Bedeutung angelehnt werden; schon jeder leiseste Anklang an ein bekanntes Wort kann eine Anlehnung bewirken. Es liegt hier ein etymologisches Bedürfnis des denkenden und sprechenden Volkes zu Grunde, welches die objektive, sprachliche Verwandtschaft der in Verbindung zueinander gebrachten Wörter ganz ausser Acht lässt; wo die Volksetymologie sich mit der wissenschaftlichen deckt, geschieht dies völlig unbewusst: alles beruht nur auf subjektivem Eindrücke. Daher liegt es überhaupt im Wesen der Volksetymologie, «dass sie das Unverstandene, Ungewohnte, Fremde nicht nach der Wahrheit (ἔστωμον), sondern nach dem mehr oder minder verführerischen Scheine oberflächlich deutet».<sup>1</sup> Sobald deshalb Leute, die die fremde Sprache verstehen und kennen, auf die Mundart Einfluss gewinnen, so kann sich die Volksetymologie nicht mehr in jener freien und ungehinderten Weise entfalten.

Neuerdings wird nach dem Vorgange von W u n d t<sup>2</sup> «dem alten Begriff der Volksetymologie eine vollkommenerere, ihrem wirklichen Wesen entsprechendere Fassung» gegeben, die in der Benennung lautlich-begriffliche Wortassimilation einen klaren und deutlichen Ausdruck finden soll.<sup>3</sup> Lautähnlichkeit und Bedeutung (Sachvorstellungen) sind also die eigentlichen Ursachen der volksetymologischen Bildungen. Während Wundt die rein lautlichen Wortassimilationen nicht unter den Begriff der Volksetymologie fasst, werden im folgenden auch diese mit einbegriffen. Freilich steht auch bei Wundt die erste Klasse der volksetymologischen Bildungen, nämlich die Wortassimilationen mit begrifflichen Nebenwirkungen, den rein lautlichen Assimilationen noch nahe; bei der anderen Klasse, den Wortassimilationen mit Begriffsumwandlungen, überwiegt das begriffliche Moment. Vollständige Begriffsumwandlungen werden im folgenden erst unter VII, § 19 ff. vorgeführt. Ueber den Einfluss der Volksetymologie vgl. auch § 17.

Die einheimische Sprache selbst ist reich an volksetymologischen Umbildungen der eigenen Wörter; p f i f h o l l ä r (mhd. *vivalter*) ist angelehnt an *Pfeife* und *Holunder*, p r a n m ù k aus p r a m ù k (mhd. *brème* + *Mücke*) an *brennen*, k r è w æ n æ y (Krähen = Hühnerauge) an *Kragen*, h ä r t è p f l (*Erdäpfel*) an *Herd*, k r ü m p i æ r æ (*Grundbirnen* = Kartoffeln) an *krumm*, k r ü m p æ r æ ausserdem an *Beeren* (statt

<sup>1</sup> Andresen, a. a. O., S. 1.

<sup>2</sup> Völkerpsychologie, I, 1, 472 ff.

<sup>3</sup> Sievers Beiträge, 27, 409 ff.



Birnen), *k h y t æ r p è r š i* aus *k h y t æ p è r š i* (*k h y t* = Grube: Kaulbarsch) an *Kauder* (= Werg) und viele andere.

Bezüglich der Fremdwörter lässt sich unterscheiden :

### 1. unbewusste Volksetymologie.

Bei weitem die grösste Zahl der Anlehnungen geht *unbewusst* und *unwillkürlich* vor sich. Nicht nur ganze Wörter und deren wesentliche Bestandteile, sondern auch Bildungs- und Ableitungssilben, Präfixe u. dgl. erfahren Anlehnung und Umbildung; auch sie gehören deshalb in das Gebiet der Volksetymologie.

#### a. Bildung von Scheinpräfixen, -suffixen u. dgl.:

1) *ab* wird zu Grunde gelegt in: *â - à p - s æ l w i æ r æ* *absolvere*, *â - w à l* (abwärts) *aval*, *â p - l à ŋ* *oblong*.

2) *an* wird substituiert in: *â n - m æ r æ* *amarrer* unter dem Einfluss von *an*-binden, ähnlich *â n - t r a s* *adresse* (die *an* jemand gerichtet wird), *â n - ô n t à k* *attaque* unter dem Einfluss von syn. *An*-fall, *â n - t à ç i æ r æ* *attaquer* syn. *an*-packen; *â n - t r à p i æ r æ* *attraper* syn. *an*-treffen; bei *â ŋ - k à š i æ r æ* *engager* ist die Anlehnung erkennbar durch die Loslösung des *an* vom Verbum z. B. in dem Satze: *æ r h è t s e ç â n l ò n k à š i æ r æ* er liess sich anwerben.

3) *ein*: *i n - e ŋ - p à r i k i æ r æ* *embarquer*<sup>1</sup>; *i - t r a s i æ r t* und *e ŋ - k æ t r a s i æ r t* *intéressé*.

4) *ver*: *f æ r - k h à n s* *vacances*; bei *f æ r - t ó r i à* *victoria* spielt ein Euphemismus für (Gott) *f æ r t à m i* (verdamme mich) mit.

5) Die adjektivische Ableitungssilbe *-ig*<sup>2</sup> liegt vor in *f y t - i* aus *foutu*; vgl. ferner § 8, 2: Lautverlust unter 5.

6) Tritt an das Suffix *-lich* ein *t an* (*-licht*), so lautet es im Elsässischen *-l a ç t*, *-l a t*. Die damit zusammengesetzten Adjektiva bezeichnen Farbe, Gestalt, Geruch etc. Die Mundart ist ausserordentlich reich an solchen Bildungen, z. B. *p e t æ r l a ç t* von *bitter*, *s i æ s l a ç t* von *süss*, *k r è y l a ç t* von *grau*, *k l æ i n l a ç t* von *klein*, *r ù n t l a ç t* von *rund* usw. Nach dem Vorbild solcher Wörter ist auch das französische Adjektiv *alerte*<sup>3</sup> *â - l a ç t*, *â - l a t* als zusammengesetzt mit *-l a ç t*, *-l a t* aufgefasst worden.

<sup>1</sup> Nur aus diesem Grunde konnte man auch *ys* (aus) - *p à r i k i æ r æ* bilden.

<sup>2</sup> Vgl. § 12, 2: Bildung von Adjektiven unter b.

<sup>3</sup> Es ist demnach die Aussprache eines Zäpfchen-*r* anzunehmen, das als *ch* [ç] gedeutet wurde; doch auch ohnedies lässt sich die Anlehnung leicht begreifen.

7) Die häufige Endung *-on* französischer Substantiva wird in der Mundart (neben *ù*) gewöhnlich zu *-ùŋ*. Sie entspricht dem deutschen *-ung* (in Handlung, Endung usw.) in der äusseren, lautlichen Form. Aber diese deutsche Ableitungssilbe hat auf das neu entstandene *-ùŋ* auch insofern eingewirkt, als einige hierher gehörige Fremdwörter weibliches Geschlecht angenommen haben; dadurch wird die Anlehnung bestätigt: *p è t ù ŋ* f. *béton*, *š à m p ù ŋ* f. (auch m.) *jambon*, *s y p s ù ŋ* f. *soupeçon*, *w i l ù ŋ* f. *violon*, *k a l t s ù ŋ* f. *caleçon*.<sup>1</sup>

Lateinische Wörter auf *-um* erleiden in wenigen Fällen dieselbe Veränderung: *à m l ù ŋ* *amylum*, *p r è à m p y l ù ŋ ə* (plur.) *praeambulum*.

Analog ist gebildet ein franz. Wort auf *-in*: *p y l t ù ŋ* f. *bulletin*.

8) Mit der Endung *-er* [-ər] werden im Deutschen zahlreiche *nomina agentis* gebildet. Ihnen entsprechen fremde Substantiva mit der Endung lat. *-or*, franz. *-ier*; jenes wird elsäss. zu *-ər*, dieses geht als *-je*, abgeschwächt als *-jə* in die Mundart über. Allein manche französischen Wörter auf *-ier* werden im Elsässischen *-jər*, also in der Schriftform der Fremdsprache, gesprochen, ohne dass aber das Lautbild eingewirkt hätte. Die Erscheinung beruht vielmehr darauf, dass solche Substantiva aus dem etymologischen Bedürfnis der Sprache mit der geläufigen Silbe *-ər* zur Bezeichnung einer tätigen Person ganz neu und selbständig durch Ableitung<sup>2</sup> gebildet werden, so z. B.:

*p r à k ù n j ə r* (neben *p r à k o n j e*) *braconnier*, *k h à n t ù n j ə r* (neben *k h à n t o n j e*) *cantonnier*, *k r è f j e r* (neben *k r è f j e k r è f j ə*) *greffier*, *k h ù n t ə r p a n j ə r* (neben dem von *contrebande* gebildeten *k h ù n t ə r p a n t l ə r*) *contrebandier*; ihnen schliesst sich an *s à l à t j ə r* *saladier*.

Anm. Die Ableitungssilbe *-ər* erkennt man ferner in *j ó p ə r* aus *jobard* (?), *p à š t ə r* (neben *p à š t ə r t*) aus *bastardus*; so erklärt sich auch der Wegfall des *t*.<sup>3</sup>

9) Die Endung *-ania* in *stampania* [š t a m p ə n é j ə] wird durch die bekanntere *-erei*<sup>4</sup> ersetzt, also *š t a m p ə r é j ə*; in ähnlicher Weise wird ital. *porcellana* durch Einfluss der zahl-

<sup>1</sup> Einfluss des syn. «Hosen» auf das Geschlecht ist nicht ausgeschlossen.

<sup>2</sup> Sie hätte also in § 12 Platz finden können; doch wegen der wenn auch nur rein äusserlichen Aehnlichkeit mit der fremden Form ist sie hier eingereiht worden.

<sup>3</sup> Vgl. § 8, 2: Lautverlust unter 5.

<sup>4</sup> Vgl. § 12 unter 1. — Die Dissimilation *n* zu *r* ist nur scheinbar.

reichen Wörter auf *-in* (z. B. *mètətsin médecine*) zu *portsəlín*.

10) Nach weiblichen Substantiven auf *-in* [-ə] hat man *kùwərnánt-ə* von *gouvernante* gebildet. Die Erscheinung ist parallel der unter 8. erwähnten.

b. Anlehnung an einheimische Wörter und Wortelemente:<sup>1</sup>

1) Fälle, in denen die Anlehnung der Bedeutung irgendwie entspricht oder dieselbe beeinflusst hat:

*aide de camp* ètəkàŋ (einer, der für jemand einen *Gang* tut),  
*bagage* pəkáš kəpəkáš (*Pack, Gepäck* wie die Vorsilbe *ge-* zeigt),  
*bamboches* davon fər - pəm pəš iərə (dial. fər - pəm plə, - pəm plə = vergeuden),  
*bandage* pəntáš (*Band*),  
*bandoulière* pəntliər (*Band*),  
*bavarder* pəwatrə (*watrə* eig. wettern = schimpfen),  
*biscuit* piskwit (*pisə* = beissen),  
*bombe* pum (onomatopoietisch),  
*canapé* khànəpət (*Bett*),  
*capote* khápýt (*Kappe*), ebenso zahlreiche andere mit *cap-* beginnende Wörter wie *khápəšúŋ capuchon* usw.,  
*chagrin* šàkrelə (*Grille*),  
*char à bancs* šàrəpək (*Bank*),  
*étape* tápə (*tappen* = gehen),  
*faillir* fəliərə (*fallen*), ebenso *faillite* fəlít,  
*finaud* fino (*fein*), ebenso *finesse* finas,  
*flambeau* flám pə (*Flamme*),  
*fouirage* fyətərəš<sup>2</sup> (*Futter*),  
*fraichir* freš iərə<sup>3</sup> (*frisch*),  
*hanter* hantiərə (*Hand*),  
*harceler* hásliərə (*Hass*),  
*huissier* hysje (*Haus*, weil der betr. Mann ins Haus kommt),  
*invalidité* ùnfəlitét (*Unfall, Unfallversicherung*),  
*névralgie* èwràlš i (*èwar* = obere in Bezug auf den Kopf),  
*oblong* àplàŋ (*ab und lang*),  
*rage* rás<sup>4</sup> (*rasen*),

<sup>1</sup> Die einzelnen Fälle sind alphabetisch nach der Fremdsprache geordnet; in Klammern ist die Anlehnung angegeben.

<sup>2</sup> Nach § 12, 1: a könnte man auch Ableitung von *Futter* mit der Silbe *-age* annehmen.

<sup>3</sup> Doch vgl. § 12, 3: Bildung von Verben unter 2 b.

<sup>4</sup> Nach Stehle. Els.-Lothr. Schulblatt 1891, S. 227 „gewiss zusammenhängend mit mhd. *raeze* = scharf, heftig, wild, wütend“;

rester r a š t i æ r æ (*Rest*),  
 rhumatisme r i s m æ t i s æ (*reissen*, Bezeichnung des Schmerzes),  
 rondelle r ù n t è l (*rund*),  
 rouler r o l i æ r æ (*rollen*),  
 ruche r y š (*rauschen*, bei der Bewegung),  
 ruiner r ù m æ n i æ r æ (*rùm* herum = *durcheinander*),  
 scrupuleux š t r y w l ó s (*štrywl* = *Verwirrung*),  
 spirale š p è r à l (*sperren*),  
 uniforme y n i f ù r m (*Form*).

Der Name eines Gutsbesitzers Lefébeur wird umgedeutet zu L è f l p ý r (*Löffel-bauer*) als Hofname; in ähnlicher Weise wird t à m p ý r (*-Bauer*) als Hofname gebraucht für einen Mann, der früher als französischer tambour diente. —

antichristus a n t æ k r e š t (der am *Ende* der Welt kommen soll),  
 carbunculus k h à l f ú ŋ k l (*funkeln*),  
 hospes h ù š p æ s (*Haspel*),  
 orare ù r æ (in die *Ohren* reden),  
 perpendiculum p à m p æ r t i k l (*pàmplæ* = Bezeichnung für die schwingende Bewegung),  
 praedicare p r è t i k à n t æ (*predigen*),  
 syringa t s e t æ r e ŋ k (*zittern*, von der Bewegung),  
 tyrannus t è r à n (*dürr* und syn. dial. r à n),  
 vesicatorius f l i s i k h à t ó r (*fließen*, infolge des aufgelegten Zugpflasters),  
 vexare in f a k s i æ r k h è š t Rosskastanie, dafür l à k s i æ r k h è š t (*laxieren*; im Gegensatz zu den essbaren Kastanien). —

campeggiare k h à m p æ i s æ (*pæis pæits* Beize = strenge Arbeit),  
 cavoli rape k h è l r y æ w æ (*Rüben*),  
 influenza f y l a n t s i à (*Faulenzer*, Faulheitskrankheit),  
 rochetta k r à ç é t l (*krachen*),  
 strapazzare š t r à w l æ t s i æ r æ (*strampeln*, štråwlæ). —  
 pitchpine p i t š p æ i m æ z. B. Holz (*-baumen* wie n ù s p æ i m æ h o l s Nussbaumholz),  
 tramway t r à m w á j und t r à m w è w e (*Weg* und *Wagen*). —  
 krakeel k r à k é l (*krachen*).

2) Fälle, in denen die Anlehnung rein äusserlich (lautlich) erfolgt ist :

adjoint à t š y æ (*Schuh*),  
 alcool à l k h ó l (*Kohle*),  
 alcôve à l k ù f (*kùf* = *Stecknadel*),

aber dann müsste es els. r á s lauten, das übrigens erhalten ist als scharf, ätzend.

bascule p à s k y l (*passen*),  
 béton p è t ù ŋ (*Bell*),  
 bimbelot + bagage [p e m p ə l ə p á š] p e n t ə l ə p á š (*Bündel*),  
 bombasin p ù m ə s i n (*pùm bombe*),  
 caisse d'épargne k h è š t ə p à ŋ k<sup>1</sup> (k h è š t ə entweder *Ka-*  
*stanien-* oder *Kosten-* und *Bank*),  
 calorifère k h à n ù n i f è r<sup>2</sup> (*Kanone*),  
 candi (sucre candi) k h à n t l - t s ù k r (mhd. *kandel* = *Dachrinne*),  
 canevas k h à n ə f á s (*Kanne und Fass*),  
 casemate k à s ə m á t ə (*Gasse und Matte*),  
 casserole k à s r o l (*Gasse und rollen*; selbst mit Einwirkung  
 auf die Bedeutung von einem Mädchen gesagt),  
 cassonade k h à š t ə n á t (*Kasten*),  
 champ de Mars (Colmar) s à n t m á r š (*Sand-Marsch*),  
 cocarde k y k á r t (*gucken*),  
 contrebande k h ù n t ə r p à n t (*Band*),  
 couche k y t š (*Kutsche*),  
 débit t è p i (*Teppich*),  
 eau de lavande l o t l ə w á ŋ (*lotteln*),  
 employé à m p l o y i ə r t ə r (*ploy. = Block*),  
 excusez o k s k h y ' s ə (*Ochs*),  
 flageolet f l à š ə n é t l (*Flasche*),  
 flâner f l à ŋ k i ə r ə (*Flanke*),  
 fleur d'Orange f l è t r á r š (mhd. *vlëdern* = *flattern und*  
*Arsch*),  
 foutu là cassé f y t i l a k h a s i m i r (Name *Kasimir*),  
 grenadier k r à n á t i ə r ə r (*Granate*),  
 gros de Naples k r o t ə n á w l (*Kröte und Nabel*),  
 gros de Tours k r o t ə t y ' r (*Kröte*),  
 hasard h à s á r (*Hass*),  
 housse h y s (*Haus*),  
 intéressé i t r a s i ə r t (*dressieren*),  
 martinet m á r t i n è (Name *Martin*),  
 miquelet m e y ə l ə (Name *Michael*),  
 moustache m u s t ə š (Str. *Asche*, nach p o t ə š *potache*),  
 nougat m ù k a (*Mokka*),  
 papillote p á p l j ù t (*pappeln und Jude*),  
 passe-temps p o s l ə t á ŋ k, Rda. ù f p o s l ù n t á ŋ k =  
 umsonst (*posl* von *bosseler*, *táŋk* *Dank*),  
 ponts couverts p ù ŋ k ə w á r und p ù m k ə w á r (*Gewehr oder*  
*Wehr* und im 2. Falle ausserdem *pùm*: onomatopoietisch),

<sup>1</sup> Jb. VI, 158.

<sup>2</sup> Auch Kanonepferd.



procès-verbal k r ò s ə w a r p l (*gross*),  
raspail (eau de Raspail) r o s p o l ə w à s ə r (= Pferdewas-  
wasser),<sup>1</sup>

soupape s y p à p (*Pappe*),  
supposé t s ù m p o s e (*zum Beispiel*),  
tromper t r ù m p i ə r ə (*trùm = Trommel*),  
vacciner w à k s ə n i ə r ə (*Wachs*). —

absolvere à p s à l w i ə r ə (*salben = durchprügeln*),  
accurate à k r à t (*gerade*),  
adiunctus à t j ù ŋ (*jung*),  
albella sc. populus p è l s - p ə ý m (*Pelz und Baum*),  
aloe à l i w é (*Leibweh*),  
balsamina p è l s ə m i n l ə (*Pelz*),  
discursus t e s k ù r t s (*kurz*),  
gravitas davon k r à f ə š t à t i š Str. statt k r à f ə t é t i s  
(Ortsname *Grafenstaden*),  
kataplasma k h à r t ə p l à (*Karte*),  
klysterium k r e š t i ə r (*Christ*),<sup>2</sup>  
oxycroceum o k s ə k ə p r ó t ə s (*Ochsengebratenes*) und o k s ə -  
k r i t s ə -pflaster (*Ochs und Kreuz = Rücken*),  
podagra p o t ə k r à (*Boden*),  
radicalis r à t ə k h à l (*Ratte und kahl*),  
ros marinus r ù s ə m à r i n (*Rosen*),  
secreta t s e k r é t (Name *Grete*),  
strangulare š t r a ŋ l i ə r ə (*streng*),  
vidimus (?) (vgl. § 12, 1 a unter ð) f i l l i p y s (Name *Philipp*). —

bracciatello p r a t š t a l (*Brett*),  
muscatello m ù š k ə t a l ə r (*Teller*),  
scorzonera š t o r t s ə n i ə r ə (*štorsə = Storr und Nieren*),  
spargimento š p à r i k l ə m a n t ə š p à i r ž l ə m a n t ə (*Spargel*),  
tulipano t y l i p à n t (*Band*). —

shawl š á l (*Schale*). —

mudder m y ə t ə r (*Mutter*).

## 2. bewusste Volksetymologie.

Es gibt auch Anlehnungen, die vom Volke mit Bewusst-  
sein und Absicht vollzogen werden; sie gehören streng ge-

<sup>1</sup> M a r t i n, Sprachverhältnisse und Mundarten S. 2.

<sup>2</sup> Zunächst wohl Dissimilation von l > r, dann Anlehnung.  
V. H e n r y bemerkt *grammaire* 61, 3: «kreštïar clystère est refait  
par étymologie populaire sur le participe krešt, apprêté»: er nimmt  
also Anlehnung an «gerüstet krešt» an.

nommen nicht in das Gebiet der eigentlichen Volksetymologie.<sup>1</sup> Diese bewussten Anlehnungen enthalten in der Regel scherzhafte Deutungen und offenbaren nicht selten einen gesunden Volkswitz.

Eine solche bewusste Volksetymologie tritt uns entgegen in Arnolds Pfingstmontag III 4, wo zugleich das Fremdwörterwesen verhöhnt wird. Der demnächstige «Dokter» Reinhold weiss für gewisse Naturerscheinungen keine andere Erklärung zu geben als die: «*Prodigia* sind dies, die in *Mysterien* gehüllt, dennoch gewiss nicht unerklärbar sind». Aber Herr Mehlbrüh will sich mit den gelehrten Ausdrücken nicht abfinden und versteht unter *Prodigia* «*Brodbrichia*» («Brod bringt diss Dings als yn»), unter *Mysterien* «*Mist in Ehre*» («Was? Mist in Ehre?»).

Andere Beispiele dieser Art sind:

conferentia k h ù n f r a s (*fressen*, weil das Volk glaubt, dass bei diesen Gelegenheiten vor allem «gut gegessen» wird),  
 conscrit h ù n s k r i (*Hund*, weil sich die Betreffenden manchmal schlecht betragen),  
 garde nationale k à r t š n à l und k à r t n à ž t i k à l (*Schnalle* und *Nachtigall*),  
 professor p r á f a s æ r und p r á f r a s æ r (*brav* = tüchtig *essen* bezw. *fressen*), auch p r ó t f r a s æ r (*Brot-Fresser*),  
 gendarme š à n t à r m (*Schande* und *arm*, Rda.: p è s æ r š à n t - à r m à s š à n t r i ž besser an Schande arm denn reich),  
 voilà w a l a (*Wellen*, Rda.: w a l a s e k h ə š i t æ r Wellen sind kein Scheitholz),  
 écoute è k y t (auf die Aufforderung «*écoute*» antwortet einer: è k y t e š ə k a n s l o ž und meint dabei: *égout* ist ein Gänslotch, d. i. eine grosse Pfütze zum Baden der Gänse) [M.-L.].

### § 15.

#### Vermengung fremder Wörter und Wortelemente unter einander.<sup>2</sup>

Mit der Volksetymologie, welche im obigen Sinne die Anlehnung fremder Ausdrücke an einheimische umfasst, ist eine andere Erscheinung aufs engste verwandt, bei der ein fremdes

<sup>1</sup> Vgl. O. Weise in Zs. f. Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft XII (1880), 207, wonach von der wahren Volksetymologie (im Sinne Förstemanns, der den Namen zuerst gebrauchte) sorgfältig zu trennen ist, was auf absichtlicher Entstellung oder künstlicher, unrichtiger Deutung beruht.

<sup>2</sup> Ueber Wortvermengungen s. Wundt, Völkerpsychologie I, 1, 375.

Wort wieder an ein geläufigeres, aber fremdes angelehnt, mit ihm vermengt, kontaminiert wird. Der Vorgang wird durch dieselben Faktoren hervorgerufen wie die Volksetymologie. Das Gedächtnis, in dem die verschiedenartigsten Fremdwörter haften, sucht unwillkürlich zwischen ihnen irgend welche etymologischen Anknüpfungen und Beziehungen herzustellen. Da ferner das überfüllte Sprachbewusstsein die fremden Ausdrücke nicht klar auseinander halten kann, so wird häufig ein Zusammenfließen in eine Form stattfinden, wobei das geläufigste und häufigste Wort das Uebergewicht behält. Dies geht so weit, dass sogar ein Wort mit Beibehaltung der ursprünglichen Bedeutung vollständig durch ein anderes ersetzt werden kann. Manchmal geschehen die Vermischungen auch hier mit Absicht und Scherz. Beispiele:<sup>1</sup>

baromètre p à r l ə m è t r (*parler*),  
 bataclan p a t a k l i k (*clique*),  
 bimbelot p e m p ə l ə p á š (*bagage*),  
 brigadier p r i k á r t j ə (*garde*),  
 caboche k h a p è š und selbst t a p è š (*dépêche*),  
 chagriner š à k ə n i ə r ə (*chicaner*, oder bloss Ausfall des r  
 in chagriner?),  
 discourir t e š k l ə r i ə r ə (*déclarer*),  
 équilibre è k à l i p r (*égal*),  
 espagnolette p à ŋ ə n é t - š t à ŋ (*baïonette*),  
 gâchis à l ə k á š i (*aller*, oder deutsch *all*?),  
 indigestion m i l t ə t š é k s j ó n (*mil* und *déjection*?),  
 justement j ú š t ə m a n t (lat. *juste*),  
 lamentable l à m ə t à k l (*spectacle*),  
 lanterne magique l à t a r n ə m á š i n (*machine*),  
 lavasse l à m á s (*masse*),  
 mazurka m á s l k á (hebr. *màsl*<sup>2</sup>) und m á s i k á (hebr. *màsik*<sup>3</sup>),  
 mille de Dieu euphem. m e l t ə m a n t (s à k ə r m a n t *sacramentum*),  
 nom de Dieu n ù n t ə t j ə (*nom d'un chien*),  
 par tout p a r t y' (lat. *per*),  
 piquer p i k ə n i ə r ə (*chicaner*),  
 procès-verbal p r o t s ə w á r p l (*processus*),  
 rage h à r á š (*Harnisch*) [Pfungstmontag],  
 raspail r a s p i p (*pipe*),  
 ratafia r a t a p a j ə (*raspail*),

<sup>1</sup> Die Wörter sind alphabetisch nach der Fremdsprache geordnet; das Stichwort ist dasjenige, welches den Inhalt angeben soll; in Klammern folgt das Wort, welches mit jenem vermischt ist.

<sup>2</sup> Jb. XII, 150.

<sup>3</sup> Jb. XII, 150; XIII, 178.

sabot s a p o t i n l ə (bottine),  
sérieux s y r j ũ s (curieux). —

balsamina p o r t s ə m i n l ə (porcellana),  
contrarium k h ũ n t r é r i Neubreisach (contraire),  
cylindrus s i l i n t ə r (cylindre),  
lucerna l à t s a r n (laterna),  
pergamena p à r l ə m a n t (parler),  
perpendicularum p à s p à r t i k l (passe-partout),  
practicare p r à k l ə t s i ə r ə (štráwlətsiərə von strapazzare),  
purgatio p h y ' r j à t s (pur). —

magazzino m à k ə s i n (magazin).

In folgenden Fällen ist ein Wort durch ein ähnlich klingendes ersetzt worden:

audientia o r t ə n à n t s (ordonnance),  
cloche p r o š (broche),  
déranger t r à n š i ə r ə (trancher),  
expédier t ə š p ə t i ə r ə (disputare),  
gibus š i p s j ə r (gibecièrə, wohl scherzhaft),  
patienter p à s ə m à n t i ə r ə (passementer),  
réticule r i t i k y l (ridicule). —

Ein merkwürdiges Beispiel für die Anlehnung und Umbildung der Fremdwörter bei ihrer Aufnahme sei hier noch angefügt. Es verdient deshalb besonderes Interesse, weil es bei seiner Entstehung sozusagen beobachtet wurde. Neulich liess ein Handlungsreisender durch einen Dorfbewohner Abbildungen eines «Milchapparates» austeilen. Der betreffende Austeiler sagte dafür m e l i χ - p à r à t, teils weil er das neue, fremde Wort nicht kannte und nicht sprechen konnte, teils aus Missverständnis und unter Anlehnung an das bekanntere und geläufigere p à r à t (parade). In dieser Form wurde das Wort weiter verbreitet und heisst nun im ganzen Dorfe m e l i χ - p à r à t.

## § 16.

Sonstige Kürzung, Entstellung der Wörter usw.

Ausser den als Lautverlust und Lautzusatz, Volksetymologie und Vermengung fremder Wörter bezeichneten Erscheinungen treten auch sonst vereinzelt Formveränderungen auf durch Kürzung, Verdrehung, Entstellung der fremden Wörter u. dgl.

### 1. Bildung von Kurzformen.

Wenn bei manchen, besonders bei zu langen Ausdrücken Anfangs- oder Endsilben wegfallen, so haben wir hierin teil-

weise Wirkungen der Betonung zu erblicken. Manchmal ist es nur Bequemlichkeit der Sprache oder des Sprechenden bei häufiger gebrauchten Bezeichnungen. Solche Bildungen zeigt uns schon die allgemeine Umgangssprache; man sagt z. B. p n e u für pneumatic, a u t o für automobile, p h o t o für photographie, v é l o für vélocipède; engl. b u s für omnibus, c a b für cabriolet u. dgl.

Die Mundart selbst weist namentlich bei P e r s o n e n - n a m e n zahlreiche Kurzformen auf. So:

t ó n i für Antonius, t ó r ə l dem. von Theodor, k y š t für August, š t o f l dem. von Christoph, p á š ə für Sebastianus, t i s s i für Jean-Baptiste, š è n und dem. š è n ə l für Eugène, n i k ə l dem. für Léonie und Eugénie, t i n ə l dem. für Florentine und Valentine, m ù n t ə für Edmund, w á r ə l dem. von Eduard, w i s und dem. w i s ə l für Louise usw.

Ganz entsprechend nimmt sie auch an F r e m d w ö r t e r n derartige Kürzungen vor. Es begegnen uns Bildungen wie:

p è l t aus albella (sc. populus), k l è s aus anglaise, m ù t s ə aus almutia, m á r i n aus ros marinus, š p e t á l aus hospitale (allgemein), r è k t aus directe, š p a k t í f aus perspectivum, s ó l aus camisole (z. B. im verbum f ə r - s ó l ə), š p a n s aus dispense, k à l k o m à n í aus décalcomanie, t á š ə m a n t aus détachement, m á š a n t ə r i aus dommages et intérêts, t o f l aus pantofola, k r e, ʒ r e aus sacré (z. B. k r e t ə t j e sacré [nom] de Dieu), a š p ə r aus esparcette; vielleicht gehört dahin auch die Form t i š k y s für discussion.

## 2. Sonstige Entstellung der Wörter.

In anderen Fällen ist eine äusserst willkürliche Entstellung der Wörter eingetreten durch Zusatz oder Weglassung von Silben, durch Zusammenziehung, Verdrehung u. dgl.; z. B.:

p o n ə r i für bonnet, k á s k á t ə n á t für cassonade (Anlehnung an *cascade*?), f i k y' r für confiture (Anlehnung an *Figur*?), k y š t í f für couchée, p i s á ŋ k a l für pissenlit, r e s i p è l für vélocipède (*Erysipel*?), p a n š ə für benedicere (jüd. allg.), h o k y s p o k y s für hoc est corpus (?), k r á - m á n t s j ə s für grand merci, l æ i t ó r i a für victoria, f i - l i p y s für vidimus (?) (doch vgl. § 12, 1 a unter 5), f i s ə - k ù ŋ k ə s für physicus, t s ù n t s j è für socius, f i s ə m á - t a n t ə für visamentum (?).

Man sieht, wie schwer infolge solcher Verderbnisse bei manchen Wörtern die Feststellung einer richtigen Etymologie ist.



## Der Geschlechtswandel.

Das ursprüngliche Geschlecht eines Wortes ist in der Mundart in vielen Fällen beibehalten worden. Doch ist dies nicht immer in unmittelbarem Anschluss an die fremde Sprache geschehen; vielmehr lässt sich im Hinblick auf die im folgenden vorzuführenden Erscheinungen des Geschlechtswandels ziemlich bestimmt annehmen, dass auch die Beibehaltung des Geschlechts mitunter von denselben Faktoren abhängig ist wie dessen Veränderung.

Die Anlässe, welche eine Aenderung des Geschlechts hervorrufen, können von verschiedener Art sein. Die einzelnen Fälle in Gruppen zu ordnen, fällt manchmal schwer, und diesen oder jenen Geschlechtswandel von einem bestimmten Faktor abhängig zu machen, ist oft unzutreffend. Bald wirken mehrere Faktoren zusammen, bald lässt sich für einen Vorgang gar keine oder keine genügende Erklärung geben. Auch hier muss man viele Erscheinungen, wie Wackernagel<sup>1</sup> sagt, «einstweilen als blosser Launen unserer Sprache und als Zufälligkeiten betrachten».

Die Frage nach dem Geschlechtswandel, soweit er an den Fremdwörtern im Elsässischen zu Tage tritt, wird daher auch im folgenden Versuche nicht vollkommen gelöst sein.

### § 17.

#### Geschlechtswandel aus äusseren Gründen.

Von äusserem Einfluss auf die Bestimmung des Geschlechts ist bei einem Fremdworte vor allem die Wortform. Die Suffixsubstitution und die äussere Anlehnung an andere Wörter oder Wortstämme macht sich vielfach auch in der Einwirkung auf das Geschlecht eines Wortes geltend; umgekehrt verrät und bestätigt uns der Geschlechtswechsel nicht selten die volksetymologische Anlehnung. Wörter, die in der Regel nur in verdeutlichenden Zusammensetzungen gebraucht werden, nehmen oft das Geschlecht des anderen, mit ihnen verbundenen Bestandteiles an.

Endlich gibt es eine Reihe von Ausdrücken, die in Klang, Form und dem ganzen Aeussern den Charakter des Fremdartigen an sich tragen und daher von diesem Gesichtspunkt aus in ihrem Genus beeinflusst werden.

<sup>1</sup> A. a. O., S. 45.

### 1. Einfluss der Endungen.

Neben der Anlehnung fremder Endungen an ähnliche einheimische<sup>1</sup> findet auch Analogiewirkung der fremden Endungen untereinander statt, indem z. B. *-et* wie *-ette*, *-ier* wie *-ière* behandelt wird. Die einzelnen substituierten Endungen sind in der Regel an ein bestimmtes Geschlecht gebunden, welches das ursprüngliche eines Wortes mehrfach verdrängt. Wir erhalten auf diese Weise etwa folgende Veränderungen; es entstehen:

#### a. Maskulina:

durch die Endung *-ər*; sie ist teils substituiert, teils neu angefügt und bildet im Deutschen (*-er*) Substantiva männlichen Geschlechts; dieses wird auch auf die betreffenden Fremdwörter übertragen; z. B.:

*k h à l j à n t ə r* colliandrum (allgemein), *k h à l w i l ə r* (oder sc. Apfel?) von *calville*.

#### b. Feminina:

durch die Endung *-ùŋ*; sie entspricht franz. *-on*, lat. *-um* und wird im Deutschen zur Bildung weiblicher Substantive (*-ung*) verwendet:

*p è t ù ŋ* béton, *š à m p ù ŋ* jambon, *s y p s ù ŋ* soupçon, *w i l ù ŋ* violon, *à m l ù ŋ* amyllum, *p r è à m p ə l ù ŋ ə* (plur.) praeambulum; *p y l t ù ŋ* bulletin durch Analogiewirkung.

#### c. Neutra<sup>2</sup>:

1) durch die Endung *-èt*; sie erscheint an Wörtern (auf *-ette*), die im Französischen ein Deminutivum bezeichnen und deshalb in der Mundart das sächliche Geschlecht erhalten. Da an viele dieser Wörter im Dialekt noch eine neue Deminutivendung<sup>3</sup> angefügt wird, mag auch auf diesem Wege der Gebrauch des Neutrums fest geworden sein.

*š m i s è t š m i s è t l* chemisette, *k h ù t l è t k h ù t l è t l* côtelette, *s i k à r è t l* (nur Demin.) von *cigarette*, *k l o r j è t l* (nur demin.) von *gloriette*, *š a k è t š a k è t l* jaquette, *à m l è t à m l è t l* omelette; ebenso: *k l à w è t* clavette, *f i n è t* finette, *è š p ə r s è t* esparcette.

Ihnen schliessen sich solche an auf *-ét* (franz. *-et* u. *-ette*): *k h à p i n é t* cabinet, *p i k é t* piquet, *p æ j ə n é t* baïonette, *p à r é t* barette.

Anm. Durch den gewöhnlichen Gebrauch eines Wortes als Deminutivum lässt sich vielleicht auch das sächliche Ge-

<sup>1</sup> Vgl. § 14, 1 unter a.

<sup>2</sup> Manche von ihnen können ihre Erklärung auch nach 4. finden.

<sup>3</sup> Vgl. § 9: 5.

schlecht erklären bei: š i p s j æ r š i p s j æ r l gibecièrè, p è - l æ r i n p è l æ r i n l p è l e r i n e.

2) durch die Endung *-iær*. Lateinische Wörter auf *-arium* wie *scapularium* š à p l i æ r sind Neutra; ihnen folgen französische auf *-ière* und *-ier* mit derselben Aussprache:

š à r n i æ r charnière, p à n t l i æ r (etym. Anlehnung an *Band*) bandoulière, r è f i æ r (mhd. riviere *rivier*, n.) rivière, k w à t i æ r quartier.

3) durch die Endung *-mant*. Lateinische Fremdwörter auf *-mentum* wie *fundamentum* f ù n t æ m a n t sind sächlichen Geschlechts; dies wird auch auf französische mit derselben Endung *-ment* übertragen:

l o š æ m a n t logement, t è p à r t æ m a n t département; auch bei der Aussprache *-m.à<sup>1</sup>* findet sich das Neutrum: š .à š æ m .à changement, k y w a r l e m .à gouvernement.

## 2. Einfluss der Volksetymologie <sup>2</sup>.

Wenn durch Volksetymologie ein Wort in seiner äusseren Gestalt an ein anderes, geläufigeres angelehnt wird, so kann naturgemäss auch das Geschlecht dieses zweiten auf das erste Einfluss gewinnen. Es entstehen so:

### a. Maskulina:

t à p æ (t à p æ und t à p æ r m. = Fusstapfe) étape, š i p s j æ r (Anlehnung <sup>3</sup> an *gibus* mit entsprech. Bedeutungsveränderung zu Hut?) gibecièrè, s a l t a s i l (*Saal*) salle d'asyle u. a.

### b. Feminina:

y n i f ù r m (*Form*) uniforme, w ù a l, w a l (*Welle*, aus Reisig) voile; auch m e l i γ - p à r à t (*parade*) Milchapparat <sup>4</sup> erhält weibliches Geschlecht.

### c. Neutra:

p à k à š (*Gepäck*) bagage, p à n t à š (*Band*) bandage, p à n t l i æ r (*Band*) bandoulière, p è t ù ŋ (*Bett*) héton, k h à n æ p è t (*Bett*) canapé, f y æ t æ r à š (*Fuller*) fourrage, h y s (*Haus*) housse, k h è p i (*Käppchen*) képi.

## 3. Einfluss des Gebrauchs eines Wortes in stehender Zusammensetzung.

In Wortzusammensetzungen ist das Geschlecht des z w e i t e n Bestandteiles für den ganzen Ausdruck massgebend. Wenn

<sup>1</sup> Vgl. wegen des Akzentes § 4.

<sup>2</sup> Vgl. § 14.

<sup>3</sup> Wahrscheinlicher ist die Auffassung in § 13.

<sup>4</sup> Vgl. § 15.

nun aber das erste Wort einer solchen stehenden Verbindung einzeln gebraucht wird, bleibt oft das Geschlecht der Zusammensetzung auch für dieses allein beibehalten. So entstehen z. B.:

a. Maskulina:

à n t i f i (à n t i f i - s à l á t *Salat* m.) endivia, l à s t i (l à s t i - p a n t l, - f á t ə *Faden* m.) élastique, p è l ə r i n (p è l ə r i n ə - m à n t l *Mantel* m.) pèlerine.

b. Feminina:

k r e š t i ə r (k r e š t i ə r - š p r e t s *Spritze* f.) klysterium, k è ŋ k ə t (k è ŋ k ə t - l à m p *Lampe* f.) quinquet, p a t ə - k l i k b a t a c l a n + c l i q u e (c l i q u e f.).

c. Neutra:

t r i k o (t r i k o - h a m t *Hemd* n.) tricot, w è r n i (w è r n i - l a t ə r *Leder* n.) vernis, k a r n i (k à r n i ə r t s t s e m ə r *Zimmer* n.) garni, y n j, ù (U n i o n - H o t e l n.) union, k h á f e (k k á f e - h y s *Haus* n.) café.

#### 4. Eindruck der Fremdartigkeit eines Wortes.

Fremde Ausdrücke, besonders weniger gebrauchte oder in jüngerer Zeit aufgenommene, sind für den Mund und das Ohr des einfachen Mannes ungewohnt und zunächst unverständlich. Das Fremde, Unbestimmte, das sie an sich haben, lässt sich nicht so leicht abstreifen; daher werden sie in das Gebiet des unbestimmten, sächlichen Geschlechts verwiesen. Wir erhalten so einen bedeutenden Zuwachs an Neutren:

è r a i r e, à ŋ k l è s a n g l a i s e, p à r á š b a r r a g e, p y l t ù ŋ b u l l e t i n, k à n ũ n i f è r c a l o r i f è r e, t è p i d é b i t, t è w á r d e v o i r, l à s t i k é l a s t i q u e, f i s è l f i c e l l e, k á r g a r e, k h è p i k é p i<sup>1</sup>, p à r ə p l i p a r a p l u i e, p à r ə s o l p a r a s o l, p l á f, ù p l a f o n d, p ù - m á t p o m m a d e, p r é p r è t, r è š ù r é c h a u d, r è m i s r e m i s e, s è r n á t s é r é n a d e, s è r t i f i k h á t c e r t i f i c a t, s á l á t j e s a l a d i e r, s a l t a s i l s a l l e d' a s y l e, k à s ə n á t c a s s o n a d e, t á l i t a l u s, t y p e t o u p e t, t r o t w á r t r o t t o i r (a l l g e m e i n), w a l i s v a l i s e, š p a k t í f p e r s p e c t i v u m u n d a n d e r e.

### § 18.

#### Geschlechtswandel aus inneren Gründen.

Eine weit grössere Gruppe von Fremdwörtern unterliegt einem Wechsel des Geschlechts aus inneren Gründen; massgebend ist dabei der Sinn, die Bedeutung. Bei einigen

<sup>1</sup> Vgl. auch unter 2.

kommt das natürliche Geschlecht zum Ausdruck, auf andere überträgt die Mundart das Geschlecht geläufiger Synonyma.

### 1. Ausdruck des natürlichen Geschlechts.

Die Zahl der hierher gehörigen Fälle ist nicht gross. Wir erhalten:

#### a. Maskulina :

*finas finesse* mit Bezug auf einen schlaunen Menschen, *sàntinèl sentinelle* als Scherzwort für Kinder (und wohl nach synonymen Ausdrücken wie *štùmpə*, *khùpə* etc.), *rèši régie* für einen Steuerbeamten, *khùmpán* (mhd. *kumpán* m.) *companium* ebenfalls eine persönliche Bezeichnung wie *Geselle*, *Kerl* usw.

#### b. Feminina :

*khàšt al castellum* in der Rda. *àlti khàšt al* von einer alten Frau gesagt.

#### c. Neutra :

Vgl. die § 17 unter 4 angeführten.

### 2. Einfluss des Geschlechts einheimischer synonyme oder übergeordneter Begriffe.

Bei weitem die meisten Fremdwörter sind zu einer Aenderung ihres Geschlechts veranlasst durch dasjenige einheimische synonyme Bezeichnungen. Das neue Genus richtet sich nach Ausdrücken der gleichen Art oder nach höheren Begriffen derselben Gattung. Gerade von diesem Gesichtspunkte aus ist in vielen Fällen auch die Beibehaltung des ursprünglichen Geschlechts zu beurteilen, indem sich eben dieses mit dem geläufiger Synonyma deckt. Es entstehen:

#### a. Maskulina :

*aire èr* (*Gang*, *Hausgang*),  
*anglaise à ŋ kl è s* (*Frack*, *m ù t s ə*, *k š ù p ə*),  
*bottine p o t i n* (*Schuh*, *Stiefel*),  
*bougie p y š i* (*Lichtstock*),  
*bourrique p à r i k* und *canaille k a n a j* (Schimpfworte wie *sàtàn*, *khəip* etc.),  
*bride p r i t* (*Zaum*),  
*caboche k h a p o š t a p è š* (*Schädel*, *Kopf*),  
*calville k h à l w i l* (*Apfel*),  
*capote k h à p y t* (*Mantel*),  
*carambole k r à m p ù l* (*Lärm*),  
*cassonade k à s ə n à t* (*Zucker*),  
*chicorée š i k o r e* (*Kaffee*),  
*cholérine k h o l ə r i* (*Durchbruch*),



culbute k h y l p y t (*Purzelbaum*),  
 dispute t e š p y t (*Händel*),  
 dommages et intérêts t ù m ə š a n t ə r i (*Schaden = Schaden-*  
*ersatz*),  
 entrée à n t r e (*Weg, Eintritt, Eingang*),  
 farce f a r s (*Streich*),  
 ficelle f i s è l (1. *Schnur*. els. m.; 2. *Tabak*),  
 flanelle f l à n a l und andere *Stoffnamen* wie peluche p l y š,  
 percale p è r k à l, perse p h è r s (*Zeug*, els. m., *Stoff*),  
 galoche k à l o š ə (*Holzschuh*),  
 gamache k à m à š ə (*Stiefel, Schuh*),  
 gomme k o m (*Leim*),  
 guêtre k è t ə r (*Stiefel*),  
 housse h y s (*Ueberzug*),  
 idée i t e (*Gedanke*),  
 jupe š y p (*Oberrock*),  
 lavasse l à w à s («*Schnaps*», *Vorwurf*),  
 mare m à r (*Kaffeersatz*),  
 police p o l i s (*Abtritt*),  
 pommade p ù m à t (*šmùts = Schmalz, Fett*),  
 poudre p h ý t ə r (*Staub*),  
 prison p r i s ù n (*tùrn = Gefängnis*),  
 rage r á š (*Wut* els. m., *Zorn*),  
 réchaud r e š ù (*Rost, Herd*),  
 reinette r a n è t (*Apfel*),  
 tête t è t (*Kopf*),  
 tournure t y r l ý r (*Hintere*. «*falscher Arsch*» genannt),  
 trace t r à s (*Cement, Mörtel, Kalk*). —

anisum á n ə s (wie fast alle *Pflanzen-* und *Gewürznamen*, auch l i d.),  
 almutia m ù t s ə (*Frack, Kittel*),  
 butyrum p ù t r (à ŋ k ə m. mhd. *anke*),  
 carruca k h à r i γ (*Wagen*),  
 materia m à t é r i (*Eiter, Dreck*),  
 spectaculum š p e t à k l (*Lärm*).

b. Feminina :

amus à m y' s und plaisir p l a s i ə r (*Freude*),  
 bon chrétien p ù ŋ k r è t i n (*Birne*),  
 but (butte?) p y t (*Grenze*),  
 caprice k h à p r i t s (*Laune*),  
 cigare s i k à r (*Pfeife* 1),  
 convoi k h ù n f o i (*Reise*),

<sup>1</sup> Vgl. Wackernagel, a. a. O., S. 44.

croup k r ù p (*Krankheit*),  
 flegme f l è m (*Faulheit, Krankheit*),  
 greffe k r è f (*Schreiberei = Amt eines Schreibers*),  
 jus š y (*Brühe, Sauce*),  
 manège m à n é š (*Maschine; Reitbahn*),  
 mariage m à r j à š (*Hochzeit*),  
 ménage m e n á š (*Haushaltung, iron. Ordnung*),  
 reproche r è p r o š ə plur. («*Sauereien, Vorwürfe*»),  
 tour m. t ý r (*Reise*),  
 voyage w o j á š (*Reise*). —

guttarium k ù t ə r (*Flasche, p o t a l = bouteille*),  
 amarellus à m r a l (*Kirsche*),  
 perspectivum š p a k t í f (*Brille*).

c. Neutra<sup>1</sup>:

abattage a p a t á š, coulant k ý l à ŋ, comoedia k h à m é t i (*Spiel*),  
 affût l à f é t (*Gesicht*),  
 anglaise à ŋ k l è s (*Kleid*),  
 arsenal à r s ə n á l (*Haus*),  
 artifice (feu d'artifice) t a r t ə f i s (*Feuer*),  
 béret p æ r è (*Käppchen*),  
 bergamote p æ r j ə m o t und pétrole p h e t r o l (*Oel*),  
 bordel p o r t é l und boxon p o k s ə m (*Haus*),  
 bougie p y š i (*Licht*),  
 bracelet p r a s l è (*Armband*),  
 but p y t (*Ende*),  
 cache-nez k a š n è, fichu f i š y, foulard f y l à r (*Halstuch*),  
 cadre k á t ə r (*Stück Leder*),  
 cafetière k h a f t j è r (*Kännchen, Geschirr*),  
 cahier k a j ə (*Heft*),  
 cambuse k h à m p y s (*Haus*),  
 camp k h à m (*Lager*),  
 contraire k h ù n t r è r (*Gegenteil*),  
 corset k h o r s è (*Leibchen, Mieder*),  
 courage k y r á š (*Herz = Mut*),  
 crayon k r æ j ù (p l y w i s p l i w i s = *Bleiweiss*),  
 crochet k r o š è (*Häkel*),  
 dessert t è s ə r (*Essen*),  
 dictionnaire t i k s j ə n ə r (*Buch*),  
 équilibre è k á l i p r (*Gewicht*),  
 fortune f o r t y n (*Glück*),  
 frileuse f r i l é s (*Tuch*),

<sup>1</sup> Doch vgl. auch § 17 unter 4.

migraine m i k r è n (*Kopfweh*),  
misère m i s æ r (*Elend*),  
nougat m ù k a (*Zuckerstängchen*),  
oreille o r è j l (*Ohr*),  
pareil p a r è j l (*Pärchen*),  
pavé p à w æ i (*Pflaster*),  
pièce p j è s (*Stück*),  
plumon p l y m , ù und p l y m ù ŋ (*Deckbett*),  
présent p r è s a n t (*Geschenk*),  
résille r e s ſ l (k a r n æ l = *Gärnchen*, Haarnetz),  
réticule r i t i k y l (*Säckchen*),  
tour m. t ý r (*Mal*),  
triage t r i á š (*Revier, Viertel*).  
veste w è s t und gilet š i l è (*Brusttuch*). —

galea k à l é (*Zuchthaus*).

Anm. Nicht nur einheimische Synonyma, sondern auch fremde Wörter verwandten Sinnes, die sehr geläufig sind, können eine Veränderung des Geschlechts herbeiführen.

a. Maskulina: fortune f o r t y n (p r o f i t *profit*, auch Vorteil<sup>1</sup>), grande tenue k r à n t ə n y (š t á t *status* = Putz), prise p r i s (*Tabak* = Schnupftabak).

b. Feminina: fagot f a k o t ə plur. (k r i m à s ə *grimace*, *Fratze*), geste š e s t (f e k l æ t é t *fidelitas*, von der *Bewegung* gesagt), jus š y (s ù s *sauce*), manège m à n é š (m à š i n *machine*), guttarium k ù t ə r (p o t a l *bouteille*).

c. Neutra: commode k h à m ù t (k h a n š t ə r l ə von *canistrum*), crapule k r a p y l (k h ù r ə s von *corps*, dieses selbst unter dem Einfluss des sehr häufigen f o l i k verächtlich für Volk, Menge).

---

## VII.

### Der Bedeutungswandel.

Schon in der eigenen Sprache, in der uns die Worte und ihr Inhalt bekannt und geläufig sind, haben im Laufe der Zeit mannigfache Veränderungen und Verschiebungen der Wortbe-

---

<sup>1</sup> Das Wort *Vorteil* lautet in der Mundart gewöhnlich f o r t l (vgl. ù r t l = *Urteil*) und bedeutet „Kniffe, Ränke“, plur. umgelautet f è r t l; in dem Sinne *Vorteil* heisst es f ó r t æ i l. wahrscheinlich aus dem Hd. neu eingedrungen.

deutung stattgefunden. In viel höherem Masse sind fremde Wörter, die schon an sich durch das Gepräge des Vorübergehenden und Vergänglichen gekennzeichnet sind, ebensolchen Veränderungen unterworfen worden. Von den meist mehrfachen Bedeutungen eines Fremdwortes ist gewöhnlich bloss eine in die Mundart herübergenommen worden, entweder die ursprüngliche oder eine bereits in der Fremdsprache abgeleitete; doch auch mehrere, verschiedene Bedeutungen haben in der Mundart Aufnahme gefunden. In vielen Fällen hat sie selbst erst die übernommene Bedeutung eines Wortes verändert. Es lässt sich jedoch kein bestimmtes Gesetz erkennen und feststellen, wonach die Wandlungen der Bedeutung vor sich gegangen sind, weshalb hier eine Bedeutung erweitert, dort verengert, wieder in einem anderen Falle in anderer Weise modifiziert wurde. Es sind Erscheinungen, die durch das Denken und Vorstellen des gewöhnlichen Mannes hervorgerufen werden; ein grosser Teil derselben verdankt seine Entstehung der Anpassung an die Kulturverhältnisse. Die Gesetze der Assoziation und Reproduktion kommen bei diesen sprachpsychologischen Vorgängen zu voller Geltung. Alles vollzieht sich aber in der Volkseele unbewusst und ohne Zwang. Wollen wir demnach das Wesen des Bedeutungswandels annähernd verstehen, so müssen wir den Wegen folgen, welche das volkstümliche Empfinden und Vorstellen ungezwungen einschlägt. Wir werden so lediglich eine Reihe von Beispielen zusammenfinden, in denen uns gleichartige Vorgänge entgegentreten; deutliche Gruppierung oder genaue Erklärung der Fälle wird hier, wie beim Geschlechtswandel, meistens schwer durchzuführen sein. Immerhin gelangen wir zur Unterscheidung von verschiedenen Richtungen, nach denen eine Veränderung des ursprünglichen Sinnes erfolgt ist; aber diese Richtungen selbst greifen vielfach ineinander über und kombinieren sich.

### § 19.

#### Verengung der Bedeutung.

Vor allem tritt der Fall ein, dass der in der Fremdsprache mit einem Worte verbundene Begriff in Bezug auf seinen Umfang beschränkt wird, indem er bei der Entlehnung von vornherein für einen besondern, bestimmten Gegenstand zur Anwendung gelangt. Man hört das Wort nur in dem einen konkreten Zusammenhang, der dann für die Anknüpfung des Wortes im Gedächtnis massgebend wird. Psychologisch ausgedrückt treten zu einer Vorstellung determinierende Elemente hinzu, und dadurch spitzt sich der Inhalt,

d. i. die Bedeutung des Wortes nach irgend einer Seite hin zu. Wir erkennen hierin beim Volke eine Einwirkung des Bedürfnisses nach Unterscheidung und Spaltung (Spezialisierung) der Begriffe; es ist eine psychologische Tätigkeit, die mit Vorliebe solche Merkmale eines Begriffes festhält, für die das Bewusstsein das höchste Interesse hat. Auf diese Weise werden sogenannte Bezeichnungen  $\kappa\alpha\tau' \acute{\epsilon}\xi\sigma\chi\acute{\eta}\nu$  (par excellence) gebildet. Beispiele:

l'abbé là pé ist nicht jeder kath. Geistliche, sondern nur ein *Vikar*;  
aire è r è r ə, gewöhnlich hys - è r ə wird nur vom *Hausgang* gesagt;

assurance à s ə r ə s bezeichnet in der Regel die *Feuerversicherung*, erst neuerdings teilweise auch die *Hagelversicherung*; für *Unfallversicherung* gebraucht man das deutsche Wort;

attaque à t ə k ə à n t ə k ə meist plur. sind *Krankheitsanfalle*;  
bagage p ə k ə s bedeutet mitunter das *«Bündel»*, die *Siebensachen*;

bidon p i t , ü ist in Str. nur ein blecherner *Oelbehälter*, der den Kunden vom è p i s j e (*épiciér*) zur Verfügung gestellt wird;

billet p i l j è ist allgemein eine *Fahrkarte* (Zettel);

calorifère k h à n ù n i f è r bezeichnet auch speziell den *Feuerungs- und Trockenraum für den Hopfen*;

capuchon k h à p ə š ü ŋ ist nur eine *Kopfbedeckung der Mädchen und Frauen*;

chance š à s bedeutet ausser Glück insbesondere auch das Glück bestehend im Besitz einer *Geliebten* und die *Geliebte* selbst;

charretier š a r t j é ist der *Pferdetreiber an Kanalschiffen*;

chasser š à s ə gebraucht man vom *Entlassen aus einer Bildungsanstalt*;

conduite k h ü n t ə w i t ə plur. bedeutet die zu einem bestimmten Betragen, zu einer Handlung erforderliche moralische Ueberzeugung, eine Ueberlegung, dann soviel wie *Gewissensbisse*;

coupeur k h ü p ə r ist ein *Pferd*, das die *Krippe zernagt*;

cylindre sil a n t ə r und sil a n t ə r - h y ə t bezeichnet an vielen Orten den *«hohen» Hut*, der bei der *Hochzeit* getragen wird;

débit t è p i ist, bzw. war einst nur die *Verkaufsstelle des Tabaks, der Cigarren* etc.;

faire part f è r p h á r kennt man nur als gedruckte, *schwarzgeränderte Todesanzeige*;

forcer f o r s i ə r ə mit dem Begriff einer gewaltsamen Handlung und profiter p r o f ə t i ə r ə beschränken sich meist auf die Bedeutung *notzüchtigen*;

gout k y ist ein eigentümlicher Geschmack, ein *Beigeschmack, Nebengeschmack*;



idée ité ein abstrakter Begriff = Gedanke, Vorstellung wird zur günstigen Gesinnung, zur *Neigung* für eine Sache oder jemand; ferner übertragen aufs Konkrete mit dem Sinn von etwas, das man sich kaum vorstellen kann, eine *Kleinigkeit, etwas Unmerkliches*;

machine mà šin ist vor allem eine *Dreschmaschine*;

manger mà nšə ist das *gierige Essen*;

mécanique məkənik ist eine *Hemmvorrichtung am Wagen*;

monopole monipol gilt nur vom *Tabakshandel*;

parler pàrlə pùrlə ist das *französisch Sprechen*;

permis pèrmi ist ein *Jagdschein*;

posture pàšty'r ist der *stattliche Wuchs*; dieser Sinn kommt besonders im Adjektiv pàšty'ri zum Ausdruck (ə pàšty'rižər kharl ein *wohlgestalter Mensch*);

répéter rèpətiərə ist das *Wiedererzählen, das Ausplaudern, das Vorhalten in vorwurfsvoller Absicht*;

soupape sy páp ist das *Ventil am Brunnen*;

surprise syrpris bedeutet eine *Ueberraschung durch ein Angebot*;

travailler tráwaljə heisst *streng, hart arbeiten*. —

benedicere pa nšə ist das *Heilen verstauchter Glieder durch Bestreichen und Sprechen von Zauberworten*;

citare tsetiərə und citatio tsetətsjún gelten von einer *Vorladung vor Gericht*;

doctor toktər bedeutet allgemein den *Arzt*;

gravitas davon kráfə tətíš adj. ist *stolz beim Einherschreiten*;

instrumentum enštrəmant ist hauptsächlich ein *Musikinstrument*;

regnare raŋliərə ist das *Herrschen, Wüten einer Krankheit*;

spectaculum špetákl und comoedia kháméti heissen ursprünglich Schauspiel; da ein solches gewöhnlich mit Menschenansammlung und Lärm verbunden ist, bedeuten die Worte soviel wie *Auflauf, Lärm, Skandal* (Metonymie); die ursprüngliche Bedeutung ist daneben noch erhalten in kháméti;

status štát ist ein *prächtiger Zustand, ein Aufwand in der Kleidung*;

ventile fúntil ist wie soupape das *Ventil eines Brunnens*.

## § 20.

### Erweiterung der Bedeutung.

Im Gegensatz zur Verengung steht die Erweiterung der Bedeutung. Die Erscheinung ist psychologisch so zu erklären,

dass determinierende Elemente von einem gegebenen Begriff getrennt werden und dadurch der Umfang einer Vorstellung erweitert, verallgemeinert wird. Hierin mag man ein, freilich wenig ausgebreitetes Streben des Volkes erkennen, sich Allgemeinbegriffe, allgemeine Vorstellungen zu verschaffen (Generalisierung der Begriffe). Es werden Begriffe schlechthin ausgedrückt. Beispiele:

baron pà rùn ist *jeder* reiche, vornehme oder (iron.) vornehm tuende Herr<sup>1</sup>;

bonjour pù š ù r sagt man *zu jeder Tageszeit* ohne Unterschied, da die eigentliche Bedeutung der Grussformel den wenigsten Leuten bekannt ist;

brillant prilj à n t ist nicht mehr «glänzend», sondern enthält allgemein einen *Superlativ-Begriff*, ähnlich wie charmant š à r m à n t;

campagne kh à m p à n i bedeutet überhaupt *Strapazen, Erlebnisse*;

caporal kh à p r à l ist *jeder, der gern das grosse Wort führt*;

contribuer kh ù n t à r p i è r ə bedeutet ursprünglich «Steuer zahlen» mit dem Nebensinn von «sich zwangsweise fügen, gehorchen müssen»; letztere Bedeutung ist die allein und allgemein herrschende geworden (Metonymie);

convoi kh ò n f o i bedeutet *Reise schlechthin*;

corvée kh o r w è ist *jede mühsame, lästige Arbeit*;

lavasse là w à s ist nicht nur der Verweis, sondern die ihn herbeiführende *unangenehme Geschichte* selbst (Metonymie), ähnlich wie cause kh ó s, affaire à f á r;

patois davon p à t ə w à t i š adj. bedeutet ausser der platten Sprache der Bauern an der französischen Grenze überhaupt *das unverständliche Sprechen und ungeschickte, tölpelhafte Betragen*. —

labyrinthus là w r ə n t ə plur. sind *verworrene Umstände, Verlegenheit* (Metapher);

litania l e t ə n è i ist *jede lange, langweilige, umständliche Erzählung und Aufzählung*;

regimentum r é j ə m a n t ist überhaupt *Menge, Masse*;

simulare s e m l i è r ə mit der ursprünglichen Bedeutung «sich verstellen, vorgeben» bezeichnet jedes *Ueberlegen und stille Nachdenken, Grübeln*.

Anm. Bei vielen Wörtern, die in der Regel in übertrage-

<sup>1</sup> Umgekehrt bezeichnet das Wort in Nordhausen und Umgegend nur einen bestimmten, bekannten Baron [tr p à rùn].

nem Sinne in stehenden Redensarten<sup>1</sup> angewendet werden, liegt meist eine Erweiterung, Verallgemeinerung der ursprünglichen Bedeutung vor. Beispiele:

ça ira ça sèirà (Lied der Jakobiner, aus der ersten französischen Revolution): einem den sèirà singen oder

lesen = einem *die Meinung sagen, den Garaus machen*;

crête krit (Hahnenkamm): t krit štèlə von *der stolzen Kopfhaltung*, ferner ə rûti krit pəkhùmə (eigtl. wie

der Hahn einen roten Kamm bekommen) *zornig werden*;

marche-route mārşryt (militärisch): t mārşryt geben, machen, unterschreiben = *fortschicken, fortjagen*;

merde mèrt: tə mèrt machen, stellen, reißen = *prahlen, gross tun*;

parade phàràt (militärisch): kyət fùn tr phàràt khùmə *gut wegkommen, verschont bleiben*;

pauvreté powərtə'tə plur.: powərtə'tə sáùə (Str.) *heftig schelten*;

qui vive kiwif (militärisch): ùf əm kiwif štén, sen *auf der Lauer stehen, sein, aufpassen*. —

capitulum khápittl: tə khápittl rálásə (das Kapitel herunterlesen) *ausschimpfen*;

clusa klýs: æinə-n-en tr klýs hán *einen in die Enge treiben*, so dass man sich *über ihn lustig machen* kann;

curator khàràtər<sup>2</sup>: æinəm tə khàràtər štèlə (einem den curator (?) stellen) *die Meinung sagen, bemeistern*;

levitica lèfitə: æinəm tə lèfitə lásə *Strafpredigt halten*;

sententia santantsə plur.: santantsə şnitə (schneiden) *überaus viel Komplimente, Ceremonien machen*;

tapetum tápét: ùfs tápét preŋə *zur Sprache bringen*.

## § 21.

### Ethische Herabsetzung der Bedeutung.

Ausser den beiden genannten Haupttypen des Bedeutungswandels, auf die sich im Grunde jede Veränderung der Bedeutung zurückleiten lässt, gibt es eine zahlreiche Gruppe von Fällen,

<sup>1</sup> Vgl. hierzu Waag, a. a. O., S. 166 ff.: «Bedeutungswandel von Wortgruppen».

<sup>2</sup> Dies ist wohl besser zu erklären als Anlehnung an das häufigere khàràktər, tə khàràktər štèlə, das von den *Astrologen* hergenommen ist; vgl. mhd. *karacter* = Buchstabe, Zauberzeichen.

die eine Verschiebung des Sinnes nach einer schlechteren, ungünstigen Seite hin aufweisen. Sie haben eine gewisse Veränderung des Gefühlswertes, eine ethische Herabsetzung, Abschwächung oder Verflachung der Bedeutung<sup>1</sup> gemeinsam.

1. Ausdrücke, die eine verächtliche Anwendung erfahren.

Sehr viele Wörter färben ihre Bedeutung dadurch, dass sie verächtlich oder tadelnd angewendet, oder schon allein durch den Ton, in welchem sie im Satzzusammenhang gesprochen werden. Ein grosser Teil von ihnen dient als Schelt- und Schimpfwörter. Beispiele:

l'affût l'âfét ist eine niedrige Bezeichnung für Gesicht;

bagage in der Zusammensetzung mit Lump: lûmpəkâš ist *Gesinde*; verwandte Bezeichnungen finden sich mehrfach: corps khûr und khûrəs *Gesinde*, ebenso race rās und verstärkt ràtsək hûr (*race + corps*), pratique pràtik (nati = nette pràtik) *Lumpengesindel*, nation nàtsjùn *gemeiner Pöbel*;

baraque pàràk, boutique pytik, cambuse khàmpys, spelunca špèlùŋk, auch ménage mènâš bezeichnen ungefähr in demselben Sinne ein *unordentliches, schmutziges, baufälliges Haus*, bezw. *Zimmer, Wirtschaft, Haushaltung*; ebenso castellum khàštal *baufälliges Haus*;

bosseler poslə<sup>2</sup> *niedrige Arbeit verrichten*;

cabas kapà bezeichnet im Oberelsass ein *unsittliches Frauenzimmer*;

chabraque šàpràk wird spöttisch von einem *alten, schlechten Weib* gesagt; ähnlich castellum khàštal: àlti khàštal *altes Weib*;

chameau šamo, cochon košù als *Schimpfnamen*;

charrette šàrèt ist eine *alte verwahrloste Kutsche*;

chicane šikán, àlti šikán (mehr scherzhaft) *Pfiffikus*, ebenso finesse finas *listiger, pfiffiger Mensch*;

dresser trèsiərə und exercer aksətsiərə bedeuten *roh, gewaltsam behandeln*;

grande tenue krántəny *Putz, Saus und Braus*;

guignol kinjol *Schimpfname für Lehrer*;

intéressé ɛŋkətrasiərt *geizig*;

manœuvre davon vb. mánéwrə heisst *toben, schimpfen*;

<sup>1</sup> In diesem Sinne spricht Reinhold Bechstein von einem pessimistischen Zug der Sprache, Pfeiffers Germ. VIII (1863), S. 330.

<sup>2</sup> Ableitung von mhd. bôzen ist wohl nicht anzunehmen.

maraud m o r o (aus m à r o) *dummer Mensch*;  
 maraude m à r ù t ə plur. und (ungar.) darabant t r à w à n t ə  
 plur., letzteres mehr scherzhaft, von einer *gesegneten An-*  
*zahl Kinder*;  
 marmite m à r m i t *altes Weib*;  
 marmotte dem. m à r m o t l *mürrischer, schimpfender Mensch*;  
 rencontre r à k h ù n t ə r und k r à k ù n t ə r *Unordnung, Durch-*  
*einander*;  
 sentinelle s à n t i n è l *Scheltwort für Kinder. —*

antichristus a n t ə k r e š t und lucifer l y t s i f à r *heftige Schelten*;  
 calefactor k h à l f à k t ə r *Verleumder, falscher Mensch*;  
 carruca k h à r i γ *verächtlich Karren*;  
 gravitas davon adj. k r à f ə t é t i š wird vom *stolzen, einge-*  
*bildeten Einhergehen* gesagt (tadelnd);  
 politicus p à l i t i š geht von der Bedeutung *schlau* zu der von  
*falsch, heimtückisch* über;  
 praticare p r à k l ə t s i ə r ə *wegstibitzen*;  
 socius t s ó t s j ə s und vocativus f o k ə t i f ə s ist ein *listiger,*  
*pfiffiger, auch ungehobelter Mensch*; potentatus p o t ə t à t  
 ist ein *wüster Geselle, Unhold.*

Anm. Es gibt auch Fälle, in denen durch *scherzhafte*  
 und *scherzhaft-verächtliche* Anwendung eine gewisse  
 Veränderung, nicht gerade eine Herabsetzung der Bedeutung  
 herbeigeführt wird. Einige von ihnen haben den Charakter  
 von *Kosenamen*. Beispiele:

cachot k à š o für Gefängnis<sup>1</sup>; collègien k o l è š j ə ist einer,  
 der im Gefängnis (R à š p ə l h y s) ist, *Sträfling*;  
 capsule k h à p s y l und cartouche k h à r t y š haben wegen des  
 Knalles, den sie hervorbringen, die Bedeutung *Schlag auf*  
*den Kopf* angenommen;  
 crapaud k r a p ə scherzhafter *Schimpfname für französisch*  
*Sprechende*;  
 parler p à r l ə ebenso für *französisch reden*;  
 payer p ə j ə soviel wie *blechen, berappen, bezahlen*;  
 pimprenelle, gewöhnlich m à m s è l (mademoiselle) p e m p ə r -  
 n è l *eitles, törichtes Mädchen*;  
 sapeur s à p è r von *Kindern*;  
 tout de suite t u t s w i t l iron. *langsame Person. —*

absolvere à p s ə l f i ə r ə und mit Anlehnung an *wickeln*:  
 à p s ə l w e k l ə scherzhaft für *prügeln*;

<sup>1</sup> Hierfür hat auch die einheimische Sprache zahlreiche scherz-  
 hafte Bezeichnungen: p f i f ə r, k i k ə r, n ù m ə r o s e γ ə r (Num-  
 mer sicher) usw.



fidelitas feklətətə plur. *komische Bewegungen* ;  
 harmonia hārmən i *Brotsack*, zusammenziehbar wie eine Har-  
 monika (= hārmən i) (Metapher);  
 physicus fisəkəkəs<sup>1</sup> (scherzhaft erweitert) *Halbgelehrter* ;  
 socius tsüntjè scherzhaft für einen *Pfiffikus* ;  
 veteranus wètəràŋ, gewöhnlich àltər wètəràŋ *ränke-*  
*voller Mensch*.

## 2. Fluch- und Verwünschungsworte.

Wenn sich das Volk schon zum Ausdruck von Schelten  
 gern der Fremdwörter bedient, so ist dies in noch höherem  
 Masse der Fall beim Fluchen und Verwünschen. Gewöhnlich  
 sind die Wörter bereits aus der fremden Sprache als Flüche  
 entnommen, bei einigen wird die Bedeutung erst in der Mund-  
 art nach dieser Seite hin umgestaltet. Ausserdem erfahren  
 manche in ihrer äusseren Form eine euphemistische Um-  
 bildung<sup>2</sup>. Beispiele :

bataillon pàtljón, nur in der Zusammensetzung kræits-  
 pàtljón<sup>3</sup>, gelindes Fluchwort ;

bombe pùm, Rda.: teɣ sol ə pùm pfatsə, kreštjərə  
 (pfetzen, «klystieren») als leichte Verwünschung ;

mille de bougre euphem. meltəpùkl (Anl. an Buckel), nom  
 d'un bougre euphem. nüntəpùkl und nüntətsùkr  
 (Anl. an Zucker), mille de pipe meltəpip, nom d'une  
 pipe nüntəpip, mille de Dieu meltətje und euphem.  
 meltətàj (Anl. an Meltau), mille de foutre meltəfytər  
 und euphem. meltəkhytər (Anl. an Kauder), nom d'un  
 foutre nüntəfytər, ferner

nom d'un chien nüntəšjæ, nom de diable nüntətjàwl  
 sind gelinde Flüche ;

nom de Dieu nüntətje ist ein heftiger Fluch, daneben die Glimpf-  
 formen nüntətjùk, nüntətik, nüntətrak (Dreck) ;

sacré Dieu sàkərtje ebenfalls ein heftiger Fluch ;

<sup>1</sup> Aehnliche Wortveränderungen wie pùrlə (parler), tsünt-  
 tsjè (socius), sowie Wortableitung mittels der latein. Endung -us  
 (vgl. § 12, 1 a unter 9) wie khùrəs (corps) und Zusammensetzung  
 mit dem Präfix ge- (vgl. Anhang zu IV) wie krâkhüntər (von  
 rencontre) weisen zum grossen Teil *scherzhaften, verächtlichen* oder  
*tadelnden Sinn* auf.

<sup>2</sup> Ueber Glimpfformen etc. im Elsässischen vgl. Stöber in  
 Frommanns Zts. II, 501 ff., IV, 462 ff. — Die euphemistischen  
 Bezeichnungen bilden gewissermassen das Gegenstück zu den oben  
 unter 1. angeführten derben Ausdrucksweisen, die man z. T. als  
 Hyperbeln auffassen kann.

<sup>3</sup> Der erste Teil ist wohl selbst ein Fremdwort aus nhd. *Kreuz*,  
 wie die Aussprache beweist; sonst lautet es krīts.

sacramentum sákørmant und euphem. sápørmant nach saprelotte sápørlút und dieses selbst wieder sákørlút nach sacramentum bezw. sacré . . . , ferner crucifixus kritsøfiksa und

vie de Dieu wítatja sind ähnliche Fluchwörter ;

victoria færtóriá, Euphemismus für (Gott) færtámi verdamme mich, ist im Gegensatz zu diesem ein gelindes Fluchwort.

## § 22.

### Entstehung neuer, meist disparater Bedeutungen.

Es lassen sich noch eine Anzahl Fälle des Bedeutungswandels zusammenstellen, welche von den bisher betrachteten zum grossen Teil ganz verschieden sind. Bei ihnen ist kein eigentlicher innerer Uebergang der Bedeutung wahrzunehmen; die meisten beruhen auf einer äusseren Anknüpfung, insofern sie losgelöste Teile einer Wortverbindung sind, deren ganzen Inhalt sie wiedergeben, oder insofern sie durch Volksetymologie oder Vermischung von Worten eine Anlehnung erfahren haben.

#### 1. Ausdrücke, die zur Angabe des Inhalts einer Wortverbindung dienen.

Ein Wort kann das, was gewöhnlich durch eine Verbindung von Worten gesagt oder auch nur gedacht wird, ausdrücken, indem es als charakteristischer Bestandteil dieser Verbindung herausgehoben wird. Auf diese Weise bezeichnet man einen Gegenstand nach dem Orte seiner Herkunft, ein Kleidungsstück nach der Mode, nach der es angefertigt ist und dgl. Beispiele :

anglaise à ñ klès klès *schwarzer Rock der Männer mit langen Schössen*, nach einer Mode in der Revolutionszeit ;

bride prit, dem prit ein *Mädchen in ländlicher Tracht* (bride), die in einer Schlaufe auf der Haube besteht (Metonymie);

garni karni ein *möbliertes Zimmer* (chambre garnie) ;

génie šeni ein *Mensch mit Genie*, ein geschickter Mensch (Metonymie) ;

oblong à plà ñ ein (sc. oblonges) *Fass*, das höher als breit ist, mit ovalem Boden (Metonymie) ;

prise pris (prise sc. de tabac) eine *Prise Schnupftabak*, soviel man zwischen zwei Fingerspitzen nehmen kann, und der *Schnupftabak* selbst ;

provence *pro w à n s* *Provenzerstoff* (Verengung);  
 régie *r è š i*, *æinær f à m r è š i* und bloss *r è š i* ein *Mann aus der Steuerverwaltung* (Metonymie);  
 type *t i p* eigtl. Typus, Urbild z. B. eines Menschen, dann *Mensch, Kerl, Herrchen*;  
 vernis *w æ r n i* urspr. lackiertes Leder, dann *Schuhe mit lack. Leder.* —

choralis *k h o r à l a s* *Chorbuch* und *Chorknabe*;  
 commissum *k h à m e s* *Komiss* = *Soldatenbrot* (*k h à m e s - p r ù t*);  
 competentia *k h à p t á n s*<sup>1</sup> aus der Zusammensetzung *k h à p t á n s - h o l s* *Holz, das dem Pfarrer und den Lehrpersonen der Gemeinde von Rechts wegen zukommt* (auch *te p à t à t - h o l s* genannt von *deputatum*);  
 item *i t æ m* hat eine eigentümliche Bedeutungsveränderung durchgemacht. In Schriftstücken und Akten werden die einzelnen *Artikel, Titel, Posten* der Reihe nach aufgezählt mit der Bezeichnung *item*. So beginnen z. B. in einer «*Schmidt-Ordnung*» der Gemeinde Nordhausen aus dem Jahre 1694, welche darüber bestimmt, «*wass ein gemeiner dorffs Schmidt ordnungsweiss Schmidt Lohn und Tax zu forderen hat*», fast alle Artikel mit *item*: «*Erstlichen von Einem Neyen Radt gantz mit Neyen Eyssen zu Beschlagen — — Item ein Neyes Radt mit alten Eyssen zu Beschlagen*» — usw. Infolge dieser Verwendung nimmt das Wort überhaupt die Bedeutung *Artikel, Posten* an; ein Grundbuchauszug enthält beispielsweise zehn *item*, d. i. 10 Posten.  
 noster *n ù š t æ r n e š t æ r* (aus *pater noster*, womit das Rosenkranzgebet beginnt) bedeutet *Rosenkranz* (Gebet und Gegenstand);  
 secreta *t s e k r è t s e k r è t* und *privata p r e f è t* sind ein abgetrennter Ort, *Abort*.

2. Ausdrücke, deren Sinn durch Volksetymologie<sup>2</sup> oder Vermengung mit anderen Worten beeinflusst ist.

Die Volksetymologie hat bisweilen nicht nur die äussere Form der Wörter umgestaltet, sondern auch auf den innern Wert derselben eingewirkt. Aehnlich haben sich durch Ver-

<sup>1</sup> Anlehnung an *capitaine k h à p t á n*.

<sup>2</sup> Nach *W u n d t* «*Wortassimilationen mit Begriffsumwandlungen*»; vgl. § 14.

mischung und Verwechslung fremder Wörter untereinander mannigfache Bedeutungsveränderungen ergeben; manchmal ist geradezu für ein Wort ein anderes, ähnlich klingendes, aber mit Beibehaltung der Bedeutung des ersteren, eingetreten. Schon der Geschlechtswandel zeigte sich in manchen Punkten von diesen äusseren Faktoren abhängig. Bei der vorliegenden Sinnesübertragung spielt Täuschung und Missverständnis eine grosse Rolle. Beispiele:

aide de camp èt a kà ŋ (-Gang) einer, *der für jemand einen Gang, Schritte tut*;

casserole kàsərol (Gasse und rollen) *Gassenstreiferin*, von einem Mädchen gesagt;

hasard hàsàr (Hass) *Hass*, Neid, Feindseligkeit;

tambour tàmpýr (-Bauer) als *Hofname* zusammengesetzt gedacht mit Bauer;

absolvere àpsálljæra àpsálwiæra (salben =) *durchprügeln*;

hospes hùšpəs (Haspel) *übereilter, leichtsinniger Mensch, Knabe*. —

Fälle, in denen ein Wort durch ein ähnlich klingendes ersetzt wird, sind § 15 erwähnt. Sie seien hier wiederholt mit Hinzufügung einiger anderen:

broche proš für *cloche* Glasglocke, unter die man Blumen stellt;

chamarrer in fər-šàməriært für *charmé* verliebt, entzückt;

consulter khùntsəltjæra für *insulter* beschimpfen;

gibecièrə šipsjæf für *gibus* Zylinderhut;

inviter enfətiæra für einen ähnlichen von *inventarium* gebildeten Infinitiv mit der Bedeutung *das Inventar machen*;

manège məněš für *ménage* Unordnung;

ordonnance ortənánts für *audientia* Audienz;

passementer pásəmántjæra für *patienter* sich gedulden;

proclamer prokləmiæra für *réclamer* murren, schimpfen;

ridicule ritikyl für *réticule* Tragbeutel;

trancher trànsjæra für *déranger* stören; —

disputare tešpətiæra für *expédier* fortschicken.

Andere Wortvermengungen, welche die Bedeutung gefärbt haben, sind:

sérieux syrjús (vermischt mit *curieux* khyrjús) *eigentümlich, eigenartig*;

généreux šenərəs (vermischt mit *géné*) in der Rda.: təšenərəsə màʒə *sich genießen, z. B. beim Essen*.

## Verzeichnis der benutzten oder zitierten Literatur.

[Abkürzungen.]

- Andresen, Ueber deutsche Volksetymologie, Heilbronn 1876.  
Blumer, Zum Geschlechtswandel der Lehn- und Fremdwörter im Hochdeutschen, Leitmeritz 1890.  
Cauer, Zur Geschichte der Wortbedeutungen in der deutschen Sprache, Hamm 1870.  
Grimm, Deutsches Wörterbuch, Leipzig 1854 ff.  
Henry, Le dialecte alaman de Colmar en 1870, grammaire et lexique, Paris 1900.  
Kahl, Mundart und Schriftsprache im Elsass, Zabern 1893.  
Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, 6. Aufl. Strassburg 1899.  
— Deutsche Studentensprache, Strassburg 1895.  
Lienhart, Die Laut- und Flexionsverhältnisse der Mundart des Zornthals, Alsat. Stud. I, 189.  
Lorenz und Scherer, Geschichte des Elsasses, 3. Aufl. Berlin 1886.  
Mankel, Die Mundart des Münsterthales, Strassb. Stud. (1884) 2, 113 ff.  
Martin, Der Pfingstmontag, Lustspiel in Strassburger Mundart von Arnold, Strassburg 1891.  
— Sprachverhältnisse und Mundarten im deutschen Sprachgebiete von Els.-Lothr. in «Das Reichsland Els.-Lothr., Landes- und Ortsbeschreibung», Strassburg 1899.  
Martin und Lienhart, Wörterbuch der elsässischen Mundarten, I. Teil, Strassburg 1897 [M.-L.].  
Menges, Volksmundart und Volksschule im Elsass, Gebweiler 1893 [Volksmda.].  
Moers, Die Form- und Begriffsveränderungen der frz. Fremdwörter im Deutschen. Programmbeilage der Höheren Bürgerschule, Bonn, Ostern 1884.  
Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte, 3. Aufl. 1898.  
Rosenstein, Die psychologischen Bedingungen des Bedeutungswechsels der Wörter, Danzig 1881.  
Scheffler, Das etymologische Bewusstsein mit besonderer Rücksicht auf die nhd. Schriftsprache, Wissenschaftl. Beilage zum Jahresber. des neuen Gymn. in Braunschweig, 2 Teile 1897, 1898.  
Schmidt, Die Gründe des Bedeutungswandels, Progr. des Königl. Realgymn. Berlin 1894.  
Schweizerisches Idiotikon [Schwz. Id.], Wörterbuch der schweizer-deutschen Sprache, bearb. von Fr. Staub und L. Tobler, Frauenfeld 1881 ff.  
Stehle, Orts-, Flur- und Waldnamen des Kreises Thann im Oberelsass, Strassburg 1887.  
Wag, Bedeutungsentwicklung unseres Wortschatzes, Lahr i B. 1901.  
Wackernagel, Die Umdeutschung fremder Wörter, Basel 1863.  
Weinhold, Alemannische Grammatik, Berlin 1863.  
Witte, Zur Geschichte des Deutschtums im Elsass und im Vogesen-gebiet, Stuttgart 1897.  
Wundt, Völkerpsychologie I, 1. Leipzig 1900.



**Zeitschriften:**

Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur,  
hrsg. von E. Sievers, 27. Bd. Halle 1902.

Elsass-lothring. Schulblatt, hrsg. von Bruno Stehle.

Frommann, Die deutschen Mundarten, Nürnberg, später Halle  
1854 ff.

Germania, hrsg. von Pfeiffer.

Jahrbuch [Jb.] für Geschichte, Sprache und Literatur des Elsass,  
hrsg. vom histor.-literar. Zweigverein des Vogesenclubs.

Reform, Monatsschrift des allgem. Vereins für vereinfachte Recht-  
schreibung und des Vereins für Altschrift, hrsg. von J. Spieser.

Zeitschrift für deutsches Altertum [Zs. f. d. A.].

Zeitschrift für den deutschen Unterricht, hrsg. von Otto Lyon,  
3. 307 ff.

Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten, hrsg. von O. Heilig und  
Ph. Lenz. [Zs. f. hd. Mdaa.].

Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft.

Abkürzungen, die nicht näher angegeben sind, werden als bekannt  
vorausgesetzt.

**Berichtigungen.**

Seite 165 Zeile 6 von unten lies: nù m ə r o.

• 166 in Fussnote 5 lies: § 8, Lautzusatz: 2 unter 3.

• 168 Zeile 9 von unten lies: r e i n e - c l a u d e.

• 169 • 15 von unten lies: fl è t r á r š.

• 170 • 9 von oben lies: p r è s , à.

• 170 • 14 von oben fehlt das Komma zwischen t à m p è l -  
m à š ó r und franc-tireur.

• 170 • 17 von oben soll nach etc. Doppelpunkt stehen.

• 183 in Fussnote 1 lies: § 12, 1: a unter 12.

• 183 • 2 lies: § 14, 1: a unter 8.

• 200 Zeile 1 von oben lies: § 12, 1: a unter 1.

• 204 • 18 von unten lies: § 8, Lautzusatz: 2, 4 unter h.

• 212 • 10 von unten lies: p h ó w r ə r.

• 221 • 20 von oben lies: c. statt c).

• 222 in Fussnote 2 lies: § 8, Lautzusatz: 2 unter 1.

• 222 • 3 lies: Anhang: 9.

• 223 Zeile 8 von unten lies: k ú š ə.

• 225 • 1 von oben lies: 2) statt 2.

• 228 in Fussnote 3 lies: § 9, 3.

## XIV.

### Sagen aus dem krummen Elsass.

gesammelt von Lehrern und Lehrerinnen der Schulinspektion Saarunion,

veröffentlicht von

**Kreisschulinspektor Menges.**

I. Aus dem Kanton Saarunion.

(Fortsetzung.)

#### 18. Der gespenstische Reiter am Zollstock.

An der Strasse, die von Harskirchen nach Saarwerden über die Wasserscheide zwischen dem Saar- und dem Naubachtale führt, trifft man vier kleine kreisförmige Weiher an, die einen Durchmesser von 10—12 Meter, eine Tiefe von 1,50—2 Meter haben und wegen des lehmigen Untergrundes sogar im Hochsommer nicht völlig wasserleer sind. Diese Weiher, die wohl in vorgeschichtlicher Zeit als Feuerstätten angelegt worden sind, nennt das Volk «Seebe». Zwei davon liegen am Nordabhange der Wasserscheide, die beiden andern auf der Höhe selbst, auf der sich eine kleine Hochebene ausbreitet, die im Volksmund «der Zollstock» heisst und von wo aus man eine herrliche Aussicht nach allen Seiten hat.

Von diesen Seeben erzählt die Sage Folgendes: In stürmischer Nacht zur Geisterstunde jagt um sie in rasendem Galopp ein Reiter mit wehendem Mantel und grossem Schlapphut. Er sitzt auf einem Schimmel und hat nur ein feurig-glühendes Auge mitten auf der Stirn. Seinen Schimmel treibt er mit wildem Geschrei zu immer tollerem Laufe an. Manchmal zeigt sich auch der Reiter ohne Kopf, oder er trägt den Kopf unter dem Arme.

Mitgeteilt von Lehrer Weber zu Harskirchen.

### 19. Das braune Pferd ohne Kopf.

Am Münnisbrückel zwischen Saarwerden und Zollingen soll schon oft ein braunes Pferd ohne Kopf gesehen worden sein. Einmal setzte sich ein Unerschrockener darauf. Da wollte es in die Saar springen. Rechtzeitig konnte er sich noch herunter fallen lassen. Aus dem Wasser aber hörte er ein lautes Lachen.

An derselben Stelle wollen zwei Männer einen Reiter auf dem Boden liegend gesehen haben. Er war mit weissen Hosen und einem schwarzen Frack angetan und trug grosse Stiefel mit Sporen. Neben ihm lag ein Cylinderhut.

Mitgeteilt von Lehrer Besenfelder zu Saarwerden.

### 20. Das silberne Glöcklein von Saarwerden.

Zur Zeit, da in Saarwerden das gräfliche Schloss noch vollständig erhalten war, zogen feindliche Soldaten ins Land und belagerten es. Da erhob sich ein heftiger Sturm. Er riss den Turm des Schlosses herunter. Das silberne Glöcklein, das darauf war, fiel in die Saar. Schon viele Leute suchten darnach, konnten es aber bis jetzt nicht finden.

Mitgeteilt von Lehrer Besenfelder in Saarwerden.

### 21. Der Schimmel an der Saar.

Zwei Scheerenschleifer aus Saarwerden arbeiteten tagsüber zu Buckenum (Saarunion) unter der Halle. In später Abendstunde kehrten beide, Vater und Sohn, nach Hause zurück. Sie benutzten einen Pfad über die Wiesen. Als sie sich um die zwölfte Stunde dem Metzlachgraben näherten, erblickten sie auf der Sandmatt ein weisses Ross. Es weidete ruhig im Grase. Die beiden Männer glaubten, es wäre das Pferd eines Bürgers von Saarwerden, und wollten es einfangen. Der Schimmel liess sie nahe an sich kommen, machte dann einige Sprünge seitwärts und graste weiter. Dies tat er so lange, bis sie dicht an der Saar waren. Da wieherte er laut und verschwand mit einem gewaltigen Satz in den Fluten. Vergebens warteten die Scheerenschleifer auf sein Wiedererscheinen.

Mitgeteilt von Lehrer Besenfelder zu Saarwerden.

### 22. Das feurige Pferd.

Es ging einmal ein Mann von Diemeringen nach Rimsdorf. Als er zurückkehrte, war es Mitternacht. Da sah er am Rande des Waldes ein feuriges Pferd weiden. Es kam immer näher. Plötzlich stand es vor ihm und sprach: «Setze dich auf

meinen Rücken; ich führe dich nach Hause.» Aber der Mann fing an zu fluchen. Da verschwand das Pferd. Als er sich umdrehte, stand eine weisse Frau vor ihm auf der Weltkugel. Sie klatschte in die Hände und lachte ihn aus.

Mitgeteilt von Lehrer Weil, früher in Diemeringen,  
jetzt in Rosheim.

### 23. Der gesattelte Schimmel.

Einst kehrte ein Bürger von Thal in der Nacht von Bockenheim<sup>1</sup> nach Hause zurück. Da gesellte sich ein Schimmel zu ihm, der aufgesattelt war. Er begleitete ihn bis vor das Dorf Thal. Dort drehte sich das Pferd schnell um und verschwand.

Mitgeteilt von Lehrerin Forrler in Drulingen.

### 24. Der Schatz in der Halle.

In der Halle oben in Bockenheim wurde früher jeden Abend Feuer gesehen. Da grub man an dem Platze die Steine heraus und fand viel Geld. Von nun an sah man kein Feuer mehr.

Mitgeteilt von Lehrer Ahl zu Saarunion.

### 25. Das Haus mit den Totenköpfen.

In der Linsengasse zu Saarunion steht ein Haus, an dem im ersten Stock über jedem Fenster ein Menschenkopf in Stein ausgehauen ist. Diese Steinfiguren heissen im Volksmunde die Totenköpfe. Das Haus war in früherer Zeit der Sitz des Bürgermeisterramtes und dann einer Mädchenschule.

Eines Tages bemerkten zwei Mädchen beim Fegen des Schulsaales plötzlich eine Gestalt auftauchen, die einem Totenkopf ähnlich sah. Sie liefen sofort hinaus. Nach einigen Tagen sahen die zwei Mädchen dieselbe Erscheinung mitten im Unterrichte. Auf ihren Schreckenschrei wurde der Totenkopf auch von den übrigen Kindern und von der Lehrerin bemerkt. Nun verliessen alle das Haus in der grössten Eile. Niemand wagte es mehr zu betreten und zu bewohnen. Noch heute steht das Haus leer. Zur Erinnerung an jene Erscheinung sollen die Menschenköpfe am Haus angebracht worden sein.

Mitgeteilt vom Lehrer Ahl in Saarunion.

---

<sup>1</sup> Bockenheim, mundartlich Buckenum, ist der volkstümliche Name für Saarunion; es ist eigentlich der ältere Stadtteil nördlich von der Saar. Der Teil auf der andern Seite der Saar heisst Neustadt.

## 26. Der feurige Mann.

Vor vielen Jahren konnte man in S a a r u n i o n in dem Hause oben am «Glöckel» nachts oft einen feurigen Mann sehen, der mit einem grossen feurigen Stock in der Hand im dritten Stock auf- und abspazierte. Darum war dieses Haus lange Zeit unbewohnt.

Mitgeteilt vom Lehrer Ahl in Saarunion.

## 27. Das sonderbare Licht.

Ein Mann aus S a a r u n i o n ging einmal am Abend in den Stall. Da sah er aus einer Ecke des Hofes ein Licht herauskommen. Es ging plötzlich aus und wieder an. Jetzt brannte es noch viel heller als am Anfang. Am zweiten und dritten Abend sah der Mann das Licht wieder. Beim dritten Male stellte er sich hinter die Stalltüre und sprach: «Willst du etwas, so komm herein zu mir; ich mach's mit dir aus!» Da kam das Licht näher. Der Mann aber schlug die Türe schnell zu, so dass das Licht gegen die Türe fuhr. Davon fiel diese in den Stall hinein und ward zu Asche.

Mitgeteilt von Lehrer Ahl zu Saarunion.

## 28. Die schwarze Frau.

Unten am Rebberg von S a a r u n i o n geht jeden Abend eine schwarze Frau an der Saar hin. Einmal begegnete ihr ein Mann, der aus der Niedermatt kam und nach Hause wollte. Als er sie sah, rief er ihr zu: «Rawutzel, Rawutzel, komm her!» Da schlug ihm die Frau ins Gesicht. Bald darauf starb der Mann.

Mitgeteilt von Lehrer Ahl zu Saarunion.

## 29. Das Gespensterschloss bei Saarunion.

Bei S a a r u n i o n erhob sich früher ein Schloss, in dem einer der Fürsten von Nassau-Saarwerden seinen Sitz hatte. Von seiner Grausamkeit wissen noch heute alte Leute viel zu erzählen. Seine Untertanen mussten oft selbst in der Nacht aus den umliegenden Ortschaften kommen und ihm Frohndienste verrichten. So störte das Quaken der Frösche aus der nahen Saar den gnädigen Herrn oft im Schlafe. Darum liess dieser aus den benachbarten Dörfern Männer kommen, die mit Stangen und Gerten das Wasser peitschen mussten, um den nächtlichen Musikanten das Singen zu vertreiben. Widersetzten sie sich, so wurden sie auf das grausamste misshandelt.

Doch die göttliche Strafe blieb nicht aus. Die Seele des Fürsten fand im Grabe noch keine Ruhe. Schon gleich nach seiner Beerdigung irrte sein Geist ruhelos in den Schlossräumen umher. Man sah ihn im zweiten Stock des Schlosses zum Fenster hinausschauen. Auch später erschien er jede Mitternacht



im Schlosse, trieb hier sein Unwesen und versetzte die Schlossbewohner in Angst und Schrecken. Daher blieb das Schloss lange Zeit unbewohnt.

Mitgeteilt von Lehrerin Kexel, früher zu Harskirchen,  
jetzt zu Strassburg.

### 30. Der Heidenhübel bei Saarunion.

Im Grossbrunnenwald bei S a a r u n i o n heisst eine Stelle der «Heidehüwel» (Heidenhügel). Hier soll vor langer Zeit ein Schloss gestanden haben, in dem der Heidenkönig Moraks mit seiner Familie wohnte. Im Heidenhügel liegt er mit seinem Streitross begraben. Dieser Hügel steht mit dem Schloss in Lorenzen durch einen unterirdischen Gang in Verbindung.

Einst kam ein Mann von Saarunion in die Nähe, um seine Arbeit zu verrichten. Da begegnete ihm ein Fräulein in uralter Kleidung und forderte ihn auf, am andern Tage um die nämliche Zeit an dem nämlichen Platz zu erscheinen. Dann werde sie ihn glücklich machen. Hierauf verschwand sie. Der Mann wurde vor Schrecken ohnmächtig und blieb fast den ganzen Tag bewusstlos liegen.

Als er wieder zur Besinnung kam, eilte er nach Hause, teilte seiner Frau sein Erlebnis mit und bat sie, am nächsten Tag an den Ort zu gehen. Er selbst musste acht Tage das Bett hüten. Die Frau aber sah am andern Tag das Fräulein im Walde nicht.

Mitgeteilt von Lehrer Alexander zu Saarunion.

### 31. Das Dorftier von Schopperten.

In unmittelbarer Nähe von Schopperten liegt das Feldgewann Bruch. Hier ist es nicht geheuer. Schon manchem ist in der Nacht ein grosser, schwarzer Hund begegnet; andere behaupten, es wäre ein Kalb.

Mitgeteilt von Lehrer Treiber zu Schopperten.

### 32. Die weisse Kuh.

Rechts von der Strasse, die von Schopperten durch den Wald nach Keskastel führt, liegt die sogenannte «Blutsifferseeb»<sup>1</sup>. Der Teil des Waldes links von der Strasse heisst das «Drieschel»<sup>2</sup>. An dieser Stelle soll nachts eine weisse Kuh umgehen.

Mitgeteilt von Lehrer Treiber zu Schopperten.

<sup>1</sup> Ein «Blutsiffer» ist ein Blutsaifer oder Blutegel; eine «Seeb» ist eine runde, meist mit Wasser gefüllte Bodenvertiefung, wie man sie in dieser Gegend häufig antrifft, und über deren Entstehung, Zweck und Name man verschiedener Ansicht ist.

<sup>2</sup> «Drieschel» hängt mit dem mhd. Eigenschaftswort driesch (unangebaut, ungepflügt) zusammen.

### 33. Der ewige Jäger.

An einem Sonntagmorgen ging einst ein Jäger in den Wald von Schopperten auf die Jagd. Er fing ein lebendiges Häslein und steckte es in seine Jagdtasche. Darauf setzte er sich nieder, um sein Frühstück einzunehmen.

Als er so da sass, kam ein anderes Häslein gelaufen und rief:

«Wach auf, wach auf, liebe Schwester Marie!  
Jetzt gilt's zu enteilen, jetzt oder nie.»

Da kletterte das andere Häslein aus der Jagdtasche, und sie liefen miteinander fort.

Da dies der Jäger sah, sprang er auf und rief: «Dich hole ich ein, und wenn ich jagen muss bis zum jüngsten Tage!» Von nun an musste er jagen, ohne die Häslein je zu finden.

Mitgeteilt von Lehrer Klein zu Bissert.

### 34. Der Schosshübel bei Keskastel.

Bei Keskastel erhebt sich hinter der sogenannten Kleinkinderschule, der katholischen Unterklasse, ein kleiner Hügel, den die Bevölkerung Schosshiwel nennt. Noch vor wenigen Jahren war er viel grösser als heute; ein Teil wurde abgetragen, um einen Weg auszufüllen. Auf diesem Hügel stand nach der Ueberlieferung ehemals ein Schloss oder Castell Cäsars: Caesaris Castellum. Und hiervon wird der Name des Dorfes abgeleitet.

Grössere Ausgrabungen fanden zwar noch nicht statt. Aber nach der Sage sind hier kostbare Schätze vergraben. Manche wollen auf dem Hügel um Mitternacht schon ein merkwürdiges Licht, andere ein Kohlenfeuer gesehen haben, das von einem Manne bewacht wurde.

Mitgeteilt von Lehrer Halbwachs zu Keskastel.

### 35. Das Hexeneck.

Vor noch nicht sehr langer Zeit ging ein Mann von Keskastel in mond heller Nacht in den Wald, um Holz zu holen. Am Hexeneck hörte er auf einmal eine wunderherrliche Musik. (Später sagte er: «Beim Regiment haben sie gewiss schön gespielt; so schön war es aber nicht».) Als er näher trat, sah er im Schein des Mondenlichtes eine lustige Gesellschaft von Männlein und Weiblein. Sie tanzten und tranken Wein aus goldigen Rossschuhen (Pferdehufen). Da sprach der Mann für sich: «Tanz, Teufel, wie du kannst!» In diesem Augenblick hängt sich ihm eine Hexe an den Buckel, und er musste sie bis zum

Kreuz am Eingange des Dorfes tragen. Von der Zeit an hatte der Mann einen Leibschaden.

Noch viele andere Leute hörten die Musik. Sie kam immer vom Hexeneck und zog manchmal über das Dorf dahin.

Mitgeteilt von Lehrer Halbwachs zu Keskastel.

### **36. Der Graumännelsee.**

Vor Jahren lebte in Keskastel ein Mann, der allgemein das «Graumännel» genannt wurde. Er war ein stiller, finsterer Gesell, sodass jedermann ihn fürchtete. Nach seinem Tode wurde er auf gewöhnliche Weise begraben. Zum grossen Entsetzen aber zeigte sich das Graumännel bald nachher am Erkerfenster seiner Wohnung und lachte höhnisch auf die Vorübergehenden herab. Zwar wurde das Erkerstübchen zugemauert; aber die Hausbewohner hörten das Graumännel oft fürchterlich rumoren und konnten es fast nimmer aushalten.

Da suchten sie Hilfe bei dem frommen Jesuitenpater Kaufmann in Saarunion, der die Pfarrei Keskastel pastorierte. Dieser beschwor den Geist in eine Flasche. Das geschah allerdings nicht ohne heftigen Widerstand. Der Geist schimpfte fürchterlich auf den frommen Pater und schalt ihn: «roten Rü bendieb». Der Pater, der rote Haare hatte, gestand ein, einmal bei heftigem Durste eine Rübe aus dem Feld genommen zu haben; er habe aber zwei Sous an den Ort gelegt. «Der Besitzer aber hat das Geld nicht erhalten», schrie der Geist. Aber es half nichts, er musste in die Flasche hinein. Diese wurde versiegelt und an der wildesten Stelle des Waldes in einen tiefen See geworfen. Seitdem heisst der See «Graumännelsee».

Mitgeteilt von Lehrer Halbwachs zu Keskastel.

### **37. Der grosse Mann.**

Es sind jetzt etwa fünfzig Jahre her, da wollten drei Burschen von Keskastel ihren Freundinnen das Neujahr anschliessen. Sie stellten sich an dem Turme der evangelischen Kirche auf. Hier soll es nicht geheuer sein. Plötzlich stand eine riesenhafte Menschengestalt vor ihnen. Aber nur zwei bemerkten sie. Es verging eine Viertelstunde, ohne dass die Gestalt wich. Da fasste sich der eine der beiden ein Herz und wollte mit seinem «Sackpuffer» auf den geheimnisvollen Mann schiessen. Der andere aber schlug ihm den bereits ausgestreckten Arm nieder und verhinderte so den verderbenbringenden Schuss. In demselben Augenblick verschwand die Gestalt.

Ein Mann ging einmal um Mitternacht vom «Maien» (Be-

such) heim. Es war mondhell. Er ging durch das Mindergässchen und den Pfarrweg. Auf einmal hörte er jemand mit kräftigem Tritte nachkommen. Da blieb er stehen, sah sich um und bemerkte einen grossen Mann, der jetzt auch stehen blieb. Nun wollte er den Geheimnisvollen erkennen und ging zurück; aber dieser wich in gleicher Weise zurück. Da fürchtete sich der Mann und eilte nach Hause. Einmal sah er sich noch um und bemerkte die Gestalt an der zwei Meter hohen Mauer des Pfarrgartens stehen, die Ellenbogen auf die Mauer gestützt und das Gesicht nach dem Garten gewendet.

Mitgeteilt von Lehrer Halbwachs zu Keskastel.

### 38. Die kostbaren Kohlen.

Vor etlichen Jahren ging ein Mann von Keskastel spät in der Nacht an der «Hanfrees» (Hanfrost), einer grossen Wiese, vorbei. Da bemerkte er ein Häufchen glühender Kohlen. Diese kamen ihm gelegen, da er gerade seine Pfeife anzünden wollte. Daher hob er eine Kohle auf und legte sie auf die Pfeife. Sofort erlosch sie, ohne den Tabak anzuzünden. Er warf sie weg und versuchte es mit einer zweiten Kohle. Aber auch jetzt brannte die Pfeife nicht. Da verschloss er sie unwillig und steckte sie samt der Kohle in die Tasche.

Da er ein leidenschaftlicher Raucher war, liess er sich am andern Morgen von seiner Frau die gestopfte Pfeife ins Bett bringen. Wie erstaunten beide aber, als unter dem Deckel ein blanker Louisdor lag! Jetzt ging dem Mann ein Licht auf. Sofort stand er auf und eilte nach der Hanfrös. Dort fand er auch wirklich den weggeworfenen Louisdor. Von den übrigen Kohlen war jedoch keine Spur mehr zu finden.

Mitgeteilt von Lehrer Halbwachs zu Keskastel.

### 39. Das Hexenschwein.

Vor Jahren lebte zu Keskastel eine böse Hexe, die «Bärekätt». Alt und jung fürchtete sich vor ihr; und manche bekreuzten sich, wenn sie an ihr oder ihrem Hause vorübergingen. Als einmal der Förster zwischen Mitternacht und ein Uhr hinter den Knopphecken den nächtlichen Waldfrevlern auf-lauerte, vernahm er plötzlich ein Grunzen. Bald darauf ging ein Mutterschwein mit zwei Ferkeln an ihm vorüber. Der Förster dachte bei sich: «Was soll die Mohr um diese Zeit?», liess die Tiere aber ruhig weitergehen. In der folgenden Nacht jedoch nahm er seine geweihte Flinte mit. Und richtig, die Mohr kam wieder. Nun legte er an, drückte mit der linken Hand los und schickte dem Tier eine Anzahl Schrotkörner in



den Leib. Am andern Morgen lag die Bärekätt im Bett, und der Arzt musste ihr aus dem untern Teile des Rückens einige Schrotkörner herausziehen.

Mitgeteilt von Lehrer Halbwachs zu Keskastel.

#### 40. Die Hexenmilch.

Ein Weidbube von Keskastel kehrte einst um Mitternacht mit seinen Pferden von der Weide zurück. Er musste an dem Hause der Bärekätt vorüber. Da sah er durch das Schlüsselloch der Stalltür ein Licht. Neugierig guckte er hindurch und sah, wie die Hexe hinter der Kuh sass und aus deren Schwanz Milch in einen Eimer molk. Er hörte auch die Milch rauschen. Plötzlich fiel die Stalltür aus den Angeln, und die Hexe erschien auf der Schwelle. «Hüte dich», rief sie dem davoneilenden Burschen nach, «jemanden etwas von dem zu erzählen, was du gesehen hast; sonst wird es dir übel gehen». Der Bursche wagte das Erlebnis auch wirklich nicht zu erzählen. Er offenbarte es erst, als es ans Sterben kam.

Mitgeteilt von Lehrer Halbwachs zu Keskastel.

#### 41. Das Dorftier von Keskastel.

Eine Näherin von Keskastel ging einst in einer Winternacht spät nach Hause. Da sah sie auf einmal einen Hahn in erbärmlichem Zustande und mit herabhängenden Flügeln vor sich hertaumeln. Schon wollte sie an einem Hause klopfen; denn sie meinte, das Tier hätte sich verlaufen. Aber plötzlich sah sie keinen Hahn mehr, sondern einen ziemlich grossen Hund vor sich herlaufen. An der Schulerbrücke verschwand auch dieser.

Als eine Frau spät in der Nacht von einem Besuche zurückkehrte, begegnete ihr in der Pfarrgasse ein kleines Kalb. Die Frau dachte an nichts böses und streichelte das Kälbchen. Dieses aber wuchs plötzlich riesengross in die Höhe, und die arme Frau wurde vor Schrecken schwer krank.

In der Scheune des evangelischen Pfarrhauses soll es nicht geheuer sein. Drei Männer begaben sich einmal im Winter um 2 Uhr morgens in diese Scheune, um zu dreschen. Zu ihrem Erstaunen trafen sie darin einen grossen Hund an. Dieser entfernte sich sogleich, indem er durch eine kleine Spalte unter dem Scheunentor hinauskroch. Der eine der Drescher, der noch vor der Scheune stand, sah eine Gestalt herauskriechen, die zu einem riesigen Mann ohne Kopf anwuchs und sogleich verschwand.

Mitgeteilt von Lehrer Halbwachs zu Keskastel.



## 42. König Chlodwig in Herbitzheim.

Das katholische Pfarrhaus von Herbitzheim war früher ein Schloss, was man an der Treppe noch erkennen kann. Diese Treppe befindet sich in einem Turm, dessen oberer Teil abgetragen ist. Das Gebäude hatte vier Ecktürme.<sup>1</sup>

Die Sage erzählt, dass dieses Schloss vom Frankenkönig Chlodwig erbaut worden sei. Chlodwig kam jedes Jahr nach Herbitzheim, um in den Wäldern der Umgebung zu jagen. Die Pferde mussten in dem grasreichen Saartale weiden. Wegen dieses Graswuchses erhielt der Ort dem Namen Heribodesheim, d. h. grasreicher Ort; daraus ist dann Herbitzheim geworden.

Mitgeteilt von Lehrer Hermann Mey zu Herbitzheim.

## 43. Der Allert (Wachsamer).

In früheren Jahren bestand auch in Silzheim der Gebrauch, im Sommer um 10 Uhr, im Winter um 9 Uhr abends zu läuten. Da damals das Kirchlein auf dem Gottesacker stand, ging der Glöckner am Pfarrhaus und am Pfarrgarten vorüber durch das Kirchgässchen. Der damalige Pfarrer hatte einen sehr wachsamen Hund, der «Allert» hiess und nachts oft in der Nähe des Pfarrhauses zu sehen war.

Als der Glöckner eines abends wieder seines Amtes walten wollte, sah er an der Mauer eine hundähnliche Gestalt. Da er glaubte, es sei der Allert, sagte er: «Ei, Allert, du hier! Was machst du denn noch hier?» In demselben Augenblicke bekam er eine so derbe Ohrfeige, dass er halb betäubt zur Seite taumelte.

Als er zu sich kam, war nichts mehr zu sehen und zu hören. Von da an glaubte er auch den Allert im Bunde mit den bösen Geistern.

Mitgeteilt von Lehrer Brockly zu Silzheim.

## 44. Die Butterfrau.

Vor langer Zeit wohnte in Silzheim eine ältere Frau, die weder eine Kuh noch eine Ziege hatte. Trotzdem ging sie wöchentlich mehrmals mit einem Korb voll Butter nach Saargebüchel und löste schöne Summen. Man wunderte sich allseits hierüber; doch die Ursache blieb lange ein Geheimnis.

<sup>1</sup> In der Mitte des 19. Jahrhunderts wurde das Schloss von der Gemeinde gekauft und in ein Pfarrhaus verwandelt. In den Garten wurde die jetzige kathol. Kirche gebaut. Der grosse Platz neben dieser heisst noch heute: der Schlossgarten.

Eines Tages kam zu einer ungewöhnlichen Stunde eine andere Frau vorsichtig an die Türe, die gewöhnlich verschlossen war. Da sie zufällig aufstand, ging die Frau leise ins Haus hinein. Sie sah nun die Besitzerin des Hauses in der Stube buttern. Sie blickte nämlich durchs Schlüsselloch der Stubentüre und bemerkte, wie die Butterfrau ein rotes Bändchen unter dem Butterfass liegen hatte. Während ihrer Arbeit wiederholte die Butterfrau beständig: «Aus jedem Haus ein Tröpfchen, aus A.-Haus ein Schöppchen».

Die Frau ging, ohne hier zu stören, nach Hause, nahm ihr Butterfass, legte ein rotes Bändchen darunter und fing an, Butter zu stossen, indem sie die Worte der Butterfrau etwas verändert sagte: «Aus jedem Haus ein Schöppchen aus A.-Haus ein Tröpfchen». Fast augenblicklich standen mehrere Kübel und Bütten voll Rahm umher, so dass sie hierüber ganz erschrak.

Fast zu gleicher Zeit trat ein feingekleideter Herr ein. Dieser legte ein grösseres Schriftstück auf den Tisch und sagte der verblüfften Frau: «Wenn ihr das Geschäft weiter betreiben wollt, so unterschreibet hier diesen Vertrag». Unerschrocken nahm nun die Frau die Feder, um darunter den Namen Jesus zu schreiben. Kaum hatte sie angesetzt, so waren Herr, Schriftstück, Feder und Rahm verschwunden.

Das Hexenstückchen hat sie später nie wieder probiert.

Mitgeteilt von Lehrer Brockly zu Silzheim.

#### 45. Der König und der Teufel.

Vor langer Zeit wohnte in Silzheim ein König mit seiner einzig schönen Tochter. Da trat eine grosse heftige Krankheit auf, die viele Opfer forderte. Man betete und tat Busswerke aller Art; aber der Krankheit schien hierdurch kein Einhalt geboten. Auch der König hatte nach Möglichkeit an den Busswerken teilgenommen.

Eines Nachts kam in den Palast des Königs der Teufel, schwarz wie ein Rabe. Nach kurzem Zwiegespräch war der König überzeugt, dass es wirklich der Teufel sei. Dieser sagte zum König: «Die Dauer der grossen Krankheit hängt von mir ab, und ich werde die Krankheit nicht von euch und der Umgegend nehmen, bis ihr mir eure Tochter mitgebt als Sühngeld». Lange besann sich der König. Doch endlich sagte der Teufel: «Wie ist's, wollt ihr nicht? Ich werde gehen und werde kommen, wenn eure Tochter tot ist, und dann werde ich ein noch grösseres Opfer fordern». Jetzt siegten Pflicht und Angst über Kindesliebe. Gleich wurde eine Kutsche angespannt, und der König, die Prinzessin, sowie der Teufel nahmen

darin Platz. Der Weg ging in der Richtung gegen Saarge-  
münd.

Zufällig war der König ein leidenschaftlicher Schnupfer  
starken Tabaks. Man hatte kaum das Dorf verlassen, so wollte  
der Teufel schon auf jede weitere Begleitung verzichten. Doch  
dagegen wehrte sich der König, da er nach Vereinbarung bis  
zur «Schieremer Höhe» mitfahren durfte. Immer unruhiger  
wurde der Teufel. Da bot ihm der König eine gute, wohlrie-  
chende Prise an. Er griff zu, schnupfte und begann nun ein  
so heftiges Niessen, dass er den Wagen verlassen musste. Er  
setzte sich an den jetzigen «Elcherden» auf einen grossen  
Baumstamm und niesste und niesste.

Unterdessen hatte die Geisterstunde ihr Ende erreicht.  
Plötzlich war der niessende Teufel verschwunden. Da fuhren  
der König und seine Tochter wieder heim. Nach kurzer Zeit  
war auch die Krankheit erloschen.

Mitgeteilt von Lehrer Brockly zu Silzheim.

#### 46. Die goldenen Kohlen.

Als die alte Kirche von Silzheim noch auf dem jetzigen  
Gottesacker stand, ging eines Abends ein Mann spät vom  
«Maien» durch das Kirchgässchen nach Hause. Seine Tabaks-  
pfeife war ihm eben ausgegangen, als er an den Kirchhof kam.  
Nicht wenig wunderte er sich, als er dem Kirchhofs gegenüber  
auf der andern Seite des Weges ein Kohlenfeuer sah. Da er  
niemand in der Nähe bemerkte, trat er hinzu, legte sich eine  
der Kohlen auf die Pfeife, damit sie weiter brenne, und setzte  
seinen Weg fort. Aber schon nach einigen Schritten bemerkte  
er, dass durch diese Kohle die Pfeife nicht zum Brennen kam.  
Deshalb klopfte er die Kohle und die auf der Pfeife befindliche  
Asche ab, trat wieder zurück an das Feuer und nahm sich  
eine neue Kohle, die er etwas stark auf die Pfeife drückte. Zu  
gleicher Zeit sah er mehrere um das Feuer sitzen, worüber er  
nicht wenig erschrak. Einer von diesen sagte: «Aber jetzt  
kommst du nicht mehr».

Er ging verduzt heim und legte seine Pfeife, die auch  
mit der zweiten Kohle nicht zum Brennen gekommen war, auf  
das Fenstergesims. Am folgenden Morgen erzählte er das Vor-  
kommnis, und als er nach der Pfeife griff, sah er auf derselben  
ein nagelneues Goldstück. Bald glaubte er den Vorfall richtig  
zu verstehen. Er ging zur Stelle zurück, wo er die Pfeife aus-  
geklopft hatte, und fand im Grase ein weiteres Goldstück (erste  
Kohle). Von dem Feuer auf der Wiese aber war jede Spur  
verschwunden.

Mitgeteilt von Lehrer Brockly zu Silzheim.

#### 47. Der Hase beim Gänsebrunnen.

Beim Gänsebrunnen in der Nähe von Oermingen sieht man in der Nacht oft einen seltsamen Hasen. Er soll schon Menschen angefallen haben. Diese haben im Kampf mit ihm zu ihrem Schrecken bemerkt, wie das gefürchtete Tier immer zu wachsen schien, um endlich zu verschwinden. Vor etwa 90 Jahren hat an diesem berüchtigten Orte ein spät vorübergehender Mann seinen Tod gefunden.

Mitgeteilt von Lehrer Feuerstein zu Oermingen.

#### 48. Das Pferd im Bannwald.

Zwischen dem Feldgewann Bannwald und dem Oerminger Wald liegt der Albener Weg (Weg nach Saarlben). Hier sieht man in der Nacht häufig ein grosses Pferd, das nicht selten in unmittelbare Nähe der Vorübergehenden kommt und dann seltsam wiehernd verschwindet.

Mitgeteilt von Lehrer Feuerstein zu Oermingen.

#### 49. Der schwarze Pfuhl.

Hinter dem Forsthaus Oermingen liegt im Walde unweit der Gerberswiese der sogenannte schwarze Pfuhl, ein schwarzer, tiefer Schlamm. Den Steinen nach zu urteilen, die man in der Umgebung gefunden hat, haben vor Zeiten Gehäulichkeiten hier gestanden, deren einstige Bestimmung jedoch unbekannt ist.

In früheren Zeiten und noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts haben die Bauern ihre Pferde nachts oft auf die in der Nähe liegenden Nachtweiden getrieben. Während des Weidens legten sich die Hirten zur Ruhe nieder und schliefen ein. Beim Erwachen lagen sie aber häufig am schwarzen Pfuhl.

Mitgeteilt von Lehrer Feuerstein zu Oermingen.

#### 50. Die Erscheinungen auf dem Pistelwieserkopf.

Neben dem Wege nach dem Lutterbacherhof erhebt sich im Oerminger Wald ein Hügel, welcher heute Pistelwieserkopf, in alten Urkunden aber Klosterkopf genannt wird. Hier soll früher ein Frauenkloster gestanden haben, das mit dem Lutterbacherhof zum Kloster in Herbitzheim gehörte. Man findet an dem Ort noch die Baustellen dreier zerstörter Kalköfen, sowie verschiedene verschüttete Gebäudereste.

Vorübergehende wollen zur Nachtzeit schon ganze Scharen Nonnen gesehen haben, die Lieder von himmlischem Wohlklänge sangen. Andere haben an dem vorüberfliessenden kleinen

Wassergraben, der sich zu einem Weiher verbreitert haben soll, das Klopfen waschender Frauen gehört. Wieder andere behaupten, sie hätten an diesem verrufenen Orte allerlei sonderbare Tiere gesehen, die Hunden oder Rindern ähnlich waren. Ein noch lebender Bürger erzählt, er habe hier einen Mann umherwandeln sehen, der ein dunkles Kleid trug, einen grossen Hut auf hatte und in einem grossen Buche las. In der Abenddämmerung sei an dem Orte auch schon mehrmals eine Frau mit einem Kind auf dem Arme beobachtet worden.

Mitgeteilt von Lehrer Feuerstein zu Oermingen.

### 51. Der Totenbrunnen.

In der Strohweise bei O e r m i n g e n liegt nicht weit von der Eichel der Totenbrunnen. Daneben erhebt sich ein sanft ansteigender und langgezogener Hügelrücken, Litzlath und Bussmauer genannt. Auf diesem Hügel soll einst eine römische Niederlassung gestanden haben; in der Nähe des Brunnens sei der römische Friedhof gewesen. Daher soll der Name des Brunnens rühren. Hier sind bei Nachgrabungen schon Aschenurnen und Armbänder aufgefunden worden. In der Nacht soll man häufig seltsame Lichter dort sehen. Nicht selten wollen die Bewohner der angrenzenden Malsbachgasse unverständliche Gesänge hören, die aber beim Tagglockläuten plötzlich verstummen.

Mitgeteilt von Lehrer Feuerstein zu Oermingen.

### 52. Das weisse Füllen.

In O e r m i n g e n wurde einmal ein Mann getötet. Seither sieht man oft am Abend um den Platz, auf dem jetzt ein Düngerhaufen sitzt, ein weisses Füllen dreimal herumlaufen. Dann verschwindet es in den Gärten. Die Burschen des Dorfes stellten sich einmal zusammen und wollten es erschlagen. Als sie es aber sahen, wagten sie es nicht.

Mitgeteilt von Lehrer Weber zu Drulingen.

### 53. Der schwarze Mann in der Krämergasse.

In der Krämergasse zu O e r m i n g e n sieht man häufig einen grossen, schwarzen Mann mit hohem Zylinderhut. Von einem Hunde begleitet, durchwandert er die Gasse zu nächtlichen Stunden, dann und wann auch schon in der Abenddämmerung, und verschwindet zuletzt in einem Hause der nahen Herrengasse. In diesem Hause ist ein Grabstein aus dem 16. Jahrhundert eingemauert, welcher besagt, dass hier



ein gewisser Peter Wirtz von Kriegshorden «erschunden» und begraben worden sei. Der jetzt noch lebende frühere Eigentümer des Hauses hat dieses verkauft, weil er keine Rube darin finden konnte, und sich ein anderes erworben.

Mitgeteilt von Lehrer Feuerstein zu Oermingen.

#### 54. Der schwarze Mann.

In den dreissiger Jahren des 19. Jahrhunderts waren einmal etliche Mädchen von Lorenzen auf dem Katharinenmarkt zu Saarunion und gingen in der Nacht nach Hause. Unten am Altenmatterberg trat plötzlich ein kohlschwarzer Mann zu ihnen und begleitete sie bis oben an D o m f e s s e l, wo er verschwand. Merkwürdigerweise sahen ihn nur zwei Mädchen, die andern aber nicht. Die beiden wagten kein Wort mehr zu reden. Die Tropfen des Angstschweisses liefen ihnen über die Stirn. Erst als sie nach Lorenzen kamen, erzählten sie den andern von dem schwarzen Mann. Alle gelobten, nicht mehr in der Nacht von Saarunion nach Lorenzen zu gehen.

Mitgeteilt von Lehrer Aron zu Lorenzen.

#### 55. Die Männer ohne Köpfe.

Einst trug eine Frau von D o m f e s s e l Garn fort. Sie kam auf eine Strasse, welche der Diebsweg genannt wurde. Da sah sie drei Männer ohne Köpfe, welche die Felder abmassen. Einige Zeit nachher starb die Frau vor Schrecken.

Mitgeteilt von Lehrer Weil zu Rosheim, früher zu Diemeringen.

#### 56. Der feurige Mann im Eicheltal.

Im Wiesental bei Lorenzen kann man des nachts manchmal einen feurigen Mann sehen. Gewöhnlich schwebt er mitten im Tal am Eichelbach hin und her. Einst stand ein Mann von Lorenzen noch spät in der Nacht in seinem Garten, der an die Eichel grenzt. Da sah er, wie der feurige Mann sich auf den Wiesen gegen Domfessel zu schnell hin und her bewegte. Lange schaute er ihm zu. Aber auf einmal kam der feurige Mann mit rasender Schnelligkeit bis an die Gartentür, als ob er in den Garten wollte. Totenblass lief der Lorenzer Mann in seine Wohnung und erzählte, was er soeben gesehen hatte.

Mitgeteilt von Lehrer Aron zu Lorenzen.

#### 57. Der Hexenpfliff.

In einer schönen Sommernacht weidete der Schäfer von Lorenzen seine Herde auf einer Wiese, die einer bösen

Frau, einer sogenannten Hexe, gehörte. Seine beiden Hunde betraten aber die Wiese nicht. Sie blieben in der Ferne stehen und kamen nicht zu ihrem Herrn, obgleich er rief und lockte. Nachdem die Schafe sich satt gefressen, hatte er die grösste Mühe, sie wieder in den nahen Pferch zu treiben. Plötzlich hörte er ganz in der Nähe dreimal einen lauten Pfiff.

Als er am andern Morgen früh in der Dämmerung mit seinen Schafen auf der Strasse ging, begegnete ihm die alte Hexe. «Gelt, alter Hund», sagte sie zum Schäfer, «gestern Nacht habe ich dich einmal gehabt!» Der Schäfer erwiderte: «Ich hab mirs gleich gedacht, dass du es bist, alte Mähre!»

Mitgeteilt von Lehrer Aron zu Lorenzen.

### 58. Die weisse Katze.

Der Schäfer von Lorenzen war eines abends bei seinem Pferch in der Rōsmatt. Da hörte er bei eingetretener Dunkelheit jemand rufen. Er erkannte die Stimme einer Frau, die als Hexe bekannt war, und gab Antwort. Da rief sie: «Dich meine ich nicht, sondern meinen Mann». Hierauf legte sich der Schäfer zur Ruhe in seinen Karren.

Bald darauf merkte er eine grosse Unruhe unter den Schafen im Pferch. Sie wollten sogar über den Zaun springen. Als er aufstand, sah er in der Nähe des Pferches eine grosse weisse Katze. «Wart», dachte er, «mit dir will ich gleich fertig sein!» Er hatte nämlich einen grossen Hund, der jede Katze, die er fangen konnte, zerriss und frass. Nun hetzte er den Hund auf die Katze. Dieser aber wollte durchaus nicht vorwärts, sondern schmiegte sich ängstlich an die Beine des Schäfers und fing an zu heulen. Da verfolgte der Schäfer die Katze allein und warf Steine nach ihr. Sie sprang auf einen nahen Weidenbaum. Unterdessen wurden die Schafe immer unruhiger, und er musste zu ihnen zurück. Plötzlich verschwand die Katze. Dann wurden die Schafe wieder ruhig.

Als der Schäfer am andern Morgen der Hexe begegnete, sagte sie zu ihm: «Gestern habe ich dir doch einen rechten Spuk gespielt». Der Schäfer aber wagte nicht zu antworten.

Mitgeteilt von Lehrer Aron zu Lorenzen.

### 59. Der Priester im Schlosse zu Lorenzen.

Im Jahr 1793 wurde die Fürstin aus ihrem Schloss zu Lorenzen vertrieben. Das Schloss wurde französisches Nationaleigentum und an verschiedene Bürger verkauft. Die neuen Schlossbewohner merkten aber bald, dass es da nicht

geheuer ist. Von Zeit zu Zeit kam ein Priester mit einem grossen Schlapphut auf dem Kopfe die Wendeltreppe im Turm herab und setzte sich ein Weilchen auf die unterste Stufe, wo er verschwand. Manche wollen ihn auch mit einer Kerze in der Hand gesehen haben. Noch vor wenigen Jahren bemerkten Kinder, die noch bei der Dunkelheit im Schlosshof spielten, jemand mit einem Licht die Wendeltreppe herunter kommen. Sie wussten aber, dass der Mann, der dort wohnte, gerade nicht zu Hause war. Darum erschrakten sie, als sie das Licht sahen, und liefen davon.

Mitgeteilt von Lehrer Aron zu Lorenzen.

### 60. Der Poltergeist im Lorenzer Schlosse.

Kaum war die Fürstin aus dem Schlosse von Lorenzen vertrieben, so liess sich dort ein Poltergeist hören. Zwischen zwölf und zwei Uhr des Nachts klopft es auf dem Speicher, als ob einer Holz spaltet. Manchmal rasselt es in der Küche, dass man meint, alles Geschirr zerbricht. An andern Tagen vernimmt man leise Tritte und ein feines Geräusch. Sobald man aber auf den Speicher oder in die Küche kommt, hört und sieht man nichts.

Mitgeteilt von Lehrer Aron zu Lorenzen.

### 61. Eine Nachtwäsche am Brunnen.

Vor einigen Jahren waren einige Männer von Lorenzen noch spät in der Nacht in einem Hause beisammen. Da hörten sie um zwölf Uhr, dass jemand noch am oberen Brunnen Wäsche machte. Aber sie hörten die Wäsche nur einmal klopfen. Das kam ihnen sonderbar vor. Darum schauten sie zum Fenster hinaus. Der Mond schien gerade hell. Alle drei Brunnentröge waren mit weisser Leinwand gefüllt. Und eine Gestalt ging in das Haus unten am Brunnen. Die Männer gingen gleich darauf nach Hause. Da war die Wäsche verschwunden.

Mitgeteilt von Lehrer Aron zu Lorenzen.

### 62. Das weisse Kaninchen.

Ein Mann aus Lorenzen holte vor etlichen Jahren des Nachts um zwölf Uhr noch Wasser am oberen Brunnen. Da sah er in der Nähe der Brunnenröhre ein weisses Kaninchen auf dem Trog sitzen. Es schlug mit seinen Pfoten nach dem ausfliessenden Wasser. Erschrocken kehrte der Mann um und lief eilends heim.

Mitgeteilt von Lehrer Aron zu Lorenzen.

### 63. Das gesattelte Pferd.

Vor Jahren hörte der alte Nachtwächter von Lorenzen um ein Uhr des Nachts ein Kettengerassel und das Traben eines Pferdes. Er blieb ruhig stehen und sah, wie ein gesatteltes und mit Ketten behängtes Pferd an den obersten Dorfbrunnen kam und trank. Hierauf trabte es mit furchtbarem Lärm den Sandgarten hinauf, wo es noch ein schallendes Gelächter hören liess und verschwand.

Mitgeteilt von Lehrer Aron zu Lorenzen.

### 64. Der französische Soldat.

Vor einigen Jahren ging ein Bursche aus Lorenzen des Nachts um zwölf Uhr bei hellem Mondenschein auf dem alten Römerwege von Mackweiler nach Lorenzen. Als er in die Nähe des Fürstenwaldes kam, trat aus dem Walde ein französischer Soldat mit dem Gewehr heraus. Er begleitete ihn den Rösberg hinab bis auf die Rösmatt. Dort verschwand er. Totenblass kam der junge Mann nach Hause. Erst am andern Morgen konnte er sein Erlebnis erzählen.

Mitgeteilt von Lehrer Aron zu Lorenzen.

### 65. Der Glockenbrunnen bei Lorenzen.

Früher stand am Kalkberg bei Lorenzen das Dorf Wersingen. Die Flurnamen Werschingerberg und Werschinger Gärten erinnern noch daran. Auch finden die Bauern an der Stelle beim Pflügen noch Asche und Mauerreste. Man kennt auch noch den Platz, auf dem die Kirche stand. Von ihrem Chorbogen ist noch ein Stück an einem Scheunentor in Lorenzen zu sehen. Die Sage erzählt, auf dem Turm der Kirche habe eine silberne Glocke gehangen. Als das Dorf ausgestorben war, habe man sie in den Dorfbrunnen versenkt, damit sie niemand stehle. Daher heisst dieser Brunnen bis auf den heutigen Tag Glockenbrunnen und hat auch dem angrenzenden Feld diesen Namen gegeben.

Mitgeteilt von Lehrer Aron zu Lorenzen.

### 66. Die weisse Geiss.

In einer Nacht ging ein Mann von Lorenzen nach Diemeringen. Da begegnete ihm eine Frau mit einer weissen Geiss. Er neckte die Frau. Diese aber sprach: «Wart' nur, ich bekomme dich dafür!» Als er nun weiter gehen wollte, hielt ihn die Geiss fest und liess ihn vor Mitternacht nicht los.

Hierauf irrte der Mann die ganze Nacht umher und kam erst am andern Morgen müde und hungrig nach Hause.

Mitgeteilt von Lehrerin Bader in Diemeringen.

### 67. Der Irrführer in der Wadmatt.

Vor vielen Jahren wollte ein Mann vom Watterhof nach Lorenzen gehen. Da es schon dunkel war, ging er dem Bach nach über die Wadmatt, um den Weg abzukürzen. Auf einmal war es ihm, als wenn ihn jemand mit Gewalt in den Bach werfen wollte. Er wehrte sich aber, ging irre und kam an verschiedene Gräben, in die er fiel. Nach einigen Stunden stand er vor dem Kirchhof von Diemeringen, wo er den Weg wieder erkannte. Von dort kam er ganz ermattet heim. Dasselbe widerfuhr einer Frau am nämlichen Platze. Auch sie wurde bis an den Kirchhof von Diemeringen irreführt. Seit her wagt in der Nacht niemand mehr diesen Weg zu gehen.

Mitgeteilt von Lehrer Aron zu Lorenzen.

### 68. Das graue Männlein auf dem Watterhof.

In der Nähe des Watterhofs bei Lorenzen war früher ein kleiner Friedhof. Von hier kam des Nachts von Zeit zu Zeit ein graues Männlein an den Watterhof. Es kletterte über das geschlossene Hoftor und begab sich in die unbewohnten Zimmer und auf den Speicher. Dort liess es sich durch ein fürchterliches Rasseln und Poltern hören. Als aber die mutigen Bewohner einmal in die Zimmer und auf den Speicher gingen, um den Polterer aufzusuchen, hörten sie das Geräusch nur noch einmal. Dann war alles still, und sie sahen auch nichts. Von nun an erschien das Männlein nicht mehr.

Mitgeteilt von Lehrer Aron zu Lorenzen.

### 69. Die Schatzgräber in den Forlen.

In der Nähe des Watterhofes bei Lorenzen stand früher ein Wald, der «In den Forlen» genannt wurde. Eines Abends kam ein Fremder in das letzte Haus zu Lorenzen und erzählte, dass in den Forlen am Watterhof ein grosser Schatz verborgen läge. Man könnte ihn aber nur des Nachts zwischen zwölf und zwei Uhr ausgraben.

Sogleich machten sich zwei Söhne mit Hacke und Schaufel auf den Weg, um den Schatz zu heben. Punkt zwölf Uhr begannen sie ihre Arbeit. Bald stiessen sie auf eine Goldkiste und wollten sie in die Höhe heben. In diesem Augenblick kam der Teufel auf einem Schimmel dahergeritten. «Lasst



meinen Schatz liegen!» so brüllte er schrecklich. Vor Angst und Schrecken liessen sie alles im Stich und liefen davon.

Die Strafe blieb nicht aus. Bald darauf erkrankte einer der Schatzgräber und starb drei Tage nachher. Von da ab wagte es niemand mehr, nach dem vermeintlichen Schatze zu graben.

Mitgeteilt von Lehrer Aron zu Lorenzen.

## 70. Die weisse Frau und der Hase.

Ein Tagelöhner aus Dehlingen, der sich von Zeit zu Zeit auf ungesetzlichem Wege einen saftigen Hasenbraten zu verschaffen wusste, schlich sich in der Grummeternte eines Abends durch die Gärten hinter dem Dorfe unbemerkt nach dem Walde. Er kam durch ein Wiesentälchen (Heilbrunnertal) auf die Stelle zu, wo früher das Dorf Hemeldingen gestanden haben soll, also zwischen Dehlingen und Völlerdingen. Plötzlich wurde seine Aufmerksamkeit auf einen weissen Gegenstand gelenkt. Er kam demselben auf Umwegen so nahe, dass er eine weisse Menschengestalt in Frauenkleidung unterscheiden konnte, die mit verschleiertem Gesicht auf einem Grummethaufen ausgestreckt lag. «Du liegst mir gut,» dachte er bei sich, «was mich nicht brennt, brauche ich nicht zu blasen.»

Vorsichtig lenkte er seine Schritte einem weiter oberhalb stehenden Wäldchen (Nickelsbusch) zu. Dort stellte er sich am Rande des Waldes auf und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Kaum hatte er seinen Stutzer, den er in einem Hosenbein bei sich zu tragen pflegte, zurecht gemacht, als er vom Wiesentälchen her langsam einen Hasen auf sich zukommen sah. «Donnerwetter,» dachte er, «ist das ein Bengel! So ist dir noch keiner in die Hände gelaufen. Ich will ihn gut herankommen lassen und ihn sicher nehmen.» Er setzte an und drückte los. Aber sonderbar, der Schuss ging fehl, und Freund Lampe machte Kehrt. Kurze Zeit darauf jedoch erschien der Hase von neuem aus derselben Richtung. Wieder nahm ihn der Schütze aufs Korn und drückte los. Und was geschah? Der Hase machte einen Luftsprung, kehrte ihm den Rücken und hüpfte weiter. «Nein, so was ist mir doch noch nicht vorgekommen, das ist mir ganz unbegreiflich,» sagte er zu sich selbst, «da muss der Teufel im Spiele sein, oder ich lasse mir den Kopf abschlagen; denn auf diese Entfernung habe ich noch keinen gefehlt.» Dabei wurde es ihm doch etwas unheimlich. Er lud daher das Gewehr zum dritten Male und schickte sich an, den Heimweg anzutreten.

Kaum hatte er jedoch seinen Standort verlassen, als der

vermaledeite Hase wieder vor ihm auftauchte, auf den Hinterbeinen aufgerichtet. Jetzt verging dem Schützen auf einen Augenblick Hören und Sehen. Er stutzte und wusste nicht recht, ob er noch einmal schiessen oder dem umheimlichen Vierfüssler aus dem Weg gehen sollte. «Ach was!» dachte er, «verrecken musst du, und wenn du gleich der Teufel leibhaftig sein solltest!» Darauf legte er an und drückte los. Das Gewehr aber versagte und fletschte nur. Der Hase stiess dabei einen gellenden Schrei aus, purzelte kopfüber, sprang wieder auf und fiel abermals nieder, und so ging das Purzelbaumschlagen um den Schützen fort, bis er etwa zehn Meter von letzterem sich regungslos am Rande des Waldes niedersetzte und ihn mit funkelnden Augen anglotzte. Ein kaller Graus erfasste jetzt den Mann. Er legte sein Gewehr zusammen und eilte nach Dehlingen.

Als er wieder durch das Tälchen ging und sich nach der weissen Gestalt umsah, war sie verschwunden. Aber er bemerkte, wie sie auf der Waldeshöhe stand, ihre ausgestreckten Arme gespensterhaft bewegte, sich einigemale im Kreise herumdrehte und dann verschwand. Am andern Morgen schickte er in aller Frühe seinen Sohn auf die Suche aus. Allein von einem Hasen war keine Spur zu finden.

Mitgeteilt von Lehrer Will zu Dehlingen.

## 71. Der fremde Schimmel.

Südlich von Dehlingen liegt ein Tälchen, das von der Lorenzer Strasse durchzogen wird. Auf der Anhöhe daneben, Orling genannt, soll früher ein Kloster gestanden haben. Es finden sich heute noch Mauerreste dort vor, und eine Strecke des Feldes ist mit Ueberresten von Ziegel- und Backsteinen bedeckt. Daher heisst der nördliche Teil des Tälchens Pfaffenbitzel; der südliche trägt den Namen Angstbach.

Im Pfaffenbitzel hielt ein Bauer aus Dehlingen nachts einmal mit seinen drei Pferden auf der Weide (Nachtweide). Gegen 10  $\frac{1}{2}$  Uhr koppelte er sie zusammen, um nach Hause zu reiten. Er setzte sich auf das Leitpferd (links) und pfliff ein Liedchen für sich hin. Alles ging in guter Ordnung, bis er auf die Strasse kam. Da wurden die Tiere plötzlich scheu, schlugen hinten aus und gebärdeten sich so toll, dass er sie kaum noch halten konnte.

Er sprang vom Pferde herunter. Und als er sich recht umschaute, bemerkte er noch ein viertes Pferd, einen Schimmel mit feurigen Augen, der ebenfalls am rechten Seitenpferde angekoppelt war. «Was ist denn da los! Dich soll der Teufel

holen, du Schindmähre! Wart, dir will ich helfen!« rief er aus und schickte sich an, dem Zudringling eins mit dem Peitschenstock zu versetzen. In diesem Augenblick jedoch riss sich der Schimmel los und machte einen Seitensprung über den Strassengraben. Von dort hörte der Bauer ein lautes Händeklatschen und ein schallendes Gelächter. Jetzt sprang der Mann wieder auf sein Pferd und jagte im völligen Galopp schweisstriefend Dehlingen zu, wo er seinen Angehörigen das erlebte Abenteuer in grösster Aufregung erzählte.

Mitgeteilt von Lehrer Will zu Dehlingen.

## 72. Der Mann ohne Kopf.

Ein Mann aus Lorenzen besuchte einmal an einem Sonntag-nachmittag seine Verwandten in Dehlingen. Auf seinem Heimweg ging er auf den grossen Birnbaum zu und schlug von da eine südliche Richtung ein durch das Pfaffenbitzel, um eher auf die Lorenzer Strasse zu gelangen; denn es war schon dunkel.

Er hatte noch ungefähr fünfzig Schritte zu gehen, als er plötzlich eine schwarze Gestalt neben sich einhergehen sah, die mit den Füßen jedoch den Boden nicht berührte, sondern etwa  $\frac{1}{2}$  m über der Erde dahinschwebte. Als er sie näher betrachtete, erkannte er in ihr einen Mann ohne Kopf. Da durchzog ihn ein kalter Schauer. In seiner Angst verdoppelte er seine Schritte. Aber der unheimliche Begleiter verfolgte ihn Schritt für Schritt bis auf die Strasse, wo er an ihm vorüber huschte und dann unter hellem Gelächter verschwand.

Mitgeteilt von Lehrer Will zu Dehlingen.

## 73. Das kleine Weiblein.

Vor etlichen Jahren holte ein Lorenzer Mann einen Sack voll Birnen zu Dehlingen. Er trug sie bis zum Kreuzweg an der Rahlinger Strasse und wartete dort auf einen Wagen. Es war schon Nacht, und es kam immer noch kein Wagen. Auf einmal sah er mitten auf der Strasse ein ganz kleines Weiblein. Als er darauf zugehen wollte, um es näher zu betrachten, verschwand es. Nun überfiel ihn eine solche Angst, dass er davon gelaufen wäre, wenn er den ankommenden Wagen nicht gehört hätte.

Mitgeteilt von Lehrer Aron zu Lorenzen.

## 74. Das Schnürbübel.

Zwischen Enchenberg und Lemberg (Kreis Saargemünd) kam einmal ein Geist zu einem Priester. Dieser fragte ihn,

warum er auf der Erde umgehen müsse. Da erwiderte der Geist, er habe in neun Bännen die Kreuze zerschlagen, und nun müsse er jede Nacht von einem zum andern wandern. Der Geistliche fragte ihn, ob er nicht mehr zu erlösen wäre. Darauf antwortete der Geist, dass er verdammt sei, und fügte hinzu: «Wenn du etwas nicht an dir hättest, solltest du sehen, wie es dir ginge.» Der Geistliche ging heim, wurde krank und starb.

Dieser Geist wurde in der Umgegend von Bütten schon oft wahrgenommen. Er setzt sich den Leuten auf den Nacken, und sie müssen ihn bis an das Wasser tragen. Zwischen Rohrbach und Rablingen sitzt er häufig auf dem Härtenberg. An der Lorenzer Strasse bei der Baumschule, wo der Weg nach Bütten abzweigt, sprang er einem Mann von Bütten auf den Rücken. Er musste ihn bis zum Petersbach an die Brücke nicht weit von Bütten tragen, worauf er mehrere Tage krank war. Dieser Geist ist unter dem Namen «Schnürbübel» in der ganzen Gegend bekannt. Ein Mann von Bütten meinte, es hätte durch den schon viele Leute gekostet.

Mitgeteilt von Lehrerin Föller zu Strassburg, früher zu Bütten.

## 75. Das Gastmahl im Rahlinger Schloss.

Eine Frau von Bütten, die aus dem Schloss von Rahlingen stammt, erzählte, dass einer ihrer Verwandten einmal krank lag. Da er sich ziemlich wohl fühlte, schickte er seinen Pfleger zu Bette. Als es Mitternacht geschlagen hatte, stand in dem Krankenzimmer auf einmal ein langer Tisch, mit allerlei Speisen und Getränken wohl besetzt. Nach und nach füllte sich der Saal mit Männern, die sich um den Tisch setzten und das Mahl lautlos verzehrten. Darnach verschwanden sie ebenso still, wie sie gekommen waren.

Mitgeteilt von Lehrerin Föller zu Strassburg, früher zu Bütten.

## 76. Der Pferdekopf im Wasser.

In einem früheren alten Hause zu Bütten ging ein Geist um. Ein Kapuziner verbannte ihn in eine Flasche und trug diese in den Petersbach im Lutterfingereck. Dort verlor einmal ein Mann ein Pferd von der Weide. Beim Suchen sah er im Wasser einen Pferdekopf; auch hörte er ein natürliches Gewieher. Als man das Pferd aber herausziehen wollte, war nichts mehr zu bemerken. Nur ein lautes Gelächter ertönte aus dem Wasser.

Mitgeteilt von Lehrerin Föller zu Strassburg, früher zu Bütten.

### 77. Der Student und sein Mörder.

Einmal war ein fremder Student, der viel Geld bei sich trug, in Bütten bei einer Hochzeit. Ehe er wieder abreiste, liess er Hut und Stock stehen und ging noch in ein anderes Haus. Aber er kam nicht mehr zurück. Einige Jahre nachher wurde das betreffende Haus umgebaut. Da fand man im Stall eine Leiche.

Als der Mann aus dem Hause gestorben war und man den Sarg eben hinaustrug, schaute er auf dem Speicher zum Fenster heraus. Die Träger fanden den Sarg so leicht, dass sie sagten, er sei wohl «maien» gegangen. Als nun der Totengräber bei der folgenden Reihe an sein Grab stiess, öffnete er den Deckel des Sarges und blickte hinein. Aber er sah nichts als eine Hand voll Hobelspäne. Noch heute soll es in dem Hause nicht geheuer sein. In der Nacht hört man manchmal ein Geräusch, als ob jemand die Hände waschen würde.

Mitgeteilt von Lehrerin Föller zu Strassburg, früher zu Bütten.

### 78. Ueber Hecken und Stauden.

Auf der Mühle von B ü t t e n wohnte früher eine Witwe mit ihrer Tochter. Einmal sah der Mühlknecht, wie die beiden sich schminkten. Dann hörte er sie sagen: «Ueber Hecken und Stauden», und bemerkte, wie sie zum Schornstein hinausfuhren. Er war neugierig, wo die beiden wohl hingegangen seien. Darum salbte er sich ebenfalls, sagte aber statt «über» «durch» Hecken und Stauden. Schrecklich zugerichtet, langte er auf dem Bastberg an; denn er war über spitze Steine und durch Dornhecken geschleppt worden. Auf dem Bastberg fand er die Gesuchten. Die Witwe fragte ihn, wie er denn nun wieder heim kommen wolle. Er bat die Frau, ihm zu helfen. Da kam ein Ziegenbock, auf den er sich setzen musste. Er sollte aber auf der ganzen Fahrt kein Wort sprechen. Als er trotzdem auf einmal rief: «Das waren aber drei Teufelsprünge!» war der Ziegenbock verschwunden, und der Knecht war 1500 Stunden weit von Bütten weg.

Mitgeteilt von Lehrerin Föller zu Strassburg, früher zu Bütten.

### 79. Die weissen Hündchen.

Der Oheim einer jungen Frau aus B ü t t e n ging einmal von Weisslingen nach Saarburg auf die Arbeit. Im Walde liefen ihm auf einmal etwa zehn weisse Hündchen um die Füsse und waren durch nichts zu vertreiben. Er kehrte nun



voll Angst um, legte sich ins Bett und starb bald darauf. In der Krankheit sah er immer die Hündchen.

Mitgeteilt von Lehrerin Föllner zu Strassburg, früher zu Bütten.

### 80. Der goldene Sand.

Dem Brunnenmacher von B ü t t e n träumte drei Nächte hintereinander, er solle auf die Heidenkirche (zwischen Ratzweiler und Volksberg) kommen. Darum ging er mit einem Sack hin und fand schönen roten Sand. Mit diesem füllte er den Sack und machte sich wieder auf den Heimweg. Auf einmal wurde aber der Sack so schwer, dass er ihn fast nicht mehr tragen konnte. Unmutig nahm er ihn von der Schulter und leerte ihn aus. Als er ihn zu Hause weglegen wollte, fielen einige Goldstücke heraus. Schnell eilte er dahin zurück, wo er den Sand weggeworfen hatte, fand aber nichts mehr.

Mitgeteilt von Lehrerin Föllner zu Strassburg, früher zu Bütten.

### 81. Das Dorftier zu Bütten.

In B ü t t e n ging einmal eine Frau an den Brunnen, um zu waschen. Da sah sie ein grosses, weisses Tier mit schwarzen, feurigen Augen. Die Leute nannten es das Dorftier. Die Frau sagte zu ihm: «Tritt ein bischen näher, dass ich dich besser betrachten kann!» Da kam das Tier näher, und die Frau streichelte es. Dann sprach sie zu ihm: «So, jetzt geh wieder hin, wo du hergekommen bist!» Da ging das Tier weg und hat sich nicht wieder sehen lassen.

Mitgeteilt von Lehrerin Bader in Diemeringen.

### 82. Der schwarze Mann.

An der Strasse, die von R a t z w e i l e r nach dem dazu gehörenden Weiler Neubau führt, liegt ein Feldgewann, das unter dem Namen Winkelmess bekannt ist. Mitten durch geht ein Fusspfad nach der Strasse herunter.

Wenn man in der Dämmerung oder zur Nachtzeit, besonders um die Mitternachtsstunde, gegen Ratzweiler geht und an die Stelle kommt, wo der Pfad in die Strasse einbiegt, so kommt ein schwarzer Mann mit breitem, in das Gesicht gedrücktem Hute und mit aufgestülpten Hosen den Pfad her, geht eine Strecke weit, manchmal bis zu den ersten Häusern des Dorfes, neben dem Wanderer her und gibt sich die grösste Mühe, ihn von dem Weg abzubringen und in den Strassen-graben zu werfen.

Solange der so Bedrängte ruhig dahin schreitet und schweigt, kann er sich des schwarzen Mannes kaum erwehren und hat alle Mühe, die Strasse unter den Füßen zu behalten. Fängt er aber an zu schimpfen und zu fluchen, so flüchtet sich die Gestalt augenblicklich auf die links angrenzende Wiese, «Matt» genannt, und verschwindet nach mehrmaligem Auf- und Nieder-tauchen an einer dort sprudelnden Quelle.

Mitgeteilt von Lehrer Ernst zu Ratzweiler.

### 83. Die weisse Gestalt im Grünewald.

Der zwischen Diemeringen und R a t z w e i l e r liegende Grünewald steht als Aufenthaltsort böser Geister in üblem Rufe. Dort gehen Geister um, welche die Leute irre führen. Nicht nur zur Nachtzeit, sondern am hellen Tage sind schon Holzhauer und Holzsucher, denen jede Stelle im Wald bekannt ist, von ihnen ganz vertrauten Wegen und Pfaden abgekommen und stundenlang in der Irre umhergeführt worden.

Ein Mann vom Neubau, der von Waldhambach heimkehrte und seinen Weg durch den Grünewald nahm, sah an einer unheimlichen Stelle eine Gestalt in einer schneeweissen Kutte am Wege stehen. Neugierig trat er hinzu und besah sich die gespensterhafte Erscheinung. Bei dem Anblick ergriff ihn aber ein solcher Schreck, dass er wankenden Schrittes nach Hause ging und bald darauf starb.

Mitgeteilt von Lehrer Ernst zu Ratzweiler.

### 84. Der Mann ohne Kopf.

Die Kirche von A l t w e i l e r steht mitten im Dorf an der Kirchgasse. Um sie herum liegt ein alter Kirchhof, der von der Gasse durch eine Mauer getrennt ist. Hier soll es nachts zwischen 12 und 1 Uhr nicht geheuer sein. Manchmal erscheint auf der Mauer ein Mann ohne Kopf mit einem Sauermilchhafen unter dem Arm. Die Leute sagen: «Der Mann muss gehen, weil er in seinem Leben so geizig war». Die Gestalt geht über die Mauer hin und verschwindet dann auf dem Kirchhofe. Aengstliche Leute gehen, sobald es Nacht wird, nicht mehr durch die Kirchgasse.

Mitgeteilt von Lehrer Hirschinger zu Altweiler.

### 85. Das Dorftier von Altweiler.

In A l t w e i l e r führt die Dorfstrasse über eine Brücke, das sogenannte Stenerbrückel (d. i. steinerne Brückchen). Unter

dieser Brücke wohnt das Dorftier. Es ist ein grosser schwarzer Hund, der nachts zwischen 12 und 1 Uhr auf der Brücke erscheint. Geht man um diese Zeit darüber, so läuft der Hund eine Strecke mit. Um 1 Uhr verschindet er wieder unter der Brücke im Graben.

Mitgeteilt von Lehrer Hirschinger zu Altweiler.

### 86. Das Donnerloch bei Altweiler.

Im Gemeindebann von Altweiler trifft man in Abständen von ungefähr 200 m auf den Anhöhen viele kreisförmige Vertiefungen an, die 8—10 m breit und 1—2 m tief sind. Das Volk nennt sie «Seeben». Ueber ihre Entstehung ist man nicht einig. Man weiss nicht, ob es natürliche Erdsenkungen oder von Menschen gegrabene Wassersammler, Feuerstätten, Schutzgruben sind.

In einer dieser Seeben auf dem Grunscherberg hinter dem Dorfe soll eine silberne Glocke vergraben sein. Zu gewissen Zeiten soll in der Nacht über der Vertiefung ein Licht brennen.

Die grösste Seeb liegt in der Gewann Hampat an der lothringischen Grenze. Sie heisst Donnerloch. Ueber ihre Entstehung erzählt die Sage folgendes: Vor alten Zeiten hütete dort ein riesenhafter Schäfer seine Herde. Er hatte einen langen Bart und trug einen grossen Schlapphut. Einmal stiess er seine Schäferschuppe in den Boden. Als er sie herauszog, war die grosse, trichterförmige Vertiefung da.

Mitgeteilt von Lehrer Hirschinger zu Altweiler.

### 87. Der vergrabene Schatz am Altweihertentsch.

Das Gelände um Harskirchen wird von einigen schönen Wiesentälchen durchschnitten. Wo aber jetzt zur Sommerzeit der Blick mit Entzücken über einen Rasenteppich schweift, da spiegelte sich früher der blaue Himmel in den Fluten kleiner Seen. Diese waren Eigentum des Landesherrn und dienten hauptsächlich der Fischzucht. Sie waren auf künstliche Weise durch Dämme gebildet, die das Wasser der durchfliessenden Bächlein stauten. Die Dämme sind noch sämtlich vorhanden und wohl erhalten. Sie werden von den Dorfbewohnern «Tentsch» genannt. Die Wiesentäler selber tragen noch die Namen der ehemaligen Weiher: Neuer Weiher, Alter Weiher, Grosser Weiher, Colmersweiher, Spielburgweiher.

Von diesen alten Dämmen wissen die Dorfbewohner mancherlei zu erzählen. So soll im Altweihertentsch in schweren

Kriegszeiten ein Schatz vergraben worden sein. An seiner Stelle zeigt sich manchmal ein blaues Licht. Wem es gelingt, das Licht zu überdecken, der wird den Schatz heben. Verschiedene haben das schon versucht. Sobald sie aber näher an das Licht herankamen, bemerkten sie dabei einen schwarzen Mann in Begleitung eines grossen schwarzen Hundes, die den Schatz bewachten. Dieser Anblick raubte auch dem Kühnsten den Mut.

Einst kehrte ein Mann zur Nachtzeit aus einem Nachbardorf durch das Altweibertal nach Hause zurück. In der Nähe des Tentsch bemerkte er das blaue Licht. Neugierig näherte er sich der Stelle und sah, dass der Lichtschein von einem Haufen Goldstücke ausging. Voller Freude bückte er sich und wollte zugreifen. In diesem Augenblicke erhielt er aber einen furchtbaren Stoss, der ihn eine Strecke fortschleuderte. Er raffte sich auf und entfloh, ohne sich auch nur noch einmal umzusehen. Und der Schatz am Altweihertentsch ist bis heute noch nicht gehoben.

Mitgeteilt von Lehrer Weber zu Harskirchen.

## 88. Die Spielburg.

Der Spielburgweiher bei Harskirchen soll seinen Namen von einer gleichnamigen Burg erhalten haben. Nach der Ortsüberlieferung hat diese Spielburg in der kreisförmigen Lichtung zwischen dem Harskircher und Bisserter Freiwald gestanden. Die Burg muss eine Wasserburg gewesen sein; denn die Lichtung, die gegenwärtig eine schöne Waldwiese ist, war früher sumpfig und glich den vielen «Seeben», wie sie in der Umgegend häufig vorkommen. Als diese «Seebwiese» einst in einem heissen Sommer völlig austrocknete, fand ein Schreiner auf dem Boden des Sumpfes ganz schwarz gewordenes, aber schon einmal bearbeitetes Eichenholz, aus dem er noch Möbel verfertigen konnte. Dieser Fund liess die Vermutung aufkommen, dass man es hier mit dem Standort der ehemaligen Spielburg zu tun habe. Wann diese daselbst stand und warum sie zerstört wurde, darüber weiss niemand Auskunft zu geben. Dem Volk aber ist eine dunkle Erinnerung an die Spielburg geblieben. Das lässt sich an der Sage erkennen, dass zuweilen in dunkler Nacht eine prächtige Kutsche, bespannt mit feurigen Rossen, vom Freiwald her mit Windeseile durch die Luft fahre nach der Altweiler Höhe, wobei man eine gar liebliche Musik vernehme.

Mitgeteilt von Lehrer Weber zu Harskirchen.

### 89. Der vermauerte Schatz.

Einst lebten zu Harskirchen drei alte Jungfern beisammen. Sie betrieben Landwirtschaft und wurden hierbei von einem alten, treuen Knecht unterstützt, der etwas einfältig und darum im Dorf nur unter dem Namen Stoffel bekannt war. Die Frauen erwarben nach und nach ein grosses Vermögen und besaßen viel Bargeld. Ihr einziger Erbe war ein Neffe, der als Bierbrauer in der Ferne weilte.

Als die drei Erbtanten ihr Ende nahe fühlten, schrieben sie dem Neffen, er sollte heimkehren. Doch er konnte nicht gleich kommen. Da starben sie in kurzer Zeit nach einander. Vor ihrem Tode aber hatten sie ihr Geld in einer Mauernische verborgen, und der treue Stoffel hatte die Oeffnung zugemauert. Er wusste daher allein um das Versteck. Bald darauf schickte er dem Erben nochmals Botschaft. Und nun machte dieser sich auf den Heimweg. Als er aber in Harskirchen eintraf, war auch Stoffel gestorben und hatte das Geheimnis von dem Versteck des Geldes mit ins Grab genommen. So blieb der Schatz verborgen.

Man hörte aber in der Stille der Nacht die alten Basen oft auf weichen Sohlen durch die Gänge und über die Treppen des Hauses nach dem Versteck des Geldes schlürpfen, um es zu bewachen. Später kam das Haus in andere Hände. Der neue Besitzer nahm einst eine bauliche Veränderung vor und entdeckte dabei den Schatz. Er wurde dadurch von Stund an ein reicher Mann. Als er den Schatz aber hob, erhielt er einen derartigen Schlag ins Genick, dass er für den Rest seines Lebens den Kopf nach einer Seite neigen musste.

Mitgeteilt von Lehrer Weber zu Harskirchen.

### 90. Huckepack.

Ein Bürger von Saarwerden war einmal in Harskirchen und kehrte spät in der Nacht heim. Oben auf der Höhe, wo die Ruhebänk steht, verliess er die Strasse und schlug den Fusspfad durch die Reben ein, um eher zu Hause zu sein. Kaum war er am Strassenwärterhäuschen vorbei, das neben der Ruhebänk steht, so sass ihm einer auf dem Nacken. Vergeblich bemühte sich der erschrockene Mann, den Unhold abzuschütteln. Er musste ihn schleppen bis ans Ende des Reberges. Hier fühlte er sich plötzlich von der Last befreit, ohne dass er das unheimliche Wesen auch nur mit einem Auge gesehen hätte.

Mitgeteilt von Lehrer Besenfelder zu Saarwerden.



### 91. Die wandernde Flamme.

Zwei Männer von Saarwerden waren einmal spät am Abend auf dem Heimweg von Burbach. Als sie an den Neuen Weg kamen, schwebte plötzlich ein flackerndes Licht an ihnen vorüber. Erstaunt folgten ihm ihre Blicke. Jenseits der Saar auf dem Spiegelberg bei Zollingen hielt es an und loderte in mächtiger Flamme auf, welche die ganze Gegend erhellte. Da auf einmal war es wieder stockfinster und von dem sonderbaren Lichte nichts mehr zu sehen.

Wer das Glück hat, eine solche Flamme oder auch glühende Kohlen zuzudecken, der hebt einen Schatz. Ein heimkehrender Arbeiter fand des nachts einmal eine glühende Kohle am Weg und wollte damit seine Pfeife anzünden. Da diese nicht brennen wollte, steckte er sie mit der Kohle in die Tasche. Am andern Tag fand er darin ein funkelndes Goldstück.

Mitgeteilt von Lehrer Besenfelder zu Saarwerden.

### 92. Der Schimmel an der Saarwerder Brücke.

Ein Mann von Zollingen trug einmal einen Sack voll Weizen nach Saarwerden in die Mühle. Als er sich der Saarbrücke näherte, begegnete er einem grasenden Schimmel. Er dachte bei sich: Du kommst mir grade recht, dir kann ich meine Last aufladen. Und er legte den Sack auf den Rücken des Schimmels. Dieser lief aber stracks gegen die Saar. Der Mann konnte gerade noch den Sack herunterziehen, ehe der Schimmel im Wasser verschwand.

Mitgeteilt von Lehrer Stahl zu Zollingen.

### 93. Der Hund an der Saarwerder Brücke.

An der Saarbrücke bei Saarwerden wurde schon oft ein grosser Metzgerhund gesehen. Wenn die Zollinger nach Saarwerden gingen, lief er ihnen nach, bis sie über der Brücke waren. Dann verschwand er plötzlich in der Saar.

Mitgeteilt von Lehrer Stahl zu Zollingen.

### 94. Die Katze in der Mühle zu Saarwerden.

In der Mühle zu Saarwerden erschien manchmal eine schwarze Katze, die sich sehr auffällig benahm. Schon oft hatte der Müller mit seiner Flinte nach ihr geschossen, sie aber nie getroffen. Die Flinte zeigte nicht einmal eine Spur der Kugel, so dass man annahm, es fahre keine Kugel zum Laufe heraus.

Nun riet man dem Müller, ein Silberstück zusammenzuklopfen und dann in die Flinte zu laden. Als die Katze wieder

kam, schoss er mit dieser Ladung auf sie. Diesmal rannte die Katze mit furchtbarem Geheul davon. Am andern Morgen hatte eine Frau von Zollingen eine Schusswunde am Arme. Von jetzt ab hörte der Spuk in der Mühle auf.

Mitgeteilt von Lehrer Aron zu Rimsdorf.

### 95. Der wilde Jäger im Bannholz.

Bei dem Müller auf der Bannholzmühle (zwischen Saarunion und Rimsdorf) stand einst ein Knecht im Dienst, der nicht so ganz recht war. Mit aller Gewalt wollte er die schöne Müllerstochter zur Frau haben. Der Vater versprach sie ihm, wenn er ihm viel Weizen zum Mahlen bringe. Als dies geschehen war, bekam er sie doch nicht.

Eines Tages begab sich der Müller nach Saarunion. Jetzt ging der Knecht zur Mutter und bat um die Hand der Tochter. Da sie nicht zusagte, brachte er sie um. Das nämliche Geschick sollte auch die Tochter treffen. Sie lief ins Bannholz und wollte zu den Holzhauern. Als sie noch etwa 200 Schritte von diesen entfernt war, ging das Band ihrer Schürze auf. Sie trat darauf und fiel hin. Der Müllerknecht, der sie verfolgte, holte sie nun ein und brachte sie auch um.

Als es für die beiden in Rimsdorf Totenglocke läutete, stand der Mörder in einem hohlen Baume vor dem Freiwald. Dort wurde er festgenommen, nach Metz gebracht und mit dem Schwerte hingerichtet.

Jetzt haust er als wilder Jäger im Bannholz. Sein Handwerk treibt er nur in der Nacht. Wenn man um Mitternacht auf dem Wege von Rimsdorf nach Saarunion an der Brücke vorbeigeht, sieht man ihn vor dem Bannholz stehen. Er hat keinen Kopf und streckt die Zunge heraus. Auch wurde er schon gesehen, wie er ohne Kopf längs der Strasse und des Bannholzes auf einem schönen Schimmel auf und ab reitet.

Mitgeteilt von Lehrer Aron zu Rimsdorf.

### 96. Die Waldfrau im Bannholz.

Im Bannholz bei Rimsdorf lebt eine Waldfrau. Den braven Kindern zeigt sie im Sommer die Plätze, wo die meisten Erdbeeren, Himbeeren und Brombeeren stehen. Kommen aber böse Kinder in den Wald, so nimmt sie sie und bringt sie um.

Mitgeteilt von Lehrer Aron zu Rimsdorf.

### 97. Die Geister in der Holzmatt.

Zwischen Burbach, R i m s d o r f und Thal liegt die Gewann Holzmatt. Man erzählt sich, dass es hier nicht «sauber» ist. Wenn man um Mitternacht dorthin kommt, verirrt man sich. Einst fuhr ein Rimsdorfer Mann in später Nacht von Kirrberg nach Hause. Er schlief ein, und da die Pferde den Weg schon sehr oft gemacht hatten, gingen sie gegen Rimsdorf. Als der Fuhrmann erwachte, liefen die Pferde mit dem Wagen in der Holzmatt herum. Der Mann wollte sie nun nach Hause lenken. Aber mehrere Male fuhr er auf einer Wiese in der Holzmatt im Kreise herum, ohne dass er es anfangs merkte. Nach langem Suchen fand er endlich doch den Weg.

In der Nähe der Holzmatt steht ein kleiner Wald. Wenn man zur Nachtzeit daran vorbeikommt, hört man berauschte Musik. Eines Abends ging ein Vater mit seinem Knaben dort vorbei. Da vernahmen auch sie jene wunderbaren Töne. Der Vater gebot dem Buben, kein Wort mehr zu sprechen, bis sie vorüber wären. Als der Sohn in den Wald laufen wollte, hielt ihn der Vater zurück. Später erzählte das Kind dem Vater, es habe schön gekleidete Kinder im Walde zu jener Musik tanzen sehen; es wollte auch hinlaufen, weil sie ihm zuwinkten. Der Vater hat jedoch von allem nichts gesehen.

Mitgeteilt von Lehrer Aron zu Rimsdorf.

### 98. Die Hexe auf dem Kamin.

Auf dem Kamin (Schornstein) eines Hauses in R i m s d o r f sass jede Nacht ein junges Huhn. Ein herzhafter Bursche warf es einst mit einem Stein herunter. Beim Fallen stiess es mit menschlicher Stimme grobe Verwünschungen aus. Sofort konnte der Bursche nicht mehr von der Stelle gehen. Am nächsten Tage hatte eine alte Frau zu Rimsdorf ein Stück von der Nase weg.

Mitgeteilt von Lehrer Aron zu Rimsdorf.

### 99. Die schwarze Katze in Rimsdorf.

In einen Stall zu R i m s d o r f kam jede Nacht eine schwarze Katze. Mit ihren feurigen Augen glotzte sie zunächst die Kühe an. Dann band sie sie los, dass sie in Unordnung im Stalle umherliefen. Der Besitzer des Viehes stellte sich nun mit einer Flinte an das Kammerfenster. Als die Katze aus dem Stalle kam, legte er auf sie an und drückte ab, ohne dass die Katze es sah. Doch die Flinte versagte. Jetzt hörte sie das Knacken

des Hahnes. Sie drehte sich um und grinste ihn an. Noch mehrmals drückte er auf sie ab; aber nie ging der Schuss los. Als er dann auf einen Spatzen zielte, versagte das Gewehr nicht mehr.

Mehrere Nächte hintereinander sass auf einem Kamin eine schwarze Katze. Ein Bursche warf einst mit einem Steine nach ihr. Er traf sie, und sie fiel herunter. Am andern Morgen hatte eine alte Frau eine Wunde im Gesichte. Der Bursche aber wurde sofort nach dem Wurfe krank.

Früher liess man die Pferde während der Nacht auf den Wiesen und im Walde frei umhergehen. Als ein Mann von Rimsdorf seine Pferde eines Morgens in der Gegend von Burbach geholt hatte, führte ihn sein Weg am Kirchhofe vorbei. Mit der rechten Hand hielt er die Zügel der Pferde. Da sass auf der Kirchhofmauer eine schwarze Katze. Er gab ihr mit der linken Hand einen Schlag, dass sie herunterfiel. Da rief sie: «Hättet Du mich mit der rechten Hand geschlagen, so wollte ich Dir etwas erzählen!»

Mitgeteilt von Lehrer Aron zu Rimsdorf.

### 100. Das verhexte Füllen.

Ein Bauer zu Rimsdorf hatte einst fünf schöne Pferde und ein prächtiges Füllen. Auf dem Wege zur Tränke begegnete ihm eine alte Frau. Sie rühmte die schönen Tiere, besonders aber das Füllen. Im Stalle angekommen, legte sich dieses sofort hin und verendete. Am selben Tage verlor der Bauer auch noch die fünf anderen Pferde durch den Tod.

Mitgeteilt von Lehrer Aron zu Rimsdorf.

### 101. Die Hexe als Ferkel.

Vor vielen Jahren lief einmal jede Nacht ein Ferkel in Rimsdorf umher. Von beherzten Burschen wurde es eingefangen und in einen Stall gesperrt. Als man am andern Morgen, nachdem die Morgenglocke geläutet hatte, nachsah, war eine alte Frau im Stalle. Manche von den ältesten Personen in Rimsdorf behaupten noch jetzt, jenes Ferkel gesehen zu haben.

Mitgeteilt von Lehrer Aron zu Rimsdorf.

### 102. Das Schwärmen der Bienen.

Eine alte Frau, die als Hexe bekannt war, sollte einst einem Bauer aus Rimsdorf, der in den Acker ging, auf die Bienen achten. Sie hatte die Weisung, ihn zu holen, wenn

es einen Schwarm geben würde. Bald danach sahen andere Leute aus dem Dorfe die Alte vor dem Bienenhause herumlaufen. Dabei klopfte sie mit einem Stecken auf eine alte Giesskanne. Als der Bauer am Abend aus dem Felde kam, hingen an den Bäumen in seinem Graspargarten neun Schwärme, obwohl er nur sieben Bienenvölker besass.

Mitgeteilt von Lehrer Aron zu Rimsdorf.

### 103. Der Hase im Pitzberg.

Die Hexen trieben ihr Handwerk nur in der Zeit zwischen der Abend- und Morgenglocke. Als einst ein Bauer aus Rimsdorf mit seiner Frau früh ins Feld auf den Pitzberg ging, um Hafer zu schneiden, sass in der Furche ein Hase. Der Bauer ging ihm nach und wollte ihn mit der Sichel erschlagen. Er bekam ihn aber nicht. Da läutete die Morgenglocke. Der Hase war eben am Ende des Stückes angelangt. Als der Bauer wieder hinsah, stand die Jägermariann nackend dort. Sie sagte, sie habe sich verspätet, und bat die Leute, im Dorfe nichts davon zu sagen. Dennoch erzählte die Frau davon. Noch am selben Tage wurde sie krank. Ein Mann, der jeden Morgen früh an dem Hause der Kranken vorbeiging, traf die Jägermariann dort. Sie hatte einen Rock über sich hängen und sprang am Fenster in die Höhe um zu sehen, wie es der Kranken gehe. Dabei stiess sie Verwünschungen und Flüche aus und drohte ihr mit den Fäusten.

Mitgeteilt von Lehrer Aron zu Rimsdorf.

### 104. Die Katzenhaare in der Milch.

Einst wollte die Jägermariann in Rimsdorf in einem Hause etwas leihen. Da sie aber als Hexe bekannt war, gab man es ihr nicht. Eben wurde in dem Hause gebuttert. Doch diesmal wollte es gar keine Butter geben. Als man das Fass öffnete, war der Rahm ganz voll Katzenhaare.

Auch später fand man immer wieder Katzenhaare in der Milch. Da ging der Hausvater zu einem Hexenmeister nach Weisslingen und fragte ihn um Rat. Er gab ihm den Befehl, beim Kochen der Milch mit einer Sichel hinein zu hacken. Noch am selben Abend wurde dies getan. Als am folgenden Tage die Jägermariann am Brunnen Wasser holte, hatte sie einen ganz zerhauenen Kopf. Von der Zeit an fand man auch keine Katzenhaare mehr in der Milch.

Mitgeteilt von Lehrer Aron zu Rimsdorf.



### 105. Der Nachtwächter und die Ziegenböcke.

In R i m s d o r f hatte man früher einen Nachtwächter, der an verschiedenen Stellen des Dorfes die Stunden der Nacht auf seinem Horne verkünden musste. Einst hatte er nun etwa zehn Nächte hindurch Gesellschaft. Wenn er am letzten Hause auf dem Wege nach Domfessel um 12 Uhr blies, kamen sieben Ziegenböcke zu ihm. Sie gingen mit ihm, tanzten um ihn herum und stiessen ihn mit den Hörnern. Als er überall geblasen hatte, setzte er sich unter einen «Schopf». Auch die Ziegenböcke warteten unter dem Schopfe, bis er um 1 Uhr wieder fortging. Sie begleiteten ihn wieder bis an jenes Haus; wenn er nun aber 1 Uhr blies, verschwanden sie im Dunkel der Nacht.

Mitgeteilt von Lehrer Aron zu Rimsdorf.

### 106. Das gesattelte Pferd.

Auf dem Wege von R i m s d o r f nach Mackweiler kommt man am Höllgraben vorbei. Dort ist die Zwerbhöhle. In der Nacht soll hier ein gesatteltes Pferd stehen. Es wiehert und lockt die Leute an, die vorübergehen. Wenn sich jemand darauf setzt, so geht es mit dem Reiter an einen tiefen Abgrund und stürzt ihn dort hinab. Vor Freuden wiehert es dann. Dieses Wiehern klingt wie ein heiseres Lachen.

Mitgeteilt von Lehrer Aron zu Rimsdorf.

### 107. Die Hexe von Mackweiler.

Einst gingen Leute von R i m s d o r f zu einer Hochzeit. Vor Mackweiler begegnete ihnen ein altes graues Mütterchen. Es fragte die Hochzeitsleute: «Wo geht's hinaus?» Da antwortete eine Frau: «Wo wir heute noch nicht gewesen sind!» Da traf sie ein böser Blick der Alten. Und von diesem Augenblick an konnte sie nicht mehr gehen bis zum Beginn der Hochzeit.

Mitgeteilt von Lehrer Aron zu Rimsdorf.

## XV.

# Neue Belege für das Lebensbild des Philesius Vogesigena.

Von

**Dr. K. Klement.**

Zu den Werken des in diesem Jahrbuch wiederholt erwähnten vielseitigen Humanisten Philesius Vogesigena (Matthias Ringmann) gehört auch eine *grammatica figurata*, eine Anleitung, wie die durch geistige Arbeit ermüdeten Knaben mittels eines Kartenspieles die Regeln der lateinischen Grammatik (des Donat und des Remigius) zu wiederholen und deren Kenntnis sich zu sichern vermögen.<sup>1</sup> Dieses längst vergessene Werk war allerdings durch Oberlin im *Magasin encycl.* 1799 V, p. 321 ff. aus der Vergessenheit hervorgezogen worden, aber dann neuerdings verschollen, bis K. Schmidt es wieder in der Bibliothek von Strassburg entdeckte. Ehe jedoch Schmidt dazu kam, es gehörig anzusehen, ging das Exemplar der Strassburger Bibliothek am 24. August 1870 bei der Einnahme der Stadt zugrunde, seine Bemühungen aber, in irgend einer andern Bibliothek noch ein Exemplar dieses Buches aufzutreiben, blieben ohne jeden Erfolg: es schien also damals das letzte Exemplar dieses Werkes zugrunde gegangen zu sein. Da mir nun im Vorjahre in der Wiener Hofbibliothek ein Exemplar dieses für gänzlich verloren gehaltenen Werkes in die Hände fiel, habe ich im Jahresberichte des k. k. Staatsgymn. in Wien XIX in meiner Abhandlung «Zur Geschichte des Bilderbuches und der Schülerspiele» (Leipz. G. Fock) die *grammatica figurata* aus-

<sup>1</sup> Vgl. z. B. fol. 6b der gr. fig.: «Nos eam (d. i. grammaticam) hoc libello ita tradendam, ne dicam prostituendam, duximus, ut leviora eiusdem principia liberali quodam chartarum ludo a pueris exerceri possint».

führlich besprochen und ihre Stellung sowie ihren Wert im Anschauungsunterrichte — sie ist gewissermassen eine Vorläuferin der emblematischen Lehrmethode — entsprechend gewürdigt. Seitdem hatte ich infolge eifriger Nachforschungen in verschiedenen Bibliotheken das Glück, noch ein zweites Exemplar dieses höchst interessanten Werkes ausfindig zu machen. Es befindet sich in der k. k. öff. und Universitätsbibliothek in Prag, doch fehlen dem Prager Exemplar die Blätter 12, 13, 17, 18, 19, 24 und 25. So ist denn wohl das Wiener Exemplar das einzige vollständige Exemplar, das von dem genannten Buche noch erhalten ist.<sup>1</sup> Mit Rücksicht auf diese Seltenheit des Werkes dürfte es nicht unangenehm sein, wenn hier aus diesem Werke jene Stellen ausgeschrieben werden, die, abgesehen von anderweitigem Werte, irgend welche Schlüsse auf die Lebensgeschichte Ringmanns gestatten und so eine Ergänzung bezw. Berichtigung bieten zu den ausführlichen Darlegungen bei Schmidt Hist. litt. de l'Alsace II, p. 87 ff. und zu den Aufsätzen dieses Jahrbuches I, p. 64 ff. u. XVII, p. 127 ff.

Auf die Tätigkeit des Philesius an der Münsterschule zu Colmar bezieht sich eine Stelle, die wir lesen auf fol. 29 b. Hier heisst es mit Beziehung auf die Glocke (tympanum): «cuius officium insinuatur per quaedam carmina, cuius modi sunt ista :

Vox ego sum vitae, voco vos, orare venite  
Nunctio festa, metum, nova quaedam, flebile lethum.

Et qualia celeberrimus vir Jacobus Xylotectus decanus Colmariensis, patronus meus, pridem magnae cuidam campanae suae urbis inscribenda composuit :

Fulmina cum ventis tempestatesque nocivas  
Depellam sonitu, sit modo firma fides etc.»

Wir erfahren da den bisher unbekanntenen Namen des damaligen Dekans von St. Martin in Colmar,<sup>2</sup> einen Namen, durch den die bei Schmidt a. a. O., p. 93, Anm. 19 verzeichnete Lücke in befriedigender Weise ausgefüllt wird; das «pridem» in der ausgeschriebenen Stelle scheint darauf hinzudeuten, dass

---

<sup>1</sup> Ein drittes Exemplar der *Grammatica figurata* ist von Prof. v. Wieser auf der Kgl. Hof- und Staatsbibliothek in München aufgefunden worden; eine darnach angefertigte Faksimileausgabe der *Grammatica figurata* wird noch während der Drucklegung dieses Aufsatzes, im Verlage von Heitz & Mündel, erscheinen.

<sup>2</sup> Auch von der wegen ihrer Inschrift genannten grossen Glocke ist nach einer mir freundlichst von Dr. Ingold aus Colmar zugegangenen Nachricht dort nichts mehr bekannt. Sie scheint bei dem Brande von 1572 zugrunde gegangen zu sein.

J. Zimmermann schon lange Zeit vor 1504 Dekan von Colmar gewesen ist.

Eine andere Stelle bezieht sich auf des Philesius Reisen nach Italien. Auf fol. 11 b preist er von den modernen Dichtern den Jo. Franc. Picus Mirandulae princeps und den Mantuanus Carmelita, «*duo non dico Italiae sed totius orbis lumina (horum ego et quorundam aliorum videndi illectus amore non nego me semel atque iterum Italiam petiisse) apud quos nescio quid maius cernitur Iliade, imo Odissea atque ipsa Aeneide. Nec desunt alii ut Sedulius, Prosper, Alcimus, Arator, caeteri: de quibus omnibus non parum multa dicuntur a doctissimo viro nobisque amicissimo L. Gregorio Ziraldo in suo de poetis libro; quem nondum editum michi hoc anno Ferrariae ostendit: ubi quoque fidei meae graecam Ptolemaei geographiam in Germaniam tradidit deferendam*». — Ueberraschen muss hier die Mitteilung, dass die griechische Ptolemaeushandschrift, die Philesius im Jahre 1508 aus Italien mitgebracht hat,<sup>1</sup> ihm von Lilius Gregorius Ziraldus gegeben worden sei, während nach den Angaben der lateinischen Ausgabe des Ptolemaeus von 1513 (Strassburg Jo. Schott) bisher angenommen wurde,<sup>2</sup> dass das griechische Manuskript, das dieser durch den Fleiss des Philesius zustande gekommenen Ausgabe zugrunde gelegt ist, von Jo. Fr. Picus herrührte. Ich selbst hatte, um diesen Widerspruch zu lösen, daran gedacht, dass es sich in St. Dié um ein von dem Strassburger Plane getrenntes literarisches Unternehmen, vielleicht um eine griechische Edition des Ptolemaeus, handelte. Doch sehe ich jetzt ein, dass die einander widersprechenden Angaben über diese Angelegenheit sich auch vereinigen lassen; man muss nur folgenden Tatbestand voraussetzen. Philesius hatte zunächst, dem Wunsche seiner Auftraggeber entsprechend, seine Bitte bei Picus von Mirandola vorgebracht. Dieser nun wies ihn nach Ferrara zu Ziraldus, dem Picus ja viele Schätze seiner Bibliothek überlassen hatte (vgl. die vita des Giraldi in dessen Opera omnia). Dazu stimmt

---

<sup>1</sup> Die grammatica figurata, die nach dem Briefe Luds an den Bischof Hugo de Hasardis Ende März 1509 schon fertig war und dem Ph. nicht viel Zeit gekostet haben soll, kann, wenn auf das «hoc anno» der ausgeschriebenen Stelle Rücksicht genommen werden soll, wohl erst ganz gegen Ende 1508 in Angriff genommen worden sein.

<sup>2</sup> Hauptsächlich wohl wegen folgender Stelle, die in der Widmung der gen. Ptolemaeusausgabe an Kaiser Maximilian enthalten ist: «*Generosus ille Comes Mirandulae d. Fr. Picus . . . . Maiestati Caesareae ratus rem non ingrati esse facturum: ex penetralibus Graecorum exemplar selectum ad nos dedit.*» Selbstverständlich haben diese Worte Aesslers keinen Wert gegenüber den anderen Belegen in dieser Sache.

einerseits die an sich unbestimmt gehaltene Angabe in dem Briefe des Picus an Aessler und Uebelin,<sup>1</sup> andererseits eine Stelle in dem Briefe des Ziraldus an Philesius, sofern diese strenge gedeutet wird.<sup>2</sup> Nachdem so Philesius in Ferrara das griechische Exemplar des Ptolemaeus in Empfang genommen hatte, brauchte er sich nicht erst, wie Schmidt, a. a. O., p. 117 meint, nach Novi zu begeben, sondern konnte sich, wie es wirklich in dem Anfange des eben genannten Briefes von Ziraldus erzählt wird, von Ferrara bereits nach Venedig wenden, um nach Deutschland zurückzukehren. Der vom 29. August in Novi datierte Brief des Picus an Aessler scheint also erst mehrere Tage nach der Zusammenkunft zwischen Philesius und Picus geschrieben zu sein.

---

<sup>1</sup> Er findet sich in der genannten Ptolemaeusausgabe auf der Rückseite des Titelblattes und enthält folgende Stelle: «illi ipsi (nämlich dem Philesius) ad vos data est graeca Ptolemaei Geographia»; von wem die Handschrift dem Philesius gegeben wurde, ist hier eigentlich nicht gesagt.

<sup>2</sup> a. a. O. auf der letzten Seite vor der Kartenfolge: «. . . id quod etiam vel ex ipsius Ptolemaei exemplari perspicies in primo volumine». Z. muss also selbst diese Ptolemaeushandschrift gekannt und nunmehr in den Händen des Philesius gewusst haben. — Dieser am 23. Aug. 1508 in Ferraria geschriebene Brief beginnt mit den Worten: «Cum hinc Venetias versus profisceris . . . »



## XVI.

# Die Illzacher Jäger.

Mitteilung

von

**Ernst Martin.**

Unter den Zetteln von August Stöber, welche wir durch die Güte seiner Verwandten für das Wörterbuch der Elsässischen Mundarten haben verwerten dürfen, fand sich auch folgende Notiz:

**Bürß**, f. Birsch, Jagd. «Den Illzachern ist ihr gefangen Wiltpret widerumb auß den häfen genommen worden, da sie doch gemäinet, sie seyen Eidgnossen, denen die freie bürß erlaubt». Petri 219. — Die Illzacher hatten nämlich in Junker Hans von Haus «höltzeren» einen Hirsch gefangen und unter sich geteilt; das Jahr ist nicht angegeben; die Zeit: Ende des 15. Jahrhunderts. Die losen Mülhauser haben darauf ein Spottlied auf die Illzacher Jäger gemacht, das jetzt noch, wiewohl auf neuere Verhältnisse anklingend, gesungen wird; es beginnt: «Do kumme die Illzigker Jäger».

Mit dem Wunsche über dies Lied Näheres zu erfahren, wandte ich mich an den sachkundigen und sehr gefälligen Herrn E. Fallot in Mülhausen, und erhielt von ihm die dankenswerte Auskunft vom 15. Herbstmonat 1903:

«Habe eine Razzia ausgeführt über alle Gebiete wo gedacht werden konnte, dass Spuren der Illzacher Jäger zu finden

wären. Ich freue mich Ihnen alles in allem senden zu können den Auftrag angehend mit dem es Ihnen beliebte mich zu beehren.

D Ilzigär Iaağär.

- Musik. 1. = 1. Iäz khämä diä Ilzigär Iaağär  
1. = Mit irä shpizigä Daagä:  
2. = Traa, ra, ra, ra, ra!  
3. = Dr Gaaiälä un dr Liivägüät,  
3. = Diä traagä Faadärä n uf äm Hüät;  
4. = Iäz khämä diä Ilzigär Iaağär:  
5. = Traa, ra, ra, ra, ra!  
4. = Vas sîn das, färdam mi, fir Faagär!  
5. = Traa, ra, ra, ra, ra!
1. = 2. Iäz khämä diä Ilzigär Iaağär  
1. = Mit irä shpizigä Daagä:  
2. = Traa, ra, ra, ra, ra!  
3. = D Frai Niifänäkär am Oowärtoor  
3. = Hat Äpfälpuzä n im Oofäroor;  
4. = Iäz khämä diä Ilzigär Iaağär:  
5. = Traa, ra, ra, ra, ra!  
4. = Vas sîn das, färdam mi, fir Faagär!  
5. = Traa, ra, ra, ra, ra!
1. = 3. Iäz khämä diä Ilzigär Iaağär  
1. = Mit irä shpizigä Daagä:  
2. = Traa, ra, ra, ra, ra!  
3. = Dr Tambärmashoor fo Vitänä  
3. = Mit sim färshisänä Khitälä;  
4. = Iäz khämä diä Ilzigär Iaağär:  
5. = Traa, ra, ra, ra, ra!  
4. = Vas sîn das, färdam mi, fir Faagär!  
5. = Traa, ra, ra, ra, ra!

1.



Jetz kä - me die Ill - zi - ger Ja - ger,  
mit ih - re spit - zi - ge Da - ge,

2.

3.



tra - la - la - la - la. Der Gei - a - la un de  
tra - la - la - la - la. Die tra - ga Fa - dra

4.



Lie - we - guet. }  
 uf 'm Huet. } Jetz kä - me die Ill - zi - ger

5.



Ja - ger, tra - la - la - la - la

Die Musik wurde nach gesungener und gespielter Weise, von Herrn Lehrer Julius Woerner notiert; als bewährter Gesangdirigent hat er nach bestem Vermögen dem alten Volkslied dienen wollen.

Die Illzacher Jäger versetzten mich wieder in die Kinderzeiten wo sie mir zum erstenmal zu Ohre kamen; es tauchte mir sogar das Haus wieder im Gedächtnis klar auf vor dem Hans und Julius Fiechter und ihr Vetter Haury mir sie vortrugen, Haus der Grosseltern des Letztgenannten, das in jetziger Zeit als Eigentum eines Illzachers Herrn Schoen zu dessen Hintergebäude umgewandelt wurde. Die dritte Strophe ist eine Neckspitze gegen die Wittenheimer Rekruten und ihren einstigen Anführer. Obertor in der zweiten deutet auf Mülhausen. Doch kenne ich sie seit ungefähr 1847, alle drei; habe aber auch nicht mehr erfahren. Das Lied ist allgemein bekannt in Illzach, bei jung und alt und in gewissen Kreisen der Stadt, hat sich besonders als Rekrutenlied lebend fortgepflanzt, daraus zu folgern ist, dass der knappe Text dennoch erschöpfend wiedergibt was existiert hat. Wie wäre zu erklären sonst, dass bei all' dieser Jugend nie einer mit was vom übrigen ans Licht träte? Gubert Steinbach 78 Jahre alt, ein aufgeweckter, schlauer, rüstiger Greis, Ratscherr im Orte hat auf sein Gewissen nie mehr gehört, weiss auch nichts von Urheber, Veranlassung oder Entstehungszeit; dasselbe äusserten alle Glieder dieser Familie die mit den Geyelin verschwägert ist. Eine Variante gibt Foogäl statt GAaiälä, ist aber nicht beliebt und bringt dem Rhythmus eine Sylbe zu wenig. Geyelin, Vogel, Liebengut und Niefenecker sind urillzacherische Namen leidenschaftlicher Järgergeschlechter.»

Weiter schrieb mir Herr Fallot, dass er Stöbers Anknüpfung an ein Ereignis des 15. Jahrhunderts nicht für wahrscheinlich halte, vielmehr glaube dass das Lied Körners Lützows wilde verwegene Jagd, von der 1815 die deutschen Truppen gesungen haben möchten, parodierte und, in der Tat erinnert Rhythmus und selbst die Melodie teilweise an unser deutsches Lied.

## XVII.

# Chronik für 1903.

1. Februar: Einweihung des Sangerhauses zu Strassburg.

15. Februar: Stirbt Josef Bretzl (Dichternamen J. Reginus) Regierungssekretar bei der K. Steuerverwaltung in Strassburg, geb. 29. Aug. 1845 zu Regen a. Wald. Seine «Gedichte» erschienen 1903.

17. April: Louis Schützenberger, Maler, stirbt 78 Jahre alt zu Strassburg.

1. Mai: Die Ausstellung elsässischer Künstler im Schloss zu Strassburg wird eröffnet.

21. Mai: Der Kaiser in Strassburg und auf der Hohenkonigsburg.

18–23. Juli: XLVIII. Wanderversammlung des deutsch-österreichischen Bienenzuchtervereins zu Strassburg.

23–28. Juli: VII. internationale Erdbebenkonferenz zu Strassburg. Gründung der internationalen Seismologenassoziation.

10. August: In Mülhausen stirbt Prof. Dr. C. W. Faber aus S. Lambrecht in der Pfalz, 61 Jahre alt, Oberlehrer an der Realschule, Mitbegründer des «elsäss. Theaters».

10–12. September: XVI. deutscher Anwaltetag in Strassburg.

20. September: Historische Ausstellung von Waffen im Schloss zu Strassburg wird eröffnet.

1. Oktober: Eröffnung der katholisch-theologischen Fakultät an der Universität Strassburg.

13. Oktober: Wirkl. Geheimer Rat Dr. von Schlumberger in Gebweiler legt infolge seines leidenden Zustandes sein Mandat zum Landesauschuss nieder und tritt damit von dem 25 Jahre lang geführten Präsidium des Landesauschusses zurück.

21. Dezember: Fürstin Leopoldine zu Hohenlohe-Langenburg, Gemahlin des kaiserlichen Statthalters, geborene Prinzessin von Baden stirbt in Strassburg.

## XVIII.

# Sitzungsberichte.

## 1. Vorstandssitzung

am 8. November 1903, vormittags 10<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr, im germanistischen Seminar der Universität.

Anwesend die Herren Harbordt, Lempfrid, Lienhart, Luthmer, Martin, Menges, Mündel, Renaud, Schricker, Stehle. — Entschuldigt die Herren Francke, Kassel, Wiegand. — Verreist: Euting.

Nach Vorlegung einiger eingegangener Drucksachen sowie einer Einladung des Zweigvereins nach Nürnberg von dem Verein zur Geschichte der Stadt Nürnberg, für welche der Vorsitzende seiner Zeit schriftlich gedankt hat, teilt letzterer mit, dass der historisch-literarische Zweigverein einen Bestand von 2868 Mitgliedern habe und dass es demnach angezeigt sei, von dem nächsten Jahrbuch 3000 Abzüge herstellen zu lassen.

Die für das nächste Jahrbuch bereits eingelaufenen Arbeiten werden zur Durchsicht und Beurteilung an einzelne Vorstandsmitglieder verteilt.

Herr Direktor Dr Luthmer bemerkt, dass in den letzten Jahren der Sitzungstag vielfach zu spät bekannt geworden sei: der Vorsitzende weist darauf hin, dass satzungsgemäss der zweite Sonntag im November dafür angesetzt sei.

Es folgt darauf die

## Allgemeine Sitzung.

Der Vorsitzende begrüsst die Versammlung und erstattet Bericht über das abgelaufene Geschäftsjahr. Sodann erklärt er sich bereit, mit Herrn Chr. Schmidt die Prüfung der Rechnung zu übernehmen und später darüber zu berichten.



Eine Einladung zur allgemeinen Versammlung der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, welche dieses Jahr in Erfurt tagten, konnte leider diesmal nicht Folge gegeben werden.

Zu dem Punkt der Tagesordnung betr. Neuwahl des Vorstandes dankt Herr Geheimrat Hering dem bisherigen Vorstände zunächst für seine Mühewaltung im abgelaufenen Geschäftsjahre und schlägt der Versammlung vor, den Gesamtvorstand durch Zuruf wieder zu wählen. Da ein Gegenvorschlag nicht gemacht wird, nimmt der Vorsitzende im Namen der übrigen Vorstandsmitglieder die Wiederwahl dankend an.

Herr W. Teichmann hielt sodann seinen angekündigten Vortrag über «Elsässische Volkslieder», an den sich eine lebhaftige Aussprache mehrerer Mitglieder anschloss, die zu dem Schlussergebnis führte, dass aus dem Schoss der Versammlung ein Ausschuss bestehend aus den vier Mitgliedern HH. Prof. Henning, Schulrat Stehle, Buchhändler Mündel und W. Teichmann gewählt wurde, der nach Zuwahl eines fünften musikalischen Mitgliedes zunächst vorläufige Schritte zur Sammlung elsässischer Volkslieder behufs späterer Veröffentlichung tun und in der März-sitzung darüber Bericht erstatten soll.

## 2. Vorstandssitzung.

am 2. März 1904, nachmittags 3 Uhr, im germanistischen Seminar der Universität.

Anwesend die Herren Euting, Francke, Harbordt, Kassel, Lienhart, Luthmer, Martin, Menges, Mündel, Wiegand. — Entschuldigt: Lempfrid, Renaud, v. Schlumberger, Stehle.

Der Vorsitzende, Herr Prof. Dr. Martin, teilt den Inhalt eines Schreibens Sr. Exzellenz des Herrn Staatssekretärs mit, laut welchem der 300-Mark-Zuschuss zu den Druckkosten des nächsten Jahrbuchs vom Kaiserlichen Statthalter wieder bewilligt worden ist.

Ein Gesuch des Taunusklubs, welcher mit dem Verein in Schriftenaustausch zu treten wünscht, ferner ein solches des Herrn Konservators Wolff-Strassburg, welcher um die ihm fehlenden Jahrgänge des Jahrbuchs für das Denkmalarchiv bittet, wird einstimmig angenommen.

Die für das nächste Jahrbuch vorliegenden Arbeiten werden im einzelnen besprochen, ein Ueberschlag des Umfangs desselben wird aufgestellt und die Reihenfolge der Arbeiten festgesetzt. Der Vorsitzende verliest die aufzunehmende Chronik für 1903

und teilt mit, dass die zufolge Beschluss der Novembersitzung verschobene Rechnungsprüfung über das verflossene Geschäftsjahr mittlerweile stattgefunden habe, und dass alles in Ordnung befunden worden sei. Dem Schatzmeister wird auf seinen Antrag Entlastung erteilt.

Zum Volksliederunternehmen teilt Herr Mündel mit, dass bereits eine grosse Anzahl Lieder zusammengekommen sei; auch Herr Kreisschulinspektor Menges besitzt bereits über 100, z. T. mit den Singweisen.

Schluss der Sitzung: 3 Uhr 50.

---

### Berichtigungen zu Jahrgang XIX.

S. 6 Z. 8 tilge das Fragezeichen.

S. 86 Z. 2 und 26 anstatt «Magdeburg» l. «Merseburg», ebenso Z. 21 anstatt «unter anderen» l. «in Merseburg».

---

1  
2  
3

Emerson University Library



32101 071955635

